S. F.

Die neue Rundschau

XVter Jahrgang der freien Bühne

Erster Band

1904

Berlin / S. Fischer / Verlag

LIBRARY
MAR 31 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

AP
30
N5
1904
Bd 1

Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte:

Seite

Richard Dehmel, Der kleine Held 98
Richard Dehmel, Sprüche 758
Guſtaf af Geijerſtam, Kriſtins Myrte 456
Gerhart Hauptmann, Das Hirtenlied 1
Hermann Heſſe, Aus Venedig 615
Georg Hirſchfeld, Drei Gedichte 502
E. Graf Keyſerling, Schwüle Tage 552
Thomas Mann, Ein Glück 85
Wilhelm Schmidt-Bonn, Schlaraffenland 653
Arthur Schnitzler, Der tapfere Caſſian 227
Emil Strauß, Kreuzungen 41, 140, 277, 402
Auguſt Strindberg, Einſam 361
Jakob Waſſermann, Sara Malcolm 175

Aufſätze:

Carl Albr. Bernoulli, Moderne Chriſtlichkeit 444
Eduard Bernſtein, Sozialiſtiſche Syſteme 385
Oskar Bie, Maskenzüge 586
Eberhard v. Bodenhauſen, Aufgaben der Kunſtgeſchichte . . 542

Seite
Wilhelm Bölsche, Zukunft der Menschheit 27
J. J. David, Werkstattgedanken 744
Arthur Eloesser, Neue Bücher 691
Hugo v. Hofmannsthal, Ueber Gedichte 129
Rudolf Kaßner, Poeta christianissimus 622
Alfred Kerr, Der einsame Weg 504
Alfred Kerr, Neue Schauspielkunst 94
Ellen Key, Die Mütterlichkeit in der Gesellschaft 319
Ellen Key, Ueber Liebe und Ehe 73
Max Liebermann, Die Phantasie in der Malerei 372
Maurice Maeterlinck, Beim Tode eines jungen Hundes . . 165
Maurice Maeterlinck, Der Oelzweig 513
Max Osborn, Denkmäler 217
Max Verworn, Naturwissenschaft und Weltanschauung . . 641

Briefe, Reisen, Memoiren:

Georg Brandes, Lebenserinnerungen 188
Aufzeichnungen des Arbeiters Karl Fischer 343
Knut Hamsun, Kaukasusreise 523, 715
Ein Brief von Otto Nicolai 701
Briefwechsel zwischen Ritschl und Nietzsche 257, 474

Rundschau:

Aus dem Porzellan-Säkulum 634
Brief von Eugen d'Albert 252
Chronik des Dramas 254, 637
Das Bildnis Dorian Grays 381
Das Buch einer Zeitströmung 765
Das kleine Welttheater 125
Der technische Sinn 127

Seite
Die große Paſſion 248
Francisco de Goya 382
Gottes Schatten 122
Pſychologie des Verbrechers? 383
Rhythmus und Muſik 632
Schmerzen 509
Thiers und Bismarck 510
Um den Kernpunkt der Marxſchen Lehre 762
Wie ich es ſah 767

Schmuck der Hefte von Franz Chriſtophe, J. V. Ciſſarz, A. de Karolis, Carl Schnebel, Karl Walſer und E. R. Weiß.

Das Hirtenlied
von
Gerhart Hauptmann

Erſter Akt

Der arme Künſtler liegt auf dem Ruhebett ſeines Arbeitsraums. Ein ſtarker, männlicher Engel tritt aus dem Mittelvorhang, der dieſen Raum teilt:

Der Künſtler:
Was willſt du?
Der Engel:
Warum liegſt du trüb und faul
auf deinem Lager, ganze Tage lang,
und rührſt dich nicht?
Der Künſtler:
Mich hungert! ich bin ſchwach!
Der Engel:
Steh auf! geh aus! und ſuche dir dein Brot!
Der Künſtler:
Ich mag nicht!
Der Engel:
Wer zu träg iſt, aufzunehmen,
was Gott der Herr zur Nahrung ihm beſtimmt ...
Der Künſtler:
Das Brot, das in dem Kot der Straße liegt,
iſt mir zum Ekel. Bücke ſich, wer will,
es aufzuheben. Weiß mir Gott im Himmel
nicht reinere Speiſe, meid ich ſeinen Tiſch.
Der Engel:
Du ſündigſt!
Der Künſtler:
Nein. Gott ſündigt, und nicht ich.
Der Engel:
Du läſterſt!
Der Künſtler:
Nein, Gott läſtert, und nicht ich.

Wo hat ihm einer treu wie ich gedient?
Ich hab ihm rein bewahrt die reine Flamme,
warum versagt er mir das heilige Öl?
Mit Talg von Schweinen mag ich sie nicht nähren.

Der Engel:

Was Gott gereinigt, mache du nicht unrein!

Der Künstler:

Was willst du und wer bist du?

Der Engel:

Ich? Dein Engel!

Der Künstler:

Mein guter Engel?

Der Engel:

Ja!

Der Künstler:

Darf ich dir's glauben?

Der Engel:

Betrachte mich vom Scheitel zu den Füßen:
Du findest weder Falsch noch Fehl an mir.

Der Künstler:

Du bist ein Spuk, nichts weiter! Sieh: ich liege
vor Hunger fiebernd und vor Dunkelheit,
allein, vergessen unter Staub und altem
Gerümpel, und da malt mein armes Hirn
dich in die Leere.

Der Engel:

Fasse meine Hand!

Der Künstler:

Warum? sie scheint mir stark, doch ist sie's nicht.

Der Engel:

Du kennst sie nicht!

Der Künstler:

Du spottest! wäre sie
nicht schwach und unnütz, deine Engelshand,

wie läg ich hier geschlagen und entnervt?
Nein, nein! nur fort! du hohles Trugbild, fort!

Der Engel:

Ich bin kein Trugbild!

Der Künstler:

Aus der wüsten Gährung,
der großen Babel bist du aufgestiegen,
aus Blasen, giftgen Dämpfen, was weiß ich!
Hör, wie sie tost, die Stadt, die mich begräbt,
mich und mein reines Licht!

Der Engel:

Du irrst, mein Freund!

Der Künstler:

Spuk! hebe dich hinweg! Schreib meinethalb
dein „Mene mene tekel" an die Wand!
Mich schreckst du nicht. —

Der Engel:

Steh auf, der Frühling kommt.

Der Künstler:

Du machst mich lachen!

Der Engel:

Und das will ich tun!

Der Künstler:

Du machst mich bitter lachen. Sprichst du nicht,
als wärest du die Macht und Herrlichkeit?
Erborgte Majestät von meinen Gnaden!
Leb nur ein Weilchen, meinethalben, Freund!

Der Engel:

Fühlst du es nicht von meinen Flügeln strömen
wie Duft von Blumen, die am Wasser tändeln?
Siehst du das Wasser nicht durch Wiesen sprudeln?
in schmaler Rinne, über blanke Steinchen?
Sieh dort, ein Veilchen! Sieh, ein Gänseblümchen!
Leg dich dort nieder, dort, am trocknen Hang,
wo leis umher, doch trunken, kaum erwacht,
ein Molkendieb sich tummelt in der Sonne.

Der Künstler:

O ferne Heimat! weißer Schmetterling!
O Frühling! Land der Jugend! Land der Freiheit!

Der Engel:

Was säumst du noch? steh auf und folge mir!

Der Künstler:

Ins Grab?

Der Engel:

In deine Heimat folge mir!

Der Künstler:

O Gabriel! — denn also tauf ich dich,
weil wie Verheißung deine Worte brennen
in meinem Herzen — ob ich es auch weiß,
daß du nichts bist, nichts sagst, als was du lügst ...
O Gabriel, Phantom, ich kenne besser
den Weg, den, tret ich einmal hier hervor
aus meiner finstren Kammer, ich muß pilgern:
Durch abgelegne Gassen muß ich schleichen,
in Keller kriechen, die nach Fusel duften,
muß Speise schlingen, die mich ekelt, muß
Gestank, verdorbne Dünste in mich atmen.
Dort, wo die Pest des Lasters ewig frißt,
Verworfenheit Gott schändet, wo der Mensch,
ein viehisch Zerrbild, sich im Schlamme wälzt,
ist meine Wohnung: dorthin führt mein Weg.

Der Engel:

Du irrst!

Der Künstler:

Da hast du recht. Ein Labyrinth
umgibt mich diese Stadt, darin ich nun
seit zwanzig schweren, leeren Jahren irre.
Die Gänge sind von scharfem Qualm erfüllt.
Hier gleicht die Nacht dem Tag, der Tag der Nacht.
Hier sind der Schrei der Lust, der Schrei des Wehs
zwei Brüder: Zwillingsbrüder! mehr als das:
ganz eins sind beide, unzertrennlich eins.
Und immer gellt der eine, gleiche Schrei
gehetzter Kreatur! Schlaf ist nicht Schlaf!
Wachen nicht Wachen! und der Friede ist
ein altes, totes Wort, das nicht mehr gilt.
Such ihn, den Frieden, Engel Gabriel,
und bring ihn mir! Vergebens gehst du aus:

du wirst nicht auf dem Markt, nicht in den Gassen,
nicht in den Kirchen, noch in den Palästen
die weiße Taube finden, die du suchst.

Der Engel:

Vertraue mir! Die Stadt hat Tore. Komm!

Der Künstler:

Gib mir die Hand, dies war ein Wort, das gilt.
Ja, führe mich, du lieber Friedensfürst —
denn jetzt erkenn ich dich — zu meiner Pforte.
Öffne sie leise und entlaß mich lind.
O könnt ich dir vertrauen! Sieh, ich selbst,
wie Kork auf einem breiten, wilden Strom,
bin willenlos. Ich kann den Mut nicht finden,
den mancher fand, den letzten Mut ins Freie.
So oft ich in Bereitschaft mich geglaubt,
den Torgriff in der Hand, bebt ich zurück.

Der Engel:

So komm, vertraue mir!

Der Künstler:

Ich kann nicht! geh!

Der Engel:

Was hält dich noch?

Der Künstler:

Mein Werk.

Der Engel:

Was für ein Werk?

Der Künstler:

Das Werk, darum ich lebte.

Der Engel:

Lebtest du
um eines Werkes Willen?

Der Künstler:

Allerdings!
Was denn rechtfertigt mich, wenn nicht mein Werk?

Der Engel:

Rechtfertigen vor wem?

Der Künstler:

Vor meinen Brüdern.

Der Engel:

— Die du zurücklässt in der Stadt der Schmerzen,

sie fragen nicht nach dir und deinem Werk.
Geh nur von ihnen, Mann! so wie du kamst!
Sie wissen nichts von dir und deiner Schuld.
Komm nur!

Der Künstler:

Noch nicht. Phantom, heb dich hinweg!
bedarf ich deiner, sprech ich deinen Namen.
Du kamst zu früh! du bliebst zu lang! Nun geh!
Ich wische dich von meiner Tafel aus,
wie Linien aus Kreide, die ich zog.
Noch stehst du? willst du mehr sein, als du bist?
Die Zeiten sind vorüber, wo die Engel
des Herrn wie gleich und gleich gewandelt sind
unter uns Menschen.

Der Engel:

Wieder irrst du!

Der Künstler erhebt sich, traumwach, tritt zur Staffelei:

Nun!
wenn du nicht weichen willst, steh denn, Phantom!
Steh still, auf daß ich dich mit meinem Pinsel
auf diese Leinwand banne.

Der Engel:

Sag, was malst du?

Der Künstler:

Rahel am Brunnen!

Der Engel:

Armer, armer Mann!
Wie willst du malen, was du nie gesehn?
was weißt du von dem frischen, starken Weinstock
im Garten Israel? Vergebens langst du
nach seinen jungen Trauben. Deine Seele,
so sehr sie schmachtet nach den Himmelssüßen,
so brünstig sie verlangt, kennt sie doch nicht.
Rahel war schön ....

Der Künstler:

Ich weiß!

Der Engel:

Was weißt du? nichts!
Sie war, daß, wer sie sah, sich niederwarf

vor Gott, anbetend, stammelnd, ganz zerknirscht.
Sie war ein Weib ...

Der Künstler:

Ich habe sie erblickt,
einmal, in meinem Traum!

Der Engel:

Rahel war schön ...
so schön, daß deine Träume sich erleuchten
von ihrem Schatten. Dieses Schattens Schatten
auf deiner Leinwand wäre Glücks genug:
Doch er versagt sich dir.

Der Künstler:

O Rahel! Rahel!

Der Engel:

Du seufzest! sieben Jahre diente Jakob
um Rahel, und die Jahre däuchten ihm
wie Tage, also hatte er sie lieb.
Und nie hat Gott der Herr ein Menschenkind
höher begnadet, als er Jakob tat
mit diesen sieben Jahren.

Der Künstler:

Rahel! Rahel!
um deines Schattens Schatten dien ich nun
dreifach die Zeit, als Jakob, hoffnungslos.

Der Engel:

Um Rahel dient ihr alle!! Ja, so ists!
um Rahels Schatten. — Dieser Zeiten Sturm
und Krieg ist Krieg und Sturm um ihretwillen.
Doch Rahels Schatten flieht, indeß sie kämpfen:
Er flieht und flieht! Betrogner! folge mir!
Worum du harrst und harrst, das ist nicht hier.
Ich aber führe dich ins Land der Träume,
der bunten Wolken, deren Mutterschoß
allein uns geben kann, wonach wir schmachten.

Der Künstler:

Mit Träumen ward ich schon beschenkt genug,
o Gabriel! das bunte Rauchgeschwele
beklemmt mir Herz und Hirn, erstickt mein Haupt.
Willst du mich führen, leite mich ins Helle!

ins klare Sonnenlicht des frischen Tages!
Mit Träumen schreckst du mich. Laß endlich mir
den starken Morgen alles Traumgewölk
durchtrennen! Gib mir jenes ganze Sein,
das keines Traums bedarf.

Der Engel:

Tor, der du bist!
Das Sein, das keines Traums bedarf, heißt Tod.
Blick um dich!

Finsternis. Allmähliche Verwandlung.

Der Künstler:

Wo denn sind wir? sage mir —
Bist du mir noch zur Seite, Gabriel?
wie lange, sag mir, sollen wir noch wandern?

Man erblickt die Gestalten des Engels und des Künstlers wie die zweier Wanderer zuweilen hervortreten. Der Engel ist Führer.

Der Engel:

Im Osten, tief, ob fernen Hügeln, sieh,
ein schmaler Wolkenstreif, der sich durchhellet.
Dort steigt uns bald das große Licht herauf,
das einen neuen Tag uns muß gebären.

Der Künstler:

Mich dürstet! ich bin müde! Laß uns rasten!
Die Nacht war lang und steinigt ist der Weg.
Wir haben rauhe Klüfte überstiegen,
einsame Pässe, Gletscher, und durch Ströme,
die kalt und tosend aus den Felsen brachen,
sind wir geschwommen. Meine Zähne klappern
im Frost. Bald wieder wird in heißen Wellen
Glut mich durchdringen, die mich ganz ermattet.
Ich bleibe hier! ich will nicht weiter gehen!

Der Engel:

Wohlan! so diene uns zur Ruhestätte
auf jener Halde ein bemoster Stein.
Ich lasse dich aus einer Quelle schöpfen,
die manch Jahrtausend jene Stätte heiligt.

Gar viele Wandrer Himmels und der Erden
hat sie erlabt: erlabe sie nun dich.
Und — Jakob! Strecke deine Hände aus:
die Frucht des Feigenbaumes über dir
wartet auf dich, daß du sie nimmst und issest.

Die Szene verändert sich. Im allmählichen Tagen sieht man den Künstler und den Engel an einem Felsenquell sitzen. Aus dem Felsen über ihnen ist ein mächtiger Feigenbaum herausgewachsen. Sonst eine Ferne von Wiesen und sanften Hügelungen. Gruppen uralter Bäume.

Der Künstler:

Herr, hier ist gut sein! — Sieh, ich wußte nicht,
daß du hier weilest, Herr! — O Gabriel!
Freund du und Mittler! Habe Dank! Ich bin
geborgen hier, ich fühls, nah dem Allgütigen!
bin heimgekehrt! zum Brunnen meines Vaters.
Und er, mit seiner Hand, von Ewigkeit
getreu, reicht mir den Becher, schenkt mir Früchte
voll heißen Lebens. Nun, ich küsse sie:
Die Früchte küß ich und den Becher küß ich
und falle reuig auf mein Angesicht.

Morgenröte.

Der Engel:

Ich aber recke hoch in Gottes Frühe
das Schwert. Entfach es sich am Himmelsfeuer
zum Flammenzeichen dieser jungen Welt!
Denn, Bruder, wo dies Schwert uns nicht mehr brennt,
so ist des Blinden leere Augenhöhle —
vergleichst du sie mit unsrer Blindheit — Licht!
ein Quell des Lichtes! Reichtum! Segen! Gnade!
Horch, Herdenglocken!

Der Künstler:

— Nichts! zu meinem Ohre
dringt deine Stimme, meine, sonst kein Laut.
Von solcher Stille hab ich nie gewußt.
Verlassne Wiesenflächen, grün gebreitet.
Gewaltge Wälder Laubes, über Stämmen

von Riesenmassen. Haine, welche beben
und schillern, wenn das junge Blattgewölk
ein Lüftchen regt. — Hier möcht ich Hütten bauen!!!
Wo blickst du hin?

Der Engel:

Auf jene Herde dort,
die, langsam wandelnd, immer höher grasend,
am weichen Hügel, sich zum Brunnen nähert.

Der Künstler:

Wo?

Der Engel:

Dort! und hörst du nun die Glocken?

Der Künstler:

Ja,
nun hör ich Glocken. Kühe wandeln dort,
vom braunen Stier geführt, der, tief gesenkt
den schwarzen Nacken, schwer sich aufwärts grast —
Und unten seh ich Hirten. Sage mir:
wie heißt dies Land und wer bewohnt es?

Der Engel ruft durch die Hände:

Hört,
ihr Hirten! Hier, ein Mann, unkund der Gegend,
fragt, wer ihr seid, woher des Wegs ihr zieht,
und wie das Land sich nennt, darauf ihr weidet?

Der Künstler:

Ich höre sie lachen.

Der Engel:

Warum lacht ihr? sprecht! —
weil ich ein Engel bin und sie befrage.
Geduldet dich! — schon hör ich nah und höher
die Herde schnauben. . .

Zwei junge Hirten kommen.

Richte nur getrost
dein Wort an sie.

Der Künstler:

Wer seid ihr?

Erſter Hirt:

Hirten Labans!

Der Künſtler:

Wie heißt dies Land?

Erſter Hirt:

Meſopotamien!

Der Engel:

Du ſiehſt mich fragend an und faſt beſtürzt:
Was dieſe Männer ſagen, darfſt du glauben.
Wie geht es Laban, eurem großen Herrn?

Erſter Hirt:

Es geht ihm wohl.

Der Engel:

Und Rahel?

Erſter Hirt:

Rahel? ei!
kein Füllen iſt ſo wild und ſo geſund
in Labans Herden.

Zweiter Hirt:

Wenn du warten willſt,
ſie bringt die Lämmer hinter uns zur Tränke.

Der Engel:

Ich kann nicht warten: meine Zeit iſt um.
Leb wohl nun — Jakob! du bedarfſt fortan
nicht mehr des Führers. Wohlgeleitet ſind
die Kinder dieſer jugendlichen Triften.
Zum Vater dieſes Gartens eil ich auf,
deß ſtarkes Herz euch liebt, deß mächtger Arm
euch ſchützt, in deſſen Hut die Herden weiden.

Der Künſtler, dem entſchwindenden Engel nachblickend.

Er wirft ſich in den Raum! Die Flügel breiten
ſich aus, wie Segel. Ruhig trägt er ſich
fort, über Täler, Flüſſe, höchſte Wipfel,
und eilig folgt ſein Schatten übers Erdreich.

Erſter Hirt:

Woher denn kommſt du, Fremdling?

Der Künſtler:

Fragſt du mich?

Zweiter Hirt:

Wir hätten gern gewußt, woher du stammst.

Der Künstler:

Wißt ihr, was Träume sind? Ihr schüttelt beide
die braunen Köpfe. Nun, was hilft es mir,
wenn ich euch sage, daß ich aus dem Lande
der Träume stamme.

Erster Hirt:

Wohin pilgerst du?

Der Künstler:

Ich bin am Ziel. Ich höre singen . . .?

Zweiter Hirt:

Rahel,
mit ihres Vaters Lämmern, kommt zur Tränke.
Heil, Tochter Labans!

Der Künstler:

Rahel, nahst du dich?

Rahel erscheint.

Rahel:

Ana und Magdiel, ich suche euch!
Ihr hütet schlecht. Die Tiere eurer Herden
zerstreuen sich und suchen Wasser: tränket
sie doch!

Erster Hirt:

Wir warten deiner Brüder, Rahel!
Wir sind die Schwächsten nicht, doch ihrer zwei
bewegen nicht den Stein von dieser Tränke.

Rahel:

Die Schwächsten seid ihr nicht, doch seid ihr schwach!
Was aber soll geschehn? Die Lämmer schreien
und wollen trinken.

Der Künstler, plötzlich mit Entschiedenheit:

Locke, Tochter Labans,
die Schafe! ich indessen will den Stein
vom Wasserbrunnen wälzen. — Hirten, treibet
doch euer Vieh zusammen und alsbald
heran zum Wasser, nach den Schafen Rahels.
Denn neue Herden schwimmen aus der Ferne
hierher und wollen trinken. Sputet euch!

auf daß der Zug nicht stocke, ein Gedränge
wohl gar entstehe, wo der Stier das Lamm
zertritt und sich die Schafe quetschen, eins
das andre überdrängend. Geht und eilt!

Erster Hirt:

Erst laß uns sehn, wie dir gelingen will,
was einem Engel Gottes einst mißlang.

Der Künstler:

Wohlan!

Er wälzt den Stein vom Brunnen.

Nun fort! und tut, wie ich befahl!

Die Hirten entfernen sich mit Zeichen des Entsetzens.

Rahel:

Ich heiße, starker Fremdling! dich willkommen,
denn, wie es scheint, du bist uns gut gesinnt.
Wenn dir's beliebt: zu meines Vaters Zelten
geleit ich dich, sie sind nicht fern von hier
in einem Schattengrunde aufgeschlagen.

Der Künstler:

Ihr wohnt in Zelten?

Rahel, stolz:

Unermeßlich reich
ist Laban, und so weit du wandern magst
in dreißig Tagen, alles Land ist sein.
Die ungezählte Menge der Kameele,
Schafe und Esel, Rinder und Ziegen decken
auf Meilenweite rings die Erde zu.
Um ihrer Nahrung willen reisen wir
von Ort zu Ort. — Und ich bin Labans Tochter

Der Künstler:

Auch ohne Reichtum bist du reich genug.
Doch sage mir, du wilde Blume, sprich:
dein Vater, der ein Fürst ist, wird er mich —
den Mann, der seine Armut hat, sonst nichts —
wie du willkommen heißen?

Rahel:

Deine Augen

sind voll Erstaunen, wie nach langem Schlaf.
Und weil dich jäh die Hirten hier erweckten,
so kommt's, daß deine Fragen seltsam klingen.
Ich höre Leas Stimme. Lea! Schwester!
Hier wächst ein Heilkraut für des Vaters Wunde.
Du weißt, er klagt, daß sie sich nicht will schließen!
Ich sammle mir davon und bring es ihm.

Leas Stimme:

Wer hat den Stein vom Brunnen uns gewälzt?

Rahel, zögernd:

Ich weiß nicht!

Der Künstler:

Rahel, warum sagst du das?

Rahel:

Ich will nicht, daß sie kommt und dich erblickt,
denn anders hab ich mich nunmehr besonnen.
Eh ich dich führe zu den Jurten Labans,
wo meines Vaters Weiber dich umringen
und Kinder sich an deine Kleider hängen ...
wo du mußt essen, trinken und erzählen,
sollst du, in dieser Stille, Worte sprechen
allein zu mir.

Der Künstler:

Was willst du hören? frage!

Rahel:

Dich will ich hören! deiner Stimme Laute!
Sonst nichts. Erzähle, sage, was du magst!
Woher du kommst, wohin du nun mußt reisen,
aus welchem Volke du entsprungen bist ...
kurz, was du meinem Herzen kannst gewähren!

Der Künstler:

Nun, so gedulde dich, bis meine Seele
sich klärt und ich aus Klarem Klares schöpfe.
Bevor du kamst, verließ ein Engel mich,
der mein Begleiter war auf dunkler Straße.
Wo war ihr Ursprung? Wüßt ich das nur selbst!
Von diesem Feigenbaume nahm ich Früchte,
und als ich sie gegessen, losch in mir
das Gestern aus. Kaum, daß ich niedersaß,
nach vielen Mühen, trüben Wanderungen,

an diesen Quellen, da umdrängte mich
die Heimat, und von meinen Schultern fiel
die Last der Fremde. Einsam und verloren
war ich, nun bin ich nicht mehr einsam, bin
dem Vater nah, dem Schutze und der Liebe.

Rahel:

Aus einem fernen Lande, Kanaan,
von meines Vaters Schwester, ward uns Kunde,
durch Wanderhirten, wie wir selber sind:
Es heißt, sie habe Jakob, ihren Sohn,
hinausgesendet, daß er sich ein Weib
unter den Töchtern meines Vaters wähle.
Nun sieh! mir scheint: du bist es! Bist der Jakob,
Sohn Isaaks, des großen Patriarchen,
und der Rebekka, meines Vaters Schwester ...?!
Und bist du's wirklich, der da kommen soll,
so sprich! dann wart ich fürder keines andern.

Der Künstler:

Ich bins — und bin es nicht.

Rahel:

Und bist es doch!

Der Künstler:

Woran erkennst du mich?

Rahel:

Ich lag am Feuer
am hellen Mittag, einsam bei den Schafen,
da kam es über mich, daß ich den Gürtel,
womit ich meinen Leib gegürtet, nahm
und ihn ins Feuer warf. Er ward verzehret.
Und wie der grade Rauch gen Himmel quoll,
sprach ich zu unserem Gotte: Herr und Gott!
wenn einer kommt, ein Mann allein, und mir
den Felsen von dem großen Wasserbrunnen —
und ungebeten — wälzt, so sei es Jakob!

Der Künstler:

Je nun! was ich dir bin, das will ich sein!
Ward je ein König so wie ich empfangen?! —
O Rahel, hat dein Gott mich so geführt,
so darf ich auch den Namen nicht verleugnen,
den er mich tragen heißt: Ich bins! bin Jakob!

Zweiter Akt

Das Zelt Labans im Hintergrunde. Vorn rechts aus mehreren Steinen ein Altar. Laban sitzend auf einem Stein vor der Hütte. Rahel steht vor ihm.

Laban:

Willkommen, Rahel! du mein liebstes Kind!

Rahel:

Ich dank dir, Herr!

Laban:

Wo hast du deine Schwester?

Rahel:

Nach Lea fragst du mich? Ich weiß nicht, Herr!
Der alte Mann, der zu Kameele Abends
die Runde macht, der krumme Simeon
berief mich her zu dir. Da bin ich denn.
Von Lea aber ward mir keine Kunde.

Laban:

Ihr meidet euch! ihr Schwestern! Du und Lea!—?
Kind, hebe deine Augen auf! Ich weiß
von deinen Heimlichkeiten mehr als du,
auch wenn du mit den Wimpern sie verschleierst:
Um Jakobs Willen seid ihr uneins.

Rahel:

Herr,
wir sind nicht uneins!

Laban:

Setze dich und höre.
Viel hab ich dir zu sagen. Merke auf!
Wenn morgen früh die Sonne sich erhebt,
um von den Weideplätzen deines Vaters
die Finsternis zu scheuchen, siehe, dann
beginnt der Tag, an dem vor sieben Jahren
du einen Mann zu meinen Hütten führtest,
Jakob, Sohn Isaaks.

Rahel:

Ich weiß es, Herr!

Laban:

Er ward empfangen unter meinem Volk
von uns mit Freuden. Während dreier Tage
stellten sie Feste an und brachten Opfer,
aßen und tranken fröhlich, und es schien,
als sollten Spiel und Tanz und Harfenschlagen
kein Ende finden. Wahrlich, Jakob ward
empfangen wie ein Fürst, Rebekkas Sohn
von mir geehrt wie meiner Lenden Kind.
Es sind dieselben Bäume, unter denen
die Pauken damals dröhnten. Blick umher!
Und wo mein Zelt vor sieben Jahren stand,
dort hieß ich meine Knechte heute es
mir wiederum errichten. Rahel, siehe:
Weiß ist mein Scheitel, weißer noch als Silber
mein Bart. Ich sehnte mich. Ich wollte wieder
mit Jakob fröhlich sein. Denn meine Seele
war diesem Mann geneigt von Anbeginn.
Den Jubelklang der Harfen jener Tage,
wo Gott ihn mir geschenkt — in stillen Nächten
hat er seitdem mich oft besucht! — ich will
ihn wieder hören.

Rahel küßt seine Hand:

Vater! Herr und Vater!

Laban:

Mich schmerzt dein Dank. Noch ist er nicht verdient
um dich. Ich sage besser: liebes Kind!
Wenn du erst ganz erfahren, was mir Gott
im Traum gebot zu tun, wirst du vielleicht
mir deinen Dank entziehn vorerst. Laß sehn!
Morgen ist Hochzeit! Jakobs und der Lea.

Rahel:

Ei nun, so laß auch mich beim Feste sein,
ich habe bunte Röcke mir gewebt,
und Jakob, der dir sieben Jahre dient
um meinetwillen, wird dirs danken, Vater!
O laß mich jauchzen! Mein ist Jakob, mein!
Und weil er mein ist, will ich opfern, will
mein schwarzes, schweres Haar, so lang es ist,

dir auf den Altar legen: Kleider, Schuhe,
mein Lieblingslamm, den Stier, kurz, was du willst.

Laban:

Und Lea, deine Schwester, soll verschmachten?

Rahel:

Vater, eh Jakob ging aus Kanaan,
war er schon mein. Die Kinder Gottes kamen
und warben um mich: ich harrte Jakobs. Sieh,
ein starker Engel führte ihn, den Starken,
zu uns, ihr aber aßet miteinander
und tranket, während rings die Täler schollen
vom Lärm der Zimbeln, Harfen und Trompeten.
Gesegnet sei die Stunde, da du kamst,
sprachst du zu ihm, und bleibe bei uns, ewig!
Er blieb — um meinetwillen! — diente dir
um meinetwillen, mehrte deine Güter
ins Ungemeßne, und aus einem Volke
sind wir zwei Völker worden. — Nun wohlan,
Jakob ist mein! Was schiert mich Lea?!

Laban:

Rahel!
Der Trotz Rebekkas, meiner Schwester, bäumt
in dir sich auf. Von ihrem harten Sinn
lebt auch in dir ein Teil. O wärest du
nun auch bedacht mit ihrer Klugheit! — Lea,
mein Kind gleich dir, verbringet ihre Tage
mit Seufzen, ihre runden Wangen sind
verfallen, ihre Augen ohne Glanz,
ihr Tun ganz ohne Kraft und ohne Glück.
Dem Weinstock gleich siecht deine Schwester hin,
wenn Frost ihn in der Blüte trifft. Sie wähnt
um ihrer Zukunft Früchte sich betrogen: —
und ist betrogen, wahrlich, wie sie wähnt,
wo meiner Väter Gott — der starke Gott! —
sich ihrer nicht erbarmt in letzter Stunde.

Rahel:

Lea betrügt sich selbst. Jakob ist mein!
Wer ihn mir nimmt, betrügt mich. Er betrügt
die Götter, die ihn mir geschenkt, betrügt

auch den, um den er mich betrogen: Jakob!
Jakob ist mein!

Laban:

O Törin! Jakob ist
niemandes Eigentum. Nicht deins noch meines.
Dein ist die Magd, die ich dir schenkte, dein
der Knecht, der Hund, der Esel, das Kameel,
das Schaf, die Ziege! Alles, was du nimmst
aus meinen offnen Händen; das Gezelt
ob deinem Haupt, das Lager unter dir,
obgleich es mein ist, wie du selber mein,
gehört dir mehr und kann mit größrem Recht
dein Eigen heißen. Dieser Jakob aber
wird herrschen! — Keines Weibes Gürtel kann —
auch deiner nicht, obgleich du schön bist, Rahel! —
ihn binden, daß er liege, wie ein Farren,
beschickt zum Opfer. Selber wird er schlachten
die Hekatomben Gottes, als ein Zeichen
des Bundes der Gewaltigen: nicht ein Knecht.
Blind war dein Auge, wenn du nicht erkanntest,
was doch am Tag ist, unwert Jakobs. Geh!

Rahel:

Wo Jakob mir nicht wird, so will ich sterben.

Laban:

Geh zu den Jägern. Laß in deinen Käfig
dir einen Adler sperren, Närrin du!
und achte, bis er dir zum Spotte wird:
Dann komm und sprich von Jakob. Bis dahin
leb oder stirb! Doch dies, bei meinem Zorn:
Gleich einer Stummgebornen sollst du sein
in diesen Tagen! Und in Furcht und Beben
erkenne mein Gebot, Jakob zu meiden.

Lea erscheint.

Weh, wenn du wolltest gen den Stachel löcken! —
Tritt näher, Lea!

Lea tritt heran.

Reichet euch die Hände!
Ihr seid ein Blut! so werdet auch dereinst
ein Herz! Nun, Rahel, sei gesegnet, geh!

Rahel ab.

Bring Krug und Becher mir aus meinem Zelt.
Mich dürstet. — Sage mir ... dein Gang ist müde!
unstet und scheu dein Blick! Was fehlt dir?

Lea:

Nichts.

Laban:

Nun, so belog mich Silpa, deine Magd.
Sie kam zu mir und sagte: Lea kränkelt!
Du weigerst, Milch zu trinken, Brot zu essen,
und auch vom Opfertiere nimmst du nichts.
Ich aber, der dich liebt, dein Herr und Hirt,
will nicht, daß du verwelkest vor der Zeit,
wie Gras im Sommer; komm, vertraue mir!
Ich sehe, daß du sprichst, doch hör ich's nicht.
Wenn irgend eine Krankheit an dir nagt,
so weißt du, wie ich durch der Götter Gunst
Heilkräfte kenne, die in Kräutern wohnen.
Wenn aber ihnen dann dein Leiden nicht
will weichen, nun so mag, um deinetwillen,
der zehnte fallen meiner ganzen Herde,
zum Opfer. Sprich! Ist irgend deiner Seele
geheim ein Wunsch bewußt? Ein Wunsch vielleicht,
der unerfüllbar dir erscheint und den
du dennoch wünschen mußt mit einer Glut,
die jeden andern Wunsch in dir verzehrt,
so nenn ihn mir. Sieh, groß ist meine Macht
und viel kann ich gewähren.

Lea:

So gewähre
mir eines, Herr und Vater! Sende mich
zu deinen Weiden unten an den Flüssen,
die gegen Abend liegen, mit den Hirten.

Heiß mich und Silpa heut noch unser Zelt
auf der Kameele Rücken tun und wandern. . . .
weit, weit von hier!

Laban:

Erbitte, was du willst,
nur das nicht, Lea! Ist dir unbekannt,
wie jedermann im Volk auf morgen rüstet?
Die Weiber backen und die Knechte metzgen,
und Schläuche Weines liegen aufgereiht.
Du darfst nicht fehlen, wenn zur Ehre Jakobs
der Lobgesang erschallt. Du darfst dich nicht
entziehn dem Auge Labans, deines Vaters.
Der alte Hirte, der ich bin, er würde —
nicht achtend seiner übergroßen Herde —
nach dem vermißten Lamme suchen gehn.
Das aber will ich nicht. Mein Eigentum
sei morgen mein. Und nichts von alledem,
was je mein eigen war, will ich entbehren.
Die Totenspenden sollen reichlich fließen,
und wer im Licht ist, wird mit vollen Händen
von meinem Tische nehmen Wein und Brot,
wird mit mir schwelgen und wird jauchzen: So,
im Taumel meiner Freude, sollt ihr schmelzen
mit mir in eins. Aus allen euren Herzen
werde mein Herz, aus dem ihr stammt! Mein Herz . . .
mit euren tausend Pulsen soll es schlagen.

Lea:

Dann gebe Gott, daß meins darüber nicht
zerbreche, Vater.

Laban:

Nun, so wappne dich!
Nicht gegen Schmerzen, gegen Freude, Lea!
Denn morgen, wenn das laute Fest erstirbt,
die Kränze fallen von dem Kopf der Zecher,
die Feuer nur noch glimmen und im Reich
des Himmels Mond und Sterne klar
die laue Nacht regieren, wirst du, Lea! . . .
du hörst mich? du! nicht Rahel! Lea! du!
in Jakobs Zelt an Jakobs Seite ruhn.

Lea:

O Rahel! Arme Rahel!

Sie wankt.

Laban:

Faſſe dich!
Was dieſer Kelch an Honig dir enthält,
das ſauge du getroſt. Auch Rahels Becher
ſteht ihr bereit in eures Vaters Hauſe.
Indes wir reden, ſind die goldnen Bienen
nicht müßig in den Feldern, und von Blumen
brennt rings die Flur: Was dein iſt, nimm es hin.

Lea küßt Laban den Fuß und entfernt ſich auf ſeinen Wink. Jakob, ehemals der Künſtler, kommt.

Laban:

Jakob, Sohn Iſaaks und meiner Schweſter
Rebekka, hochwillkommen biſt du mir!

Jakob kniet.

Du knieſt vor meinem Alter. Sieh, ich hebe
vom Sitz mich auf, um deiner Jugend Willen.

Jakob:

Du ehrſt mich, Laban!

Laban:

Setze dich und ſprich.
Auf dieſem Steine ſollſt du ſitzen, Bruder!
— einſt meines Vaters Stuhl vor hundert Jahren,
und heilig mir und meinem ganzen Volk —
zum Zeichen, daß ich dankbar bin. Geſchieht
mir doch im Herzen wohl, dieweil ich merke,
daß du auch mich Gnade finden läſſeſt
vor deinen Augen. Komm und ſetze dich!

Jakob:

O Laban, du erhöhſt mich ohne Maß!
Doch eh in Demut deinem hohen Willen
der Knecht ſich fügt, laß ihn zuvor bekennen
und noch auf eignen Knechtesfüßen ſagen,

was durch drei Tagereisen rastlos ihn
getrieben, was ihn zwingt, vor dich zu treten.
Ich habe mir vor meinem Gott gelobt:
ich will nicht essen, sitzen oder liegen,
bevor ich nicht, frei in dein Angesicht,
bekannt, was mich bewegt.

Laban:

Ich bin bereit.

Jakob:

O Laban, Vater, großer Patriarch!
Nun da ich reden soll, stirbt mir die Zunge.
Was ich ersehnt, erstrebt, mit Ungeduld,
nun hat es seine Stunde, und die Brust,
die jauchzen wollte, ist voll banger Trauer.
Um dieser Stunde willen dient ich dir,
und nun sie da ist, Herr, umgibt sie mich
mit einem stillen Volk wehmütger Schatten.
Und alles, was in frischen Säften schwoll,
ist nun auf einmal welk in meiner Hand.

Laban:

Du lieber, heimscher Fremdling, laß dir sagen:
In allen Traumgefilden unsres Gottes
gehet die Sonne früh, im Morgen auf,
und senket sich gen Abend in die Nacht.
Des alten Tages Abend heißt ein Weh!
Des neuen Tages Morgen heißt ein Glück!

Jakob:

Herr, deine Worte klingen mir herauf
wie aus der Seele Isaaks, sie kommen
aus tiefer Fremde, wie ein Vogel fliegt,
langsamen Fluges, lautlos, und ihr Sinn,
wie jenes Vogels Schatten, schattet mir
durch meiner Seele Licht. — Wo bin ich hier?

Laban:

Du bist in Kanaan.

Jakob:

Im Paradies?
Und jener dunkle Vogel überfliegt

auch dieses himmlischen Bezirkes Grenzen?
Das dacht ich nicht.

Laban:

Gott machte seine Tage
aus Abend und aus Morgen überall.

Jakob:

Das dacht ich nicht. Und seine Schatten dringen
auch hier herzu und saugen gierig sich
aus unserm heißen Gottesblut ihr Sein,
das uns beschwert?

Laban:

O Jakob, siehe dort ...
was sind die Schatten deiner sieben Jahre?
Siehe doch jene, die mich hier umgeben!
siehst du sie nicht? Sie drängen sich herzu,
wie Herden an die Tränke. Sieh, ich reiche,
ach, gern und willig, ihnen meine Brust.
Ein guter Hirte hütet auch der Schatten.
Du bist ein guter Hirte! Sei getrost!

Jakob:

Bin ich ein guter Hirte?

Laban:

Ja, du bist es!
Von allen Hirtenfeuern steigt dein Lob
wie eine klare Flamme ohne Rauch.
Du warst gerecht als Herr, als Knecht getreu:
Hab Dank! — Du mehrtest meine Herden, hast
das Land geweitet, hieltest mein Gesinde
in Zucht, und immer stand an deinem Lager
des Nachts der goldne Friede und erhob
mit weißem Fittich sich an jedem Morgen,
um über meine Auen hinzuschweben.

Jakob:

Bin ich ein guter Hirte? War ich das?
Willst du die Gnade krönen über mir
und mich so nennen? Herr, ich bin ein Nichts!
Ich kam im Sturm, ich wollte vor dich treten
und fordern, doch vor deinem Angesicht
zerschmilzt mein hoher Mut. Ich bin ein Bettler,

von dir beschenkt mit sieben Seligkeiten:
den sieben Jahren, die ich dir gedient —
um Rahel: denn du setztest Rahel mir,
dein einiges Kind, in unbegriffener Güte
zum Lohn für meine sieben Seligkeiten:
Zum Lohn für Lohn — o gib mir Rahel, Herr.
Ich habe nie gedient und nichts verdient!
Unwürdig bin ich deiner ganz und gar!
Staub bin ich! dein Geschöpf! Ein Narr und Nichts!
Doch gib mir Rahel, gib mir Rahel, Vater!

Laban:

Du weißt, wer Rahel ist? Sie gleicht dem Sterne,
der, auserlesen, zwischen meinen Herden
uns alle überflammt. Du bittest viel.
Die Kinder Gottes harren aus der Ferne,
wenn sie vorübergeht, bis sie sich neigt,
und Cherubime senken ihre Augen.
Gott schuf in allen seinen Himmeln nichts,
das so glückselig könnte sein, als sie:
Und alle seine Süße ruht beschlossen
in dieses Kindes Schoß — doch — nimm es hin!

(Unvollendete Dichtung aus dem Jahre 1898)

Zukunft der Menschheit/ von Wilhelm Bölsche

***

Drei Sterne. Damit muß all unsere Weisheit beginnen und enden.

Manchmal, auf stillem Abendgang in den Bergen, wenn mein Blick die Milchstraße sucht und dann aus ihrem silbergrauen Dämmer plötzlich die drei Funkelsterne des Adlers mit dem Atair sprühen, diese drei dicht nebeneinander gereihten Sterne, die so ganz unserm menschlichen Fragmentzeichen entsprechen, — — dann ist es mir wie ein Symbol. Es kommt zu uns herab, es geht von uns hinauf. Unsichtbar stehen sie auch auf jeder weißen Menschenstirn, hinter der gedacht wird, diese drei Sterne ***.

Sind sie unser Kainszeichen?

Immer Fragmente; — hinter uns der bunte Plan der Geschichte, der Urwelt bis in kreisende Urnebelwelten, und dann über dem Blau einsam diese drei Sterne; vor uns die weißen Nebel abstürzend wie über Bergschrunde in ein unbekanntes Tal, und im Riß des Nebels die drei Sterne ***.

Aber es gibt noch eine bessere Lesart. Diese Sterne sind auch das mathematische Zeichen der Entwickelung.

Wenn ich mit dem Blick in diese Milchstraße tauche, und im Geiste breiten sich mir allenthalben unendliche Räume aus zwischen diesen Flammen, Räume so ungeheuer, daß das Licht plötzlich zwischen ihnen kriecht und kriecht wie eine Schnecke, die Jahre braucht um einen Krautacker zu durchqueren, — und wenn ich mir sage, daß dieses ganze Flammenband da droben doch fort und fort leise fließt, mit meiner Sonne, meiner Erde, meinen Menschen und mir selber auf namenlose Weiten zurauscht wie ein nie gehemmter Strom, wenn es in dieser heiligen Nachtstille mir ist, als komme von den tausend und tausend Sternen ein unablässiges Murmeln hernieder, das Murmeln dieses Lichtbaches, der Welten rollt wie Bachkiesel, — — dann erhebt mich der Gedanke: daß wir im Fragmente sind, weil wir in Bewegung sind.

Wenn ich in ein Wort greifen soll, was unsere Weltanschauung, unsere Menschheits- und Menschanschauung heute im innersten erfüllt und belebt, so ist es die Weltanschauung der Bewegung. Darum ist uns die schlichte Tat des Kopernikus, die den Erdball unter unserem Schritt bewegte, wie ein Geburtsdatum. Darum wirkt Darwins Name so auf unsere Zeit, weil er uns das Bild des Menschen plötzlich bewegt zeigte, schwankend und sich wandelnd in eine Kette anderer tierischer Wesen hinein. In der Bewegung steckte der Zusammenbruch der alten Welt. Als die Himmel zu fließen begannen, die Milchstraße ein Strom wurde und der Mensch eine Welle, da sind die alten Bilder zusammengebrochen: der enge Gottesthron dicht über uns, das einfache kindliche Dreifarbenbild von Himmel und Erdental und Hölle.

Wenn wir heute die Frage uns stellen in solcher Nacht der bewegten Sterne:

was wird aus der Menschheit werden, — so ist es das erste, echteste und festeste für uns: sie geht mit, auch sie geht im Strom. Das ist das Fundament jeglicher Betrachtung heute: Stillstand gibt es nicht. Auch aus der Menschheit auf dieser Erde unter den Sternen tönt dem lauschenden Ohr jenes leise Murmeln herauf, das Murmeln des Baches durch die große stille Nacht der Ewigkeit. Und in der Silberwelle dieses Baches zittern, immer von neuer vorbeieilender Welle auf einen Moment angeschlagen, jene drei Sterne ⁂.

⁂

Doktor Faustus der Mensch (so müßte ein modernes Märchen anheben) saß in seiner Studierstube und dachte. Er dachte eine ganze Nacht hindurch, die sich lang dehnte wie Jahrhunderte. Und er dachte die Welt wirklich durch und durch. Da geschah, was kein noch so kühner Dichter je seinen prometheischen und ahasverischen Helden zugetraut hatte. Anstatt daß diesen furchtbaren Denker der Teufel holte, brach der ganze alte Gottesthron selber vor ihm zusammen, er schmolz vor der ungeheuren Glut seines Denkens.

In diesem Augenblick erloschen alle Lampen, es erloschen alle lieblichen Bilder, die bisher von den Wänden gelächelt. Faustus sah keine Schöpfung mehr, keinen Weltanfang, kein Paradies, keine mehr von all den poesievollen Landschaften, mit denen die Bibel das krause Weltgetriebe inszeniert hatte. Es gab auch keinen Schluß mehr, kein jüngstes Gericht, keinen großen Vorhang, kein Finale.

Eine eisige Luft hauchte durch das Gemach. Weit und kahl waren alle Fensterhöhlen aufgetan nach allen vier Windrichtungen in den pechschwarzen Raum. Und nur weit, weit draußen tanzten die drei silbernen Reflexe und deuteten an, daß dort der Strom ging, immer hinausging.

Aber wie Faust sich besann, da merkte er in seiner Hand ein Gebilde, das er so noch nie gekannt und besessen hatte. Es war eine Uhr und diese Uhr ging zum erstenmale *richtig*.

Es gab keine Willkür, keine Wunder mehr. Es gab keinen Finger mehr, der Monde anhalten und Uhren zurückdatieren konnte. Zum erstenmal entdeckte Faust, daß er etwas *berechnen* konnte.

Diese Natur, die ausgebrannt schien bis auf die nackten Pfeiler: sie gab plötzlich etwas ganz einziges, — nämlich Sicherheit. Wenn dieses Rädchen hier richtig eingestellt war, so war der Zeiger jedesmal in genau so und so viel Zeit an der und der Stelle. Und diesen schlichten Verlauf von gleicher Ursache, gleicher Wirkung konnte keine Macht aller hunderttausendbillionen Sterne zusammengenommen antasten. Wer so groß war wie die ganze Welt, konnte doch die Logik dieses tickenden Zeigerchens nicht hemmen.

In der gleichen Zeit aber, da dieses Zeigerchen lief, bewegte sich der Stern dort um so und so viel von seiner Stelle. Unter gleichen Bedingungen würde auch das in Ewigkeit so sein. Und Faust zog eine Rechnung zwischen dem Zifferblatt

seiner Uhr und diesen wandelnden Sternen, die fester hing als je im Traume eine Götterhand. Er berechnete die Bahnen von Planeten, Kometen und Doppelsternen. Er zeigte den Ort am Firmament, wo sie stehen würden, Jahrtausende nach uns, wenn die Asche von tausend Generationen der Menschen nach uns in ihrem Grabe schlief. Er sah den Polarstern wechseln mit den Drehungen der Erdachse, sah die Wega aufflammen am Himmelspol und wieder sinken mit dem Cyklus der Jahrtausende. Ein Stückchen Bahn — und der Himmelszeiger tickte weiter wie das winzige Zeigerlein der irdischen Sekundenuhr, das bis auf sechzig ging, weil es von Eins bis auf Fünf gegangen war, und das genau in der zwölffachen Zeit.

Es war das simpelste Exempel und doch reichte es durch alle Welten, denn auch die Weltenuhr ging richtig.

Es gab nicht bloß Bewegung in der Welt. Sondern in dieser Bewegung gab es auch ein geheimnisvolles Gesetz, das sie berechenbar machte. Das große Uhr-Gesetz der Welt gab es, das fortan stärker war als alle Götter. Aus dem einförmigen Murmeln des Stromes, das durch die Raumesnacht herüber drang, wurde dem Ohr des Lauschenden auf einmal eine Reihe fester Laute, durch gleiche Zeitintervalle getrennt: das Ticken einer Uhr, der feine Rhythmus der Weltgesetzmäßigkeit.

Und als Faustus der Mensch sich jetzt die Frage vorlegte: was wird aus der Menschheit? — da sah er auch diese Menschheit nicht bloß mit des Dichters Wort „im Strom vorüberfließen", im Strom der einfachen Bewegung. Sondern er hörte auch über ihr jenes magische Ticken, hörte den Uhrrhythmus aus ihr heraus. Wir sahen nur fünf Sekunden von der Menschheit. Aber ließ ihre Bahn sich nicht daraus berechnen wie die des Planeten dort, der auch erst einmal aufgetaucht und wieder in der Weltallsnacht versunken war und der doch fortan in unserer Rechnung weiter tickte wie der Zeiger auf unserer Uhr ....? Die Elemente der Menschheitsbahn, berechnet aus einer kleinen gegebenen Kurve ...?

***

Vor hundert Jahren ging Herder fort. Herder hat klar den Gedanken: die ersten Elemente der Menschheitsbahn liegen in den Sternen selbst, in den Elementen der Himmelsbahnen.

Der grobe Gedanke derart hat ja etwas Triviales. Selbstverständlich: die Menschheit sitzt auf der Erde; sie saust mit der Erde um die Sonne, ihre ganze Geschichte blüht auf dieser unaufhörlichen Schnellfahrt. Seit der Tertiärzeit mag das eine halbe Million mal geschehen sein, es wird noch weiter so verlaufen, vielmillionenmal. Diese Uhr tickt in der Tat durch die Bewegung auch der Menschheit in die Zukunft hinein. Aber was gibt das noch?

Es gibt doch etwas. Die Sonnenbahn der Erde ist eine elliptisch gestreckte,

aber geschlossene Kreislinie, so lernen wir auf der Schule. Das erste Element, das für die Bewegung der Menschheit hier auftaucht, wäre also der Kreis, — die Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Eine ungeheure Masse Nachdenken über das Schicksal der Menschheit hat sogleich bei diesem Gedanken angebissen.

Alle Vorgänge der menschlichen Geschichte, hieß es, sind Kreisbewegungen. Kulturen tauchen auf, Kunstblüten, ethische Fortschritte: sie beschreiben eine Kreisbahn, gehen durch ihren höchsten Punkt, sinken ab und kehren heim. Es gibt keinen wahren Fortschritt. Alle Entwickelung ist nur eine relative Bewegung, die wieder zum Ausgangspunkt zurückkommt. Die Sache wurde ins Große getrieben, zur kosmologischen Theorie erweitert. Die Welt stieg auf, rollte ihre Bahn ab und fiel wieder in sich selbst zusammen. Die Sonne entließ aus sich Ringe. Die Ringe wurden zu Planeten. Die Planeten wurden auf ihrer Bahn durch ein feines Medium gehemmt, sanken wieder der Sonne zu. Der Stoß erzeugte wieder den Urnebel und das Spiel begann von neuem. Ein Ergebnis dieser Rad-Theorie war für den Einzelnen die „Philosophie der ewigen Wiederkehr." Da die Vorstellung, in alle Ewigkeit hinein auf diesem Weltrad wieder zu erscheinen, ohne unser ewig gleichmäßiges Schicksal je ändern zu können, aber unverkennbar scheußlich ist, sog der Pessimismus von hier Kraft.

Eine Variante in anderer Richtung war die materialistische Doktrin der Schattierung: alles ist bloß indifferenter „Stoff"; jede Form, also alle Erscheinung, alles Ereignis, die ganze sichtbare bunte Welt sind bloß kurze Kreisbewegungen, kurze Wellenzüge dieses Urstoffs, in den alles sofort wieder einsinkt. Aus der Kosmologie kam das dann abermals wie eine Folgerung in die Beurteilung des Menschen und seiner Geschichte zurück. Alles ist schon dagewesen. Eigentlich gibt es überhaupt keine Entwickelung. Keine ethische, ästhetische, technische „Form" kann den chaotischen Grundstoff wirklich dauernd übersteigen, sie muß nach kurzem Fluge zurück, denn alles ist Kreis und jeder Kreis läuft restlos wieder in seinen Ausgangspunkt ein.

Der Blick in die Zukunft ist für diese Theorie ebenso klar wie trostlos. Die Menschheit wird im tiefen Sinne doch nur immer das Gleiche produzieren. Sie wird in dem Schein ewiger Anstiege leben, aber wer ein paar Jahrtausende überblickt, wird erkennen, daß es immer dieselbe Kurve ist. Unsere Museen und unsere Ideen stehen auf dem Staub anderer, die eben so gut waren. Selbst wenn die Erde nie in die Sonne fällt, sondern in alle Ewigkeit so läuft und die Sonne durch irgend eine Selbstregulierung nie erlischt, wird doch die enorme Langeweile dieses Sisyphusspiels nicht aufhören.

Den letzten Trost zerstört die Theorie der Äquivalente, die genau auch auf der Kreisidee steht. Wenn Eins oben ist, ist notwendig ein Anderes dafür ganz unten; wenn die Kunst herrscht, ist die Wissenschaft und die Ethik unter den Rädern; wenn die Menschen frei werden, werden sie gemein; sind sie umgekehrt ethisch, so liegen sie physisch alle im Lazaret; wenn sie eine Schmerzquelle verstopfen, so

steigt das Thermometer der Schmerzempfindlichkeit um einen Grad und wo vorher ein glühendes Folterеisen quälte, quält jetzt ebenso stark ein Hühnerauge.

Alle diese Vorstellungen, die zweidrittel des Rüstzeugs und Feuerungsmaterials im gesamten modernen Skeptizismus und Pessimismus bilden und auch alle die füttern, die vor der Frage nach der Zukunft der Menschheit nichts haben als ein Lächeln der Langeweile und des Hohns über spielerische Überflüssigkeiten, — sie bilden gewissermaßen einen Schatten der kopernikanischen Anschauung. Ein Punkt steht still und um diesen Punkt läuft in alle Ewigkeit ein anderer, ohne je wirklich vorwärts zu kommen.

Der Ausspruch: ein erstes Grundelement der Menschheitsbahn stecke in der Erdbahn, erscheint trivial und doch läßt sich wirklich nicht leugnen, daß eine verkehrte Anwendung gleich dieses ersten Elements nicht gut größere Konfusion in der ganzen Rechnung bis in ihre weittragendsten Sätze hinein erzeugen konnte, als geschehen ist. Denn die Anwendung ist verkehrt.

Die Erdbahn ist gar keine geschlossene Kreislinie. Da die Sonne in Bewegung ist, kehrt kein Punkt der Erdbahn jemals mathematisch genau zu der gleichen absoluten Raumstelle zurück. Vom Gesichtspunkt der Sonnenbewegung aus ist die Erdbahn tatsächlich eine ewige Spirallinie. Im ganzen Sonnensystem gibt es keine einzige absolute Kreisbewegung, da der Mittelpunkt jedes Kreises, während die Peripherie beschrieben wird, überall beständig mindestens in der Zentralsonnenbewegung mitfließt. Wir wissen nichts darüber, welche Form die Sonnenbahn selber, die bekanntlich für unsern Anblick geradlinig auf das Sternbild des Herkules losgeht, für sich wieder besitzt. Die Analogie spricht aber auch da für eine Annäherung an eine Kreisbahn. Wieder aber eben bloß eine Annäherung. Denn die gleiche Analogie wird auch das Zentrum dieser Bahn, also das höhere, obere Sonnensystem, in dem die Sonne selber Planet ist, für ebenso bewegt halten wie bei uns diese Sonne es ist. Am ganzen Fixsternhimmel, wohin wir sehen, herrscht ja allenthalben die ungeheuerlichste Eigenbewegung aller Sonnen, dabei auch der Riesen, gegen die unsere Sonne ein Zwerglein ist. Und so fort. Jede dieser weiteren Bewegungen immer höherer Zentralsonnen schiebt aber unsern Erdenkreis und alle Kreise auf ihm immer toller vor dem Absoluten in Spiralen auseinander.

Soll das erste Element der Menschheitsbahn also wirklich der Erdbahn entsprechen, so kommt dafür nur in Frage: ewige Vorwärtsbewegung im absoluten Sinne; diese Vorwärtsbewegung stellt sich je nach dem Beobachterstandpunkt dar als eine eigentümliche Arabeskenlinie unvollkommener, eine fortlaufende Spirale bildender Kreislinien bis zur Täuschung wirklicher in sich selbst zurücklaufender Kreise.

Man sieht: das klingt etwas anders als dort! Dort war der echte Kreis das Absolute, und er täuschte eine wirkliche ewige Entwickelung der Linie vor. Hier ist diese Linie das Absolute und der echte Kreis entsteht durch kurzsichtige Täuschung! Eine ganze Pyramide von Analogieen will damit in ihr grades Gegenteil verkehrt werden! Das wäre doch schon ein Resultat.

Die erste Wahrscheinlichkeit spräche, wenn eine Analogie überhaupt gelten soll im Sinne Herders, dafür, daß auch in der Menschheitsentwickelung alle scheinbaren Kreise in Wahrheit bloß Spiralreifen einer im ganzen beständig fortschreitenden Bahn wären, — also keine Kulturhöhe *genau* zum Niveau der vorigen zurückkehrte, keine *absoluten* Äquivalente in Plus und Minus gälten, keine Form genau wieder in den Mutterschoß kehrte — und so fort in Umkehr all des oben Gesagten. Fort auch in die Zukunft hinein!

***

Still leuchtend und hehr fließt die Milchstraße über mir dahin. Sie hat selber die Gestalt, als sähe man leibhaftig in ein paar perspektivisch etwas verschobene Spiralreifen hinein. Ich denke an die zahllosen Nebelflecke, deren Grundform immer und immer wieder die Spirale ist. Vielleicht steckt auch in dieser Analogie mehr als ein Zufall. Was wird Zufall sein, wenn man auf ganze Weltsysteme sieht.

Doch mein Gedanke sinkt aus dem zu Fernen auf die Erdbahn zurück. Wie klein sie ist. Ein Jahr — diese winzige Spanne Zeit! Da bewegt sich das ganze Planetensystem vor mir wie ein zierliches kleines Kunstwerk, mit all seinen großen und kleinen und winzigen Kugeln und Kügelchen, seinen Planeten und Planetoiden und Monden. Auf einem solchen Planeten, der Erde, konnte das Leben aufblühen. Es konnte sich herausentwickeln aus niedrigsten, bazillenhaften Gebilden zu einer unendlichen Formenfülle, von einzelligen Wesen zu riesigen Zellgenossenschaften, es konnte ansteigen zum Menschen und dieser Mensch konnte sich zu einer Menschheit im ideellen Sinne mit einer Kultureinheit entwickeln. Zu alle dem waren mindestens tausend Millionen Jahre nötig. Tausend Millionen mal mußte die Erde um die Sonne laufen, ohne in dieser ganzen Zeit ein einziges mal in eine ernsthafte, das Leben bedrohende Karambolage mit einem zweiten Weltkörper zu geraten.

Dazu war eine gradezu ungeheuerliche mechanische Sicherung nötig. In dieser Jahrmilliarde mußten die sämtlichen paar hundert Planeten des Systems so eingestellt sein, daß sie nicht zusammenstießen und sie mußten gleichzeitig so laufen, daß sie nicht in die Sonne fielen. Es mußte ferner bis auf etwas losen Meteoritenstaub und die offenbar auch ungefährlichen Kometen der Zwischenraum zwischen diesen paar hundert festen Kugeln so gesäubert sein, daß nichts Ernstliches passieren konnte. Es mußte eine Isolierung ohne gleichen wieder stattfinden zwischen dem ganzen System und all den Sonnen, die da aus dem Nachthimmel brennen. Punkthaft fern mußten selbst die nächsten dieser Sonnen liegen, durch endlose leere Zwischenräume von uns getrennt. Auch in all jenen Fixsternsonnen selber bis zum fernsten Nebelfleck mußte aber irgend eine ganz große Sicherheit, eine höchste Balance auch vorhanden sein, die einen äußersten Weltzusammensturz ausschloß, sonst wäre die Sonne mit hineingerissen, mit verschlungen worden, während

jetzt auch sie ihre Bahn ohne eigene Fixstern-Karambolage fortsetzte. Nur durch alle diese Faktoren in gemeinsamer Leistung war eine Stabilität, eine Sicherung der Erdbahn garantiert für einen so kolossalen Zeitraum. Ohne diesen Zeitraum voll planetarischer Sicherheit aber keine Lebensentfaltung, kein Mensch, keine Kultur.

Und ein neues Element taucht meinem Blick auf, der die Menschheitsbahn vergleicht mit der Erdbahn.

Das Element der Harmonie.

Daß diese Erde nicht bloß einmal um die Sonne rollt, sondern tausendmillionenmal, so lange, daß eine Menschheit auf ihr werden konnte, das verdankt sie diesem Element der Harmonie, das in sie selbst, in das ganze Sonnensystem, im weitesten in alle uns erkennbaren Himmelswelten mit hinein verrechnet ist. Diese Erde mit ihrer Menschheit auf dem Rücken bewegt sich nicht bloß um die Sonne, sie bewegt sich auch nicht bloß in einer Spirallinie durch den Raum; sie hängt auch noch in einer großen Harmonie, von der sie wie mit Flügeln eines starken guten Engels durch die Zeit getragen wird jetzt schon eine Milliarde von Jahren lang.

***

Eine ungeheure Gewalt geht von diesem Bilde aus. In solcher Weltharmonie hängen wir. Nur durch sie sind wir möglich geworden. Was kann die Bahn der Menschheit anders sein, als auch eine herrlich in sich geklärte Harmonie? Das Murmeln des Baches, das zum Ticken einer Uhr wurde, wird zur Melodie: — die Menschenbahn ein Reigen im großen Reigen, — die Melodie auf dieser kleinen feinen Erde im kleinsten, feinsten, regsamsten wiederspielend die große Sphärenharmonie, die durch die Welten hallt . . .

Auch von hier sind Ansichten ausgegangen. In einem Mutterarm liegt die Menschheit. Die Sterne hüten ihr Glück. Überm Sternenzelt muß ein guter Vater wohnen. Die Weltenliebe läßt keinen Sperling vom Dache fallen. Wie groß ist des Allmächtigen Güte. Ein schönes Kunstwerk ist die Geschichte der Menschheit. Wie soll es nicht ihre Zukunft sein. Die Harmonien spielen eben weiter.

Jawohl — und aus der Menschheit kommt ein Schrei, ein einziger grauenhafter Schrei, der allen Melodien Trotz bietet, wie der Schrei des Prometheus von der Felswand, vor dem das Lachen der Olympischen verstummte.

Nein, so leichten Kaufes kommen wir wahrlich nicht durch. Für dieses Gesangbuchbild ist die Welt zu schwer und zu dreckig; und schließlich ist sie doch auch zu ehrlich.

Ich sehe dieses arme Menschenkind, diesen Menschensohn „Menschheit", vor mir, wie er aus dem abgrundtiefen dumpfen Traum seiner Tierheit erwacht und wie er anfängt zu denken. Ich sehe ihn in seiner grenzenlosen Einsamkeit und Verlassenheit dieses Planeten, auf dem die Wasser rauschen „in breiten Klüften, vom tiefen Grund der Felsen auf," wo die Erde bebt und über dieser Erde die

Stürme „wütend eine Kette" bilden, — ich sehe ihn in der schaurigen Garantielosigkeit dieses Lebens.

Immer und immer stößt er zusammen, trifft er in Karambolagen. Immer sitzt du in der Eisenbahn und bist ausgespielt, ob dich nun grade der Zusammenstoß, die Entgleisung mit all ihren Splittern und ihrem Blut packe. Umsonst alles Fragen, alles Beten. Du drückst dir die Knie wund im Gebet — der Blitz saust. Du streust deinem Gotte Rosen — und der Blitz fällt. Du machst es wie der Tartarenchan und prügelst dein Götzenbild — der Blitz fällt. Du bist eine Mutter mit all der unendlichen Liebe einer Mutter und drückst dein Kind an die Brust — der Blitz fällt. Ich denke an die Schar frommer Pilger im Bayrischen Gebirge, die sich, als das Gewitter unten tobte, in das wundertätige Kirchlein hoch oben auf der Alm gerettet hatten und beteten, — hier oben lachte die Sonne über der Wetternacht im Tal, — da schlug ein einzelner Blitz aufwärts und vernichtete das ganze Häuflein Menschen. Ein schauriger Gedenkstein kündet davon. Dieser Gedenkstein ragt aber aus der ganzen Erdenalm.

Und dieser Menschheit ist die Disharmonie, der Riß, der Zusammenstoß nicht bloß ein himmlisches Schauspiel, bei dem ein neuer Stern aufflammt, weil zwei Weltkörper aufeinander gerannt sind. Sie hängt ja zugleich in der Welt des Subjektiven, des eigenen Gefühls, der Splitter, der den Nerv trifft, regt einen Sturm von Schmerzen auf. Hineingeworfen in diese Welt der unaufhörlichen Püffe und Stöße ist dieses Netz unendlich feinster Nerven, dieser empfindlichste Apparat, ausgespannt, so weit Menschen sind, wie feines Spinngewebe gegen ein unaufhörliches Schloßenwetter, natürlich zerfetzt, durchlöchert. Hast du einen Menschen gesehen, der vom Eisenbahnzug überfahren war: dieses arme Stückchen weichsten Spinngewebes, diesen jammervollen Nervenknäuel ausgeliefert einer Macht, stark um einen Eisenblock zu zerbrechen, und dabei jedes Fäserchen zitternd, heulend, sich in Todesnot windend schon unter dem geringsten Stoß. Lies in der Philosophie dieser immer wieder Überfahrenen des Schicksals, — nicht dort, wo ein Festredner über das volle Glas weg Hoch rufen muß, sondern in der Tiefe, wo der Schrei gehört wird, — in der echten Völkerphilosophie, zu der es keine spitzfindigen Begriffe braucht, sondern nur schlichteste, einfachste Lebenserfahrung: die Erde ein Jammertal; besser nie geboren sein; wen die Götter mit Gaben überhäufen, den wollen sie am tiefsten verderben, denn an die Reihe kommt jeder; alles ist eitel, ob so, ob so, zuletzt holt dich doch noch der Schwarze, der Ariman. Wenn der Gott der Liebe verkündet wurde, hat dieser Volkssinn der Tausende den Teufel erfunden. Von dem Gott hat er geträumt wie von einem fernen lichten Stern; mit dem Teufel hat er gelebt als dem Alltäglichen.

Nein, so leicht kommen wir nicht durch.

Faust in jener Nachtstunde des eisernen Alleindenkens hört seine Uhr nicht plötzlich ticken auf die Melodie: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte ..." Sie tickt nur und tickt, einfach, gesetzmäßig. Und er denkt an das namenlose Leid dieser Erde, das sich hinter diesen Nachtschleiern birgt. Gesetzmäßigkeit, — Uhr-

ticken, — was soll das helfen! Und doch auf einmal reißt der Wolkenschleier und die Sterne brennen heraus mit ihrer Harmonie, — und durch die Himmel tickt die Uhr als Weltenuhr und schafft — Harmonien. Wie kommt das zusammen?

***

Ein ganz schlichter Gedanke tritt in sein Recht. Darwin hat ihn zuerst klar formuliert.

Wenn ich Dinge beliebiger Art durcheinander wirbele, lange Zeit, immerfort, so treten erst ungezählte Stöße ein, Karambolagen aller Art. Endlich aber, nach einer Weile, werden die Stöße geringer, es stellt sich eine gewisse Ordnung her. Es bildet sich eine gewisse Harmonie, ohne äußeren Eingriff, ohne eine separat eingehende mystische Tendenz. Nur auf Grund eines ganz einfachen Gesetzes in den Stößen selbst.

Unter tausend Möglichkeiten, Bewegungen, Lagerungen, Mischungen erhält sich stets die glatteste, widerstandsfreieste, harmonischste. Sie hat, sobald sie da ist, einen Vorrang vor allen andern, ein Vorrecht auf Dauer. Und indem sich das unaufhörlich summiert, entsteht eine „natürliche Auslese" des zu einander „Passendsten", es entsteht eine größtmögliche Annäherung an eine Harmonie in dem Ganzen.

Das beginnt bei dem simpelsten Beispiel eines gerüttelten Korbes Kartoffeln und endigt bei einem Planetensystem oder Fixsternsystem, das sich endlich so auf lauter harmonische Dauerbewegungen eingestellt hat, daß es sich Jahrmilliarden lang ohne Zusammenstöße in der Balance hält, so lange die äußeren Bedingungen sich nicht ändern.

Es ist durchaus richtig zu sagen: in der Logik dieser Auslese, in der Logik, daß das Harmonische sich erhält, während neben ihm das Disharmonische ebenso folgerichtig immer wieder untergeht, — in diesem ganzen Sachverhalt stecke eine innere Harmonietendenz der Welt. Die Weltuhr tickt hier gesetzmäßig und mit der ganzen Unerbittlichkeit des Gesetzmäßigen auf eine stets wachsende Weltharmonie los. Aber zweierlei ist dabei auch entscheidend wichtig.

Diese Harmonie durch natürliche Auslese ist stets erst ein allmählich entstehender Zustand. Sie kommt erst zu stande nach und infolge einer mehr oder minder langen Periode äußerster Disharmonien. Sie entspringt aus der Disharmonie, sie setzt lange, beliebig lang unter Umständen sich dehnende Übergangszeiten der Annäherung erst voraus. Sie ist mit einem Wort erst ein höchst kompliziertes Entwicklungsprodukt. Diesem schön geregelten Planetensystem mag eine unausdenkbar lange Zeit der fürchterlichsten Kämpfe vorausgegangen sein. Eine Menge Einzelheiten unseres Systems deuten noch darauf hin. Erst auf diese Kämpfe, dieses Durchproben der Karambolagen der schlechteren Massenverteilungs- und Bewegungsmöglichkeiten ist die Periode der Dauerharmonie gefolgt, die uns in der erwähnten Jahrmilliarde vor Augen steht.

Die Harmonie ist also nicht ein Gottesgeschenk, das von Anfang an die Dis-

harmonie ausschließt. Eine Welt der Harmonien muß durch furchtbare Stöße bis zur Erschöpfung gegangen sein, oder, vom Standpunkte der Empfindung gesprochen, das Glück ist stets erst die Krone, das Kampfprodukt des Schmerzes.

Weiter aber noch. Sobald wir die Harmonie als ein Entwicklungsergebnis fassen, muß eine Bahn offen bleiben, die auch in der Zukunftsperspektive mit neuen Schmerzmöglichkeiten zu rechnen hat. Aus sich selbst wird allerdings eine höchste Harmonie (als die wir das Planetensystem als Exempel einmal gelten lassen wollen) niemals wieder sich ändern und zerfallen können, denn sie stellt ja eben ein Maximum ihrer eigenen Dauer-Möglichkeiten dar. Aber die Harmonie kann mit fremden Gewalten zusammentreffen — auf Grund des einfachen Fließens aller Dinge — und dabei mit Gewalten, die *stärker* sind als sie selber. Diese Gewalten, indem sie eine Änderung der Grundbedingungen bedeuten, werden die Harmonie stören, lösen, zunächst in sich wieder in Disharmonie durcheinander treiben müssen. Dann freilich wird der alte Prozeß von neuem einsetzen. Die Teile der vergewaltigten, zertrümmerten Harmonie werden sich neu einstellen auf die neue Gewalt, werden *mit ihr* in ein neues harmonisches Verhältnis treten, sie werden sich auf die neuen Bedingungen hin neu *anpassen*, wobei für sich noch wieder zweierlei möglich ist.

Die auffaugende starke Gewalt kann selber noch auf der Stufe des chaotischen Kampfes sein: dann sinkt die kleinere Harmonie zunächst noch einmal ins disharmonische Chaos, und erst aus dem *Ganzen* muß das Sieb der Auslese endlich wieder eine neue Harmonie erwachsen lassen. Oder aber ein größeres schon harmonisches System saugt das kleinere in sich auf und zwingt es rasch in sein Gefüge hinein, jedenfalls mit manchen Disharmonien auch des Übergangs bei beiden Teilen, aber doch im ganzen mit viel rascherem Fortgang. Der wesentliche Unterschied beider Vorgänge ist im Grunde nur eine Zeitfrage, wenn jedes Chaos schließlich doch ein Kosmos, eine Harmonie werden muß.

Außerordentlich wichtig bleibt nur: in *jedem* Falle ist das Schlußresultat ein Fortschritt, eine Höherentwickelung in ein *größeres stärkeres* Harmonieresultat hinein. Es ist eine echte „Entwickelung" im Ziel. Harmonie wird nur „gefressen" von *höherer* Harmonie, nie von schwächerer; denn selbst das verschlingende Chaos muß eine größere Masse sein als der Grundstoff, aus dem einst die kleinere Harmonie sich bildete: — größere Masse aber bedeutet im Endresultat wieder größere Harmonie. Niemals kann umgekehrt eine stärkere Harmonie einer schwächeren erliegen, — sie bildet immer das Auffangezentrum im reinen Schwerefinne. Nehmen wir es im Beispiel etwa auch eines Sonnensystems. Es hat sich als Prachtstück von Harmonie nach endlosem Kampf in sich gefestigt. Aber es bewegt sich äonenlang im Raume und begegnet einem größeren System. Es entsteht eine Krisis, zunächst jedenfalls ein Durcheinander, bei dem die Planeten Schreckenszeiten durchmachen mögen. Bis endlich das kleine System ins große wieder harmonisch eingeordnet, bis es „angepaßt" ist. Nun aber steht das neue Ganze als größere, widerstandsfähigere Harmonie da, — es hat eine Harmonie-

Entwickelung erlebt. Oder es begegnet dem kleinen Sonnensystem ein wüstes Kampfchaos, das aber auch stärker ist. Sagen wir: ein Nebelfleck. Oder es mag auch das Chaos erst im Moment entstehen durch Zusammenstoß zweier Sonnen, wobei alle Planeten stürzen und zunächst wieder mit verbrennen. Aber die Uhr tickt — und nach Jahrbillionen steht auch hier ein neues einheitliches Sonnensystem aus dem Ganzen da, viel größer und stärker als das kleine frühere.

Es liegt hier etwas unbesiegbares, wenn man die Zeit wirklich als gleichgültig nimmt. Die Harmonie erscheint auf der absoluten Welteroberung. Die Linie der Weltbewegung ist zugleich die unabänderliche Steigerungslinie der Harmonie.

Aber ebenso fest sind auch die Maschen abermals des anderen Netzes: neue Disharmonien begleiten wiederum auch jeden Übergang von einer Harmoniestufe in eine höhere. Geht jede Harmonie überhaupt aus einem wüsten Sturm von Disharmonien hervor, so erwächst höhere Harmonie aus niederer genau so nur über Disharmonien, — es kann sogar das Anfangsstadium des völligen Chaos sich wieder zeitweise dazwischen schieben.

***

Einzig und allein durch diesen Gedankengang scheint mir eine Möglichkeit gegeben, aus dem Widerspruch herauszukommen zwischen der bestehenden Herrlichkeit großer Harmonien in der Welt und der gleichzeitigen furchtbaren Höhe unserer Schmerzempfindung.

Wo viel Schmerz ist, da ist viel Neuanfang oder viel Entwickelung. Wir mögen vom Menschen auf der Erde groß denken oder klein, skeptisch oder hoffnungsfreudig: wir kommen nicht darum, daß er auf dieser Erde einen riesenhaften Anfang, ein neues Werdefeld ohne gleichen bedeutete. Es genügt eine Erinnerung an die Spanne Arbeit zwischen der ersten, rohesten Bearbeitung eines Feuersteins in der Tertiär-Zeit und etwa Goethe, um das wahrhaft rasende Tempo zu fühlen, das in der Entwickelung der menschlichen Kultur steckt. In dieser Zeit hat sich der Körper des Menschen nur in geringem Maße verändert. In dieser Zeit sind die Tier- und Pflanzenarten neben ihm in der großen Mehrzahl vollkommen stehen geblieben. In dieser Zeit hat sich jedenfalls an der großen Harmonie des Planetensystems nichts Merkbares verwandelt. Es ist für den Blick, als stehe die Natur überall in einer großen Erstarrung um den Kulturmenschen her: — er aber läuft, läuft in rasendem Lauf. Und es sind die Schmerzen dieses Laufs, die er fühlt!

Wenn das Auge in die großen stillen Sternen-Harmonien taucht, so scheint es, als wandle es durch eine unfaßbar weit entfernte Urgeschichte der Harmonienbildung. In ihr ist das alles gebaut worden, — bis zu einer Dauerhaftigkeit, die endlich Jahrbillionen besiegt. Die Kämpfe dahinter sind verrauscht. Wir sehen nur noch in das Produkt. Durch dieses Produkt, diese obere kosmische Harmonie, ist aber nun in der engeren Differenzierung wieder Raum gegeben worden für neue Bildungen, neue Schöpfungen, neuen Kampf und Sieg, neue Entwickelungen,

— wie ein Baum, der ein Jahrtausend ragt, jetzt der Schauplatz wird für unendlich verwickeltes anderes Werden, dem er bloß die Ruhe seines tragenden Armes und seinen Schatten bietet: Nestbau der Vögel, rankende Gewächse, kletterndes Getier, Menschen, die unter dem grünen Blätterdach lieben und dichten. Eine solche neue Stufe der Naturentfaltung ist auf dem Planeten das Leben. Unter dem Sternenfrieden als umschattendem Baum macht es selber jetzt den ganzen Weg durch vom Chaotisch-Lebendigen bis zu ersten Harmonien. Das Tier, die Pflanze sind solche Harmonien des Lebens. Zeugung, Fortpflanzung sind Anläufe zu einer Stabilität auf Grund gewissermaßen periodischer Umläufe des Lebens, Umläufe der Individuen um ein dauerndes Art-Zentrum. Das ganze Wunderspiel aller jener „Anpassungen" im Tier- und Pflanzenleben, die Darwin im engeren studiert und so benannt hat, liegt auf dem ersten großen Harmonienwege des sich entfaltenden, des sich einrichtenden Lebens. Unser eigener menschlicher Körper ist bereits ein fest errungenes Prachtstück von Harmonie. Wenn unser Herz klopft, so klopft es in einer bereits alteingepaukten Lebensmelodie, — einer Melodie, im Prinzip so gut, wie die eines Planetensystems, wenn auch auf ein anderes Zeitmaß eingestellt.

Auch alle diese Dinge sind in großen Kämpfen errungen worden und sie unterliegen jedenfalls noch weiteren Entwickelungen, obwohl auch sie schon im ganzen durchweg wieder wie eine feste Schicht, ein längst errungener und fortan gegebener älterer Harmonieboden des Lebens, vor uns stehen. Nun aber in der Hut dieses von der Lebensseite Gegebenen brennt das wilde Feuer des menschlichen Geisteslebens auf, ein ungeheurer chaotischer Massenansturm neuer Dinge zunächst, dann fort und fort Ketten sich überstürzender Einzelentwickelungen, — das alles eingemauert in die großen alten Harmonien des Weltsystems, der Erde, der Tierheit, des eigenen Leibes, die sämtlich zwar Bedingungen dieses Geisteswerdens sind, von ihm selber aber oft auch als leidige starre Schranken empfunden werden. Der Mensch möchte oft los von dieser Erde, los von diesem Leibe, los von all seinem tierischen Erbe. Er ringt dagegen, probt, ob sein Geist nicht schon die stärkere Macht sei, das alles wieder mit fort zu reißen, zu seinen Wünschen anzupassen. Daraus, daß er hier immer noch wieder ohnmächtig unterliegt, erwächst ihm eine Seite jener „Garantielosigkeit" des Lebens. Tod, Krankheit, jäher Zusammenstoß mit den bestehenden und noch unerschütterlichen großen Gesetzmäßigkeiten der Erde, der Naturkräfte, — alles das, obwohl es für sich in älteren Harmoniebildungen hängt, erscheint ihm als ein roher Eingriff. Hierzu traten dann jene furchtbaren Schmerzen des eigenen innerlichen Werdeprozesses. Die hohe Steigerung der Schmerzempfindung ist dabei offenbar an sich selber ein altes Harmoniemittel, sie ist herangezüchtet worden als ein unendlich feines Instrument, das die winzigsten noch in eine Harmonie eingreifenden Disharmonie-Reste registrierte, beleuchtete, zur weiteren Reinigungs-Auslese bestimmte, — wie ja sichtbarlich der ganze Mensch der höchste Triumph grade der fortgesetzten Harmonie-Arbeit in allerfeinstes, differenziertestes, tiefstes hinein ist. Aber diese Gabe, die

im Grunde wieder eine Wurzel seiner Kraft ist, muß der Mensch nun auch auskosten. Er fühlt zu seinem Heil die winzigsten Stöße und Verschiebungen, die subtilste disharmonische Kleinarbeit in seinem System, — aber er fühlt sie eben auch als folternde Plagenquelle, die ihn aufschreien läßt wie Prometheus unter dem olympischen Frieden dieser Sterne, die kommen und gehen in heiliger Himmelsharmonie, im „sanften Wandeln" ihres Tags.

Wer geneigt ist, der ganzen Welt eine psychophysische Grundlage zu geben, also in allem, auch im fallenden Stein und kreisenden Stern, irgend einen seelischen Prozeß zu suchen, der könnte wohl sagen: der Mensch erkauft um den Preis dieser entsetzlichen Schmerzen, daß er *wach* ist, — daß er in einem Felde der Natur steht, wo wach gekämpft, gerungen, weiter gestrebt wird. Jede errungene, auf lange Zeit errungene Harmonie könnte geistig einer Periode allmählichen Einschlafens entsprechen. Alle Handlungen, ohne Stöße vollzogen, werden automatisch. Das Aufpassen wird überflüssig. So ginge ein allgemein wohliger Zustand allmählich in eine Bewußtseinsruhe und eine Willensruhe über, die schließlich alle Symptome des tiefen traumlosen Schlafes hätte. Man könnte der Vermutung Raum geben, daß unsere Sternsysteme seelisch in solchem Zustand lägen. Man könnte ihn auch auf der Erde überall da vermuten, wo Vorgänge sich mehr oder minder rein automatisch vollziehen, — in verschiedenen Graden bei Instinkten der Tiere, bei den automatischen Leibesprozessen selbst in uns, wie beispielsweise dem Herzschlag, bei der Entwickelung des Fötus im Mutterleibe, und so fort. Sehen wir doch selbst in unser intensives Seelenleben den Schlaf periodisch eintreten. Im Gegensatz zu alle dem wäre unser eigentliches menschliches Geistesleben die einzige uns bekannte wirklich *wache* Stelle der Natur. Und Wachsein hieße eben: in der Entwickelung, im Kampfe um neue Harmonien sein. Diese Gedankengänge ließen sich für sich sehr weit ausspinnen. Ich deute sie wenigstens an, um zu zeigen, wie viel Spielraum die Grundauffassung hier läßt, je nachdem von irgend einer Seite ein noch weiteres philosophisches Entgegenkommen besteht.

Was aber auf alle Fälle bleibt, ist die Linie, nach der sich in allen Grundzügen der Mensch trotz all seiner Schmerzen *auch* in den großen Harmonienzug in der kosmischen Bewegung einordnet. Seine Schmerzen geben Zeugnis über die *Stufe* seines Systems, lehren aber selber nur, daß auch dieses System in der Harmoniebildung begriffen sein *muß*. Wobei wir natürlich auch nicht vergessen wollen, welche Fülle erhebender Harmoniemomente bereits auch dieses Menschenleben neben seinen Schmerzen zeigt, — Harmoniemomente, denen vom Pessimismus durchweg nichts entgegen gehalten werden kann, als eben ihr „Moment-Charakter", ihre Vergänglichkeit. Das ist aber grade das Symptom des rapiden Lebens, der außerordentlichen Aktivität aller Prozesse in uns, — das Kainszeichen unserer zentralen Stellung im Entwickelungsfelde der Natur. Abgesehen davon, daß eine ganze Masse harmonischer Dinge auch in diesem Geisteskampfe und Kulturleben bereits ihre gute Dauer haben. Ich erinnere bloß an das Weiter-

wirken von Kunstwerken und von philosophischen Gedanken durch Jahrtausende, an das unhemmbare Weitergreifen von ethischen Ideen, an die ganze Festigung des Begriffs „Kulturmenschheit" und so vieles.

Still und hehr fließt die Milchstraße über mir weiter. Mit einer resignierten Versöhnung folgt ihr mein Blick. Also darum all der Schmerz, all dieses Weh und Herzleid, — weil wir das neue Blatt sind, das jetzt aufgeschlagen ist im Gegensatz zu Deiner uralt-feierlichen Schrift! Weil wir jetzt in ein höheres hinein erringen müssen, was Du tief unten in Deinen Weltalls-Urtagen für Dich schon ausgekämpft hast — den Frieden der Harmonie.

Doch ein heller Blitz zuckt, — eine Sternschnuppe geht durchs Firmament.

Aber wenn nun doch einst auch da oben wieder die Entwickelung einsetzt und die Dinge treiben läßt? Wenn die Himmel aus ihren Harmonien zu fallen beginnen, weil eine neue Gewalt in den Tiefen des Raumes auch sie wieder weckt und zum Kampfe ruft? Was dann mit uns . . .?

Neue Fragen dämmern.

Kreuzungen/ Roman/ von Emil Strauß

Wage du, zu irren und zu träumen
Schiller

Erstes Kapitel

Vor der Morgendämmerung des ersten Maisonntags erwachte der Finanzpraktikant Herman Anshelm jählings aus weinschwerem Schlafe: mit erbittertem Geschrei balgten sich im Garten ein paar Kater und zwar, dem Gleiten und Klirren nach, offenbar auf dem ans Haus anstoßenden Treibhaus oder einem der nächsten glasgedeckten Frühbeete. Der junge Mann schlich an das offene Fenster und goß einen Waschtischkrug auf das zeternde Paar, das auch sofort mit entsetztem Fauchen abließ und verschwand, während eine weiße Katze, die mondbeschienen auf dem Treibhauskamin das Turnier abgewartet hatte, absprang und gelassen mit hochgehobenem Schweif den Treibhausfirst entlang fortwandelte. Der gestörte Schläfer blieb einen Augenblick, die frische Luft tief einsaugend, stehen und schaute über die blinkenden Glasdächer, die gleichförmigen mondhellen oder beschatteten Anlagen der Gärtnerei und den Blütenschein der benachbarten Obstbäume hinweg nach dem sinkenden Mond, dann trat er kopfschüttelnd zurück, trank die Wasserflasche halb aus und legte sich wieder ins Bett.

Nun würde er gerne weitergeschlafen haben; allein der ungewöhnliche Weingenuß, dem er sich Abends zuvor im Eifer eines endlosen Meinungsstreites hingegeben hatte, rächte sich durch eine peinigende Hitze. Wie Herman sich hin- und herwälzte und immer andern Stellen des Bettes Kühlung und Ruhe abzugewinnen suchte, fuhren auch seine Gedanken unlustig von einem Gegenstande zum andern und brachten ihm dabei zu Bewußtsein, daß an diesem selben Morgen einige Verwandte und Bekannte einen Dämmerungsausflug machten. Er hatte sich ausgeschlossen, weil ihm der verfügende Ton seines Bäsleins Klara:

„Du gehst natürlich mit, Herman!"

nicht behagt hatte und weil er in letzter Zeit überhaupt oft dachte, er käme bei diesem Familienvergnügungstreiben längst nicht mehr auf seine Kosten. Nun war ihm die Lustfahrt doch ein willkommener Anlaß, seinen Weindampf in der frischen Luft zu verlaufen.

Er sprang auf und zog sich an.

Im Nebenzimmer, das mit der Schlafstube den einen Giebel des Hauses einnahm, fand er im Vorbeigehen einen Brief auf dem Tisch; es war zu dunkel, auch nur die Aufschrift des grauen Umschlags zu lesen, Licht mochte er nicht anmachen und so steckte er ihn in die Tasche. Um auch eine Beisteuer zu dem Waldfrühstück zu haben, hob er im Garten das Glasfenster eines Frühbeetes und zog eine Anzahl Rettiche heraus, die er gleich unter dem Brunnen wusch und zu zwe Bündeln vereinigt an Bast um den Hals hängte. Einen Rettich aß er sofort zur

Auflichtung seines nebligen Hirnes, während er schon die häuserarme Vorstadtstraße hinschritt. Erst gedachte er, noch in der Stadt Anschluß zu suchen; nachdem er aber in unachtsamen Gedanken statt dessen ganz ins Freie geraten war, verzichtete er und nahm sich nur vor, die Andern an dem verabredeten Frühstücksplatze zu treffen.

Der Mond war untergegangen und die Dämmerung tiefer geworden. Herman zog in die Ebene hinaus, die sich im Süden der Stadt ausbreitet und im Osten durch einen Hügelzug begrenzt ist; einen dieser Hügel wollte er besteigen und die Sonne über die weiter östlichen Höhen heraufkommen sehen. Doch trotz der erfrischenden Morgenluft war er nicht recht empfänglich für die Reize der dämmernden Landschaft, aus der nun Bäume, Wald und Feld, Ortschaft und Anhöhe allmählich klarer herauswuchsen, — seine schwerfälligen Gedanken kehrten eigensinnig stets zu dem Gegenstande zurück, über dem der gestrige Abend verschwatzt worden war, wiederholten einige schlagende Antworten oder verbesserten ärgerlich und beschämt ein paar Fehler, die er begangen hatte. Er war unzufrieden mit seiner Leistung.

Er hatte behauptet, daß die Landwirtschaft nicht notleiden könnte, falls nur der Landwirt etwas taugte. Daß die Großväter am Wein- und Kornbau reich geworden wären, sei kein Grund, Wein und Korn noch selbst erzeugen zu wollen, sobald man es billiger vom Ausland beziehe; seitdem der Bäcker verhältnismäßig billigeres Brot liefere, backe man ja auch nicht mehr im Haus! Trage Wein und Korn nichts mehr ab, so gehe es vielleicht mit Obst, Gemüse, Viehzucht oder Handelsgewächsen vorzüglich. Der Übergang von der Jagd und Viehzucht zum Ackerbau sei gewiß auch nicht ohne Not und Gesperr geschehen und für den Einzelnen eine schwierigere Aufgabe gewesen als jetzt für den ausgebildeten Bauernstand die Forderung, rechnen und berechnen zu lernen. Einen veralteten Typus des Landwirts künstlich zu erhalten, sei so unsinnig, als wollte man einen Landsknecht mit Bihander oder Hakenbüchse in eine moderne Schlacht stellen. Die andern Stände müßten sich ja auch fortwährend drehen und wenden, immer bereit, erfinderisch und anpassungsfähig sein, — warum der Bauer nicht!? Ihm scheine das Kleinerwerden der Güter infolge von Erbteilung und Parzellierung durchaus nicht eine Tücke der Zeit und beklagenswert zu sein: die Entwickelung dränge auf allen Gebieten zur äußersten Ausnutzung der Kräfte und Mittel; die intensivste Bodenkultur scheine aber nur in der Kleinwirtschaft möglich, und es gebe schon Gegenden genug — und nicht nur in der Umgebung der großen Städte — wo der Bauer mit fünf Morgen wohlhabender sei als vor Jahren mit dem sechsfachen; aber nicht nur Armschmalz, auch Hirnschmalz sei dazu nötig. Erbteilung und Güterschlächterei seien zwei von den vielen bittersüßen Wegen, auf denen sich das Gut zum besten Wirt bewege.

Das schien ihm auch heute noch richtig; aber es war doch nur auf zufälligem und theoretischem Wissen mit mutigem Sinn entworfen und ausgedacht. Sein eigenes Vergnügen am Wagnis, seine Lebenszuversicht sprach sich diesmal auf diesem Gebiete aus. Er als Bauer würde nicht petitioniert, noch geschrieen,

sondern Augen und Ohren offen gehalten und in die Hände gespuckt haben. Weil er die Landwirtschaft besonders liebte, so wurmte ihn, daß sie um Hilfe betteln, daß sie sich nicht selbst helfen und von einem auf den andern Sattel sollte schwingen können!

Dem Doktor Zwiesel gegenüber, der aus Sentimentalität für das Bauerntum stritt und am liebsten verordnet hätte, daß der Bauer in ledernen Kniehosen, weißen Strümpfen, spangengeschmückten Schuhen und Pelzkappe den Mist führe und das Güllenfaß reite, — gegen den konnte er allenfalls mit solchen allgemeinen Behauptungen aufkommen; vor sich selbst aber machte er eine schlechte Figur. Ehe er so großmäulig mitredete, sollte er doch auch alles aus der Erfahrung nachweisen können. Er sollte die Holzwege und Sackgassen, Auswege und Furten selbst begangen haben, ehe er urteilen und besserwissen wollte. Lesen kann man viel, denn das Papier ist geduldig und die Statistik läßt sich nach rechts und links wenden; auch kannegießern ist leicht, es hört zuletzt doch jeder nur auf sich selbst! Es war nachgerade nötig, daß er aus dem Bureau hinaus in die Praxis kam. Nun, die Zeit nahte ja, wo er einer bestimmten Abteilung zugewiesen werden mußte und zwar vermutlich seinen Wünschen gemäß der Domänenverwaltung. Er nahm sich vor, auch noch unmittelbar darauf hin zu wirken.

Unterdessen hatte er sich zwar links auf die Berge zu gehalten, dachte aber weder an sein Ziel noch an den Weg. Er verweilte, willenlos den wimmelnden Gedanken hingegeben, bald da, bald dort, starrte einen knospenschweren Baum an, einen in den Wald hineingetriebenen Wiesenstreifen, ein Bächlein, über dem er auf dem Stege stand, und schlenderte dann unbedacht weiter, der Nase nach. Von der feierlichen Schönheit des Reviers, dem parkartigen Wechsel und reizvollen Durcheinanderspielen von Wald, Wiesenflächen und mächtigen Baumschlägen, von dem kalten Silberton des tauigen Rasens zwischen schwarzen Waldwänden, von den lauten Stimmen der Lerchen in der Luft und der Drosseln und Finken im Dunkel der leicht mit Laub verschleierten Bäume ward ihm nichts bewußt.

Ja, er freute sich darauf, andere Verhältnisse zu sehen, Neues zu lernen und sich darin zu versuchen, und er träumte von seiner Zukunft. Waren diese Träume auch voll Arbeit und Wirksamkeit, bescheiden waren sie darum nicht.

So wandelte er dahin und dachte erst, als die Sonne ringsum die Bäume durchlichtete, wieder daran, daß er sie ja auf der Höhe hatte bewillkommnen wollen. Einen Augenblick stand er still und sättigte seine Augen bis zur Blendung an dem unaufhaltsam tiefer in den Wald hineinflutenden, alleserobernden Goldlichte, dann wandte er sich, um wenigstens den Frühstücksplatz nicht zu verfehlen.

Als er zum Hirschbrunnen kam, lag der Platz noch still im Schatten der einfriedigenden Bäume. Dem Eingang gegenüber, an der Bergseite plätscherte der Quell vom Gestein, alte Waldbäume darüber verschleierten die Sonne, während auf der Zugangsseite unter den Kronen der im Halbkreis gepflanzten Roßkastanien die besonnte Ebene heraufleuchtete. Herman legte über das Quellbecken zwei Ruten und setzte rittlings auf diese seine Rettichbündel, daß sie gerade noch mit

den Schwänzen in das kühl rinnende Wasser langten; dann suchte er sich über dem Brunnen im Wald einen sonnbeschienenen Fleck am Fuß eines Baumes, setzte sich, um in der Wärme auszuruhen, und schlief ein.

Etwa eine Stunde später näherte sich die Gesellschaft singend und lärmend einen Waldweg herab dem Hirschbrunnen, und Klara rannte plötzlich voraus, drehte, auf dem Brunnenplatz angekommen, ihre schlanke, weißgekleidete Gestalt ein paar mal mit ausgebreiteten Armen, als wollte sie Besitz ergreifen, auf dem Absatz herum und rief den andern entgegen:

„Ich war zuerst da!"

Ihr Bräutigam, der ihr nachgelaufen war und sich ihr gern in die Arme geworfen hätte, blieb, da die andern doch schon zu nahe waren, stehen, schaute umher und sagte, zum Brunnen tretend:

„Da scheint eins aber noch früher gewesen zu sein! Schau mal, Klara!"

„Ach pfui! Du willst mir nur wieder die Freude verderben!" rief sie stirnrunzelnd, ging aber neugierig näher, besah die Rettichbündel und schrie fast auf:

„Der Herman!"

„Wo?" fragte Guido, sich umsehend.

„Hier! Das ist — seine Visitenkarte!"

Die Hinzugekommenen lachten, und Laura Einser sagte:

„Der denkt nicht dran, der liegt noch in den Federn! Als ich heute früh meinen Bruder heraustrommeln wollte, den faulen Kerl, sagte er, Anshelm sei noch um halb zwei fest in der Sonne gesessen und habe mit Dr. Zwiesel gestritten. „Der Boden bewegt sich zum besten Wirt" habe er geschrieen. Ich weiß nicht, was das heißen soll!"

„Wer ist Boden?" fragte Klara.

„Gelt!" rief Laura Einser, erfreut, eine Genossin zu haben. „So hab ich den Hans auch gefragt, da hat er mich fürchterlich ausgelacht."

„Ja warum?"

„Ich weiß nicht. Da steckt irgend so ein Witz dahinter, ein geistreicher! Dein Vetter liegt jedenfalls noch tief in den Federn!"

„Und doch!" rief Klara, „Dann erst recht! Da war er! Und das mit den Rettichen ist der reine Hohn!"

„Warum denn Hohn?" entgegnete Guido. „Die Rettiche können doch ebensogut von gestern sein".

„Und wenn!" rief sie gereizt und wurde blaß; das Trüpplein Sommersprossen mitten auf ihrem Nasenrücken trat dabei dunkel hervor und ließ das zarte Gesicht dem ersten Blick ungewaschen erscheinen. „Und wenn! Von Herman sind sie! Er ist furchtbar ironisch! Ich kenn ihn."

Guido lenkte ein und brummte:

„'s ist ja möglich!" während Kandidat Leblanc, den Schnurrbart emporstreichend, sagte:

„So furchtbar ironisch sind ich das jetzt gerade nicht. Übrigens schadet es nichts, daß er schon da — war!"

Laura Einser lachte über diese Spitze.

Unterdessen hatte sich die ganze Gesellschaft um den Brunnen versammelt und betrachtete die immer noch ruhig über dem rinnenden Wasserspiegel dasitzenden Rettichbündel. Klaras Mutter sagte:

„Erst noch schöne Rettich!"

Da schallte aus den Bäumen über ihnen ein Gelächter, und Herman rief hervortretend:

„Bitte, zuzugreifen!" Während alle erstaunt rufend und lachend aufschauten, sprang er herab.

„Gelt aber, Guido!" rief Klara, schaute ihn triumphierend mit ihren grünlichen Augen an und strich ihr rotblondes Haar aus der Stirne. Guido wurde warm bei ihrem Anblick, legte den Arm um sie und wollte sie zur Bank führen; aber sie wich ihm aus und setzte sich.

„Also diese Rettiche sind in der Tat von mir," fing Herman an. „Da es aber nicht meine Art ist, alles für mich zu behalten, so biete ich jedem, das einen Sinn dafür hat, einen Rettich an; es mag sich dann rächen, so gut es kann, mit einem Stück Brot, einem Ei, einem Glas Marsala. Das Salz liefert freigebigst Herr Kandidat Leblanc."

„Ich!? wieso?" rief dieser, den roten Kopf hebend und drehend.

„Sie haben vorhin so salzig geredet, — haben Sie nicht noch was übrig!?"

Die andern lachten, nur Laura Einser nicht.

„Nun, was ich gesagt habe, habe ich gesagt!" erwiderte Leblanc etwas verwirrt und strich die Schnurrbartenden empor. „Bös gemeint war's weiter nicht; über Abwesende spricht man immer freier."

„Ach so —!" rief Herman hinauslachend. „Darum sind Sie also immer anwesend!"

Laura Einser fühlte sich mitgetroffen und wurde blutrot, während Verschiedene lachten oder einander anstießen.

Klara aber fand auf's neue, daß sie recht gehabt habe, und rief strahlend:

„Mich freut nur, daß ich einmal wieder recht gehabt habe, — gegen euch alle! Ich habe gleich gesagt: Herman ist's!"

„Ja," pflichtete dieser trocken bei, „ich hab auch schon tausendmal gesagt: die Klara hat einen großartigen Riecher!"

Nun brach alles in hellen Jubel aus und schaute Klaras Nase an, die, schön geschnitten und leicht geschwungen, gerade um den Sattel eine Prise dunkler Sommersprossen verstreut trug und so, von vorn gesehen, eingedrückt erschien; überhaupt gab dieser Fleck, der einzige auf ihrer durchsichtig klaren Haut, dem Gesicht einen possigen Ausdruck.

Das Mädchen saß einen Augenblick still und suchte angestrengt nach einer witzigen Antwort, begnügte sich aber schließlich, zu sagen:

„Zupf du dich an deiner eigenen Nase! Überhaupt ist es unpassend, über — über — Gebrechen Anwesender zu reden!“ und zwang sich ein wenig zu lachen.

„Gebrechen — ist gut!“ sagte Leblanc.

Ihr Vater, dessen einzige, ferne Ähnlichkeit mit seiner Tochter die über sein ganzes Gesicht wimmelnden Sommersprossen waren, sprach, indem er ihr mit der starken, ebenfalls sommersprossigen Hand zärtlich übers üppige Haar fuhr:

„Dein Näslein — 's wär mancher froh, er hätt's! Nicht, Guido?“

„Das hab ich schon bewiesen,“ antwortete dieser, während die Mutter tröstete:

„Überhaupt braucht man nicht so tragisch zu nehmen, was der Mosjöh da stichelt. Der muß halt sekiert haben, sonst wär's nichts. Du“ — rief sie und erhob ihr wohlgebildetes Gesicht mit einem bösen Blick gegen den Neffen — „du läufst auch noch einmal an, laß dir's gesagt sein! Du findest auch noch deinen Meister!“

Klara hatte ihren Kopf ärgerlich unter Vaters Hand weggezogen, bei den Worten der Mutter ungeduldig die Stirn gerunzelt und stieß jetzt gereizt hervor:

„Tragisch — ?!“

während Herman lachend sagte:

„Ja, Tante, die Ratsherrn in der Kunferenz
die hawwe zsamme bschlosse,
daß mar die Reddig ohne Schwänz
wollt künfdig wachse losse.“

„Was nehm ich denn tragisch?!“ fuhr Klara erregt fort. „Ihr stellt mich ja hin, als ob ich keinen Spaß verstände! Ihr nehmt Alles gleich ernst!“

„Ha, wenn du ein beleidigtes Gesicht machst, muß man dir doch beistehen,“ erwiderte die Mutter, „schon um des lieben Friedens willen!“

„Ach!! mir braucht Niemand zu helfen! Ich werd schon allein fertig!“

Guido hob eine Flasche in die Höhe und rief singend:

„Silentium! strictissimum! Wer noch Durst hat, soll sich melden!“ und machte dadurch dem ärgerlichen Gerede ein Ende.

Klara reichte ihrem Vetter Herman, um ihren unverdorbenen Humor zu zeigen, ihren flachgedrückten Kristallreifebecher und blieb bei ihm stehen, nachdem er getrunken hatte; Guido bot ihm das silberne Zigarettenetui, er aber dankte:

„Ich rauche lieber eine Zigarre“ und griff in die Brusttasche. Statt Zigarren brachte er einen Brief zum Vorscheine, den er überrascht betrachtete; dann sich erinnernd, daß er ihn in der Frühe auf seinem Tisch gefunden, sah er den rauhen, grauen Umschlag genauer an und schob ihn wieder in die Tasche.

„Eici!“ rief Klara, die ihm neugierig über die Schulter geguckt hatte, „eici, Damenkorrespondenz! Da möcht ich jetzt auch einmal einlesen!“

„Es wäre der Mühe wert!“ erwiderte er gelassen. „Eine Hemdenrechnung!“

„Ist das gelogen!“ schrie sie auf. „Ich mache jede Wette, 's ist eine Affäre! O bin ich neugierig! Da möchte ich hineinschauen.“

„Wer gibt mir eine Zigarre?“ fragte Herman, ohne sich an ihre Aufregung zu kehren. Da ihm verschiedene Etuis entgegengestreckt wurden, fuhr Klara mit dem Ruf:

„Gebt ihm keine! erst soll er beichten!“ dazwischen und wollte sie wegreißen. Herman aber schob das Mädchen mit sanfter Gewalt beiseite und wählte bedächtig unter den Angeboten.

„Herman,“ fing Klara, wie ein Kind bettelnd, wieder an, „laß mich doch sehen! ich möchte zu gern einmal einen Liebesbrief lesen!“

„Nun,“ sagte Herman lachend, „wenn Guido dich in diesem Punkt vernachlässigt, will ich mit seiner Erlaubnis dir gern einmal einen schreiben!“

„Ja, so einen mein ich nicht. Ich meine einen echten mit Schwüren und Gedichtversen und orthographischen Fehlern!“

„Da mußt du allerdings etwa euern Droschkenkutscher inspirieren!“

„Herman, du bist ein Scheusal!“

Aber gerade durch Klaras Neugier wurde auch Hermans Ungeduld erregt, und da der Brief die Hand eines Mädchens zeigte, von dem er nach dem Rausch einiger sonnigen Spätherbsttage nun fast ein halbes Jahr lang nichts gehört hatte, so widerstand er dem Bedürfnis nicht mehr lange. Während Herr Kandidat Leblanc ein kleines vernickeltes Kaffeemaschinlein nebst Spritbrenner und allem Nötigen aus dem Ränzel langte, mit der Wichtigkeit eines Tausendsasa in Betrieb setzte und so aller Augen auf sich zog, erbrach Herman den Brief und las. Und nachdem er ihn erst hastig und fast bestürzt überflogen hatte, las er ihn noch einmal mit künstlich erheiterter Miene; er wußte, daß sein Bäschen ihn gespannt belauerte und Guido zuflüsterte. Während er dann aber scheinbar versonnen hin- und herschaute und absichtlich langsam das Papier zusammenfaltete, wurde es ihm unversehens von Guido entrissen. Er blickte überrascht, die andern lachten schadenfroh, Klara schrie triumphierend auf:

„Bravo! Gib, Guido!“

Dieser wehrte sie ab und stand unschlüssig da. Die unbesonnene Tat, zu der ihn Klaras Drängen und die Hoffnung auf einen zärtlichen Blick der launenhaften Braut verführt hatte, war ihm fremd, und er wußte nun nicht, wie weiter; betroffen wartend schaute er auf Herman. Dieser blieb ruhig sitzen, lächelte nun spöttisch und sagte erst nach einer Weile:

„Lies nur! und tu — was du für gut befindest!“

Klara schlug den Arm um Guido, um mit ihm zu lesen; aber trotz ihrer Zärtlichkeit schob er sie diesmal zurück und sagte entschieden:

„Ich lese — einstweilen allein.“ Dann stellte er sich so, daß ihm niemand über die Schulter gucken konnte, und las:

Frankfurt a. M.

Lieber Herman,

wir haben den Gedanken schön gefunden, einander nicht zu schreiben. Die drei Tage, die ungesucht und unvermutet aufblühten wie eine seltene, eigensinnige

Blume, wollten wir nicht mit Tinte begießen und am Hauche banaler Wochen welken sehen, sondern in wechselloser Erinnerung behalten, und ich empfand auch unsere Wanderschaft wie einen Beutezug in olympischen Bezirk.

Und nun doch! Ich habe immer nur für mich selbst zu sorgen gehabt und darum sorglos gewirtschaftet, — da fängt die Sorge an. Nein, sie fing schon vor Monaten an und wird für mich und meinen Stolz jetzt zu groß; denn dieser scheut vor manchem zurück.

Darum schreibe ich Dir, verlange aber als Vergeltung meines Vertrauens, daß Du mir nur dann antwortest, wenn die Sorge durch die Teilung nicht verdoppelt wird. Nach acht Tagen erwarte ich keinen Brief mehr und würde Dir für Dein Schweigen danken.

Elfride.

Kandidat Leblanc hatte an der Bergwand neben dem Brunnen seinen Spiritus-kocher in Brand gesetzt und mit dem Hut gegen den Wind geschützt, bis Laura Einser ihm errötend ihren Sonnenschirm dazu anbot. Nun trat Herman hin und fragte ihn nach seinem Kaffeerezept und machte ihm weis, auf Java rösteten die Weiber den Kaffee erst in gemahlenem Zustande, wie unsere Köchinnen das Mehl zur Suppe brennen. Leblanc nahm dies an und versprach, es ausprobieren zu wollen, während die Damen nicht recht zuhörten und ihre Blicke in eifersüchtiger Neugier immer wieder zu Guido hinüberwarfen.

Dieser gab nun mit sehr ernsthafter Miene den Brief Herman zurück und ließ sich ein bedenkliches:

„Donner-wetter!" entschlüpfen, fügte aber alsbald verbessernd hinzu:

„Schneidig!"

Herman mußte lachen.

Klara drängte sich sofort fragend an ihren Bräutigam, der aber nur sagte:

„Privatsache, die uns nichts angeht!"

Die Gesellschaft, die eine gute Beute erwartet hatte, war enttäuscht und etwas verstimmt. Herrn Leblancs Verteilung des Kaffees in fingerhutgroßen Portionen erregte zwar für den Augenblick Heiterkeit; aber unbefangenes Behagen kam nicht mehr auf, und der bald ertönende Ruf zum Aufbruch wurde gerne gehört. Man packte ein, tauchte die gesammelten Blumen noch einmal ins Wasser und warf einige Papiere beiseite. Herman sah zu, ließ das Trüpplein abziehen, las die Papiere wieder zusammen und verbrannte sie mitten auf dem Platz.

„Ausräuchern!" sagte er, indem er sich lächelnd umschaute. Dann folgte er langsam in die Sonne hinab; er wäre gern allein geblieben.

Klara hatte Guido beim Arm genommen und vorausgezogen.

„Jetzt könntest du mir aber endlich sagen, was in dem Brief steht!" fing sie nach einer Weile an.

„Frage mich doch nicht!" bat er, „ich darf es nicht sagen!"

„Doch, du darfst, er hat es ja selber gesagt!"

„Er hat es meiner Diskretion überlassen, und die verbietet mir, darüber zu sprechen."

„Das gilt jedem andern, aber doch nicht deiner Braut gegenüber! Mir kannst du doch alles sagen und mußt es sogar!"

„Aber Klara, ich kann doch nicht!"

„Ein andermal sagst du, es sei dir ein Bedürfnis, vor mir kein Geheimnis zu haben, und nun, wo es darauf ankommt, sagst du so —! was soll ich denn da denken!"

„Ich habe kein Geheimnis! es ist das Geheimnis eines dritten."

„Sonst redest du davon, ganze Töne, wie du dich mit mir eins fühlst, ein Herz und eine Seele, — und jetzt sagst du, ein Geheimnis, das du mir mitteilst, sei ausgeschwätzt!"

„Aber Klara!" Er konnte doch von Dingen, wie der Inhalt des Briefes war, nicht mit einem jungen Mädchen reden, überhaupt wär er gerne diskret gewesen und fühlte sich doch so unsicher.

„Hast du mich lieb oder nicht?" fragte sie schroff.

Er schwieg und atmete ängstlich, er blieb hilflos stehen. Im plötzlichen Gefühl seiner schlechten Haltung richtete er sich militärisch stramm auf, und da kam ihm die richtige Antwort:

„Der Brief geht uns alle nichts an. Daß ich ihn las, war nicht korrekt; aber als Herman lächelnd sagte: lies ihn! fühlte ich, daß er mir eine Falle stellte, und da mußte ich ihn lesen. Willst du jetzt, daß dein Verlobter sich kompromittiert?"

„Jesses! friß mich doch!" sagte sie und wich seinem ehrlichen, ernsten Blick aus. „Wenn du freilich so kommst —! tragisch geradezu! 's ist ja lachhaft!" Sie wandte sich mit ärgerlicher Miene ab und ließ ihn stehen.

Betrübt sah er ihr nach, wie sie sich mit einer muntern Frage andern anschloß. Er ließ alle vorbeigehen, den ganzen schwatzenden, lachenden, singenden Trupp und trat zu dem Nachzügler Herman.

„Du —" fing er befangen an. „Verzeih, daß ich mich noch einmal in deine Sache mische! Überhaupt verzeih! — Wenn du — ich wollte dir nur sagen — um diese Affäre da zu arrangieren, steht dir meine Kasse zur Verfügung."

„Das ist riesig nett von dir," antwortete Herman, „aber es ist nicht nötig, ich danke dir."

„Nun — für alle Fälle kannst du damit rechnen."

„Ich würde dir gern das Vergnügen machen, Guido; aber es geht anders."

Sie schritten eine Weile stumm neben einander hin, da stand Klara am Weg und wartete auf sie; etwas beschämt und darum auch etwas mißtrauisch gegen die Beiden, die unweit hinterdrein kamen, hielt sie es bei den harmlosen andern nicht aus.

„Ich mache den Schäferhund," fing sie mit erzwungener Heiterkeit an, ohne

doch einem ins Auge zu schauen, „und suche die verlorenen Schäflein.“ Sie hätte dem Guido gerne gesagt, daß ihre Torheit ihr leid sei, auch bei Herman ihre Albernheit gerne vergessen gemacht, aber sie mochte sich auch wieder nichts vergeben, und so wanderte sie nun zwischen den beiden still in der heißen Frühlingssonne den Feldweg dahin, in die Ebene hinaus, und ab und zu, wenn Reden und Gelächter der voranschreitenden Gesellschaft besonders laut wurden, bemühte sie sich, die Brauen runzelnd und das Ohr hinwendend, etwas zu verstehen.

Bald aber kam sie sich zwischen den zwei schweigenden Gesellen, die ernst ihren Gedanken nachhingen, wie auf der Folter vor und hatte doch nicht den Mut, davonzulaufen; sie schaute nach den Lerchen, die nah und fern die Luft mit unendlichem Jubel füllten, schaute nach rechts und links in die sonnig grünen Äcker und Wiesen und vermochte es immer weniger, sich dem gleichmäßigen Takte der Schritte zu entreißen, um auch nur eine Blume zu brechen.

Sie atmete auf, als die andern vorn an einem Kreuzweg warteten und berieten, und hielt doch gleich wieder zurück, als es weiterging. Guido, der glaubte, sie trotze ihm noch, mischte sich unter die andern; einige Schritte hinterdrein folgte sie mit Herman, der sich nicht um sie kümmerte.

Er sah ein Mädchen von großer, stolzer Gestalt im Zug aussteigender Reisenden durch den Waggon herkommen, im stockenden Gedränge vor ihm stehen bleiben und auch ihn mit ruhigem Blicke großer, schwarzblauer Augen streifen; sah sich an das Fenster stürzen, ihr nachblicken, den ernsten Zug ihres Profils bewundern, den schwer im Nacken hangenden Bund schwarzen Haares, ihren groß schreitenden Gang.

Er sah sich träumend an sonnigem Hang im gelben Herbstwald sitzen, da rauschte es oben auf dem vorbeiführenden Weg, und wie er hinschaute, erschrack er: dasselbe Weib lief in voller Lust wie ein Kind durch das aufgewehte Laub herab, den Hut hielt sie in der Hand, ihr Haar war nahe daran sich zu lösen, ihr Fuß warf das raschelnde Laub auf, und hinter ihrem weinroten Gewand wirbelte stets sich erneuend ein Schwarm goldener Blätter hoch einher. Das Haupt zurückgeworfen, ohne ihn zu gewahren, schwärmte sie vorbei; er aber konnte sie nicht wieder entschwinden lassen, von Sinnen sprang er auf, im Takt ihres Schrittes durchs Laub rauschend ihr nach, und als er sie einholte, war es natürlich, daß er den Arm um ihre Hüfte legte und mit ihr weiterlief. Nur kurz, gleichsam erkennend schaute sie ihn an, umfaßte ihn auch, und wie alte Kameraden trieben sie das Spiel weiter.

„Schau, Herman, ist das nicht entzückend schön?“ rief Klara.

Er blickte sie überrascht an. Er sah sich gerade auf einer Schwarzwaldhöhe, am Waldrand auf den warmen Nadelboden hingestreckt, die schönste Hand ruhte in der seinigen, das schönste Auge schaute ihn groß, blauleuchtend an und wandte sich wieder nach dem Süden, wo im rosigen Glanz der Abendsonne die Alpen immer klarer und leichter aus dem Dunst des Tages auftauchten; er aber sah nur staunend dieses Haupt neben sich, schloß wohl prüfend die Augen und tat sie wieder auf und dachte an alte Märchen und Göttergeschichten.

Darum mußte Klara, die sich zu Boden gebeugt hatte, noch einmal rufen:

„Herman, schau, wie schön!“ Dabei hob sie unter dem breiten Rand ihres Hutes den Blick noch etwas unsicher zu ihm auf, und im Abglanz des wolkenlosen Himmels leuchteten ihre grünlichen Augen blau.

Herman starrte in ihre Augen und fragte endlich lächelnd:

„Ja ja! was denn?“

Sie wurde rot, lachte und wies auf den Boden, wo einige Löwenzahnpflanzen, die am sonnigen Straßenrand wuchsen, zarte blaugraue Schatten ihrer gezahnten Blätter und strahligen Blütenköpfe auf den weißen Straßenstaub legten. Eine kurze Strecke weit war die Straße eingefaßt mit mannigfach abwechselnden Schatten derselben Pflanze.

„Ist das nicht schön?!“ wiederholte sie. „Löwenzahn ist gewiß schön; aber ist das nicht viel schöner?!“

„Vielleicht weil man den Löwenzahn so häufig sieht, den Schatten aber fast nie!“

„Nein, Herman, es ist einfach schöner. Sieh nur, wie bestimmt und bezeichnend die Konturen sind, wie man nur durch die Linien und Verkürzungen die Stellung jedes Blattes erkennt und wie doch alles Überflüssige und Verwirrende fehlt, was daneben an den wirklichen Pflanzen uninteressant und langweilig ist. Das Schattenbild sagt mir viel mehr.“

„Es ist etwas dran, an deinem Geschwätz, es ist etwas dran!“ erwiderte er und sah zu, wie sie zu dem an ihrer Seite hängenden Skizzenbuch griff, sich auf ein Knie niederließ und zu zeichnen begann.

„Das Zeichnen ist mir auch ein Mysterium,“ sprach er. „Wenn ich denke, daß einer mit demselben Blei, mit dem ich schreibe und zur Not grobe, nichtssagende Umrisse zu Wege bringe, das sprechende Abbild eines Menschen oder eines Löwenzahnschattens zu zeichnen vermag, so muß ich nur staunen. Da könnt ich jetzt stundenlang zugucken.“

In der Ferne hatte man sich nach den beiden umgedreht und, da Herman Klaras Arbeit verdeckte, nicht begriffen, was geschehe, man war in Erwartung irgend eines Naturwunders umgekehrt und kam jetzt rot und heiß angerannt. Die Enttäuschung war groß.

„'s ist nichts!“ riefen die Vorderen, „sie zeichnet bloß!“ Aber die andern kamen doch nach, bis alle beisammen waren.

„Sieht das nicht fein aus?“ fragte Klara, die nun alles wieder vergessen hatte, den Guido und schaute ihn strahlend an.

„Ach, eil dich und mach fertig!“ fuhr ihre Mutter dazwischen. „Da rennt man sich ab um nichts und wieder nichts!“

„Es hat dich kein Mensch gerufen!“ erwiderte Klara, ohne sich stören zu lassen.

„Eil dich jetzt! Zeichne du ein andermal! Alles zu seiner Zeit! Halte mir jetzt die Gemeinde nicht auf! Immer wenn die andern fortwollen, mußt du gerade zeichnen oder Klavier spielen oder so was! Bist noch nicht bald fertig?“

„Geh, Mutter," bat Klara, „verdirb mir jetzt die Freude nicht! Geht nur voraus! Ich mache das noch fertig, dann kommen wir nach. Gelt?" Und ihr Ton war so seltsam begütigend, daß die Mutter nichts weiter sagte und mit den übrigen abzog.

Die beiden saßen wieder allein in der Sonne.

„Schon wie du so leicht übers Papier fährst und doch so scharf und genau, nicht zu kurz, nicht zu weit, — das ist mir wunderbar. Will ich etwas genau zeichnen, dann muß ich drücken, daß das Papier reißt und das Blei abbricht."

Sie lachten beide. Über dem Zeichnen hatten sie ihre ernsten Gedanken vergessen.

„So ein Schatten wie dieser da," sagte Herman, als Klara das fertige Blatt noch einmal mit der Natur verglich, „wäre dann wie die Erinnerung, die oft schöner ist, als die schönste Wirklichkeit war!" Da fiel ihm der Brief und Elfride ein, und er wurde still.

Sie gingen nun auch wieder.

Weit vorn in der Sonne schob sich die Gesellschaft zwischen grünenden Feldern unter blütenschimmernden Obstbäumen der Station zu.

Zweites Kapitel

Herman hatte seinen bestimmten Entschluß zwar schon vom Ausfluge mit heimgebracht, ließ aber nicht nur den nachholenden Schlaf der folgenden Nacht, sondern auch noch den nächsten Tag seines Berufslebens darüber hingehen.

Auf dem Wege zum Mittagessen begegnete ihm Guido, wie immer von tadellosem Äußern, doch ersichtlich niedergeschlagen. Er wollte von dem Freunde gefragt werden und sein Herz dann um so restloser ausschütten können, und ging teilnahmslos neben ihm hin; endlich seufzte er tief auf:

„Ach ja!"

„Stimmt!" erwiderte Herman, dem Guidos ewige Liebesschmerzen langweilig waren, „man kann aber auch sagen: ach nee!"

„Nein, wirklich," fuhr Guido ernstlich fort, „man möchte wahrhaftig Pessimist werden!"

„Wer hindert dich denn?"

„— — mich hindert?" wiederholte er in allem Ernst. „Wahrhaftig, ich weiß es nicht! Ich möcht's aber doch nicht sein. Eine trost—lose Weltanschauung!"

Herman lachte behaglich durch die Nase.

„Du lachst —," fuhr Guido fort; „du lachst aber auch nicht so recht von Herzen! Ich versteh es schon. Darüber wollt ich gerade noch einmal mit dir reden." Und er erneuerte das Anerbieten seiner Hilfe, da Herman bei seinem knappen Einkommen gewiß in Verlegenheit sei, wie er die fatale Sache bequem und diskret erledige.

Wiederum dankend legte ihm Herman offen dar, wie er zu verfahren gedenke, und erprobte nun auch an all den ängstlichen Beweggründen konventioneller Klugheit, die ihm Guido entgegenhielt, daß er nur eines könne, nämlich seinem eigenen, natürlichen Gefühl nachgeben und das Ereignis mit allen Folgen auf sich nehmen.

Darum ging er auch nicht, wie er vorgehabt hatte, zu seiner alten Freundin und Tante Ulrike, mit der er sich von Kind auf am besten verstand: denn stimmte sie ihm zu, so brauchte er ja ihren Rat nicht; wäre sie aber etwa anderer Meinung, so würde er ihr doch nicht folgen können.

Er setzte sich abends, als sie ihre Marktware für den folgenden Tag richtete, zu der Gärtnerswitwe, bei der er seit Jahren wohnte, so oft er in dieser Stadt war, und fing an:

„Frau Feinäugle, könnten Sie mir nicht noch die Stube im vorderen Giebel vermieten?"

„Wozu brauchen Sie denn noch ein Zimmer?"

„Wozu? — Für ein Kindbett."

Sie schaute ihn lächelnd rasch von der Seite an und sagte:

„Jetzt hört auch den an! Jetzt — was kommt jetzt wieder, Nichtsnutziges!"

„Mach ich so ein Gesicht?" fragte er.

„Ja, jetzt muß ich doch schauen!" rief sie, rückte beiseit und sah ihn scharf mit ihren hellen Augen an, die wie graue Kristalle aus dem sonnverbrannten Gesicht herausblitzten.

Er mußte nun doch lachen.

„Fast glaub ich, 's ist was dran!" sagte sie, „Sie lachen so grün."

„Ich glaub auch, daß was dran ist! Wie ist's? Krieg ich das Zimmer?"

„Ja — jetzt sag ich nichts mehr! jetzt sag ich nichts mehr! — Ja, ist's denn auch eine Ordentliche? Sind Sie auch sicher, daß die Sie nicht anführt, weil Sie ein guter Tralle sind?"

„Dummes Zeug!"

„Ja — wollen Sie sie denn heiraten?"

„Gewiß — — wenn sie mich nimmt!"

„Wenn sie Sie nimmt?! Das ist jetzt wieder —! Wenn — sie — Sie — nimmt!" Sie schüttelte ihren ergrauenden Kopf. „Ich bin begierig, ich bin nur begierig! Wissen Sie, kein Pläsier ist's nicht, so eine Wirtschaft im Haus mit einem Kindbett; aber wenn Sie's nicht anders haben wollen — mir kommt's nicht drauf an. 's ist auch einmal wieder was anderes."

Nachdem sie dann das Nötige genauer ausgemacht hatten, setzte sich Herman hin und schrieb:

„Liebe Elfride, ich bedaure herzlich, daß Du mir nicht früher geschrieben hast; vielleicht hättest Du manches Unbequeme vermeiden können. Ich bitte Dich, komme sofort zu mir. Ich bewohne am Rande der Stadt bei einer Gärtnersfrau, einer alten, natürlichen Frau, zwei Stuben, wo ich seit Jahren zu Hause bin; ein drittes

Zimmer wird schon für Dich in Stand gesetzt. Du wirst Dich hier vielleich nach der Decke strecken müssen; denn eben die Mäßigkeit meines Einkommens ermöglicht uns nur diese Form; aber Du wirst Dich in ihr frei als Deine eigene Herrin fühlen können und, wenn es Dir gefällt, auch als die

Deines Herman."

Und einige Tage später stand er gegen Abend auf dem Bahnhofe vor dem einfahrenden Zuge. Elfride war am offenen Wagenfenster und schaute ihn, noch ehe er sie herauskfand, im Vorbeigleiten unverwandt und forschend an; aber erst, nachdem er sie lebhaft begrüßt hatte, grüßte auch sie. Er reichte ihr die Hand zum Aussteigen, und als sie dann vor ihm stehend seine freudige Aufregung sah, gab sie ihm nochmals die Hand, drückte die seinige kräftig und lächelte errötend. Dies mutete ihn so kindlich an und war ihm so neu, daß ein Gefühl von Fremdheit, das ihn bei ihrem Anblick beschlichen, noch stärker wurde. Er nahm ihr das Handgepäck ab, bot ihr aber nicht den Arm, während sie dem Ausgang zuschritten, und vermied in den paar Fragen, die er tat, ganz unwillkürlich die Anrede.

„Es ist doch gewiß noch ein Koffer da? Ich habe dafür den Buben mitgebracht."

Sie gab ihm den Schein, er winkte einen Burschen mit grünem Schurz herbei, der, während er von Herman Weisung erhielt, die schöne Frau groß angaffte.

Als sie den Bahnhof verließen, hielt sie einen Augenblick und schaute nach rechts und links. Herman vermutete, sie erwarte vielleicht einen Wagen, sagte aber nur:

„Wir gehen nach rechts. — Aber komm," setzte er hinzu, indem er ihre Hand faßte und über seinen Arm legte, „laß dich auch führen!" Und da durchglühte ihn plötzlich eine stolze Freude, als hätte er die erste Kühnheit gewagt und ihr von seiner Liebe gesprochen. Im Banne dieses Gefühls und des scheinbar neuen Zustandes blieb er lange stumm, bis er endlich die Stille wie eine Kluft und Entfernung zwischen ihnen empfand und anfing, die Plätze und Straßen zu nennen, die weitere Nachbarschaft zu schildern und die Wege, die er täglich machte.

„Ich müßte eigentlich hier zu Hause sein," erwiderte sie, „ich war als Kind hier, und das war mein Schulweg; aber es ist alles anders geworden, statt kleiner erscheint es mir weiter und größer."

„Ja, es ist hier herum aufgeräumt und Luft gemacht worden." Wieder befing es ihn seltsam, daß diese fremde Frau, von der er fast nichts wußte, mit der er nur einmal drei Tage wie auf einem fremden Sterne verträumt hatte, ihm nun plötzlich das Nächste auf der Welt sei. Damals hatte er sich trunken ihrem Zauber hingegeben. Sie war ihm wie eine Göttin erschienen, die eine Haft abgeschüttelt, und nun, so lang oder kurz es währte, frei, sorgenfremd und selbstgenug sich ihres Reiches, ihrer Kraft und Lust und Schönheit freute und auch einen Sterblichen auf ihren Wegen beglücken mochte, und er hatte sich nur bemüht, neben ihr nicht allzu sterblich zu sein. Jetzt aber kam der Alltag, den sie wohlweislich hatten vermeiden wollen, dennoch!

Als sie in Hermans Straße einbogen, schoß ihnen vom fernen Ende her, über das schwarze Schattenbild eines weithingedehnten Parkes die Untergangsglut der Sonne entgegen, die spärlich bebaute Straße überflammend, Häuser, Bäume, Menschen zu Schatten verzehrend. Herman fühlte einen leisen Widerstand auf seinem Arm und mußte seinen Schritt mäßigen. Elfridens Augen schauten ungeblendet in die abendliche Pracht, und in langsamem Takte wie nach der Musik eines Geleites wandelte sie dahin. Auch Herman fühlte die feierliche Schönheit und, allein, würde er wohl staunend stehen geblieben sein, Elfridens mitlebende Regung aber war ihm unangenehm wie eine Pose und nicht ohne Behagen störend sagte er plötzlich:

„Da sind wir."

Ohne weiteres, aber auch ohne Hast oder Neugier wandte sie sich, blieb, nachdem Herman die Gartentür geöffnet hatte, stehen und betrachtete, soviel eben zu übersehen war: zwischen gut gehaltenen Beeten hindurch lief, vom Tor ausgehend, ein langer von Rabatten und Rebwänden begrenzter Weg in das Grundstück hinein, das ganz hinten von Gebüsch und Bäumen abgeschlossen schien; rechts schimmerten Glasdächer hindurch und etwas tiefer im Garten ragte über die rechte Rebwand des Weges der bestrahlte Giebel eines niedrigen Hauses. Von diesem herab tönte in die Stille des Augenblickes der zurückhaltende, zufriedene Gesang eines Staren.

„Der da droben," sagte Elfride, „ist wohl Euer Hausgeist. Ich finde seinen Willkomm mit Würde gesprochen. Ich hoffe, er wird Nachsicht mit mir haben."

Herman, der ihn nicht beachtet hatte, sah auf und erwiderte:

„Ja, er kennt seine Aufgabe, er bat dich, es dir unter seinem Dache gefallen zu lassen."

Elfride lächelte seltsam, Herman wußte nicht, ob dankbar oder mitleidig, sie strich ihm, seinen Hut zurückstreifend, über die Stirn, über das dichte blonde Haar und die Wange und zog ihn voran; er hatte eben noch den Hut erhaschen können. Er freute sich der Berührung ihrer schönen, warmen Hand, die sie bloß zu tragen liebte, und fühlte doch wie ein Knabe, den eine schöne Frau geküßt hat, und fand nicht die Form sich zu wehren.

Als sie zur Haustür kamen, rief Herman:

„Frau Feinäugle!" und die Gärtnersfrau erschien neben der Treppe unter der Küchentür.

„Das ist Frau Feinäugle, unsere Hausmutter," sagte Herman, „und das ist unsere neue Hausgenossin, Frau Grenovius."

Elfride begrüßte die Frau und fuhr fort:

„Sie haben sich mit mir vielleicht sehr viel Unruhe ins Haus geladen. Ich hoffe, Sie werden es nicht zu sehr bereuen müssen und will Ihnen nur gleich vielen Dank sagen für Ihre Freundlichkeit!" Damit reichte sie ihr die Hand.

„O 's ist mir nicht angst," erwiderte Frau Feinäugle, die Angekommene immer noch musternd. „Wenn es nur Ihnen gefällt bei uns! Grad vornehm treffen

Sie's bei uns nicht. Wegen der Arbeit — die ist's wenigste! Dazu sind wir auf der Welt."

Herman schnitt weiteres ab, indem er sagte:

„Wenn der Martin mit dem Koffer kommt, soll er mir rufen!" und stieg voran die Treppe hinauf. Über den kleinen, die Mitte des Dachstockes einnehmenden Flur führte er Elfriden in seine beiden Zimmer, die je ein Fenster im Giebel und je eine schräge Wand hatten. Die eine Stube enthielt Bett, Stuhl, Waschkommode und Kleiderschrank von lackiertem Tannenholz; im andern stand neben dem Fenster das Sofa, davor ein langer Tisch mit Wachstuchdecke, an der Seite unter der Abschrägung ein Regal mit Büchern, zum Teil noch von Hermans leselustigem Vater, ein alter, feiner, vorn abgerundeter Eckschrank, der zu hoch war für die halbschräge Wand und darum einen leeren Winkel hinter sich hatte, ein paar Stühle und neben der Tür ein runder, weißer Kachelofen auf hohen geschweiften Füßen.

„Das sind deine Zimmer?" fragte sie.

„Die deinen. Ich bin umgezogen in die ursprünglich für dich bestimmte Stube neben der Treppe nach der andern Seite hinaus. Da du ja das Wohnzimmer hier mehr benutzen wirst als ich, ist es für dich bequemer so. Dieses Schlafzimmer ist auch ruhiger als das andere."

Sie blickte ihn nachdenklich an, als wollte sie etwas sagen, machte dann einige Schritte, legte zurückkehrend die Hände auf seine Schultern und stützte die Stirn darauf.

Nach einer Weile wandte er sich, ergriff ihre Hände und sprach:

„Mut! nur Mut!"

Sie schaute ihn ernst an und ihr Gesicht war bleicher als sonst:

„Mut! Wenn's damit getan wäre! Der hat mir noch nie gefehlt. — — Du bist so gut gegen mich!"

„Das möchte ich wenigstens. Wie sollte ich anders gegen dich sein! Einstweilen aber hab' ich noch nichts tun können, als was sich von selbst versteht."

„Es versteht sich nichts von selbst!" erwiderte sie schroff, legte ihre Linke in seinen Arm und trat zum offenen Fenster.

Sie standen lange da, er kaum um Fingerdicke ihren hohen Wuchs überragend, und sahen in den Abendhimmel hinaus, dessen Farben langsam erblichen, manchmal auch senkte Herman den Blick auf die kräftig schlanken Hände, die so tadellos schön aus den Gelenken hervorwuchsen und sich lose um seinen Arm gefaltet hatten.

Endlich klopfte es an der Tür. Elfride wandte den Kopf und hieß eintreten.

Frau Feinäugle fragte, ob sie das Nachtessen bringen dürfe, und berichtete, der Bub' mit dem Gepäck sei da. Als Herman mit ihr hinunterging, sagte sie:

„Sie, Sie! Das ist aber eine Stolze! Ich hab' nur müssen gucken. Eine Stolze, eine Stolze! — Meinen Sie nicht, ich müßt' ein wenig besser aufdecken? Ein Tischtuch und so?"

„Nein," erwiderte er nach kurzem Besinnen, „lassen wir es, wie ich's immer habe."

„Wo sitzest du gewöhnlich?“ fragte Elfride, als sie zu Tische gingen.

„Auf dem Sofa; es macht mir aber Freude, dir den Platz abzutreten.“

„Ich bin einen Stuhl gewöhnt. Überdies möchte ich, daß du in deinen Gewohnheiten möglichst wenig durch mich gestört würdest. Ich wünschte, ich wäre geeignet, es dir recht behaglich zu machen, freilich zweifle ich an meiner Fähigkeit dazu. Ich bin anspruchsvoll und habe mich seit einigen Jahren in manchem verwöhnt. Ich setze mich hier oben an den Tisch, wo ich auch leichter wegkann.“

Auf dem dunklen, braungemusterten Wachstuch war alles so ungefähr hingestellt, Messer und Gabeln, Teller und Tassen, auf einem Blechtablett ein weißes Porzellankännchen mit Tee, eine abgegriffene Zuckerbüchse von lackiertem Blech, eine Schüssel mit gedämpftem Fleisch in seiner Brühe, Bratkartoffeln und Radieschen.

Elfride aß wenig. Herman kannte ihre ungewöhnliche Mäßigkeit noch und fragte, als sie fertig waren, ruhig, ob es ihr geschmeckt habe. Sie sah ihn an und sagte:

„Nein!“

Er strich den Schnurrbart und entgegnete lächelnd:

„Ich dachte jetzt, sie hätte ihre Sache gut gemacht. Freilich — ich bin darin sehr anspruchslos.“

„Es war auch gut, und ich habe so viel gegessen wie sonst, — aber geschmeckt hat es mir nicht, weil ich ohne Tischtuch essen mußte, weil das Salz im Näpfchen grobes Kochsalz ist und weil die Messer nicht blank waren.“

„O Schmerz, laß nach!“ brummte Herman.

„Dergleichen Dinge,“ erklärte sie unbeirrt, „sind für mich ebenso dringende Bedürfnisse wie ganze Schuhe an den Füßen. Im Wald esse ich auch ex Faustibus; im Hause will ich's, und wenn ich nur ein Stück Brot und eine Wurst habe, nett angerichtet, sonst esse ich mit den Gefühlen, mit denen man Arznei nimmt.“

„Das macht eben die Gewohnheit,“ meinte Herman. „Ich nehme es, wie es kommt, wenn es nur reinlich zugeht.“

„Doch nicht ganz Gewohnheit! Ich war es auch nicht immer so gewöhnt; aber mit derselben Notwendigkeit, mit der ich eines Tages selber dachte und nicht mehr jede Gespenstergeschichte glaubte, stellten sich im Laufe der Zeit auch solche Bedürfnisse ein.“

Sie erhob sich, räumte fast lautlos das Geschirr zusammen und schob das Brett auf den Ofen. „Dergleichen ist ja leicht zu ändern,“ fuhr sie fort. „Frau Feinäugle hat gewiß Tischtücher und gibt sie, wenn ich darum bitte, oder glaubst du, es würde sie beleidigen? Zuerst wollte ich natürlich mit dir reden. In meinem Koffer, der als Frachtgut nachkommt, habe ich alles Nötige selbst; wir können auch so lange warten!“

„Das hat sie und gibt sie natürlich gern.“

„Nur den Tee —“ fing sie lächelnd wieder an, „möcht' ich künftig selbst machen. Sie ließ ihn auf den Blättern stehen, es war schon mehr Gemüsesuppe.“

Herman lachte und rief:

„Richte dir das alles ein, wie es dir gefällt! und — sieh hinweg über das, was sich nicht ändern läßt!" Und er wunderte sich im stillen, wie sie ihm auf diese Kleinigkeit hin so dankbar lächelnd zunicken konnte.

Sie schritt einmal hin und her durch das Zimmer, das dem Herman noch nie so klein erschienen war, blieb dann stehen und fragte, auf den Eckschrank deutend:

„Wie hat der sich hierher verirrt?"

„Er ist mein Eigentum, noch von den Großeltern, wenn nicht weiter her."

„Er ist sehr schön. Schade, daß er so schlecht steht!" und zum Fenster tretend fuhr sie fort: „Möchtest du noch ein bißchen mit mir spazieren gehen? Wir lassen indessen hier die Tür auf, daß der Zug den Speisengeruch mit hinausnimmt."

Und sie gingen.

Zwei Tage später, als Herman zum Mittagessen nach Hause kommend ins Zimmer trat, schaute er verwundert umher; es schien ihm so freundlich und behaglich, und war doch dasselbe Gerät an denselben Wänden! Und in der Tat war wenig geschehen: das Sofa, das bis hart an das Fenster vorgestanden, war wie auch der Tisch etwas zurückgeschoben, sodaß sie nun nicht mehr im Weg zu sein schienen, und die vergilbten Öldrucke fürstlicher Häupter an der Wand darüber hatten einer Reproduktion des Goethe von Stieler Platz machen müssen, in der Ecke hinter dem Schrank schien ein Kamin aus der Wand herausgetreten zu sein, sodaß der Eckschrank nun richtig zwischen feste Flächen eingepaßt war, und auf dem weißen Ofen, wo immer irgend etwas geschwind abgestellt worden war, glänzte das dunkle Grün einiger Blattpflanzen; da und dort hing ein dunkelgerahmter Holzschnitt an der Wand.

Er wandte sich hin und her und genoß erfreut den freundlichen Eindruck des ganz schlichten, aber mit Sinn und Freude geordneten Raumes.

Elfride trat ein, da er gerade neugierig prüfend mit dem Zeigefinger an den scheinbaren Kamin klopfte.

„Verzeih," rief er sich umdrehend, „daß ich dem Zauber so respektlos auf den Leib rücke; aber ich gehöre zu den Menschen, die mehr bewundern, was mit natürlichen Dingen zugeht." Er gab ihr die Hand. „Du hast's wirklich gut gemacht. Glücklicherweise sind die Gaben der Menschen von Natur aus verschieden, sonst müßt' ich mich recht schämen, daß es hier bisher so unbehaglich aussah."

„Ich weiß nicht, ob ich dir das Schämen erlassen kann; diese Veränderungen sind doch gar zu gering und naheliegend!"

„Gerade das ist's!" erwiderte er eifrig. „Mir hat die Bude auch schon mißfallen, wenn ich z. B. einmal beim Förster den Abend zugebracht hatte; aber ich, um es anders zu machen, hätte ich viel Geld gebraucht, hätte mir andere Möbel angeschafft, die mir da und dort gefielen, und wie ich jetzt sehe, wär' es doch nicht das richtige geworden. Du verrückst die Sachen um ein paar Zoll, läßt die Kanten des Bücherregals hellhobeln, daß es sich in dem dunklen Winkel da hinten bemerk-

bar macht, und konstruierst für den Eckschrank eine Ecke — nichts einfacher, aber man muß daraufkommen! Die Höhle hinter dem Eckschrank hat mich auch geärgert, aber trotzdem ich nicht unpraktisch bin, das wäre mir nie eingefallen!" An der freien Seite des Pfeilers einen Schlüssel bemerkend trat er hin und öffnete. „Und da — sogar noch als Wandschrank benutzt! Tadellos! Meine allerunterthänigste Anerkennung!"

Sie lachte und sprach:

„Komisch! Ich freute mich darauf, dich durch die heinzelmännchenartige Verstohlenheit und Geschwindigkeit der Veränderung zu überraschen, und nun wunderst du dich gerade darüber garnicht, sondern über den höchst einfachen Einfall!"

„Natürlich! Denn machen kann man alles, sobald nur einer den handgerechten Einfall hat. Daß du es zwischen acht und zwölf in meiner Abwesenheit hergerichtet hast, wirkt auf mich nicht als Hexerei, sondern als — wie soll ich sagen? — als Grazie. Wie kommst du übrigens zu all den schönen Bildern?"

„Heutzutage," erwiderte sie lächelnd, „wo man dies alles dreinkriegt, muß man eigentlich fragen: wie kommt man nicht dazu! — Ich habe sie aus illustrierten Blättern gelegentlich einrahmen lassen und mit eingepackt, weil ich sie gerne um mich habe."

Auf Tizians „Zinsgroschen" deutend, der zwischen dem Ofen und dem Eckschrank hing, sagte Herman:

„Mich wundert, so was Religiöses oder Christliches bei dir zu finden."

„Findest du das religiös oder gar christlich?" entgegnete sie verwundert. „Dieser schöne kühle Mann da läßt sich doch nie und nimmermehr fangen!"

„Liebst du es deshalb?"

„Deshalb nicht, sondern weil es vom Stoffe ganz abgesehen schön ist. — Freilich wünschte ich, daß Christus nicht jene Probe auf die menschliche Erbärmlichkeit gemacht hätte."

„Du hast seltsame Ansichten! — Er hat damit aber die Welt erobert!"

„Findest du?!" rief sie erstaunt und setzte nach einer Pause hinzu: „Wer gehört ihm denn? Vielleicht Tolstoj, vielleicht da und dort ein Stiller im Lande; die Kirchen, die sich nach ihm nennen, gewiß nicht. Die Kirchen haben sein Bild, zur Fratze verzerrt, auf ihre Fahnen gemalt und allerdings viele damit geschreckt und geknechtet; aber schon in diesem Zimmer weder dich noch mich."

Herman setzte das Gespräch nicht fort; es war ihm seltsam, daß ein junges Weib unbefangener und rücksichtsloser dachte und sprach als er selbst, der sich allerdings nicht um religiöse Fragen kümmerte.

Fügte sich Elfride vom ersten Tage an der Hausordnung, so wußte sie doch in allem, in Essen und Wohnen, in Arbeit und Erholung mit leiser Unnachgiebigkeit ihre Form so weit wie möglich durchzusetzen. Sie war vom Aufstehen bis Schlafengehen in ihrer schlichten, geschmackvollen Weise fertig gekleidet, sie machte es sich in nichts bequem und belebte den Verkehr auch im kleinsten durch Rücksicht und

Höflichkeit. Herman bemühte sich alsbald, seine gewohnten Nachlässigkeiten abzulegen, und gewann Freude an den neuen Anregungen. Mit Lust und Erwartung ging er nach Hause, er sehnte sich, wenn er weg war, häufig nach der Frau, die ihm ebenso gern mit raschem Verständnis auf das wirtschaftliche und soziale Gebiet folgte, wie sie ihn nötigte, ein Bild, ein Buch oder irgendeine Frage in ihrer Auffassung anzusehen und durchzudenken. Er begann, die unverhoffte Schwangerschaft, die ihm das schöne, liebenswerte Weib ebenso unverhofft wieder zugeführt hatte, zu segnen und die Ehe als ein Glück von Herzen zu wünschen. Freilich, inniger fühlte er ihre Beziehungen noch nicht werden.

Elfride hatte keine Neigung zum Luxus, sie verlangte nur, das Notwendige dem Geschmacke zu unterwerfen, womöglich schön zu gestalten; hier nun aber stieß sie allzu bald auf die festen Grenzen der Verhältnisse. Die Anlage und Einrichtung des Hauses, die Unabgeschlossenheit der Wohnung, schwere Schritte und Türenzuschlagen, Arbeitslärm und -schmutz, Geschrei und Geruch der kleinen Leute und anderes, worüber sie in den ersten, beschäftigten Tagen leichter hinwegkommen war, wurde ihrem nun gebundenen Willen um so schwerer erträglich.

Wenn die Gärtnerburschen drunten im Arbeitszimmer beim Binden saßen und plötzlich einer anfing mit gellender Kraft einen Marsch oder Gassenhauer zu pfeifen, der andere mit der zweiten Stimme einfiel und sie einander nun in kühnen Läufen, Verzierungen und Verrenkungen ihres Parts überboten, dermaßen vergnügt und frei von der Leber weg, daß die Wände lebendig zu werden schienen, so fuhr sie in ihrem Stübchen auf, schaute verstört umher, als könnte sie sich nicht helfen, machte sich dann rasch fertig und ging mit gelassenem Schritt die Treppe hinab und fort. Sie vermochte es zwar, wenn die Burschen sie etwa auf der Treppe hörten und ihr Pfeifen einstellten, ins Arbeitszimmer zu treten und zu sagen:

„Das ist aber garnicht galant, daß ihr immer aufhört, wenn ich komme!“ aber es schrillte ihr noch lange in den Ohren, und sie mußte sich zwingen, nicht im Takte der fürchterlichen Musik zu gehen. Dann kam ihr, die sich die Gegenwart nicht gerne durch Erinnerungen stören ließ und wohl sagte, sie habe noch Phantasie genug, um sich die Gegenwart schöner zu träumen, als die schönste Vergangenheit war, dann kam ihr doch die Sehnsucht nach ihrem großen stillen Zimmer in Frankfurt, das sie mit Aufwand von Zeit und Mühe ausfindig gemacht und allmählich, wie die Mittel es gerade erlaubten, nach ihrem Geschmack tapeziert und ausgestattet hatte, einfach, aber gewählt, sodaß kein Fleck da war, der kleinlich erschien unter den großen Linien der alten Stuckdecke, und daß sie von dem Blick auf die hundertjährigen Bäume der Hausgärten ohne Scheu in ihr Gemach zurücktreten konnte.

Dann begehrte sie eine Viertelstunde lang schmerzlich zurück nach jener abgeschlossenen Ruhe und Selbstgenügsamkeit, in der sie die freie Zeit ihrer letzten Jahre genossen hatte. Aber wozu daran denken, jetzt wo es anders sein mußte. Daraus hatte sie sich für lange Zeit verbannt, vielleicht für immer! Wer weiß!?

Dieser rasche Zweifelsblick in die Zukunft brachte sie aber zur Besinnung, sie schob Zukunft wie Vergangenheit von sich und fesselte ihre Gedanken an irgend ein Bedürfnis des Tages oder an einen Gegenstand, der sie der Zeit entrückte. Anders konnte sie ja jetzt nicht als sich ergeben, warten, stille halten. So verbarg sie ihr Unbehagen in gleichmäßiger Gelassenheit; aber ihrem Triebe war es doch schwer, sich zu bescheiden, und manchmal verriet sie auch dem Herman unwillkürlich durch plötzliches Verstummen und Aufhorchen ihr Mißfallen, ihre schwer bekämpfte Erregung durch ein paar große Schritte. Suchte Herman etwa erklärend zu entschuldigen, so lenkte sie rasch ab; doch gelang es ihr auf die Dauer nicht, ihm eine unterlaufende Mißstimmung zu verbergen. Es mußte ihm auffallen, daß sie anders dreinblickte und sprach, wenn sie sich auf ihren großen Abendspaziergang in Wald und Feld begaben, als wenn sie auf das Haus zukamen; daß sie mit Vorliebe in dem Wäldchen am Ende des Gartens saß und an kalten Tagen lieber Mantel und Decke mit hinunternahm, als im Hause blieb. Bald ward ihm bewußt, daß ihr Bild in seinen Gedanken nicht mehr von Ruhe und Kraftbewußtsein leuchtete, daß ein Schatten darauf lag. Seiner Auffassung der Äußerlichkeiten des täglichen Lebens erschien es immerhin kleinlich, sie schwer zu nehmen und sich durch ihre Mängel verdüstern zu lassen, und er suchte nach andern Gründen und wartete auf eine Gelegenheit, Elfriden schonend zu fragen.

Eines Nachmittages kam er früher als sonst nach Hause und fand Elfriden zu seiner Verwunderung nicht im Wäldchen, sondern lesend in der Sofaecke am Fenster sitzen. Da sie nach kurzem Gruß weiterlas, setzte er sich wartend hin. Nach einer Weile sagte sie, das Buch ablegend:

„Verzeih, ich war gerade mitten in einer Episode."

„Was liest du denn?"

Sie reichte ihm das Buch.

„Ilias?! Wie kommst denn du an die Ilias?"

„Nun — sie ist doch das berühmteste Buch der Welt und steht in jedem Bücherschrank! — Ich sah sie da im Regal und nahm sie und las ohne eigentliche Absicht den Anfang, wie man etwas Wohlbekanntes im Vorbeigehen begrüßt. Dann kam der Schütze Apollo, und da wird es schwer, nicht weiterzulesen."

„Ich mache mir nicht so viel aus der Ilias; Gemetzel und nichts als Gemetzel!"

„Nun, da könnte man ja manches überschlagen, obschon ich es nie nötig finde. Immer ist doch Achill da, und wenn er auch im Zelt bei seinem Schiffe sitzt und dem fernen Kampfe lauscht, immer ist er da und jeder Hieb fällt ihm zu Ehren. Es ist ja nichts Schöneres auf der Welt als Achill! Er ist so vollkommen schön, wie nur die Griechen etwas zu schaffen vermochten, und dazu so unmittelbar bewegend, ergreifend, als hätte ihn Shakespeare gemacht!"

„Ich muß gestehen," sagte Herman, „mir war Hektor eigentlich immer sympathischer."

Elfride schüttelte den Kopf:

„Sein Verhalten gegen Patroklos, der ohne Rüstung und Waffe schwer ver-

wundet ist, als sich Hektor endlich an ihn wagt, — das ist nicht sehr sympathisch. Übrigens ist er offenbar ein wackerer Mann, mehr aber nicht. Und setze ihn an Achills Stelle, — die ganze Ilias wäre vermieden! Er würde zu Agamemnon gesagt haben: „Nimm die Briseïs! Fort mit Schaden! Darum keine Feindschaft!" und würde möglichst rasch Troja erobert haben!"

„Was auch das Vernünftigste gewesen wäre."

„Gewiß! aber nicht schön, nicht heldenhaft, sondern höchst — normal. Achill, der besser ist als alle Griechen und Troer zusammen, kann doch nicht in der Eroberung einer Stadt aufgehen, sondern nur in sich selbst. Das ist seine Größe."

„Du liest solche Bücher anders als ich," sagte Herman nach einer Pause.

„Ich lese sie an meinen Winterabenden, immer einen Abschnitt, dann lösche ich das Licht, öffne das Ofentürlein und träume von dem Gelesenen."

„Da hast du es schön!"

„Ja. Ich war auch noch immer zufrieden damit."

„Warum bist du eigentlich bei solchen Neigungen nicht Lehrerin geblieben?"

„Zu lehren ist auch nicht mein Beruf; es war auch nur Brotarbeit. Das Problematische daran würde mich aber trotzdem auch in meiner freien Zeit beschäftigen, ich würde also schließlich in einer Tätigkeit aufgehen müssen, die meinen Trieben fremd ist. Ich halte aber gewöhnliche Tagelöhnerarbeit für anständiger und menschlicher als geistige Zwangsarbeit; sobald ich meiner Kasse den Rücken drehte, kümmerte sie mich mit all ihren Zahlen und Goldstücken nicht mehr, ich gehörte mir."

„Greift dich das ewige Rechnen und Zählen nicht an? ging dir das nicht auf die Nerven?"

„Ich habe ziemlich kaltes Blut und bin von Natur aufmerksam. Wenn ich einmal ein Defizit habe, so sage ich ruhig: das ist also ein Defizit, und lasse mir nicht einfallen, es durch ein Defizit an Gemütsruhe und Haltung ersetzen zu wollen. Drum kommt es auch nicht zu oft vor."

Herman sah sie versonnen an. Wie vernünftig, kühl, wie bejahrt erschien dieses junge Wesen, mit dem er gestern — nein, war es wirklich schon ein halbes Jahr? — so kindlich geschwärmt hatte! — Nein! war das wirklich erst ein halbes Jahr her? Und war es nicht überhaupt ein Maskenspiel gewesen? Er sah sie an, und Sehnsucht nach jenen Glückstagen und nach neuen ihresgleichen und nach dieser unbekannten Frau atmete in ihm auf.

Sie neigte sich lächelnd über die Lehne gegen ihn hin, streckte die Hand aus und strich ihm mit dem kleinen Finger langsam die Wange auf und nieder:

„Wie oft rasierst du dich?"

„Jeden zweiten Tag," antwortete er etwas verblüfft.

„Tu es doch täglich!" bat sie. „Solche Stoppeln, wenn sie noch so golden blinken, stören in einem gleichsam mit Sorgfalt ausgearbeiteten Gesichte doppelt."

„Wieso gleichsam mit Sorgfalt — —?" fragte er etwas befangen und versuchte seine Wange, die nur eben rauh war.

„Nun, dein Gesicht ist mit seltenem Ebenmaß gebildet, nichts zu lang nichts zu kurz. Augen, Stirn, Nase, Mund, Kinn — alles macht sich in gutem Verhältnis geltend; der Schnurrbart paßt freilich nicht ganz."

„Wieso?" fragte er und zog ihn durch die Finger.

„Stirn und Nase verlaufen bei dir in gleicher Richtung, nur durch eine schwache Stufe unterbrochen, und das runde Kinn mit der entschlossen, dicht an den Mund gepreßten Unterlippe stimmt dazu; man wird an griechische Bilder erinnert. Du siehst gut aus."

Herman errötete und runzelte unwirsch die Stirne:

„Dummes Zeug!"

Sie lachte und rief:

„Wäre es dir lieber, wenn ich dich garstig fände und an einen krüppeligen Japaner erinnert wäre? Ich freue mich immer wieder darüber, daß du so bist. — Ich würde ja auch sonst nicht begreifen können, wie du dich in meinen Herbstferientraum — so einfügen konntest!"

Ihm war dies sachliche Besprechen seines Äußeren ebenso unbehaglich wie ungewohnt, und verlegen fragte er:

„Warum soll denn jetzt der arme Schnurrbart weg?"

„Er soll ja nicht weg. Rasierte Gesichter sehen heutzutage doch pfäffisch aus. Ich meine nur, er stört das Profil; du müßtest schon einen Vollbart tragen, um die Störung auszugleichen."

Nun lachte er und rief:

„Auf was für Sachen du kommst!" Dann ward er langsam ernst, schaute sie prüfend an und sagte zutulich:

„Da wir von Störungen sprechen: — was stört dir in diesen letzten Tagen die Gemütsruhe? was macht dich so schwermütig?"

Bestürzt blickte sie auf und fragte:

„Erscheine ich dir schwermütig?"

„Ja. Unfroh, verdüstert. Du mußt mir nichts verschweigen; ich möchte dir helfen, wo ich kann."

„Es ist nichts zu helfen. Es ist überhaupt nichts."

„Und wo ich nicht helfen kann, möcht ich wenigstens teilnehmen. Bin ich schuld?"

Ihn herzlich anschauend schüttelte sie den Kopf und sprach dann:

„Bei solchen Dingen ist es schon genug, ja, viel zu viel, wenn eines sie empfindet. Ich muß mich schämen, daß ich es merken lasse."

„Sind es Äußerlichkeiten?"

„Ja."

„Ist es dir so schwer, dich in sie zu fügen?"

„Ich füge mich ja vollständig; ja, ich bedaure zum erstenmal, daß ich mich durch dergleichen Dinge stören lasse."

„Aber dein unfrohes Auge ist mir ein Vorwurf."

„Das darf es nicht! Ich werde mich bemühen, anders auszusehen. Aber du

mußt auch nicht empfindlicher gegen mein feststehendes, nicht zu veränderndes Wesen sein, als du mir gegen zufällige Störungen zu sein gestattest! Ich verarge dir nicht, daß du hierin härter bist; verarge du mir es auch nicht, wenn einmal zu merken ist, daß ich meine größere Empfindlichkeit eben überwinden muß."

Zögernd und befangen zog er ein Blatt Papier aus der Brieftasche und rechnete ihr seine Einnahmen vor, die sogenannte Vergütung, die er als Beamter bezog, und den Zins seines Vermögensrestes; er stellte die ungefähren Ausgaben dagegen und fragte, ob Elfride eine Änderung für möglich oder ratsam halte.

Erstaunt und ernst folgte sie seiner Rechnung und verneinte durch langsames Kopfschütteln.

Die Haustür ging, Stiefel wurden auf der Matte gereinigt, schwere, weiche Schritte kamen die krachende Treppe herauf, offenbar zweier Personen. Herman horchte auf und murmelte lächelnd:

„Onkel und Tante! Jetzt wirds noch besser."

Es klopfte. Herman forderte mit einer Handbewegung Elfriden auf und sie rief: „Herein."

Zögernd tat sich die Tür auf, das freundliche Haupt des Onkels erschien mit unsicher prüfendem Blick und hielt sofort verdutzt still.

„Bitte, Onkel," rief Herman, „wir sind zu Hause!" Er sprang hin und öffnete, sodaß auch die Tante, die ungeduldig neben ihrem Manne durchsah, eintreten konnte.

Elfride erhob sich und begrüßte die etwas verlegen stehen bleibenden.

„Elfride, das ist mein Onkel und einstiger Vormund, der Herr Stadtverordnete Höpfner, Couponabschneider seines Zeichens, und Frau Gemahlin; ich habe ihr manches Butterbrot und manche Ohrfeige zu verdanken."

Die beiden verneigten sich widerstrebend und mit unhöflich ernster Miene, während Herman, aufgeregt, kaum ein Lachen halten konnte.

Als Elfride dem Onkel, dem sie zunächst stand, einen Stuhl hinstellte, siegte in ihm doch seine behagliche Art, er dankte freundlich lächelnd, stellte Stock und Hut in die Ecke und setzte sich.

„Die Damen, bitte, auf das Sofa!" sagte Herman zur Tante, die über diese Zumutung so erbost wurde, daß sie die anzügliche Bemerkung:

„Du hast dich verändert?" nicht zurückhalten konnte. Sie setzte sich indessen in die Sofaecke, und die schönen, ebenmäßigen Züge ihres nicht einnehmenden Gesichtes und die scharfen braunen Augen nahmen einen überlegen gleichgültigen Ausdruck an.

„Verändert — ich?" fragte Herman langsam und erstaunt. „Ach — ja, ich hab mir seitdem das Haar stutzen lassen." Er fuhr sich über den blonden Schopf.

„Ach schwätz!" entgegnete sie verweisend. „Du verstehst mich schon."

„Ja, wieso hätt ich mich verändert, Tante? Ich bin immer noch der alte, gute Kerl, der für dich durchs Feuer geht."

„Ja, du warst immer groß im Mißverstehen, was dir nicht paßt, und in Impertinenzen!“ rief sie angriffslustig.

„Onkel, kannst du mir sagen, was Tante meint?“ fragte Herman.

Der Onkel aber erhob verwirrt abwehrend die Hände und, trotzdem seine Frau ihm hetzend zunickte, sprach er nur:

„Ich — ja ich — ich hab gar nicht zugehört.“

„Dann muß ichs in Gottes Namen aufgeben!“ sagte Herman. „Aber — wo habt ihr die Klara gelassen!“

„Die ist im Garten drunten hängen geblieben,“ antwortete die Tante rasch.

„Hoffentlich hat sie sich nichts dabei zerrissen?“ fragte Herman.

„Nicht so hängen geblieben!“ mischte sich der Onkel erklärend ein; doch die Tante unterbrach ihn und sagte mit wegwerfender Handbewegung:

„Erklärs dem auch noch! Der will doch nichts verstehen.“

Eine kurze Weile war es still. Der Onkel saß so, daß er Elfriden unauffällig betrachten konnte, und tat es mit Behagen; die Tante aber lehnte sich in ihre Sofaecke zurück und musterte die teilnahmslos dasitzende mit raschen Seitenblicken.

Elfride fühlte, daß sie im Wege sei, erhob sich, entschuldigte sich und ging. Als sie unten an der Küche vorbeikam, hörte sie eine klingende Mädchenstimme mit Frau Feinäugle sprechen, dachte „Klara!“ und begab sich in das Wäldchen.

Klara war geheißen worden, unten zu bleiben, bis man sie riefe, hatte sich mit ihrer Neugier sofort an die Gärtnersfrau gewandt und wußte nun schon mehr als die Eltern. Jetzt beschloß sie, trotz dem Verbot einfach hinaufzugehen und die „stolze Person“ anzuschauen. Als sie aber leis die Treppe erstiegen hatte, hörte sie das Gespräch, vermutete daraus, daß die gesuchte nicht im Zimmer sei, blieb stehen und hörte zu.

Als Elfridens Tritte unten verklungen waren, hatte der Onkel aufgesehen und gesagt:

„Das sind mir schöne Geschichten!“

„Das geht denn doch übers Bohnenlied!“ brach die Tante los. „Ich mein, mich trifft der Schlag, wie Guido uns heut nach Tisch beiseite nimmt in den Salon und sagt, du hättest dich so angelassen! und wolltest nun sogar noch allem die Krone aufsetzen und deine — — Dulcinea einfach kommen lassen! wir sollten dir doch das ausreden! Und jetzt — jetzt sitzt sie krottenbreit schon da! und tut noch großspurig und gnädig, wie wenn sie das beste Gewissen hätt' und sich alles von selbst verständ!“

Herman unterdrückte das Lachen, sagte nichts und schloß das Fenster.

„Ja, lach auch noch!“ fuhr die scharfblickende Tante ihn an. „Du hast's nötig!“

Der Onkel aber sagte mit Seufzen und Kopfschütteln:

„Herman, Herman, was machst du einem für Sachen! Wo soll denn das hinaus? Das geht doch nicht! In acht Tagen redet ja die ganze Stadt davon. Wenn das dein seliger Vater erlebt hätt' und meine Schwester selig! Ist dir denn alles gleich! Hast du denn keine Moral mehr?“

„Moral —?“ unterbrach ihn die Tante. „Das ist's ja gerade! Die jungen Herren haben keine Moral mehr heutzutage und keine Religion und nichts mehr. Da sieht man wieder, wohin es führt, wenn man vor nichts mehr Respekt hat und über alles Witze macht! Ich hab's immer gesagt, mit dem Herman werden wir noch unser Teil erleben! Ja, sitz nur hin und mach einen Dickkopf! Wohl ist dir doch nicht dabei! Wenn man sich nicht schämen müßt vor Gott und der Welt, dir tät ichs gönnen, nicht den kleinen Finger wollt ich rühren! Ich ließ dichs ausfressen! Prost die Mahlzeit! Aber's geht über die Familie her, über uns! Man kann sich ja nirgends mehr sehen lassen, man muß sich ja in den Boden hinein schämen!“ Sie nahm den Hut vom Kopf und warf ihn auf den Tisch, riß die Handschuhe ab und warf sie in den Hut, wischte sich das Schlupfpulver von den Händen und strich sich das glattanliegende schwarze Haar zurecht.

„Sieh Herman!“ fing der Onkel an, die Pause der Frau benutzend. „Sieh, ich begreife ja, daß man — daß einem — einem so etwas passieren kann, wenn man jung ist und unüberlegt und noch keine Grundsätze hat. Es hat ja schon mancher Dummheiten gemacht und ist doch noch ganz recht geworden. Aber — man treibt es dann doch nicht auf die Spitze, man wird doch nicht gleich frech und schamlos! man besinnt sich doch und denkt auch ein bißchen an seine Familie, daß man ihr nicht Schande macht, und man sieht zu, wie man die Sache still arrangiert! Was denkst du dir denn dabei? Was denkst du nur!“

„Was der denkt —?“ warf die Tante mit dem Daumen deutend dazwischen. „Steigt mir den Buckel hinauf, denkt er. Ich kenn den Lauser.“

„Ach, reiz ihn nicht, Melanie!“ verwies der Onkel. „Wir wollen ruhig und vernünftig reden, daß man auch zum Ziele kommt. Sprich auch einmal, Herman!“

„Bis jetzt hätte ich nichts zu sagen“, erwiderte er.

„Natürlich! Beleidigt ist der Herr!“ rief die Tante. „Wir müßten eigentlich ‚Gott sei Dank‘ sagen, wenn uns der Herr Neffe die lüderlichsten Geschichten macht! Gottfroh müßt ich sein, wenn ich neben so eine auf's Kanapee plaziert werde! Hat man schon so was erlebt! — Muß man sich auf seine alten Tage noch mit — mit Geschichten befassen, von denen eine anständige Frau überhaupt nichts wissen soll!“

„Die Tante hat ganz recht, Herman: du hast gar nicht nötig, noch den Beleidigten zu spielen! Das ist sehr bequem. Aber es wäre viel ehrenhafter von dir, Red und Antwort zu stehen, dein Unrecht zuzugeben und zu sehen, wie du es wieder gut machst und aus der Welt schafft. Wir meinen es gut mit dir; das hast du wahrhaftig schon oft genug merken können. Du mußt doch auch an die Familie denken! Du stehst doch nicht allein in der Welt! In meiner Familie wie in euerer Familie — so was ist nie vorgekommen, soweit man denken kann! Immer waren es ernste, solide, ehrenfeste Männer, die jedem in's Auge sehen konnten, moralisch durch und durch! — und jetzt muß man das erleben! Wo du das nur her hast! — Ja, Antwort gibt's natürlich nicht. Die Tante hat ganz recht: du hast nie auf uns gehört, und wir haben's doch wahrhaftig immer gut

mit dir gemeint! Immer hast du alles besser gewußt in deinem Dickkopf. Hättest du mir damals gefolgt, statt dein bißchen Vermögen zu verstudieren, und wärst zu mir ins Geschäft gekommen, du ständest jetzt anders da als in deiner hungerigen Karriere. Und so was, wie das jetzt, wär nicht vorgekommen, da bin ich dir gut dafür! Schau den Kornhas an, meinen Nachfolger —! in den fünf Jahren — ein reicher Mann ist er geworden! Jetzt heiratet er die Tochter vom Kommerzienrat Kappes draußen, eine halbe Million kriegt sie nur bar mit. Die hättest du auch haben können! — Dagegen — was — ist — das — jetzt — für eine Wirtschaft — mit — so einer —! ich bitte dich. — Ich will dir ja keinen Vorwurf machen. Wenn das Malheur einmal passiert ist, dann ist's passiert; aber du kannst dann doch zu einem kommen und beichten und sagen: ‚Onkel hilf mir!' damit man die Sache anständig beilegt! Die Welt wird's ja nicht kosten."

Herman wartete immer noch schweigend zu.

Die Tante stieß den Tisch beiseite, daß der Hut darauf schwankte wie ein Schiff im Sturm, sprang auf und rief:

„Wird der Herr jetzt gnädigst geruhen zu antworten?"

„Ja, seid ihr schon fertig?" fragte Herman aufschauend.

„Das wird sich finden, ob wir fertig sind!" schrie sie außer sich.

„'s ist nämlich nur," fuhr Herman fort, „damit ihr nicht sagt, ich hätt euch nicht ausreden lassen. — Also —! Ihr macht es mir leider ziemlich leicht, euer Interesse dankend abzulehnen. Nicht wahr, Onkel, wenn ich dir über deine Frau per ‚Dulcinea — so eine — die da' spräche, würdest du mich zur Tür hinausschmeißen, — nicht?"

Ehe der Onkel mehr als ein langgezogenes, einspruchs- und empörungsvolles „Ja" — ausstoßen und ehe die Tante sich von ihrem starren Entsetzen erholen konnte, fügte Herman hinzu:

„Daraus folgt, daß ich nicht weiter mit euch verhandeln kann."

Nach einer jähen Stille fingen Onkel und Tante zugleich an, sich zu entladen; Herman aber, der nur einzelne Worte aus dem Durcheinander verstand, sprach:

„Ich lasse mich auf nichts mehr ein. Wenn ich überhaupt jemand Unrecht getan habe, so ist es Elfride! und das versuche ich eben jetzt gut zu machen. — Und nun öffne ich zum Zeichen, daß Schluß der Debatte ist, das Fenster wieder." Und er tat es. Die Tante aber rief:

„Was ich sage, kann die ganze Welt hören. Das offene Fenster stört mich noch lange nicht."

„Bon!" sagte der Neffe und wandte sich zur Tür, „dann überlass' ich euch das Feld."

„Gut!" rief die Tante und griff nach ihrem Hut. „Merke dir: wir sind fertig!"

„Freut mich, daß ihr endlich fertig seid."

„Ich meine: wir sind miteinander fertig, du und ich! Mich hast du gesehen, ein für alle Male!" betonte sie mit bitterbösem Gesicht.

„Wie es sein muß!" erwiderte er. „Es tut mir leid, daß es nicht anders geht.

Ich weiß, daß hinter eurer verwandtschaftlichen Rechthaberei und Unduldsamkeit auch wirkliche Teilnahme steckt, und dank euch dafür; aber in dieser Form — frißt er sie nicht."

Der Onkel hatte bekümmert und nachdenklich auf den Boden geschaut, ergriff nun Hut und Stock und sprach, während die Tante voran hinaus ging:

„Herman, Herman, du machst mir schwere Sorgen. Wie soll das gehen? Du machst dich doch ganz unmöglich!"

„'s kann sein."

„Willst du sie denn heiraten?"

„Das wird sich finden."

„Ich mein es doch gut mit dir — und bin nicht so —"

„Es scheint so!"

„Und — ich will nichts gegen sie gesagt haben, es war nicht so gemeint, es tut mir leid; man regt sich halt auf. Empfiehl mich —, hörst du!"

Herman schwieg. Die Tante rief:

„Alter Suitier!"

Unten auf der Bank am Brunnen saß Klara, die sich geschickt wieder zurückgezogen hatte, spielte mit einem rasch abgerissenen Zweiglein und rief unzufrieden:

„Da hätt ich auch gleich zu Hause bleiben können!"

„Hast keine Gesellschaft gefunden?" fragte mißtrauisch ihre Mutter, die fürchtete, das Kind könnte mit Elfride zusammengekommen sein.

„Ich war ein bißchen bei Frau Feinäugle drin." Sie schloß sich dem schweigsamen Zug durch den Garten an und musterte neugierig ihren Vetter, der plötzlich ein ganz anderer für sie geworden war, unheimlich und anziehend wie ein Abenteuer.

„Man sieht dich ja garnicht mehr, Herman," fing sie an. „Kommst du am Sonntag?"

„Er hat jetzt keine Zeit!" fuhr die Mutter dazwischen.

„Ja, was ist denn los?!" fragte Klara in beleidigtem Ton.

„Was nicht angebunden ist!" erwiderte die Mutter. „Mußt du alles wissen, du naseweiser Bündel?!"

„Dideldum, Dideldum, Dideldum!" sang Klara und lachte höhnisch.

Die Mutter schaute argwöhnisch nach ihr um; aber das Mädchen hatte schon wieder eine ehrbare Miene angenommen und riß nun ein Blatt vom Wegrand, rollte es zusammen und warf es Herman in den Nacken. Er beachtete es nicht, machte die Gartentür auf, reichte den Verwandten ruhig die Hand und erwiderte auf Klaras Frage, wann er einmal wieder käme:

„Ja, wenn du so Sehnsucht nach mir hast, muß ich doch bald mal nachsehen!"

Sie gingen, er schaute ihnen nach. Klara drehte sich um und winkte ihm noch einmal zu.

Herman schritt langsam durch den Garten bis ans andre Ende und wandte

sich, um den nachdenklichen Gang zu wiederholen, da besann er sich plötzlich, blieb stehen und sagte den Kopf werfend:

„A! dummes Zeug!" und bog in das Wäldchen ein, wo er Elfride zu finden hoffte.

Sie schaute ihm ruhig entgegen und hielt ihm eine halberschlossene weiße Syringenblütentraube hin. Er roch daran und drückte Elfriden heftig die Hand.

„Ja," sagte er, „immer möglichst schnell andere Luft! Aber da, nimm du die Blume wieder, daß ich sie nicht zerrupfe."

„Du hast Ärger gehabt. Vielleicht hätte ich doch besser getan, hartnäckig sitzen zu bleiben!"

„O — wenn nicht heute, so würden sie morgen ausgepackt haben. Wär' ich nicht im Grunde doch ein anhänglicher Bursch, so würde ich einfach lachen. Nun, ich blieb zum Glück ruhig und ließ mich auf nichts ein; freilich, es war ja auch nichts aufregend neues, lauter wohlbekanntes, altes, edles Requisit! Und sie gehen jetzt gewiß unzufrieden mit ihren Leistungen heim."

„A — glaubst du das? So sehen sie nicht aus."

„Der Onkel doch, sicherlich. Übrigens — genug für heute von der Sorte! Machst dich fertig? gehen wir spazieren? Hm?"

Sie stand auf und ging ins Haus. Er sah ihr nach, dann schritt er langsam hinterdrein, dann weiterhin durch den Garten und, da er abseits einen Spaten im Boden stecken sah, trat er hinüber und fing an, umzugraben, mit einer freudigen Wut.

Als Elfride zum Wäldchen zurückkam und Herman nicht fand, ging sie auf den daneben gelegenen hinteren Ausgang zu, im Glauben, er warte wohl auf der Straße. Da trat ihr ein älterer Herr mit glattrasiertem braunem Gesicht entgegen, betrachtete sie erstaunt durch das Monokel, ließ dieses plötzlich fallen, grüßte höflich und fragte, ob Finanzpraktikant Anshelm hier wohne und zu Hause sei.

„Ich dachte, er sei gerade hier auf der Straße," erwiderte sie.

„Nein, da war er nicht zu sehen."

„Dann wird er im Garten sein," sagte Elfride sich umwendend. „Wenn Sie sich ein paar Schritte mit mir bemühen wollen, werden wir ihn gleich haben." Sie schritt langsam voraus.

Er klemmte flink das Monokel vors Auge, betrachtete sie, ließ es wieder fallen, trat neben sie und sprach:

„Ich muß aber wohl fürchten, zu stören, Sie von irgend etwas abzuhalten."

„O — an Vorhaben, von denen wir uns abhalten lassen, ist wohl nicht so viel gelegen."

Verwundert schaute er sie an, ob die unhöflich scheinenden Worte auch so gemeint seien, fand aber in Elfridens Zügen nur den natürlichen Ernst, der auch in ihrer Stimme geklungen, und sagte:

„Nun darf ich von meinem Vorhaben schon nicht mehr zurücktreten!"

Sie wiegte lächelnd den Kopf und erwiderte:

„Freilich ist nun noch die Frage, ob an einem Vorhaben viel gelegen sein muß, damit wir darauf bestehen. Manche Laune bekommt noch wirklichen Wert dadurch, daß wir auf ihr bestehen. — Übrigens, da haben wir den Herrn Finanzpraktikanten, da ackert er wie — wie heißt jener Römer, der antike Washington?"

Ihr Begleiter warf das Monokel in's Auge, während er sagte:

„Suchen sie nur weiter unter den amerikanischen Städten, dann finden Sie schon den richtigen Namen!"

„Sie irren, Buffalo Bill hieß er nicht!" sprach sie.

Der Herr lachte.

Herman kam herüber und rief:

„Mein Onkel hat mir vorhin meine hungrige Karriere vorgehalten; drum bemühe ich mich jetzt im Stundenlohn ein wenig nachzuhelfen. — Darf ich die Herrschaften bekannt machen? Herr Finanzrat Venner — Frau Grenovius."

Nach einigen Worten zog sich Elfride zurück.

Der Finanzrat sah ihr nach und dann zu Boden, runzelte nachdenklich die Stirn und sagte schließlich:

„Ich bin da vorn Ihrem Herrn Onkel begegnet. Er hat mir eine fürchterliche Geschichte erzählt und mir keine Ruhe gelassen, bis ich Ihnen sofort ins Gewissen zu reden versprach. Ich habe glücklicherweise eben — noch eine Begegnung gehabt und kann mein ganzes Konzept, ehe ich mich damit blamiert habe, in den Papierkorb werfen. Ich will also nur als ihr Vorgesetzter Sie in einer Sache, deren Motive mir wohl nicht zugänglich sind, an die nötige offizielle Vorsicht und Rücksicht erinnern, zumal eine Dame beteiligt ist."

„Erlauben Sie, Herr Finanzrat, daß ich Ihnen die Verhältnisse einigermaßen klarlege. Die Vorgeschichte die ich nicht erzählen kann, ist so ungewöhnlich, daß die ungewöhnlichsten Folgen natürlich sind. Nach einem kurzen, seltsamen, phantastischen Verkehr trennten wir uns mit dem Wunsche, einander nicht wiederzusehen; wir wollten ein unglaublich schönes Glück enden, wie es über uns gekommen war, traumartig, plötzlich. Da es aber kein Traum war, brachte es uns doch wieder zusammen. Frau Grenovius ist nun so vorurteilslos —"

„Pardon! — verheiratete Frau —?"

„Nein, eine natürliche."

„Gut!" sagte er rasch, um die Unterbrechung zu schließen; konnte sich aber doch nicht enthalten, durch die Worte:

„Übrigens sehr gut gesagt!" seine Zufriedenheit mit dem Ausdruck kund zu geben.

„Sie ist" — fuhr Herman fort, „so vorurteilsfrei und selbständig, daß das Vorhandensein eines Kindes kein Grund für sie sein kann, um schleunigst eine Ehe zu schließen; und unsere Beziehungen seit ihrem Hiersein sind so neutral und neu, daß nichts weiter vorauszusehen ist. Die Beschränkung der Mittel und mein

ganz persönliches Herzensbedürfnis ließen mir nur die gegenwärtige Form übrig, und darum wohnt Frau Grenovius im selben Hause wie ich."

„Das ist allerdings seltsam und ungewöhnlich. Aber bedenken Sie auch, daß der Staat, dessen Beamter Sie sind, gerade von seinen Beamten die allergenaueste Innehaltung der gegebenen Formen fordern muß. Und lange geht's nicht, da werden Sie denunziert."

Herman nickte.

„Und was die Mittel betrifft," fuhr der Finanzrat fort, „so sagte mir Ihr Herr Onkel, daß die Geldfrage keine Rolle spiele, da Sie ja neben seiner Pflegetochter erben."

„Das wußte ich nicht," entgegnete Herman; „doch hat es nichts zu bedeuten. Sie haben meine Verwandten nicht reden hören, — oder doch?"

Der Finanzrat schüttelte bekümmert den Kopf und fuhr fort:

„Ja, müssen Sie denn aber gerade in demselben Hause wohnen!" Er deutete auf ein Nachbarhaus. „Können Sie sich da nicht einmieten?"

Herman lächelte:

„Und was wäre damit geändert?"

„Alles."

Herman lachte.

„Verzeihen Sie, Herr Finanzrat, aber ich muß lachen."

„Lachen Sie, soviel Sie wollen; aber seien Sie vernünftig! Die Konvention hat ihr gutes, so komisch sie im einzelnen wirken mag; und ich halte es gern mit ihr. Sie fordert von uns ihre Form und gibt dafür die weiteste Freiheit. Sie ist wie ein fester, geschmeidiger Schuh, in dem man sich freier bewegt, größere Sprünge macht und unverwundbarer ist als barfüßig. Und vor allem: sie herrscht und Sie entthronen sie nicht."

„Gewiß nicht! Aber — das Imponderabile gibt wieder einmal den Ausschlag. Ich habe eine Erinnerung: ich war einmal eine kurze Zeit das, wonach wir häufig die Sehnsucht und eine verschüttete Möglichkeit in uns spüren, frei, unbedingt, Trieb und Vernunftziel eins, Mensch. Und was mit jenen Tagen in Beziehung steht, kann ich nun nicht mit kleinlicher Klugheit behandeln. Daß ich jene Tage erlebte, war Glück; daß ich mich vor ihnen nicht schämen muß, wird nun meine Aufgabe sein."

„Sie setzen aber Ihre Laufbahn auf's Spiel! Das werden Sie bereuen. Wir können Sie brauchen — ich sag es Ihnen grad offen heraus — Sie bringen es zu etwas! Machen Sie keine Dummheiten!"

„Wie verschiedene Schlüsse man doch aus demselben Umstande ziehen kann, Herr Finanzrat! Weil ich brauchbar bin, verlangen Sie, ich sollte nichts riskieren, ich aber meine, eben weil ich brauchbar bin, darf, soll und muß ich riskieren. Wär ich ein aussichtsloser Kopf, dann hätt' ich's allenfalls nötig, mich an den Staatstrog zu klammern; nun aber —: läßt mich der Staat nicht so gelten, wie ich vor mir selber sein muß, dann gibt's ja noch viele Straßen, die ich nimmer noch

marschiert! Übrigens, zu etwas bringen kann ichs nur, wenn ich etwas bin; hab ich aber nicht den Stolz, auch zu scheinen, was ich bin — und sei es noch so unscheinbar — dann werd ich auch nie sein können, was man mich etwa gern scheinen ließe!"

Der Finanzrat sah ihn freudig lächelnd an und sagte:

„O so ein junger Hecht! so ein junger Hecht! — Für Sie ist halt noch der Himmel blau und das Wetter schön, — was soll unsereins da sagen!" Und sich nach der Richtung drehend, wo Elfride verschwunden war, seufzte er:

„Also gehen wir!" blieb aber wieder stehen, stieß den Stock auf und rief:

„Und doch! Sie machen dummes Zeug! Sie werden's bereuen! Denken sie an mich!"

Herman schwieg und ging neben ihm her.

„Wo ist Frau Grenovius? ich möchte mich verabschieden."

Herman rief Elfriden, und der Finanzrat sagte:

„Dafür, daß Sie mich diesem langweiligen Philosophen überlieferten, müssen Sie mich jetzt schon entschädigen! Die Herrschaften wollten doch gerade ausgehen —, darf ich mich anschließen bis zum nächsten Kreuzweg?"

Er unterhielt sich noch eine Weile auf muntere Weise.

„Du hast einen liebenswürdigen Chef!" sagte Elfride, als er sich verabschiedet hatte.

„Ja. Ein famoser Mensch! — Übrigens der Onkel hat mir ihn auf's Dach geschickt."

„Meinetwegen?" fragte sie und nahm Hermans Arm.

„Ja."

Nach einer Pause fragte sie:

„Was will er denn noch?"

„Sie haben halt Skandalangst und bieten mir dringend ihren Geldsack an, zur Vermeidung."

„Und —?"

„Ich habe bestens gedankt — könnte man sagen."

„War das nicht — doch — unklug?"

Er hielt einen Moment still, schaute sie an und sagte dann:

„Um Klugheit handelt es sich nicht."

Sie erwiderte nichts und fing nach kurzem von andern Dingen zu reden an.

Er konnte aber die Frage nicht vergessen.

Fortsetzung folgt

Über Liebe und Ehe/ von Ellen Key

Kein Teil der Lebenskunst ist für die Jugend wichtiger, als in sich die Überzeugung einer schicksalsbestimmten Zusammengehörigkeit zu entwickeln, die warten kann. Menschen verfluchen den Zufall, der Liebende trennt. Aber man sollte weniger die Zufälle verfluchen, die trennen, als jene, die zu früh vereinen. In der Liebe verliert die erste Jugend selten etwas anderes als das unwesentliche; das wesentliche erweist sich — wenn beide frei sind — als das unverlierbare: diejenigen, welche zusammen gehören, kommen schließlich zusammen; die, welche der Zufall trennte, gehörten niemals zusammen. Das Glück verfehlen kann der Mensch dadurch, daß er zu spät das wesentliche in sich selbst oder anderen findet; nicht dadurch, daß er sich vor der Entdeckung des Handelns enthält. Darum soll die Jugend mit entscheidenden Eingriffen in ihr eigenes Schicksal und das Schicksal anderer warten, denn die große Liebe gleicht der japanischen Gottheit, zu der mehr als einmal zu beten, ein Verbrechen ist — weil sie nur ein einziges Mal erhört!

Aber selbst wenn die Glückssicherheit eines jungen Paares „ruhig wie ein von der Sonne vergoldetes Sommermeer" ist, folgt daraus nicht, daß ihre Liebe sogleich die Rechte eines späteren Alters und die damit verknüpften Pflichten haben soll. Denn junge Bäume brechen oder beugen sich unter zu schweren Früchten, und auch die Früchte von zu jungen Bäumen erlangen nicht ihren vollen Wert. Hier ist die Natur selbst die Widersacherin der frühen Jugendheiraten. Das Leben ist nämlich selten wie in Max Halbes „Jugend" mit der Kugel eines Schwachsinnigen bei der Hand, um den Konflikt zu lösen. Aber das Leben kann einem Menschen ebenso vollständig den Garaus machen wie der Tod. Und die Mittel des Lebens sind qualvoller. Lassen wir die Möglichkeit beiseite, daß Menschen widerwillig durch die Folgen einer übereilten Verbindung zusammengezwungen werden, und rechnen wir nur mit der Gewißheit, daß die jungen Leute noch immer in tieferem Sinne zu einander gehören. So werden sie doch ebenso gewiß durch die mögliche oder wahrscheinliche Folge ihrer Handlung, das Kind, leiden. Ihr Bewußtsein, diese Folge nicht tragen zu können, wird sie allerdings veranlassen zu trachten, sie zu vermeiden. Aber dies ist ein unschöner Anfang des Liebeslebens. Manche halten es sogar für gefahrvoll. Denen, welche der Menschheit schon ihren Tribut an neuen Leben gegeben haben oder ihn überhaupt nicht geben sollen, mag die Wahl zwischen der einen und der anderen Gefahr frei stehen. Aber für ein beginnendes Zusammenleben dürfte dieser Ausweg ebenso unsicher wie ungesund sein, weil der Geschlechtstrieb in seiner Gesamtheit unerfüllt bleibt. Und so wird der Liebe ein Teil ihres geistigen Inhalts, der Sinnlichkeit ihr natürlicher Rückhalt geraubt. Wie sieht nun die Sache in der Praxis aus?

Die jungen Leute sind in den meisten Fällen ihre freie Verbindung eingegangen, weil ihnen die Möglichkeit einer offenen Eheschließung fehlte. Umsoweniger können sie ein Kind unterhalten, als sie selbst noch von anderen erhalten werden, falls sie

nicht durch Schulden oder schlecht entlohnte Fronarbeit das Leben fristen. Im letzteren Falle bedeutet das Kind eine weitere Lebenshemmung, umsomehr als es für die Frau verminderte, vielleicht verlorene Arbeitsmöglichkeiten zur Folge haben muß. Nun müssen die Angehörigen der jungen Leute helfen. Und wenn es möglich ist, geschieht es in der Form, daß sie sich verheiraten und die Unterstützung erhalten, zu der die Eltern in der Lage sind. Im unteren Volke ist das verhältnismäßig leicht; denn die Neuvermählten bleiben dann oft in dem elterlichen Hause des Mannes oder der Frau. In den Oberklassen hingegen gründen sie natürlich am liebsten eine eigene Häuslichkeit, und dann treten für sie die — bei Kindern und einem Haushalt, selbst dem einfachsten — unvermeidlichen Sorgen ein. Und diese werden ein Hindernis für ihre Ruhe zum Studium, ihre Bewegungsfreiheit und ihre allseitige Entwicklung. Sie werden Käfig-Vögel, im besten Falle von den Eltern gefütterte; von Pflichten gefesselt in den Jahren, die sie ganz ihrer eigenen Selbstentwicklung hätten widmen sollen.

So können zu frühe Ehen, in gesetzlicher wie ungesetzlicher Form unzählige treffliche Kräfte im Wachstum hemmen, die vollen Glücksmöglichkeiten späterer Jahre zerstören. Die frühe Vereinigung hat freilich eine starke Sehnsucht in dem Wesen der jungen Menschen gestillt. Aber sie finden bald, daß sie zugleich die Stillung des Kenntnisdranges, des Forschertriebs, der Schaffenskraft und der Handlungsfreiheit in anderen mehr oder weniger wesentlichen Richtungen erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht hat, zum Beispiel die bei aller lebendigen Jugend rege Reiselust und Vergnügungslust im schönen Sinne. Der Reiz der jungen Mutter erlangt wahrscheinlich niemals die Fülle, die die Natur ihm zugedacht hat, und sie altert vorzeitig. Und selbst wenn die Kinder nicht schwach werden — was meistens der Fall ist — bereiten sie ihr doch nicht das Glück, das sie ihr geschenkt hätten, wenn sie ersehnt gewesen wären; wenn sie nicht ihrethalben ihre Jugendfreude, die Fülle ihrer Stärke und Schönheit hätte opfern müssen, sondern diese im Gegenteil durch die Mutterschaft gesteigert worden wäre. Am allerwenigsten wird den Kindern die Erziehung zuteil, die die Mutter ihnen in etwas reiferen Jahren angedeihen lassen kann.

Und wenn ein paar Liebende sich selbst den Lebenshemmungen unterwerfen wollen, die in den meisten Fällen einer vorzeitigen Vereinigung folgen, so kann dies ihre eigene Angelegenheit sein. Aber das Kind ist es nicht.

Damit das Kind seine volle Möglichkeit guter Lebensbedingungen — für die Geburt wie für die Erziehung — habe, muß die Frau im Norden bei der Schließung der Ehe mindestens zwanzig Jahre alt sein, der Mann gegen fünfundzwanzig Jahre. Dies ist die Zeit der vollen Reife, und bis dahin hat die Jugend nur Vorteil von vollständiger Enthaltsamkeit, damit sie dann im richtigen Alter in ihrer Ehe, nach Tacitus' Worten „die Kinder Zeugnis für die Kraft der Eltern ablegen" lassen kann. Die meisten jüngeren Gelehrten halten es nun für immer unwahrscheinlicher, daß erworbene Eigenschaften sich vererben. Andere hingegen, die diese Ansicht verfochten haben oder noch hegen, haben mit mehr oder weniger

Nachdruck als Voraussetzung für den Fortschritt der Rasse verlangt, daß Kinder nicht früher gezeugt werden, bis nicht Tätigkeit und Umgebung in den Eltern eine bestimmte Eigenart ausgebildet haben. Feine Seelenschilderer, die über das Wesen der Frau nachgedacht haben, meinen, daß dieses erst gegen dreißig seine volle geistige Reife erreicht, während sie da noch zugleich im Besitz ihrer vollen Jugendlichkeit ist; daß ihr Gesicht erst dann wirklichen Ausdruck besitzt; ihre Individualität, ihre Denkkraft und Leidenschaft erst dann voll wach sind; daß nur diese Eigenschaften tiefe Liebe einflößen können und daß die Frau so durch eine spätere Ehe alles gewinnt, während die Folge der zeitigen Ehe, in der der Mann seine Frau „erziehen" soll, oft, wie eine geistvolle Dame äußerte, die ist, daß er — die Frau eines anderen erzieht!

Und nicht nur kurzsichtige Sittlichkeitsprediger, sondern Männer der Wissenschaft mit weitem Blick für diese Fragen erklären immer bestimmter, daß Enthaltsamkeit bis zum Alter der Reife der physisch-psychischen Stärke und Elastizität beider Geschlechter in hohem Grade günstig ist und daß ihre ausschließlich nützliche Wirkung sich zuweilen auch über dieses Alter hinaus erstrecken kann.

Zu diesem unmittelbaren Gewinn kommt noch der mittelbare: daß alle Selbstbeherrschung für ein großes glückbringendes Ziel — und welches ist größer als dies? — dem Willen die Stählung, der Persönlichkeit die Machtfreude gibt, die später auch auf allen anderen Gebieten bedeutungsvoll werden.

Ein so vorgerücktes Heiratsalter dürfte nicht viele Gegnerinnen haben. Junge Mädchen haben durch die Erfahrung anderer gelernt, und es gibt nun kaum eine Frau, die sich unter zwanzig Jahren verheiratet und nicht schon vor Fünfundzwanzig eingesehen hat, daß dies zu früh war. Selten ist es auch die Sehnsucht der Frau, die die heimliche Vereinigung beschleunigt. Denn wo kein südländischer Bluteinschlag da ist, dauert es lange, ja zuweilen viele Jahre nach der Heirat, bis die Sinne der nordischen Frau bewußt erwachen.

Aber das junge Mädchen liebt und will die Sehnsucht stillen, unter der sie den Geliebten leiden sieht, umsomehr wenn sie erfährt, daß die Liebkosungen, die ihre Forderungen befriedigten, sein Leiden vermehrt haben. Und sie überstimmt darum ihr eigenes innerstes Bewußtsein, das sie mahnt zu warten.

Diese Unterdrückung des innersten Bewußtseins hat nicht selten zur Folge, daß die Seelen sich gar nie voll vereinen, weil die Sinne sich ihnen in den Weg stellen. Oder mit Nietzsches Worten: Die Sinnlichkeit übereilt oft das Wachstum der Liebe, sodaß die Wurzeln schwach bleiben und leicht auszureißen sind. Für jedes reine Sittlichkeitsgefühl steht ein solches junges, sich in der Liebe hingebendes Weib himmelhoch über der Familienbraut, die den Mann, den sie zu lieben vorgibt, einsam in seinen besten Jugendjahren Fronarbeit tun läßt, damit er ihr schließlich die Stellung bereiten kann, die ihre eigenen Lebensansprüche oder die ihrer Angehörigen verlangen. Aber höher als Beide steht das junge Weib, die der Lenzzeit der Liebe ihre Kühle zu bewahren wußte. Und wenn die Glücksforderung der Frauen sich noch mehr verfeinert, wenn ihr Einblick in die Natur

sich vertieft hat, wenn sie so bereit sind, die Leitung der erotischen Entwicklung — die im Norden in den letzten Jahren leider in der Hand der Männer gelegen ist — zu übernehmen, dann werden sie dies auch verstehen. Sie werden die glückliche Zeit verlängern, in der die Liebe noch unausgesprochen, noch ungebunden von Gelöbnissen, abwartend und ahnungsvoll ist. Und sie werden darum nicht das an und für sich gesunde, freudebringende und glückbereitende Zusammenleben bei Fußwanderungen, Sport und Studien aufgeben müssen, das nun zu den allzufrühen Verbindungen führt. Die Frauen werden verstehen, wann sie die Entfernung zu Hilfe nehmen müssen, um die Leiden der Wartezeit einzuschränken. Sie werden die heimliche Verlobung verkürzen, die öffentliche abschaffen. Es ist kein öffentlicher, mehrjähriger Brautstand, den der junge Dichter besingt, wenn er sagt:

Nichts gleicht auf Erden den Wartezeiten,
Den Frühlingsfluttagen, den Knospenzeiten,
Es kann der Mai kein Licht verbreiten
Wie der sich klärende April .....

Eine nordische Jugend, die ihre Seele nicht mit dieser Stimmung zusammen klingen fühlt, deren Lebensjahr hat seinen Frühling verloren — ohne dafür einen längeren Sommer zu gewinnen. Denn im Leben wie in der Natur rächt sich die zu frühe Wärme. Voll die besondere Schönheit jeder Lebensjahreszeit zu erleben, das gehört zu dem vertieften Verständnis für den Sinn des Lebens — und diese Wahrheit wird darum nicht weniger wahr, weil eine Julia nur vierzehn Jahre zählte! Nicht die mit allem anderen unvergleichliche Macht der frühen Liebe hat Shakespeare durch sie offenbart. Sondern die augenblickliche, schicksalsbestimmte, alle Hindernisse besiegende Liebe, die in jedem Alter gleich allmächtig ist — doch ihre Gewalt am unverkennbarsten zeigt, wenn sie zwei Menschen in den Tod treibt, gerade da das ganze noch ungelebte Leben, das sie vor sich haben, den Todesgedanken am entsetzensvollsten macht. Nur eine solche Ausnahme versetzt die Blüte des Sommers in den Frühling. Und darum sind viele junge Menschen nicht aus der ganzen Notwendigkeit ihrer Natur, sondern durch Überbetonung ihrer einen Seite, zu der Meinung gelangt, daß die Liebe ihr Feuer und ihre Reinheit verliert, wenn sie wartet, bis der Organismus ihre Früchte tragen kann. Nichts ist gewisser, als daß die Keuschheit der vollwertigen Liebe von dem Einheitswillen der Seele und der Sinne bedingt wird. Aber dieser keusche Wille kann vor wie nach der Möglichkeit seiner Verwirklichung da sein. Und die Keuschheit der Liebe kann sich dann sowohl in dem Warten auf die volle Einheit zeigen, wie im völligen Verzicht.

Freilich wird der junge Mann mit fünfundzwanzig Jahren die Berauschung der Liebe nicht so empfinden, wie er sie mehrere Jahre früher empfand. Aber wenn er sie erst um fünfundzwanzig herum erfährt, dann wird er — nach allen Gesetzen der physisch-psychischen Lustgefühle — gerade auf seinem Höhepunkt als Geschlechtswesen und nach Jahren der Beherrschung und Mühe für sein Glück,

eine reichere Lebensberauschung erfahren können, als die, deren er in den ersten Jugendjahren fähig war.

Es ist zweifellos, daß weniger die Bedürfnisse des Organismus als der Einfluß der Phantasie auf den Organismus die zu frühzeitigen erotischen Forderungen hervorruft. Nur eine neue Gesundheit und Schönheit in der Art der Behandlung der erotischen Fragen wird allmählich die nun überreizte Phantasie umbilden, die erotische Neugier stillen, und das Verantwortlichkeitsgefühl gegen sich selbst und die neue Generation stärken, sodaß das vorzeitige Geschlechtsleben seine Lockung für die Jugend verliert.

All dies gilt jedoch nur der unreifen Jugend.

Wenn hingegen ein paar Liebende das oben erwähnte Alter der Reife erreicht haben und ihre volle Vereinigung nur ihre eigene Lebenssteigerung wie die der neuen Generation fördern kann, dann begehen sie eine Sünde gegen sich selbst und die Menschheit, wenn sie ihre Vereinigung nicht eingehen.

Aber auch dann ist die heimliche Liebe nicht wünschenswert, bei der die Frau in beständiger Unruhe vor dem möglichen Kinde umhergeht und doch — nach der ersten Zeit des Liebesglücks — in der immer wachsenden Sehnsucht nach diesem sowohl wie nach den übrigen Lebensverhältnissen, die ihrem im Treibhause oder im Keller wachsenden Gefühle Sonne und frische Luft geben können.

Es ist in den meisten Fällen nur eine Frage der Zeit, wann dieses heimliche Glück hinsiecht, weil der Wagemut fast ausschließlich auf seiten der Frau ist und der Mann in zu hohem Grade der Empfangende bleibt. Denn so ist die Menschennatur, daß dies sie hart macht; so die Liebe, daß dies sie schwach macht! Wird der Mann nicht hart, so kommt dies daher, daß er außergewöhnlich sensitiv ist. Und ist er das wieder, so wird die geheime Verbindung, in der die Frau am meisten gibt, für den Mann ebenso demütigend, wie eine Ehe, in der die Frau ihn durch ihren Reichtum oder ihre Arbeit erhält. Die Frau wird ihrerseits immer schwerer zu befriedigen, immer anspruchsvoller an die Liebe, die ihr Kind und Heim ersetzen soll, durch die sie erst die allseitige Entwicklung ihrer Kräfte gefühlt oder mit anderen Worten das volle Glück gefunden hätte. Und je zärtlicher sie liebt, desto gewisser wird sie früher oder später ausrufen:

Deine fordernde Sehnsucht wird wohl still,
Wenn ihre Küsse mich herzen —
Aber meine schweigt nicht — du, ich will
Mutterschmerzen!*

Denn die besten Eigenschaften der Frau, auch als Geliebte, sind untrennbar mit der Mütterlichkeit in ihrer Natur verwachsen.

Man hat unendlich viel darüber gesprochen, daß für eine Frau die volle Hingebung ohne die Ehe herabsetzend sei; daß der Mann dadurch seine Geliebte in seinen eigenen Augen und sich in den ihren herabwürdige; daß er selbstsüchtig sei,

* Margarethe Beutler. Gedichte.

wenn er eine Vereinigung wolle, die die Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit der Liebe verletzt; daß er die Frau seinem Verlangen „opfere" — und so weiter. All dieses Gerede ist wertlos, ganz einfach weil die liebende Frau sich weder in ihren eigenen noch in den Augen des Mannes herabgesetzt fühlt; weil sie nicht zu opfern glaubt, sondern zu nehmen und zu empfangen. Denn sie will die Vollheit der Liebe mit einem viel tieferen Willen als der Mann, da ihre erotischen Forderungen zwar stiller, aber stärker sind als die seinen. Doch sie ist sich oft — und oft lange — nicht bewußt, daß ihr tiefer Wille, um jeden Preis durch die Liebe glücklich zu werden, im innersten doch auf das Kind gerichtet ist. Der Mann sieht nur die Sehnsucht der Frau, und sein strahlendes Lächeln spricht nicht selten von einem leichten Siege. Aber er weiß nicht — lange weiß sie es selbst nicht — wann ihre Liebe Opfer wird; wann sie beginnt ihr Verhältnis als herabwürdigend zu fühlen. Der Mann sieht nicht, was sie unter ihrem Lächeln verbirgt; er versteht sie nicht, wenn sie schweigt, lauscht vielleicht nicht, wenn sie spricht. Er glaubt sie so noch befriedigt, wenn sie angefangen hat, nach mehr zu hungern.

Das Bedürfnis der Frau, für das Geschlecht zu leben und zu leiden, gibt ihrer Liebe eine reinere Glut, eine höhere Flamme, einen tieferen Ewigkeitswillen, eine unerschütterlichere Treue als der des Mannes. Von einer immer heißeren, immer opferwilligeren Zärtlichkeit für den Geliebten wird die ungestillte Mütterlichkeitssehnsucht ausgelöst. Der Mann hingegen, der immer weniger Anlaß hat zu geben, gelangt so dazu, immer weniger zu lieben. Wenn die Frau dies entdeckt, fängt sie an sich zu erinnern, was sie gegeben hat. Und damit sind Kampf, Sünde, Sorge und ihr Lohn — der Tod — in eine von Anfang an vielleicht echte Liebe gekommen, eine Liebe, die voll und schön gelebt haben könnte, wenn sie den einigenden und läuternden Einfluß eines gemeinsamen Zieles, einer großen Aufgabe gehabt hätte.

Wenn die Liebe nichts Derartiges hat, dann richtet sie ihre Triebkraft gegen sich selbst. Die eigenen Gefühle und die der anderen werden dann Mittel zu einem Spiele wie jenes, das im achtzehnten Jahrhundert zur Rage wurde: à parfiler, was bedeutete, aus gebrauchtem Goldstoffe die Fäden auszuziehen. Die Gefühle werden abgerissen, zerfasert, zusammengebunden, verwickelt, entwirrt, aufgespult. Aber Gefühle sind Wurzeln, nicht Fäden — auch nicht Goldfäden. In den großen, gesunden Wirklichkeiten des Lebens hat die Schaffenskraft der Liebe wie der Kunst das nährende Erdreich für ihr Wachstum. Aus dieser Erde gerissen wird die Liebe ebenso gewiß wie die Kunst ein vom Frühlingssturm entwurzelter Baum, der wohl noch einen Lenz blühen kann — obgleich alle seine Wurzeln in der Luft hängen — aber der den Sommer nicht überlebt.

Die geheime Liebe ist in dieser Beziehung mit den vornehmen Ehen ohne Kinder und ohne gemeinsame Aufgaben vergleichbar, obgleich die opferwillige, sich selbst erhaltende heimliche Geliebte hoch über der unterhaltenen anspruchsvollen Luxusgattin steht.

Nicht abstrakte Pflichtbegriffe also, sondern die echte Selbstsüchtigkeit, die eins

mit echter Sittlichkeit ist, wird die Jugend lehren, den durch die Entwicklungslehre noch tiefer gewordenen Inhalt des schon bei Spinoza tiefen Gedankens einzusehen: daß „die Geschlechtsliebe, die aus äußeren Zufällen entsteht, leicht zu Haß werden kann, zu einer Art Wahnwitz, von Zwietracht genährt; daß aber jene Liebe hingegen dauernd ist, die ihre Ursache in Seelenfreiheit und in dem Willen hat, Kinder zu gebären und zu erziehen."

Durch den Glauben an das Leben und seine unzähligen Wirkungen durch gradweise, kaum merkbare Umwandlungen wird die Freiheit der Liebe immer mehr Freiheit für diese dauernde Liebe bedeuten.

Der Zeitgeist, durch die Wertungen der Literatur und der Umgebung wirkend, bildet mit unfehlbarer Gewißheit Gedanken und Gefühle in der Richtung um, in die die Stärksten ihn lenken.

Der Jugend kommt es nun zu, diese Starken zu sein.

Mit einem immer stärker werdenden Willen zu allseitiger Lebenssteigerung wird die Elternschaft auch eine immer wesentlichere Voraussetzung dieses Ideals. Ebensowenig wie die jungen Menschen durch ein vorzeitiges Geschlechtsleben den Wert der Jahre herabmindern wollen, die ganz ihr eigenes Wachstum fördern sollen, ebensowenig werden sie wohl ihre Elternfreude dadurch verringern wollen, das sie ein schwaches, unwillkommenes Kind in die Welt setzen. Denn alles Glück wollen sie voll und freimütig besitzen. Das erwartete Kind soll ihnen schöne Träume bringen, nicht quälende Unruhe; es muß von einem freudevollen, nicht von einem unwilligen Schoße getragen sein und sein Leben des Glückes Fülle, nicht dem Mißglück verdanken.

Wenn zwei Liebende dieses Willens sind und die Reife erreicht haben, wo der Wille das Recht hat, Wirklichkeit zu werden, dann vereinigen sie sich in voller Übereinstimmung mit ihrer eigenen Gesundheit und Schönheit, sowie der der neuen Generation und der Gesellschaft, auch wenn ihr reiner Wille zu gemeinsamem Leben und gemeinsamer Arbeit nicht die Form der Ehe annehmen kann.

Für den, der Ohren hat zu hören, wird die Ziffer beredt sein: daß das mittlere Alter der ungesetzlichen Verbindungen mit dem von der Natur bestimmten richtigen Alter für die Ehe zusammenfällt.

Durch die ungesetzlichen Verbindungen wird die Menschheit oft um die Lebenstauglichkeit der Kinder betrogen, die durch die widrigen Verhältnisse, in denen sie aufgezogen werden, zerstört wird.

Ein anderer ebenso beredter Umstand ist der, daß alle statistischen Zeugnisse übereinstimmend aussagen: daß die Anzahl der Prostituierten in demselben Maße zunimmt, in dem der allgemeine Gesellschaftszustand, die ökonomische Lage der Ehe ungünstig sind, und in demselben Maße abnimmt, in dem die Schließung der Ehen erleichtert wird. Und — in gleicher Weise wie die unverheirateten Mütter — steht die Mehrzahl der Prostituierten im richtigen Alter für die Ehe!

Die Jugend der oberen Klassen darf jedoch in ihrem Kampfe gegen die Gesellschaftsordnung nicht zu der Verantwortungslosigkeit der unteren Klassen herab-

steigen. Die gebildete Jugend muß der übrigen ein Vorbild geben, indem sie wohl ihre ehelichen Vereinigungen zur rechten Zeit schließt, aber auch auf eine für die kommende Generation und die Gesellschaft wirklich gute Art. Die jungen Leute mögen sich immerhin — wie ihre Altersgenossen in den breiten Volksschichten — die Möglichkeit ein Nest zu bauen, erzwingen, die ihnen verweigert wird, bevor ein Kind erwartet wird. Aber die jungen Menschen haben nur dann ein Recht auf diese Art Trotz, wenn sie bereit sind, sobald sie es können, selbst die neuen Wesen zu schirmen, die der Menschheit einmal sie selbst ersetzen sollen. Vor allem muß doch auch die gebildete Jugend an der sozialen Neugestaltung teilnehmen, die — im großen gesehen — die einzige Lösung der Ehefrage ist.

Anstatt die „freie Liebe" zu verfechten, die ein vieldeutiger und mißbrauchter Begriff ist, sollte man für die Freiheit der Liebe kämpfen. Denn während die erstere dahin gelangt ist, Freiheit für jedwede Liebe zu bedeuten, bedeutet die letztere nur Freiheit für ein Gefühl, das des Namens Liebe wert ist.

Diese dürfte im Leben immer mehr dieselbe Freiheit erringen, die sie seit jeher in der Dichtung hat. Die Blüte der Liebe, sowie ihr Knospen wird dann ein Geheimnis zwischen den Liebenden bleiben, nur ihre Frucht eine Angelegenheit zwischen ihnen und der Gesellschaft. Wie immer hat die Dichtung auch hier den Weg der Entwicklung gezeigt. Selten hat ein großer Dichter das gesetzgeweihte, wohl aber das freie und geheime Liebesglück besungen. Und auch in dieser Beziehung kommt die Zeit, wo man nicht eine Sittlichkeitsnorm für die Poesie, eine andere für das Leben anwenden wird. Schon der Dichter der Sakuntala nennt die Liebe die schönste, die sich frei in der nur durch die Fülle des Gefühls geheiligten Gandarvaehe gibt. Aber schon damals sah man ein, welche Gefahr darin liegt, daß „ein unbekanntes Herz an ein unbekanntes Herz geschlossen wird".

Schon damals war es die Besorgnis für das Schicksal des Kindes, die die gesellschaftliche Verantwortlichkeit mit der Freiheit der Liebe verband.

Das neue Sittlichkeitsbewußtsein ist also alt. Aber neu muß es doch genannt werden, weil es anfängt allgemeines Bewußtsein zu werden. Immer mehr Leute sehen ein, daß der Mensch, der sich — frei oder getraut — einem ihm im innersten Fremden hingibt, den Adel seiner Persönlichkeit verletzt; immer mehr ahnt man, daß es das Heimatsgefühl in der Seele eines anderen ist, das der Hingebung ihre Weihe verleiht.

Der Freier, der — im Frack — sein Gefühl für die Tochter zuerst dem Vater erklärte, ist schon ein so veralteter Typus, daß man ihn nicht einmal mehr lächerlich machen kann! Die Hochzeit, nach Verlobungsfesten, Polterabend, kirchlicher Trauung — vor der eine Generalprobe des „feierlichen Aktes" abgehalten wurde — und mit dem Geleite der Hochzeitsgäste zum Brautgemach oder zum Waggon, diese Sitte wird bald als lächerlich angesehen werden, dann als unanständig und schließlich als unsittlich. Und sie fängt schon an — ebenso wie andere Überbleibsel aus der Zeit, wo die Heirat die Angelegenheit der Familie war — in dem Maße zu verschwinden, in dem die Liebe sich entwickelt. Immer weniger ertragen die

Liebenden das Ausspionieren ihrer feinsten Gefühle; immer mehr retten sie sie vor der Zollvisitation der Gesellschaft, den Dietrichen der Familie, den Taschendiebsfingern des Bekanntenkreises. Mehr und mehr wird die Liebe als ein Teil der Mystik der Natur verehrt, deren Verlauf kein Außenstehender bestimmen kann, deren zarte Äußerungen und unausgesprochene Möglichkeiten niemand stören darf.

Wie kann die Liebe, der eine große Herrscher des Lebens, seine Freiheit eher aus der Hand der Gesellschaft empfangen, als der andere, der Tod? „Die Liebe und der Tod, die aneinandergrenzen wie die beiden Seiten eines Bergkammes, dessen Höhenlinie überall da ist, wo sie sich begegnen"; die Liebe und der Tod, die — die eine mit den Flügeln der Morgenröte, der andere mit denen des Nachthimmels — die Tore zwischen dem Erdenleben und den beiden großen Dunkelheiten, die es umschließen, überschatten — nur diese beiden sind Mächte, die an Majestät vergleichbar sind.

Aber während es nur einen Tod gibt, gibt es viele Arten von Liebe.

Der Tod spielt nie. Wenn alle Liebe ebenso ernst wird, wird auch sie das Recht des Todes haben, ihre Zeit und Stunde zu wählen.

In der Frühlingszeit der Liebe können Eltern nur dann etwas für ihre Kinder bedeuten, wenn sie Ehrfurcht vor dem Wunder empfinden, das sich in ihrer Nähe vollzieht. Aber bis jetzt sind die Eltern selten so feinfühlig gewesen, daß die Kinder sie als verständnisvolle Freunde behandeln können. Die Jugendzeit ist gewöhnlich von Kämpfen erfüllt, die teils durch die Umformungslust der Eltern verursacht werden — gegen die die Kinder erst jetzt wagen, sich zur Wehr zu setzen — teils durch die Lust der Kinder, ihre Ideale zu behaupten, die immer andere sind als die der Eltern, denn sonst „hätte ja die neue Generation keine Existenzberechtigung" (Georg Brandes). Die Eltern könnten sich selbst und ihren Kindern unsägliche Leiden ersparen, wenn sie von Anfang an begreifen würden: daß Kinder ausschließlich als neue Persönlichkeiten mit neuen Göttern und neuen Zielen bedeutungsvoll werden; mit dem Rechte ihr eigenes Wesen zu schützen, mit der Pflicht, neue Wege zu suchen und dabei von den Eltern in ebenso hohem Grade geachtet zu werden, als diese ihrerseits ein Recht haben — für das beste, was sie waren oder sind, wollen oder gewollt haben — von den Kindern verehrt zu werden. Das einzige, worauf Eltern ihren erwachsenen Kindern gegenüber nie verzichten sollen, ist, ihnen mit ihrer Erfahrung zu dienen. Aber sie müssen dabei dessen eingedenk sein, was ein armes, liebendes Herz am leichtesten vergißt: daß nicht einmal seine bitterste eigene Erfahrung es den Kindern ersparen kann, ihre eigenen bitteren Erfahrungen zu machen. Sie werden wahrscheinlich die Irrtümer der Eltern vermeiden, aber nur um selbst andere zu begehen! Die einzige wirkliche Macht, die ein Vater oder eine Mutter über das Schicksal ihrer Kinder hat — aber die ist auch unermeßlich — besteht darin, das Heim mit ihrer starken, schönen Persönlichkeit zu erfüllen; mit Liebe und Freude; mit Arbeit und Kultur; die Luft dort so reich und rein zu

machen, daß die Kinder die Ruhe haben, mit ihrer Wahl zu warten, und einen großen Maßstab, nach dem sie wählen können!

Aber wenn die Eltern sehen, daß die Kinder trotz alledem versucht sind, den Zufall für das Schicksal zu halten, dann bedarf es auf ihrer Seite einer beinahe göttlichen Weisheit, um die Gefahr abzulenken. In den meisten Fällen arbeiten die Eltern bewußt oder unbewußt dem Zufall in die Hände, wenn sie vor dem Schicksalsbestimmten Hindernisse auftürmen. Sie warnen nicht vor dem Nichtssagenden, dem Nichtsgebenden: nein, sie führen armselige, kleinliche Gründe ins Feld, denen die Jugend mit all dem besten in ihrer Natur widerstrebt. Und die Kinder beschwichtigen ihre eigenen unruhigen Ahnungen, denen zu folgen die Eltern sie hätten bewegen können, wenn sie selbst einen klaren Blick für die Wesentlichkeit gehabt hätten.

Selbst in den liebevollsten Familien gehen die Kinder in der Zeit der Frühlingsstürme wie Rätsel einher, die die Eltern oft vergebens zu deuten suchen. Nie leidet eine junge Seele mehr, als unter der Lösung ihres eigenen Rätsels. Aber nur der Vater oder die Mutter, die sich durch ihre Kinder zu erneuen und zu verjüngen vermochten, können ihnen bei der Lösung helfen. Sonst ist die Folge nur die, daß die Eltern von ihrer Seite aus Steine zu der Mauer tragen, die die Kinder von der ihren immer höher bauen.

Auch Eltern, die nicht zu knarrenden Arbeitsmaschinen geworden sind, die ihre Gewalt nicht ausüben, weil sie die Machtmittel besitzen, sondern weil sie die geistige Überlegenheit haben; die im Hause den Kindern nicht nur Freiheit zur Freude, sondern auch die Freude der Freiheit geben, werden doch oftmals in der Bemühung scheitern, ihre Überlegenheit für die Kinder nützlich zu machen, sie durch ihren Freisinn aus ihren jugendlichen Einseitigkeiten zu befreien. Und dann müssen sie den Kampf aufgeben. Denn er wird die Unmöglichkeiten des Gegenwärtigen nicht bessern, nur die zukünftigen Möglichkeiten des Verständnisses zerstören.

In den drei größten Entscheidungen des Lebens — über die Lebensanschauung, die Lebensarbeit und die Liebe — muß jede Seele eigenmächtig sein. Da müssen die Eltern ihre Gewalt darauf beschränken, die Kinder vor Lebensgefahren zu retten. Aber sie müssen diese auch entdecken können, müssen die tiefe Forderung von der oberflächlichen, müssen den Weg vom Abweg zu unterscheiden wissen.

Vermögen die Eltern dies nicht, dann müssen die Kinder ihre Pflicht gegen sich selbst und das Leben erfüllen, indem sie — früher oder später — ihrer Wege gehen.

Wenn die Kinder „schweigen und lächeln" können, um handelnd ihren Ernst zu zeigen, dann können die Kinder wahrscheinlich ihre Eltern erziehen. Es wird sich dann oft zeigen, daß die Herzen eines Vaters, einer Mutter stärker, ihre Seelen weiter sind, als Kinder oder Eltern vor der Probe glaubten. Zeigt es sich hingegen, daß nur die Fehler und Vorurteile der Eltern den Kampf verursacht haben — dann sind Fehler und Vorurteile darum nicht mehr wert, weil sie die eines Vaters oder einer Mutter sind!

Aber auch wenn es sich so verhalten sollte, daß die Eltern keine Seelen haben, die sich vertiefen, nur Herzen, die verbluten können — ist es doch die Pflicht des Kindes gegen sich selbst wie gegen vergangene und kommende Geschlechter, seinem eigenen Wesen die höchstmögliche Vollendung durch die Liebe zu geben. Die Eltern sind nur ein Glied in der unendlichen Kette der Geschlechter: das Blut von hunterttausenden haben die Eltern den Kindern zugeführt, die es nun ihrerseits weitergeben. Die Kinder haben höhere Pflichten gegen all diese Toten und Ungeborenen als gegen das einzige Paar Menschen, das ihnen Vater und Mutter ward. Es obliegt der Jugend, all diese Toten so voll als möglich durch die Entwickelung ihres eigenen Wesens und in dem Blute ihres Kindes wieder aufleben zu lassen. Ein Mensch kann seine Natur mehr dem Herzen seiner Großmutter, der Phantasie seines Urgroßvaters verdanken, als der eigenen engherzigen Mutter oder dem geistesarmen Vater. Weit davon entfernt, daß es stets eine Pflicht ist, seinen Eltern Freude zu machen, kann es eine Pflicht sein, ihnen Kummer zu machen — um seinen Nachkommen Freude zu bereiten. Es ist gut, Vater und Mutter zu ehren; wichtiger ist doch das Gebot, das Moses vergaß: Sohn und Tochter zu verehren, noch ehe sie geboren sind!

Wenn das Gefühl für die Toten und Ungeborenen bewußt eine Triebkraft der Handlungen der Menschen wird, weil es eine Macht in ihrem Gefühl ist, dann werden die Ansprüche der Eltern, das Leben der Kinder zu entscheiden — sowie die Forderungen dieser, das der Eltern zu bestimmen — immer mehr vor der Majestät des Verflossenen und Zukünftigen zusammensinken.

Aus alledem aber geht hervor, daß jene Sittlichkeitsverkündung wenig wert ist, die nicht die Forderung einschließt, gesunden Menschen zwischen zwanzig und dreißig Jahren die Möglichkeit der Heirat zu bereiten, die Möglichkeit, die ausnahmslos für unsere germanischen Vorväter vorhanden war, auf deren vorbildliche Enthaltsamkeit man sich jetzt beruft!

Solange immer ausgedehntere Gelehrsamkeitsproben, das Budget des Staates, die Dividenden der Aktiengesellschaften und die Lebensansprüche der Umgebung dem Rechte der Jugend auf Elternschaft vorausgehn, ändert sich nichts, trotz einer zunehmenden Minderzahl von Männern, die um ihrer eigenen Persönlichkeit oder um ihrer Liebe willen die Enthaltsamkeit bis zur Ehe oder ohne die Ehe durchführen.

Daß diese Opfer der Gesellschaftsordnung und der Kultur aufhören, ist schon für die Einzelnen wichtig, aber in unendlich höherem Grade für die Gesellschaft, deren Kräfte nun durch die Wirkungen der Unsittlichkeit verheert und durch die der Sittlichkeit gehemmt werden; die Gesellschaft, deren Stärke in so hohem Maße von jungen, gesunden Eltern der neuen Generation abhängt!

Schon innerhalb der jetzigen Gesellschaftsordnung ließen sich die Heiratsmöglichkeiten der Jugend durch eine kluge Verwirklichung der Eignen-Heim-Idee auf dem Lande verbessern; durch verkürzte Studienzeit; durch die Hebung der niederen Lohnkategorien — die jetzt auf die Befriedigung des Geschlechtsbedürfnisses durch

die Prostitution berechnet scheinen —; durch frühere Pensionierung der älteren, um dem mittleren Alter — wo die Last der Kindererziehung am schwersten ist — die höheren Lohnkategorien zu sichern — und dergleichen.

Außerdem ist eine durchgreifende Änderung der Lebensansprüche und Lebensgewohnheiten nötig, vor allem in den Großstädten, wo Wohnungsvereine zur Errichtung kleiner Wohnungen mit gemeinsamer Küche, Bureaus für gut geordnete häusliche Hilfe gegen Stundenlohn und Konsumvereine zur Verbilligung der Lebenskosten die Familiengründung der Jugend beträchtlich erleichtern könnten. Nicht nur diese jedoch, sondern auch die Gesellschaftsarbeit würde gefördert werden, falls Männer von ungefähr fünfundzwanzig Jahren für den Eintritt in ihre verschiedenen Berufe bereit wären, um dann — nach fünfunddreißigjährigem Staatsdienst — pensionsberechtigt, aber auch verpflichtet zu sein, ihren Abschied zu nehmen, mit Ausnahme der seltenen Fälle, in denen das Genie eine Persönlichkeit in einer leitenden Stellung unentbehrlich macht. Die Erfahrungen, die der Mann gewonnen, die Kraft, die er noch übrig hätte, würden in anderen mitbürgerlichen Tätigkeiten oder in persönlichen Lebensinteressen volle Verwendung finden.

Jede Sittlichkeitspredigt an die Jugend, welche nicht zugleich die Gesellschaft verurteilt, die die Unsittlichkeit begünstigt, aber die Verwirklichung der Jugendliebe unmöglich macht, ist mehr als eine Dummheit, ist ein Verbrechen.

Solange die jetzigen niedrigen Lohnverhältnisse und unsicheren Arbeitsmöglichkeiten weiter bestehen, wird auch immer weiter das Blut der Männer verdorben, das der Frauen verdünnt werden, in dem Warten auf die Ehen, die der Gesellschaft prächtige Kinder gesunder und glücklicher Eltern hätten schenken können.

Und solange die Staaten so stumpf ihre höchsten Werte hinopfern, wird jede andere Art der Gesellschaftsveränderung ein Penelopegewebe, wo die Nacht das aufreißt, was der Tag gewirkt hat.

Ein Glück/ Studie/ von Thomas Mann

Still! Wir wollen in eine Seele schauen. Im Fluge gleichsam, im Vorüberstreichen und nur ein paar Seiten lang, denn wir sind gewaltig beschäftigt. Wir kommen aus Florenz, aus alter Zeit; dort handelt es sich um letzte und schwierige Angelegenheiten. Und sind sie bezwungen, — wohin? Zu Hofe vielleicht, in ein Königsschloß, — wer weiß? Seltsame, matt schimmernde Dinge sind im Begriffe sich zurechtzuschieben ... Anna, arme kleine Baronin Anna, wir haben nicht lange Zeit für dich! — — —

Dreitakt und Gläserklang, — Tumult, Dunst, Summen und Tanzschritt: man kennt uns, man kennt unsere kleine Schwäche. Ist es, weil dort der Schmerz die tiefsten, sehnsüchtigsten Augen bekommt, daß wir heimlich so gern an Orten verweilen, wo das Leben seine simplen Feste feiert?

„Avantageur!" rief Baron Harry, der Rittmeister, durch den ganzen Saal, indem er zu tanzen aufhörte. Er hielt noch mit dem rechten Arm seine Dame umschlungen und stemmte die linke Hand in die Hüfte. „Das ist kein Walzer sondern ein Trauergeläute, Mensch! Sie haben ja keinen Takt im Leibe; sie schwimmen und schweben bloß immer so. Leutnant von Gelbsattel soll wieder spielen, damit man doch einen Rhythmus hat. Treten sie ab, Avantageur! Tanzen sie, wenn sie das besser können!"

Und der Avantageur stand auf, schlug die Sporen zusammen und räumte schweigend das Podium dem Leutnant von Gelbsattel, der alsbald mit seinen großen und weißen, weit gespreizten Händen das klirrende und surrende Fortepiano zu schlagen begann.

Baron Harry nämlich hatte Takt im Leibe, Walzer- und Marschtakt, Frohmut und Stolz, Glück, Rhythmus und Siegersinn. Die gelb verschnürte Husarenjacke stand prächtig zu seinem jungen, erhitzten Gesicht, das nicht einen Zug von Sorge und Nachdenken zeigte. Es war rötlich verbrannt, wie bei blonden Leuten, obgleich Haupthaar und Schnurrbart braun erschienen, und das war eine Pikanterie für die Damen. Die rote Narbe über der rechten Braue gab seiner offenen Miene einen wildkecken Ausdruck. Man wußte nicht, ob sie Waffenhieb oder Sturz vom Pferde bedeute, — auf jeden Fall etwas Herrliches. Er tanzte wie ein Gott.

Aber der Avantageur schwamm und schwebte, wenn es erlaubt ist, Baron Harry's Redewendung in übertragener Bedeutung zu gebrauchen. Seine Lider waren viel zu lang, sodaß er niemals ordentlich die Augen zu öffnen vermochte; auch saß ihm die Uniform ein wenig schlottricht und unwahrscheinlich am Leibe, und Gott mochte wissen, wie er in die soldatische Laufbahn geraten war. Er hatte sich nur ungern an diesem Kasinospaß mit den „Schwalben" beteiligt, aber er war dennoch gekommen, weil er ohnedies auf seiner Hut sein mußte, Anstoß zu erregen; denn erstens war er bürgerlicher Herkunft und zweitens gab es eine Art Buch von ihm, eine Reihe erdichteter Geschichten, die er selbst geschrieben oder verfaßt hatte, wie

man es nennt, und die jedermann im Buchladen kaufen konnte. Dies mußte ein gewisses Mißtrauen gegen den Avantageur erwecken. — —

Der Saal des Offizierskasinos in Hohendamm war lang und breit, er war eigentlich viel zu geräumig für die dreißig Herrschaften, die sich heute Abend darin belustigten. Die Wände und die Musikanten-Empore waren mit falschen Draperieen aus rot bemaltem Gips geziert, und von der rissigen Decke hingen zwei verbogene Kronleuchter herab, in denen schief und triefend die Kerzen brannten. Aber der gedielte Fußboden war von sieben hierzu kommandierten Husaren den ganzen Vormittag gescheuert worden, und am Ende konnten selbst die Herren Offiziere in einem Nest, einem Abdera und Krähwinkel wie Hohendamm keine größere Pracht verlangen. Auch wurde, was etwa dem Feste an Glanz gebrach, durch die eigentümliche, verschmitzte Stimmung ersetzt, die dem Abend sein Gepräge gab, durch das verbotene und übermütige Gefühl, mit den „Schwalben" zusammen zu sein. Selbst die dummen Ordonnanzen schmunzelten auf verschlagene Weise, wenn sie neue Champagnerflaschen in die Eiskübel zur Seite der weißgedeckten Tischchen stellten, die an drei Saalseiten aufgeschlagen waren, blickten sich um und schlugen lächelnd die Augen nieder, wie dienende Leute, die schweigend und verantwortungslos ihre Beihülfe zu einer gewagten Ausschreitung gewähren, — alles im Hinblick auf die „Schwalben".

Die Schwalben, die Schwalben? — Nun, kurzum, es waren die „Wiener Schwalben"! Sie zogen durch die Lande wie ein Schwarm von Wandervögeln, schwangen sich, wohl dreißig an der Zahl, von Stadt zu Stadt und traten in Singspielhallen und Variété-Theatern fünften Ranges auf, indem sie in zwangloser Haltung mit jubelnden und zwitschernden Stimmen ihr Leib- und Glanzlied sangen:

„Wenn die Schwalben wiederkommen,
Die wer'n schau'n! Die wer'n schau'n"!

Es war ein gutes Lied, von leicht faßlichem Humor, und sie sangen es unter dem Beifall des verständnisvollen Teils des Publikums.

So waren die „Schwalben" nach Hohendamm gekommen und sangen in Gugelfings Bierhalle. Garnison lag in Hohendamm, ein ganzes Regiment Husaren, und also waren sie berechtigt, bei den maßgebenden Kreisen ein tieferes Interesse vorauszusetzen. Sie fanden mehr, sie fanden Begeisterung. Abend für Abend saßen die unverheirateten Offiziere zu ihren Füßen, hörten das Schwalbenlied und tranken den Mädchen mit Gugelfings gelbem Biere zu; nicht lange, so fanden sich auch die verheirateten Herren ein, und eines Abends war Oberst von Rummler in eigener Person erschienen, war dem Programm mit gespannter Teilnahme gefolgt und hatte sich endlich nach verschiedenen Seiten mit rückhaltloser Anerkennung über die „Schwalben" geäußert.

Da aber war unter den Leutnants und Rittmeistern der Plan gereift, die „Schwalben" in die Intimität zu ziehen, eine Auswahl von ihnen, zehn der hübschesten etwa, auf einen lustigen Abend mit Schaumwein und Halloh ins Kasino

zu laden. Die höheren Herren durften der Welt gegenüber von dem Unternehmen nichts wissen und mußten sich schweren Herzens davon zurückhalten; aber nicht nur die ledigen Leutnants sondern auch die verheirateten Oberleutnants und Rittmeister nahmen teil daran und zwar (dies war das Prickelnde an der Sache, die eigentliche Pointe) und zwar mit ihren Damen.

Hindernisse und Bedenken? Oberleutnant von Levzahn hatte das goldene Wort gefunden, daß für den Soldaten Hindernisse und Bedenken dazu da seien, überwunden und zerstreut zu werden! Mochten die guten Hohendammer, wenn sie's vernahmen, entsetzt darüber sein, daß die Offiziere ihre Damen mit den „Schwalben" zusammenbrachten, — sie freilich hätten sich dergleichen nicht erlauben dürfen. Aber es gibt eine Höhe, gibt kecke und jenseitige Regionen des Lebens, im welchen es bereits wieder freisteht, zu tun, was in niedrigeren Sphären besudeln und entehren würde. Und waren vielleicht die ehrsamen Eingeborenen nicht gewohnt, allerlei Ungewöhnliches von ihren Husaren zu gewärtigen? Die Offiziere ritten in Gottes hellem Sonnenschein auf dem Trottoir, wenn es ihnen einfiel: das war vorgekommen. Einmal, gegen Abend, war auf dem Marktplatz mit Pistolen geschossen worden, was ebenfalls nur die Offiziere gewesen sein konnten: und hatte sich's jemand beikommen lassen, darüber zu murren? Die folgende Anekdote ist mehrfach verbürgt.

Eines Morgens zwischen fünf und sechs Uhr befand sich Rittmeister Baron Harry in angeregter Stimmung mit einigen Kameraden auf dem Heimwege von einer nächtlichen Unterhaltung; es waren Rittmeister von Hühnemann sowie die Oberleutnants und Leutnants Le Maistre, Baron Truchseß, von Trautenau und von Lichterloh. Als die Herren die alte Brücke passierten, begegnete ihnen ein Bäckerjunge, der, einen großen Korb mit Semmeln auf der Schulter tragend und sorglos sein Lied pfeifend, durch den frischen Morgen seines Weges zog. „Hergeben!" rief Baron Harry, ergriff den Korb beim Henkel, schwang ihn so geschickt, daß ihm nicht eine Semmel entfiel, dreimal im Kreise herum und schleuderte ihn dann in einem Bogen, der von der Kraft seines Armes zeugte, weit hinaus in die trüben Fluten. Der Bäckerjunge, anfangs schreckerstarrt, hob dann, als er seine Semmeln schwimmen und versinken sah, unter Jammerrufen die Arme empor und gebärdete sich wie ein Verzweifelter. Nachdem aber die Herren sich eine Weile an seiner kindischen Angst ergötzt hatten, warf ihm Baron Harry ein Geldstück zu, das an Wert den Inhalt des Korbes um das Dreifache übertraf, worauf die Offiziere lachend ihren Heimweg fortsetzten. Da begriff der Knabe, daß er es mit Edelleuten zu tun gehabt habe und verstummte ...

Diese Geschichte war rasch in der Leute Mund gekommen, aber es hätte nur jemand wagen sollen, ein Maul darüber zu ziehen! Lächelnd oder knirschend — man nahm sie hin von Baron Harry und seinen Kameraden. Herren waren sie! Herren über Hohendamm! Und so kamen die Offiziersdamen mit den „Schwalben" zusammen. — —

Es schien, daß der Avantageur sich auch auf das Tanzen nicht besser verstand,

als aufs Walzerspielen, denn er ließ sich, ohne zu engagieren, mit einer Verbeugung an einem der Tischchen nieder, neben der kleinen Baronin Anna, der Gattin Baron Harry's, an die er einige schüchterne Worte richtete. Mit den „Schwalben" sich zu unterhalten, war der junge Mann außer stande. Er hatte eine wahre Angst vor ihnen, da er sich einbildete, daß diese Art von Mädchen ihn, was er auch sprechen mochte, befremdet ansah; und dies schmerzte den Avantageur. Da ihn aber, nach Art vieler schlaffer und untauglicher Naturen, selbst die schlechteste Musik in eine schweigsame, müdselige und brütende Stimmung versetzte, auch die Baronin Anna, der er vollständig gleichgültig war, nur zerstreute Antworten gab, so verstummten beide bald und beschränkten sich darauf, mit einem etwas starren und etwas verzerrten Lächeln, das ihnen merkwürdigerweise gemeinsam war, in das Wiegen und Kreisen des Tanzes zu blicken.

Die Kerzen der Kronleuchter flackerten und trieften so sehr, daß sie durch knorrige und halberstarrte Stearinauswüchse ganz verunstaltet waren, und unter ihnen drehten sich und glitten zu Leutnant von Gelbsattels befeuernden Rhythmen die Paare. Mit niedergedrückten Spitzen schritten die Füße aus, wandten sich elastisch und schleiften dahin. Die langen Beine der Herren bogen sich ein wenig, federten, schnellten und schwangen sich fort. Die Röcke flogen. Die bunten Husarenjacken wirbelten durcheinander, und mit einer genußsüchtigen Kopfneigung lehnten die Damen ihre Taillen in die Arme der Tänzer.

Baron Harry hielt eine erstaunlich hübsche „Schwalbe" ziemlich fest an seine verschnürte Brust gepreßt, indem er sein Gesicht nahe dem ihrigen hielt und ihr unverwandt in die Augen blickte. Baronin Anna's Lächeln folgte dem Paare. Dort rollte der ellenlange Leutnant von Lichterloh eine kleine, fette, kugelrunde und ungewöhnlich dekolletierte „Schwalbe" mit sich fort. Aber unter dem einen Kronleuchter tanzte wahr und wahrhaftig Frau Rittmeister von Hühnemann, die den Champagner über alle Dinge liebte, völlig selbstvergessen mit einer dritten „Schwalbe" im Kreise herum, einem niedlichen, sommersprossigen Geschöpf, dessen Gesicht über die ungewohnte Ehre über und über erstrahlte. „Liebe Baronin," äußerte sich später Frau von Hühnemann gegen Frau Oberleutnant von Truchseß, „diese Mädchen sind garnicht ungebildet, sie zählen ihnen alle Kavallerie-Garnisonen des Reiches an den Fingern her!" Sie tanzten miteinander, weil zwei Damen überzählig waren und beachteten garnicht, daß alles sich nach und nach vom Schauplatz zurückzog, um sie ganz allein sich produzieren zu lassen. Endlich merkten sie es dennoch und standen nebeneinander inmitten des Saales, ganz von Gelächter, Applaus und Bravorufen überschüttet ...

Dann wurde Champagner getrunken, und die Ordonnanzen liefen mit ihren weißen Handschuhen von Tisch zu Tisch, um einzuschenken. Aber dann mußten die „Schwalben" noch einmal singen, ganz einerlei, das mußten sie, ob sie nun außer Atem waren oder nicht!

In einer Reihe standen sie auf dem Podium, das die eine Schmalseite des Saales einnahm, und machten Augen. Ihre Schultern und Arme waren nackt,

und ihre Kleider waren so gearbeitet, daß sie hellgraue Westen mit dunkleren Schwalben-Fräcken darüber darstellten. Dazu trugen sie graue Zwickelstrümpfe und weit ausgeschnittene Schuhe mit gewaltig hohen Absätzen. Es waren Blonde und Schwarze, Gutmütig-Dicke und solche von interessanter Dürre, solche mit ganz eigentümlich stumpf karmoisinroten Wangen und andere, die so weiß im Gesicht waren wie Clowns. Aber die hübscheste von allen war doch die kleine Bräunliche mit den Kinderarmen und den mandelförmig umrissenen Augen, mit der Baron Harry soeben getanzt hatte. Auch Baronin Anna fand, daß diese die hübscheste sei und fuhr fort, zu lächeln.

Nun sangen die „Schwalben", und Leutnant von Gelbsattel begleitete sie, indem er zurückgeworfenen Oberleibes den Kopf nach ihnen umwandte und dabei mit weit ausgestreckten Armen in die Tasten griff. Sie sangen einstimmig, daß sie flotte Vögel seien, die schon die ganze Welt bereist hätten und alle Herzen mit sich nähmen, wenn sie davonflögen. Sie sangen ein äußerst melodiöses Lied, das mit den Worten begann:

„Ja, ja, das Militär,
„Das lieben wir gar sehr!"

und auch ganz ähnlich endigte. Aber dann sangen sie auf stürmisches Verlangen noch einmal das Schwalbenlied, und die Herren, die es schon ebenso gut auswendig konnten wie sie, stimmten begeistert ein:

„Wenn die Schwalben wiederkommen,
„Die wer'n schaun! Die wer'n schaun!"

Der Saal dröhnte von Gesang, von Lachen und dem Klirren und Stampfen der bespornten Füße, die den Takt traten.

Auch Baronin Anna lachte über all den Unfug und Übermut; sie hatte schon den ganzen Abend so viel gelacht, daß ihr der Kopf und das Herz davon weh tat und sie gern in Frieden und Dunkelheit die Augen geschlossen hätte, wenn Harry hier nicht so eifrig bei der Sache gewesen wäre ... „Heute bin ich lustig," hatte sie vorhin in einem Augenblick, als sie es selber glaubte, zu ihrer Tischnachbarin geäußert; aber dies hatte ihr ein Schweigen und einen spöttischen Blick eingetragen; worauf sie sich besonnen hatte, daß es unter Leuten blamabel war, dergleichen zu sagen. War man lustig, so benahm man sich demgemäß; es festzustellen und auszusprechen war bereits gewagt und wunderlich; aber zu sagen: „Ich bin traurig," wäre direkt unmöglich gewesen.

Baronin Anna war in so großer Einsamkeit und Stille aufgewachsen, auf ihres Vaters Gut am Meere, daß sie noch immer allzu sehr geneigt war, solche Wahrheiten außer Acht zu lassen, obgleich sie sich davor fürchtete, die Leute zu befremden und sehnlich wünschte, ganz ebenso zu sein, wie die anderen, damit man sie ein wenig liebte ... Sie hatte blasse Hände und aschblondes Haar, das viel zu schwer war im Verhältnis zu ihrem schmalen, zartknochigen Gesichtchen. Zwischen ihren hellen Brauen stand eine senkrechte Falte, die ihrem Lächeln etwas Bedrängtes und Wundes gab ...

Es stand so mit ihr, daß sie ihren Gatten liebte ... Niemand soll lachen! Sie liebte ihn sogar noch um der Geschichte mit den Semmeln willen, liebte ihn feig und elend, obgleich er sie betrog und täglich ihr Herz mißhandelte wie ein Knabe, litt Liebe um ihn wie ein Weib, das seine eigene Zartheit und Schwäche verachtet und weiß, daß die Kraft und das starke Glück auf Erden im Rechte sind. Ja, sie gab sich dieser Liebe und ihren Qualen hin, wie sie damals, als er in einem kurzen Anfall von Zärtlichkeit um sie geworben, sich ihm selbst hingegeben hatte: mit dem durstigen Verlangen eines einsamen und verträumten Geschöpfes nach dem Leben, der Leidenschaft und den Stürmen des Gefühls ...

Dreitakt und Gläserklang, — Tumult, Dunst, Summen und Tanzschritt: das war Harrys Welt und sein Reich; und er war das Reich ihrer Träume, weil dort das Glück war, Gewöhnlichkeit, Liebe und Leben und auf ihrer Seite nur Grübelei und Gram und die fühllose Todesstille der Außerordentlichkeit.

Geselligkeit! Harmlose, festliche Geselligkeit, entnervendes, entwürdigendes, verführerisches Gift voll unfruchtbarer Reize, buhlerische Feindin des Gedankens und des Friedens, du bist etwas Fürchterliches! — Da saß sie Abende und Nächte, gemartert von dem grellen Gegensatz zwischen der vollständigen geistigen Leere und Nichtigkeit rings umher und der dabei herrschenden fieberhaften Erregung infolge des Weins, des Kaffees, der sinnlichen Musik, des Tanzes und der sehnsüchtigen Beziehungen unter den Menschen, saß und sah, wie Harry hübsche und lustige Frauen bezauberte, nicht, weil sie ihn sonderlich beglückten, sondern weil seine Eitelkeit verlangte, daß er sich vor den Leuten mit ihnen zeige, als ein Glücklicher, der wohl versorgt ist, keineswegs ausgeschlossen ist, keine Sehnsucht kennt ... Wie weh diese Eitelkeit ihr tat und wie sie sie dennoch liebte! Wie süß es war, zu finden, daß er schön aussah, jung, herrlich und betörend! Wie die Liebe anderer zu ihm ihre eigene zu einem qualvollen Aufflammen brachte! ... Und wenn es vorüber war, wenn er am Schluß eines Festes, das sie in Not und Pein um ihn verbracht, sich in unwissenden und egoistischen Lobpreisungen dieser Stunden erging, so kamen jene Augenblicke, wo ihr Haß und ihre Verachtung ihrer Liebe gleichkam, wo sie ihn „Wicht" und „Fant" nannte in ihrem Herzen und ihn durch Schweigen zu strafen suchte, durch lächerliches, verzweifeltes Schweigen ...

Wissen wirs recht, kleine Baronin Anna? Machen wir reden, was alles sich hinter deinem armen Lächeln verbirgt, während die „Schwalben" singen? Und es kommt jener erbärmliche und unwürdige Zustand, in dem du gegen Morgen nach der harmlosen Geselligkeit in deinem Bette liegst und deine Geisteskräfte an das Nachdenken über Scherze, Witzworte, gute Antworten verausgabst, die du hättest finden müssen, um liebenswürdig zu sein, und die du nicht gefunden hast. Es kommen jene Träume ums Tagesgrauen, daß du, vom Schmerze ganz schwach gemacht, an seiner Schulter weinst, daß er dich mit einem seiner leeren, netten, gewöhnlichen Worte zu trösten sucht und du plötzlich durchdrungen bist von dem beschämenden Widersinn, der darin liegt, an seiner Schulter über die Welt zu weinen ...

Wenn er krank würde, nicht wahr? Raten wir recht, daß aus einem kleinen, gleichgültigen Übelbefinden seinerseits dir eine ganze Welt von Träumen ersteht, in denen du ihn als deinen leidenden Pflegling siehst, in denen er hilflos und zerbrochen vor dir liegt und endlich, endlich dir gehört? Schäme dich nicht! Verabscheue dich nicht! Der Kummer macht ein wenig schlecht zuweilen, — wir wissen es, wir sahen es, ach, arme kleine Seele, wir sahen ganz anderes auf unseren Reisen! Aber um den jungen Avantageur mit den zu langen Lidern könntest du dich ein bißchen kümmern, der neben dir sitzt und seine Einsamkeit gern mit deiner zusammentäte. Warum verschmähst du ihn? Warum verachtest du ihn? Weil er von deiner eigenen Welt ist und nicht von der anderen, wo Frohmut und Stolz herrscht, Glück, Rhythmus und Siegersinn? Freilich, es ist schwer, in einer Welt nicht heimisch zu sein und nicht in der anderen, — wir wissen es! Aber es gibt keine Versöhnung ...

Der Beifall brach los, er rauschte in Leutnant von Gelbsattels prunkhaftes Nachspiel hinein, die „Schwalben" waren fertig. Ohne die Stufen zu benutzen, sprangen sie vom Podium herunter, plumpsend und flatternd, und die Herren drängten sich, um ihnen behilflich zu sein. Baron Harry half der kleinen, bräunlichen mit den Kinderarmen, er tat es ausführlich und mit Verstand. Er umfaßte mit dem einen Arm ihre Oberschenkel und mit dem anderen ihre Taille, ließ sich Zeit, sie niedersetzen und trug sie beinahe zu dem Sekttischchen, wo er ihr Glas füllte, daß es überschäumte, und mit ihr anstieß, langsam und beziehungsvoll, indem er mit einem gegenstandlosen und eindringlichen Lächeln in ihre Augen blickte. Er hatte stark getrunken, und die Narbe glühte rot in seiner weißen Stirn, die scharf gegen sein verbranntes Gesicht abstach; aber er war aufgeräumt und frei, durchaus heiter erregt und ungetrübt von Leidenschaft.

Der Tisch stand demjenigen Baronin Annas gegenüber, an der entgegengesetzten Längsseite des Saales, und indem sie mit irgend jemandem in ihrer Nähe gleichgültige Worte wechselte, horchte sie durstig auf das Lachen dort drüben, spähte schimpflich und verstohlen nach jeder Bewegung, — in diesem seltsamen Zustand voll schmerzlicher Anspannung, die es einem erlaubt, mechanisch und unter Wahrung aller gesellschaftlichen Formen eine Unterhaltung mit einer Person aufrecht zu erhalten und dabei geistig vollkommen abseits zu sein, nämlich bei einer anderen Person, die man beobachtet ...

Ein oder zwei Mal schien es ihr, als ob der Blick der kleinen „Schwalbe" den ihren streifte ... Kannte sie sie? Wußte sie, wer sie sei? Wie schön sie war! Wie keck und gedankenlos, lebensvoll und verführerisch! Wenn Harry sie geliebt, sich nach ihr verzehrt, um sie gelitten hätte, sie würde es verziehen, begriffen, mitempfunden haben. Und plötzlich fühlte sie, daß ihre eigene Sehnsucht nach der kleinen „Schwalbe" heißer und tiefer war, als Harrys.

Die kleine „Schwalbe"! Lieber Gott, sie hieß Emmy und war gründlich ordinär. Aber wundervoll war sie mit ihren schwarzen Haarsträhnen, die das breite, begehrliche Gesicht umhingen, ihren dunkel umrissenen Wandelaugen, ihrem großen

Mund voll weiß blitzender Zähne und ihren bräunlichen, weich und lockend geformten Armen; und das Schönste an ihr waren die Schultern, runde, schimmernde Schultern, die bei gewissen Bewegungen auf unvergleichlich geschmeidige Art in den Gelenken rollten ... Baron Harry war voller Interesse für diese Schultern; er wollte durchaus nicht dulden, daß sie sie verhüllte, sondern veranstaltete einen geräuschvollen Kampf um den Shawl, den umzulegen sie sich in den Kopf gesetzt hatte, — und bei alledem merkte niemand weit und breit, weder Baron Harry, noch seine Gattin, noch sonst irgend jemand, daß dieses kleine verwahrloste Geschöpf, das der Wein sentimental machte, den ganzen Abend zu dem jungen Avantageur hinüberschmachtete, der vorhin wegen Mangel an Rhythmus vom Klavier vertrieben worden war. Seine müden Augen und die Art seines Spieles hatten es ihr angetan, er dünkte sie edel, poetisch und aus einer anderen Welt, während Baron Harrys Sein und Wesen ihr allzu bekannt und langweilig erschien, und sie war ganz unglücklich und leiderfüllt darüber, daß der Avantageur seinerseits ihr nicht das kleinste Liebeszeichen gab ...

Die tief herabgebrannten Kerzen brannten trüb in dem Zigarettenrauch, der in bläulichen Schichten über den Köpfen schwebte. Kaffeegeruch zog durch den Saal. Eine fade und schwere Atmosphäre, Festdunst, Geselligkeitsbrodem, verdickt und verwirrend gemacht durch die gewagten Parfüms der „Schwalben", lagerte über allem, den weißgedeckten Tischen und Champagnerkühlern, den übernächtigen und ausgelassenen Menschen und ihrem Gesumm, Gelächter, Gekicher und Liebesgeplänkel.

Baronin Anna sprach nicht mehr. Die Verzweiflung und jenes furchtbare Beieinander von Sehnsucht, Neid, Liebe und Selbstverachtung, das man Eifersucht nennt und das nicht dasein dürfte, wenn die Welt gut sein sollte, hatten ihr Herz so sehr unterjocht, daß sie nicht mehr die Kraft hatte, sich zu verstellen. Mochte er sehen, wie es um sie stand, mochte er sich ihrer schämen, damit doch ein Gefühl, das sich auf sie bezog, in seiner Brust wäre!

Sie blickte hinüber ... Das Spiel dort drüben ging ein wenig weit, und alles schaute ihm lachend und neugierig zu. Harry hatte eine neue Art von zärtlichem Ringkampf mit der kleinen „Schwalbe" ausfindig gemacht. Er bestand darauf, die Ringe mit ihr zu wechseln und, seine Knie gegen die ihren gestemmt, hielt er sie auf dem Stuhle fest, haschte ausgelassen und in toller Jagd nach ihrer Hand und suchte ihre kleine, festgeballte Faust zu erbrechen. Endlich obsiegte er. Und unter dem lärmenden Beifall der Gesellschaft entwand er ihr umständlich den schmalen Schlangenreif und zwang triumphierend seinen eigenen Ehering an ihren Finger.

Da stand Baronin Anna auf. Zorn und Leid, die Sehnsucht, sich mit ihrem Gram um seine geliebte Nichtigkeit im Dunklen zu verbergen, der verzweifelte Wunsch ihn durch einen Skandal zu strafen, irgendwie seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, überwältigten sie. Bleich schob sie ihren Stuhl zurück und ging mitten durch den Saal zur Tür.

Ein Aufsehen entstand. Ernst und ernüchtert sah man sich an. Ein paar Herren riefen mit lauter Stimme Harry bei Namen. Der Lärm verstummte.

Und da begab sich etwas ganz Seltsames. Die „Schwalbe" Emmy nämlich, ergriff mit vollster Entschiedenheit für Baronin Anna Partei. Sei es, daß ein allgemeiner Weibesinstinkt für den Schmerz und die leidende Liebe ihr Benehmen bestimmte, sei es, daß ihr eigener Kummer um den Avantageur mit den müden Augenlidern sie in Baronin Anna eine Kameradin erblicken ließ, — sie handelte zum allgemeinen Erstaunen.

„Sie sind gemein!" sagte sie laut in der herrschenden Stille, indem sie den verblüfften Baron Harry zurückstieß. Diesen einen Satz: „Sie sind gemein!" Und dann war sie auf einmal bei Baronin Anna, die schon den Türgriff erfaßt hielt.

„Verzeihen Sie!" sagte sie so leise, als sei niemand in der Runde sonst wert, es zu hören. „Hier ist der Ring." Damit schob sie Harrys Ehering in Baronin Annas Hand. Und plötzlich fühlte Baronin Anna des Mädchens breites, warmes Gesichtchen über dieser ihrer Hand und einen weichen, inbrünstigen Kuß darauf brennen. „Verzeihen Sie!" flüsterte die kleine „Schwalbe" noch einmal und lief dann fort.

Aber Baronin Anna stand draußen im Dunklen, noch ganz betäubt, und wartete darauf, daß dies unerwartete Begebnis in ihr Gestalt und Sinn annähme. Und es kam, daß ein Glück, ein süßes, heißes und heimliches Glück ihr die Augen schloß ...

Halt! Genug und nichts weiter! Seht doch die kostbare kleine Einzelheit! Da stand sie, ganz entzückt und bezaubert, weil dies Närrchen von einer Landstreicherin gekommen war, sie zu liebkosen!

Wir verlassen dich, Baronin Anna, wir küssen dir die Stirn, leb' wohl, wir enteilen! Schlafe nun! Du wirst die ganze Nacht von der „Schwalbe" träumen, die zu dir kam, und ein wenig glücklich sein.

Denn ein Glück, ein kleiner Schauer und Rausch von Glück berührt das Herz, wenn jene zwei Welten zwischen denen die Sehnsucht hin und wider irrt, sich in einer kurzen, trügerischen Annäherung zusammenfinden.

Neue Schauspielkunst/ von Alfred Kerr

1

Der vorletzte Stil war der Stil des Deutschen Theaters. Formel für den letzten Stil: die Linie seiner Entwicklung geht zum Symbolistisch-Malerischen. Worin dieser letzte Stil über das Eintönige der Naturalistik vor ihm hinauskommt, das ist der Gestus. Farbige Tragik.

Oder: Schauspielkunst der Linien und Flecke. Impressionismus der Schauspielkunst.

Wer hat diesen Stil gemacht? Man könnte sprechen: Unser Leben seit einem Lustrum ist dekorativer geworden, auch die Schauspielkunst ... Dichter haben ihn gemacht. Sie sind Ursache, daß der sogenannte Armeleutstil des Brahmschen Theaters abgelöst wird — etwa durch einen Stil der psychischen Farbenreize. In der Regie durch ein Seelenmeiningertum, das vorher nicht bestand. Durch den Impressionismus der Schauspielkunst.

Der Stil des Deutschen Theaters hatte sozusagen kehrseitige Tugenden. Er war groß in der Abkehr vom Unnatürlichen. Er war groß im Vermeiden. Bejahend gedacht: er war groß im Herausarbeiten verhaltener Innerlichkeit; wobei der Ton auf dem Verhalten liegt. Meine Lieben, die geringe Begabung der nördlichen Rassen für die Schauspielkunst fand auf dieser Bühne den bewundernswertesten Ausdruck. Die Germanen sind ja weniger gemacht zur Schau-Spielkunst als zur Verkneifungskunst. Germanische Völker genieren sich. Vom Christentum haben sie die Abtötung übernommen, die Selbstunterdrückung (während die lateinischen Stämme den Marienkult vorzogen). Oder kommt dies Verhüllen vom Nebel ihres Firmaments? Dann war das Deutsche Theater ... das deutscheste Theater. Ein nördlicherer Stil der Schauspielkunst wird nicht mehr durchbrechen.

Und doch hat er uns manche tiefe Erschütterung gegeben, — die wir nun einmal unter diesem Himmel groß geworden sind.

2

Also die Dichter fingen an zu stilisieren; die Bühne mußte dasselbe tun. Maeterlinck, Wilde, Hofmannsthal, D'Annunzio, Wedekind schaffen ja keine Gestalten mehr. Eher Dinge. Seelenreize. Sie verkörpern tragische Farbenspiele; oder komische Linienspiele; oder tragikomische Kaleidoskope. Sie schaffen vielleicht etwas Verglühendes oder Sehnsüchtiges statt eines Menschen. Sie schaffen vielleicht etwas Aufleuchtendes oder Dahinklingendes statt einer Gestalt. Sie geben vielleicht eine Musik, statt eines Charakters. Vielleicht einen Traum statt eines Umrisses. Vielleicht ein Lächeln statt einer Komödie. Vielleicht einen Rausch für eine Begebenheit. Aber keine Menschen.

Sie geben die Furcht: nicht einen furchtsamen Charakter. Sie malen Perversität: nicht eine bestimmte Hedda Gabler, die mit bestimmten sonstigen Zügen

pervers ist. Sie malen eher den Prophetismus als einen Propheten. Sie dichten das Leben eines Kammersängers: nicht die Gestalt eines solchen. In der Frau ohne Hände nicht so sehr eine liebende Gattin, eher die blutende Gattenliebe. Der Tod des Tintagiles heißt nicht: ein beseitigtes Kind; sondern: das Dunkel des Kinderbeseitigens; ein Akkord des Erstickens. Der Eindringling ist keine Begebenheit, — sondern eine Angst. Bunbury ist kein Drama bestimmter Menschen; vielmehr eine Parodie auf bestimmte Dramen. Immer kommt es auf eine Sache hinaus. Der Erdgeist Lulu ist so wenig ein faßbares Weib, daß er just „die Unfaßbarkeit des Weibes" ist.

Auf eine Sache kommt es hinaus. Der einzelne Darsteller ist für diese Kunst ein Lichtpunkt oder ein Schattenstreif oder ein Farbenfleck im ganzen Bild, mehr als früher. Auf dieses ganze Bild kommt es an. Auf die Impression, die vom ganzen Bild ausgeht. Darum streift die Kunst des Schauspielers nahe daran, den Ausdruck einer Sache zu bieten statt eines Menschen. Er hat (weil die Gestalten fast Allegorien — sagen wir: Symbole — sind) auch für den Seheindruck bildhafte, symbolgleiche Zeichnungen zu bieten, mehr als früher. Nicht etwa nur durch die Maske: sondern vielleicht durch eine bestimmte einprägsame Symbolhaltung in einer entscheidenden Szene, ... worin schlimmstenfalls die ganze Gestalt zusammengedrängt ist; will sagen: das Sachliche der Gestalt zusammengedrängt ist.

Ich muß deutlicher sein. Wenn bei Tolstoj jemand in der naturalistischen Macht der Finsternis aufpaßte während des Mordes, daß keiner dazukomme: so würde diese bestimmte Person vor diesem bestimmten Mord Wache halten. In der Elektra liegt alles anders. Die Eysoldt ist hier keineswegs eine Frau, die bei einem Mord Schmiere steht; auch nicht die bei „ihrem" Mord Schmiere steht. Sondern sie ist „Hüterin des Mordes" schlechtweg; schlechtweg eine Fledermaus der Rache: weil das ganze Werk Erfüllung des Rachgefühls ausdrückt. Sie verkörpert ein Ding; nicht einen Fall. Sie hält wundervoll die Arme gespreizt wie ein Nachtvogel die Fittiche (der Dichter sagt nur, sie solle mit dem Rücken gegen die Tür gepreßt stehn), sie ist mit Raubtieraugen Hüterin des Mordes, wird zu einem Ornament, zu einer Impression, zu einem Symbol, sie gibt den Stil der malenden Schauspielkunst. Man hat schlimmstenfalls das ganze Geschöpf in dieser Geberde. Und die Sache in diesem Geschöpf.

Der Leser wird Bescheid wissen.

3

Hinter diesem Gestus liegt eine Geschichte. Die Duse gab (in ganz anderem Sinn) einen ganz ähnlichen; er enthielt dieses mit dem Rücken Angepreßte bei diesen gespreizten Armen, ein langdauernd unbewegliches Bild, — das nach Jahr und Tag in meinem Gedächtnis haust. In gar keinem symbolistischen Werk, und in schwermutvollerer Beziehung, als ob die Trauer einer todgezeichneten stummen Nachtfigur darüber hinge. Sie tat es in der Zeit, da sie mit bildender Kunst

durchsättigt war, vom Glück etwas bestrahlter und mit d'Annunzio verflochten. Als Adrienne Lecouvreur stand sie beim Feuer: doch sie war nicht mehr die Adrienne: sie war „ein Ornament am Kamin". Ein unsterbliches Ornament. Befreit von Scribe. Nie vergeßbar in der dunklen Linienschönheit dieser einzigen Trauer. Nie vergeßbar in der Zeichnung.

... Sie hat in jenen Tagen das Bild-Symbolistische bevorzugt. Als sie dem Löwborg das Punschglas reichte, war sie nicht mehr Hedda: sondern sie war „die Verführung". Etwas Malerisches, vom Ganzen Losgelöstes. Es entsprang einer Laune (was man ihre „Manierertheit" nennt); oder einem großen Durst nach Schönheit, — wenn sie schon willkürvoll Ibsen als ein Substrat behandelte. Das liegt vier bis fünf Jahre zurück. Die Eysoldt ist wohl unabhängig von ihr zum Zeichnerischen gelangt.

Die Eysoldt kam als Hannele nach Berlin vor, glaub' ich, acht Jahren, (und der Direktor des Deutschen Theaters ließ sie gleich wieder gehn). Zum Bildstil führten sie die Dichter; ihre Anlage half dabei. Ein Schusterlehrling dämonisch geworden... ist etwan ihre Formel. Mit ihrem Kinderleib und ihrer Kinderstimme kann sie das Böse, das Verdorbene, das Eigenwillige, Groteske, Miaulende, Balzende, Exzentrische, Saloppe, Zoologische, Schreckhafte, das Akrobatische und das Nachlässig-Heitere tiefer überzeugend machen als irgend wer sonst. Die Bewegungslinien bleiben in der Erinnerung, wenn sie, gleich einem Nachtmahr in Röcken, jemand umschlingt. Der Akzent ihrer Bewegungen haftet ... haftet im Ohr, wenn sie einen besondren Schritt und Tritt für Wildesche Komödien annimmt, sowie ihre Linien zu jonglieren beginnen, sowie ihre Stimme Hand in Hand damit hüpft und plärrt. Gertrud Eysoldt ist heut als zeichnerische Begabung die Stärkste. Von dieser Fähigkeit des Zeichnens grundgeschieden bleibt ja die Frage nach dem schauspielerischen Temperament; ob etwan alles in einem Gusse strömt; ob es kalt oder heiß ist; das hat hiermit fast nichts zu tun.

Bei Hofmannsthal gibt sie eine Szene mit der Bertens. Sie rückt mir den Unterschied zweier Kunstgeschlechter ganz in die Augen. Die Bertens ist hier dreimal so groß: aber nicht den dritten Teil so zeichnerisch. Sie hat eine wundersame Vollendung in der Art zu sprechen; diese Klytämnestra ist gewiß die erste Sprecherin Deutschlands: aber die kleine Eysoldt zeichnet, sie gibt Linien, sie ist ein Symbol. Die Bertens kommt auf eine Stufe der innerlichsten Entwicklung, die sie vorher nie betrat: aber die Eysoldt hat neue Mittel. Die Eysoldt ist sehr folgerichtig, sehr mutig, sehr geistreich, — doch ein zwingendes Temperament ist sie, unter der Hand, nicht. Die Bertens wiederum zeichnet nicht; sie beschränkt sich auf ihr Kostüm ... und greift an die Seele. Wertvoller ist mir die Bertens. Anregender für den Gang der Entwicklung die Eysoldt, — (aus der vielleicht eines Tages doch ein Schrei quillt).

Dasselbe Ergebnis, wenn man die Lehmann und Rittner gegen sie hielte.

Die Soldaten des alten Heers sind vorläufig machtvoller, ... aber die andren siegen auf eine neue Art.

4

Zu den Andren rechnet Bassermann. Er stört die Nördlichkeit des Deutschen Theaters und die dortigen Seelenbewegungen (die eigentlich ... Widerstand sind) durch Farbenblitze, ja durch genialer huschende Linien. Er drang durch am 21. April 1899 in einem Schauspiel „Kain", das er mit seltsamen Lichtern als ein Ruhmgierig-Kranker durchschritt. Durchschritt? Durchfuhr. Durchfuhr? Durchspensterte — möcht' man sprechen. Hier sah man die neuen Linien. Er spielte E. T. A. Hoffmann. Es ließ sich vermuten wie er Wedekind spielen würde ... Er braucht heute das zeichnerische Verfahren für eine unstilisierte Gestalt wie den Crampton: um wieviel mehr kommt das Phantastische heraus, das auch in naturalistischen Verkörperungen selbstverständlich lebt. Man vergleiche den Nichtzeichner Engels, der Cramptons Worte sprach, mit ihm, der sie spricht und zugleich durch hundert malerische Lichtflecken, hundert zeichnerische Linien die Gestaltung versinnlicht und vertieft. Ich sehe Bassermann auf dem Sopha hingestreckt, für lange Zeit, nachts, in der Kneipe ...

Aber man halte neben die Gipfel im Zeichnerischen, neben die Eysoldt und Bassermann, den großen Simplizitätsspieler der letztvergangnen Epoche, Rudolf Rittner. Er ist ein wundervoller Vertreter der nördlichen Kunst, und bleibt für mein Gefühl ein stolzer deutscher Besitz. Hier jedoch schweigt er. Entsinnt sich jemand, daß Rittner in einer bestimmten Figur unterscheidlicher gemalt hat (ich meine nicht den Fuhrmann Henschel, wo das Unterscheidliche in der Tracht lag)? Hat er oder die wahrhaft himmlische, das heißt wahrhaft menschliche Else Lehmann je eine Geberde gemacht, die eine Gestalt umschloß? Die über den Augenblick hinauswuchs?

Beide stehen, von deutschen Künstlern, unserem Gefühl am nächsten. Aber sie sind (große, nicht vergängliche) Hyperboräer.

5

Der neue Stil bringt eine Verfüdlichung der Kunst, — was nicht gleichbedeutend mit Verflachung ist. Meine Teuren, der Zeichner Bassermann könnte Hamlet sein; der größte Simplizitätsspieler, den wir haben, nie.

Ich glaube nicht an die Verflachung, ich sehe ja eine Verfeinerung.

Die Kämpfer des alten Heers sind machtvoller, ... aber die andren siegen auf eine neue Art. Es handelt sich um Leute, die durch den Naturalismus hindurchgegangen sind.

Ob das psychische Meiningertum in der Regie Fortschritte macht; ob wir auf ein japanisches Theater losgehn: dafür sind heut (am 17. November 1903) keine Merkmale vorhanden.

... Das Kleine Theater in Berlin beherrscht jedenfalls beide Stile; (den Armeleutstil bei Gorki, die farbige Tragik im Sonstigen). Alle Guten rechnen mit dieser Bühne zuvörderst.

Berlin, seit zehn Jahren die erste Theaterstadt der Welt, wird in dem neuen Impressionismus den Stil für Henrik Ibsens letzte Werke finden.

Der kleine Held

Eine Dichtung für wohlgeratene Bengels
und für Jedermann aus dem Volk

Von Richard Dehmel

Meinen Söhnen Peter Heinz und Heinz Lux zugedacht

Bengels, dass ihr Kerls aus euch macht!

Inhalt:

Wie ein ganz armer Junge sich sagt
was er alles werden kann

Anfang

„Du bist ein armer Junge“
sagt Mutter oft und weint,
wenn ich Herr Rittersmann spielen will.
Aber Vater hat gemeint:
„er ist ein kleiner Held!“

Neulich nahm ich ganz einfach
meinen Drachen mit als Schild,
und dem reichen Kurt sein Schwesterchen
hat mich geküßt wie wild:
„du bist ein kleiner Held!“

Ich ließ meinen Drachen steigen,
dann ging es in die Schlacht;
ich wollt meinen Schild bloß zeigen,
ich hab ihn selbst gemacht,
ich bin ein kleiner Held!

Ich will's schon machen, daß Mutter
nicht mehr weint um mich.
O, sie soll mal sehn und lachen,
was ich alles werden kann, ich
kleiner Held! —

Ein Zimmermann

Ich kann ein Zimmermann werden,
dann zimmr'ich mir ein Haus;
hoch überm höchsten Giebelbalken
krönt meinen Richtfeststrauß
— Achtung! — mein Meisterhut.

Dann zimmr'ich noch viele Häuser;
meine Richtschnur knippst und knappst,
die Späne schießen vor Angst kobolz
um meine blanke Axt,
und hurr, wie knirscht meine Säge!

Meine Säge knirscht mit den Zähnen:
mir ist kein Holz zu hart,
ich werd's schon kirre kriegen,
wart nur, wart nur, wart!
So knirscht meine große Säge.

Fertig! Nun fix nach oben,
wo der Wind mich kämmt und küßt;
und mag er rütteln und toben,
ich fall nicht vom Gerüst,
ich bin ein kleiner Held!

Ein Dachdecker

Ich kann ein Dachdecker werden,
denn ich bin ſchwindelfrei.
Ich kletter bis auf den Kirchturmhahn,
und die Dohlen und Krähn ſchrein: ei,
was will der Herr denn hier?

Der will die Kirchtürme flicken,
es tut ſchon lange not!
Die Glocken, wenn mein Fahrſtuhl kommt,
brummen: ßapperlot,
da baumelt 'ne Himmelsleiter!

Und unten kribbeln die Leutchen,
und ſteigt kein Laut mir nach.
Bloß mein Freund, der Schornſteinfeger,
ruft manchmal vom nächſten Dach:
Komm, Bruder, es gibt ein Gewitter!

Aber dann bleib' ich lieber
ruhig auf meinem Sitz
und hör', wie der Donner losbrüllt:
Bravo! Sieh, Bruder Blitz,
das iſt ein kleiner Held!

Ein Feuerwehrmann

Ich kann Feuerwehrmann werden;
kaum daß die Brandflamme praſſelt,
kommt ſchon galopp mit Fackelgeſprüh
unſer Wagen angeraſſelt,
alle Mann wie auf Sprungfedern ſtehend.

Wie mit Donner und Blitz um die Wette:
unſre Fackeln ſind Rettungszeichen!
Meine Pfeife gellt: beiſeit beiſeit!
und alle Menſchen weichen
uns voll Ehrfurcht aus.

Denn dort die glühenden Fenſter —
horch: durch den Qualm ein Schrei!
Da wird nicht lange gefackelt mehr:
raſch den Rauchhelm auf, die Spritzen in Reih,
und mit Beil und Seil wird gerettet!

Vielleicht ein ſchönes Mädchen;
das wird dann meine Braut.
Oder ein kleiner Betteljunge;
der ſchießt dann wie ich ins Kraut
und wird ein kleiner Held.

Ein Schmied

Ich kann Schmiedemeiſter werden;
knuff! ſagt mein Hammer und ſauſt,
dann ſpringen die Funken vor Freude
um meine rußige Fauſt
bis an den Blaſebalg.

Herr Blaſebalg, was ſtöhnſt du?
Nur zu! die Glut geſchürt!
Und laß die Schlacken nur ſpucken,
wenn meine Zange drin rührt;
gut Eiſen will auf den Amboß!

Dem ſoll ich den Rücken klopfen,
dann lacht er und trällert ein Lied:
Lieb Hammergeläut, lieb Hammergeläut,
gut Eiſen dankt dem Schmied,
er klopft es hart zu Stahl!

Drum ſtreut's vor Freude Funken
und hüpft bei jedem Streich;
die Heuchler und Halunken,
die klopft er windelweich,
knuff, der kleine Held.

Ein Maschinenbauer

Ich kann Maschinbauer werden;
da sträubt sich manchem das Haar.
Das ist viel toller als Märchenspuk,
da hausen wirklich wahr
tausend Zauberkräfte.

Die toben, wirbeln, krachen
mit Kolben, Kurbeln, Gelenken,
mit feuerschnaubenden Rachen,
man muß an die Hölle denken,
an die großen Tiere der Urzeit.

Und sind viel stärker als Riesen;
was können sie alles tun!
Bergwerke bohren, Dampfschiffe treiben,
Bahn brechen mit eisernen Schuhn;
weh dem, der ihnen zu nah tritt!

Schnurstracks reißt Schwungrad und Riemen
die täppische Hand in Fetzen.
Mit solchen Ungetümen
auf guten Fuß sich setzen
lernt nur ein kleiner Held!

Ein Eisenbahner

Ich kann Eisenbahn-Zugführer werden;
nein, Lokomotivführer lieber!
Dann bin ich kleiner Menschenknirps
der größten Maschine über,
die tausend Pferdekraft stark ist.

Und tausend andre Menschen
regiert Ein Griff meiner Hand,
tagein tagaus, bei Nacht, bei Nebel,
im Sturm von Land zu Land;
Bahn frei! schreit meine Maschine.

Bahn frei — was schreit dawider?
im Dunkeln welch Gestampf?
Woher, wohin? Vorwärts, zurück?
Halt! bremsen! Gegendampf!
jetzt gilt's, Mensch: Einer für Alle!

Und fliegt der Kopf vom Kragen,
so stirbt sich's ohne Grämen;
dann braucht man sich doch wenigstens
des Lebens nicht zu schämen!
So denkt ein kleiner Held.

Ein Weltreisender

Ich kann Weltreisender werden,
wo keine Eisenbahn geht;
wo überm ewigen Eismeergrab
die Nordlichtkrone steht,
die Krone der ganzen Erde.

Oder wo heiß die Wildnis
nur Grüße Gottes haucht,
und wo die liebe Seele
keinen andern Wegweiser braucht
als Sonne, Mond und Sterne.

Und treff ich mal auf Menschen,
die sind wohl nicht wie ich;
ihr Gott, der heißt wohl Fitzebutze,
ihr Häuptling Duckedich —
hurra, das gibt einen Hauptspaß!

Ich ducke sie noch ein bißchen
tiefer zum Schabernack;
und wollen sie's übel nehmen,
dann los! habt Mut, ihr Pack!
hier steht ein kleiner Held!

Ein König

Ich kann ein König werden;
nicht etwa bei uns, i wo!
Bei uns, da muß man Kronprinz heißen
dann wird man's sowieso.
Ich werd bei den Negern König!

Die fragen nicht nach dem Taufschein,
wenn man nur ordtlich regiert.
Erst zähm' ich mir ein Dutzend Löwen,
dann komm ich ankutschiert,
acht Zebras vorgespannt:

Was lauft ihr weg wie die Affen?
Mein Reich ist vogelfrei!
Wer stark ist, darf's erobern helfen;
die Klugen sind stark für zwei!
Kommt, Kinder, dankt euerm Herrgott!

Ihr habt einen König und Priester,
der braucht keinen Polsterthron,
keinen Feldherrn, Hofherrn, Minister
und sonstige Dienstperson;
euch führt ein kleiner Held!

Ein Tierbändiger

Ich kann Tierbändiger werden,
ich bin den Bestien gut;
sie würden gerne Menschen sein,
nur Qual ist ihre Wut,
drum sind ihre Augen so traurig.

So wie in Wahnsinn versunken,
so gläsern manchmal, so stier.
Aber man braucht sie bloß zu lieben,
das fühlen sie ganz wie wir
und lernen Vernunft annehmen.

Neulich am Raubtierkäfig
bot ich dem Tiger die Hand.
Er sah mich lange schnurrig an,
bis er mein Herz verstand;
dann ließ er sich ruhig tatzeln.

Er gähnte wie im Circus
und bog die Schwanzspitze sacht.
Ich wette, den dürft'ich karbatschen,
er dächte: Du hast die Macht,
du bist ein kleiner Held.

Ein Kunſtreiter

Ich kann ein Kunſtreiter werden,
das kann nicht jedermann;
nur wer bis in die Zehenſpitzen
ſich ſelber bändigen kann,
bis in die Turnſchuhſpitzen!

Hei, wenn beim großen Luftſprung
meine ſtolzen Pferde ſich bücken!
Die Herren Leutnants lächeln vor Neid,
die Damen vor Entzücken;
ich lächle immer mit.

Ich lächle, ihr ſchönen Damen:
klatſcht Beifall! ſtill, Muſik!
freut euch, gleich kommt der Doppel-Luftſprung,
vielleicht brech' ich's Genick!
ich werde auch dann noch lächeln.

Dann kommt ihr angefahren
mit Kränzen und Trauermärſchen;
ich aber lächle noch im Sarg,
ich kann mich ſelbſt beherrſchen,
ich bin ein kleiner Held.

Ein Jägersmann

Ich kann ein Jägersmann werden,
ich hab eine sichre Hand;
ich werde von der Schießbudenfrau
immer „klein Tell“ genannt.
Ich hab auch kaltes Blut.

Ich zucke nicht mit der Wimper,
drück ich die Knallbüchse ab.
Mir soll kein Wilddieb ins Handwerk pfuschen;
ich bringe ihn auf den Trab,
und ist er schlau wie ein Dackel.

Ich würde wohl selber wildern,
hätt ich kein eigen Revier.
So aber, Kerl: Mann gegen Mann:
ich schütze den Forst vor dir,
das ist meine Pflicht, Halunke!

Gewehr her! oder — gib Feuer!
Auge in Auge! Laß sehn:
piff paff, wen's trifft, dem wird noch
sein ärgster Feind gestehn:
da liegt ein kleiner Held.

Ein Gärtner

Ich kann ein Gärtnersmann werden,
mit allen Pflanzen vertraut.
Mir ſchadet keine Treibhausluft,
und auch kein giftiges Kraut;
ich bin ſo zäh wie ein Buxbaum.

Ich nutze die giftigen Kräuter,
ich züchte Heilkräuter draus,
mitunter auch Küchenkräuter;
nur die Unkräuter reiß ich aus
oder veredle ſie.

Und meine Baumſchule, Leute,
ſchmückt alle Landſtraßen, ſeht!
Jawohl, Herr Nachbar, es lohnt ſich,
wenn man noch mehr verſteht,
als ſchöne Sträuße zu binden!

Mein Garten wird nicht verſchmachten,
gefällt er manchem ſchlecht;
er kann euern Beifall verachten
und euer Schimpfen erſt recht,
ihn pflegt ein kleiner Held!

Ein Ackersmann

Ich kann ein Ackersmann werden,
auch der muß tapfer sein;
mit Himmel und Erde muß er kämpfen,
daß seine Felder gedeihn,
ein Kriegsmann Schritt für Schritt.

Um Haus, Hof, Heimat kämpft er,
potz Hagel, Blitz und Brand!
Mit Gleichmut ist sein Herz gepanzert,
mit Schwielen seine Hand,
hart wie das Korn, das er sät.

Und will's daheim nicht fruchten,
um Deutschland geht kein Zaun;
noch manchen Urwald gibt's zu lichten,
da kann man Blockhütten baun
und neue Heimat schaffen.

Vielleicht stößt doch das Heimweh
langsam das Herz ihm ab?
Schon aber rauschen die Aehren
weithin um sein Grab:
hier ruht ein kleiner Held.

Ein Seemann

Ich kann ein Seemann werden,
Kapitän oder Steuermann.
Den macht sein Steuerrad so stark
wie der Pflug den Ackersmann;
kommt nur, ihr Wolken und Wellen!

Der Wind pflügt tausend Furchen
von einem zum andern Strand.
Nur Eine Furche pflügt mein Schiff:
die bricht unserm Vaterland
nach allen Erdteilen Bahn!

Ob noch so undurchdringlich
ringsum der Nebel graut,
daß selbst die Sonne durch den Dunst
wie ein blindes Auge schaut:
unser Kompaß kennt den Weg!

Wenn wir die Flagge hissen,
du fremde Hafenstadt,
soll jeder Matrose wissen,
der Ehre im Leibe hat:
dir naht ein kleiner Held.

Ein Lotse

Ich kann auch Lotse werden;
da, wo die Schiffbrüche drohn!
Ich darf das Sturmboot kommandieren,
wenn vor der Wachtstation
plötzlich der Notschuß dröhnt.

Los, Jungens! an die Riemen!
Und in den schwarzen Braus
sprüht der Raketenapparat
Leuchtschnur auf Leuchtschnur aus:
grell klafft die Nacht ums Wrack.

Mit brüllenden Rachen schnappen
die Sturzseen über Deck.
Die Mannschaft reißt die Passagiere
vom krachenden Mastbaum weg;
der Gischt fegt ihn von Bord.

Und in den bleichen Haufen
prasselt mein Rettungstau;
da fassen auch die Feigsten Mut,
und manche schwache Frau
wird ein kleiner Held.

Ein Taucher

Ich kann ein Taucher werden,
einſam auf Meeres Grund.
Da könnt ihr Stürme nicht hinab;
ſtill wie in Todes Schlund
tu' ich mein kühnes Werk.

Lautloſe Wirbel ſchauern
über und unter mir;
mit dunklen Fangarmen lauert
heimtückiſches Getier
zwiſchen den grauen Riffen.

Da muß ich die Schätze heben,
die für die Menſchen taugen;
geſpenſtiſche Weſen ſchweben
mit bunten Phosphoraugen
um meine Glocke hin.

Und hab ich ſie gehoben,
dann ſperrt wohl noch ein Hai
ſein ſchiefes Maulwerk nach mir auf.
Dem bringt's mein Fußtritt bei:
hier ſchwebt ein kleiner Held!

Ein Goldgräber

Ich kann ein Goldgräber werden
und des Erdgrunds Schätze schürfen.
Mutter Erde spendet immer mehr,
je mehr die Menschen bedürfen;
mein Lehrer hat's gesagt.

Wohl kostet's Schweiß in Strömen,
den Bergschutt auszuschmelzen,
oder tief aus unterirdischen Flüssen
den Schlamm herauszuwälzen,
der die paar Goldkörner birgt.

Aber endlich ist's ein Klumpen,
blitzblendeblank gewaschen!
Nun kann ich Vater, Mutter und Alle
zum Geburtstag überraschen;
auch den reichen Kurt!

Mutter Erde soll sich wundern,
wie meine Schatztaler springen:
Hand auf! nehmt hin den Plunder,
ich kann mir mehr erringen,
ich bin ein kleiner Held!

Ein Bergführer

Ich kann ein Bergsteiger werden,
der die andern alle führt.
Pfade, wo nie ein Schritt erklang:
wer hat sie aufgespürt?
Das tat meine Herzenslust!

Die treibt mich hin zu den Gipfeln,
über Schnee, durch Wetterschlag,
am Sturzbach hin, am Gletscherrand,
hinauf! Nun klettert nach,
ihr andern Wagehälse!

Mir nach mit glühendem Herzen,
hinauf ins freie Eis!
Wer stürzt, den schmückt im Paradies
die Blume Edelweiß!
Kommt! jauchzend grüß ich euch.

Aber am liebsten steh ich
hoch oben ganz allein,
mitten im stillen Himmelskreis,
und höre die Adler schrein:
grüß Gott, du kleiner Held!

Ein Luftschiffer

Ich kann ein Luftschiffer werden,
immer höher schlägt mein Herz;
da fliehn die Flüsse unter mir
wie dünne Adern Erz,
meine Gondel steigt und steigt.

Die Luft wird immer reiner;
das wirre Erdgewühl
wird alles klein und kleiner,
wird alles wie ein Spiel.
Ich gleite drüber hin.

Hin, wo die Wolken schweigen;
kaum noch ein Berghaupt blinkt.
Ich fühle mich nicht mehr steigen,
nur die Erde sinkt und sinkt;
mir träumt ein Schaukellied.

Ich schwebe nur und schwebe,
in die blaue Welt hinein.
Wer weiß wohin — ade, ade —
der Himmel wiegt mich ein:
fahr wohl, du kleiner Held.

Ein Dichter

Ich kann ein Dichtersmann werden,
ich weiß schon, was das heißt;
das ist ein Mensch auf Erden
mit einem himmlischen Geist,
und der auf Leben und Tod pfeift.

Er pfeift: mir lacht das Leben,
weil ich unsterblich bin!
Er pfeift: ich lache aufs Sterben,
mir lebt ein Lied im Sinn,
das ist so weit wie die Welt!

So einen Dichter kenn' ich;
er streicht mir manchmal die Stirn,
und wie ein Fernrohr rührt sein Blick
hell an mein Gehirn,
dann seh ich den Himmel offen.

Da tanzen die Sterne und singen:
Nur wen wir auserwählt,
dem kann das Lied gelingen!
Wird er's wohl fertig bringen,
unser kleiner Held?

Ein Engel

Ich kann ein Engel werden,
wenn ich gestorben bin.
Dann jagt wohl mit Wolkenpferden,
die wir nicht sehn auf Erden,
meine Kraft durchs Luftmeer hin.

Meine Flügel sind wohl die Stürme,
der Blitzstrahl wohl mein Pfad.
Ich weiß es nicht, ich leuchte nur;
mich treibt ein Geist zur Tat,
der braucht wohl meine Kraft.

Ich leuchte in tausend Gestalten,
vielleicht wo die Sonne loht,
vielleicht wo Sterne erkalten,
die bleich noch Nachtwache halten,
vielleicht im Morgenrot.

Da darf ich überall wirken,
und bin doch vor dem Geist,
der mich und all die andern Engel
zu Seinem Werk hinreißt,
nur ein kleiner Held.

Schluß

Ich kann noch manch andres werden,
ſolang' ich kein Engel bin.
Aber immer trag' ich armer Junge
die eine Frage im Sinn:
was wirſt du auf jeden Fall?

Und trage in meinem Herzen
manch eines Mannes Bild,
der ſo beherzt war, daß er uns
als großer Held nun gilt:
Wilhelm Tell, König Fritz, der Herr Jeſus.

Dazu gehört nicht Reichtum
noch lange Lebensfriſt.
Mir hat mein Dichtersmann geſagt:
jedes Kind auf Erden iſt
ein kleiner Welterobrer.

Das will ich an jeder Stelle
ſein, ſo ſehr ich kann!
Dann werd'ich auf alle Fälle
ein ganzer Mann — und dann
vielleicht ein ganzer Held.

Rundschau

Gottes Schatten

Todesfälle bei Göttern sind schwer zu konstatieren. Es liegt nicht in der Art dieser Wesen, richtig und unwiderruflich zu sterben. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit der Hegel, Feuerbach, Schopenhauer, Darwin, Marx, Helmholtz, war Gott schon einmal sehr tot, jedenfalls viel gründlicher tot als heute, nach fünfzig Jahren. Und doch, er muß wohl nur scheintot gewesen sein, da er wieder sehr lebendig ist. Wenn der alte Gott Heerschau hält, wird ihn die Zahl seiner Getreuen in Erstaunen setzen, vielleicht gegen sich selbst mißtrauisch stimmen. Da sind die Künstler, Menschen, die sich allerdings nie auf besonders reinliches Denken einließen, die heute scharenweise an der Kirche hängen bleiben wie Fliegen am süßen Leime: mehr von Weihrauch, bunten Glasfenstern und den Rückenmarkserschütterungen suggestiven Orgelklanges als von Gründen überzeugt. Da sind die von der Naturwissenschaft Enttäuschten, die einst mit fröhlichem Zutrauen auf eine glatte geschwinde Lösung aller sieben Welträtsel rechneten und im heutigen Schwanken der Meinungen, im Skeptizismus und Agnostizismus der gelehrten Köpfe schmerzlich die führende Hand und den Brustton zweifelloser Überzeugung vermissen. Da sind die Ethiker mit ihren Forderungen des Gemütes, empfindsame Herzen, die sich ihre „harmonische Weltanschauung" nicht nehmen lassen und überall, wo die Wirklichkeit grausame und verletzende Widersprüche zeigt, sie durch überweltliche Ergänzung zum sinnvollen und einheitlichen Plane abrunden. Das sind noch die Besten, die wenigstens nach allgemeinen Gesichts- oder Gefühlspunkten sich entscheiden. Dann aber kommt der ungeheure Train persönlich befangener, gebundener Naturen, die von Berufs wegen, von der Schulbank her, seit dem letzten Hagelwetter oder Lotteriegewinn die Vorstellung Gott in ihrem Schädelkasten dulden, ohne sie aber mit dem übrigen Schädelinhalt in irgendwelche Beziehung zu setzen; es kommt die dunkle Schicht der Mühseligen und Beladenen, in die das Gotteslicht nur aus der priesterlichen Laterne hineinflimmert, jene strukturlose Schicht der eben gerade noch Lebenden, die zu allen Zeiten den unveränderlichen Nährboden, die unzerstörbare Gelatine für den Erreger des Gottesgedankens abgibt. Von diesen ist nicht zu reden, auch nicht vom Gotte der Machthabenden und von der immerwährenden, bald mehr bald minder schamlosen Allianz zwischen Kirche und Staat. Aber die Anständigen, die Unabhängigen, die dafür nicht bezahlt und befördert werden: auch sie sind wieder zaghafte oder entschiedene Theisten, Gott ist lebendiger denn je, es riecht bedenklich nach Theoform im europäischen Seelenlazaret!

Und die Nachfrage ist so gewaltig, daß der alte Gott allein ihr nicht genügen kann. Einen Gott! ein Königreich für einen neuen Gott! mit solch einem verschluckten Hilferuf, einer uneingestandenen und erstickten Sehnsucht gehen heute auch geistige Menschen herum und leuchten in jede Rumpelkammer, ob sich da nicht etwas Gottähnliches finde. Überall sind die Herrgottsschnitzer am Werk; von den Vororten der Reichshauptstadt bis zu stillen Plätzen am Bodensee, von Paris bis Stockholm, überall werden neue Religionen und restaurierte alte Religionen angeboten. Daß viele dieser neuen Gottsucher den alten kirchlichen Gott hassen und sich Antichristen oder Atheisten nennen, ist ziemlich belanglos und darf uns

nicht täuschen. Es ist ihnen ja nicht zu verdenken, daß sie lieber alles Mögliche und Unmögliche anbeten — Menschheit, Freiheit, Natur, Evolution, Gewalt, blonde Bestie, Wiederkunft, Zufall, Chaos, Nirwana — als jenes „gasförmige Wirbeltier," das zwei Jahrtausende durch ihre Anbetung diskreditiert haben, in das zwei Jahrtausende den Unsinn ihrer Köpfe und Unflat ihrer Herzen ergossen haben. Von solchen Schlammströmen mußte selbst ein Ozean schließlich trüb und giftig werden, und kein reinlicher Mensch wird in diesem Sammelbecken occidentalischen Wahnsinns sich gesund baden wollen. Nur ändert dies keinen Deut an der Tatsache, daß auch die neuen Gläubigen mit all ihrer Abneigung gegen den kirchlichen Gott trotzdem religiöse Menschen, gottbefangene Seelen sind. Sie lassen sich Gott nicht mehr bieten, bewilligen aber Gottes Schatten, Masken und Verkleidungen; sie haben, wenn das Wort erlaubt ist, für den Theismus einen Theomorphismus eingetauscht; sie verweigern Gott in fester Gestalt, nehmen aber große Mengen gotthaltiger Lösung, die viel gefährlicher berauscht, mit Entzücken zu sich. Zwei Erscheinungen gehören noch hierher. Auch die religiöse Erregung hat sich bei feineren modernen Menschen individuell gefärbt, darum greift man heute so gern zu den christlichen Mystikern, zu den manchmal sehr intimen Bekenntnissen heiliger Männer und Frauen. Der kirchliche Gott wird, wie alles Öffentliche, abgelehnt; man hat lieber mit Gott seine Heimlichkeiten im Kämmerlein. Die Seele, die, nicht zufällig, weiblichen Geschlechtes ist, will in verschwiegener Wonne Gott empfangen, Gott „leiden" (dieser Ausdruck häufig bei Meister Eckhart: Deum pati nicht viel anders als virum pati), sich ihrem Gotte hingeben. Alle Mystiker sprechen mit verliebter Schwüle von diesem Sichausstrecken, Sichöffnen, Gotteinströmenlassen; Madame Guyon mit so nymphomaner Deutlichkeit, daß man immerhin das von Bossuet genommene Ärgernis begreift. Und diese Frau hatte fünf Kinder geboren; andere Heilige trugen in einem lilienhaften Körper eine sehr wissende Seele. Diese Gottesliebe ist also nicht gerade intellektual, im Sinne Spinozas, zu nennen. Wenn solche aufregenden Rendezvous und ekstatischen Berührungen mit Gott wieder Mode werden sollten, so wird die Sprache, in der davon geredet wird, vielleicht gar nicht theistisch klingen, man wird statt Gott Allseele, Weltatem, Zentralfeuer oder sonstwie sagen — ohne den Kundigen darüber zu täuschen, daß auch in diesen letzten Verwandlungen der alte unermüdliche Protens sein Wesen treibt. Mit demselben Mißtrauen stehe ich dem erklärten Atheismus der Naturwissenschaften gegenüber: da ist ein primitiver Gottesbegriff gegen einen späten, raffinierten, verbüllten umgetauscht — mehr kann ich beim besten Willen nicht gelten lassen. Darwin entfernte die bewußte Zweckmäßigkeit aus dem Naturverlauf; aber was er stehen ließ, ist immer noch eine mit göttlichen Zügen überladene Natur, ein längs der Zeitlinie ausgegossner, in der Form des Werdens zur Sichtbarkeit reifender Gott: ein starker Theomorphismus, der keine Ursache hat, gegen den Theismus vornehm zu tun. Entwicklung, Naturgesetzlichkeit, Kosmos sind die letzten Masken Gottes; bis zur leblosesten Kraft- und Stofftheorie hinunter werden dem Weltgeschehen intelligente Leistungen zugemutet, die schlechterdings in die Mythologie oder Theologie gehören.

Ja, liebe Zeitgenossen, „Gefühl habt ihr alle, aber keinen Geist", würde Goethe sagen, und in dieser Luft ist für Götter gut leben. Mit aller Behutsamkeit, die solche vogelperspektivischen Gesamtüberblicke verlangen, sei es gesagt: die Zeit ist wieder einmal alogisch, antilogisch, sie kokettiert mit Gedankenmüdigkeit und Gedankenfeindschaft. Rationalismus ist ein Schimpfwort, das nur in erstarrten Verbindungen vorkommt: seichter Rationalismus, flacher Rationalismus. Der Kopf ist abgetan, man hypnotisiert sich lieber am Nabel, diesem Symbol und runden Siegel der Wahrheit: omphalozentrische Weltanschauung, der phallozentrischen näher als der kephalozentrischen! Das Gehirn gibt man billig, hält aber große Stücke auf Nerven und Ganglien, und mit sonderlicher Ergriffenheit lauscht man den Offenbarungen im feurigen Busche, jenen Geisterstimmen und Zuflüsterungen des vom Begattungsfieber zerwühlten Organismus. Alle weihevollen Obskuranten, alle Pfaffen irgend einer Unsäglichkeit, alle Mysiagogen irgend eines Eleusis sind

wieder obenauf, und wer die Augen verdrehen kann, bis man nur noch das Weiße sieht, nach oben oder nach innen, suspektiv oder introspektiv, der trete vor, ein Seher des Unsichtbaren, und unterhalte uns von seinen fliegenden Mücken und Blutgefäßschatten — denn Fernrohr und Mikroskop haben uns nichts mehr zu sagen, uns Überwindern der Wissenschaft! Die Wissenschaft —: jeder wahrhaft innerliche Mensch ist über sie hinaus. Intellektuelles Gewissen, was ist das? Legen Sie diese Bestie an die Kette! Es ist lange her, daß sich die Wissenschaft ähnliche Sottisen hat sagen lassen müssen wie heute: Sottisen, meine ich, nicht von Landpfarrern und Wiener Gemeinderäten, sondern von klugen und zurechnungsfähigen Europäern. Kein Opfer wird so leicht gebracht wie das des Intellektes, und selbst dort, wo es kein kleines Opfer ist. In einer solchen Luft ist für Götter gut leben. Man lasse sie einmal der Reihe nach vorbeiziehen, die Lieblingsworte dieses Zeitalters, wie sie alle den irrationalistischen Stempel tragen, alle ein herausforderndes Nichtwissen und Nichtwissenwollen zur Schau stellen, alle den antilogischen Hochmut des Unzulänglichen, das Ereignis geworden ist, austrompeten! An ihrer Spitze das Unbewußte, das die einer Negation gebührende Bescheidenheit abgestreift und sich zum wahrhaften Weltkern aufgeschwellt hat; in seinem Gefolge der Instinkt, unbotmäßig gegen höhere Bewußtseinsinstanzen, das Animalische mit seiner angeblichen Triebsicherheit, die Vitalität als neueste Form der Moralität. In diese Gruppe gehört auch die Mystik des reinen Blutes, der Rasse, der Vererbung; „alles ist nach seiner Art, an ihr wirst du nichts ändern", sagt Wotan sehr weihevoll zu Alberich. Heimatgefühl, Erdgeruch nicht zu vergessen, und jene Mystik des Bestehenden, die sich in der historischen Würdigung der Dinge feierlich hütet, von irgend etwas „geschichtlich Gegebenem" kraft vernünftiger Richtergewalt Rechenschaft und Legitimation zu fordern. Nun die Modeworte des Kunstgeschwätzes: Stimmung, die nachgerade unerträglich gewordene Etikette alles Unbeschreiblichen; wo nichts ist, nicht Gedanke noch Leidenschaft, nicht Charakter noch Entwicklung, nicht Farbe noch Zeichnung, da ist jedenfalls Stimmung, diese unvermeidliche zehnte Muse, Stimmung, die man immer noch kann, auch wenn man sonst gar nichts kann. Und wollen wir denn nichts von der Sensation sagen, deren Liebhaber mit lobenswerter Aufrichtigkeit nur noch den Reiz im physiologischen Sinne, den ungeformten, geistig unverwandelten Hautreiz sucht und das Berliozsche Requiem in der Art einer Rückenmarksdouche genießt? Nichts von der Persönlichkeit, dieser mythologischen Einheit, die alles logisch Unzusammenhängende eines zufälligen Menschen mit dem Mantel ihrer Epidermis umhüllen und singularisieren soll, von der Persönlichkeit, die jeder als Schild aushängt, als wäre sie schon da und müßte nicht erst durch bewußte Kultur geschaffen werden? Von der Weltanschauung, dem imaginären Kreis um einen imaginären Mittelpunkt, jener geheimnisvollen Ermächtigung, Erwünschtes zu „postulieren" und unerwünschte Konsequenzen abzulehnen — — o sie drängen sich in Scharen, die Wahl- und Wappensprüche der denkfeindlichen Zeit, aber ein Wort darf nicht ungenannt bleiben, unser drittes Wort, das Leben! dieser Abgrund des Irrationalen, in den hinein Zarathustras Ekstase verstatterte. Wie entzückt uns das, wenn nach jedem Schwerthieb des Geistes die Köpfe dieser Hydra nachwachsen, wie berauscht uns die unerschöpfliche, unaussprechliche, unergründliche Dummheit des Lebens! „So ist das Leben", sagt jedes Infusorium im Wassertropfen, das seine Sprünge und Zuckungen für Weltwirbel ansieht, und mit dem antilogischen Weltprinzip ist auch die kleinste persönliche Unvernunft gewissermaßen metaphysisch geadelt. Selig die Armen im Geiste!

In solcher Luft ist für Götter gut leben.

„Nachdem Buddha tot war, zeigte man noch Jahrhunderte lang seinen Schatten in einer Höhle — einen ungeheuren schauerlichen Schatten. Gott ist tot: aber so wie die Art der Menschen ist, wird es vielleicht noch Jahrtausende lang Höhlen geben, in denen man seinen Schatten zeigt. Und wir — wir müssen auch noch seinen Schatten besiegen!"

P. M.

Das kleine Welttheater

Die Stimmung, die Goethe „reine Dumpfheit“ nannte, und der verschleiert schwebende, das Tal in tiefer Weite füllende Nebelglanz spinnt duftige Flöre über die Szenen in Hugo von Hofmannsthals „Kleinem Welttheater“. Auf einer Brücke spielen sie, einer hochgewölbten, die vor dem Abendhimmel ihren steinernen Bogen ründet und sich zur Landschaft sanft herabsenkt.

Menschenkinder mancher Art tragen ihr Schicksal über diese Brücke und harren einen Pulsschlag hier, wie erdentbunden, — die Wolken über sich und tief im Wasser drunten die Spiegelung der feuchten Schatten durcheinander kreisend . . .

Und die Seelen lösen sich und klingen in den Abend, und Echo schwingt; Sehnsuchts-Allheit durchströmt die Einsamkeit mit tiefgeheimnisvollem Leben; in ahnungsvoller Gegenwart fühlen die Wesen ihre wunderbare Stunde, da sie, ganz eratmendes Gefühl, in der Atmosphäre ihrer inneren Existenz verschweben.

Vielfältig sind die Stimmen dieses Traumes, aus Landschafts- und Menschenseele gewoben. Als Prologus des kleinen Welttheaters kommt der Dichter. Seine Stimme spricht in Worten, die „von Licht und Wasser triefen“. Ihm wird alles ringsum Gestalt, Bewegung; die Vorstellungen des inneren Bildersaals treten sichtbar heraus und bevölkern die Szene. Es schwebt und drängt sich um ihn von tausendfachem Dasein mit Geisterwehen und Schicksalsflügelschlag, seine trunknen Sinne breiten sich, das Grenzenlose zu empfangen, und sein Mund geht über von der Fülle. Wie angeschlagene Saiten bebt er, und eingesponnen träumt er sich in jene Abenteuer, die er schaute: Michelangeleske Krieger, nackt, von den Panzern frei, im Wasser sich tummelnd, in aufgewühlten Wellen; hochgebäumt die Pferde, schäumend im Gurgeln der Wogen; Überfall, zerklüftete Gebüsche, Harnischrasseln, Kampf und Tosen; nackte Leiber umklammert von Riesenarmen in Erz geschient, ein Schlachtorkan; und nach verworrenem Getöse der Eine, schwimmend im Widerspiel der hohen Wolken und des stillen Goldes, das zwischen Kieseln liegt im Grund, selig gleitend, „wie ein wilder Faun, der trunken aus dem Schiff des Bacchus sprang“, selig gleitend in ungeheuere Fernen fort.

Nach schwellender geballter Leidenschaft voll Kampfeslust und Evoë und Siegesjauchzen tönt eine Stimme milder Erkenntnis. Die Weisheit des Gärtners, der spricht:

Ich trug den Stirnreif und Gewalt der Welt
Und hatte hundert der erlauchten Namen
Nun ist ein Korb von Bast mein Eigentum
Ein Winzermesser und die Blumensamen.

Aus der trügerischen Umwölkung des äußeren Lebens rettete er sich gleich jenen indischen Großen, den Herren der Welt, die auf stolzer Mittagshöhe Schwert und Herrschergewalt zu Boden senken und in die große Stille eingehen, auf die Pfade reiner Einsamkeit, und schauen nur, nicht mehr begehren. An den Blumen erkennt nun der Weise die „wahren Wege aller Kreatur“ und alle Kindlichkeit und Majestät.

Und wieder wechseln die Schicksalsstimmen. Nach der milden Weise sprengt im Galopp des Jünglings Ungestüm. Der Rausch stürmender Existenz, den der Dichter nur als Vorstellung genoß, er pulsiert in ihm in voller Eigenkraft.

Flut wogt mit großen herrlichen Wellen, ein Durcheinander drängender Gefühle; „Frühlingsmorgenblütenträume“ schwellen und weiten ihm die Brust; süß beklemmende Dumpfheit legt sich mit weichen dunkelnden Schleiern um die Augen seiner Seele, er weiß nicht ein noch aus vor Überfülle, seine Arme greifen verlangend in alle Ferne. Wie in dem Traum der schattenhaften Jagd — „nichts als das Streiten der Felle an den Bäumen und das flinke Laufen von tausenden von Klauen und von leichten Hufen auf Moos und Wurzeln und die Wipfel droben dunkel von stiller atemloser Flucht der Vögel“ — so schwirren die Wünsche vor ihm her und die Gedanken, und sind verschwunden noch ehe er sie gefaßt. Doch alles Fühlen, Sehnen, Träumen sammelt sich in diesem Suchenden zu dem Bilde einer Liebe, die nun dieser Jugend schwärmerisch geziertes und bekränztes Ein und Alles werden muß.

Die Fühlenden löst wieder ein Bildender ab, der Fremde, der Goldschmied. Ihm spricht

die Natur in Form und Kunst, und er ruft brennend, zitternd: Wie faß' ich dich, wie halt ich dich. Von Brücken späht er in die Tiefe und er erbebt im Schauen, wie Wasser zur Gestalt sich ballt, zerfließt und ewig wunderbar in andrer Wandlung bildend sich erneut. Empfängnisstunde ist's und Seligkeit, und zwischen dem Wallen der Tiefe und dem Wallen in den fühlenden Sinnen des Künstlers (Hermann Obrist, René Lalique möchte man sich in solchen Visionen vor der gestaltenden, wirkenden Gewalt des Wassers denken) schließt sich magnetischer Rapport: „Wie selig ist, der trinkt, wo keiner trank, am Quell des Lebens in geheimer Nähe":

In einem Leibe muß es mir gelingen,
Das Unaussprechlich-reiche auszudrücken,
Das selige in sich geschlossen-sein ...

Im Chor des Lebens darf die Stimme der Einfalt nicht fehlen, das Unberührte, Ahnungslose; das Mädchen kommt, das Mädchen aus des „Knaben Wunderhorn", das an die Mutter so töricht holde Fragen stellt; Gretchen, das arme affenjunge Blut; das liebe Kind vom Schwindschen Bilde, das mit bloßen Füßen aus der grünverhängten Bettstatt gesprungen ist, um mit großen Augen aus heimlichem Stübchen durch das Fensterlein in die Welt zu schauen.

Ein Bänkellied klingt von fern, — das alte Lied, es klingt so süß, es klingt so trüb — wundervoll und sehnsuchtsbang und tränenweh und -wohl wird es dem jungen Ding.

Alle Stimmen aber versinken in einem tönenden Finale; in tiefe Wellenstrudel versinken sie und tauchen funkelumspielt noch einmal auf, in der Kaskade, die übermächtig die Wunder dieser Nacht beschließt.

Dithyrambisch ist die letzte Stimme, Dionysos öffnet die üppigen Lippen.

Nach Menschenkindern, Dichtern, Künstlern, Weisen und Toren spricht ein Wesen, das des Lebens Grenzen überschritten: der Wahnsinnige, in der göttlichen Trunkenheit der eigenen Seelen-Überfülle.

Hofmannsthal umspielt diese Gestalt mit Feuer und Anmut und mit orphischen Melodien. Narzissusgleich, den silbernen Spiegel in der schmalen weißen Hand, lehnt sie am Brückenrand, und was ihr Blick trifft, das fängt an zu singen und sein Geschick zu sagen. In diesen Versen hat Hofmannsthal ein einziges Abbild der künstlerischen Seele gegeben, der Seele, die schlürfend alles in sich saugt, in der es wundersam verwandelnd aufersteht, der Seele, die schließlich zum magischen Krisall wird, so ungeheuer reich an Spiegelung und Strahl, daß die armen irdischen Augen sich geblendet schließen müssen.

Georg Hirschfeld schrieb in einer gedämpften Novelle von der hellen Nacht eines wahnsinnigen Künstlers, der im All schwebt, schauend, glühend in Wäldern, Seen und Sonne, der nach den Dualen des Schaffens zu wonnevollem Genießen erlöst ist.

Solch Entbundensein voll Erlösungsglanz findet in dem Epilog Hofmannsthals eine delphische Verkündigung.

Dieses Schicksals Anbeginn voll jubelnder Fanfaren meldet der Begleiter des Herrn. Ein jauchzendes Lied hinreißend verschwendeter Menschlichkeit ist es, glitzernd in zerstiebendem Perlenglanz, erinnernd an festlich prangende lebensberauschte Verse voll göttlichem Lachen aus dem „Abenteuerer" und der „Frau im Fenster".

Grenzenloses Genießen, Schönheitsbente, Siegeslauf über des Lebens Hügel, Triumphatorkränze und Trophäen ... und zwischen Schätzen nun die Unersättlichkeit. Die tausend neu erschlossenen Sinne fordern Nahrung, sie wollen widerklingen; die Saiten wollen Echo geben, die ganze Schöpfung soll auf ihnen spielen. Mit der Landschaft, mit den Felsen einig sein, alle stummen Wesen redend machen, Statuen und Bäume, Steine und Rebenhügel in dem „großen Gang verschwiegnen Lebens" innig ganz empfinden, — das ist dieses Wesens neuer Trieb.

Aus enger Menschlichkeit befreit, wird es jetzt kosmisch-elementar:

... „und vor ihm beginnt der brüderliche
dumpfe Reigen der verschlungnen Kräfte
in der tiefsten Nacht mit glühndem Munde
unter sich zu reden: Wunderliches,
aus dem Herzblut eines Kindes quellend
findet Antwort in der Gegenrede
Eines Riesenblocks von dunklem Porphyr."

Der Dichter des Prologs rang verlangend danach, den Widerschein des Lebens in das

Gebild aus Worten zu verweben, diesen Befreiten, der in der Wolke wandelt, und den die Menschen einen Wahnsinnigen nennen, enthält kein Nachbildungstrieb mehr, in ihm ist alles und in allem findet er sich wieder. Im Schöpfungsreigen schwebt er und verklingt: „Ich gleite bis ans Meer, gelagert sind die Mächte dort
und kreisen dröhnend, Wasserfälle spiegeln
den Schein ergossenen Feuers, jeder findet
den Weg und rührt die andern alle an —
mit trunknen Gliedern, ich, im Wirbel mitten,
reiß alles hinter mir, doch alles bleibt
und alles schwebt, so wie es muß und darf …"

Metamorphosen der eigenen Seele, Maskenzug wechselnder Stimmungen, der naiven und der raffinierten, der Greisenweisheit und des Giovane-Lächelns, Naturaufgehen und Bildnerlüste — das scheint diese Dichtung, eine Paraphrase der Verse aus „Gestern": „Mir ist vor keinem meiner Triebe bange. Ich lausche nur, was jeglicher verlange". Und sie alle ganz zu fühlen, ist Seligkeit. Darum steht als Untertitel vor diesem Marionettenspiel des Herzens: die Glücklichen.

Zärtlich ward dies feine Buch vom Insel-Verlag in weiß und gold gekleidet. Den Titel schmückt die Lyra, die Aubrey Beardsley für die Sappho des H. D. Wharton zeichnete und das Vorsatzpapier ist gleichfalls nach einem Entwurf, einem vorher nicht benutzten, von Beardsley für „the yellow book". … Beider Originale sieht man jetzt in der von der Secession ausgelegten Sammlung John Lanes. Das Vorsatzblatt, die Uferlandschaft mit dem narzissenbekränzten Faun und der Reifrockdame in geblümtem Kleid, die seinem Lesen lauscht, gibt den Ton an für die Mischung aus dem Panischen und der Atmosphäre artifizieller Kultur.

F. P.

Der technische Sinn

In jeder Technik ruht ein künstlerisches Moment, insofern, als die Überwindung von Schwierigkeiten, je eleganter sie von statten geht, je mehr sie es auf ein einziges Ziel absieht, desto ästhetischer wirkt. Dies Herauslösen des einen Ziels und seiner glattesten Wege, ob mechanisch, ob handwerklich, ist eine künstlerische Illusion, wie Koloristik oder Linienschönheit oder Symbolisches, immer ist es die Reinheit einer Abstraktion. Die Reinheit konstruktiver Lösungen hat den modernen technischen Sinn wachgerufen, der eine besondere Abart unserer ästhetischen Qualitäten zu werden verspricht: ein neues künstlerisches Organ, auf gemischten Gebieten, wie alle unseren künstlerischen Funktionen, die aus Zunftlehren zu Lebenssachen wurden. Ich dachte in drei Reichen kürzlich an diese technische Ästhetik, ich will sie kurz aneinander reihen, gerade weil sie einander fremd scheinen.

Die Schnellbahn geht in fast gerader Linie mit 200 Kilometern die Stunde. Ein schwarzer Punkt naht, wird zur Linie, fliegt vorbei, wird zur Linie, wird zum Punkt. Wir genießen den äußersten Aphorismus des Verkehrs. Die Vorstellung der schnellsten und rücksichtslosesten Verbindung reizt uns. Sie erfährt keinen Widerspruch, weil sie ganz rein ist, fast so rein, wie das Farnhelm-Wunder. Die Eisenbahn erfuhr Widerspruch, weil sie noch nicht ganz die Abstraktion des Verkehrs war, noch Innenzeichnung der Landschaft. Sie hatte noch eine Ahnung der intimen Blicke des Wanderers, noch einen Rest Postromantik, sie folgte den Flüssen im Tale, den Bergabhängen, Dörfern, Chausseen, Feldern. Nur Tunnel und Brücke wurden Verräter der Zukunft. Man sagte, die Eisenbahn zerstöre die Landschaft. Von der Schnellbahn kann man es nicht sagen. Sie verachtet die Landschaft mit ihrer ganzen Innenzeichnung, um von A nach B drüber weg zu fliegen. Sie ist nur Ziel, sie läßt alles Unwesentliche aus. Die schöne Landschaft bleibt da, der schöne Verkehr ist hier. Reinliche Scheidung und doppelter Genuß.

Zweitens: in der Berliner Wintersezession, Ausstellung graphischer Künstler. Die Technik des Zeichnens, Skizzierens, Annalens,

einst das private Geheimnis des Ateliers, wird öffentlich gezeigt, zum Genuß erhoben. Man sieht die Umrißlinien, die Rodin um braun angetuschte Körperverflechtungen zieht. Leistikowsche Zeichnungen aus dem Wald, nur als Kontraste lichter und schwarzer Flächen. Eine Federzeichnung von Monet, Wolken, Wasser, Kähne als Merkzeichen in Kringeln und Bogen. Liebermannsche Strandstudien als eilige Farbenflecke, vom Pastell hingeschrieben. Einen Corinthschen leicht angefärbten Grablegungskarton. Die Turners mit dem ersten (d. i. dem allerletzten) Hauch von Farbe über dem Venezianerkanal, dem Nachtmeer, den Gebirgsschlünden. Slevogts Tuschfrierungen der Alibabaräuber und Zilles Konturen von Berliner Typen. Alles ein Beginnen von Kunst, das uns seiner technischen Reinheit wegen reizt. Liebermann sagte, Zeichnen wäre Auslassen. Entwerfen ist ein Gestalten, das um so künstlerischer wird, je mehr es auf ein einziges Ziel (Farbe, Fläche, Kontur) losgeht. Die gute Skizze ist ein Ausschalten von Unwesentlichkeiten. Selbst innerhalb der Ziele gibt es noch Ausschaltungen: innerhalb der Farben die Farbe; innerhalb der Linien die Linie. Es wird eine Destillation vorgenommen bis auf die letzte Entstofflichung, die Abbreviatur der Erscheinung. Und die letzte Entstofflichung ist der erste Traum der schaffenden Phantasie! So wirkt das Bewußtsein der technischen Freiheit im Zeitalter des Impressionismus auch über den Entwurf hin formgebend. Munchs ganze Kunst ist der Eigensinn dieser embryonalen Vorstellungen, ein Protoplasma modernen Wesens. Beardsley aber ist groß, weil er in der fertigen Zeichnung mit allem unvergleichlichen Geschmack und allen seltenen stofflichen Reizen etwas von der Unstofflichkeit erster Konzeptionen genial verschmolzen hat: überhöhte Proportionen, Ornamentik der Haare und des Flüssigen und Vegetativen, Schwarz gegen Weiß, die Unwirklichkeit fehlender oder markierter Innenzeichnung, alle diese schönen Ausschaltungen des Details und der blöden Empirie zu Gunsten irgend einer rein ästhetischen Vorstellung, die in den materiellen Anregungen der Technik ihren Grund und in deren konstruktiver Logik ihre Sicherheit findet.

Drittens abends bei Franz von Vecsey. Wenn wir die Augen schließen, hören wir ein Wunder der Technik, singende Flageoletts, Koloraturperlen, Doppelgriffe von der Illusion mehrerer Instrumente, einen starken und vollen, und wieder einen schmachtenden und nachgiebigen Ton, wie wir es kaum je in solcher Vollendung auf der Violine für möglich hielten. Aber wir schließen die Augen nicht, sondern sehen einen zehnjährigen Jungen, wie er da in seinem weißen Anzug, kindlich unbefangen, zwischen Bleisoldaten und tickenden Uhren, auf der Violine als Spielzeug spielt, so spielt, daß wir Erwachsene die Mühe unserer Schuljahre nur belächeln können. Wieniawski und Paganini, bei einem Erwachsenen leerer Ohrenkitzel, werden am Kinde wieder kindlich. Bach aber, den wir großen Leute als Urmusik verehren, wird unter seinen Fingern unmöglich. Er ist ein Kind und darf dieses Nachbauen der Schöpfungslinien nicht verstehen, das nichts ist als allerletzte Erfahrung und Weisheit. Er ist ein Kind und hat in drei Jahren die vielhundertjährige Entwicklung dieses Kulturwerkzeuges mit seinen vier Saiten spielend überwunden. Er hat die Erfahrung ausgelassen, die Innenzeichnung des empfindenden, erwerbenden, erobernden Seelenlebens. Als ich Bach von ihm hörte, sah mich die Medusе dieses Wunders an. Die Natur schafft Wesen, die ganze Lebensalter in Monaten gradlinig durcheilen. Aber es gibt eine tröstliche Grenze: die Natur darf den Menschen in ihren Wundern vielleicht noch weniger ausschalten, als der Mensch in den seinen die ganze Natur.

O. B.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Gabriel: Ich habe dir hier aufs Fenster einen Band Gedichte gelegt.

Clemens: Keats?

Gabriel: Nein, es sind deutsche Gedichte. Sie bilden eine Einheit, so sind sie angeordnet. Das Ganze heißt „Das Jahr der Seele". Da ist der Herbst. Es beginnt mit dem Herbst.

Die Wespen mit den goldengrünen Schuppen
Sind von verschlossnen Kelchen fortgeflogen,
Wir fahren mit dem Kahn in weitem Bogen
Um bronzebraunen Laubes Inselgruppen.

Clemens: Das ist der Herbst. Aber lies ein Ganzes oder gar nichts.

Gabriel: Kannst du zuhören?

Komm in den totgesagten Park und schau:
Der Schimmer ferner lächelnder Gestade,
Der reinen Wolken unverhofftes Blau
Erhellt die Weiher und die bunten Pfade.

Dort nimm das tiefe Gelb, das weiche Grau
Von Birken und von Buchs: der Wind ist lau,
Die späten Rosen welkten noch nicht ganz,
Erlese, küsse sie und flicht den Kranz,

Vergiß auch diese letzten Astern nicht,
Den Purpur um die Ranken wilder Reben
Und auch was übrig blieb vom grünen Leben
Verwinde leicht im herbstlichen Gesicht.

Clemens: Es ist schön. Es atmet den Herbst. Obwohl es kühn ist, zu sagen, „der reinen Wolken unverhofftes Blau", da diese Buchten von sehnsuchterregendem

sommerhaften Blau ja zwischen den Wolken sind. Aber freilich nur an den Rändern reiner Wolken. Nirgends sonst auf dem ganzen verschlissenen rauhen Gefilde des herbstlichen Himmels. Goethe hätte dies „reiner Wolken" geliebt. Und „unverhofftes Blau" ist tadellos. Es ist schön. Ja, es ist der Herbst.

Gabriel: Willst du noch mehr Herbst?

Vom Tore, dessen Eisenlilien rosten,
Entfliegen Vögel zum verdeckten Rasen
Und andre trinken frierend auf den Pfosten
Vom Regen aus den hohlen Blumenvasen.

Noch mehr?

Wir suchen nach den schattenfreien Bänken — — — —
Wir laben uns am langen milden Leuchten,

Wir fühlen dankbar wie zum leisen Brausen
Von Wipfeln Strahlenspuren auf uns tropfen
Und blicken nur und horchen, wenn in Pausen
Die reifen Früchte an den Boden klopfen.

Clemens: Ich bitte dich: lies ein Ganzes oder gar nichts.

Gabriel: Willst du den Winter? Willst du den Sommer? Die abenteuernde Sehnsucht des Sommers? Die Beklommenheit des Sommers? Den Sommermorgen? Den Sommerabend?

Der Hügel, wo wir wandeln, liegt im Schatten,
Indes der drüben noch im Lichte webt,
Der Mond auf seinen zarten grünen Matten
Nur erst als kleine weiße Wolke schwebt.

Die Straßen weithin deutend werden blasser,
Den Wandrern bietet ein Gelispel halt:
Ist es vom Berg ein unsichtbares Wasser,
Ist es ein Vogel, der sein Schlaflied lallt?

Clemens: Der Mond auf seinen zarten grünen Matten
Nur erst als kleine weiße Wolke schwebt . . .

Ich sehe eine Landschaft meiner Kindheit. Es scheint ein schönes Buch zu sein, dieses „Jahr". Warum eigentlich: „Jahr der Seele"? Ich liebe die einfachen Überschriften.

Gabriel: Ich auch, darum scheint mir diese so ausgezeichnet. Denn hier ist ein Herbst, und mehr als ein Herbst. Hier ist ein Winter, und mehr als ein Winter. Diese Jahreszeiten, diese Landschaften sind nichts als die Träger des anderen.

Sind nicht die Gefühle, die Halbgefühle, alle die geheimsten und tiefsten Zustände unseres Inneren in der seltsamsten Weise mit einer Landschaft verflochten, mit

einer Jahreszeit, mit einer Beschaffenheit der Luft, mit einem Hauch? Eine gewisse Bewegung, mit der du von einem hohen Wagen abspringst; eine schwüle sternlose Sommernacht; der Geruch feuchter Steine in einer Hausflur; das Gefühl eisigen Wassers, das aus einem Laufbrunnen über deine Hände sprüht: an ein paar tausend solcher Erdendinge ist dein ganzer innerer Besitz geknüpft, alle deine Aufschwünge, alle deine Sehnsucht, alle deine Trunkenheiten. Mehr als geknüpft: mit den Wurzeln ihres Lebens festgewachsen daran, daß — schnittest du sie mit dem Messer von diesem Grunde ab, sie in sich zusammenschrumpften und dir zwischen den Händen zu nichts vergingen. Wollen wir uns finden, so dürfen wir nicht in unser Inneres hinabsteigen: draußen sind wir zu finden, draußen. Wie der wesenlose Regenbogen spannt sich unsere Seele über den unaufhaltsamen Sturz des Daseins. Wir besitzen unser Selbst nicht: von außen weht es uns an, es flieht uns für lange und kehrt uns in einem Hauch zurück. Zwar unser Selbst. Das Wort ist solch eine Metapher. Regungen kehren zurück, die schon einmal früher hier genistet haben. Und sind sie's auch wirklich selber wieder? Ist es nicht vielmehr nur ihre Brut, die von einem dunklen Heimatgefühl hierher zurückgetrieben wird? Genug, etwas kehrt wieder. Und etwas begegnet sich in uns mit anderem. Wir sind nicht mehr als ein Taubenschlag.

Clemens: Seltsam, daß dich dieser Gedankengang darauf führt. Ich bin auf einem anderen Wege darauf gekommen, auf einem ganz anderen: es ist schwer, nicht daran zu zweifeln, daß es in der menschlichen Natur irgend eine Wesenheit gibt. Furchtbar ist es, die Gewalt der Äußerlichkeiten zu erwägen: es muß unendlich schwer sein, ein Drama zu schreiben, und unendlich hart, über einen Mörder zu Gericht zu sitzen.

Gabriel: Aber es ist wundervoll, wie diese Verfassung unseres Daseins der Poesie entgegenkommt: denn nun darf sie, statt in der engen Kammer unseres Herzens, in der ganzen ungeheueren unerschöpflichen Natur wohnen. Wie Ariel darf sie sich auf den Hügeln der heroischen purpurstrahlenden Wolken lagern und in den zitternden Wipfeln der Bäume nisten; sie darf sich vom wollüstigen Nachtwind hinschleifen lassen und sich auflösen in einen Nebelstreif, in den feuchten Atem einer Grotte, in das flimmernde Licht eines einzelnen Sternes. Und aus allen ihren Verwandlungen, allen ihren Abenteuern, aus allen Abgründen und allen Gärten wird sie nichts anderes zurückbringen als den zitternden Hauch der menschlichen Gefühle. Treibe sie, die wie Ariel keines Schlafes bedarf, empor, hoch über die dumpfe schlaftrunkene Erde, dorthin, wo an dem lichten Himmel ein einzelner Stern, ein heiliger Wächter, sich kühn und treu entzündet, stets an der gleichen Stelle, über dem zitternden Lichtabgrund im Westen, der dem Durchgang der Sonne nachbebt: laß sie aus Geisternähe, aus einer Höhe, die kein Adler kreisend erklimmt, dies Schauspiel in sich saugen — und wenn sie herabtaumeln wird, zurück zu dir, wird sie beladen sein mit einem ungeheuren, aber einem menschlichen Gefühl. Denn sie hat keine Grenzen ihres Fluges, aber in ihrem Wesen ist sie begrenzt: wie könnte sie aus irgend einem Abgrund der Welten etwas

anderes zurückbringen, als menschliche Gefühle, da sie doch selbst nichts anderes ist als die menschliche Sprache!

Clemens: Sie ist doch nicht ganz die Sprache, die Poesie. Sie ist vielleicht eine gesteigerte Sprache. Sie ist voll von Bildern und Symbolen. Sie setzt eine Sache für die andere.

Gabriel: Welch ein gräßlicher Gedanke! Sagst du das im Ernst? Niemals setzt die Poesie eine Sache für eine andere, denn es ist gerade die Poesie, welche fieberhaft bestrebt ist, die Sache selbst zu setzen, mit einer ganz anderen Energie als die stumpfe Alltagssprache, mit einer ganz anderen Zauberkraft als die schwächliche Terminologie der Wissenschaft. Wenn die Poesie etwas tut, so ist es das: daß sie aus jedem Gebilde der Welt und des Traumes mit durstiger Gier sein Eigenstes, sein Wesenhaftestes herausschlürft, so wie jene Irrlichter in dem Märchen, die überall das Gold herauslecken. Und sie tut es aus dem gleichen Grunde: weil sie sich von dem Mark der Dinge nährt, weil sie elend verlöschen würde, wenn sie dies nährende Gold nicht aus allen Fugen, allen Spalten in sich zöge.

Clemens: Es gibt also keine Vergleiche? Es gibt keine Symbole?

Gabriel: O, vielmehr, es gibt nichts als das, nichts anderes. Aber ich glaube, ich langweile dich, wir wollen von etwas anderem sprechen. Wir könnten ausgehen, willst du? Wie du willst? Da ist noch ein schönes Gedicht, aus denen des „Sommers".

Gemahnt dich noch das schöne Bildnis dessen,
Der nach den Schluchtenrosen kühn gehascht,
Der über seiner Jagd den Tag vergessen,
Der von der Dolden vollem Seim genascht?

Der nach dem Parke sich zur Ruhe wandte,
Trieb ihn ein Flügelschillern allzuweit,
Der sinnend saß an jenes Weihers Kante
Und lauschte in die tiefe Heimlichkeit.

Und von der Insel moosgekrönter Steine
Verließ der Schwan das Spiel des Wasserfalls
Und legte in die Kinderhand, die feine,
Die schmeichelnde, den schlanken Hals.

Clemens: Ja, das ist schön. Das ist der Zauberkreis der Kindheit, in dem reinen tiefen Spiegel unstillbarer Sehnsucht aufgefangen. Wie rein es ist! Es schwebt wie eine freie leichte kleine Wolke hoch über einem Berg. Wie rein es ist! Es drückt einen grenzenlosen Zustand so einfach aus.

Gabriel: Das tun alle Gedichte, alle guten zum mindesten. Alle drücken sie einen Zustand des Gemütes aus. Das ist ihre Existenzberechtigung. Alles andere müssen sie anderen Formen überlassen: dem Drama, der Erzählung. Nur diese können Situationen schaffen. Nur diese können das Spiel der Gefühle zeigen.

Clemens: Ich meine, dieses Gedicht drückt einen Zustand so ganz einfach aus. Es bedient sich keines Symbols. Ich erinnere ein anderes, das du früher gerne hattest. Zwei Schwäne kamen vor. War es nicht von Hebbel?

Gabriel: Es ist von Hebbel. Dieses ist es:

Von dunkelnden Wogen
Hinnnter gezogen
Zwei schimmernde Schwäne, sie gleiten daher:
Die Winde, sie schwellen
Allmählich die Wellen,
Die Nebel sie senken sich finster und schwer.

Die Schwäne sie meiden
Einander und leiden,
Nun tun sie es nicht mehr: sie können die Glut
Nicht länger verschließen,
Sie wollen genießen
Verhüllt von den Nebeln, gewiegt von der Flut.

Sie schmeicheln, sie kosen
Sie trotzen dem Tosen
Der Wellen, die Zweie in Eins verschränkt:
Wie die sich auch bäumen,
Sie glühen und träumen
In Liebe und Wonne zum Sterben versenkt.

Nach innigem Gatten
Ein süßes Ermatten.
Da trennt sie die Woge, bevor sie's gedacht.
Laßt ruh'n das Gefieder!
Ihr seht euch nicht wieder,
Der Tag ist vorüber, es dämmert die Nacht.

Mein Freund, auch dieses Gedicht drückt einen Zustand aus und nichts weiter, einen tiefen Zustand des Gemüts, voll banger Wollust, voll trauervoller Kühnheit.

Clemens: Und diese Schwäne? Sie sind ein Symbol? Sie bedeuten —

Gabriel: Laß mich dich unterbrechen. Ja, sie bedeuten, aber sprich es nicht aus, was sie bedeuten: was immer du sagen wolltest, es wäre unrichtig. Sie bedeuten hier nichts als sich selber: Schwäne. Schwäne, aber freilich gesehen mit den Augen der Poesie, die jedes Ding jedesmal zum erstenmal sieht, die jedes Ding mit allen Wundern seines Daseins umgibt: dieses hier mit der Majestät seiner königlichen Flüge; mit der lautlosen Einsamkeit seines strahlenden weißen Leibes, auf schwarzem Wasser trauervoll, verachtungsvoll kreisend; mit der wunderbaren Fabel seiner Sterbestunde ... Gesehen mit diesen Augen sind die Tiere die eigentlichen Hieroglyphen, sind sie lebendige geheimnisvolle Chiffern, mit denen

Gott unaussprechliche Dinge in die Welt geschrieben hat. Glücklich der Dichter, daß auch er diese göttlichen Chiffern in seine Schrift verweben darf —

Clemens: Und dennoch glaubte ich dich sagen zu hören, daß die Poesie niemals eine Sache für eine andere setzt.

Gabriel: Niemals tut sie das. Wenn sie das täte, müßte man sie austreten wie ein häßliches schwälendes Irrlicht. Was wollte sie dann neben der gemeinen Sprache? Verwirrung stiften? Papierblüten an einen lebendigen Baum hängen?

Clemens: Und diese Schwäne? und alle deine andern Chiffern?

Gabriel: Es sind Chiffern, welche aufzulösen die Sprache ohnmächtig ist. Verstehst du mich? Jener herbstliche Park, diese von der Nacht umhüllten Schwäne — du wirst keine Gedankenworte, keine Gefühlsworte finden, in welchen sich die Seele jener, gerade jener Regungen entladen könnte, deren hier ein Bild sie entbindet. Wie gern wollte ich dir das Wort „Symbol" zugestehen, wäre es nicht schal geworden, daß mich's ekelt. Man müßte ein Gespräch wie dieses mit Kindern, mit Frommen oder mit Dichtern führen können. Dem Kind ist alles ein Symbol, dem Frommen ist Symbol das einzig Wirkliche und der Dichter vermag nichts anderes zu erblicken.

Clemens: Du springst: — die Symbole des Glaubens? Wir sprachen von Gedichten.

Gabriel: Das tue ich noch. Aber ich möchte ein vom tiefsten Geist der Sprache geprägtes Wort erst von seiner Lehmkruste reinigen. Weißt du was ein Symbol ist? ... Willst du versuchen dir vorzustellen, wie das Opfer entstanden ist? Mir ist, als hätten wir früher einmal drüber gesprochen. Ich meine das Schlachtopfer, das hingeopferte Blut und Leben eines Rindes, eines Widders, einer Taube. Wie konnte man denken, dadurch die erzürnten Götter zu begütigen? Es bedarf einer wunderbaren Sinnlichkeit um dies zu denken, einer bewölkten lebenstrunkenen orphischen Sinnlichkeit. Mich dünkt, ich sehe den ersten, der opferte. Er fühlte, daß die Götter ihn haßten: daß sie die Wellen des Gießbaches und das Geröll der Berge in seinen Acker schleuderten; daß sie mit der fürchterlichen Stille des Waldes sein Herz zerquetschen wollten; oder er fühlte, daß die gierige Seele eines Toten nachts mit dem Wind hereinkam und sich auf seine Brust setzte, dürstend nach Blut. Da griff er, im doppelten Dunkel seiner niedern Hütte und seiner Herzensangst, nach dem scharfen krummen Messer und war bereit, das Blut aus seiner Kehle rinnen zu lassen, dem furchtbaren Unsichtbaren zur Lust. Und da, trunken vor Angst und Wildheit und Nähe des Todes, wühlte seine Hand, halb unbewußt, noch einmal im wolligen warmen Vließ des Widders. — Und dieses Tier, dieses Leben, dieses im Dunkel atmende, blutwarme, ihm so nah, so vertraut — auf einmal zuckte dem Tier das Messer in die Kehle, und das warme Blut rieselte zugleich an dem Vließ des Tieres und an der Brust, an den Armen des Menschen hinab: und einen Augenblick lang muß er geglaubt haben, es sei sein eigenes Blut; einen Augenblick lang, während ein Laut des wollüstigen Triumphes aus seiner Kehle mit dem sich ersterbenden Stöhnen des Tieres

mischte, muß er die Wollust gesteigerten Daseins für die erste Zuckung des Todes genommen haben: er muß, einen Augenblick lang, in dem Tier gestorben sein, nur so konnte das Tier für ihn sterben. Daß das Tier für ihn sterben konnte, wurde ein großes Mysterium, eine große geheimnisvolle Wahrheit. Das Tier starb hinfort den symbolischen Opfertod. Aber alles ruhte darauf, daß auch er in dem Tier gestorben war, einen Augenblick lang. Daß sich sein Dasein, für die Dauer eines Atemzugs, in dem fremden Dasein aufgelöst hatte. — Das ist die Wurzel aller Poesie: wie durchsichtig im Großen: denn was ist klarer, als daß sich mein Fühlen in Hamlet auflöst, so lange Hamlet auf der Bühne steht und mich hypnotisiert? Aber wie durchsichtig auch im Kleinen: faßt mich, für eines Gedankenblitzes Dauer, nicht das Gefieder jener Schwäne so gut wie Hamlets Haut? Aber es wirklich zu glauben, zu glauben, daß es wirklich so ist! Diese Magie ist uns so furchtbar nahe: nur darum ist es so schwer, sie zu erkennen. Die Natur hat kein anderes Mittel, uns zu fassen, uns an sich zu reißen, als diese Bezauberung. Sie ist der Inbegriff der Symbole, die uns bezwingen. Sie ist was unser Leib ist, und unser Leib ist, was sie ist. Darum ist Symbol das Element der Poesie, und darum setzt die Poesie niemals eine Sache für eine andere: sie spricht Worte aus, um der Worte willen, das ist ihre Zauberei. Um der magischen Kraft willen, welche die Worte haben, unseren Leib zu rühren, und uns unaufhörlich zu verwandeln.

Clemens: Mir entschwindet, was du mit dem Menschen wolltest, der das Blut des Tieres anstatt seines eigenen vergoß?

Gabriel: Er vollbrachte eine symbolische Handlung. Er starb in dem Tiere, Clemens, weil er sich einen Augenblick lang in dies fremde Dasein aufgelöst hatte, weil einen Augenblick lang wirklich sein Blut aus der Kehle dieses Tieres gequollen war. —

Clemens: Du sagst wirklich, Gabriel?

Eine Pause.

Clemens: Er starb in dem Tier. Und wir lösen uns auf in den Symbolen. So meinst du es?

Gabriel: Freilich. Soweit sie die Kraft haben, uns zu bezaubern.

Clemens: Woher kommt ihnen diese Kraft? Wie konnte er in dem Tier sterben?

Gabriel: Davon, daß wir und die Welt nichts Verschiedenes sind.

Clemens: Etwas Seltsames liegt in diesem Gedanken, etwas Beunruhigendes.

Gabriel: Im Gegenteil, etwas unendlich Ruhevolles. Es ist das einzig Süße, einen Teil seiner Schwere abgeben zu sehen, und wäre es nur für die mystische Frist eines Hauches. In unserem Leib ist das All dumpf zusammengedrückt: wie selig, sich tausendfach der furchtbaren Wucht zu entladen.

Clemens: Und dennoch, ist mir, muß es Gedichte geben, die schön sind ohne diese schwüle Bezauberung. Es gibt Lieder von Goethe, welche leicht sind wie ein Hauch und einfach wie eine Mozartsche Melodie. Es gibt antike Gedichte, welche

so sind wie ein dunkles Weinblatt gegen den blauen Abendhimmel. Die Anthologie ist voll von solchen. Du kennst sie besser wie ich.

Gabriel: Ich kenne sie: Der Gärtner Lamon opfert dem Priapus die schönsten Früchte: in den Bastkorb legt er schöne gezackte Blätter und darauf den Granatapfel, den aufgesprungenen, dem das feuchte, zitternde, purpurne Fleisch die tausend süßen Kerne umhüllt; runzlige Feigen legt er dazu und die rötlich schimmernde erdbeerduftende Traube, und flaumige Quitten, die reifende Nuß, die schon ihr grünes Gehäuse sprengt, und saftgeschwellte Gurken: so legt er es auf den Altar des Gottes anstatt eines Gebetes für sein eigenes Leben und für die Gesundheit seiner Bäume. Und Niko, die Zauberin, opfert der Kypris den amethystnen Kreisel, umsponnen mit Fäden purpurner Wolle, den zauberkräftigen Kreisel, mit dem sie Männer heranzieht über das Meer, Mädchen hervorlockt aus der Kammer. Ein Mädchen setzt der toten Cicade, die zwei Jahre in ihrer Schlafkammer wohnte, ein Grabmal. Fischer ziehen das schwere Netz empor und finden einen vom Meer verschlungenen Mann, zur Hälfte verzehrt von Fischen. Und sie begraben ihn und die Fische mit ihm unter dem spärlichen Sand des Felsenstrandes; daß die Erde ihn ganz zurücknehme, begraben sie mit ihm die Fische, die ihn angenagt, die von ihm gezehrt haben. Eine schwellende Traube liegt auf dem Altar der Aphrodite, das Dankgeschenk für eine süße, gnädig gewährte Nacht, liegt da, überantwortet der göttlichen Gewalt, nackt, allein, und nicht mehr breitet die Mutter um sie die freundlichen Ranken, umschattet nicht mehr ihren nackten jungen Leib mit Blättern, die süß duften, voll lauen heimlichen Dunkels.

Clemens: Und die welche keltern! und die welche lieben! weißt du keines Wort für Wort?

Gabriel: Die welche keltern, fühlen sich wie die Götter. Es ist ihnen als wäre Bacchus mitten unter ihnen beim nächtlichen Werk. Als stampfte er neben ihnen, das lange Gewand hinaufgenommen bis übers Knie, im roten Saft, dessen Hauch schon trunken macht. Gleichzeitig sind sie Badende und Tanzende: und die Trunkenheit ihres Tanzes ist es, die ihnen das Bad immer höher und höher steigen macht. Stromweis fließt von der Kelter der Most; wie kleine Schiffe schaukeln die hölzernen Schöpfbecher auf der purpurnen Flut. Da bückt sich die schöne Rhodanta tief zur Kelter hinab, und schon ist ihr das weiße leinene Gewand durchnäßt, schon glänzt es triefend ihr um Brust und Hüften:

Da schlug jeglichem höher die Brust, und keiner von uns war,
Welcher dem Bacchus nicht und Aphroditen erlag.

Im dunstigen Dunkel, unter Schreien, unter taumelndem Fackelschein, unterm Sprühen des Blutes der Traube, ist auf einmal Aphrodite aus dem Purpurschaum geboren: Bacchus hob sich aus der Kelter, wild wie eine springende Welle, und durchtränkte ein Gewand, daß es niederfloß wie eine leuchtende Nacktheit und schuf aus einem Mädchen die Göttin, um deren Leib Verlangen und Entzücken fließt.

Clemens: Und jenes süße, schamlose? Jenes, wo sie die Gewänder tauschen und

einander aufs neue fester umschlingen? Und jenes, wo sie in einander verflochten sind und die Götter herausfordern, wo sie sich einander in die Arme sehnen und das Netz des Hephästos um sich herum wünschen und die Götter und Menschen sich herbeiwünschen, sie zu sehen, sie zu beneiden? Sind sie nicht alle schön, diese Gedichte, einfach und schön wie die schönen Muscheln mit rosigem Mund? Sind sie nicht so schön wie schöne flache Trinkschalen aus Onyx und Carneol? Nicht schön wie ein kupfernes getriebenes Becken, bis an den Rand mit lauterem Wasser gefüllt? Wie die steinerne Brücke, die in einem Bogen über den Bergfluß hinsetzt? Wie das geschwungene Joch der pflügenden Stiere? Und hat Goethe sie nicht geliebt wie nichts zweites auf der Welt? War er nicht selig, als er sie fand, wie der Wanderer, wenn er die Berghalde niederklimmt und zwischen Moos und Gestein, eine Herberge der Eidechsen, ein wundervolles marmornes Gebilde findet, das leuchtende Trümmer eines Götterbildes, die feine gebietende Hand, oder die strahlende Schulter mit dem Knoten des Gewandes? Hat er nicht von da an die Töne seiner Jugend verschmäht und alles in diese Pansflöte gehaucht? Wurden nicht von da an das odysseische Schiff und die leierförmig gekrümmte Bucht, wurden nicht der Fruchtkorb, der Kranz, der marmorne Brunnenrand, das Bett, auf dem Tibull nach der Geliebten seufzte, wurden nicht Pferch und Speicher Vergils, und die idyllischen Weiden des Bion, wurden nicht alle diese geformten Gebilde, alle diese Dinge, welche die Hand der Götter geformt hat, welche wie getriebene Arbeit von den Hämmern des Hephästos den funkelnden kreisrunden Schild der Erde zieren, wurden sie nicht die Heimat seiner Seele? Fühlte er sich nicht dem Bildner näher verwandt als dem Redner? Wen hat er so gepriesen wie jenen, der mit kunstreichen Händen den Brustschmuck der ephesischen Diana schuf? In den Euphrat kühn zu greifen, die Flut in den Händen zu ballen, das war ihm Dichten. Spottete er nicht der Schweifenden? Der ewig Sehnenden? Derer, denen nichts frommt, als ein unablässiges Dürsten nach dem Durste? War ihm nicht die Natur die ewige Bildnerin? Waren ihm nicht alle Kräfte, alle Dämonen, selber die Schmerzen noch Bildner? Antworte mir, Gabriel, ist der geformte Gedanke nicht schön? Hat er nicht den Glanz des Lebens verzehnfacht in sich wie die Perlen den feuchten Schimmer der nackten Hand in sich saugen und zehnfach widerstrahlen?

Gabriel: Ja, der Gedanke ist etwas Schönes und du hast so großes Recht, ihn der Perle und dem Edelstein zu vergleichen. Diesen beiden gleicht er, die schöner sind als alles Blühen und Leben, weil sie über das Blühen und Leben und Sterben hinaus sind. Und für eine junge Welt, die daliegt in Blindheit, ist er das Wunder der Wunder. Was ein Vogel in der Luft ist für den Seemann, für den, der die Hundswache hat und allein dalehnt, in den Mantel gewickelt: totenstill das schwere dunkle Meer und darüber nicht Nacht nicht Tag; über den grauen kahlen Inseln hängen Wolkenbänke, regungslos, als hingen sie hier seit tausenden von Jahren, Inseln der Luft; das Deck, die Raaen überziehen sich mit einem blauen dunstigen Licht, das an ihnen herunterfließt und in die Atmosphäre hineinsickert;

unerträglich ist die wortlose Erwartung, die Stummheit der lichtlosen, der schattenlosen Welt: was hier der Flügelschlag eines wundervollen Meervogels ist, der heransegelt hoch im Osten, königlich die Schwingen schlagend, der erste Abglanz des heraufblitzenden Tages funkelnd auf ihm: das ist für eine frühe dumpfe Welt der Gedanke. Wir aber sind reicher an Gedanken, als der endlose Meeresstrand an Muscheln. Was uns not tut, ist der Hauch.

Wovon unsere Seele sich nährt, das ist das Gedicht, in welchem, wie im Sommerabendwind, der über die frischgemähten Wiesen streicht, zugleich ein Hauch von Tod und Leben zu uns herschwebt, eine Ahnung des Blühens, ein Schauder des Verwesens, ein Jetzt, ein Hier und zugleich ein Jenseits, ein ungeheueres Jenseits. Jedes vollkommene Gedicht ist Ahnung und Gegenwart, Sehnsucht und Erfüllung zugleich. Ein Elfenleib ist es, durchsichtig wie die Luft, ein schlafloser Bote, den ein Zauberwort ganz erfüllt; den ein geheimnisvoller Auftrag durch die Luft treibt: und im Schweben entsaugt er den Wolken, den Sternen, den Wipfeln, den Lüften den tiefsten Hauch ihres Wesens und der Zauberspruch aus seinem Munde tönt getreu und doch wirr, durchflochten mit den Geheimnissen der Wolken, der Sterne, der Wipfel, der Lüfte. Und Goethe? Seine Taten sind vielfältig wie die Taten eines wandernden Gottes. Er gleicht dem Herakles, dessen Abenteuer, jedes eingehüllt in eine Glorie, jedes wohnend in einer anderen Landschaft, nichts von einander wissen. Die Lieder seiner Jugend sind nichts als ein Hauch. Jedes ist der entbundene Geist eines Augenblickes, der sich aufgeschwungen hat in den Zenith und dort strahlend hängt und alle Seligkeit des Augenblickes rein in sich saugt und verhauchend sich löst in den klaren Äther. Und die Gedichte seines Alters sind zuweilen wie die dunklen tiefen Brunnen, über deren Spiegel Gesichte hingleiten, die das aufwärts starrende Auge nie wahrnimmt, die für keinen auf der Welt sichtbar werden als für den, der sich hinabbeugt auf das tiefe dunkle Wasser eines langen Lebens. Meinst du wirklich, er habe immer und immer den geformten Gedanken ans Licht der Sonne gehoben wie eine gestielte Schale aus Sardonyx und Chrysopas? Hör zu:

Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet,
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet.

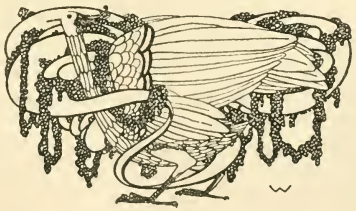
In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugtest,
Überfällt dich fremde Fühlung,
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfangen
In der Finsternis Beschattung
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du, Schmetterling, verbrannt.

Und so lang du das nicht hast
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Hörst du diesen Laut, wie von einem verzauberten Nachtvogel hineingesungen in das Zimmer, wo einer stirbt? Man sagt, er habe es in der Nacht gemacht, in welcher Christiane Vulpius gestorben war. Das wirkliche Erlebnis der Seele, welche Worte möchten es ausdrücken, wenn nicht bezauberte! Ein Augenblick kommt und drückt aus tausenden und tausenden seinesgleichen den Saft heraus, in die Höhle der Vergangenheit dringt er ein und den tausenden von dunklen erstarrten Augenblicken, aus denen sie aufgebaut ist, entquillt ihr ganzes Licht: was niemals da war, nie sich gab, jetzt ist es da, jetzt gibt es sich, ist Gegenwart, mehr als Gegenwart; was niemals zusammen war, jetzt ist es zugleich, ist es beisammen, schmilzt in einander die Glut, den Glanz und das Leben. Die Landschaften der Seele sind wunderbarer als die Landschaften des gestirnten Himmels: nicht nur ihre Milchstraße sind tausende von Sternen sondern ihre Schattenklüfte, ihre Dunkelheiten sind tausendfaches Leben, Leben das lichtlos geworden ist durch sein Gedränge, erstickt durch seine Fülle. Und diese Abgründe, in denen das Leben sich selber verschlingt, kann ein Augenblick durchleuchten, entbinden, Milchstraßen aus ihnen machen. Und diese Augenblicke sind die Geburten der vollkommenen Gedichte, und die Möglichkeit vollkommener Gedichte ist ohne Grenzen wie die Möglichkeit solcher Augenblicke. Wie wenige gibt es dennoch, Clemens, wie sehr wenige. Aber daß ihrer überhaupt welche entstehen, ist es nicht wie ein Wunder? Daß es Zusammenstellungen von Worten gibt, aus welchen, wie der Funke aus dem geschlagenen dunklen Stein, die Landschaften der Seele hervorbrechen, die unermeßlich sind wie der gestirnte Himmel, Landschaften, die sich ausdehnen im Raum und in der Zeit, und deren Anblick abzuweiden in uns ein Sinn lebendig wird, der über alle Sinne ist. Und dennoch entstehen solche Gedichte ...



Drittes Kapitel

Obschon seit einigen Wochen bereits verlobt, hatten doch Klara und Guido die Verlobungsfeier und Veröffentlichung bis auf diesen Sonntag verschoben, damit Guido, der nun als Reserveleutnant eingezogen war, bei Besuchen und Einladungen in Uniform glänzen und auch auf Klara ein edleres Licht abwerfen könnte.

Im Bemühen, sich mit besonderer Sorgfalt für den Kirchgang, die Parade und das Verlobungsessen in Guidos Elternhaus anzukleiden, wurde Klärchen plötzlich von einer Unlust gefesselt, saß eine Zeit lang träumerisch da, nahm dann einige illustrierte Hefte und blätterte, ging schließlich an das Klavier, spielte bald von dem, bald von jenem einen Satz oder ein paar Takte, ohne von ihrer Unruhe Erlösung zu finden.

Da trat die Mutter ein in rauschender Seide, lange, feine, goldene Uhr- und Lorgnonketten verschränkten sich über dem straffen Gewölbe ihrer Brust, am Hals und an den Ohren blitzte es. Sie blieb neben der Türe stehen und rief:

„Jetzt sitzt die am Klavier und dudelt — und ist noch nicht fertig! Und sollst doch noch zum Papa kommen!"

„Ist das eine Barbarei!" erwiderte die Tochter ärgerlich; „einen immer mitten drin zu stören!" und schlug um so kräftiger auf die Tasten.

„Was? Barbarei? Ich will dich barbieren, wenn du nicht hörst!" Die Mutter lachte, trat näher, faßte sie begütigend an der Schulter und redete ihr zu:

„Auf! Erhebe dich, mein schwacher Geist! Tummel' dich und mach, daß du hinunterkommst! wirst doch heut den Papa nicht warten lassen!" und indem sie ihr das gebauschte rotblonde Haar vom Nacken emporhob, setzte sie hinzu: „Was das Mädel ein schönes, rundes Speckhälslein hat!"

Klara entzog sich mit unmutiger Wendung und murrte:

„Ich komme ja schon! 's wird wichtig sein! Das wird er mir auch unterwegs sagen können!"

„Das überlasse du gefälligst dem Papa! Schäm dich und mach voran! In einer Viertelstunde müssen wir fort!" Im Vorbeigehen faßte die Mutter noch das Ohr der Tochter und untersuchte es genau wie bei einem Kinde, ward aber verhindert, es auch auf der andern Seite zu tun.

„Ich danke ergebenst," sagte Klärchen zurücktretend. „Es geht so. Ich wills wenigstens riskieren."

„Nur nicht so —! Du kannst dir nicht in die Ohren gucken!" erwiderte die Frau und ging.

Klärchen machte sich nun fertig.

Herr Höpfner schritt schon geraume Zeit wartend in seinem, mit Kontormöbeln ausgestatteten Zimmer auf und ab. Manchmal trat er zu dem gelbpolierten Tisch, auf dem ein Schriftstück entfaltet lag. Manchmal wiederholte er ein paar wohlüberlegte Sätze, mit denen er Klara mitteilen wollte, daß sie nur Adoptivtochter sei, und danach wurde er immer verlegen, schüttelte sich, als sei ihm etwas Dummes passiert, und ging rascher hin und her. Manchmal auch, wenn er Klaras Schritt auf dem Gang zu hören glaubte, eilte er an das Fenster, schaute scheinbar gespannt die Straße hin und spielte mit dem goldenen Fünfmarkstücklein des Kaisers Friedrich an seiner Uhrkette. Schließlich aber traf es sich doch, daß die Tür gerade, als er wieder einmal auf sie zuging, vor seiner Nase geöffnet wurde und das Mädchen eintrat.

„Ach Klärchen!" sagte er verwirrt. „Ja, ja, kommst du?" und in einem plötzlichen mitleidigen Gefühl legte er den Arm um sie und zog sie sanft auf's Kanapee.

Da saßen sie nun beide überrascht und unsicher. Es wurde ihm doch noch schwerer, sich auszusprechen. Was er hatte sagen wollen, erschien ihm plötzlich prahlerisch, und er suchte nach einer zarten Wendung. Seine rechte Hand, mit der er sie noch lose umfaßt hielt, legte sich auf ihren rechten Oberarm und drückte sie herzlich an seine Seite, indem er anfing:

„Es ist heute ein hochwichtiger, ein bedeutungsvoller Tag für dich, — ein Ehrentag! Du gibst heute Gui — dem Manne, den du liebst und der dich liebt, ein Versprechen für's Leben, das Versprechen nämlich, für das ganze Leben die seine zu werden, in Freude und Leid, in Glück und Unglück ihm treu — — ihm treu — — zur Seite zu stehen. Gewissermaßen verläßt du heute schon so zu sagen mit einem Fuße das Elternhaus."

Nun war er doch in Fluß gekommen, hatte sogar den Ton gefunden, der ihn würdig und feierlich dünkte und mit dem er auch die Hauptschwierigkeit glücklich zu bewältigen hoffte.

„Mama — meine Frau und ich, wir hegen das Bewußtsein, daß wir vom ersten bis zum heutigen Tage treu und liebevoll und unermüdlich über dir gewacht haben, — wir können uns mit gutem Gewissen sagen, daß wir nichts versäumt haben, was Eltern an ihrem einzigen Kinde tun können."

Es war doch schwer, der Sache näher zu kommen!

Klara fing an, die Rede langweilig zu finden, und versuchte, das verkehrt vor ihr auf dem Tisch liegende Schriftstück zu entziffern.

„Und auch was dich betrifft," fuhr er fort, „so müssen wir gestehen, und bekennen es heute mit Freuden, daß du uns immer ein liebevolles, treues, gehorsames Kind, mit einem Wort das Glück unseres Heims gewesen bist!"

„Gehorsam?" dachte Klärchen und zog die Brauen in die Höhe.

„Und wenn es nach uns ginge, wäre alles stillschweigend geblieben, wie es war, und du kennst uns ja dafür, daß wir nicht aus Eitelkeit sprechen und um uns einen Dank zu holen; sondern weil nun einmal Guido es wissen mußte und auch einige andere darum wissen, so ist es einfach meine Pflicht, dir auch die Eröffnung

zu machen. Aber sei überzeugt, daß diese Stunde nichts an unsern Gefühlen für dich ändern wird: wir haben dich bisher geliebt und gehalten wie unser eigenes Kind und werden es auch künftig tun. Das versteht sich von — —" er streckte langsam die weiße sommersprossige Hand nach der Schrift aus.

Klärchen war plötzlich aufgefahren, von ihm abgerückt und starrte ihn mit großen Augen und offenen, zitternden Lippen an.

Er stutzte, besann sich, daß ihm das Geheimnis ja schon ungewollt entschlüpft sei, und stotterte verlegen:

„Nun ja — also —", ergriff ihre Hand und schaute in der Erwartung, daß sie ihm gerührt an die Brust sinken werde, vor sich hin.

Sie aber entzog ihm ihre Hand und sagte tonlos:

„Nicht Euer —?!" machte ein paar Schritte und setzte sich schwer auf einen Stuhl.

Er eilte ihr nach, strich ihr über Haar und Wange, nahm ihren Kopf zwischen die Hände und sagte herzlich:

„Aber Klärchen, du bist ja unser liebes Kind! Das ist ja dummes Zeug!"

Mit einem Ruck riß sie ihren Kopf aus seinen Händen und rief:

„Laß!" sah ihn aus blassem Gesicht zornig an, sprang auf und stürzte an ihm vorbei, aufschluchzend zur Tür hinaus.

Herr Höpfner stand noch da, blickte die Tür an, schaute zu Boden und schüttelte den Kopf, zuckte mit den Schultern und murmelte:

„Hm, hm, hm — tj, tj, tj — —"

Da trat heftig seine Frau ein und fragte:

„Was ist denn los? Was gibts? Die Klara rennt an einem vorbei und sieht und hört einen nicht — und du —! was hat's denn gegeben?"

Er berichtete genau.

„So hab ich sie noch nie gesehen!" schloß er. „Keinen Tropfen Blut hatte sie im Gesicht — und Augen, als möcht sie mich umbringen."

„Was fällt denn dem Mädel ein!" sagte die Frau. „Na — ich werd mal hinaufgehen und ihr den Kopf zurechtsetzen. Das wird mir jetzt doch zu bunt! Was meint denn die!"

„Laß sie lieber in Ruh!" riet er. „Das hat sie halt erschreckt. Ich habs halt wohl falsch angepackt —"

„Erschreckt hin, erschreckt her! Sie hat sich nicht ungezogen zu benehmen!" rief Frau Höpfner immer erregter. „Es hat alles seine Grenzen! Sie kann sich wahrhaftig nicht beklagen! Und da kommst du noch mit deiner ewigen Nachsicht! Ich werd ihr was! — Aber das ist's: du hast sie immer verwöhnt und verhätschelt, und das ist jetzt der Dank dafür! Jetzt hast's! — Ich werd ihr den Kopf waschen —!"

„Aber Melanie! laß ihr jetzt doch Zeit!"

„Nichts da! Sie hat schon Zeit genug gehabt! Längst müßt' sie schon wieder da sein! Fußfällig müßt' sie Dir ja abbitten, der Wisch! — Ich will ihr!"

Höpfner vertrat seiner Frau den Weg zur Tür und sagte:

„Aber Melanie! So beruhige dich doch erst! So laß ich dich nicht hinauf. Komm!“ er wollte sie zum Sofa führen.

„Mach mich nicht wild!“ schrie sie, sich losreißend. „Ich weiß, was ich zu tun hab.“

„Halb so wild! Halb so wild!“ tönte eine mahnende Stimme vom Fenster her. Die beiden fuhren entsetzt herum. Es war Herman, der sich gerade zum Sitz auf den äußeren Fenstersims schwang und fortfuhr:

„Braucht es denn die ganze Gemeinde zu hören, wenn ihr euch in euern paar Haaren liegt! Da muß man als teilnehmender Verwandter, um die Familienehre vor der Gasse zu bewahren, am heiligen Sonntagmorgen an der glatten Wand herauf! Darf ich fragen — oder soll ich mich an die aufmerksame Nachbarschaft wenden?“

„Zunächst —“ rief die Tante, ärgerlich über ihr Versehen, „kletterst du wieder vom Fenster hinunter und kommst mir ordentlich ins Haus!“

„Tante!“ erwiderte er lachend, „so alt bist du geworden und weißt immer noch nicht, daß das oberste Prinzip zur Aufrechterhaltung der Autorität heißt: ‚Befiehl nie etwas, wovon du von vornherein überzeugt sein kannst, daß es doch nicht geschieht!‘ Also, was hat denn der Wisch wieder verbrochen, die Ärmste?“

„Ja, nimm nur —“ fing die Tante eifrig an, unterbrach sich aber und hieß ihn hereinkommen, damit das Fenster zugemacht werden könnte.

Herman sprang ins Zimmer und schloß das Fenster.

Zuerst erzählte nun die Tante, dann hielt es der Onkel für seine Pflicht, die allzu kurze, leidenschaftliche Darstellung seiner Gattin zu mildern, seine Rede wörtlich zu wiederholen und die Folgen genau zu beschreiben.

„So unbegreiflich erscheint mir Klara nicht,“ sprach Herman, indem er sein Vergnügen an dem plumpen Vorgehen verbarg. „Du warst ja auch aufgeregt, Onkel, und dir wars doch nichts neues! Hättest du das Mädel nur ruhig auf dem Stuhl sitzen lassen, hättest ihm Zeit gelassen, sich zu sammeln, — vielleicht hätte sie nach fünf Minuten neugierig angefangen weiterzufragen! Sie ist ja ebenso beweglich wie reizbar. — Jetzt könnt ihr gar nichts machen als warten.“

„Warten —!?“ rief die Mutter und zog ihr goldenes Uhrlein aus dem Gürtel. „Es ist höchste Zeit für die Kirche.“

„Dann geht ihr halt nicht in die Kirche.“

„Das wär jetzt noch schöner!“

In diesem Augenblick kam das Dienstmädchen und meldete von Klara, sie fühle sich nicht wohl und könne nicht mit zur Kirche gehen.

„Da ist nichts zu machen,“ sagte Herman; „an Händen und Füßen könnt ihr sie nicht hinschleppen.“

„Aber man kann ihr den Kopf zwischen die Ohren setzen!“ rief die Tante. „Ich will doch sehen, ob ich mit ihrem Eigensinn nicht mehr fertig werde!“

„Ja, ich meine jetzt auch,“ fügte Höpfner hinzu, „das geht zu weit! Was soll

denn das heißen! Haben wir ihr denn Unrecht getan?! Ich meine, sie kann sich nicht beklagen!"

„Das will ich meinen!" warf die Frau ein.

„In der Kirche hat sie Zeit und Ruhe, sich zu besinnen und Vernunft anzunehmen. Komm, wir wollen ihr einmal den Standpunkt klar machen, Melanie! Aber in aller Ruhe, hörst du?"

Herman lachte:

„Versucht es nur! Die läßt euch gar nicht hinein! Das gibt eine nette Unterhaltung durchs Schlüsselloch; die Mägde werden ihren Spaß haben."

„Ja — dann versuch du's!" bat der Onkel. „Du verstehst's ja mit ihr!"

Herman stieg hinauf, fand die Tür, wie erwartet, verschlossen und bat Klara, ihn einzulassen.

„Ich will nichts wissen, laßt mich in Ruhe!" rief sie.

„Aber ich möcht einiges wissen!" antwortete er.

„Ich hab keine Lust. Ihr könnt mir alle gestohlen werden! Du mit! daß du's weißt!"

„Das ist mir sehr interessant. — Kannst dich aber ein wenig vor den Dienstboten schämen!" fuhr er nun französisch fort. „Übrigens weißt du, daß du mit mir nicht so leicht fertig wirst, wie mit Onkel und Tante. Wenn du nicht aufmachst, tret ich die Tür ein. Sehen will ich dich."

„Wie kommst du überhaupt daher?" fragte sie.

„Ich wollte dir noch einmal die Hand drücken vor deinem — na, also vor deinem Rummel, und wartete auf der Gasse, um dich recht niedlich zu überraschen. Da hörte ich den Sums in Onkels Zimmer und sah nach. Jetzt mach auf!"

Sie ließ ihn ein und schloß wieder. Sie war blaß und hatte verweinte Augen.

„Ich verstehe dich," sagte er. „Die Chose ist ein bißchen sehr abgeschmackt."

„Es ist unerträglich!" sagte sie. „Von Eltern zu stammen, die ihr Kind weggeben — —! Zwanzig Jahre mit Leuten zu leben, die all deine kindlichen Gefühle erschleichen — pfui Teufel! Zwanzig Jahre lang Leute, die dich von Haut und Haar nichts angehen, auszusaugen, nach deinen Launen tanzen zu lassen, zu malträtieren, nur weil du sie für deine Eltern hältst und sie sichs gefallen lassen — a, ich weiß nicht, was mich mehr ekelt! — — Zuerst hatte ich überhaupt keine Gedanken, sondern nur eine grenzenlose Wut und Beschämung darüber, daß ich es jetzt erst erfuhr."

„Die wichtigsten Dinge im Leben," sprach Herman, „erfahren wir später, als wünschenswert erscheint. Das ist der Reiz und Humor des Lebens! Na, jetzt kannst du zeigen, ob du das Futter, das du in den zwanzig Jahren gekostet hast, auch wert bist! ob du Hirn und Herz am rechten Fleck hast. Weiter hat diese blöde Hintertreppengeschichte keinen Sinn! — Also benimm dich vernünftig! Drunten warten sie auf dich zum Kirchgang."

„A — ich geh doch jetzt nicht in die Kirche!"

„Des weiteren Parade — Verlobung —"

„Dazu bin ich gerade aufgelegt!" Sie lachte bitter.

„Dann sei so gut und sag's ihnen selbst!"

„Ich mag sie jetzt nicht sehen. Es regt mich nur wieder auf. Ich könnte —!" ihre grünlichen Augen brannten.

„Ja, du hast dich manchmal so angestellt, daß man drauf geschworen hätte, die Tante sei deine rechte Mutter und habe dir schon ihre ganze Ungebärdigkeit vermacht und überlassen und sitze selbst nur noch so auf dem Altenteil! Aber jetzt hast du diesen Schein doch nicht mehr nötig, jetzt kannst du doch mit Ruhe und Eleganz sagen, wie du's hältst. Das wirkt auch am sichersten!"

Klara antwortete nichts, sie dachte daran, wie sie jüngst Herman, seinen Onkel und seine Tante belauscht und wie er mit Ruhe und Entschiedenheit den Ausbrüchen der andern begegnet war. Endlich sagte sie:

„Gut! Komm! Aber steh mir bei, wenn's nötig ist!"

Sie gingen hinunter und Klara sagte den Eltern, die ihr stumm und gespannt entgegensahen, etwas befangen, aber ruhig:

„Bitte, geht ohne mich! Nehmt mir's nicht übel, ich kann heute nicht unter Menschen gehen, ich habe mit mir zu tun. Und dringt nicht in mich, es nützt nichts, ich bin fest entschlossen, zuhause zu bleiben. Ich hab es nötig."

Die Eltern drangen doch in sie, mit Vorwurf und mit Bitte, sie antwortete nichts.

„Ja, was soll man denn sagen!" rief die Mutter endlich. „Man blamiert sich ja nur!"

„Sagt, ich hätte Kopfschmerzen!"

„Warum nicht einfach die Wahrheit!" warf Herman ein.

Alle drei schauten ihn erstaunt an und Höpfner sagte:

„Man muß den Leuten die Mäuler nicht noch extra aufreißen!"

Herman lachte und zuckte die Achseln.

„Ja, du natürlich," rief die Tante, „bist über alles erhaben!"

„Und was wird Guido denken, der Arme!" sprach der Vater noch einmal mit beweglichem Ton, „Klara!"

„Was er mag!" murmelte sie und sah zu Boden.

Die Alten sagten kaum Adieu, Herman verabschiedete sich mit teilnehmenden Worten und verließ mit Onkel und Tante das Haus. Unter dem Tor sagte die Mutter:

„Sie wird's schon bereuen, die dumme Person! So ein einfältiges Zeug! Das ist nur Trotz! — Ich werd' ihr aber nachher erzählen —! Die soll ihre Dummheit bereuen!"

Herman lächelte und wandte sich nach der andern Seite.

Nach kurzem blieb er nachdenklich stehen, schaute unentschlossen zurück und ging nach ärgerlichem Kopfschütteln weiter. Obschon er offenbar durch sein Zureden etwas ausgerichtet hatte, war er nicht zufrieden. Mußte ihn nicht freuen, daß

Klara endlich einmal, was mit ihr geschah, ernst nahm und statt Launen und Leichtsinn nun Gefühl und Willen zu zeigen begann! und hatte er nicht, indem er Beruhigung predigte, vielleicht ihren Anlauf ein für allemal unterbrochen? Warum hatte er sie wie ein ungebärdiges Kind behandelt, gerade da sie vielleicht den Kinderschuh abstreifen wollte?! Warum hatte er gelächelt, warum lächelte er nun wieder und nicht nur mit ungläubigem Spott, auch mit einem gewissen Behagen?

Er grübelte und fühlte sein Gewissen.

Er blieb stehen und murmelte:

„Dummes Zeug! Sie soll machen, was sie will; aber Lärm braucht sie nicht zu machen! Und mehr hab ich nicht verlangt!"

Er lief rascher dahin, aber mit gesenkter, gerunzelter Stirn. Es wollte nicht weichen, er fühlte sich schadenfroh; es war ihm, als hätte er beabsichtigt, woran er garnicht gedacht hatte.

Er übersann all seine Beziehungen zu ihr seit den frühsten Zeiten. Erst waren sie Spielkameraden gewesen, Geschwister. Als Sekundaner hatte er sich, was hübschen Bäschen gegenüber kaum zu umgehen ist, in den Backfisch verliebt. Er war ein einfacher Mensch und dachte nichts anderes, als daß sie einst seine Frau werden müßte. Aber der neckende Ton war nicht mit der Zeit in leidenschaftlichen Ernst, gegenseitige Quälerei, Liebestrotz aufgegangen, sondern Herman hatte sich eines Tages dabei gefunden, daß er Klärchen kritisierte. Als er älter wurde und immer länger miterleben mußte, wie sie es in ihrer Verwöhntheit gedankenlos und selbstzufrieden weitertrieb und spielerisch ihre Gaben vernachlässigte, wurde ihm zur Gewißheit, daß sie nicht für einander seien. Zwar versuchte er es, sie ihres nutzlosen Treibens überdrüssig zu machen, aber selbst unreif und unruhig, vergriff er sich in den Mitteln und ermüdete das Mädchen bloß durch seine Predigten oder verletzte es durch Spott und Hohn, sodaß es ihn einfach nicht mehr anhörte. So gab er sie mit großem Schmerze verloren; aber er rettete sich den Verkehr mit ihr durch harmlose Ironie. Und auch nachdem er ihren Verlust längst verwunden und über das Grab dieser ersten Liebe den Reigen zweier kurzlebigen Schwärmereien hingeführt hatte, da er mit Klara wie mit einer anders gearteten Schwester befreundet war, behielt er einen schalkhaften Ton bei, vor dem sie übrigens ernster auf der Hut war, als er merkte.

Und nun kam ihm der Verdacht, er habe ihrer Regung die Aufmunterung vorenthalten, weil er ihr die Entwirrung und Entwicklung jetzt nicht mehr gönnte, weil er wollte, daß sie das verzogene, verkümmerte Kind bliebe, als das er sie verschmäht hatte. Nicht bewußt allerdings, nicht absichtlich hatte er ihr Feuer gedämpft und ihren zornigen Willen zurückgehalten, aber dann eben in unbewußter Bosheit.

Wie einen heißen Bissen im Munde wälzte er lange diesen Verdacht im Kopfe hin und her, konnte ihn nicht recht annehmen und nicht verwerfen und beruhigte sich schließlich nur dabei, daß nun nichts zu ändern wäre und er ihr gewiß künftig-

hin jeden vernünftigen Vorschub leisten würde. Er war ihr ja jederzeit zu Belehrung und Geduld bereit gewesen!

Mit Elfriden aber das Erlebnis des Vormittags zu besprechen, daran hinderte ihn das beschämende, leise Zucken seines Gewissens.

Klara war auf ihr Zimmer zurückgekehrt und legte sich aufs Bett. Ruhig und fest ihren Willen durchgesetzt zu haben, befriedigte sie wenig; daß sie nun aber nach ihrem Wunsche wirklich allein gelassen worden war, das kränkte sie bitterlich, und sie fing an zu weinen. Niemand hatte ein warmes, herzliches Wort zu ihr gesprochen, nur Vorwürfe und Predigten hatte sie hören müssen! Wenn ihr jemand ein gutes Wort gegeben hätte, sie würde zerschmolzen sein in Dankbarkeit und Zärtlichkeit! sie sehnte sich ja so innig danach. Aber niemand hatte ein Gefühl für sie! in diesem Elend ließ man sie allein. Sie weinte und schluchzte, daß die Sprungfedern des Bettes dröhnten.

Plötzlich schnellte sie empor, schleuderte ihr nasses Tränentüchlein ergrimmt von sich und fing an, sich für ihre Ruhe und Einsilbigkeit den Eltern gegenüber zu schmähen. Wozu diese alten Sünder schonen, die zwanzig Jahre lang das ahnungslose Vertrauen eines Kindes mißbraucht hatten! Natürlich bildeten sie sich ein, tadellos gehandelt zu haben. Natürlich hatten sie vorhin geredet und sich gebärdet, als sei Klara ein verirrtes Kind, das nicht den mindesten Anlaß zu Erschütterung und Empörung habe, das vergesse, welch doppelten Dank es nun den Eltern schulde, und das man eben in übertriebener Nachsicht seinen Launen und Einbildungen überläßt, bis sie ihm selbst zu viel werden. Hatten sie nicht so gesprochen und dagestanden?! — O diesen Leutchen und ihrem Hochmut hätte sie anders kommen müssen! Grob und fein mit Vorwürfen, Klagen und Schmähungen! Wehtun hätte sie ihnen müssen, sie peinigen bis aufs Blut, damit sie eine Ahnung davon bekämen, wie ihr zu Mute war!

Herman — der hatte gut Ruhe und Vernunft predigen! ihn ließ das alles kühl, ihn ging es nichts an. Warum mußte sie auch ihm den Willen tun, als ob nur er recht haben könnte, sie aber nicht!

Freilich, in seiner Gegenwart würde sie doch nicht so frei von der Leber weg haben reden und ihr Gift los werden können; er hätte sich nur einmal zu räuspern brauchen, und sie würde kein Wort weiter gewußt haben! Der mit seinen weisen Reden und spöttischen Bemerkungen, was mußte der auch dazwischen kommen! — Überhaupt — Dem möchte sie es auch gern einmal sagen, was für ein eingebildeter, unausstehlicher Patron er sei. Er sprach immer weise Sprüche und wußte alles besser, und hatte sich nun doch selber aufgeführt, daß es für die ganze Familie eine Schande war. — Jenes Mädchen hätte sie eigentlich doch gar zu gern gesehen! Ob sie schön war —?! Gewiß war sie schön! So eine muß schön sein, sonst läßt sich einer garnicht mit ihr ein.

Klärchen ging zum Putztisch und betrachtete sich im Spiegel. Ihre Lider waren verweint, ihre Augen glitzerten wie grünes Wasser, ihr Gesicht war blaß, und die

Sommersprossen auf der Nase erschienen dunkler als sonst. Sie mußte lachen, so oft sie jetzt ihre Nase ansah, mußte sie an Hermans Lob derselben denken und lachen.

„Der Lausewenzel, der!"

Sie setzte sich in einen Sessel und hatte Mitleid mit sich. Herman zum mindesten hätte bei ihr bleiben müssen, helfen, daß sie leichter drüber wegkäme!

Was hatte er gesagt? — Jetzt könnte sie zeigen, ob sie ihr Futter wert sei!? Unverschämt wie immer! wie wenn er von einer Kuh redete. — Und die ganze Sache habe nur den Zweck, Klara beweisen zu lassen, ob sie Herz und Hirn am rechten Fleck habe! — Das sagte Herman, der Aufgeklärte, Ungläubige, der alles Aberglauben nannte! — Wenn das kein Aberglauben war! Da wo es ihm in den Kram paßt, hat er nun plötzlich eine Macht parat, die uns das und jenes schickt, um uns zu prüfen. — Die Frauen sollen inkonsequent sein —? Die Männer sind es! geradezu schamlos inkonsequent!

„Und überhaupt" — sprach sie mit halber Stimme vor sich hin, „hat diese Neugkeit keinen andern Zweck, als mich unglücklich zu machen und mir das bißchen Lebensfreude noch vollends zu nehmen! — als mir zu zeigen, daß ich ein armes, elendes, erbarmungswürdiges Geschöpf bin, das von seinen Eltern verschachert worden ist und sich von den Käufern alles gefallen lassen muß! gegen das man nicht wahr und nicht ehrlich zu sein braucht, das man Jahrzehnte lang betrügt, um ihm dann eines Tages zum Hohn das ganze Spiel zu gestehen." Und da sollte sie wohl gar noch danke sagen! Zum Teufel, wofür hielt Herman sie denn?! Ob sie Hirn und Herz am rechten Fleck habe, konnte sie wahrhaftig nur dadurch beweisen, daß sie sich solche Mißhandlung nicht gefallen ließ, daß sie sich wehrte und Rache nahm! — Bei Gott!"

Sie lief zornig hin und her und, daß sie sich im Vorbeigehen bequem im Spiegelschrank sah, war ihr nicht unangenehm.

Es klingelte an der Haustür, es klingelte dreimal. Das war Guidos Anmeldung. Klärchen öffnete die Tür ein wenig und lauschte durch den Spalt hinunter, hörte das Mädchen aufmachen, hörte Guido nach seiner Braut fragen und ungewohnter Weise mit schleppendem Säbel ins Wohnzimmer gehen.

Sie schloß ihr Zimmer ab und fing an, es wieder in Ordnung zu bringen; vielleicht machte Guido es wie Herman und kam herauf.

Das Mädchen klopfte und meldete Guidos Bitte, Klara möchte hinunterkommen.

Diese, die gerade das Bett zurechtstrich, sagte mit leidendem Tone, es sei ihr unmöglich.

Nun horchte sie wieder, aufgeregt.

Die Tür ging unten. Guido wollte doch nicht fort —?! Nein, er schritt langsam und klirrend die Treppe empor. Er kam an die Tür und klopfte sacht. Schon daß er nicht ohne weiteres zu öffnen versuchte, ärgerte sie.

„Was ist denn schon wieder! Hat man denn gar keine Ruh!" sagte sie in gereiztem und kläglichem Stimmfall.

„Verzeih, Klärchen! Bitte, kannst du nicht einen Augenblick kommen? ach, bitte!"

„Bist du es, Guido? Ich kann nicht. Ich mag auch nicht. Das Leben ist mir verleidet!" klagte sie und dachte: jetzt haut er, ohne lange zu drohen, mit dem Säbelgriff gegen die Tür, daß ich nur aufkreischen muß, und hat mich im Arm.

„Klärchen!" flehte er herzlich. „Kannst du nicht einen Augenblick kommen? Nur daß ich dich wenigstens sehen könnte! Tu mir doch die Liebe!"

Sie war so entrüstet vor Enttäuschung, daß sie garnicht antwortete.

„Oder — wenn ich — nur einen Augenblick hineindürfte, nur einen Moment, Klara!"

„Was fällt dir denn ein!" rief sie.

„Nun, die Hermine ist doch da!" antwortete er betreten. „Ich hätte dich so gern nur wenigstens gesehen."

„Ich kann aber doch nicht! unmöglich!" gab sie ungeduldig zurück. Seine Mäßigung kränkte sie.

„Ja —" seufzte er, „dann muß ich halt wieder gehen. Recht gute Besserung, du armes Ding! Da häng ich dir ein paar Rosen an die Türfalle. Ich —" da fiel ihm ein, daß Herman französisch gesprochen habe, und er fuhr fort: „Je les couvrirais de baisers, si la servante n'était pas ici!"

„Wie?" fragte Klara.

„Je les couvrirais de baisers, si la servante n'était pas ici!"

Sie antwortete nicht.

„Also — gute Besserung! Adieu, Klara!"

„Ja —" murmelte sie, „kannst mich gern haben!"

Er hielt ihr Murmeln für ein Lebewohl und ging.

Kaum war er die Treppe hinab, so öffnete sie die Tür und holte die Rosen, drückte ihr Gesicht hinein und sog den Duft.

„Fader Kerl!" murrte sie. „Er ist doch ein rechter Leimsieder!" Durch Zornestränen blickte sie die Blumen an und warf sie in die Ecke. Wenn er die Tür eingebrochen hätte, sie würde ihm auf den Knieen zugejauchzt und gedankt haben! sie würde mit ihm sofort zur Verlobung gegangen sein und alles vergessen haben! Aber sie hatte kein Glück! Alles half zusammen, ihr jeden Trost zu rauben.

Sie sank auf einen Stuhl und weinte. Was hatte sie verbrochen, daß es ihr so schlecht ging! — Sie hatte die Eltern rücksichtslos mit ihren Launen geplagt; aber jene hätten ihr Kind besser erziehen sollen! Das mußten sie sich nun schon selber zuschreiben! Überdies hatten sie weit mehr an ihr gefehlt, indem sie ihr zwanzig Jahre lang nicht die Wahrheit sagten.

Ach, das kam auch nicht daher! Von ihren eigentlichen Eltern kam's! Die hatten ihr irgend eine Schuld vererbt, die sie nun büßen mußte! Die Bibel hatte doch Recht, das erfuhr sie nun am eigenen Fleisch. Was für Leute waren ihre Eltern gewesen? arme Schlucker, bei denen der Bettelsack an der Wand hinaufsprang? Gleichgültig! sie würden besser getan haben, ihr Kind verhungern zu

lassen, als ihm das wahre Gefühl der Kindschaft, die echte unzerstörbare Kindesliebe zu rauben! Diese ließ sich doch nicht angewöhnen, das zeigte sich jetzt: wie fremd waren ihr diese Leute, die sie bis vor wenigen Stunden für ihre Eltern gehalten hatte! Wie sie sich nach ihren wahren Eltern sehnte! So übel diese an ihr gehandelt hatten, sie würde sich ihnen an die Brust werfen und sie lieb haben, wie nur das Blut liebt!

Aber wie sehr sie suchte, sich Vater und Mutter vorzustellen, immer schoben sich Herr Höpfner mit seinem freundlichen, zufriedenen Gesicht und seine Frau mit ihrer runden Gestalt und scharfen Nase dazwischen.

Als sie genug gegrübelt und geweint hatte und der Versuch, durch Lektüre auf andere Gedanken zu kommen, mißlungen war, legte sie sich auf's Bett, um zu schlafen.

Da klopfte Hermine sachte an die Tür und meldete, das Essen sei fertig. Auf die Ablehnung hin fragte sie weiter, ob sie nach ihrer Arbeit auf eine Stunde zu ihrer Mutter dürfte, oder ob sie hier nötig sei. Klara hielt das Verlangen zwar für unverschämt; aber es gefiel ihr, so ganz verlassen dazuliegen, und sie hieß das Mädchen gehen.

Nun kam sie sich auf's neue unsäglich elend vor, hüllte sich in ihren Jammer wie eine Witwe vor dem Spiegel Witwenstaat und Schleier anprobiert, und schlief darüber ein.

Aber da ihr Schmerz doch in der Tiefe ihrer ernsteren Natur wurzelte, so fand sie sich beim Erwachen ganz von ihm erfüllt. Sie blieb lange liegen und rechnete mit allen ab, die daran Teil hatten. Die unbekannten Eltern wurden geradezu eine Qual für ihre Gedanken, sie wichen vor jeder Frage und Vermutung in's Dunkel zurück und drängten sich doch immer wieder Neugier und Sehnsucht erregend in alles ein. Den Adoptiveltern konnte sie immer weniger verzeihen, daß sie ihr verheimlicht hatten, was andere wußten; daß sie die ganze Kindheit und Jugend hindurch alle unmittelbaren, triebhaften Liebesregungen des Kindes durch Betrug auf sich zugeleitet hatten; daß sie jede, ihnen wesensfremde Äußerung des Kindes mit plumpem Sinne gescholten, bestraft, unterdrückt hatten; daß sie selbst von dem erwachsenen Mädchen bis zu diesem Tage Unzähliges erzwungen hatten mittels dieser erkauften, erlogenen Elternschaft, vieles, worin es keinem anderen als den Eltern würde nachgegeben haben.

Der Ekel schüttelte sie, indem sie an die hergebrachte Zärtlichkeit und Ungeniertheit dachte.

Obendrein hatten sie das anvertraute Kind schlecht erzogen, verwöhnt, ihm Launen, Frechheit, Lüge und Hochmut angezüchtet, waren dagegen in der geistigen Ausbildung mit spießbürgerlicher Beschränktheit lässig gewesen.

Und sie, Klara, hatte nach Laune, aber willenlos in den Tag hineingelebt! Sie hatte, auch wenn sie sich fremd fühlte und anders dachte, wann sie in starken, bestimmten und guten Antrieben sich regte, zwar widerstrebend und zeternd und häßlich, eben doch nachgegeben, sich in den andern Willen, die andere Art gefügt.

Auch diese Verlobung war von den Eltern abgemacht und ihr mit schlauer Benutzung ihrer Eitelkeit aufgedrängt!

Was war sie nun heute, da sie den ersten ernsten Blick auf sich tat? Konnte sie sich durch den Firlefanz von Leichtfertigkeit, Eitelkeit und Schlechtigkeit denn erkennen? War der Ernst dieses Augenblicks nicht am Ende nur Einbildung? war sie sicher, ihn nicht in der nächsten Minute in die Ecke zu werfen wie jene Rosen, für immer?!

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und wälzte sich herum und blieb so liegen. Unaufhörlich zuckte ihr Leib vom Schluchzen und die Tränen sickerten zwischen ihren Fingern durch ins Kissen.

Sie schämte sich, ihr ekelte vor ihrem Dasein, und sie konnte nicht ausfinden, wie sie sich entführen, wie sie es ändern und diese Wirrsal schlichten sollte.

Und unvermerkt schlich sich in ihre Ohnmacht die Sehnsucht nach Trost ein, nach gütigem Zuspruch, den sie gewohnt war, nach einem Menschen, der ihre Selbstanklagen entkräftete, ihr das Selbstgefühl zurückgab, ihr mit milden Herzensworten den Kummer besprach. Wie elend war sie in dem stillen, behaglichen, vertrauten Haus!

Sie stand auf und ging wie suchend darin umher, von Zimmer zu Zimmer, treppauf, treppab, schaute in Schlupfwinkel, wo sie lange nicht gewesen, sah ihr Kinderglück umgehen an allen Orten und schüttelte den Kopf; das suchte sie nicht.

Und noch trostloser kehrte sie in ihr Zimmer zurück.

O wenn nur wenigstens die Eltern kämen und sie befreiten! auch von ihnen wär's ihr erwünscht. Vater konnte so nett und gemütvoll und mit leichter Hand trösten.

Und die Eltern kehrten zurück. Klara fuhr empor und lauschte gerührt und gespannt, ob sie auch gleich heraufeilten. Sie hörte den Papa ein Liedchen summend ins Eßzimmer treten und die Mama ihm nachrufen:

„Konrad, ist dir's recht, wenn ich Kaffee mache? wirst auch noch einen vertragen!"

„Ja, ja!" hieß es zurück.

Endlich rief diese wie gewöhnlich von unten:

„Klara, zum Kaffee!"

Klärchen dachte, dies sei vielleicht die vernünftigste und bequemste Art, sich wieder zu finden, wusch sich das Gesicht und ging hinab.

Am Fenster lehnte der Vater und schnitt sich mit der großen Klinge des Taschenmessers die Nägel, deren überflüssige Länge ihm bei dem Verlobungssessen aufgefallen war. Er antwortete auf Klaras Gruß obenhin und als ob er ihn erst überhört hätte:

„Guten Tag, guten Tag!" und schnipfelte weiter. Die Mutter aber grüßte mit übertriebenem Kopfneigen und Lächeln:

„Guten Tag auch! Wie stehts Befinden? Haben das Fräulein sich gut amüsiert?"

Klara dachte: Achtung! die wollen dich fuchsen! und erwiderte kühl:

„Ich danke der gütigen Nachfrage, ich habe geschlafen."

„So, hast dein Zörnlein verschlafen?"

„Ich weiß nicht!" klang es entschieden zurück.

„Dann kommt ja das da gerade recht!" fuhr die Mutter fort, nahm ein in Seidepapier gewickeltes Päcklein, legte es vor Klara hin, faltete das Papier auseinander und sprach:

„Das Pflaster schickt dir Guido zur Versüßung deiner Leiden, damit du doch auch was von deinem Verlobungsessen hast! Noch einmal selbst nachzufragen, hat er nicht riskiert, der arme Kerl! Übrigens sitzen sie noch fest und sind sehr lustig."

„— wie meistens, wenn man die Rechnung ohne den Wirt macht!" erwiderte Klara kurz, die sich noch mit Mühe beherrschte und den Kuchen mit dem Handrücken fortschob.

„Was soll denn das wieder heißen!" rief Frau Höpfner geringschätzig. „Du fängst ja wieder gut an!"

„Ich fange nichts an. Aber ein Ende mach' ich jetzt und zwar mit eurem Gestichel und ein gründliches: sagt denen dort, wenn sie Verlobung feiern wollten, sollten sie sich erst für eine Braut sorgen."

„Es wird ja immer netter!" rief der Alte, das Messer zuklappend und an den Tisch tretend.

„O rege dich doch darüber nicht auf!" sprach seine Frau. „Die redet viel, wenn der Tag lang ist!" Und zu Klara, die aufgestanden war, sagte sie mit höhnischer Gemütlichkeit:

„Setz dich, liebe Emmeline!"

Klara schüttelte der Mutter Hand ab, blieb stehen und erwiderte:

„Um so besser, wenn ihr euch nicht drüber aufregt! denn es ist mein Ernst!"

„Was ist dein Ernst, Alte, hm?" fragte Höpfner mit einschüchterndem Tone, stützte sich auf beide Fäuste und schaute über den Tisch geneigt das Mädchen scharf an. „Willst du mir das einmal deutlich wiederholen!?"

„Es wird durch Wiederholung nicht an Deutlichkeit verlieren, nämlich, daß ich den Guido nicht heirate."

„Das sind mir jetzt Possen!" Die Mutter lachte unbehaglich.

„Hast du Fieber oder bist du sonst nicht recht?" fragte der Vater kopfschüttelnd, trat um den Tisch zu ihr hin und wollte die Hand auf ihre Stirn legen. Sie wich aber aus und sagte:

„Danke! Das ist unnötig. Wir spielen nicht."

Erst gelüstete ihn, ihr seine Hand mit Gewalt auf die Stirne zu legen, doch der Ernst des Mädchens ließ es ihn vergessen und er fragte nur:

„Was? Nicht heiraten? Du den Guido nicht heiraten!?"

„Da hört der Spaß jetzt doch auf!" rief die Mutter dazwischen. „Hat man so was erlebt!"

„Ganz richtig: ich heirate nicht den Herrn Guido Nagelschmidt, Firma Nagelschmidt und Strobel. Ist's nun klar?"

„Nun — wir wollen das nicht so schroff hinstellen," sagte er; „was ähnliches hast du schon einmal behauptet."

„Ja, und ich war damals noch dumm genug, mich wieder von euch bereden zu lassen. Das ist heut' anders. Also ich — verzichte!"

„Die — ‚verzichtet'!" rief die Mutter. „Die hohe Prinzeß verzichten! Bildest du dir denn ein, das ginge gerade so? Meinst, du könntest mit uns machen, was du willst? Meinst wir lassen uns rein alles gefallen — hm, mein Kind? — Die Partie ist eine Ehrensache, fertig! Wer — bist denn du?! — Pariert wird, Jungfer! — oder — —"

„— oder?" fragte Klärchen gedämpft, mit letzter Kraft sich zurückhaltend.

„— oder wir ziehen andere Saiten auf, verstanden!"

„Melanie!" warnte besänftigend ihr Mann.

„Ach was!" schrie sie. „Ich weiß, was ich zu tun habe! bin alt genug! Aber ich bin zu alt, als daß ich mir von so einem Flederwisch auf der Nase herumtanzen ließe! Launen unverschämte, weiter nichts! — Wir müssen wohl nächstens Gott danken, daß sie uns nur noch anguckt! — Das ist der Dank dafür! Was wär sie denn ohne uns?! Hm? Von ihren Knochen im Leib an, was sie ist und auf sich hat, — woher ist's denn? Selbstverdient am Ende? — Ist's denn möglich, daß man so was erlebt!"

„Melanie — ich bitte dich —"

„Was ich ohne euch wäre, hast du gefragt —" rief Klara mit Tränen in den zornigen Augen. „Das frag ich Euch: wer wär ich denn?"

„Du —?" begann die Frau Höpfner, das Mädchen schräg anschauend, doch kam er zuvor und sagte ruhig:

„Das wissen wir selbst nicht."

„— viel rechtes jedenfalls!" warf seine Frau schnell drüber hin.

Klara ward blutrot, fuhr lockernd mit der Hand zwischen Hals und Kragen durch und rief drohend:

„Schweig!"

„Was —!" schrie Frau Höpfner. „Mir kommandieren! — Du!?" während die Tochter sich abwandte und den Vater fragte:

„Bitte, sag' mir, wer ich bin! Ich hab ein Recht, das zu wissen."

„Zunächst haben wir ein Recht, von dir mehr Achtung im Ton zu verlangen und Gehorsam und Dankbarkeit! Übrigens — weiß ich es nicht."

„Ich denke gerade —" warf seine Frau ein, „die Prinzeß hat noch viel zu verlangen! Nichts wissen wir. Und wenn wir was wüßten, — du könntest lang passen, mit solchen Manieren!"

„Das ist — eine Schmach!" rief Klara.

Die Mutter fuhr außer sich auf sie los, ihr Mann aber faßte sie, zog sie weg und flüsterte:

„Aber Melanie! Ruhig! Vergiß dich nicht!"

Als sie sich wieder umdrehten, sahen sie gerade noch Klara durch die leise zugehende Tür verschwinden.

Sie kam an diesem Tage nicht mehr zum Vorschein. Sie verbrachte den Abend damit, ihren Schreibtisch durchzusehen, alle Briefe zu verbrennen, alles zu ordnen und gewisse Dinge auf dem Tisch bereit zu stellen.

Sie hatte beschlossen, andern Tages das Haus zu verlassen.

Viertes Kapitel

Am andern Morgen, nachdem sie wortlos am Familientisch Kaffee getrunken hatte, machte sich Klara auf den Weg. In dem Vorgärtchen, durch das sie auf die Straße trat, blühte und duftete es, und die ganze Straße entlang blühten und dufteten rechts und links die Vorgärtchen, auf den glänzenden Telephondrähten, auf sonnigen Wipfeln und Giebeln und Simsen sangen Amseln und Staren und Schwalben und Finken, ein Kanarienvogel schmetterte aus einem offenen Fenster in die Sonne heraus, die Alleebäume warfen leichte, lichtdurchwobene Schatten auf den Weg, — es konnte nicht schöner sein unter dem blaßblauen Maienhimmel, und Klara dachte freudigen Mutes an ihr Vorhaben.

In der Familie ihrer besten Freundin gedachte sie einige Tage Gastfreundschaft zu erbitten, nur so lange, bis sie das Fernere überlegt und vorbereitet hätte. Aber je näher sie der gesuchten Straße kam, umso langsamer ward ihr Schritt, und an der Straßenecke bog sie nicht ein, sondern ging mit einem scheuen Blick auf das befreundete Haus rasch weiter; es dünkte sie eigentlich doch zu früh am Tag, um einzukehren. Planlos durch die Straßen wandelnd, begann sie nun in Gedanken, ihren großen Entschluß zu erklären und zu rechtfertigen; aber je tiefer sie ihre Gründe holte, um so unbehaglicher ward ihr die Vorstellung, ihren Freunden davon sprechen zu sollen. Endlich schien es ihr am besten, Herman um Rat zu fragen; er war erfahren und konnte ihr angeben, wie weit sie sich mitteilen dürfte. Vielleicht traf sie ihn noch auf dem Weg zum Amt; sonst konnte sie ihn ja auch aus dem Bureau herausrufen lassen.

Zeitunglesend kam er von der Vorstadt herein. Nachdem sie ihm ihr Erlebnis und ihren Plan berichtet hatte, sagte er:

„Das ist ja eine wüste Geschichte! Meine Mühe hätte ich mir gestern sparen können. — Und du willst also jetzt die Fleischtöpfe und Lotterbetten Ägyptens verlassen und dir deinen Weg in der Wüste suchen?! Klärchen, Klärchen! Tu, was du nicht lassen kannst! meinen Segen hast du. Aber jetzt heißts: Klara!"

„Ich bin fest entschlossen!" entgegnete sie empfindlich. „Traust du mir das nicht zu?"

„O doch! Es handelt sich nur um den festen Willen."

„Lieber — lieber Dienstmagd sein!"

„Am Ende gar beim Rentner Höpfner —?" rief er spöttisch. „Nicht übertreiben! Lieber doch nicht Dienstmagd! — Aber — was denkst du dir denn in der Zukunft?"

„Ich weiß noch nicht recht — — ich muß mich halt erkundigen. Eben darum möchte ich einstweilen Einsers um Gastfreundschaft bitten; nur weiß ich nicht recht, was sagen."

„Einsers —?!“ Es klang so viel verwunderter Zweifel aus Hermans Ton, daß Klara gereizt erwiderte:

„Jawohl, Einsers! Das sind meine besten Freunde! dort bin ich wie ein Kind im Haus! Die sind immer riesig nett gegen mich.“

„— und werden es dir bis an dein Lebensende, meinst du, nicht verzeihen, wenn du sie jetzt nicht an erster Stelle in Mitleidenschaft ziehst —?! — Dieser Glaube spricht sehr — für dich!“

„Aber gerade! Da können sie einmal zeigen —!“ rief sie eifrig, und da Herman nur dazu lächelte, betonte sie: „Bei Einsers — da bin ich sicher!“

„Hast du nicht eine Freundin, die dir nie nachgelaufen ist und eingeladen sein wollte, aber strahlte, wenn du einmal kamst, eine, bei der du fürchten mußt, daß sie sich auf das Sofa legt und dir ihr Bett gibt —? Hast du so keine?“

„Nein“ — entgegnete sie befremdet. „Aber in Einsers täuschst du dich.“

„Ich sage ja gar nichts über sie. Nur hat mich von der ganzen Familie nie Eines gereizt, bei ihm stehen zu bleiben. — Also geh nur hin! ich wünsche dir das Beste. Sagen kannst du alles; denn was du nicht sagst, erfahren sie anderswoher oder machen sie selbst aus. Trotzdem würde ich nur ganz allgemein reden.“

Sie verabredeten noch, wo Klara ihn zu jeder Zeit treffen könnte; dann ging sie durch sein Bedenken gereizt und in ihrem Freundesstolz versteift zu Einsers. Sie freute sich darauf, daß diese den Zweifler beschämen würden.

Schon nach einer halben Stunde glaubte Herman, der sein Bureaufenster offen gelassen hatte, Klaras Schritt unten zu hören. Sie war es wirklich, und daraus, daß sie sich noch nicht durch Aufstoßen ihres Schirmes meldete, sondern vorbeiging, glaubte er schon eine Enttäuschung zu erkennen. Er machte sich frei und überraschte das Mädchen, als es gerade am Ende der Straße umkehrte.

„Nun“ — fing er an, „du hast dirs wohl doch noch überlegt?“

Sie blieb stehen, schaute ihm mit dem Ausdruck geistiger Abwesenheit ins Gesicht und antwortete: „Nein, nein, ich war dort.“

„Und?“ — „Und?“ wiederholte sie zögernd.

„Du bist also bis auf weiteres dort zu Hause?“

„Herman!“ rief sie, wieder stehen bleibend, „ich habe ja gar nicht fragen können!“

„Du lachst ja fast gar — also gut!“

„Ja — jetzt! vorhin hätte ich aber gern geheult, wenn ich mich nicht geniert hätte auf der Straße.“

„Also“ — sprach Herman, „wäre das erledigt, und wir können weiter sehen!“

„Nein, halt! Zuerst muß ich dir erzählen. Es war doch zu gut! — Schon das Mädchen, das mir aufmachte, lächelte ganz sonderbar. Laura Einser kam, sah mich verwundert an und fiel mir um den Hals. Ehe ich fragen konnte, war auch schon Frau Einser da, faßte mich an der Hand, besah mich von vorn und hinten, weißt du, mit so abgeschmackten Gebärdchen, und sagte: Eiei, wie gehts,

Klärchen? — Ich wußte nicht, was ich denken sollte, und ward rot. Nun zog sie mich aufs Sofa, sprach, ich brauchte nicht rot zu werden; als gute Freunde wollten sie mir doch nicht verhehlen, daß sie wüßten, was gestern vorgefallen sei. Ich dachte einstweilen nur, Laura, die auch bei dem Essen war, hätte mein Fehlen gemeldet und irgendwelche Schlüsse gezogen; aber gleich stellte sich heraus, daß sie alles, was gestern Vormittag geschah, haarklein wußten, — auch daß du zum Fenster eingestiegen bist. Ihre Magd hatte es abends heimgebracht, und die hat es von unserer Hermine. Laura meinte, so was schrecklich Interessantes hätte sie gar nicht für möglich gehalten außer in einem Roman, und sie fraßen mich mit den Augen schier vor Neugier. Herr Einser kam dazu und nannte es einen rechten Freundschaftsbeweis, daß ich gleich an sie dachte, die wirklich den herzlichsten Anteil an mir nähmen. Ich mußte aber daran denken, wie sie gestern Abend ihre Magd ausgehorcht haben mögen und immer wieder zur Küche liefen, um noch was Wichtiges zu erfragen; und das ekelte mich an. Ich wünschte nur, daß mir was einfiele, womit ich sie tüchtig anlügen könnte; besonders als auch noch der Monsieur Friedrich, der Student ankam und nicht einmal mit seiner Pfeife aus dem guten Zimmer hinausgejagt wurde wie sonst doch. Ich dachte, vor der Tür stände nun gewiß auch noch die Magd und horchte, und ich nahm mir vor, ihnen kein Wort weiter zu sagen. Aber als es dem Herrn Einser zu lange dauerte und er unverfroren fragte, wie es nun sei, wie ich mich mit den Eltern verständigt hätte, da hatte ich, dumme Gans, nicht die Courage zu schweigen oder sie einfach anzuschwindeln, sondern erwiderte, wir hätten uns nicht verständigt. Ich hätte mich gleich dafür ohrfeigen können, aber — ich hab es gesagt. Der Alte sah mich stirnrunzelnd mit weit aufgerissenen Augen an und spitzte die Lippen, als wollt' er bedenklich pfeifen; Laura aber sagte eifrig: ‚Ja und mit Guido ist es wirklich aus?' Diese unvermittelte Frage und die plötzlich wieder gespannten Mienen der andern machten mich vorsichtig, ich dachte, das würde ihnen wohl behagen, und antwortete verwundert:

„Mit Guido aus? Wer sagt denn das?!" Frau Einser fiel klug ein: ‚Ich sags doch auch! Dazu ist doch kein Anlaß. Das wäre doch töricht! Nun wird Klärchen gerade in Herrn Nagelschmidt den besten Rat und Halt haben. Und er ist ein so guter Mensch.' Ich antwortete nichts. Herr Einser war aufgestanden, wichtig durchs Zimmer hin- und zurückgeschritten, blieb nun vor mir stehen und sagte mit einem Ausdruck von Überlegenheit, Nachsicht und Güte, der mir ganz neu war: ‚Liebes Kind! Es ist wirklich und wahrhaftig schön, daß Sie gleich zu uns gekommen sind und uns solches Vertrauen entgegenbringen. Und Sie sollen wahrlich nicht fehlgegangen sein! Sie sind etwas sehr verwöhnt — verzeihen Sie, daß ich es so geradeheraus sage; aber das wissen Sie ja selbst! — ungewöhnlich verwöhnt und in ihren Launen oft heftig und vorschnell: es ist gewiß alles nicht halb so schlimm, wie Sie es ansehen. Ich will gerne die immerhin etwas heikle Aufgabe übernehmen und mit Ihren Herren Eltern in Ihrem Namen sprechen. Ich würde Sie gar zu gerne einladen, einige Tage, bis die Wogen auf beiden Seiten sich ge-

legt haben, unser Gast zu sein; allein wir bekommen heute oder morgen wahrscheinlich — es ist noch nicht ganz sicher — Besuch von meiner Schwägerin, und das wäre nicht bequem und nicht angenehm für Sie. Überdies bin ich, wie gesagt, überzeugt, daß nur ein entsprechendes Maß von Ruhe und Nachsicht nötig ist, um das leidige Mißverständnis beizulegen.' Bei Erwähnung des Besuches hatte er plötzlich seine Frau fixiert zum Zeichen, daß es gelogen war, und am Schluß sah er mich erwartungsvoll und selbstzufrieden an. Ich war nun glücklich doch so weit, daß ich ihm für seinen guten Willen danken und erklären konnte, der Zweck meines Kommens sei gar nicht gewesen, über diese Sache zu sprechen; die würde sich schon selbst erledigen, mir sei nicht bang. Ich hätte nur die ungarischen Tänze von Brahms holen wollen, die Laura von mir geliehen hatte und die ich einmal wieder spielen wollte. Glücklicherweise waren mir die noch eingefallen."

Da Herman nichts sagte, fuhr sie fort:

„Sie fragten dann doch noch allerlei, ich gab aber nicht recht Auskunft und ging wieder. So wars."

„Mhm." Weiter verlautbarte Herman nichts.

„Du bist natürlich unzufrieden mit mir!" fuhr Klara etwas beleidigt heraus.

Er sah sie stehen bleibend groß an und fragte:

„Ja — bist du selbst denn so zufrieden?"

„Nein!" erwiderte sie, den Kopf hängend. „Ich habs ja vorhin schon gesagt!"

„Na also!"

„Ja Herman, denk dir auch nur, wie mir war, als die mich so empfingen!"

„Wir haben jetzt an Wichtigeres zu denken oder wenigstens Dringenderes!" entgegnete er. „Du wirst noch oft nicht mit dir, ich nicht mit mir zufrieden sein, fürcht' und hoff' ich. Jetzt heißts überlegen, was zu tun ist."

„Zunächst will ich aus dem Hause!" fing sie nach einer Pause an. „Muß mir also ein Zimmer mieten. Geld hab' ich vor der Hand genug. In meinem Sparbuch stehen zweitausend Mark, von gelegentlichen Geschenken, das gehört mir, da brauch ich mich nicht zu bedenken. Sonst nehm ich natürlich nur das Nötigste mit."

Sie wandten sich nach einem Stadtteil, wo es immer möblierte Zimmer zu mieten gab. Unterwegs fragte Herman, ob Klara nicht eine Freundin oder Bekannte habe, die auf eigenen Füßen stehe und ihr sachkundigen Rat für ihr Vorhaben geben könnte. Sie hatte wohl solche Bekannte; da sie aber seit ihrer Schulzeit außer Verkehr mit ihnen war, schien es ihr peinlich, sich nun an sie zu wenden.

„Das ist zwar Torheit," meinte er; „denn es ist den meisten Menschen schmeichelhaft, wenn man sie um Rat bittet, und Leute, die sich selbst rühren und plagen müssen, sind auch meistens hilfsbereit; — aber, solange du dich genierst, unterlaß es immerhin. Irgendwie wird es schon gehen. Wäre es dir recht, so könnten wir einmal zu meiner Tante Ulrike gehen, die ist eine erfahrene Person und weiß für alles Rat."

Klara kannte sie zwar nicht persönlich, hatte aber von Hause aus ein Vorurteil

gegen sie mitbekommen als gegen eine sonderbare, ungemütliche, scharfmäulige Alte, und konnte, was Herman auch sagen mochte, ihre Scheu nicht plötzlich ablegen.

Herman lächelte in sich hinein. Er ward immer gespannter auf den ferneren Verlauf ihrer Absichten und da er denselben gerne beobachtet hätte, aber nun argwöhnte, sie möchte vielleicht in ihrer Befangenheit und Empfindlichkeit vorziehen, die Stadt zu verlassen, so warf er berechnend die Frage hin:

„Wird es dir nicht am Ende hier überhaupt unbehaglich? Es ist vielleicht doch peinlich, wo man so lang in Floribus ein Röllchen gespielt hat, auf einmal bescheiden dem täglichen Brot nachzugehen."

Sie sah ihn stirnrunzelnd an und sprach gereizt:

„Ich weiß wohl, ich hab es heute schon einmal merken können, daß du mir nichts zutraust; aber du wirst schon sehen! Du kennst mich flach. Ich finde nichts schöner, als wenn sich Eines selbst sein Leben verdient."

„Dieser Geschmack ist mir neu," entgegnete er. „Und viel Anlaß, dir Besonderes zuzutrauen, hast du bis jetzt gerade noch nicht gegeben. Bedenke: morgens, mittags und abends inmitten dieser trüben, gehetzten Menschenströme durch die Gassen zu eilen zu oder von irgend einer Arbeit, während deine bisherigen Freundinnen flanieren und über dich wegsehen, — das ist bitter, das schmerzt die Eitelkeit, von dem natürlichen Verlangen nach einem guten behaglichen Dasein ganz abgesehen. Überlege dir das! Anderswo hast dus bequemer."

„Kannst dir deine skeptischen Redensarten jetzt sparen!" sagte sie entschieden. „Von dir laß ich mich noch lange nicht blamieren. Wart es doch ruhig einmal ab! Was gehen denn mich die Gänse an, die bei Seite sehen! Hier bleib ich selbstverständlich! Gerade! es reizt mich, ihnen zu zeigen, daß ich mir aus all ihren Einbildungen nichts mache und ohne sie existieren kann. — Magst lächeln, soviel du willst; wirst schon sehen!"

Er lächelte in der Tat, aber aus anderm Grunde.

Wo sie einen weißen Zettel am Fenster oder der Haustür fanden, traten sie ein ließen sich die Zimmer zeigen, fragten nach den Preisen, versprachen „eventuell wiederzukommen", und so ging es treppauf, treppab, straßein, straßaus. Manchmal schien ihm ein Zimmer ganz passend, Klara aber fand sie alle trostlos und nahm ihm sein Zureden fast übel; bald war eines zu kalt, bald zu geschmacklos, zu unordentlich oder zu dürftig. Es waren die üblichen Stuben bei Witwen und kleinen Beamten.

Klaras froher Mut war bald dahin, Müdigkeit und Überdruß nahmen sie immer mehr ein, und sie atmete auf, als Herman ihr schließlich riet, heimzugehen, sich auszuruhen und ihn nachmittags zu abermaliger Suche zu treffen.

„Sieh," sagte er, ehe sie sich trennten, „das ist nun nur das Budesuchen, das der Student ohne Federlesen fast alle Halbjahr abmacht. Ich und die Meisten wären nun schon unter Dach, dir — ist die Lust vergangen! Überleg dir alles noch ein paar Male! Was nachher noch kommt, ist viel, viel schwerer." Er sah sie mit teilnehmendem Blicke an, lächelte und schüttelte ihr die Hand.

Sie empfand seinen Blick und sein Lächeln fast als Demütigung und ging weinerlich und zornig zugleich dahin. Was mußte sie auch gerade bei Herman Rat und Hilfe gesucht haben, bei dem man nie sicher wußte, ob er teilnehmend oder schadenfroh sei!

Ohne recht aufgeschaut zu haben, kam sie heim. Als sie das behagliche, peinlich gepflegte Haus betrat, wurde ihr leicht. Die hellgewichste, mit dunklem Läufer belegte Treppe hinansteigend mußte sie an alle die schmalen, vernutzten, dämmerigen oder unfreundlich hellen Stiegen mit verstoßenen und befleckten Wänden, mit der schlechten Luft aus kleinen Küchen und übervölkerten Stuben denken, schüttelte sich und eilte rascher auf ihr Zimmer. Freundschaftlich sah sie sich rings um, schaute durch das Fenster über die Gärten, die das Innere des Häuserblocks einnahmen, und ein Widerwille gegen den Gedanken, dies zu verlassen, stieg in ihr auf. Eigentlich war es doch eine Grausamkeit, ein Kind in Reichtum und verwöhnten Bedürfnissen zu erziehen und dann plötzlich in das ungefüge, unreinliche, übelriechende Leben der Dürftigkeit hinauszustoßen! Und taten die Eltern etwas anderes mit ihrem Benehmen?! Sollten sie das nicht einsehen! Sie waren bei all ihren Eigenheiten und beschränkten Zumutungen im Grunde doch gute Leute!

Indem sie, ihrer großen Müdigkeit nachgebend, sich niederlegte, dachte sie sich aus, wie bei Tisch, wenn sie nur ihre Empfindlichkeit und ihren Trotz zurückhielt, sich aus den zufälligen Gesprächen eine harmlose Stimmung und daraus eine Verständigung entwickeln könnte. Herman mochte dann denken, was er wollte! Wenn man zwanzig Jahre als Eltern und Kind gelebt hat, soll man auch nicht plötzlich alles mit der Schneide des Messers aufnehmen! In diesen Gedanken fand sie Ruhe und sank in Schlaf.

Durch den Ruf zu Tische wurde sie jählings geweckt und hatte nun einen Mißmut zu überwinden, während sie hinabging. Sie bezwang sich und begann beim Essen unbefangen zu reden. Aber die Eltern sahen sie jedesmal, wenn sie sprach, aufs neue erstaunt an, als würden sie immer erst ihre Anwesenheit gewahr, und gaben kaum Antwort, sodaß Klara merkte, man wollte sie durch Gleichgültigkeit kurieren, und von weiterem abstand. Wieder schwoll ihr Trotz und nur mit Mühe hielt sie spöttische Bemerkungen zurück, die sich ihr fort und fort aufdrängten. Die Alten schlürften ihre Suppe so schmatzend von den silbernen Löffeln, als wären sie halbverhungerte Kesselflicker. Sie schärrten mit den Löffeln und klapperten mit dem Besteck: konnte eine Wirtshausspülmagd mehr Lärm machen bei ihrer Arbeit? Mit dem Messer strichen sie die Tunke vom Teller und zogen es durch den Mund, daß man sich wunderte, kein Blut fließen zu sehen. Nach jedem Schluck Wein stöhnten sie wie ein Holzmacher bei seinem Fusel. Was hatten diese Leute eigentlich zwischen den feintapezierten Wänden und den gediegenen Nußbaummöbeln verloren? War es möglich, dies Tag für Tag, jahraus, jahrein mitanzusehen und zu hören?! Für wen konnte es wünschenswert sein, in dieser Gesellschaft zu bleiben?! War es erträglich, hier zu Kreuze zu kriechen? Nur das blieb ihr ja übrig: zu Kreuze kriechen mußte sie! Daß sie selbst irgend ein Unrecht

haben, zu irgend einer Rücksicht und Zartheit verpflichtet sein könnten, fiel diesen Beiden ja morgen so wenig ein wie heute! Nein, lieber schaffen bis aufs Blut! lieber in einer kahlen Kammer sitzen, die man abschließen kann, gegen wen man mag!

Ihr Blick streifte von ungefähr die schweren Hände des Vaters und der Mutter und fiel dann auf ihre eigene, feingliederige Hand; es wunderte sie, daß ihr dieser Unterschied noch nie zu denken gegeben hatte, und sie fragte sich, indem sie unwillkürlich ihre Hand auf dem Tischtuch hin- und herwandte: woher ist diese Hand? Und nach einem Moment sehnsüchtigen Leides brannte von neuem der Zorn in ihr empor. Ob sie kein Recht hatte, ihre Herkunft zu wissen? die Alten zum Bekenntnisse zu zwingen? Sie konnte kaum das Ende der Mahlzeit erwarten.

Aber auch in ihrem Zimmer hielt sie es danach nicht lange aus. Sie schüttelte den Kopf über die Schwäche, der sie am Vormittag beim Wohnungsuchen nachgegeben hatte. Vielleicht war sie in einer Armut geboren worden, der gegenüber jene möblierten Zimmer noch behagliche Wohlhabenheit darstellten! Vielleicht fristete sich ihre unbekannte Mutter heute noch in derselben Armut hin, und sie, die junge, gesunde, kräftige Tochter wollte erbärmlich genug sein, einem protzigen Reichtum nachzulaufen, von demütigender Gnade zu leben!

Sie machte sich rasch fertig und ging, da die verabredete Stunde noch nicht da war, einfach nach Hermans Wohnung, um ihn abzuholen. Ihr war, als sei ihr jetzt erst der richtige Ernst für ihre Lage und Absicht gekommen, und ungeduldig vor Strebenslust eilte sie hin. Herman, der ja vormittags ihre Stimmung erkannt hatte, erwartete sie wohl überhaupt nicht mehr. Wie freute sie sich, ihn auf diese Art zu enttäuschen!

Als sie sich seiner Wohnung näherte, fiel ihr die neue Hausgenossin ein, und sie stutzte. Kürzlich, im Schutze der Eltern, hätte es ihr ein trotziges Vergnügen gemacht, ihre Neugier an diesem unsittlichen Verhältnis zu befriedigen; jetzt aber empfand sie ein hochmütiges Bangen, ein Grauen, als sei sie im Begriff, mit einer ansteckenden Fäulnis in Berührung zu kommen; sie mußte an Aussatz denken.

Aber sie ging doch weiter und wollte vom Garten aus den Gärtnerburschen hinaufschicken; da er nicht zu finden war, suchte sie die Frau Feinäugle in der Küche, und als sie auch diese nicht traf, blieb sie unter der Haustür stehen und rief:

„Herman! Herman!" Vielleicht, dachte sie die Treppe hinaufblickend, kommt sie und schaut nach, dann sehe ich auch gleich, was es für eine ist.

Aber Herman trat aus dem Zimmer und fragte von oben:

„Du, Klara?"

„Ja, ich bins schon. Gelt, ich bin ungeduldig! Kannst du schon mitkommen?"

„Im Augenblick!" erwiderte er, verschwand und kam mit Hut und Stock wieder. Er war noch vor Tische bei seiner Tante Ulrike gewesen, war eine halbe Stunde neben dem Herd gestanden, während sie ihre Suppe, ihr Brätlein und Gemüse kochte, hatte sich über ihren Hund „Schnuckel", einen herausfordernd häßlichen Scherenschleifer geärgert, der zwar nicht die Küche betrat, aber auch nicht von der

Schwelle zu treiben war und kläglich nach den Düften des Mittagsmahls schluchzte und gilfte, — und hatte das Neueste erzählt. Wie über ihr im Sonnenlicht des hohen Fensters die Fliege im Zickzack hin- und herschoß, ohne einen bestimmten Bezirk zu überschreiten, so fuhr die bejahrte Frau hurtig vom Herd zum Wasserstein, vom Wasserstein zum Küchenschrank, vom Küchenschrank zum Herd, schürte das Feuer, rührte im Topf, spülte ein Geschirr, trocknete sich die Hände, hob und drehte die Pfanne und war keinen Moment in Ruhe. Sie hörte zu, stachelte gelegentlich die ungeduldige Gier des Hundes durch einen Zuruf und lächelte wohl auch dem Erzähler zu. Als er fertig war, sagte sie, sie habe geglaubt, er brauche selbst den Doktor in seiner neumodischen Wirtschaft, von der ihr Frau Hinzin und Kunzin erzählt habe. Zum Doktor sei noch weit hin, war seine Antwort; übrigens hoffe er, die Hebamme werde genügen. Sie war mit diesem Bescheid zufrieden und sprach nun ihre Freude über die Dummheit des alten Höpfner und seiner Gattin aus, die zwar verstanden hätten, ein großes Vermögen zusammenzuraffen, aber ihr Kind nach zwanzig Jahren noch so wenig gewonnen hätten, noch so wenig kännten und zu behandeln wüßten, daß es ihnen bei der ersten, ernsten Gelegenheit durch die Lappen ginge. Dies nämlich scheine ihr sicher, trotz Hermans Zweifel; die Alten seien zu eingebildet, als daß sie eine momentane Schwäche und zutuliche Wendung des Mädchens würdigen und ausnutzen könnten, ohne es zu demütigen. Es sei auch höchste Zeit für Klara, ins Wasser zu kommen! Selbst wenn nichts an ihr wäre und nichts mehr aus ihr würde, sei es doch immer anständiger, vor Arbeit und Not zu verkommen, als vor Wohlleben! Herman runzelte die Stirn und fühlte Entrüstung über diese unbarmherzige Sprache, sagte aber nichts und bekam nur einen roten Kopf Die Alte ließ sichs nicht anfechten, fragte nach den Kenntnissen und Arbeitsneigungen Klaras, gab ihm einige Ratschläge und die Adresse einer Frau, wo jene vielleicht eine Stube finden und erträglich aufgehoben sein könnte. Dann richtete sie sich das Zeug zum Tischdecken auf ein Tragbrett und hieß den Neffen, ihr die Türen aufs Dach öffnen. Er machte die Hintertür der Küche auf und jenseits eines kleinen Vorplatzes, zu dem die Hintertreppe heraufmündete, eine zweite Tür, sah ins Grün des auf dem Hinterhausdach angelegten Gartens und ließ dann die Tante mit ihrem Brett vorbei und hinaustreten. Ihre Frage, ob er mithalten wollte, beantwortete er ablehnend, schaute ihr nach, wie sie zwischen den Kübelbäumen und -büschen hindurch zur Laube schritt, wandte sich dann um und ging durch die altmodisch behagliche Wohnung hindurch fort.

Zu Klara sprach er von diesem Besuche nichts.

Er ließ sich von ihr erzählen und führte sie von ungefähr auch zu jener Frau, die wirklich ein hübsches Zimmer zwei Treppen hoch freistehen hatte. Klara konnte sich wieder nicht zum Mieten entschließen, und als die beiden darauf die Treppe hinabgingen, fragte Herman:

„Was suchst du eigentlich? was erwartest du noch? Sauber und ordentlich ist es hier, teuer soll es nicht sein — also? Ob du dich darin glücklich fühlst, wird in diesem wie in jedem andern Zimmer an dir liegen."

Sie blieb stehen, schaute die Treppe hinab und über die grautapezierte, mit dunkelumrahmten Rechtecken gemusterte Wand wieder zurück, blickte den Freund nachdenklich an und sagte zögernd:

„Eigentlich hast du recht."

Sie stiegen hinauf und mieteten. Als sie danach wieder auf der Treppe waren, tat es ihr doch leid, sich hier gebunden zu haben; auf der Straße aber, wo da und dort Kinder auf den Staffeln saßen oder in der Sonne spielten, wurde sie zufrieden mit der Wahl, schaute nach ihrem Fenster und empfand eine Ungeduld, aus ihm herabzublicken.

Herman gab ihr noch seinen Rat für den Umzug; seine Hilfe, fand er für gut, nicht anzubieten. Dagegen versprach er zu bestimmter Zeit zu Hause zu sein, damit sie ihn etwa noch finden könnte. Dann trennten sie sich.

Klara ging heim. Ihr froher Mut wurde allmählich durch eine Unsicherheit verschleiert, indem sie schon in Gedanken nicht recht damit fertig wurde, den Eltern ihren Entschluß mitzuteilen. Als sie ihre einfachsten, dauerhaftesten Kleider und was sie sonst brauchte, vollends bereitgelegt hatte, dachte sie einen Augenblick, sie könnte die Mitteilung nicht bequemer einleiten, als indem sie ihren Koffer vom Speicher holen ließe; verwarf diese Art aber doch wieder und nahm sich vor, recht schonend zu verfahren und sich nicht gehen zu lassen.

Zum Tee gerufen, fühlte sie die Pflicht, sich sofort nach dem Eintritt ins Zimmer auszusprechen, verschob es aber in einer mutlosen Anwandlung: ein seit Jahren nicht gekanntes Gefühl, der Respekt vor dem Willen und Unwillen der Eltern, besonders des Vaters drang auf sie ein. Sie setzte sich an ihren Platz. Die Eltern sahen an ihr vorbei, die Mutter mit herausfordernder Gleichgültigkeit, der Vater mit stillem Ernste, und wechselten ab und zu ein paar Worte. Klara aß und trank in ihrer Aufregung mehr als sonst; hätte sie es nur mit dem Vater zu tun gehabt, so würde sie jetzt machtlos gewesen sein, die Mutter aber weckte nach und nach ihren Trotz.

Endlich sagte der Vater, ohne die Tochter anzuschauen:

„Guido war auch da, um nach dir zu sehen."

Klara erschrak, daß ihr das Herz klopfte und antwortete nicht.

„Ja," fuhr die Mutter fort, „die Rosen dort drüben hat er gebracht, kurz nach Tisch, aber das Fräulein waren schon wieder ausgeflogen, haben es heute ja sehr wichtig mit Herumschwanzen und Gassenfegen."

Klara verging fast vor bänglicher Erregung, aber ein Zorn über die Sprache der Mutter ließ sie nicht schweigen:

„Ich bin herumgeschwanzt, um mir ein Zimmer zu suchen." Sie fühlte das verwunderte Aufschauen des Vaters, während die Mutter fragte:

„Was? ein Zimmer? wieso denn?"

Mit bebender Stimme antwortete sie:

„Nach dem, was ihr mir gestern Abend vorgeworfen habt, kann ich nicht länger euere Güte in Anspruch nehmen und werde sehen, wie ich mich selber durch bringe."

Die Tränen kamen ihr in die Augen.

„Was sind das jetzt wieder für Dummheiten!“ sagte die Mutter geringschätzigen Tones.

„Mein voller Ernst!“ erwiderte sie, mit festem Blick dem der Mutter begegnend. „Ich werde nachher — abziehen.“

„Ja, was willst denn du anfangen!?“ fragte die Mutter, der Vater aber warf ernst ein:

„Doch, Kind, das sind Dummheiten! Ich meine, es wäre jetzt genug Heu hunten! Du mußt uns doch kennen und wissen, wie wirs mit dir meinen, auch wenn einmal ein paar rasche unebene Worte fallen!“

„Unebene Worte!“ stieß sie heraus und konnte nun ihre Tränen nicht mehr bemeistern.

„Ja — was denn anders!“ rief die Mutter. „Wenn wir dir immer alles spitz hätten aufnehmen und aus jeder unüberlegten Antwort ein Staatsverbrechen hätten machen wollen, — wo wären wir hingekommen!“

Klara schüttelte den Kopf, daß ihr die Tränen von den Augen spritzten:

„Dinge wie ihr mir gesagt habt, kann kein anständiger Mensch hinnehmen! Ich jedenfalls nicht.“

„Ja, was haben wir denn gesagt!“

Den abschwächenden Sinn dieser Worte der Mutter und die zugleich in ihnen ausgesprochene Zurücknahme und Abbitte empfand Klara nicht, sondern nur die grobe Form einer Zumutung, das Unerträgliche wiederzukäuen; sie fuhr mit zornflammenden Augen gegen die Mutter auf, fand aber kein Wort.

„So geht das nicht!“ sagte der Vater dazwischentretend. „Ihr reizt euch ja noch immer mehr!“

„Ich gehe!“ sagte Klara und drehte sich ab.

„Klärchen — das wirst du uns nicht antun!“ sprach der Vater herzlich.

Sie fing bei diesem Tone wieder an zu weinen; der Vater legte ihr die Hand auf die Schulter und fuhr fort:

„Beruhige dich doch, Kind! Nimm nicht übel, was nicht übel gemeint ist!“

Sie schluchzte in ihr Taschentuch und dachte, wenn er so weiter bäte, könnte sie doch nicht anders als alles vergessen und bleiben.

„Was wollen wir denn anfangen ohne unser Klärchen!“

Wenn er nur noch sagt, daß es ihm leid tue, dachte sie, und daß sie Unrecht hatten, dann will ich ja schon bleiben und ihnen das nicht antun!

„Ja — und was will denn sie ohne uns anfangen, die Prinzeß?!“ rief die Mutter.

Klara wischte sich die Augen, steckte das Tuch ein, richtete sich auf und sagte:

„Das wollen wir schon sehen!“

„Klara! Sei auch vernünftig! ’s ist ja alles wieder gut!“ redete der Vater zu; sie aber schüttelte den Kopf:

„Nein, ’s ist nicht gut und wird nicht gut! und alles kann ich nicht schlucken!“

„Da schlag doch's Wetter drein!" rief die Mutter. „Man soll wohl auf den Knien abbitten! Kannst lange warten! — Mach uns zum Gespött in der ganzen Stadt, wenn dir das anständiger ist, als ein gutes Wort zu geben! Allons! die Leute kennen uns und wissen, wie wir dich gehalten haben. Auf uns fällt's nicht zurück."

„Daran wollen wir gar nicht denken!" fing der Vater begütigend wieder an. „Das ist dummes Zeug!"

„Was auf mich fällt, werd ich eben tragen müssen!" sagte Klara. „Das schreckt mich nicht. Und ich bitte euch, laßt mich jetzt wenigstens noch in Frieden aus dem Haus gehen!"

Der Vater sah sie groß an und verließ rasch das Zimmer. Die Mutter zuckte die Achseln und sagte:

„Tu, was du nicht lassen kannst! Bist ja mündig."

Schweren Herzens und zitternd stieg Klara hinauf in ihr Zimmer. Gleich darauf rief sie einem Mädchen und bat, über die Treppe hinab sprechend, ihr den großen grauen Koffer zu bringen; ehe sie wieder in ihr Zimmer trat, hörte sie, wie unten die Mutter zur Tür hinausrief:

„Hermine, meine Tochter verreist. Bringen Sie ihr doch den grauen Koffer!"

Nachdem sie dann gepackt, sich selbst eine Droschke geholt und das Gepäck auf den Bock hatte tragen lassen, trat sie, kaum ihrer selbst mächtig, ins Wohnzimmer, um Abschied zu nehmen, fand aber die Eltern nicht darin. Zögernd wollte sie ins Nebenzimmer; die Tür war verschlossen. Sie klopfte.

„Was gibts?" fragte die Mutter.

„Ich möcht euch — Adieu sagen!" antwortete sie mit fast versagender Stimme.

„Kannst lange warten!" gab jene zurück.

„Vater!" schrie Klara.

„Nein, Kind," entgegnete er, „wir sagen dir nicht Adieu!"

Sie fühlte sich zusammensinken und hielt sich an der Türfalle. Nach einer Weile ließ sie behutsam los und schlich verstohlen zum Sofa. Sie saß kraftlos da, machte die Augen zu und dachte mit schmerzendem Hirn: so wollen sie mich jetzt zwingen. Zwingen! kein gutes Wort! — zwingen!

Nun trat sie wieder zur Tür und sagte:

„Ja—dann lebt wohl—in Gottes Namen!" und eilte, floh hinaus zur Droschke, gab dem Kutscher die Adresse an und sank auf den Sitz. Aus Scheu vor dem Gesehenwerden hatte sie den Wagen schließen lassen und konnte nun, während er nach dem andern Stadtteil hinrollte, ihren Tränen freien Lauf geben.

Fortsetzung folgt

Beim Tode eines jungen Hundes

Betrachtungen von Maurice Maeterlinck

Vor kurzem starb mir ein junger Hund, eine Bulldogge, im sechsten Monat seines kurzen Daseins. Er hatte also noch keine Vergangenheit. Seine klugen Augen öffneten sich, um die Welt zu betrachten und die Menschen zu lieben, dann schlossen sie sich wieder vor den geheimnisvollen Ungerechtigkeiten des Todes.

Ein Freund hatte mir das Tier geschenkt und ihm — vielleicht aus Ironie — den etwas unerwarteten Namen Pelleas gegeben. Warum sollte ich ihn anders taufen? Wird der Name eines Menschen oder eines imaginären Helden durch einen armen, gemütvollen, treuen und redlichen Hund entehrt?

Pelleas hatte also eine mächtige, gewölbte Stirn, ähnlich wie Sokrates oder Verlaine, eine kleine schwarze Stülpnase, die wie zu einer unzufriedenen Bejahung hochgezogen war, und darunter ein paar breite gleichmäßig herabhängende Backentaschen, die seinem Kopf einen drohenden, klobigen, verbissenen, nachdenklichen Ausdruck und eine dreieckige Form gaben. Er besaß die Schönheit eines echten Naturungeheuers, das sich genau nach den Gesetzen seiner Art entwickelt hat. Und welch ein verbindlich-aufmerksames, unbestechlich-unschuldiges Lächeln voll liebender Unterwerfung, grenzenloser Dankbarkeit und völliger Hingabe leuchtete bei der geringsten Liebkosung aus dieser prachtvoll-häßlichen Maske! Man wußte nicht recht, woher es eigentlich kam. Aus den treuherzigen, zärtlichen Augen? Aus den Ohren, die sich aufmerksam spitzten, wenn man zu ihm sprach? Aus der Stirn, die sich glättete, um zu verstehen und zu lieben? Oder aus dem Schwanzstummel, der am andern Ende seines Leibes wedelte, um die leidenschaftliche, innige Freude auszudrücken, die das kleine Tier erfüllte, das Glück, wieder einmal die Hand des Gottes zu fühlen, dem es sich hingegeben hatte, und seinem Blick zu begegnen?

Pelleas war in Paris geboren und ich hatte ihn aufs Land mitgenommen. Auf den guten dicken Pfoten, die ihn, unfertig und unförmig, über die unerforschten Pfade seines jungen Lebens trugen, ruhte weich der mächtige, ernste, stumpfnäsige und scheinbar gedankenschwere Kopf.

Denn dieser harte und etwas schwermütige Kopf, der dem eines überangestrengten Kindes glich, begann gerade die erdrückende Arbeit aufzunehmen, die jedes Gehirn beim Eintritt ins Leben belastet. Er mußte binnen fünf oder sechs Wochen eine genügende Vorstellung und Auffassung von der Welt in sich aufnehmen und verarbeiten. Der Mensch, dem alle Kenntnisse seiner Eltern und Brüdern zu Gute

kommen, braucht dreißig oder vierzig Jahre, um diese Weltauffassung notdürftig festzulegen, aber der schlichte Hund muß sie allein in wenigen Tagen entwirren; und doch würde seine Auffassung in den Augen eines allwissenden Gottes vielleicht denselben Wert, das gleiche Schwergewicht haben, wie die unsre ...

Es galt für ihn also die Erde zu erforschen, die sich aufkratzen und aufwühlen läßt und bisweilen erstaunliche Dinge birgt; es galt, den Himmel, der keine Bedeutung hat, weil nichts an ihm eßbar ist, mit einem einzigen Blick abzutun, das Gras, das herrliche grüne Gras, den frischen elastischen Rasen als Spiel- und Rennplatz, als gefälliges, grenzenloses Lager zu erkennen, das den „Hundszahn" birgt, ein Gesundheit förderndes Kraut. Es galt ferner, tausend sonderbare, sich aufdrängende Beobachtungen durch einander zu behalten, z. B. ohne einen anderen Führer als den Schmerz die Höhe der Gegenstände abschätzen zu lernen, von denen man ins Leere hinunter springen kann; sich zu überzeugen, daß es umsonst ist, die Vögel zu verfolgen, die fortfliegen, daß man nicht auf die Bäume klettern kann, um den Katzen nachzustellen, die sich über einen lustig machen; die Sonnenflecke zu erkennen, in denen es sich köstlich schlummert, und die Schattenstellen, wo man friert. Verwundert erkennen, daß der Regen nicht in die Häuser fällt, daß das Wasser kalt, unwohnlich und gefährlich ist, wogegen das Feuer auf Entfernung wohltätig, in der Nähe aber schrecklich ist. Bemerken, daß die Wiesen, die Pachthöfe und bisweilen auch die Wege von riesigen Geschöpfen mit drohenden Hörnern heimgesucht werden, die vielleicht gutmütig und jedenfalls schweigsam sind, die man ziemlich aufdringlich anschnüffeln kann, ohne daß sie davon Notiz nehmen, die aber ihren Hintergedanken niemals verraten. Die demütigende und peinliche Erfahrung machen, daß man in der Heimstätte der Götter nicht unterschiedslos allen Naturgesetzen nachgeben darf. Erkennen, daß die Küche der bevorzugteste und angenehmste Ort dieser Götterwohnung ist, obwohl man sich wegen der Köchin, einer bedeutenden, aber eifersüchtigen Macht, nicht darin aufhalten darf. Sich vergewissern, daß die Türen wichtige und launische Gewalten sind, die bisweilen zum Glück führen, meistens aber fest verschlossen, stumm und starr, hochmütig und herzlos sind und gegen alles Flehen taub bleiben. Ein für allemal lernen, daß die wesentlichen Güter des Daseins, die unzweifelhaften Genüsse, meist in Töpfen und Kasserollen verschlossen und fast immer unerreichbar sind; sie mit geflissentlicher, angelernter Gleichgültigkeit ansehen, sich darin üben, sie zu ignorieren, indem man sich sagt, daß es wahrscheinlich heilige Gegenstände sind, da man sie ja nur ehrerbietig mit der Zungenspitze zu berühren braucht, um den einmütigen Zorn aller Götter des Hauses zu entfesseln.

Und dann: was soll man von dem Tisch denken, auf dem so viele ungeahnte Dinge geschehen, von den höhnischen Lehnstühlen, auf denen man nicht schlafen darf, von den Tellern und Schüsseln, die leer sind, wenn sie einem überlassen werden, von der Lampe, welche die Nacht verscheucht? ... Wieviel Befehle, Gefahren, Verbote, Probleme und Rätsel gilt es in das überladene Hirn einzuordnen? ... Und wie soll das alles mit anderen Gesetzen, anderen noch größeren,

noch gebieterischeren Rätseln in Einklang gebracht werden, die man in sich trägt, in seinem Instinkt, die von Stunde zu Stunde hervortreten und sich entwickeln, die aus dem Schoße der Zeit und der Rasse emportauchen, das Blut, die Muskeln und die Nerven überschwemmend und sich plötzlich unwiderstehlich und zwingend selbst gegen den Schmerz, ja sogar gegen das Gebot des Herrn und die Todesfurcht behauptend? Wenn z. B. — um nur einen Fall zu nehmen — die Stunde des Schlafs für die Menschen geschlagen und der Hund sich in seine Ecke verkrochen hat, und ringsum herrscht Finsternis, Stille und die furchtbare Einsamkeit der Nacht. Alles schläft im Hause des Gebieters. Wie klein und schwach fühlt er sich dem Mysterium gegenüber! Er weiß, daß das Dunkel von schleichenden, lauernden Feinden bevölkert ist. Er mißtraut den Bäumen, dem wehenden Winde, den Mondstrahlen. Er möchte sich verkriechen, den Atem anhalten, um nicht bemerkt zu werden. Und doch muß er wachen, muß beim leisesten Geräusch aus dem Schlupfwinkel heraus, dem Unsichtbaren Trotz bieten und das Schweigen stören, das auf der Welt lastet, auf die Gefahr hin, das Unglück oder das Verbrechen, das flüsternd heranschleicht, auf sich selbst zu lenken. Und wer auch der Feind sei, wär' es selbst der Mensch, das heißt der Bruder des Gottes, den er schützen soll, er muß ihn blindlings angreifen, ihm an die Kehle springen, seine Zähne vielleicht gotteslästerlich in das menschliche Fleisch bohren, alle Zaubermacht einer Hand und Stimme vergessen, die der seines Gebieters gleicht, nie still sein, nie fliehen, sich nie in Versuchung führen noch bestechen lassen, und in der Nacht, allein und ohne Hilfe, den heldenmütigen Warnruf bis zum letzten Seufzer erschallen lassen. Das ist die große, von den Voreltern vererbte Pflicht, die Hauptpflicht, die stärker ist als der Tod, die selbst der Wille und der Zorn des Menschen nicht ändern kann. Unsere ganze bescheidene Menschheitsgeschichte ist unlöslich verknüpft mit der des Hundes in den ersten Kämpfen gegen alles, was atmete, und darum ist sie aus seinem Gedächtnis nicht mehr fortzuwischen. Und wenn wir heute in unseren sicheren Wohnungen bisweilen seinen unzeitgemäßen Eifer bestrafen, so wirft er uns einen erstaunten, vorwurfsvollen Blick zu, als wollte er sagen, daß wir im Irrtum sind und daß er, wenn wir den Hauptpunkt des Paktes außer Acht lassen, den er mit uns schloß, da wir noch in Höhlen, Wäldern und Sümpfen hausten, ihm trotzdem treu bleibt und der ewigen Wahrheit des Lebens, das voller Fallen und feindlicher Gewalten ist, noch näher steht.

Aber wie viel Mühe und Sorge, wie viel Lernen ist nötig, damit er dieser Pflicht gewachsen ist! Und wie verwickelt ist sie geworden, seit wir die stillen Höhlen und öden Seen verließen! Wie einfach, klar und leicht war sie damals! Die einsame Höhle hatte ihren Eingang am Berghang, und alles, was näher kam, alles, was am Rand der Flächen und Wälder sich rührte, war unzweifelhaft ein Feind! ... Heute weiß er es nicht mehr ... Er muß mit einer Zivilisation, die er nicht billigt, gleichen Schritt halten, muß so tun, als ob er tausend unbegreifliche Dinge verstünde ... So scheint es klar, daß die Welt nicht mehr ausschließlich seinem Herrn gehört, daß sein Eigentum unerklärliche Schranken hat ... Es kommt also zu

allererst darauf an, zu wissen, wo das geheiligte Bereich beginnt und endet. Was muß geduldet, was verwehrt werden? — Auf der Straße z. B. hat jedermann, selbst der Bettler, das Recht zu gehen. Warum? — Das ist unbekannt; es ist eine Tatsache, die der Hund beklagt, aber hinnehmen muß. — Dagegen darf sich zum Glück niemand auf dem schönen Fußwege zeigen. Er ist den gesunden Traditionen treu geblieben; er darf also nicht aus den Augen gelassen werden; auf ihm gelangen die schwierigen Probleme ins tägliche Leben. — Nur ein Beispiel. — Der Hund schläft friedlich in einem Sonnenstreifen, der den Küchenboden mit Perlen besät. Die Porzellantöpfe treiben ihr Spiel miteinander; sie stoßen sich mit den Ellenbogen an oder schupfen sich am Rande der mit Papierspitzen gezierten Holzborde. Die Kupferkessel lassen Lichtflecken auf den weißen glatten Wänden spielen. Der mütterliche Herd summt bedächtig und wiegt drei Kochtöpfe, die glückselig tanzen, und durch das kleine Loch, das seinen Bauch erleuchtet, streckt er dem guten Hund, der sich nicht nähern kann, beständig eine feurige Zunge heraus, um ihn zu foppen. Die Uhr langweilt sich in ihrem Eichenschrank, in der Erwartung, daß sie die göttliche Stunde der Mahlzeit schlagen kann, während sie ihren dicken vergoldeten Pendel hin- und herbewegt, und die heimtückischen Mücken quälen den Hund an den Ohren. Auf dem glänzenden Tische liegen ein Huhn, ein Hase und drei Rebhühner, daneben andre Dinge, die Früchte heißen: Pfirsiche, Melonen, Trauben, lauter wertloses Zeug. Die Köchin nimmt einen großen silbernen Fisch aus und schmeißt die Eingeweide, statt sie ihm anzubieten, in den Kasten für Abfälle. O dieser Kasten für Abfälle! Welch unerschöpflicher Schatz, welche Fundstätte unverhoffter Dinge, welch ein Juwel des Hauses! — Auch der Hund bekommt seinen Teil davon, den erlesensten und verstohlensten, aber er muß so tun, als ob er gar nicht wüßte, wo er steht. Es ist ihm ein für allemal streng untersagt, darin zu wühlen. Der Mensch verbietet derart mancherlei angenehme Dinge, und das Leben wäre trübselig, die Tage wären leer, wenn der Hund allen Verboten in Küche, Keller und Eßzimmer nachkäme. Zum Glück ist der Herr zerstreut und behält die gegebenen Befehle nicht lange. Er läßt sich leicht betrügen. Der Hund erreicht doch, was er will, wenn er geduldig die Stunde abwartet. Er ist dem Menschen unterworfen, der allein der Gott ist, aber darum hat er doch seine eigene bestimmte und unverrückbare Moral, nach der alle verbotenen Handlungen, sobald sie ohne Wissen des Menschen geschehen, durchaus erlaubt sind. Also schließen wir das aufmerksame Auge, das alles gesehen hat. Tun wir, als ob wir schliefen und träumen wir vom Mondschein. — Halt! da klopft es sacht an die blaue Fensterscheibe, die nach dem Garten geht. — Was gibt es denn? — Nichts. Ein Rotdornzweig klopft an, um zu sehen, was in der kühlen Küche gemacht wird. — Die Bäume sind sonderbar und oft bewegt, zählen aber nicht mit. Der Hund hat ihnen nichts zu sagen, sie sind unverantwortlich, sie gehorchen dem Winde, der keine Grundsätze hat. — Aber nein! Ich höre Schritte! ... Aufgestanden, die Ohren gespitzt und die Nase bereit! — Nein, es ist der Bäcker, der ans Gitter kommt, während der Briefträger ein Pförtchen in der Lindenhecke öffnet. — Sie

sind bekannt, es ist gut ... Sie bringen etwas und können begrüßt werden. Der Schwanz wedelt zurückhaltend zwei-, dreimal mit gnädigem Lächeln. — Wieder ein Lärm! Was gibts nun wieder? — Ein Wagen hält vor der Haustür. O, das ist schon schwieriger! ... Das Problem ist verwickelt. — Zunächst gilt es, die Pferde reichlich zu beschimpfen. Es sind große hochmütige Tiere, die nie antworten. Indessen beginnt man, die aussteigenden Personen von der Seite zu beobachten. — Sie sind gut gekleidet und scheinen durchaus zuverlässig. Vielleicht werden sie am Tische der Götter Platz nehmen. Sie müssen angebellt werden, aber ohne Bitterkeit, mit einem Anflug von Hochachtung; man muß zeigen, daß man seine Pflicht tut, aber mit Verstand. Trotzdem behält man etwas Verdacht, und hinter dem Rücken der Gäste schnuppert man heimlich, aber beharrlich und mit verständnisvoller Miene, um ihre verborgenen Absichten herauszukriegen.

Aber da schallen humpelnde Schritte in der Nähe der Küche. Diesmal ist's der Bettler, der seinen Bettelsack schleppt, der zweifellose Erbfeind, der unmittelbare Abkömmling dessen, der um die mit Knochen erfüllte Höhle schweift und nun plötzlich im Rassenbewußtsein wieder auftaucht. Trunken vor Wut, mit kurzem Bellen, die Zähne vor Groll und Haß fletschend, will man den unversöhnlichen Gegner an den Hosen packen, da kommt die Köchin mit ihrem Besen, dem wortbrüchigen Küchenzepter, dem Verräter zu Hilfe, und der Hund muß sich wieder in seine Ecke verkriechen, aus der die Augen in ohnmächtigen, scheelen Flammen hervorleuchten und die Kehle furchtbare, aber vergebliche Flüche erschallen läßt. Im stillen denkt der Hund, daß die Welt untergeht und daß das Menschengeschlecht den Begriff von Recht und Unrecht verlernt hat ... Ist damit alles gesagt? — Noch nicht, denn auch das kleinste Leben setzt sich aus unzähligen Pflichten zusammen, und es bedarf einer langen Arbeit, um sich an der Grenze zweier Welten, die so verschieden sind, wie die menschliche und tierische, ein glückliches Dasein zu schaffen. Wie würden wir uns z. B. einrichten, wenn wir, ohne unsere Sphäre zu verlassen, einer Gottheit dienen müßten, die nicht mehr imaginär und uns selbst ähnlich wäre, wie die, die aus unserem Denken geboren ist, sondern einem sehr sichtbaren, allzeit gegenwärtigen, allzeit tätigen Gotte, der unserm Wesen ebenso fremd, ebenso überlegen ist, wie wir dem Hunde?

Endlich — um auf Pelleas zurückzukommen — weiß man alles, was man tun und wie man sich im Machtbereich des Herrn benehmen muß. Aber die Welt ist an den Haustüren nicht zu Ende, und jenseits der Mauern und der Hecke liegt eine Welt, die man nicht mehr zu bewachen hat, wo man nicht mehr zu Hause ist, wo alle Beziehungen verändert sind. Wie hat der Hund sich auf der Straße, auf den Feldern, auf dem Markt, in den Läden zu benehmen? Nach einer Reihe schwieriger und feiner Beobachtungen hat er begriffen, daß es ungehörig ist, sich mit den Passanten abzugeben und dem Anruf von Fremden zu gehorchen, daß er gegen Unbekannte, die ihn streicheln, höflich, aber gleichgültig sein muß. Ferner gilt es, gewissen Pflichten einer geheimnisvollen Höflichkeit gegen seine Brüder, die anderen Hunde, gewissenhaft nachzukommen, Hühner und Enten zu schonen,

in der Konditorei an den Kuchen vorbeizusehen, die sich unverschämt bis zu seiner Zunge herabspreizen, die Katzen, die ihn auf den Türschwellen durch scheußliche Grimassen herausfordern, mit stillschweigender Verachtung zu strafen, aber ihren Hohn nicht zu vergessen; nicht außer Acht zu lassen, daß es erlaubt und sogar löblich ist, Mäuse, Ratten und wilde Kaninchen zu jagen und zu würgen, überhaupt alle Tiere, die durch geheime Kennzeichen verraten, daß sie ihren Frieden mit dem Menschen noch nicht geschlossen haben.

Das alles und noch so viel anderes!.... War es da erstaunlich, daß Pelleas angesichts dieser zahllosen Probleme bisweilen nachdenklich erschien, und daß sein sanfter und bescheidener Blick oft so tief und so ernst war, so sorgenschwer und voll unlöslicher Fragen?

Leider hat er nicht die Zeit gehabt, die schwere und lange Aufgabe zu Ende zu führen, die die Natur dem Instinkt stellt, wenn er sich zu einer klareren Höhe erheben will!... Ein ziemlich geheimnisvolles Leiden, das scheinbar dem einzigen Tiere verhängt ist, das sich aus dem Kreise seiner Geburt erheben kann, eine unbestimmte Krankheit, die die jungen, klugen Hunde zu Hunderten hinrafft, hat den Geschicken und der glücklichen Erziehung meines Pelleas ein Ziel gesetzt. Und nun ruhen so viele Anläufe zu etwas mehr Licht, so viel Glut zum Lieben, so viel Mut zum Verstehen, so viel zutunliche Freude und harmlose Schmeichelei, so viele gute, treue Blicke, die sich zum Menschen emporrichteten und ihn um Hilfe anflehten gegen den ungerechten Tod, so viele schwache Reflexe aus dem tiefen Abgrund einer Welt, die nicht mehr die unsere ist, so viele beinah menschliche Gewohnheiten ruhen nun traurig unter einem blühenden Fliederbaum in der kalten Erde am Ende des Gartens.

Der Mensch liebt den Hund, aber wie müßte er ihn erst lieben, wenn er sich klar machte, welche große und einzige Ausnahme in einem Naturganzen von unbeugsamen Gesetzen diese Liebe eines Wesens ist, das, um sich uns zu nähern, die sonst überall undurchdringlichen Scheidewände, die den Arten gezogen sind, zu durchbrechen gewußt hat. Wir sind allein, völlig allein auf einem Planeten des Zufalls, und unter allen Gestalten des Lebens, die uns umgeben, hat sich nicht eine mit uns verbündet, außer dem Hunde. Einige Geschöpfe fürchten uns, die meisten kennen uns nicht, und keines liebt uns. Wir haben auf Erden die Pflanzen als stumme und unbewegliche Sklavinnen, aber sie dienen uns wider Willen. Sie unterliegen einfach unsern Gesetzen und unserm Joche. Sie sind ohnmächtige Gefangene, Opfer, die nicht fliehen können, aber im stillen rebellisch, und sobald wir sie aus den Augen verlieren, verraten sie uns schleunigst und kehren zu ihrer einstigen wilden und schädlichen Freiheit zurück. Wenn sie Flügel hätten, würden Rose und Getreide bei unserm Nahen fliehen, wie es die Vögel tun. Unter den Tieren zählen wir einige Diener, die sich nur aus Gleichgültigkeit, Feigheit oder Stumpfsinn unterwerfen. Das scheue, ängstliche Pferd gehorcht nur dem Schmerz und

schließt sich an nichts an; der stumpfe und duldende Esel hält es nur bei uns aus, weil er nicht weiß, was er tun und wohin er laufen soll, aber auch unter Knüppel und Packsattel bewahrt er seinen Gedanken hinter den Ohren. Das Rind ist glücklich, so lange es frißt, und folgsam, weil es seit Jahrtausenden keinen eignen Gedanken mehr hat. Das blöde Schaf hat keinen andern Herrn als den Schreck. Das Huhn bleibt getreulich in seinem Hühnerstall, weil es dort mehr Maiskörner und Getreide findet als im nahen Walde. Ich will nicht von der Katze reden, für die wir nichts sind als eine zu dicke, ungenießbare Beute. Sie bleibt das wilde Tier, das uns nur mit scheeler Verachtung in unserm eignen Heim duldet, wie lästige Parasiten. Sie verflucht uns wenigstens in ihrem geheimnisvollen Herzen, aber die anderen alle leben in unserer Nähe, wie sie neben einem Baum oder einem Felsen leben würden. Sie lieben und kennen uns nicht, sie bemerken uns kaum. Sie kümmern sich nicht um unser Leben, unsern Tod, unser Scheiden und Kommen, unsre Freude und Trübsal, unser Lächeln. Sie hören nicht einmal den Klang unserer Stimme, sobald sie nicht mehr droht, und sie blicken uns an mit der mißtrauischen Bestürztheit des Pferdes, in dessen Auge noch die betörte Furcht des Elends oder der Gazelle flackert, die uns zum erstenmal bemerken, oder mit dem stumpfen Trübsinn der Wiederkäuer, die uns ansehen wie eine augenblickliche, unnütze Zugabe zu ihrer Weide.

Seit Jahrtausenden leben sie an unserer Seite und stehen doch unseren Gedanken, unseren Neigungen, unseren Sitten so fern, als wären sie vom unbrüderlichsten Gestirn erst gestern auf unsern Erdball gefallen. In dem grenzenlosen Raume, der den Menschen von allen anderen Wesen trennt, ist es uns nur durch endlose Geduld gelungen, sie ein paar illusorische Schritte weiter zu bringen. Und wenn die Natur ihnen morgen, ohne ihre Gefühle gegen uns zu verändern, den Verstand und die Waffen gäbe, uns zu besiegen, so muß ich gestehen, daß ich vor der jähzornigen Rache des Pferdes, der eigensinnigen Vergeltung des Esels und der in Wut verwandelten Sanftmut des Schafes allen Respekt hätte. Ich würde die Katze fliehen wie einen Tiger, und selbst die gutmütige, feierlich schläfrige Kuh würde mir nur ein geringes Vertrauen einflößen. Und wenn das Huhn mich entdeckte mit seinem runden schnellen Auge, als hätte es eine Schnecke oder einen Wurm erspäht, so würde es mich sicherlich ahnungslos verschlingen.

In dieser vollständigen Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit, in der alles, was uns umgibt, verharrt, in dieser Welt ohne Mitteilbarkeit, in der alles sein Ziel hermetisch in sich selbst verschlossen trägt, wo jedes Schicksal auf sich selbst beschränkt ist und keine andren Beziehungen zwischen den Wesen herrschen, als die zwischen Schlächter und Opfer, zwischen Fressen und Gefressenwerden, wo nichts aus seiner engen Sphäre herauskann und allein der Tod grausame Beziehungen von Wirkung und Ursache zwischen benachbarten Wesen schafft, wo die bescheidenste Sympathie nie bewußt die Schranken einer Art übersprungen hat: ist es unter allem, was auf Erden atmet, nur einem Geschöpf gelungen, den Schicksalskreis zu brechen, aus sich herauszugehen, sich bis zu uns emporzuschwingen und endgültig

die ungeheure Zone der Finsternis, des Schweigens und des Eises zu verlassen, durch die alle Klassen von Wesen im unbegreiflichen Weltplan getrennt sind. Dieses Tier, unser guter Haushund, so schlicht und wenig erstaunlich es uns auch vorkommen mag, was er getan hat, indem er sich so merklich zu einer Welt emporschwang, in der er nicht geboren und für die er nicht bestimmt war, er hat doch einen der ungewöhnlichsten und unwahrscheinlichsten Akte vollbracht, die sich in der großen Geschichte des Lebens finden lassen. Wann hat diese Erkennung des Menschen durch das Tier, dieser außerordentliche Übergang vom Schatten zum Lichte stattgefunden? Haben wir den Pudel, den Hofhund oder die Dogge unter Wölfen und Schakalen gesucht, oder sind sie aus sich heraus zu uns gekommen? Wir wissen nichts davon. Soweit die Annalen der Menschheit reichen, ist der Hund an unsrer Seite, wie jetzt, aber was ist alle menschliche Geschichte im Vergleich zu der zeugnislosen Vorzeit? Stets findet er sich in unseren Behausungen, so alt eingesessen, so gut am Platze, so vollständig unseren Sitten angepaßt, als wäre er auf Erden so erschienen, wie er ist, und zu gleicher Zeit mit dem Menschen. Wir brauchen weder sein Vertrauen noch seine Freundschaft zu erwerben; er wird als unser Freund geboren und glaubt schon an uns, wenn seine Augen noch geschlossen sind, ja, schon vor seiner Geburt ist er dem Menschen ergeben. Aber das Wort Freund gibt seinen liebenden Kultus nicht wieder. Er liebt und verehrt uns, als hätten wir ihn aus dem Nichts emporgezogen. Er ist vor allem unser Geschöpf voll überströmender Dankbarkeit und uns treuer als unser Augapfel. Er ist unser geheimer und begeisterter Sklave, den nichts entmutigt, dem nichts widersteht, dem nichts den glühenden Glauben und die Liebe nehmen kann. Er hat auf bewundernswerte und rührende Weise das schreckliche Problem gelöst, das die menschliche Weisheit würde lösen müssen, wenn ein Geschlecht von Göttern unsern Erdball in Besitz nähme. Er hat die Überlegenheit des Menschen ehrlich, unwiderruflich, gewissenhaft anerkannt; er hat sich ihm mit Leib und Seele hingegeben, ohne Hintergedanken, ohne Gelüste nach Umkehr, und hat von seiner Unabhängigkeit, seinem Instinkt und Charakter nur so viel und so wenig bewahrt, als unerläßlich ist, um das von der Natur vorgezeichnete Leben zu führen. Mit einer Sicherheit, Ungezwungenheit und Einfachheit, die uns ein wenig überrascht, da wir uns für besser und mächtiger halten als alles, was besteht, wird er zu unsern Gunsten dem Tierreich, dem er angehört, untreu und verleugnet unbedenklich seine Rasse, seine Nächsten, seine Mutter und seine Jungen.

Aber er liebt uns nicht nur mit seinem Verstand und Bewußtsein: gerade der Instinkt seiner Rasse, alles Unbewußte seiner Art scheint nur an uns zu denken und auf unseren Nutzen auszugehen. Um uns besser zu dienen und sich unseren mannigfachen Bedürfnissen besser anzupassen, hat er alle Gestalten angenommen und die Eigenschaften und Fähigkeiten, die er uns zur Verfügung stellt, unendlich zu variieren gewußt. Wenn er uns helfen muß, das Wild in den Ebenen zu verfolgen, so werden seine Beine übermäßig lang, sein Maul schmaler, seine Lungen weiter und er wird schneller als der Hirsch. Verbirgt sich unsre

Beute im Gehölz, so bietet uns der gefügige Genius der Art, unsern Wünschen zuvorkommend, den Dachshund, eine Art von fußloser Schlange, die in das undurchdringlichste Dickicht hineinkriecht. Soll er unsre Herden hüten, so verleiht derselbe gefällige Genius ihm den hierzu nötigen Wuchs und Verstand, die nötige Energie und Wachsamkeit. Bestimmen wir ihn zur Bewachung und Verteidigung unserer Häuser, so wird sein Kopf rund und ungeheuerlich, damit sein Gebiß stärker, furchtbarer und hartnäckiger wird. Ziehen wir mit ihm nach dem Süden, so wird sein Fell kurzhaarig und leicht, damit er uns auch unter den Strahlen einer anderen Sonne zu folgen vermag. Ziehen wir nordwärts, so werden seine Füße breit, um besser auf dem Schnee zu treten, sein Fell wird dichter, damit die Kälte ihn nicht zwingt, uns zu verlassen. Ist er nur zu unserm Spielkameraden bestimmt, soll er unsere müßigen Blicke erfreuen und die Wohnung schmücken oder beleben, so erhält er eine überlegene Anmut und Eleganz, wird kleiner als eine Puppe, um auf unseren Knien am Kamin zu schlafen, oder er hält, wenn unsre Laune es so will, selbst einen Stich ins lächerliche, um uns zu gefallen.

In dem ganzen ungeheuren Bett der Natur wird man nicht ein Lebewesen finden, das eine entsprechende Schmiegsamkeit, einen ähnlichen Formenreichtum, eine so wunderbare Anpassungsfähigkeit an unsere Wünsche besitzt, und das rührt daher, daß in der uns bekannten Welt, unter den verschiedenen, primitiven Lebensgenien, die die Entwicklung der Arten lenken, nicht einer existiert, der sich wie der des Hundes je um das Vorhandensein des Menschen gekümmert hätte.

Man könnte vielleicht sagen, daß wir es verstanden haben, gewisse Haustiere fast ebenso gründlich zu verändern, z. B. die Hühner, Tauben, Enten, Pferde und Kaninchen. Ja, vielleicht; aber diese Veränderungen sind mit der des Hundes nicht zu vergleichen, und die Art der Dienste, die uns diese Tiere leisten, bleibt gewissermaßen unveränderlich. Jedenfalls aber, mag dieser Eindruck auch rein imaginär sein oder wirklich den Tatsachen entsprechen: in diesen Veränderungen scheint nicht derselbe unerschöpfliche und zuvorkommende gute Wille, dieselbe scharfsinnige und ausschließliche Liebe zu herrschen. Schließlich ist es ja auch vollständig möglich, daß der Hund, oder vielmehr der uns unerreichbare Genius seiner Art, sich keineswegs um uns beunruhigt und daß wir es einfach verstanden haben, aus den mannigfachen Fähigkeiten, die uns die zahllosen Zufälle des Lebens bieten, Vorteil zu ziehen. Aber das ist einerlei; da wir vom Grund der Dinge nichts wissen, müssen wir uns schon an den Augenschein halten; und es ist angenehm, feststellen zu können, daß es auf dem Planeten, auf dem wir einsam sind wie verkannte Könige, wenigstens dem Anschein nach ein Wesen gibt, das uns liebt.

Wie es aber auch um diesen Anschein bestellt sei, so ist es darum doch nicht minder gewiß, daß der Hund in der Gesamtheit der vernunftbegabten Geschöpfe, die Rechte, Pflichten, eine Aufgabe und ein Schicksal haben, einen wahrhaft privilegierten Platz einnimmt. Er befindet sich auf dieser Welt in einer einzigen, vor allen andern beneidenswerten Lage. Er ist das einzige Lebewesen, das einen unbezweifelbaren, greifbaren, unwiderruflichen und endgültigen Gott gefunden hat

und anerkennt. Er weiß, wem er das Beste seines Ichs weihen soll, wem er sich über sich hinaus hingeben soll. Er hat keine vollkommene, höhere, unendliche Macht aus dem Dunkel der einander ablösenden Lügen, Hypothesen und Träume herauszusuchen. Diese Macht steht vor ihm, und er wandelt im Lichte. Er kennt die höchsten Pflichten, die wir alle nicht kennen. Er hat eine Moral, die höher ist als alles, was er in sich selbst entdecken kann, und die er ohne Bedenken und ohne Furcht üben kann. Er besitzt die volle Wahrheit. Er hat ein unendliches und gewisses Ideal.

Und so sah ich meinen kleinen Pelleas bis zu seiner Krankheit am Fuße meines Schreibtischs liegen, den Schwanz sorgfältig unter den Füßen versteckt, den Kopf etwas geneigt, um mich besser zu fragen, aufmerksam und ruhig zugleich, wie ein Heiliger es in Gottes Gegenwart sein soll. Er war glücklich, wie wir es vielleicht nie sein werden, denn sein Glück entsprang aus dem Lächeln und der Billigung eines Lebens, das dem seinen unvergleichlich überlegen war. Er lag da, trank forschend alle meine Blicke auf und erwiderte sie ernst, wie ein gleichstehendes Wesen, wahrscheinlich um mir verständlich zu machen, daß er wenigstens mit den Augen, diesem fast unstofflichen Organ, welches das Licht, dessen wir uns erfreuen, in liebendes Verständnis verwandelt, mir alles zu sagen vermochte, was Liebe sagen soll. Und wenn ich ihn so sah, jung, glühend und gläubig, wie er mir gleichsam aus dem Schoße der unerschöpflichen Natur ganz frische Kunde vom Leben gab, vertrauensvoll und voll Verwunderung, als wäre er der erste seines Geschlechtes, der auf Erden erschien, und als lebten wir noch in den Tagen der Urzeit, so bewunderte ich seine freudige Gewißheit und sagte mir, daß der Hund bei einem guten Herrn glücklicher ist als dieser, dessen Schicksal noch rings in Dunkel gehüllt bleibt.

Sara Malcolm/ Novelle/ von Jakob Wassermann

Zu Ende des Jahres siebzehnhundertzweiunddreißig, unter der Regierung König Georgs des Zweiten geschah es, daß der Londoner Nachtwächter bei seinem vierten Rundgang in der Nähe von Templebar ein junges Mädchen leblos auf der Straße liegen sah. Er versuchte die Besinnungslose aufzurichten und zu erwecken, und als seine Bemühungen vergeblich blieben, begab er sich zum Tor des nächsten Hauses und klopfte die Bewohner wach. Bald erschienen einige Mägde der Mistreß Lydia Duncomb. Der Master John Kerrel, der im dritten Stock dieses Hauses sein Quartier hatte und zu der späten Stunde erst vom Wirtshaus heimkehrte, gesellte sich der Gruppe hinzu, die alsbald die Ohnmächtige umstand. Sie schien den Ärmsten der Armen anzugehören; abgerissene und schmutzige Gewänder hingen um den vermagerten Körper, der graue Wollrock bedeckte kaum noch die Kniee, das Haar, von jener kupfrigen Farbe, wie es viele Irländerinnen haben, war vom Straßenschmutz besudelt und hing aufgelöst um den Kopf und um die Schultern. Auch ein wenig Blut klebte daran, und man entdeckte beim Nachsehen eine Riß- oder Schlagwunde am Arm, etwas unterhalb der Schulter.

Master John Kerrel, ein scharfblickender Mann, der alle Schlupfwinkel der Stadt kannte und sich auf die Menschenarten Londons verstand, erklärte, das Mädchen gehöre sicher zu den Wäscherinnen vom Temple. Indessen trug man die Leblose ins Haus; der Nachtwächter leuchtete mit seiner Lampe voran. Mistreß Duncomb selbst, eine Greisin von fünfundsiebzig Jahren, war von dem Tumult erwacht und kam heraus. Sie ließ die Verwundete in die Küche tragen und befahl, ihr ein Lager neben dem Herd zu bereiten; dann holte sie ein Stück Linnen und war behilflich, den verletzten Arm einzubinden.

Am Morgen war das unbekannte Mädchen noch immer nicht aus der Betäubung erwacht. Augen und Mund waren fest geschlossen, der Leib war ohne Merkmal des tätigen Atems. Es wurde über die Straße nach dem Doktor Rush geschickt; als er kam und sah, daß er seine Kunst an ein armseliges Dirnlein verschwenden sollte, zuckte er die Achseln und verordnete einen Aderlaß, ohne die Wunde am Arm zu bedenken, durch die schon genug Lebenssaft entflossen war. Es verging der ganze Tag, die Fremde lag da wie in der ersten Stunde; man hatte nichts über sie erfahren können, nicht, woher sie kam, wie sie hieß und durch welche Umstände sie ums Leben gekommen war, — denn allmählich durfte man annehmen, daß es mit ihr vorüber sei und nichts mehr anderes zu geschehen habe, als für sie, wie für so viel andere geheimnisvoll Hingegangene, ein Grab aufzuscharren. Die Hausbewohner waren lebhaft erregt durch den Vorfall. John Kerrels Freund und Zimmerkamerad, Master John Gehagan, der in der vergangenen Nacht zu

früher Zeit heimgekehrt war, wollte gegen ein Uhr ein heftiges Geschrei aus der Richtung von St. James gehört haben, aber dadurch war nichts erklärt, nichts bewiesen. John Gehagan ging hinunter in Mistreß Duncombs Küche, besichtigte das regungslose Mädchen mit dem Mißtrauen eines Menschen, der sein Lebelang unter allerlei Listen und Schurkereien hat leiden müssen, und gab den Rat, man solle der Person doch einen Blasebalg unter die Nase führen oder ihre Fußsohlen ein wenig mit glühendem Eisen kitzeln. Aber er betrachtete trotzdem nicht ohne Mitleiden diese schmalen, kindlich kleinen, nackten Füße, die noch vom Kot irgend welcher Gossen beschmutzt waren.

Die Dunkelheit war schon angebrochen, da begann plötzlich die Ohnmächtige wieder zu atmen. Nur die Zofe und das Laufmädchen waren in der Küche, und jene rief sogleich ihre Herrin. Als Mistreß Duncomb nun an das Lager vor dem Herd trat, blieb sie voll tiefen Staunens wie angewurzelt stehen. Sie blickte in ein Gesicht, das auf einmal von allem Irdischen losgelöst war. Um den Mund bis in die Lippen hinein hatte sich ein Lächeln geschlichen, als ob die Schlafende selige Engelschöre singen höre oder auf seinem lichten Thron Gott den Vater selbst erblickte. Es war ein Traum, zweifellos; doch nur ein solcher, wie ihn der Mensch — und sei er der beglückteste — nur ein einziges Mal träumen kann, und wenn er sonst zu den Armen und Geschlagenen gehört, so ist ihm der Born der Seligkeit aufgetan und er kann sich bezahlt machen für vergangene und kommende Leiden. Die übrigen Mägde, die sich nach und nach einfanden, umgaben verwundert das Bett. Das Lächeln der Träumerin faßte jede Einzelne tief an in ihrem Innern, dort, wo die Liebe ihre Wurzeln schlägt, überwuchert von den Schlingpflanzen der Alltäglichkeit. Andächtig standen sie dabei, die Hände über den weißen holländischen Schürzen gefaltet, und blickten in das Feuer dieses Traums, bis ihre Augen glänzten und sie eine bittere Unzufriedenheit mit den Zuständen dieser Welt und ihres eigenen Daseins verspürten. Schließlich begann eine der Letztgekommenen laut zu beten, und davon erwachte das Mädchen aus ihrem Todesschlaf und öffnete die Augen.

Da war es nun wieder ein Gesicht wie alle Gesichter oder wenigstens wie viele; die Fremdheit sank von ihm herunter, und die Weiber, die im Kreis standen, fühlten sich ein wenig beschämt und geärgert. Man wollte den Namen einer bisher so rätselhaften Person wissen, und sie gab bereitwillig Auskunft, daß sie Sara Malcolm hieße. Sonst war nichts aus ihr herauszubringen. Je mehr man in sie drängte, je verstockter wurde sie. Sie geberdete sich so scheu und verschlossen, daß selbst das Wohlwollen der gutmütigen Herrin daran Anstoß nahm, die ihr immer wieder von neuem versicherte, daß sie in ihrem Hause bleiben könne, daß sie hier Arbeit und Brot finde und Gefahren nicht mehr zu fürchten brauche, deren Andenken ihr vielleicht das Herz beschwerten. Vergeblich; argwöhnisch und ängstlich flogen ihre Augen von Gesicht zu Gesicht, blieben auf keinem sanfter ruhen, und als sie mit der Musterung Aller fertig war, seufzte sie bang und schaute verdrossen und ein wenig zitternd zu Boden. Die gütige Mistreß ließ ihr zu essen bringen, und mit Gier schlang sie bis auf den letzten Bissen Brot alles hinunter. Darauf mußte

sie ihre Lumpen ablegen und sie erhielt anständige Kleider, und ein Mädchen war ihr behilflich, das wunderbare rote Haar auszukämmen, das bis zu den Fußsohlen reichte und so dicht war, daß es an Stelle eines Mantels hätte dienen können.

Sara Malcolm blieb im Hause. Sie mußte niedrige Arbeit verrichten und des letzten Dieners Dienerin sein. Sie mußte treppauf treppunter laufen, für die Mietsherren über die Straße rennen, das Schoßhündchen der Frau suchen, wenn es sich verloren hatte, und aus der Schenke das Bier für den Stallknecht holen. Sara! rief es früh und spät, Sara! hier und dort. Und nicht genug mit all dem Eilen, Hasten, Schaffen und Kommandiertwerden, hatte sie auch noch die frechen Zumutungen der Männer abzuwehren, vom noblen Gentleman, der um Mitternacht besoffen die Stiege hinaufstolperte, bis zum pockennarbigen Bäckerjungen, der nach Tagesanbruch ans Haustor pochte. Viel Arbeit hatte Sara, das ist wahr, und wenig Schlaf. Wenn die Stiefel geputzt und die Gewänder gebürstet waren, stand die Uhr immer schon weit in der Nacht, das Haus selbst lag im Schlummer, und sie taumelte in einen kleinen Verschlag neben der Kellerluke, wo sie und das Laufmädchen auf Strohlagern schlafen mußten.

Doch war sie in ihrem Gemüte zufrieden, wenn man sie nur mit Worten in Ruhe ließ, nur nicht an ihr herumfragte, nach vergangenen Dingen forschte. Die Warums und Wanns waren ihr bitterer als Hunger und Regenwetter. Dies Eine hatte sich bald herausgestellt, und John Kerrel hatte recht geraten: sie war im Tempelbar Wäscherin gewesen. Aber es war länger her denn ein Jahr; man wollte wissen, daß sie sich einem unehrbaren Wandel ergeben habe und der Eine oder Andere wollte sie in verrufenen Kneipen gesehen haben mit Leuten, denen ein anständiger Mann selbst bei Tage nicht begegnen will.

Bei solchem Gemunkle hatte es sein Bewenden; zum Schluß kümmerte man sich nicht mehr viel um Sara. Man ließ sie leben und atmen, das war alles, — für sie genug. Den Himmel zu sehen, hatte sie kein häufiges Verlangen, und wenn sie von der Sonne nur gerade gestreift wurde, ihr war es genug. Den auf sie gerichteten Blick erwiderte sie nicht, für ein Lächeln hatte sie kein Gegenlächeln, Scherze wußte sie nicht zu deuten oder sie schlüpften an ihren Ohren vorbei, wie die Blicke an ihren Augen. Seufzen hörte sie Keiner, somit schien sie mit ihrem Los einverstanden und jener Sorte von Geschöpfen anzugehören, die ohne den Anblick froher Dinge und ohne Freude zu existieren vermögen.

Dennoch hatte sie eine Eigentümlichkeit, durch die ihr Wesen immer wieder als etwas Besonderes, ja Verdächtiges von den Hausleuten empfunden wurde. Am Sonntag, dem Tag der Ruhe, wenn Andere Geselligkeit suchten, spazieren gingen und die besten Gewänder umhingen, blieb Sara einsam zu Hause sitzen und starrte vor sich nieder mit einem Ausdruck des Besinnens, einem Ausdruck des gewaltsamen Nachdenkens, der stundenlang ihrem Gesicht das Ansehen einer Wachsmaske gab. Ihre indigoblauen Augen verloren den Blick nach außen; ihre um die Kniee geschlungenen Arme zogen Kopf und Schultern nach vorwärts, und so

saß sie, der Spott aller Wachen, die Beängstigung aller Frommen, die der Meinung zuneigten, daß Sara Malcolm ein Hexlein sei, das mit dem Bösen Umgang habe und am Tage des Herrn dafür zur Erstarrung verurteilt werde.

Es war nur ein Traum, der Solches bewirkte, ein vergessener Traum. Die einmal beglückt gewesene Seele wollte das verlorene Bild wiederhaben, und sie fand es nicht. Sie erinnerte sich deutlich, wie etwas Herrliches aufgequollen war, damals aus der Finsternis des langen Schlafes; das Glück darüber hatte ihr das Herz zum Bersten voll gemacht und war emporgesproßt bis zum Munde und war als ein Lächeln um die Lippen erblüht. Dann war das Erwachen gekommen, — die Augen sahen nichts mehr, das Herz fühlte nichts mehr. Abergläubisch schaudernd dachte sie an diese Stunde, die ihr nichts zurückgelassen hatte als die Sehnsucht nach irgend etwas Unbekanntem.

Einmal kam Master Gehagan nach Hause und trat in den Hof, um zu den Fenstern John Kerrels hinauf zu pfeifen und ihm zuzurufen, daß Francis Rhymer, der junge Freund beider Männer noch diesen Abend zu seiner Hochzeit aus Schottland in London ankomme; ein Eilbote habe die Nachricht gebracht. Kerrel freute sich und erwiderte, da sei es wohl das Beste, ihn für die nächsten Tage hier im Haus zu herbergen. Master Gehagan wollte den Hof wieder verlassen, da fiel sein Blick durch die beginnende Dämmerung auf Sara Malcolm, die vor der offenen Stalltüre eine frisch geschlachtete Gans rupfte. Obwohl er sich sagte, daß es kaum der Mühe verlohne, hatte er Lust, das unscheinbare, sommersproßige Mädchen zu küssen. Er ging auf sie zu, ergriff ohne viele Worte mit beiden Händen ihren Kopf und spitzte seine Lippen; aber was er für leicht gehalten, zeigte sich unausführbar. Wild aufgerissene Augen starrten ihn an, und zwei Arme stemmten sich stählern gegen seine Brust. Da wuchs die Begierde; er packte sie bei den Schultern, schleppte sie in den Stall, wo über den leeren Krippen ein Lämpchen düster flammte, und warf sie aufs Stroh. Als er sich nun zu ihr niederbeugen wollte, prallte er mit einem erschrockenen Aufschrei zurück. Das ganze Gesicht Saras war mit Blut wie bestrichen, so daß es einen grauenhaften Anblick darbot; wohl erkannte er den natürlichen Grund: aus dem Hals des toten Tieres, das Sara nicht aus den erhobenen Händen gelassen, war das Blut noch einmal entflossen und hatte das Antlitz des Mädchens bedeckt; aber mit seiner Liebesgier wars vorbei und er floh ängstlich und erregt.

Als Sara allein war, ging sie zum Brunnentrog und wusch Gesicht und Arme, dann konnte sie nicht widerstehen, sie mußte sich auf den Rand setzen und denken. Indessen wurde es Nacht, und zwischen zwei steilen Mauern stieg am bläulichen Himmel der Mond herauf. Sie wünschte sich, daß das Gestirn zur goldenen Schale werde und ihr vor die Füße fallen möchte, so wäre sie reich genug, um Tag und Nacht verweilen und versinnen zu können. Aber da rief es schon wieder: Sara! Sara! Mistreß Duncomb begrüßte im Flur einen eben angekommenen Fremdling, der vor der Stiege stand und langsam Schritt um Schritt hinaufging. Vor dem Haus hielt die Karosse, in der er gereist war. John Gehagan war

draußen und half dem Diener, das Gepäck abladen. „Gieb nur Acht, daß nichts vergessen wird, John!" rief die Stimme des jungen Mannes von oben, eine wohllautende Stimme ohne Schwere, der man es anhörte, daß sie zu scherzen liebte. Aber er kam selbst noch einmal herab, und mit fürsorglichem Wesen nahm er dem Bedienten einen Gegenstand ab. „Was ist es?" fragte Gehagan. „Am Ende gar das Brautgeschenk?" Der Andere nickte, und in einer Wallung der Freude oder des Übermuts öffnete er die Hülle und zeigte John Gehagan einen Pokal, der aus purem Golde war und mit Edelsteinen verziert, die einen feurigen Kreis unterhalb des Mundrandes bildeten. Master Gehagan griff erstaunt danach und rief lachend aus: „Ein Ehepfand der Art wird man in England nicht mehr auftreiben. Eines solchen Kleinods kann sich nicht einmal des Königs Schatzkammer rühmen." Und er folgte dem Freunde und trug den Pokal selbst hinauf.

Sara mußte Wein aus dem Keller holen. Ihre Ohren vernahmen den Befehl, auch führte sie ihn sogleich aus, aber in ihrem Sinn ging Anderes vor. Während sie sich mit dem Wachslicht die Kellertreppe hinuntertastete, sah sie im Dunkel vor sich immerfort den schönen Becher. Ihr deuchte, daß alles Glück des Lebens mit seinem Besitz verbunden sein müsse. Und wenn sie ihn auch nicht haben, nicht Eigentum nennen konnte, einmal wollte sie ihn in der Hand halten, ganz zwischen den Händen, und ihn mit den Fingern umfangen wie etwas, das man so recht mit aller Kraft begehrt. Und während ihr aus dem niedrigen Gewölbe die kühlfeuchte Luft in Wellen ins Gesicht schlug, nahm das unerklärliche Begehren so überhand in ihrer Brust, daß ihr angst und bang darüber wurde. Was war es nur um jenes Ding? Nicht das Gold, nicht das Edelgestein lockte so, nicht die Vorstellung von seinem hohen Wert und daß etwas Anderes, gleich Wertvolles dafür zu erkaufen sei; nein, es kam ihr wie ein Talisman vor, begabt, das dunkle, enge Leben irgendwie in die Helle und Weite zu zaubern und mit jedem Trank, den man aus ihm trinke, den armen Körper zu stärken und zu beseligen. Nie hatte sie etwas mit gleicher Inbrust verlangt. Wenn sie mit Mary Tracy und den beiden Brüdern Alexander nächtlicherweile, gehorsam durch Zwang, auf Diebstahl ausgezogen war, hatte sie das Erbeutete mit Verachtung und Leid angesehen und ihren Anteil oft verschenkt.

Zitternd kam sie in die Küche, und von den Flaschen, die sie brachte, entfiel eine ihrer Hand und zerbrach auf den Steinfließen. Die Köchin nahm ein brennendes Scheit vom Herdfeuer und wollte es im Zorn nach Sara schleudern, die mit blanken Füßen im fließenden roten Wein stand. Sie deckte die Hände über das Gesicht und lief stumm davon. Die Arbeit, die sie tat, ging ihr nicht von der Hand, Arme und Beine schienen aus Blei; die Lippen, die Zunge brannten, und es war doch kein Leibesdurst. Da schlich sie die Stiegen hinauf, bis vor das Zimmer, in das der junge Mann eingezogen war. Das Schlüsselloch war durch den Schlüsselbart verdeckt; unten aus der Spalte schimmerte Licht. Und während sie ihr Ohr an das Holz legte, vernahm sie, daß er drinnen mit seiner leichten Stimme sang; sie verstand auch die Worte:

Mißraten Herz, was schreist du nach dem Golde,
Halt' es nur fest, auf daß es nicht entgleite,
Dein Schätzlein traut, so alles haben wollte,
Trägt ein Gewand aus himmelblauer Seide.
Und hast du nichts und kannst du ihr nichts geben,
So fordert sie dein junges Blut und Leben.

Im oberen Stock wurde John Kerrels Tür mit großem Lärm aufgemacht und seine Baßstimme dröhnte durch das Haus. Sara schlich wieder hinab, die wütende Unrast ihres Innern konnte sie nicht mehr dämpfen. Allmählich kam Nachtstille über das Haus und die Stunde, wo selbst Saras Füße ruhen durften. Das Tor ward zugetan und der Wächter schrie seine Zeiten ab. Auf ihrem harten Lager warf sich Sara von einer Seite auf die andere. Kaum schloß sie die Augen, so erblickte sie den goldenen Pokal, und ihr wurde kalt und heiß. Nach Mitternacht erhob sie sich leise, zog Rock und Kittel an, ging unsicheren Schritts auf den Gang und schlich langsam, auf jeder Stufe innehaltend und lauschend, die Treppe zu Francis Rhymers Zimmer empor. Es war nicht völlig finster; durch das runde Fensterchen oberhalb des Haustors schien der Mond herein und bemalte das breite Stiegengeländer mit einem grünen Streifen. Bald stand sie wieder vor der Tür und horchte. Es war alles still, nur das eigene Herz schlug wild und laut. Sie legte die Hand auf die metallene Klinke, und spürte eisigen Schrecken, als die Tür sich wie von selber auftat und das Zimmer in wunderlicher Doppelbeleuchtung vor ihr lag. Durch die Fenster strahlte der helle Mond, und auf einer Konsole am Bett brannte die Öllampe. Auf dem Bett schlief der junge Fremde, noch halb in seinen Kleidern, und ein Buch, in dem er gelesen, war der herabhängenden Hand entglitten und auf den Boden gefallen; dies, wie das unverriegelte Türschloß waren Anzeichen, daß er den Schlaf noch nicht gesucht hatte, sondern daß er von ihm überwältigt worden war. Und wenn Sara in ihrem dunkeln Sinn eine günstige Schickung darin hätte erblicken wollen, so mußte der höhere Wille in ihren Augen unbezweifelbar werden, als sie das Ziel ihrer tollen Begierde dicht vor sich auf dem Tisch stehen sah: den goldenen Becher, auf der einen Seite grün beglänzt vom Mondlicht, auf der anderen rötlich vom Licht der Nachtlampe. Sie ging hin und griff danach, legte ihre Hände um das Kleinod und fühlte die Beseligung über den Besitz durch jeden Finger einzeln einströmen. Im Übermaß ihrer unheimlichen Ekstase setzte sie den Bechersrand an den Mund, als ob sie trinken wollte; es entstand ein Rauschen und Brausen im Innern des leeren Pokals, und es war, als ob irgend etwas Laues, Wohliges den Schlund hinabflöße und den Leib bis zu den Zehen und Haarspitzen ausfüllte.

Da sie nun den Pokal hatte, gedachte sie fortzueilen und aus dem Haus zu fliehen. Aber eine flüchtige Lust wandelte sie an, das Gesicht des jungen Menschen zu sehen und sich auszumalen, wie seinen Zügen das Leid stehen möchte, das er morgen um das verlorene Brautgut tragen würde.

Sie trat hin. Sie beugte sich ein wenig und gewahrte nun deutlich die edlen freund-

lichen Züge. Sie wollte einen Schrei ausstoßen, doch die Lippen hielten ihn noch rechtzeitig zurück. Ihre Augen erweiterten sich, und sie atmete schwer. Mein Traum, dachte sie, innerlich schluchzend, mein schöner Traum. Diesen Jüngling hatte sie im Traum gesehen, mit denselben schlummergefärbten Wangen. Jetzt erst in seinem Schlaf erkannte sie ihn. Lächelnd war er zu ihr gekommen, sie waren miteinander in ein strahlendes Haus gegangen, und dort hatten sie sich vermählt. Jetzt wußte sie alles. Zusammengeduckt wandte sich Sara um und eilte aus dem Zimmer, vergaß die Tür zu schließen, ging die Stiege hinunter, begab sich in die Kammer, wo die Schlafgenossin schnarchte, warf sich auf ihr Lager hin und stierte in die Luft. Den Pokal hatte sie noch immer im Arm. Er bekam an ihrem Körper eine lebendige Gewalt und redete zu ihr. Da packte sie die Furcht; sie wühlte an der Wandseite des Lagers das Stroh auf und versteckte ihn. Aber er war nicht genug verborgen, er redete noch lauter. Sara konnte es nicht ertragen. Sie stand auf, frierend lief sie in den Flur und wünschte, daß die Nacht schon vorbei wäre. Sie schob den großen Riegel vom Haustor, öffnete leis und lief auf die Straße. Ein herrenloser Hund eilte brummend auf sie zu. Das helle Mondlicht scheuend, flüchtete sie ins Dunkel, wußte aber keineswegs, wohin sie sich wenden sollte. Es trieb sie zu einer Kirche, sie wollte beten, sie wollte vor Gottes Angesicht erscheinen. Die Liebe hatte sie ergriffen, und nun wußte sie es, daß Liebe Mark und Bein verzehrt und das Blut so schnell antreibt, daß alle Adern davon schmerzen. Sie hatte den Herrgott nie gekannt, hatte Christum verleugnet und gegen sein Gebot gefehlt.

Indessen geschah es, daß sich vor Lydia Duncombs Haus eine Gesellschaft von drei Personen zusammenfand, zwei Männer und eine Frau. Dies waren die beiden Brüder Alexander und die gelbe Mary Tracy. Die beiden Alexander waren berühmt in der Verbrecherzunft. Sie waren Zwillingsbrüder und sahen einander so ähnlich, daß man einst in Whitechapel, als sie betrunken waren, dem einen das linke Ohr abgeschnitten hatte, damit man sie fürder unterscheiden könne. Sie waren es, die vor Wochen mit Sara Malcolm aus Aldermans Bierspelunke aufgebrochen waren, um einen wohl vorbereiteten Streich am Bullhead in Breadstreet auszuführen. Da verweigerte Sara plötzlich ihre Teilnahme, denn aus den Reden der zwei Kumpane hatte sie herausgehört, daß diesmal Blut fließen müsse. Es entstand ein kurzer Wortwechsel, Tom Alexander schlug das Mädchen nieder und Bill Alexander, der Ohneohr, tat ihr Gewalt an, während sie ohnmächtig dalag; er rühmte sich dessen lange Zeit, denn Sara hatte ihren Spießgesellen alles zu Willen getan, nur ihren Leib hatte sie nicht gegeben. Es vergingen Wochen; Mary Tracy erfuhr zufällig, daß Sara bei Mistreß Duncomb in Diensten stehe. Sofort wurde beschlossen, diesen Umstand auszunützen, aber die Versuche, sich Sara zu nähern, waren erfolglos; bei Tag durfte man sich nicht blicken lassen, schon aus Furcht, daß Sara Verrat üben würde, und in der Nacht war das Haus eine versperrte Festung. Doch als die Spionin Kunde brachte, ein reicher schottischer Edelmann, Francis Rhymer, habe bei Mistreß Duncomb Quartier bezogen, wollten

Tom und Bill um jeden Preis etwas unternehmen. Mit Strickleitern, Sprengs- und Sägewerkzeugen machten sie sich auf den Weg und kamen genau zu der Zeit an, wo der Mond hinter die Dächer der Häuser sank. Zuerst wollten sie an das Tor pochen in einer Weise, die Sara kennen mußte und, weil sie nahbei schlief, auch hören konnte. Wenn dann ein Anderer aufmachte, so war es eben um ihn geschehen, falls er unbewaffnet und ahnungslos war. Sehr überrascht waren nun die Elenden, als sie das Tor offen sahen; sie dachten an eine Falle. Vorsichtig warteten sie; nichts Verdächtiges zeigte sich. Mary Tracy blieb auf Wache, die beiden Alexander begaben sich hinein, krochen zur Treppe, ein Lichtschimmer von oben erleichterte den Weg, und sie fanden eine offenstehende Stubentüre. Mary Tracy, die in der Dunkelheit dabeigestanden, als der Schotte aus dem Wagen gestiegen, hatte ihnen seine Erscheinung beschrieben, und als sie den Schlafenden gewahrten, zweifelten sie nicht, daß sie ihr Opfer erreicht hatten. Sie waren kundige Köpfe und geschickte Arbeiter; sie wußten, wo Schätze verborgen sein konnten, der Zweck verlangte eine grauenvolle Tat von ihnen; und so geschah es, wie es geschehen mußte, weil es von Anfang an durch den Lauf der Dinge besiegelt war.

Als Sara zurückkam und im Finstern vor dem Duncombschen Hause eine Gestalt sah, erschrak sie, denn jetzt wurde ihr bewußt, wie sträflich sie gehandelt, daß sie das schlafende Haus unverwahrt gelassen. Sie kam näher, und Mary Tracy, forschend wer es sei, trat ihr entgegen. Da erkannten sich die Beiden. „Du bists, Sara," sagte Mary vertraulich und legte den Arm um die Schulter des Mädchens. Saras Herz füllte sich mit düstern Ahnungen. Sie war so bestürzt, daß sie außer Stande war, sich auf den Beinen zu halten, und sich auf die Steintreppe niederließ. Mary Tracy fragte mit verstellter Zärtlichkeit, wie es ihr gegangen sei, wo sie jetzt in tiefster Nacht herkomme und ob sie nicht wieder mit hinauskommen wolle in das freie Leben. Sara horchte geistesabwesend in die Luft hinein, sie spürte, daß im Haus etwas Böses vorging, dann schlug sie die Hände vors Gesicht und fing bitterlich an zu weinen. „Hör doch auf," gebot Mary Tracy, schaute ängstlich straßauf straßab und zu den Fenstern. „Hör doch auf, wir geben dir Geld." „Nun war ich bis unter dem Schwibbogen bei Figtree-Court," wehklagte Sara in ihr Weinen hinein. „Ich wollte zu einer Kirche und wollte beten, und als ich eine fand, war alles verschlossen. Warum ist Gott in seinem eigenen Haus eingesperrt?" Noch fester hielt sie die Hände ans Gesicht gepreßt, noch stürmischer wurde ihr Weinen. Aus dem Tor huschten hastig die beiden Alexander; nackfüßig huschten sie, horchten vorwärts verstört zurück, lauschten eine Sekunde lang verstört in die Straße hinein und raunten, die Hände zum Mund emporgehoben: „Fort! fort!" Darauf sprangen sie davon, ohne Sara nur gesehen zu haben. Mary Tracy folgte ihnen mit einem Wutschrei; sie fürchtete um die Beute betrogen zu werden.

Das Frührot dämmerte. Sara ging ins Haus und sperrte den Riegel ab. Innen war alles still wie zuvor. Sie wankte in ihre Kammer und fiel hin aufs Stroh.

Schlafen konnte sie nicht. Die Glieder ruhten ein wenig, aber Augen und Brust brannten. Ich bin ein verloren Weib, dachte sie. Es wurde heller. Da gewahrte sie oben an der Decke einen roten Fleck. Über diesem Raum lag Francis Rhymers Zimmer. Was für ein Flecken mag das sein? fuhr es ihr durch den Kopf, und siehe, es tropfte etwas herab, und nach einem Weilchen wieder, es tropfte auf ihr Hemd. Bei dem klarer werdenden Licht erkannte sie, daß es Blut sein mußte. Nun wurde alles auf einmal sonderbar starr in ihrem Innern. Ich bin ein verloren Weib, wiederholte sie, als sie aufstand. Der Bäcker klopfte schon ans Haus. Eine halbe Stunde später wurde das Laufmädchen wach und sah das Blut und lief entsetzt auf die Diele. Sara war um die Milch für den Molkensekt gegangen; als sie wiederkam, stand eine Menge Volks vor dem Hause. „Einer ist umgebracht worden," erzählten sie einander. Master Knight, der ebenfalls zu den Bewohnern des Logirhauses gehörte, schaute vom zweiten Stock im Nachthemd herab und schrie. Sara drängte sich schweigend durch die Leute und gelangte ins Haus. Eben wurde Mistreß Duncomb halb ohnmächtig von Anne Love und Miß Oliphant die Stiege herabgetragen; ihre Jungfer Elisabeth Harrison, ein kränkliches Geschöpf, hatte wie leblos den Pfosten umklammert. Darauf kam Master Kerrel die Stiege herab; er war schneeweiß im Gesicht, man sah es ihm an, daß er etwas sagen wollte und nicht konnte, vor Entsetzen blieb ihm die Sprache aus. Er war erst um fünf Uhr morgens nach Hause gekommen, so lange hatte er sich in einigen Kaffeehäusern in Coventgarden umgetrieben. Er hatte nichts Verdächtiges bemerkt, Francis Rhymers Zimmer war geschlossen gewesen. Oben hörte man John Gehagan brüllen vor Schmerz, er beklagte in dem Ermordeten den teuersten Freund. Der Pöbel drängte ins Haus. John Kerrel und der Stallbursche hatten Mühe, die Leute zu verhindern, daß sie die Stiege stürmten. Sara schaute eine Weile regungslos dem allen zu, plötzlich zuckte sie konvulsivisch zusammen und fuhr mit den beiden Händen an die Schläfen. Sie sprang die Treppe empor, stürzte in das Zimmer des unglücklichen Jünglings und warf sich vor das Bett hin, ohne daß ein Laut von ihren Lippen kam. Sie rang bloß die Hände. „Du Höllenhure. Scheer' dich fort!" schrie John Gehagan, packte sie bei den Haaren und wollte sie vom Bett wegzerren, auf dem der bleiche Mensch mit durchschnittenem Hals lag. Da sah ihn Sara mit Augen an, vor denen er erstarrte. Jetzt erinnerte er sich an ihr blutbedecktes Gesicht von gestern, und ihm wurde unheimlich zumute. Einige Mädchen standen an der Schwelle und beobachteten, was vorging, unter ihnen die Köchin, und auch sie erinnerte sich, wie Sara am Abend im roten Wein gewatet wie in Blut. Der Konstabler Allstone erschien. Die Volksmenge draußen hatte sich vermehrt, doch es war gelungen, das Tor abzuriegeln. Wie vom Fieber getrieben, ging Sara aus dem Zimmer und hinunter, machte sich in der Küche zu schaffen, stellte sich mit gerunzelter Stirne zum Feuer und wärmte die Hände. Bald kam die eine bald die andere von den Mädchen. Sie flüsterten und tuschelten; Stunden mochten verflossen sein, da hieß es: „Sara, du sollst hinaus zu Master Gehagan." Sara ging hinaus, floh an John Gehagan und John Kerrel, die

Beide im Flur warteten, mit gesenktem Kopf vorbei und eilte in ihre Kammer. Dort stand sie zitternd, horchend, schnell atmend, bis die Männer nachfolgten. „Hast du die Nacht über geschlafen?" fragte der mildere Master Kerrel. Keine Antwort. „Warum ist dein Rock vor den Knieen blutig?" fragte John Gehagan. „Ich habe oben gekniet, das wißt Ihr doch," erwiderte sie mit kaum vernehmbarer Stimme. „Dein Benehmen ist sonderbar. Hast du Geld am Leibe versteckt, Mädchen?" forschte John Gehagan weiter. Zugleich trat er auf sie zu, steckte die Hand in ihr Busentuch, suchte die Brüste hinunter, und wie er ihr unter den Arm fühlte, erschrak sie und ihr Kopf flog zurück. Da wurde ein Stück Hemd mit dem Blutfleck sichtbar. „Und woher ist dies Blut?" fragte Master Gehagan rauh. Sara deutete in die Höhe; „dort ist es her," entgegnete sie, ohne des Doppelsinns inne zu werden. Mittlerweile hatte sich John Kerrel an das Durchsuchen des Strohlagers gemacht, und auf ein Mal zog er mit einem heiseren Schrei den Pokal hervor. Das Gefäß zitterte in seiner Faust, John Gehagan drückte fassungslos beide Hände gegen das Herz.

„Ich weiß, ich bin ein verloren Weib!" schrie Sara. „Ich will ja nichts, als den Tod erleiden." Sie fiel nieder und umklammerte die Beine John Gehagans so fest, daß er sich kaum losmachen konnte. Ihre Augen rollten und vergingen fast, und ein furchtbares Seufzen drang aus der Tiefe ihres bedrängten Innern. John Kerrel eilte hinauf, bald kamen zwei Konstabler und führten Sara ins Gefängnis nach Newgate, wie sie war, mit ihrem Arbeitsrock und der blauen Kappe.

Vor den Richter, Sir Roger Brocas gebracht, konnte sie nicht sprechen. Es war ein Jammer, sie anzusehen. Sir Roger fühlte Erbarmen, verschonte sie für diesen Tag und ließ sie in die Zelle zurückbringen. Sie legte sich nicht hin, sie ging nicht umher, sie stand regungslos am vergitterten Fenster und blickte hinaus auf den finstern Hof und sah zu, wie es zu regnen anfing und wie es Nacht wurde, und hörte den Wind heulen. Und wie es nun so einsam und dunkel um sie geworden war, da spürte sie plötzlich ein wundersames Pochen in ihrem Leibe. Zuerst achtete sie kaum darauf, es schwieg auch eine Zeitlang, dann wiederholte es sich stärker. Verwundert dachte sie nach, was das zu bedeuten habe, und als es zum dritten Mal wiederkehrte, da verklärte dasselbe himmlisch selige Lächeln ihre Züge, wie damals im Traum bei Mistreß Duncomb. Sie hatte ein Kind im Schoß. Im Traum hatte sich der Geliebte ihr vermählt, im Traum war er gekommen, im Traum hatte er sie beglückt. Sie kroch in einer Ecke des kalten finstern Raums in sich zusammen, denn so eng ihn vorher ihre Bangigkeit und Trauer gefunden hatte, so weit wurde er jetzt ihrer Verzückung. Sie lauschte in das Innere ihres Leibes hinein, und abermals regte es sich, sie glaubte es zu spüren, glaubte jedes der kleinen Gliederchen zu fühlen, und nun war sie Gott dankbar für die auferlegte Prüfung und freute sich darauf zu sterben, das Geheimnis unter dem Herzen. Gewiß war es derselbe lustgekrönte Engel, der sie mit dem Geliebten zusammengeführt und der sie den Todesweg hinaufgeleiten würde bis an das Tor des Para-

dieses. „Ach du armes kleines Wesen," so redete sie lächelnd vor sich nieder und in ihren Schoß hinein, „bist jetzt in der Finsternis da drinnen, bald aber wirst du flügge sein, mein Vögelchen, und wirst Flügel haben, feiner denn Schmetterlingsflügel." So schlief sie allmählich ein. Kein leisester Zweifel regte sich in ihr gegen das Wunder, das sich an ihr ereignet.

Wie erstaunt war am andern Tag Sir Roger, als Sara Malcolm heiter und ruhig vor ihn hintrat, auf alle Fragen runde, klare Antwort gab und weder die Reue und Zerknirschung einer Schuldigen noch die Angst und zage Hoffnung einer Unschuldigen zeigte. Die Frage, ob sie den Mord verübt habe, erwiderte sie mit nein. Sie erzählte, daß sie aus dem Haus gelaufen, daß sie vor dem Kirchlein bei Fig-tree-Court, wo die Lampe brennt, gewesen sei, daß sie sogar dort den Master Oaks aus der Themsestraße gesehen habe. Was sie denn dort gemacht? Sie habe gebetet, sie habe gelobt, gut und fromm zu sein. Dann sei sie zurückgegangen und habe Mary Tracy getroffen, und die erzählte alles, wie es sich zugetragen. Sie erzählte, wie sie ehemals die Diebsgenossin der beiden Alexander geworden sei, als sie elend und verhungernd durch die Straßen geirrt war. Elternlos, heimatlos, freundelos war sie stets gewesen. Sie erinnerte sich, als Kind einmal auf dem Meer gefahren zu sein, aber woher und wohin, das wußte sie nicht. Überhaupt besaß sie nur wenig Erinnerungsvermögen.

Als aber der Richter auf den Pokal zu sprechen kam, den man doch in ihrer Lagerstatt gefunden, da schwieg sie beharrlich, — nicht wie eine Verbrecherin, die sich zu verraten fürchtet, sondern wie ein tapferer Mensch, der ein Geheimnis bewahren will und muß. Wußte sie denn selbst so recht, wie sie zu dem Becher gelangt war? Hatte es sie nicht hingezogen danach, und hätte sie widerstehen können, auch wenn sie hundertmal stärker gewesen wäre? Das Rätsel, das ihr selbst unlösbar und ungelöst blieb konnte sie nicht preisgeben, ihre Zunge fand keine Worte dafür, und eine innere Stimme befahl ihr zu schweigen. Darauf wurde sie wieder in die Zelle zurückgeführt und zwei Scharwächter kamen, vor denen sie sich völlig entkleiden mußte und die all ihre Gewänder untersuchten, die Haare aufbanden und sie fragten, ob sie irgend etwas vergraben habe, es sei auch viel Geld geraubt worden. Sara schüttelte den Kopf. „Da müßt Ihr Euch an die beiden Alexander wenden," sagte sie, und trotz ihrer Nacktheit benahm sie sich stolz wie eine Prinzessin, so daß sich die beiden Alten darüber wunderten.

Mary Tracy und die Brüder Alexander konnten nicht aufgefunden werden. Am andern Tage wurde Sara aus dem Gefängnis geholt und man brachte sie vor die Leiche des gemordeten Jünglings. Der Richter und die Unterrichter waren dabei, ferner John Gehagan und ein Konstabler. Sie blickte stumm auf das wächserne Antlitz, ihre Augen schimmerten naß und sie faltete innig bewegt die Hände. John Gehagan, außer sich vor Schmerz und Wut, ballte die Faust und schlug sie, ehe es Jemand verhindern konnte, ins Gesicht. Sie taumelte, aber sie schrie nicht; bald stand sie wieder aufrecht, bedeckte nur mit dem Arm die Augen, vor denen es flammte. „Was tut Ihr an mir, Master Gehagan?" murmelte sie klagend.

Dann ging es wieder nach Newgate, und sie wurde den Zeugen gegenübergestellt. Es waren hauptsächlich die Frauenzimmer, die sich über Saras seltsames, versiecktes, hexenhaft scheues Wesen äußerten, auch die Geschichte mit dem vergossenen Wein kam zur Sprache. Andere stellten sich ein, die Sara in früherer Zeit gekannt, und sagten Böses aus; wenn ein Mensch im Unglück sitzt, wollen alle, denen er einmal mißfallen, ihr Mütchen auslassen. Sie benahm sich würdig und fest. Kein überflüssiges Wort kam von ihren Lippen, aber keine leichtsinnige Verdächtigung ließ sie hingehen, ohne dem Urheber mit scharfer, ja scharfsinniger Frage und Weiterfrage an den Leib zu rücken, so daß sie die Betreffenden oft sehr in Verlegenheit brachte. Ihre Art und Weise erregte schließlich Aufsehen. Gebildete Leute kamen, sie zu sehen und ihr zuzuhören. Es war ein fremdes, neues, stolzes Wesen in ihr aufgewacht, seit sie im Gefängnis saß. Die Wärter, die sie bedienten, der Türenschließer, alle konnten ihre Sanftmut, ihre Gefälligkeit, ihr munteres und gesammeltes Wesen nicht genug rühmen, und sie genoß Freiheiten wie kein anderer Gefangener zu Newgate. Daß sie verloren war, daran war nicht zu zweifeln; man wollte ihr die Tage leicht machen.

Ende März wurde sie zum Tode verurteilt, und der Wärter teilte ihr abends mit, daß sie in Fleetstreet mit sechs oder sieben andern gehängt werde. Sie antwortete nichts und blickte klaren Auges, klaren Ausdrucks in die Höhe. Das schmale Gesicht mit dem schmalen Kinn veränderte sich in dieser Minute zu einem Bild ergreifender Menschlichkeit. Hinter der Stirn wohnte der Wunderglaube und machte sie leuchtend, in den Augen dunkelte der Tod.

Es war ein gräulicher Sturm an dem Abend. Sara ging lange Zeit in ihrer Zelle auf und ab. Sie aß die Suppe nicht. Sie hatte nur noch die einzige Sorge, daß Niemand ihre Schwangerschaft merken möge, die jetzt schon ein wenig vorgeschritten war. Aber auch eine leise Ungeduld war in ihr. Wie lange konnte es noch dauern? Während sie hin und her ging, kam der Geistliche in die Zelle, ein milder Mann, der die Sünder gnädig mit Worten bedachte und doch die Gnade nur nach dem Maß der Buße verteilte. Lange redete er in Sara hinein, sie möge ein offenes Bekenntnis ablegen, aber sie entzog sich allen Ermahnungen durch ein, wenn auch freundliches, doch starrsinniges Schweigen, und am Ende sagte sie mit Wärme: „Wenn ich eine Weile im Grabe gelegen, wird die Wahrheit aufstehen."

Dann war sie wieder allein, und sie streckte sich auf dem Lager aus und hörte beglückt zu, wie ungestüm sich das Kindlein in ihrem Innern bewegte, als könne es die Zeit gar nicht erwarten, um ans Licht zu gelangen. „Hab' nur Geduld, mein Traumseelchen," flüsterte Sara, „bald werden wir auf die Reise gehen, und du wirst ein herrliches Bett bekommen bei deinem Vater, das ist der schönste Mann." Sie schlief ein und schlief ruhig und lange bis in den Tag, der so finster und stürmisch war, daß er sich hier in der Zelle nur um Weniges von der Nacht unterschied. Am Nachmittag kamen einige Leute in ihre Zelle, der Lord Oberrichter und ein schottischer Edelmann, ein Vetter des Ermordeten. Er hatte in seinen

Zügen einige Ähnlichkeit mit Francis Rhymer, aber besonders erregte er Saras Aufmerksamkeit durch einen Blick des Erbarmens, der anders als des Pfaffen Blick bis in die Nieren drang. Sara breitete die Arme aus, und ein schneller Krampf zuckte über ihr Gesicht. „Nur einmal laßt mich noch den Mund an meinen goldenen Becher drücken!“ rief sie über und über schaudernd aus; aber niemand verstand sie, man glaubte, sie fasle oder rede irr.

Um sechs Uhr kam der Ausrufer nach Newgate, der im Hof die Namen derjenigen verlas, die am nächsten Morgen sterben sollten. Ein gewisser Chambers, der sich in der gegenüberliegenden Zelle befand, ein höchst grausamer Mörder, bat Sara, sie möge doch um Gotteswillen Acht geben, ob sein Name vorkomme. Sara stellte sich ans Fenster und hörte zu; gleich nach ihrem eigenen kam der Name Chambers. Sie beschloß, es dem Unglücklichen zu verheimlichen, damit er eine ruhige Nacht habe, aber er erfuhr es doch. Der Wärter kam auf seiner letzten Runde. Ohne Mühe erreichte es Sara, daß er sie hinübergehen ließ zu dem weinenden Mörder Chambers. Sie fragte ihn, ob sie mit ihm beten solle. „Ja, Sara!“ rief er, „von ganzem Herzen.“ Sie begann inbrünstig mit ihm zu beten, und tief in die Nacht hinein lagen sie auf den Knieen, bis all ihr Licht ausgebrannt war. Ohne daß sie es gewahr wurden, kamen die andern Todgeweihten, denen der Wärter die Türen geöffnet hatte, und beteten mit. Wie auf eine Heilige blickten sie auf Sara, und je näher die bittere Stunde kam, je mehr fühlten sie ihre Seelen entlastet. Die Wärter vergaßen des Schlafes in dieser Nacht und dachten, nun seien auch einmal des Himmels Heerscharen eingezogen in die Düsternis von Newgate.

Der Morgen graute und die Hellebardiere erschienen, um die Verurteilten nach Fleetstreet an den Galgen zu führen. Fünf Männer waren es: ein Mörder, zwei Brandstifter, ein Hochverräter und ein meuterischer Matrose. Sie zogen singend über den Hof des Gefängnisses und nahmen Sara in ihre Mitte. Damit sie durch den Regen nicht litte, zog Chambers seine Jacke aus und legte sie ihr um die Schultern. Die beiden Brandstifter gingen ihr zur Seite und beteuerten treuherzig, daß sie den Tod nicht fürchteten. So kamen sie vor dem Blutgerüste an. Sara durfte zuerst hinansteigen. Selbst der rohe Pöbel, der sich auf dem Schauplatz versammelt hatte, starrte in schweigender Ergriffenheit empor und keiner vergaß den jubelnden Ausdruck ihres Antlitzes. Als der Strick um ihren schlanken Hals gelegt wurde, glaubten viele zu sehen, daß sie einen Kuß in die Luft hauchte. Auch die Sonne befreite sich für einen Augenblick aus Wolkendunst und schaute zu.

Nicht im Wirklichen und Greifbaren spielt sich das entscheidende Leben der Menschen ab. Das Tiefste, woran der Sterbliche seine Seele bindet, ist Rauch, ist Traum. So werden Glück und Unglück zu bloßen Namen.

Erinnerungen/ von Georg Brandes

Wie ein Kind die Welt entdeckte

Man war klein und beobachtete die Welt von unten nach oben. Alles was vorging, geschah über einem. Alle sahen auf einen herab.

Aber die Großen besaßen die lobenswerte Gabe, einen zu ihrem Platz oder noch höher emporheben zu können. Das ging so zu: der Vater oder ein Fremder rief plötzlich ohne Veranlassung, gerade wenn man auf dem Fußboden lag und kramte und spielte und an gar nichts dachte: „Willst du die Kjöger Hühner sehen?" Im selben Augenblick legten sich einem zwei große Hände um den Kopf über die Ohren, und die Arme wurden hoch in die Luft gereckt. — Das war ein Vergnügen. Aber einige Enttäuschung war doch damit verbunden. Kannst du jetzt nach Kjöge sehen? war eine Frage, mit der man nichts anzufangen wußte: was war Kjöge? Aber infolge der andern Frage: Siehst du die Hühner? strengte man sich vergebens an, etwas zu sehen. Allmählich begriff man, daß das nur eine Redensart war, und daß es nichts zu gucken gab.

Das war die erste Erfahrung über pure Redensarten, und sie machte Eindruck.

Ebenso vergnüglich war es indessen, wenn die Großen fragten: Willst du Kälbchen sein? Jetzt spielen wir Kälbchen. — Man wurde wie ein geschlachtetes Kalb über die Schulter geworfen und hing dort, oder man sprang auf und ritt mit den Beinen um die Hüften des Großen, krabbelte dann tapfer mehrere Schritte in die Höhe, hatte die Beine um seine Schultern und befand sich dort oben in der schwindelnden Höhe. Dann packte der Große einen um den Leib, schwenkte einen herum, und nach mächtigem Purzelbaume in der Luft gelangte man unbeschädigt auf den Füßen wieder zur Erde. Das war ein zusammengesetztes Vergnügen mit drei verschiedenen Stadien, zuerst der erhabene und bequeme Sitz, dann das interessantere, wo man doch das Gefühl hatte, daß der Sturz nahe bevorstand, dann endlich der Sprung, wobei man so ganz um und um gekehrt wurde.

Doch man konnte auch unten auf dem Fußboden Stellungen einnehmen, die einem gleichsam mehr Gewicht gaben und die Großen zwangen, die Augen auf einen zu richten. Sagten sie: Kannst du stehen wie Kaiser Napoleon? so richtete man sich auf, stellte den einen Fuß etwas vor und verschränkte die Arme wie die kleine Figur auf der Kommode.

Man wußte recht wohl, wie es auszusehen galt. Denn als der dicke breitschultrige schwedische Onkel mit dem langen Bart und den derben Händen, nachdem er sich bei den Eltern nach dem Wissensvorrat des Kindes erkundigt, sich mit verschränkten Armen aufstellte und fragte: Wem seh' ich ähnlich? erhielt er die Antwort: Du siehst Napoleons Knecht ähnlich! — Zur Verwunderung, aber nicht geringen Freude des Kleinen rief diese Antwort einen lauten Ausruf der Zustimmung von der

sonst so überlegen und streng urteilenden Mutter hervor und wurde von ihr, die selten liebkoste, mit einem Kuß belohnt.

Der ärgerliche Augenblick des Tages war der, da man zu Bett sollte. In bezug auf die Schlafenszeit waren die Eltern merkwürdig vorurteilsvoll. Gerade wenn man sich am besten amüsierte. War Besuch gekommen und die Unterhaltung in Gang — nicht weniger fesselnd für einen, weil man kaum die Hälfte dessen verstand, was gesagt wurde, — so hieß es: Jetzt zu Bett!

Aber es gab doch auch schöne Augenblicke, wenn man zu Bett gebracht worden war. Wenn die Mutter hereinkam und das Abendgebet mit einem betete, und man gut umzäunt von dem hohen Gitterwerk da lag, dessen Stangen mit der kleinen Verdickung in der Mitte die Finger Stück für Stück kannten; es war unmöglich, da hindurch zu fallen. Es war sehr gut, das kleine Bett mit seinem Geländer, und man schlief darin, wie man nie wieder in dieser Welt schlafen sollte.

Es war auch vergnüglich, in seinem Bett auf dem Rücken liegend zu sehen, wie die Eltern sich für den Theaterbesuch zurecht machten, der Vater mit dem leuchtend weißen Oberhemd und das lockige Haar schön nach der einen Seite hinübergestrichen, die Mutter im weißen Crêpeshawl über dem seidenen Kleid und mit hellen Handschuhen, die gut rochen, wenn sie kam und Adieu und Gute Nacht sagte.

Immer mußte er hören, daß er bleich und dünn und schmächtig sei. Das war der Eindruck, den er auf alle machte. — Noch nach fast dreißig Jahren sagte ein Beobachter zu ihm: Das Eigentümliche an Ihrem Gesicht ist die starke Blässe. — Deshalb sah er auch dunkler aus, als er war; sein braunes Haar wurde schwarz genannt.

Blaß und dünn, mit dichtem braunen Haar, schwierigem Haar. Das sagte der Haarschneider, Herr Alibert, der seinen Vater Erré nannte: Guten Tag, Erré; Adieu Erré! Und alle seine Gehilfen, die doch dänisch genug waren, sagten, so gut sie konnten ebenso. — Schwieriges Haar! Da ist ein Wirbel oben beim Scheitel, der sich sträubt, wenn er es nicht ein bißchen lang trägt, sagte Herr Alibert.

Stets hörte er sagen, daß er bleich und schmächtig sei, besonders bleich. Fremde Leute sahen ihn an und sagten: Er ist ein bißchen sehr bleich. Andere sagten scherzend: Er sieht ein bißchen grün im Gesicht aus. Und so bald man von ihm sprach, erklang das Wort dünn.

Er konnte seinen Namen gut leiden. Seine Mutter und seine Tanten sprachen ihn mit so freundlicher Betonung aus. Und sein Name war merkwürdig, weil er so schwer auszusprechen war. Kein kleiner Knabe oder kleines Mädchen konnte ihn richtig aussprechen; alle sagten sie Gerok.

Er war zwei Monate zu früh zur Welt gekommen, hatte allzu große Eile gehabt. Seine Mutter hatte ihn allein, ohne Hilfe geboren. Als die Hebamme ankam, lag

er schon da. Er war so zart, daß in den ersten Jahren viel Sorgfalt darauf verwandt werden mußte, ihn am Leben zu erhalten. Gut gebaut war er wohl, doch nicht stark, und dies wurde für ihn die Ursache vieler Unannehmlichkeiten in den Jahren, wo es das einzige Sehnen und der einzige Ruhm des Knaben ist, stark zu sein.

Er war nicht klobig, eher recht geschmeidig, lernte tüchtig in die Höhe springen, flink klettern und laufen, nicht ganz schlecht ringen, und wurde allmählich ein sehr geübter Raufer. Aber er war nicht muskelstark und konnte nie mit den Starken verglichen werden.

Die Welt war indessen so neu und noch unbekannt. Er entdeckte um diese Zeit neue Elemente. Er hatte keine Angst vor dem, wozu er keine Lust verspürte. Denn die Überwindung der Unlust befriedigt oft das Ehrgefühl.

„Hast du Angst vor dem Wasser?" fragte eines Tages der forsche Onkel aus Fünen. Er wußte nicht genau, wovor er Angst haben sollte, antwortete aber von vornherein: Nein. Er war fünf Jahre alt; es war Sommer, also Regen und Sturm.

Er zog sich im Badehause aus; der alte Seemann band ihm einen Schwimmgürtel aus Kork um den Leib. Der Gürtel war abscheulich naß, da ein anderer Junge ihn eben abgelegt hatte; es durchschauerte ihn von oben bis unten. Der Onkel packte ihn um den Leib, schleuderte ihn ins Wasser hinaus und lehrte ihn, sich allein zu helfen. Später bekam er ordentlichen Schwimm-Unterricht mit Hilfe einer langen Stange, die am Gürtel befestigt wurde und die der Bademeister hielt; doch vertraut mit dem salzigen Element war er schon seit dem Tage, da er wie ein kleines Paket hineingeworfen wurde. Ohne sich im Schwimmen wie in jedem andern Sport irgendwie auszuzeichnen, wurde er ein sehr ordentlicher Schwimmer, und es entwickelte sich in ihm eine Liebe zum Wasser und zum Baden, daß es ihm sein lebenlang schwer fiel, sein Bad auch nur auf einen Tag zu entbehren.

Noch ein anderes Element lernte er zur selben Zeit kennen, eines, das weit fürchterlicher war als das Wasser. Dies Element hatte er noch nie in Freiheit gesehen: das Feuer.

Eines Abends, als er im Kinderstübchen lag und schlief, wurde er von seiner Mutter und deren Bruder, dem französischen Onkel, geweckt. Dieser sagte laut: Wir müssen die Kinder aufnehmen.

Es war ihm nie vorher passiert, daß man ihn nachts weckte. Er schlug die Augen auf, und ein Schrecken durchfuhr ihn, den er nie wieder vergessen sollte. Das Zimmer war ganz erleuchtet, ohne daß indessen Licht angezündet worden war, und als er sich umwandte, sah er vor dem Fenster ungeheure Flammen in die Höhe schlagen. Lodernde Gluten knisterten und Funken stoben. Es war eine ganze Welt von Feuer. Die Schule brannte. Onkel Jakob steckte die Hand unter seinen „Nachtrock", ein langes Kleidungsstück mit einem schmalen Baumwollengürtel in der Taille und sagte lachend: Hast du Herzklopfen, wenn du

Angst hast? — Er hatte noch nie etwas von Herzklopfen gehört. Er fühlte mit der Hand nach und fand zum erstenmale sein Herz, und wirklich, es klopfte heftig.

So klein er war, fragte er nach dem Datum und erfuhr, daß es die Nacht zwischen dem 25. und 26. November sei, und so tief war das Entsetzen, welches er empfand, daß er dieses Datum nie wieder vergaß, das bei ihm der Gegenstand einer abergläubischen Angst wurde, und als es sich im folgenden Jahre näherte, war er überzeugt davon, daß es ihm von neuem etwas Böses bringen würde. Dies traf insofern ein, als er im nächsten Jahre um genau dieselbe Zeit krank wurde und ein paar Monate im Bette zubringen mußte.

Er war allzu schmächtig, als daß man ihn wie andere Jungen, im Alter von fünf Jahren zur Schule schicken durfte. Onkel Doktor sagte, davon könne keine Rede sein. Aber da er doch nicht in purer Unwissenheit aufwachsen konnte, so wurde beschlossen, daß er einen Lehrer für sich allein bekommen sollte.

Und es wurde ein Lehrer angenommen, der schnell seine ganze Zuneigung gewann und über den er sich freute. Der Lehrer kam an jedem Morgen und lehrte den Kleinen alles, was er wissen sollte. Es war ein Lehrer, den man nach allem Möglichen fragen konnte, er wußte Bescheid. Zunächst kam das A B C. Das war in wenigen Stunden gelernt. Der Kleine konnte lesen, ehe er richtig buchstabieren konnte. Dann kam Schreiben und Rechnen und noch mehr. Bald war man soweit, daß der Lehrer laut aus der Frithjofs-Sage auf schwedisch vorlesen und einigermaßen verstanden werden konnte, ja, er konnte ein deutsches Lesestück vornehmen und erklären, daß es ich hieße und nicht isch, wie es doch so natürlich war, zu sagen.

Herr Voltelen war ein armer Student, und aus dem Gespräch der Erwachsenen hatte der Knabe wohl herausgehört, wie erfreulich und nützlich es für Herrn Voltelen war, jeden Tag eine Tasse Kaffee extra und dazu feines Weißbrot mit frischer Butter zu bekommen. Punkt halb elf brachte das Mädchen beides auf einem Tablett herein. Der Unterricht wurde unterbrochen, und der Lehrer aß und trank mit einem Behagen, mit dem der Junge noch nie hatte jemand essen und trinken sehen. Schon die Art und Weise, wie er den Zucker nahm — mehr Zucker, als Vater und Mutter nahmen — und ihn sich im Kaffee auflösen ließ, ehe er Sahne hineingoß, zeigten, welchen Genuß ihm diese Tasse Kaffee bereitete.

Herr Voltelen hatte eine schwache Brust, und zuweilen sagten die Großen, daß man fürchtete, er könne nicht leben. Es hieß, daß ein reicher Wohltäter namens Nobel, ihm eine Reise nach Italien angeboten habe, damit er sich in der Wärme dort unten erholen könne. Das war schön von Herrn Nobel, und Herr Voltelen dachte daran, zu reisen.

Aber jetzt bekam er eine andere Krankheit. Er hatte schönes, braunes, lockiges

Haar. Eines Tages blieb er aus; er hatte einen schlimmen Kopf bekommen, sich durch einen unreinen Kamm in einer Badeanstalt die Haarpest zugezogen. Und als er endlich wiederkam, war er kaum noch zu erkennen. Er trug eine kleine dunkle Perücke. Er hatte kein einziges Haar mehr auf dem Kopf; selbst die Augenbrauen waren ihm ausgegangen. — Sein Gesicht zeigte eine kalkige Blässe. Und jetzt hustete er überdies stark.

Daß Gott ihn doch nicht gegen die Brustkrankheit beschützt hatte! Und daß Gott es übers Herz bringen konnte, ihm die Haarpest zu schicken, wenn er schon vorher so krank war! Gott war merkwürdig. Er war allmächtig, gebrauchte aber seine Allmacht nicht, um Herrn Voltelen zu beschützen, der so gut und so klug war, überdies so arm, daß er mehr als irgend ein anderer der Stütze bedurfte. Herr Nobel war besser gegen Herrn Voltelen als Gott. Gott war auch im übrigen merkwürdig; er war überall, und dann wurde Mutter doch böse und verdrießlich, wenn man fragte, ob Gott auch in der neuen Moderateurlampe sei, die in der Wohnstube weit klarer brannte, als früher die beiden Stearinlichte. Gott war allwissend, was umheimlich genug war, denn man konnte dann nicht das geringste vor ihm verbergen. Am merkwürdigsten war jedoch der Gedanke: wenn man nun wußte, was Gott glaubte, daß man jetzt sagen würde — dann könnte man etwas anderes sagen, und er käme mit seiner Allwissenheit zu kurz. Aber natürlich man wußte ja nicht, was nach seiner Meinung jetzt kommen sollte. — Das Schlimmste war doch, daß er Herrn Voltelen so im Stich ließ.

Einige Schimmer irdischer Herrlichkeit und Pracht streiften die bescheidene Existenz des Knaben. Gleich nach Gott kam der König.

Eines Tages, als er mit seinem Vater auf der Straße ging, rief dieser: Da fährt der König! Der Knabe blickte in den offenen Wagen hinein, fand aber dort nichts merkwürdiges und heftete seine Aufmerksamkeit auf den roten Kutscher und den Federhut des Jägers: der König war ja nicht da! — Freilich, er saß im Wagen. — War das der König? Er sah ja nach nichts aus, hatte keine Krone auf. — Der König ist ein schöner Mann, sagte der Vater. Aber in seinem Staat ist er nur, wenn er zum Appellationsgericht fährt.

Sie gingen also eines Tages aus, um den König zum Appellationsgericht fahren zu sehen. Es standen eine Menge Menschen und warteten dort an der Holmens Kirche. Dann kam der Zug. Welche Pracht! Da waren Läufer vor den Pferden mit weißen Seidenstrümpfen und förmlichen Blumentöpfen auf dem Kopf, nie hatte der Knabe etwas Ähnliches gesehen, und auf den Pferden vor dem Wagen ritten Jokeys. Er vergaß rein, in den Wagen zu sehen; vom König bekam er mit knapper Not einen Schimmer zu sehen, und der machte keinen Eindruck. — Daß der König Christian der Achte hieß, wußte er nicht; er war einfach der König.

Aber da hieß es eines Tages, daß der König gestorben sei und zweimal ausgestellt werden solle. Das wurde mit unnatürlichen Worten Lit de Parade

und Castrum doloris genannt. Der Knabe hörte sie so oft, daß er sie sagen konnte und sie nicht vergaß. Auf dem Lit de Parade sah man den König selbst als Leiche ausgestreckt liegen; das war zu traurig für einen kleinen Jungen. Aber das Castrum doloris war das reine Vergnügen. Und wirklich war es herrlich. Man trippelte erst lange durch schmale Gänge, dann offenbarte sich hoch in der Luft in der schwarzbezogenen Halle der Sarg von schwarzem Sammet bedeckt, der über und über mit blitzenden blinkenden Sternen besetzt war. Und eine Masse Lichte rings umher. Das war die größte Pracht, die der Kleine noch gesehen hatte.

Ein Stadtkind war er freilich, aber deswegen nicht ohne Freude am Leben in freier Luft, mit Pflanzen und Tieren. Das Land war damals nicht so weit von der Stadt entfernt wie jetzt. Sein Großvater besaß ein Stück vor dem nördlichen Tor, eine Villa, wo es schöne Bäume und einen Obstgarten gab, und wo ein alter Mann wohnte, der mit hohen Kanonenstiefeln herumging und eine ganze Sammlung von Wachsbirnen und Äpfeln besaß, so merkwürdig nachgeahmt, daß man sich, wenn man sie das erstemal sah, nicht enthalten konnte, hineinzubeißen. Wenn man im Sommer zur Villa hinausfuhr, so rumpelte und dröhnte es, wenn man durch das Tor fuhr, und bei der Rückfahrt mußte aufgepaßt werden, daß man durchkam, ehe es geschlossen wurde.

Man wohnte außerdem selbst auf dem Lande draußen am Vesterbro beim Schwarzen Pferde (wie nachher im Cholerasommer) oder auf dem Gamle Kongevej, wo es herrliche große Gärten gab. In einem solchen mächtigen Garten stand er eines Sommers neben seiner Mutter vor einem großen länglichen Beet mit allerhand Blumen. Das Beet soll dein sein, sagte seine Mutter, und froh wurde er. Er selbst sollte die Wege darum harken, die Pflanzen darin pflegen und begießen. Und es wurde ein Gegenstand seiner großen Aufmerksamkeit und seines lebhaften Interesses, wie zu jeder Jahreszeit eine neue Sorte Blumen heraus kam. — Wenn die Astern und Georginen aufblühten, dann war es mit dem Sommer aus.

Der Garten war jedoch nicht das richtige Land. Das richtige Land war bei Inger, seiner guten Amme. Sie wurde seine Amme genannt, weil sie ihn gewartet hatte, als er klein war. Aber sie hatte ihm nicht ihre Milch gegeben; das hatte die Mutter getan.

Inger wohnte in einem Hause, das rings von Feldern umgeben war, bei Hohe Tostrup. Es führte noch keine Eisenbahn dorthin; man fuhr mit zwei Pferden vor dem Wagen da hinaus. Erst später wurde die merkwürdige Eisenbahn bis ganz nach Roskilde hinausgelegt. Da wurde es ein Ereignis sondergleichen für die Kinder, mit der Eisenbahn nach Valby und zurück fahren zu sollen. Vater nahm sie mit. Viele meinten, das sei zu gefährlich. Aber die Kinder machten sich nichts aus der Gefahr. Es ging dann auch glatt, und sie kamen lebend zurück.

Inger hatte einen Mann, der hieß Peer. Er war gut, sprach aber nicht viel. Inger redete viel mehr und sorgte für Alles. Sie hatten einen ganz kleinen

Jungen, der Niels hieß; aber er lag in der Wiege und zählte nicht mit. Bei Inger und Peer war alles anders als in der Stadt. Es roch ganz eigenartig in ihren Stuben mit der Truhe und den Bänken, nicht gerade schlecht, aber unvergeßlich. Sie hatten viel, viel größere Schüsseln mit Milch und Grütze, als man in Kopenhagen kannte. Sie pflegten die Grütze oder dicke Milch nicht in Teller abzufüllen. Inger und Peer und der fremde Junge saßen um die Milch- oder Grützeschüssel und steckten den Löffel hinein. Aber der Gast bekam seinen eigenen Löffel. Sie tranken nicht jeder aus einem besonderen Glase; aber er bekam sein eigenes Glas.

Lustig war's auf dem Lande. Eine Kuh und Ferkel, mit denen man sich tummelte, und warme Milch aus dem Euter der Kuh. Inger butterte, und man konnte Buttermilch trinken. Es war ein herrlicher Spaß für einen kleinen Jungen aus Kopenhagen, sich in Heuschobern zu wälzen und auf den Heufudern zu liegen, wenn sie eingefahren wurden. Und jedesmal, wenn er nach einem Aufenhalt draußen nach hause kam, lachte seine Mutter über ihn, sobald er den Mund öffnete, denn ohne daß er es wußte, sprach er nun ganz wie die andern auf dem Lande, was man in Kopenhagen bäurisch nannte.

Auf dem Holzboden, einem kleinen Raum, der durch Sprossen von dem großen Bodenraum getrennt ist, wo, sich nach oben abschrägend, eine Menge gespaltener Kloben und feiner gehauenes Brennholz liegt, das frisch und trocken riecht, erduldet schon in der dritten Stunde ein kleiner Knirps mit geschlossenem Munde und trotziger Miene seine Strafe, dort eingesperrt zu sein.

Schon mehrmals hat seine besorgte Mutter das Stubenmädchen hinaufgeschickt mit der Frage, ob er nun um Verzeihung bitten wolle. Er hat bloß den Kopf geschüttelt. Er ist hungrig; denn er wurde gleich nach der Schule heraufgeführt. Aber er will sich nicht für besiegt erklären, denn er ist in seinem Recht. Es ist nicht seine Schuld, daß ihn die Großen nicht verstehen können. Sie wissen nicht, daß das, was er jetzt erduldet, gar nichts ist im Vergleich zu dem, was er hat erdulden müssen.

Es ist wahr, er hat nicht mit dem Kindermädchen und seinem kleinen Bruder in Kongens Have (des Königs Garten) gehen wollen. Aber was wissen Vater und Mutter von der Schande, die es ist, den Tag hindurch von den Kameraden hören zu müssen: A, du wirst also von der Amme geholt! oder: Jetzt kommt deine Amme bald und holt dich. Schamgefühl überwältigt ihn bei dem Gedanken an den Hohn der andern Jungen. Es ist gar nicht sein Kindermädchen, sondern das seines Bruders. Er könnte sehr gut allein nach hause finden; aber kann er den Jungen erklären, daß die Eltern es ihm noch nicht anvertrauen, mit dem Kleinen zu gehen, und sie beide zugleich holen lassen! Jetzt soll das ein Ende haben; er will nicht mehr mit dem Kindermädchen in Kongens Have.

Da ist das Stubenmädchen wieder, um ihn zu fragen, ob er nun um Verzeihung

bitten will. Vergebens. Alles hat man mit ihm versucht, Schelte, sogar eine Ohrfeige; aber er hat sich nicht beugen lassen. Nun steht er hier, er ergibt sich nicht.

Seine gute Mutter hat jedoch diesmal das Mädchen nicht mit leeren Händen kommen lassen. Er erhielt sein Essen in den Verschlag hinein und ißt. Nun ist es indessen um so leichter, standzuhalten. Und ein paar Stunden später wird er herunter geholt und in sein Bett gelegt, ohne Abbitte geleistet zu haben.

Ehe er auf so schmerzliche Weise erfuhr, wie entehrend es sei, mit dem Mädchen in Kongens Have zu gehen, war ihm dieser Ort besonders lieb gewesen. Was für ein Platz zu Haschen, Versteck und Kämmerchen vermieten! Welch herrliche Alleen zum Paradiesspiel mit Himmel und Hölle! Gar nicht erst davon zu reden, wie man dort Pferd spielen konnte! Ein langes Ende Band wurde zwei Kameraden über die Schulter gelegt und unter den Armen durchgezogen; dann lenkt man sie, in strammen Zügeln, die Peitsche in der Hand. Und war es schon ergötzlich in alten Tagen, da er nur Bänder zu Zügeln hatte, so war es noch ergötzlicher jetzt, da er von seinem Vater prächtige, breite Zügel bekommen hatte, aus gestreifter Wolle, mit Schellen versehen, so daß man es in weiter Ferne hören konnte, wenn das Zweigespann schnell wie der Wind die breite Allee entlang gesaust kam.

Er liebte den Garten, der groß war, damals weit größer als jetzt, und die Bäume, deren es viele gab, damals weit mehr als jetzt. Und jeder Teil des Gartens hatte etwas für sich. Der Herkulespavillon war geheimnisvoll; Samson mit dem Löwen lehrreich und mächtig. Schade, daß es eine solche Schande geworden war, dort zu gehen.

Früher hatte er nichts davon gewußt. Es war noch gar nicht lange her, daß er sich eines Tages dort sehr glücklich gefühlt hatte. Er hatte lange in seinen Lesestücken rein lesen und auf der Tafel schreiben können. Aber eines Tages hatte Herr Voltelen zu ihm gesagt: Du mußt auch Schrift lesen lernen. Und von dem Augenblick an wurde es ein Ziel des Ehrgeizes für ihn, Schrift lesen zu können, ein Begriff, der ihm bis dahin fremd gewesen war. Zuerst, als sein Lehrer ihm Schrift zeigte, war sie für ihn dasselbe, was Keilschrift und Hieroglyphen für erwachsene Laien sind, doch nach und nach gelang es ihm, die gewohnten Buchstabenzeichen in dieser freieren, leichtsinnigeren Verkleidung wieder zu erkennen, wo sie ineinander überflossen und wo ihre Regelmäßigkeit aufgelöst war. In der ersten Hauptallee von Kongens Have ging er nun auf und ab mit dem dünnen, in der Mitte umbrochenen Heft in der Hand, das erste beschriebene Heft, das er je gesehen hatte, und er hatte sich schon durch die Überschrift durchbuchstabiert: Das kleine Rotkäppchen. Die Geschichte war ja sicherlich nicht sehr lang, aber sie füllte doch mehrere der schmalen Seiten, und es war spannend, sich ihren Inhalt zusammenzubuchstabieren; denn er war ihm neu. In dem triumphierenden Gefühl, einige Schwierigkeiten überwunden zu haben und in Begriff zu stehen, noch mehr zu überwinden, blieb er ab und zu vor einem fremden Kindermädchen stehen, zeigte ihr das Heft und fragte: Kannst du Schrift lesen?

Dreiundzwanzig Jahre später ging der Knirps als junger Mann dieselbe Allee

auf und ab, wieder mit einem Heft, in dem er las. Er prägte sich seine erste Vorlesung ein und überhörte sich darin bis er sie ungefähr auswendig konnte, um nach ein paar Augenblicken mit Unruhe zu entdecken, daß er das Ganze vergessen hatte, und das war schlimm genug, denn was er in der Vorlesung sagen wollte, das waren Dinge, die ihm am Herzen lagen.

Kongens Have nahm auch fernerhin einen Platz in seinem Herzen ein. Später, in so manchem Jahr, wenn Frühling und Sommer vergingen und er an die Stadt gebunden war und sich fortsehnte nach Bäumen und Blumenduft, ging er in den Garten und schräg durch zu den Beeten in der Nähe der schönen Blutbuchen nahe am Eingang von der Wallseite aus, wo es stets wohlgepflegte und süß duftende Blumen gab. Sie liebkoste er mit den Augen, ihren Duft sog er ein, über das Geländer gebeugt.

Aber jetzt ließ er sich lieber auf dem Holzboden einsperren, als daß ihn das Kindermädchen von der Schule nach diesem Garten holte. Schrecklich war es auch, so langsam mit dem Mädchen gehen zu sollen, wenn er sie auch nicht mehr am Rock zu halten brauchte. Wie beneidete er die Jungen, die verächtlich Straßenjungen genannt wurden! Sie liefen zum Hof hinein und wieder heraus, schrieen und machten Lärm, soviel sie wollten, trieben Unfug und rauften sich draußen auf der Straße, bewegten sich frei. Er kannte ja doch Straßen genug. Man sollte ihn eine Besorgung in der Stadt machen lassen; er würde schon den Weg finden.

Und endlich erlangte er die Erlaubnis. Glücklicher, glücklicher Tag! Er flog davon wie ein Pfeil; es war ihm unmöglich zu gehen.

Und er lief in gestrecktem Karriere wieder nach Hause. Von dem Tage an lief er immer, wenn er allein gehen sollte. Ja, er begriff nicht, daß die Großen und andere Jungen gehen konnten. Er versuchte es mit ein paar Schritten; aber die Ungeduld packte ihn, und er schnellte davon. Das war ein Genuß, so zu laufen, daß man förmlich seine Eile fühlte, indem man sich mit dem Stiefelhacken hinten einen kleinen Klaps versetzte.

Sein Vater konnte jedoch noch viel schneller laufen. Es war unmöglich, mit ihm um einen Rasenplatz um die Wette zu laufen. Aber merkwürdig war es, wie langsam die Alten waren. Manche von ihnen konnten keinen Hügel hinauflaufen und nannten das Treppensteigen beschwerlich.

Die Welt war im ganzen von freundlicher Gesinnung. Es kam ja meistens darauf an, ob man artig war oder nicht. Andernfalls klagte besonders Karoline über einen, und Vater und Mutter verwandelten sich in böse Mächte. Vater war natürlich eine weit ernsthaftere Macht als Mutter, eine entferntere Macht mit härteren Händen. Keiner von ihnen flößte jedoch für gewöhnlich Schrecken ein. Sie waren im wesentlichen beschützende Mächte.

Die schreckende Macht war im allerersten Stadium der schwarze Mann. Er fuhr plötzlich aus einer Ecke hervor mit einem Tuch vor dem Gesicht und rief: Buh!

so daß man zusammenzuckte. Wurde das Tuch fortgenommen, kam jedoch bald ein lachendes Gesicht dahinter zum Vorschein; das machte den schwarzen Mann gleich weniger fürchterlich. Und daran lag es wohl, daß Marens Drohung: „Wenn du jetzt nicht artig bist, kommt gleich der schwarze Mann und holt dich," ziemlich bald ihre Wirkung verlor. Und doch war es dieser so kaltblütig abgeschüttelte schwarze Mann, aus dem sich in einem späteren Stadium eine Persönlichkeit entwickelte, mit der nicht zu spaßen war und die sich nicht so ohne weiteres abweisen ließ, eine Persönlichkeit, vor der man sowohl Angst wie Beben empfand: der Teufel selbst.

Aber er zeigte sich erst später innerhalb des Gesichtskreises des Knaben. Nicht er war es, der den schwarzen Mann ablöste, das war die — Polizei. Die Polizei war die fremde, entsetzliche Macht, vor der es für einen kleinen Jungen keine Zuflucht gab. Die Polizei kam und schleppte ihn weg, fort von seinen Eltern, fort vom Kinderzimmer und der Wohnstube und steckte ihn ins Gefängnis.

Auf der Straße ging die Polizei mit blauem Rock an und einem großen spanischen Rohrstock in der Hand. Wehe dem, der mit diesem Stock Bekanntschaft machte! Der Großvater ließ sein Packhaus neu in Stand setzen, ein Packhaus, das groß und hoch war mit drei Etagen. Von der obersten Luke in der Mitte unter dem Giebel ging ein Krahn aus, und von diesem hing ein ungeheuer dickes Tau herab, an dessen einem Ende ein großer Eisenhaken saß. Vermittelst dieses Hakens konnten die großen Tonnen mit himmelblauem Indigo, die auf Wagen gebracht wurden, in die Höhe gehißt werden. Im Packhause gingen Taue durch Löcher in den Fußböden herunter durch alle Etagen. Zog man drinnen an dem einen oder andern Tau, so wurde das Tau mit dem Eisenhaken draußen nach oben oder nach unten gewunden.

Im Packhause hielt sich Peter auf, der groß, stark, wortkarg, majestätisch war, eine rote Nase und eine kleine Pfeife im Munde hatte, um die Finger herum stets blau war, vom Indigo. Hatte man sich Peters Gunst gesichert, so konnte man sich stundenlang im Packhause tummeln, die leeren Tonnen rollen, und, was die Hauptsache war, an den Tauen ziehen. Dieses letztere war ein Genuß, der alle Fähigkeiten in Spannung versetzte. Das Wunderbare war, daß man drinnen im Hause selbst stand und zog und gleichzeitig durch die offenen Luken beobachten konnte, wie das Tau draußen sich hob oder senkte. Wie das zuging, war ein Rätsel. Aber man hatte das erquickende Gefühl, daß man etwas ausrichtete, das Resultat seines Wirkens vor Augen sah.

Man widerstand dann auch nicht der Versuchung, an den Tauen zu ziehen, wenn Peter fort und das Packhaus leer war. Der kleine Bruder hatte Keuchhusten, man konnte also doch nicht zu Hause wohnen, sondern mußte beim Großvater sein. Eines schönen Tages kam einem da Peter über den Hals, und es läßt sich denken, daß er böse war. Ja, du bist mir ein netter Bursche. Wenn du so zur Unzeit an den Tauen ziehst, dann feilst du das kostbare Tau mitten durch, und es hat 90 Taler gekostet. Was meinst du, wird Großvater dann sagen!

Das war natürlich ein abschreckender Gedanke, einen so ungeheuren Wert zu ver-

nichten. Nicht daß der Knabe eine bestimmtere Vorstellung von Wert oder Zahl hatte. Er besaß freilich seine Fertigkeit in der Multiplikationstabelle und befaßte sich stets mit den größten Zahlen, aber sie entsprachen für ihn keiner Wirklichkeit. Wenn er ausgerechnet hatte, wieviel 756,432 mal 344,816 war, so wußte er keineswegs, ob Vater oder Großvater so viel Taler oder mehr oder weniger hatten. Nur einer, der Onkel ergötzte sich an seiner Multiplikationsbegabung — das war der dicke reiche Onkel mit dem schiefen Mund, von dem es hieß, daß er eine Million besäße, und der immer an Zahlen dachte. Kaum stand er in der Tür zur Wohnstube der Mutter, so rief er: Bist du ein tüchtiger Junge und kannst du mir sagen, was 27,274 mal 580,208 ist, dann erhältst du vier Schillinge! und schnell kamen Tafel und Griffel vor, die Rechenaufgabe war in einem Augenblick fertig und der Vierschilling einkassiert.

In der Welt der Zahlen war er also zu Hause, aber nicht in der Welt der Werte. Es wäre doch schrecklich, einen so großen Wert zu vernichten, wie 90 Taler zu sein schienen. Aber ob Peter das am Ende nicht nur so sagte? Er konnte es gewiß dem Tau nicht ansehen, wenn daran gezogen worden war.

Also tat es der kleine Junge denn wieder, und als Peter ihn eines Tages mit Strenge ausfragte, konnte er sein Vergehen nicht ableugnen. Ich habe es gesehen, sagte Peter, das Tau ist fast ganz durchgerieben, und nun wird's dir schön gehen — jetzt kommt die Polizei und holt dich.

Seitdem hatte er wochenlang keine ruhige Stunde. Wo er ging und stand verfolgte ihn die Angst vor der Polizei. Er wagte zu niemandem darüber zu sprechen, was er getan hatte und was ihn erwartete. Er schämte sich zu sehr; er merkte ja auch, daß seine Eltern nichts wußten. Aber wenn die Tür plötzlich aufging, blickte er gespannt auf den Eintretenden. Ging er mit dem Kindermädchen und dem kleinen Bruder, so sah er sich nach allen Seiten um und blickte oft zurück, ob die Polizei nicht hinter ihm her wäre. Sogar wenn er im Bett lag, auf allen vier Seiten vom Gitterwerk beschützt, war die Angst vor der Polizei über ihm.

Er durfte ja nur mit einem darüber sprechen, das war Peter. Nachdem ein paar Wochen vergangen waren, versuchte er denn auch, von ihm Antwort zu erhalten. Da zeigte es sich, daß Peter nicht einmal wußte, wovon er sprach. Peter hatte augenscheinlich das Ganze vergessen. Peter hatte ihn zum Narren gehalten. War die Erleichterung ungeheuer, so war doch die Entrüstung nicht gering. So viel Qualen um nichts!

Die Älteren, die gemerkt hatten, welch' Inbegriff alles Fürchterlichen die Polizei für ihn war, machten sich dies zuweilen zu nutze, um ihm Dinge zu erklären, die wie man glaubte, über seinem Fassungsvermögen lagen.

Als er sechs Jahre alt war, hörte er zum erstenmale das Wort Krieg. Er wußte nicht, was dies war, und fragte. Das heißt, antwortete eine seiner Muhmen, daß die Deutschen Polizei unten in Schleswig aufgestellt haben und den Dänen verbieten, dort zu gehen und sie schlagen wollen, falls sie bleiben. — Das verstand er schon. Aber darauf hörte er von Soldaten reden. Sind da auch Soldaten?

fragte er. Polizei und Soldaten, lautete die Antwort. Aber dies verwirrte ihn völlig, denn diese beiden Dinge gehörten in seinem Bewußtsein zwei ganz verschiedenen Rubriken an. Soldaten waren schön, bunt, mit Tschakos, standen Wache, marschierten im Takt mit Trommeln und Pfeifen und Musik, daß man bloß mitgehen wollte. Soldaten wurden deshalb in Zinn abgebildet, und man bekam sie zu seinem Geburtstage in Schachteln. Polizeibeamte dagegen gingen einzeln ohne Musik, ohne schöne Farben auf der Uniform, streng und drohend mit einem Stock in der Hand. Keinem Menschen fiel es ein, sie in Zinn abzubilden. Nicht wenig ärgerte er sich, als er bald begriff, daß man ihn mit der Erklärung in die Irre geführt hatte und daß nur von Soldaten die Rede war.

Kein Monat war vergangen, so konnte er scharf folgen, wenn nach Tisch die Erwachsenen aus den Schillingsblättern über die Schlachten bei Bov, bei Nybböl u. s. w. vorlasen. Immer gewannen die Dänen. Eigentlich war der Krieg ein ergötzliches Ding.

Aber da geschah eines Tages etwas Unerwartetes, Überwältigendes. Seine Mutter saß mit ihrer Handarbeit auf dem Fenstertritt in der Wohnstube am Nähtisch mit den vielen kleinen Behältern, worin unter dem dünnen Mahagonideckel so viele schöne und merkwürdige Sachen verborgen lagen, Fingerringe und herrliche Ohrringe mit Perlen — als die Tür zur Küche aufging und das Mädchen eintrat: Haben Madame gehört? Christian der Achte ist in die Luft gesprengt und die Gefion genommen. Ist es möglich? sagte seine Mutter. — Und im selben Augenblick beugte sie sich über den Nähtisch, brach in Weinen aus, schluchzte förmlich. Das machte einen Eindruck auf ihn, wie nichts bisher. Noch nie zuvor hatte er seine Mutter weinen sehen. Die Erwachsenen weinten ja überhaupt nicht. Er wußte nicht einmal, daß sie es konnten. Und nun weinte Mutter mit strömenden Tränen. Er wußte weder, was Christian der Achte, noch was Gefion wäre; erst jetzt erklärte das Mädchen ihm, daß es Schiffe seien. Aber er begriff, daß ein großes Unglück geschehen war und bald auch, wie Menschen mit Pulver in die Luft gesprengt worden waren, und wie gut es war, daß einer ihrer Bekannten, ein tüchtiger junger Mann, der bei allen wohlgelitten war und immer gut davon kam, mit ganz heiler Haut von dort entwichen und in Civil verkleidet in Kopenhagen angekommen war.

Um diese Zeit wurde es ihm einigermaßen klar, was Geburt und Tod sei. Geburt war etwas, das ganz unerwartet kam, und dann gab es ein Kind mehr im Hause. Eines Tages, als er mitten auf dem Sopha zwischen Großvater und Großmutter an ihrem Eßtisch in Klareboderne saß und in ziemlich großer Gesellschaft aß, ging die Tür im Hintergrunde des Zimmers gerade vor ihm auf, sein Vater stand in der Tür und sagte ohne Guten Tag folgendes: Du hast einen kleinen Bruder bekommen, — und wirklich lag da ein Kleiner in einer Wiege, als er nach hause kam.

Den Tod hatte er bisher hauptsächlich von einem großen schönen Gemälde auf Großvaters Wand gekannt, denn des Königs Tod hatte ihn nicht weiter berührt. Das Gemälde stellte einen Garten dar, wo auf einer weißgestrichenen Bank Tante Rosette saß, und vor ihr stand Onkel Eduard in der Blouse und mit lockigem Haar und überreichte ihr eine Blume. Aber Onkel Eduard war gestorben, gestorben als kleiner Junge, und da er ein so ausgezeichneter Junge gewesen, so waren alle sehr betrübt darüber, daß sie ihn nicht mehr sehen sollten. — Aber jetzt war täglich vom Tode die Rede. Soundsoviel Tote, soundsoviel Verwundete. An all dem Unglück war der Feind schuld!

Es gab jedoch auch andere feindliche Mächte als die Polizei und den Feind, unheimlichere, weniger handgreifliche. Wenn er dem Dienstmädchen nachtrollte, das den jüngeren Bruder an der Hand hielt, hörte er zuweilen hinter sich etwas rufen, und wenn er sich umwandte, erblickte er einen grinsenden Jungen mit verzerrtem Mund und drohenden Händen. Lange Zeit hatte er nicht weiter darauf geachtet, aber allmählich kehrte der Ausruf öfter wieder, und er fragte das Mädchen, was er bedeute. Sie antwortete: Ach, nichts! Auf seine wiederholte Fragen sagte sie nur: Das ist ein garstiges Wort.

Aber eines Tages, als er von neuem den Ausruf vernommen hatte, wollte er Bescheid wissen, und als er nach Hause kam, fragte er seine Mutter: Was bedeutet das? — Jude! sagte die Mutter. Juden das sind einige Menschen. — Garstige Menschen? — Ja, antwortete die Mutter lächelnd, zuweilen recht häßliche Menschen, doch nicht immer. — Kann ich einen Juden zu sehen bekommen? — Das kannst du wohl, antwortete die Mutter, und hob schnell den Kleinen zu dem großen ovalen Spiegel empor, der über dem Sopha hing.

Er stieß einen Schrei aus, der die Mutter bewog, ihn eiligst wieder auf den Fußboden herabzulassen, und er zeigte sich so entsetzt, daß die Mutter bedauerte, ihn nicht vorbereitet zu haben. Später sprach sie zuweilen davon.

Es gab noch mehr feindliche Mächte in der Welt, die allmählich auftauchten. Wenn man zeitig ins Bett gelegt worden war, geschah es oft, daß die Mädchen sich an den Tisch in der Kinderstube setzten und bis spät in den Abend hinein halblaut plauderten. Und dann erzählten sie Dinge, bei denen einem die Haare zu Berge stehen konnten. Von Gespenstern, die weißgekleidet, lautlos oder mit rasselnden Ketten durch die Zimmer des Hauses gingen, sich den zu Bett liegenden zeigten, die Schuldigen erschreckten. Von gemalten Gestalten, die aus dem Rahmen traten und sich über dem Fußboden hinbewegten. Von der Angst, die es einflößte, die Nacht im Dunklen in einer Kirche zu verbringen. Das wagte niemand. Von den Orten des Entsetzens, den Kirchhöfen, wo die Leichen in langen leinenen Gewändern nachts aus ihren Gräben aufstanden und die Leute zu Tode erschreckten, während

der Teufel selbst in Gestalt einer schwarzen Katze über den Kirchhof lief. Nie konnte man überhaupt, wenn man abends eine schwarze Katze sah, sicher sein, daß der Teufel nicht darin steckte. Und der Teufel konnte sich mir nichts dir nichts in einen Menschen verwandeln und von hinten auf die losgehen, denen er zu Leibe wollte.

Schrecklich spannend war es, wach zu liegen und all das anzuhören. Und Zweifel gab es nicht. Sowohl Maren wie Karoline hatten selbst so etwas erlebt und konnten haufenweise Zeugen anführen. Das rief eine Umwälzung im Bewußtsein des Knaben hervor. Er lernte das Reich der Finsternis und den Fürsten der Finsternis kennen. Eine Zeit lang wagte er kaum durch ein finsteres Zimmer zu gehen. Er wagte nicht, bei seinem Buch zu sitzen, wenn hinter ihm eine Tür offen stand. Wer konnte nicht lautlos eingetreten sein! Und hatte er einen Spiegel vor sich an der Wand, dann zitterte er davor, dort den Teufel mit flammenden Augen hinter seinem Stuhl stehen zu sehen. —

Als sich endlich der Eindruck all jener Spuk- und Teufelsgeschichten verlor, bewahrte er in seinem Sinn einen kräftigen Unwillen gegen die Angst vor der Finsternis und alle diejenigen, die auf die schutzlose Furcht der Unwissenden vor den Mächten der Finsternis spekulieren.

Die Welt erweiterte sich. Sie war nicht nur Heim und Haus und die Wohnung der beiden Paar Großeltern, der Clan der Onkel, Tanten und Vetter; sie wurde größer.

Das machte sich bei der Heimkehr der Truppen fühlbar. Zweimal kehrten sie heim. Das erstemal war der Eindruck zwar stark, ging aber nicht tief. Er war rein äußerlich und undeutlich verschmolzen: Guirlanden an den Häusern und über der Straße, das große Volksgewühl, die blumengeschmückten Soldaten, die im Takt unter ständigen Blumenregen aus allen Fenstern vorwärts schritten und lächelnd in die Höhe blickten. Das zweitemal, lange nachher, nahm er in seinem Eindruck die Einzelheiten ganz anders mit auf. Die Verwundeten, die an der Spitze gingen und denen mit einer gewissen Zärtlichkeit gehuldigt wurde. Die Offiziere zu Pferde, die mit den Degen grüßten, um die Kränze über Kränze lagen. Die bärtigen Soldaten mit Kränzchen um die Bajonette, während große Knaben ihnen die Gewehre trugen. Und Der tapfere Landsoldat unaufhörlich durch die Luft schwirrend, wenn er auch von Dänemark, schönstes oder Weh'stolz abgelöst wurde.

Aber das zweitemal nahm ihn der Anblick nicht ganz gefangen, denn er wurde von Reue gequält. Seine Tante hatte ihm am Tage vorher drei ganz kleine Kränze geschenkt, um sie den Soldaten zuzuwerfen; einen sollte er selbst behalten; von den andern sollte er jedem seiner kleinen Brüder einen geben; er hatte es fest versprochen. Und nun hatte er sie alle drei für sich selbst behalten und hatte die Absicht, sie alle zu werfen. Er wußte, es war Unrecht und Betrug; er litt darunter; doch das Glück, alle Kränze allein zu werfen, war zu groß. Er schleuderte sie hinaus.

Ein Soldat fing den einen mit seinem Bajonett auf, die andern fielen zu Boden. Er schämte sich tüchtig und vergaß seitdem seine Scham nicht.

Das wußte der Knabe: das Theater, wo er nie gewesen, das war der Ort, wo Vater und Mutter sich am besten amüsierten. Davon wurde oft gesprochen, und am vergnügtesten waren sie, wenn die Schauspieler, „gut gespielt" hatten, etwas wovon er sich keinen Begriff machen konnte.

Damals war kleinen Kindern der Eintritt ins Königliche Theater noch nicht verboten, und er hatte keinen heißeren Wunsch, als hineinzukommen. Er war denn auch noch sehr klein, als er einmal mit in die Kutsche genommen wurde, die Vater und Mutter zum Theater fuhr. Er erhielt mit den andern einen Platz im zweiten Parkett und saß sprachlos vor Verwunderung da, als der Vorhang aufging. Noch eine neue Welt offenbarte sich hier. Das Stück, das gespielt wurde, hieß Abenteuer auf der Fußwanderung. Aber er konnte nichts davon verstehen. Männer kamen auf die Bühne, sprachen miteinander. Einer kroch unter einem Busch hervor und sang. Er begriff es nicht, und fragte er, so bedeutete man ihm nur zu schweigen. Doch seine Gemütsbewegung war so stark, daß ihm übel wurde und er hinausgetragen werden mußte. Draußen auf dem Markt übergab er sich und wurde nach Hause gebracht. Genau so ging es, zu seinem Leidwesen, auch das zweitemal, als der Versuch auf sein Drängen wiederholt wurde. Spannung, Entzücken, Überwältigung, Aufmerksamkeit auf das Unverständliche waren zu stark; er war einer Ohnmacht nahe und mußte nach Schluß des ersten Aktes das Theater verlassen. Nun dauerte es daher lange, ehe man ihn für groß genug hielt, um die Gemütsbewegung ertragen zu können.

Ein einzigesmal erlaubte man ihm doch, zur Komödie zu gehen. Das geschah, als Herr Voltelen ihm ein Billett zu einer Studentenvorstellung im Hoftheater schenkte, wo er selbst auftreten sollte. Das Stück hieß Ein Verschwender, und der Knabe sah es, ohne krank zu werden. — Es kam ein junger leichtsinniger Mann darin vor, der Goldtaler aus dem Fenster warf, und da war ein altes häßliches Weib und außerdem ein schönes junges Mädchen. Der Knabe saß und paßte auf wie ein Schießhund, wann sein Lehrer kommen würde; aber es war eine Enttäuschung; da war gar kein Herr Voltelen zu sehen.

Am nächsten Tage, als er seinem Lehrer für das Vergnügen dankte, fügte er hinzu: Aber Sie hatten mich angeführt, Sie waren ja gar nicht darin. — Wie? Ich war nicht da? Sahest du nicht das alte Weib? Das war ich. Sahest du nicht das junge Mädchen? Das war ich auch. — Unfaßlich war es, daß Jemand sich dermaßen verstellen konnte. Herr Voltelen hatte zweifellos „gut gespielt". — Doch noch lange Jahre nachher begriff er nicht, woran man dies erkannte, Da die Stücke auf ihn völlig den Eindruck der Wirklichkeit machten, so war er natürlich außer stande, den Anteil der Schauspieler auszusondern.

Daß es Krieg war, verlieh den Zinnsoldaten ein ganz neues Interesse. Man konnte nicht genug Schachteln davon haben. Sie wurden in Kompanien und Bataillone aufgestellt; sie entfalteten sich zum Angriff, stürmten, wurden verwundet und fielen. Zuweilen legten sie sich müde hin und schliefen auf dem Schlachtfeld. Aber eines Tages, als eine neue Schachtel gebracht wurde, verloren die alten all ihren Wert. Denn die Soldaten in dieser neuen Schachtel waren richtige Soldaten mit Brust und Rücken, rund anzufühlen, wogen schwer in der Hand. Im Vergleich zu ihnen sanken die älteren, die Profilsoldaten, die in ihrer Schmalheit nur von der Seite gesehen werden konnten, tief in der Achtung. Ein Fortschritt war gemacht worden vom Abstrakten zum Konkreten. Es war kein Vergnügen mehr, mit den schmalen Soldaten zu spielen. Der Knabe sagte: im vorigen Jahr, als ich klein war, machten sie mir Spaß.

Eine ähnliche Veränderung, ein ähnliches Bild des geschichtlichen Fortschrittes war es, als das Steckenpferd, dem man so viele frohe Stunden verdankte, auf dem man durch Stuben und Flure geritten war, in die Ecke gestellt wurde wegen des Wiegenpferdes, das lange gewünscht und begehrt, zur Tür hineingetragen wurde und nun dort in der Stube hielt, leicht schaukelnd, wie bereit zum kühnsten Ritt, sobald sich der Reiter in den Sattel schwang.

Er saß da und — o Glück! Der Ritt begann und wurde mit Leidenschaft fortgesetzt, so daß der Reiter beinahe über den Hals des Pferdes geflogen wäre: Als ich klein war, machte mir das Steckenpferd Spaß; jetzt nicht mehr. — Bei jeder neuen Stufe, die er zurücklegte, wie gering sie auch war, behielt er diese Gefühlsart und diesen Gedankengang bei. Seine Mutter hielt sich oft darüber auf, noch als er ganz erwachsen war. Entwuchs er schnell seinen Neigungen, war er ganz fertig mit einer Sache oder einer Person, die ihn vor kurzer Zeit beschäftigt oder erfüllt hatte, sagte die Mutter mit einem Lächeln: Im vorigen Jahr als ich klein war, machte mir das Steckenpferd Spaß.

Doch die Fortschritte gingen nicht immer ohne Verlegenheit vor sich. Als er klein war, hatte er schöne Blousen, besonders eine graue mit braunen Verzierungen, mit der es ergötzlich war, zu gehen; nun ging er in einfachen glatten Blousen mit einem Ledergürtel um den Leib. Später kam die Zeit, wo der Ehrgeiz erwachte in einer Jacke zu gehen, wie die großen Knaben; und als dieser Wunsch endlich erfüllt war, erwachte, wie es im Leben geht, ein noch höher zielender Trieb: das Verlangen danach, den Rock zu tragen. Als sich die Zeit erfüllte, wurde ein alter Rock seines Vaters für ihn umgeändert. Er sah dünn und schlottrich aus darin, doch die Tracht war ehrenvoll. Aber es kam ihm vor, als müßte es ihm jedermann ansehen können, daß er den Rock zum erstenmale trüge. Er wagte also nicht, damit in den Straßen zu gehen, sondern machte Umwege um die Wälle herum, aus Angst jemandem zu begegnen.

Als ganz kleiner Junge war er natürlich nicht mit seinem Aussehen beschäftigt. Er besann sich gar nicht darauf, daß er mehrmals gezeichnet worden war. Aber als er ungefähr neun Jahre alt war, hatte Tante Sarah — alle Menschen waren

damals Onkels und Tanten — beschlossen, daß er und seine Brüder zu des Vaters Geburtstag in Daguerreotypie abgebildet werden sollten. Das Ereignis machte einen tiefen Eindruck, weil er ruhig stehen sollte, während die Abbildung stattfand, und weil der Daguerreotypist, ein Fremder, der Herr Schätzig hieß, die R's schnurrte und die S' zischte. Die Sache selbst war ein tiefes Geheimnis, das nicht verraten werden durfte. Das Geschenk sollte eine Überraschung sein, und er mußte unverbrüchliches Schweigen geloben. Er hielt es einen Tag. Aber am nächsten Tage beim Mittagsessen fuhr ihm heraus: Jetzt ganz schtille! wie der Mann sagte. Welcher Mann? Da lag das Geheimnis.

An den Aufenthalt selbst bei Herrn Schätzig mußte er lange denken. Irgend jemand hatte gesagt, daß er einen schlanken Hals habe, der gut aussähe. Im Augenblick, als sie hineinwollten, sagte die Tante: Du erkältest dich drinnen! und hatte ihm trotz entschiedener Weigerung ein Seidentüchlein um den Hals gebunden. Das Tuch verdarb die ganze Freude, verewigt zu werden. Und es ist auf jenem alten Bilde noch um seinen Hals zu sehen.

Die Zinnsoldaten hatten die kriegerischen Instinkte ins Leben gerufen. Das Schaukelpferd hatte allmählich immer mehr Kriegszubehör im Gefolge. Einen blanken Helm, der unter dem Kinn festgespannt werden konnte und mit dem man ganz stattlich aussah; einen Küraß von wirklichem Metall, wie ihn die Garde zu Pferde hatte, und einen kurzen Stoßdegen in lederner Scheide, der mit dem fremden Wort Hirschfänger genannt wurde und eine fürchterliche Waffe für die kleinen Brüder abgab, wenn sie unbarmherzig damit niedergesäbelt wurden. Saß man auf dem Schaukelpferd in all dieser Pracht, so träumte der Sinn wilde Träume von kriegerischer Größe, Träume, die von Jahr zu Jahr weiter ausgesponnen wurden, bis sie im Alter von 8, 9 Jahren aus den Ingemannschen Romanen neue und ungesunde Nahrung zogen.

Zu Pferde an der Spitze einer ausgesuchten Schar gegen zahllose Feinde, die wie Verzweifelte kämpfen! Das Schaukelpferd geht gewaltsam auf und nieder. Der Feind wankt, er beginnt zu weichen. Das Schaukelpferd wird angehalten. Mit dem Hirschfänger wird den Schaaren der Gemeinen ein Zeichen gegeben. Der Feind wird geschlagen und flieht; es gilt nun, ihn zu verfolgen. Das Schaukelpferd wird in rasende Bewegung gesetzt. Sieg über der ganzen Linie. Einzug in die Hauptstadt; Jubel und Blumenkränze für den Sieger und seine Mannschaften.

Gerade zu der Zeit, da er in der Einbildung ein so großer Kriegsmann war, wäre es im wirklichen Leben für ihn sehr nützlich gewesen, wenn er mehr Kräfte gehabt hätte, jetzt wo er nicht wie früher vom Kindermädchen zur Schule gebracht wurde, sondern selbst der Beschützer seines zwei Jahre jüngeren Bruders sein sollte. Der Aufbruch von Hause war behaglich genug.

Die zinnernen Frühstücksbüchsen mit Wohlbekomms in Goldbuchstaben auf dem Deckel standen offen auf dem Tisch. Seine Mutter, die am Tischende stand, schmierte für jedes der Kinder sechs Stücken Brot, die zu zwei und zwei zusammengeklappt wurden, Weißbrot auf Schwarzbrot, eine Mischung, die einen außerordentlichen Wohlgeschmack darbot. So viele Stücken gingen gerade in die Büchse hinein. Sie wurde dann zu den Büchern in den Tornister gelegt. Und mit diesem auf dem Rücken begab man sich zur Schule, immer auf demselben Wege. Aber zu damaliger Zeit wurde die Wanderung erschwert. Alle Augenblicke begegnete man Knaben, die einen ausschimpften und nach dem Kleinen schlugen, so daß man sich an jeder Straßenecke, um die man biegen wollte, erst raufen mußte. Und zu damaliger Zeit waren, trotz der später nicht wieder erreichten Humanität jener Tage Schelte und Püffe und ausgesuchte Verhöhnungen das tägliche Brot, und er sieht sich noch, wie er eines Tages im Geraufe mit einem viel größeren Jungen, an diesem in die Höhe sprang und sich in seinem Nacken festbiß, so daß ein Lehrer ihn losreißen und der andere seinen Nacken unter der Pumpe baden mußte.

Er bewunderte bei andern die Stärke, die ihm selbst abging. Es war in der Klasse ein Junge, derb, vierschrötig, unsäglich gutmütig, mit dem es niemand im Raufen aufnehmen konnte. Er war aus Lolland und hieß Ludwig, war nicht sehr klug aber kerngesund und riesenstark. Da kam eines Tages ein Westindier namens Muddie in die Schule, von dunkler Farbe mit lockigem Haar, stark und schlank wie ein Wilder, unwiderstehlich durch all die Pfiffe und Finten, die er wußte, sowohl wenn es ans Ringen ging als auch beim Faustkampf. Er überwand die stärksten Knaben der Schule. Nur Ludwig hatte er nie herausgefordert, so wenig wie dieser ihn. Aber unter den Knaben herrschte große Neugierde, zu erfahren, wer von den beiden der Stärkste wäre; und in einer Frühstückspause wurde ein Ringkampf arrangiert. Es war für die Knaben, die alle Kenner waren, eines der schönsten Schauspiele, zwei so ausgezeichnete Kämpfer ringen zu sehen, besonders da der Lolländer sich auf den andren stürzte, und der Westindier sich mit förmlichen Schlangenwindungen vergebens seinem Griff zu entwinden suchte.

Eines Tages kamen zwei neue Knaben in die Schule, zwei Brüder; der eine, Adam, war klein und fahl, merkwürdig welk, sah aus wie ein Krüppel, ohne es jedoch zu sein; der etwas jüngere, Sophus, war schön gebaut und erregte gleich in der ersten Stunde, an der die Neulinge teilnahmen — eine Turnstunde — Staunen durch seine seltene Tüchtigkeit im Klettern und am Reck. Er schien eben so stark wie behende, und bei einem kleinen Jungen, der zu den starken aufsah, mußte er förmliche Begeisterung erwecken. Diese steigerte sich noch am folgenden Tage, als ein großer boshafter Junge, der Adam als Schwächling verhöhnt hatte, in einem Nu von Sophus dermaßen durchgeprügelt wurde, daß er sowohl den Atem wie den Mut verlor.

Er, der nur vom Schaukelpferd aus kriegerische Taten vollführt hatte, und der neuangekommene Sophus wurden von nun an auf einige Zeit unzertrennliche Freunde. Es war eines der gewöhnlichen Freundschaftsverhältnisse zwischen

kleinen Knaben, wo der eine bewundert und der andere sich verehren läßt. Der Bewundernde konnte seinen Gefühlen nur Nahrung geben, indem er dem andern das Kostbarste schenkte, was er besaß. Dieses Kostbarste waren Bilder von ausgeschlagenem Goldpapier aus Frankreich, die alle möglichen Gegenstände und Persönlichkeiten darstellten, von Schiffen mit Masten und Segeln bis zu Rittern und Damen. Er hatte sie eine lange Zeit hindurch gesammelt und Stück für Stück aufbewahrt, indem er sie in ein Buch einklebte, das sein Stolz war. Dieses Buch verschenkte er ganz unbedenklich an Sophus, der es entgegennahm, ohne sich ein bißchen darum zu kümmern.

Und nun begann Sophus, der bisher so geradezu gewesen, auf Grund der übertriebenen Bewunderung, deren Gegenstand er war, launenhaft zu werden. Es war bei ihnen zur festen Regel geworden, daß er und sein Bewunderer den Rückweg aus der Schule zusammen machten. Aber eines Tages gab es plötzlich Schwierigkeiten; Sophus hatte Waldemar, einem abscheulichen Jungen, der in den Stunden mogelte, versprochen, mit ihm nach Hause zu gehen. Aber als der Kamerad, der nun auf einmal alle Qualen der Zurücksetzung und der verschmähten Hingebung kennen lernte, ihm am dritten Tage begegnete, wie er mit Waldemar schräg über den Frauenplatz kam, packte er in seiner Wut seinen ehemaligen Freund fest am Arm, rief mit verzerrtem Gesicht: Du bist ein Schurke! und machte, daß er fortkam, um ihn nie mehr anzureden. — Das war höchst unklug; geradezu gesagt das Dümmste, was er tun konnte. Aber er war allzu leidenschaftlich, um sich vernünftig zu benehmen. Waldemar brachte sein Betragen in der ganzen Klasse herum, und am nächsten Tage in der Frühstückspause klang es ihm überall aus lachenden Mündern entgegen: Du bist ein Schurke! Du bist ein Schurke!

Die Welt erweiterte sich. Der Unterricht wurde vielseitiger. Es gab allerlei Unterricht außerhalb der Schule. Von der Zeichenlehrerin, einem liebenswürdigen jungen Mädchen, das mit schwarzer Kreide Fingal im Helm zeichnen konnte, lernte er die Dinge in der Welt anzusehen, wie sie zu einander standen, einander deckten und sich in der Perspektive zeigten — von der Musiklehrerin, seiner guten Muhme, Noten und Schlüssel kennen, erst Stückchen, dann Sonaten spielen, zweihändig, dann vierhändig. Aber ach! weder in der Kunst des Gesichts noch des Gehörs zeigte er sich jemals mehr als mittelmäßig. Nie kam er weder im Zeichnen noch im Klavierspiel über eine geistlose Richtigkeit hinaus. Und kaum sonderlich größere Anlagen zeigte er, wenn er an hellen Sonntagvormittagen, die wenig zu den Freuden des Tanzes einluden, mit vielen anderen kleinen Knirpsen und Mädels im Saal des königlichen Tänzers, Herrn Hoppe, aufgestellt wurde und die erste bis fünfte Position einnehmen und die Mädchen in der Polka Mazurka schwingen lernte. Er wurde ein eifriger, aber nie ein ausgezeichneter Tänzer.

Die Welt erweiterte sich. Der Vater brachte aus Paris ein merkwürdiges Spiel mit, Fortunaspiel genannt, mit Glocken über Löchern, und Kugeln, die mit Queuen gestoßen wurden. Fünf Tage und sechs Nächte war der Vater damit von Frankreich her gefahren. Es war unsäglich fesselnd; niemand anders in Kopenhagen hatte ein solches Spiel. Und im nächsten Jahre, als der Vater wiederum aus Paris nach Hause kam, brachte er einen großen flachen, blankpolierten Kasten mit, in dem wohl ein Dutzend verschiedener Spiele lagen, französische Spiele mit Bällen, Federbällen und Rackets, Spiele, mit denen sich auch die Erwachsenen unterhielten, und da waren Wagen, die vermittelst eines Uhrwerkes im Kreise gingen, und da war ein Bajazzo, der rücklings Saltomortale eine Treppe hinab schlug, sobald man ihn auf die oberste Stufe stellte. Solche Dinge konnten die Leute in Frankreich machen.

Die Welt erweiterte sich immer mehr. Es kamen häufig Verwandte aus Göteborg. Sie sprachen Schwedisch; paßte man aber auf, so verstand man wohl, was sie sagten. Sie redeten die Sprache der Frithjofs Sage, aber mit anderer Aussprache als Herr Voltelen. Und es kam ein junger französischer Graf, dessen Verwandte der dänische Onkel gekannt hatte; er war hier oben als Seemann auf einem französischen Kriegsschiffe, kam und blieb zu Mittag und sang die Marseillaise. Von ihm hörte der Knabe das Lied zum ersten Male. Der Gast war erst fünfzehn Jahre alt und sehr schön und wie ein Matrose gekleidet, trotzdem er Graf war.

Und dann waren da die beiden französischen Onkel, Mutters Bruder Jakob und Vaters Bruder Julius, die alle beide längst Franzosen geworden waren und in Paris wohnten. Onkel Jakob kam oft auf ein paar Wochen oder länger. Er war klein und breitschultrig und schön. Alle Menschen hatten Onkel Jakob gern; alle Damen wollten eingeladen werden, wenn Onkel Jakob kam. Er hatte Frau und vier Kinder in Paris. Aber das hatte der Knabe aus den Gesprächen der Erwachsenen aufgeschnappt, daß Tante Viktorine seine Frau war und doch nicht seine Frau. Großmutter wollte nichts von ihr wissen. Und Onkel Jakob hatte eine Reise bis ganz unten zum Papst nach Rom gemacht, um ihn zu bitten, ob sie seine Frau werden dürfte. Aber der Papst hatte Nein gesagt. Warum? Weil Tante Viktorine schon einen andern Mann hatte, der schlecht gegen sie gewesen war und sie geschlagen hatte; und der Mann kam manchmal, wenn der Onkel fort war und nahm ihr ihre Möbel weg. Es war unbegreiflich, daß er das durfte, und daß der Papst es nicht einmal hindern wollte, da sie doch Katholikin war.

Onkel Jakob hatte einen merkwürdigen Ausdruck um den Mund, wenn er lächelte. Es lag eine gewisse Anmut über allem, was er sagte und tat, aber Wehmut in seinem Lächeln. Er wäre leichtsinnig gewesen, hieß es, und sei nicht glücklich. Eines Morgens, als er bei Vater und Mutter zu Besuch war und in der großen Stube lag und schlief, entstand eine heftige Unruhe; es wurde nach dem Doktor geschickt und das Wort Morphium ausgesprochen. Er war krank, erholte sich jedoch bald wieder. Als er am nächsten Tage seine Schwester fragte: Wo ist mein

Pistolenkasten geblieben? antwortete sie mit ernsthaften Augen: Den habe ich genommen, und den behalte ich.

Nie hatte der Knabe gedacht, daß er jemals Onkel Jakobs Frau und Kinder kennen lernen sollte. Und nun geschah es doch. Viele Jahre später, als er ein junger Mann geworden war und nach Paris kam, suchte er nach des Onkels Tode Viktorine und ihre Kinder auf. Er wollte ihr damals selbst die monatliche Unterstützung bringen, die ihre Verwandten ihr aus Dänemark sandten. Er fand sie vor der Zeit gealtert, demütig vor Armut, mitgenommen von Entbehrungen. Wie konnte es bei ihr so knapp zugehen? Bekam sie denn nicht jeden Monat die Summe ausbezahlt, die man von Kopenhagen aus an Onkels besten Freund, Herrn Fontane, in der Rue Vivienne sandte? Ach nein, Herr Fontane gab ihr selten einmal ein kleines Almosen und jagte im übrigen ihre Kinder mit garstigen Worten heim.

So war Herr Fontane also ein Betrüger gewesen, hatte selbst das Geld behalten, das man jahrelang der Witwe seines besten Freundes gesandt hatte. Er war ein großer, hübscher Mann, der in einem umfangreichen Betriebe saß. Wer hätte geglaubt, daß ein Schuft so aussähe? — Er wurde denn zuletzt genötigt, das Geld auszuliefern. — Und wenn der Vetter aus Dänemark nun bei den französischen Verwandten anklingelte, war er im selben Augenblick so behängt wie ein Weihnachtsbaum mit kleinen Jungen und einem kleinen Mädchen, die in die Höhe sprangen und sich ihm an den Hals hängten und nicht loslassen wollten.

Knabenjahre

Das Haus gehörte seinem Großvater väterlicherseits und war an die zwanzig Jahre in dessen Besitz gewesen. Die Eltern des Knaben wohnten im zweiten Stock. Es lag in der verkehrsreichsten Gegend der Stadt, gerade im Herzen von Kopenhagen. Im ersten Stock wohnte ein westindischer Herr, der das Dänische mit fremder Betonung aussprach; zu ihm kam zuweilen ein dänischer Mann von französischer Abstammung, Herr Lafontaine, der, wie man sich erzählte, so stark war, daß er mit einer Hand zwei Gewehre bei den Bajonettspitzen ergreifen und wagerecht im steifen Arm halten konnte. Der Knabe bekam Herrn Lafontaine niemals zu sehen, noch weniger also das Kunststück; aber er starrte, wenn er die Treppe hinunter ging, auf die Tür, hinter der so Merkwürdiges vor sich ging.

Im Keller wohnte Niels, der Bediente der Familie, dem die häusliche Tätigkeit noch Zeit ließ, Geschäftstalent zu entwickeln. Er betrieb in aller Stille einen verhältnismäßig bedeutenden Handel mit einfachen Uhren und außerdem mit Met, zwei Warensorten, die nichts miteinander zu tun hatten. Die Uhren hatten für

einen kleinen Jungen nichts besonders Fesselndes, destomehr aber der Met, der Kruke an Kruke auf einem Wandbrett aufbewahrt wurde. Er nahm sein ganzes Interesse in Anspruch. Es war ja der Trank, den die alten Nordländer so sehr geliebt hatten, daß ihn die Toten in Walhalla tranken. Es war erstaunlich, daß es den noch gab. Wie mußte der nicht schmecken! Der Knabe erhielt die Erlaubnis davon zu kosten, und alle seine Erwartungen wurden übertroffen. Süßer als süß! Lieblicher als irgend etwas irdisches, das er gekostet hatte. Aber trank man mehr als ein ganz kleines Glas davon, so wurde einem übel.

Und es wurde nun Gegenstand seiner tiefsten Verwunderung, daß die Einherjer den Met in großen Hörnern hinuntergießen und fetten Speck dazu essen konnten. Welche Zusammensetzung von Leibgerichten! Und niemals bekamen sie Bauchweh davon!

Im Erdgeschoß lag der Laden, ein Raum, der die ganze Breite und den größten Teil der Tiefe des Hauses einnahm, ein für damalige Verhältnisse großer Seiden- und Tuchhandel, dem sein Vater und Großvater gemeinschaftlich vorstanden bis zu seinem elften Jahre, wo der Vater auf eigene Hand im großen zu handeln begann. Im Laden war es ergötzlich, weil die Gehilfen, wenn man herunter kam, einen um den Leib faßten und auf die andere Seite des halbkreisförmigen Tisches hinüberhoben, der sie von den Käufern und Käuferinnen absonderte. Die Gehilfen waren nette würdige Herren mit viel Haltung und Anstand, freundlich ohne verletzende Herablassung.

Zwischen dem fünften und sechsten Jahre des Knaben wurde der Laden umgebaut, blieb ihm deshalb eine Zeitlang versperrt. Als er ihm wieder zugänglich wurde, war er überrascht über die Veränderung. Eine lange Galerie mit einem Glasdach war hinten angebaut, in der die Waren auf neuen Regalen lagerten. Die Erweiterung war nicht gering, und sie war von einer Erweiterung des Personals begleitet gewesen. Neu hinzugekommen war ein Lehrling namens Gerhard, der so groß war wie ein erwachsener Mann, aber sehr jung gewesen sein muß, da er mit dem Sechsjährigen plauderte wie mit einem Kameraden. Er war sehr schön und wußte es. Hosenträger braucht man nicht, sagte er, wenn man gute Hüften hat und deutete auf seine kräftig vorspringenden Lenden. Diese Äußerung machte einen tiefen Eindruck auf den Knaben, weil er hier zum erstenmal jemand sich des eigenen Äußern rühmen hörte. Er wußte, daß man sich nicht selbst loben dürfe und daß Eigenlob stank. Er wunderte sich deshalb, daß ihm das Eigenlob in Gerhards Mund flott vorkam, es kleidete förmlich. Gerhard sprach oft davon, was es für ein Vergnügen sei, abends auszugehen, um sich zu amüsieren, sich den Teufel daran zu kehren, was die Alten sagten, sondern Sängerinnen anzuhören — Genüsse, von denen sein Zuhörer sich keine deutliche Vorstellung machen konnte.

Bald hieß es, daß Gerhard sich nicht gut anließe. Die Art, in der er sich das Geld

zu seinen Vergnügungen verschaffte, bewirkte, wie der Knabe lange nachher erfuhr, daß er plötzlich seinen Abschied erhielt. Aber er hatte die Phantasie des Knaben gestreift, ihm einen unklaren Eindruck sorgenlosen Lebensgenusses und jugendlichen Trotzes vermittelt.

Auf dem Absatz der Treppe, die vom Laden zum dahinter gelegenen Lager führte, nahm der Großvater Platz. Da oben machte er sich gut mit seinem lockigen weißen Haar. Hier konnte er mit einem Feldherrnblick das Ganze übersehen, die Kunden, die Gehilfen, die Lehrlinge vor und hinter sich. Kam eine besonders geschätzte Kundin in den Laden, so verließ er eiligst seinen hohen Standort und gab einen guten Rat. Gab es gegenüber der Erklärung des Expedierenden Bedenklichkeiten von ihrer Seite, so zerstreute er diese. Damals hatte er seine guten Tage und scheinbar seine Glanzzeit.

Der Glanz schwand, weil er sich anfangs ohne Kapital heraufgearbeitet hatte. Das Hamburger Haus, das dem Geschäft Kapital vorschoß, gab das Geld gegen allzu teure Bedingungen und mit allzu bindenden Forderungen, so daß der Handel auf die Dauer unmöglich zwei Familien ernähren konnte.

Aber als der Großvater späterhin freie Zeit bekam, nahm er die geistigen Interessen auf, die er in seiner Arbeitszeit hatte zurückhalten müssen. In seinen alten Tagen lernte er u. a. Italienisch, und man fand ihn, wenn man ihn besuchte, mit Tassos Gerusalemme liberata vor sich, jedes Wort, das ihm Schwierigkeiten bereitete, in einem Wörterbuch aufsuchend — und es gab viel solcher Wörter.

Der alte Mann war ein eifriger Bonapartist und, seltsam genug, ein noch glühenderer Bewunderer des dritten Napoleon als des ersten, weil er ihn nämlich für klüger hielt und überzeugt war, daß er seinem Sohn das Kaisertum vererben würde. Aber hier begegnete er bei seinem ältesten Enkelsohn seit dessen vierzehntem Jahre kräftigem Widerstand. Denn der Knabe, der natürlich Republikaner war und Napoleon III. seines Verfassungsbruches wegen verabscheute, schrieb in aller Stille in unmöglichem Französisch und in einem noch unmöglicheren Metrum (etwas, das Hexameter und Pentameter vorstellen sollte) Verse gegen den Tyrannen. Ein Gedicht an die französische Sprache begann:

Ah! quelle langue magnifique, si belle, si riche, si sonore,
Langue, qu'un despote cruel met aux liens et aux fers!

Über Napoleon III. konnten Großvater und Enkel also unmöglich einig werden. Aber das war der einzige Gegenstand, über den sie jemals disputierten.

Der Vater seiner Mutter war ganz anders, ohne alle Heftigkeit, einfach, liebenswürdig, sehr schön. Auch er hatte sich aus kleinen Verhältnissen heraufgearbeitet, ja, hatte erst als er gegen zwanzig Jahre alt war, sich selbst lesen und schreiben gelehrt, eine so gute Bildung er auch jetzt besaß. Er war seiner Zeit Färberlehrling bei Färber Möllers Witwe gewesen, als Oehlenschläger

und die Örsteds da aßen. Er hatte, wie es der patriarchalische Brauch jener Zeit mit sich brachte, täglich mit den großen bewunderten Männern zusammen bei Tisch gesessen und sprach oft davon, daß er sich seine Hände bei Oehlenschlägers Dramen fast blutig geklatscht hatte, in den Jahren, in denen auf Grund von Baggesens Angriffen im Theater für und wider sie gekämpft wurde.

Zu einem noch älteren Geschlecht als die Großeltern gehörte der Urgroßvater, der Vater von Mutters Stiefmutter, der hohe Stiefel, vorn mit einer kleinen Quaste, trug. Er sagte: Könnte ich nur noch einmal erleben, daß ein dänisches Linienschiff mit einem englischen anbände und es zusammenschösse, das würde mir Spaß machen; die Engländer sind das abscheulichste Raubgesindel von der Welt. Er war so alt, daß er die Schlacht auf der Rhede und Kopenhagens Bombardement noch in frischer Erinnerung hatte.

Schule und Heim waren zwei verschiedene Welten, und häufig fiel es dem Knaben auf, daß er ein Doppelleben führte. Sechs Stunden täglich lebte er unter der Disziplin der Schule im bewegten Verkehr mit Personen, von denen man zu Hause keine einzige kannte, und die andern Stunden des Tages verlebte er im Elternhause oder bei Verwandten des Elternhauses mit Menschen, von denen man in der Schule keinen kannte.

Am ersten Oktober 1849 hatte man den Knaben zur Schule gebracht, durch den ernsthaften Torweg und hinauf in eine Klasse geführt, wo er von einem wohlwollenden Mann, dem Rechenlehrer, empfangen wurde, der es ihm behaglich zu machen wußte. Sofort beobachtete er, daß wenn der Lehrer einen Knaben etwas fragte, was ein anderer wußte, dieser andere das Recht hatte, sein Wissen zur Kenntnis zu bringen, indem er einen Finger in die Höhe hob, — ein Recht, von dem er selbst in den nächsten Stunden einen übertriebenen Gebrauch machte, bis er einsah, daß es vernünftig sei, nicht bei allen möglichen Gelegenheiten die Aufmerksamkeit auf sein Wissen oder Besserwissen hinlenken zu wollen, und seine Hände vor sich auf dem Tisch behielt.

Von die zehn Jahre hintereinander besuchte er ein und dieselbe Schule. Mit dem Wege dorthin und zurück, von und nach den drei verschiedenen nahe bei einander gelegenen Stätten in Kopenhagen, wo seine Eltern damals wohnten, wurde er vertraut wie mit keinem andern Wege. In dem Viertel dort, dem ganzen Rundenturmviertel, kannte er nicht nur jedes Haus, sondern jeden Torweg, jede Straßentür, jedes Fenster, jede Fliese. Dies prägte sich ihm allmählich dermaßen ein, daß er viele Jahre später, wenn er fremde Gegenden und Städte sah, sogar wenn er lange Zeit hintereinander an einem fremden Ort im Auslande wohnte, ein merkwürdiges Gefühl hatte, daß dies, wie schön und fesselnd es auch sein könnte, oder vielleicht gerade deshalb, ein Traumland, Unwirklichkeit sei, die eines Tages verloren gehen und schwinden würde; die Wirklichkeit dagegen, das

war der Runde Turm in Kopenhagen und was um ihn herum lag. Es war häßlich und ohne jeglichen Reiz, aber es war Wirklichkeit. Das fand man immer wieder vor.

In verwandter, wenn auch verschiedener Art wurde die Waldlandschaft in der Umgegend von Kopenhagen, genauer bestimmt die Aussicht über die Eremitage-ebene unten nach dem Sunde zu, wie sie sich von der Bank gegenüber dem schleswigschen Stein aus gesehen zeigt, der erste ihm bekannte und liebe Typus landschaftlicher Schönheit, geprägt mit einem Stempel von Grundwirklichkeit, die für ihn späterhin keine andere noch so schöne oder noch so imponierende Landschaft erreichen konnte.

Der Schulunterricht war altmodisch, insofern als er in allen Fächern der Anschaulichkeit ermangelte. Die Lehrer waren auch notgedrungen hie und da recht unvollkommen, selbst wenn es ihnen nicht an Kenntnissen in ihrem Fach fehlte. Trotzdem muß der Unterricht im ganzen, besonders wenn man bedenkt, wie wohlfeil er war, gut, sorgfältig und umfassend genannt werden; im allgemeinen wurde er gewissenhaft erteilt. Wenn der Knabe als Erwachsener daran zurückdachte, so ist er hauptsächlich darüber stutzig geworden, welche verschiedenartige Menge von Kenntnissen sich im Laufe von zehn Jahren einem Kinde beibringen ließen.

Freilich gab es Lehrer, denen es dermaßen am richtigen Griff fehlte, wenn es galt, von ihrem Wissen mitzuteilen, daß der Unterricht, den sie gaben, vollkommen nutzlos war. Vier, fünf Jahre hatte der Knabe z. B. Geometrie gelernt, ohne noch ihre einfachsten Elemente zu begreifen. So fremd war ihm ihr Wesen geblieben, daß er kein rechtwinkliges Dreieck erkannte, falls der rechte Winkel sich oben befand. Da geschah es, ein Jahr bevor man an das Examen gehen sollte, daß ein junger Fuchs, der eine einzige Klasse vor der betreffenden Abteilung voraus gewesen war, gratis Nachmittags-Unterricht in der Trigonometrie und sphärischen Geometrie anbot, und alle, die da ahnten, welche Hilfe hier geboten wurde, strömten zu. Der junge Student (später Pastor Jörgen Lund) war eine hervorragende mathematische Begabung, und unterrichtete mit einer Klarheit, einem Feuer, einem Schwung, die mit fortrissen. Der Knabe, der nie vorher ein Wort von alledem begriffen hatte, bekam nun ein glühendes Interesse für das Fach und wurde nach einigen Stunden darin ganz tüchtig. Wie Jörgen Lund in Mathematik unterrichtete, so hätte in allen Fächern unterrichtet werden müssen. Man war genötigt, sich mit weniger zu begnügen.

Der Unterricht hätte ein Vergnügen sein können. Er war es nie oder doch nur im Dänischen. Aber in den Kinder- und in den ersten Knabenjahren war er fruchtbar. Er lag über den Knabenjahren wie ein Zwang; doch der Zwang war nützlich. Erst als der Knabe das Alter von vierzehn Jahren erreichte, litt er unter der Zeitvergeudung, die man brauchte, damit die faulsten und dümmsten Knaben mit den

fleißigen und aufgeweckten mitkommen konnten. Und von seinem sechzehnten Jahre an wurde denn auch der Schulbesuch die reine Verzweiflung für ihn. Er war fertig mit dem Ganzen, über das Ganze hinaus, allzu entwickelt, um sich noch weiter in das Lektionenwesen finden zu können; sein Geistesleben pulsierte gar nicht mehr in der Schule. Was ihn beschäftigte, war das Streben, der dänischen Sprache in Vers und Prosa Herr zu werden und — Grübeln über das Dasein. In der Schule legte er meist, die Geschichte ganz und gar aufgebend, den Kopf auf die Arme, um nicht zu sehen und zu hören, was um ihn her vorging.

Noch ein andrer Grund als die Langeweile machte zu diesem späten Zeitpunkt den Schulbesuch peinlich für ihn. Er war nun soweit entwickelt, daß seine verständige Mutter meinte, es wäre ihm gesund, einen wenn auch noch so schwachen Versuch zu machen, sich selbst sein Brod zu verdienen. Oder richtiger, sie wollte, er solle soviel verdienen, daß er wenigstens seine Vergnügungen selbst bezahlen könnte. So suchte und erhielt er denn verschiedene Unterrichtsstunden, die er meist Sonntag Vormittag gab; aber um sie zu erlangen, hatte er sich Studiosus genannt. Nun war es seine Angst, daß er einem oder dem andern seiner Schüler begegnen könnte, wenn er morgens zur oder mittags aus der Schule ging, die Bücher in einem Riemen unter dem Arm. Um sich nicht zu verraten, stopfte er also diese seine Bücher in die merkwürdigsten Stellen hinein, auf die Brust, daß es einen Buckel gab, und in alle seine Taschen, daß sie gesprengt wurden.

Die Schule greift dem Leben vor. Ein kleiner Junge in einer großen Kopenhagener Schule lernte wie in Abkürzung die ganze Gesellschaft und alle Arten von menschlichen Charakteren kennen. Bei den Kameraden begegnete er den verschiedensten menschlichen Eigenschaften, von Offenheit bis zur Verschlossenheit, von Güte, Bravheit und Wohlwollen bis zur Roheit und Niedrigkeit.

In der Pause zeigte es sich, wie Feigheit und Erbärmlichkeit im Knabenstaat ihre Strafe fanden. Da war ein jüdischer Knabe von widerwärtigem Aussehen, besonders leicht zu unterjochen, eine echte Knechtsseele. Ihn zwangen seine Kameraden in jeder einzigen Pause, sich an eine Mauer zu stellen und mit geschlossenen Füßen zu hüpfen, bis die freie Zeit vorüber war, während die anderen sich höhnisch grinsend vor ihm aufstellten. Er wurde später ein angesehener Journalist der Konservativen.

In den Stunden zeigte es sich, daß jene Gleichheit unter gleichartiger Disziplin ohne andere Hierarchie als die des Verdienstes, die in den Plätzen der Knaben auf den Bänken vom ersten bis zum letzten ihren Ausdruck fand, gegenüber der ganz anders gearteten Hierarchie der Gesellschaft nicht beibehalten wurde. Auf der letzten Bank saß ein Knabe, der äußerst mäßig begabt, außerdem aus Faulheit unwissend war; ihm war erlaubt, was anderen verboten war; er war der Erbe eines großen Majorats. Er kam immer zu spät zur Schule, trotzdem er angeritten kam, von

seinem Diener auf einem Pferde begleitet. Er trug einen hohen Zylinder und brachte diesen bei seinem täglichen Eintreten in die Klasse nicht auf dem Riegel an, der ihm zugewiesen war und wo er fürchtete, daß er zu Schaden kommen könnte, sondern im Schulschrank, wo sonst nur der Lehrer seine Sachen hatte, und der Zylinder, der ein so adeliges Haupt bedeckte, imponierte den Lehrern dermaßen, daß nicht einer von ihnen seine Entfernung verlangte. Auch fanden sie sich wie Lämmer darein, daß der Stammherr mitten in der letzten Stunde nach Hause ging, falls der Diener mit dem Reitpferd da war, um ihn abzuholen.

Es schien unmöglich, diesem jungen Adeligen Kenntnisse in irgend einem Fach beizubringen; er wurde denn auch zeitig aus der Schule genommen. In wie hohem Grade er später verstanden haben muß, das Versäumte nachzuholen, wurde übrigens erwiesen. Denn er brachte es zu nichts Geringerem als zum Conseilpräsidenten.

Die Ehrfurcht, mit der die Knaben in der allerersten Zeit zu den Lehrern aufblickten, verschwand auffallend schnell. Einzelne Lehrer, in deren Stunden man sich alles erlauben konnte, wurden gering geschätzt. Gegenüber den Lehrern, die sich in Respekt zu setzen verstanden, waren die Gefühle nur ausnahmsweise wohlwollend. Ziemlich zeitig entwickelte sich ihnen gegenüber die Spottlust. Die Kinder waren noch nicht lange in der Schule, als bei ihnen in bezug auf die Lehrer nur die eine Anschauung herrschte, daß sie die natürlichen Feinde der Knaben seien. Man stand mit ihnen auf Kriegsfuß, und jede Kriegslist galt. Man narrte sie, führte sie in die Irre und neckte sie auf die mannigfachste Weise. Oder man fürchtete sie und kroch um sie herum.

Ein kleiner Junge, der von der Natur Anlage zur Ehrfurcht hatte und sowohl guten Willen wie Fleiß mitbrachte, wurde verwirrt von all dem Unvorteilhaften, das er beständig über die Lehrer hören mußte, und zog, als er noch lange nicht halbwüchsig war, daraus das eine Resultat: was er auch in aller Welt werden wollte, wenn er groß war, Eines wollte er unter keinen Umständen werden — Lehrer an einer Schule.

Ungefähr vom zwölften Jahre ab war die Verachtung der Lehrer der Grundton in allen Gesprächen über diese. Der Lateinlehrer, ein kleiner, unansehnlicher Mann, übrigens ein sehr ordentlicher Lehrer, galt für so jämmerlich geschwächt von Ausschweifungen, daß ein forscher Junge ihn wie nichts zur Erde werfen konnte. — Der Naturgeschichtslehrer, ein junger, tüchtiger, freimütiger Mann, der lustig rufen konnte: Stille da unten, oder du kriegst eins auf den Teepott, daß der Schnabel raucht, sank stark im Ansehen, weil einer der Knaben von ihm erzählt hatte, daß er seine Abende in Variétés zubrachte. Eines Morgens verbreitete sich wie ein Lauffeuer das Gerücht in der Klasse, wenn der Naturgeschichtslehrer heute nicht gekommen sei, so wäre eine Schlägerei daran schuld, in die er am vorhergegangenen Abend vor einem Sängerinnenpavillon verwickelt worden war. Ungeheuer groß war die

Verachtung und die Lächerlichkeit, mit der er dadurch in den Gesprächen der Knaben behaftet wurde. Als er am nächsten Tage mit einem blauen unterlaufenen Auge ankam und dieses Auge häufig mit einem Lappen badete, den er in Wasser tauchte, sahen ihn die meisten für einen Auswurf an. — Der deutsche Lehrer, ein schöner Mann, wurde wie die pure Untauglichkeit behandelt, weil er, wenn er seine Fragen in Grammatik und Syntax gestellt hatte, mit dem Buche vor den Augen im Zimmer auf und abging und sichtlich genug die Antwort mit dem Buche verglich. Mit diesem in der Hand konnte nach Ansicht der Knaben jeder Lehrer sein. Man machte ihm Fratzen, ahmte seine Redensarten und kleinen Angewohnheiten nach.

Schief angesehen wurde der dänische Lehrer, Professor H. P. Holst. Er hegte augenscheinlich kein Interesse für seine Schultätigkeit und konnte die Knaben nicht leiden. Seine Kälte wurde erwidert. Doch das, worauf er den ganzen Unterricht zuschnitt, verstand er bis zur Vollkommenheit und wußte es tüchtig einzuüben. Das Unglück war nur, daß es kaum mehr als einem einzigen Knaben in der Klasse Spaß machte, gerade damit Bescheid zu wissen. Für Holst war der Unterricht im Dänischen nämlich Unterricht in Metrik. Er erklärte alle Versmaße und lehrte die Knaben, die Füße, aus denen die Verse zusammengesetzt waren, zu unterscheiden. Wenn man sich in der Pause über ihn lustig machte, so geschah es wegen der Äußerungen, die die Jungen selbst aufbrachten und ihm in den Mund legten, z. B. diese: Scandiere mein unsterbliches Gedicht Der sterbende Fechter! Dem lag nichts weiter zu Grunde, als daß er zur Erklärung der Zusammensetzung des antiken Distichons sein eigenes Gedicht dieses Namens benutzte, das er in ein von ihm selbst herausgegebenes dänisches Lesebuch aufgenommen hatte. Sobald er auf dem Katheder Platz nahm, begann er:

Hört Ihr des — Beifalles — Sturm von dem — mächtigen — Amfite — ater — Weiter Möller!

Daß er das übers Herz brachte mit seinem eigenen Gedicht!

Der französische Lehrer wußte zu imponieren; in seinen Stunden gab es niemals Lärm. Er war ganz eins mit seinem Fach, war ganz und gar Franzose; er sprach das Dänische nicht mit derselben Betonung wie andere, und er hatte den heftigen Charakter der Franzosen, von dem die Jungen gehört hatten. Haperte es bei einem Knaben mit der Aussprache, so schrie er aus seinem braunen Vollbart, den er so gern strich, hervor: Du sprichst ja Französisch comme un paysan d'Amac! Schwor er, so schwor er als echter Franzose: Sakrebleu-Mops-Karotten-Rapée! Wurde er hitzig, und das wurde er oft, so ergriff er unweigerlich das gefüllte Wasserglas, das stets auf dem Katheder vor ihm stehen sollte, und schleuderte es in gallischer Erbitterung auf den Fußboden, daß das Glas zersprang und das Wasser herausfloß, worauf er ruhig mit seiner Grandseigneur-Miene seine Geldbörse aus der Tasche nahm und die Bezahlung für das Glas auf das Katheder legte.

Eine Zeit lang bildete der Knabe seine Vorstellungen von französischem Geist und Wesen nach diesem Lehrer, obwohl sein Onkel Jakob, der doch fast sein ganzes Leben lang in Paris ansässig gewesen war, ein Franzose von ganz anderer Art war. Erst später lernte er ein Wort und einen Begriff kennen, der der Fähigkeit des Lehrers, Eindruck zu machen, hätte gefährlich werden können. Das Wort hieß affektiert. — Endlich spielte sich eines Tages eine kleine Begebenheit ab, die des Lehrers Prestige nicht unberührt ließ, aber doch fast in gleichem Maße das Mitleid des Knaben wie seine Verwunderung erregte. Die Eltern eines seiner nächsten Kameraden erwarteten eines Abends den Besuch eines französischen Geschäftsfreundes. Da sie sich recht schwach in der Sprache fühlten, so hatten sie dem Sohn einen artigen Brief an den französischen Lehrer mitgegeben, der die Bitte enthielt, ob er ihnen die Ehre erweisen wolle, den nächsten Abend bei ihnen zuzubringen, da der Besuch sprachlichen Beistand wünschenswert erscheinen ließe. Der Lehrer nahm den Brief, den ihm die beiden Knaben überbrachten, las ihn, wurde — so überlegen er auch sonst immer war — ein wenig rot und verlegen, versprach schriftliche Antwort. Wie die Knaben zu ihrer Überraschung erfuhren, lautete diese Antwort dahin, daß er leider für diese Ehre danken müsse, da er nie in Frankreich gewesen war, nie jemand hatte französisch sprechen hören und die Sprache nicht beherrschte. Dieser Tiger in französischer Wildheit warf hier plötzlich das Tigerfell ab und offenbarte sich in seiner angebornen Wolle.

Leider saßen die Spuren des Unterrichts dieses Lehrers allzu lange und fest in dem Knaben. Als er das fünfzehnte Jahr erreicht hatte und der französische Onkel begann, seine Gespräche mit ihm auf Französisch zu führen, erschrak dieser Pariser über die gräulichen Fehler, die er in der Aussprache beging. Die ärgsten wurden in jenen Stunden ausgemerzt. Aber es blieben noch genug übrig, um so manches liebe Mal die junge feine Lehrerin lächeln zu machen, die gute Freunde ihm bei seinem ersten Aufenthalt in Paris verschafft hatten.

Denkmäler/ von Max Osborn.

Denkmäler —! Männer, Weiber, Greise und Kinder packt ein Grauen, wenn das Wort ertönt. Eine Volksplage sind sie geworden, die Gott im Zorn uns sandte, wie einst die Heuschrecken den Ägyptern. Unser schönes deutsches Land ist verwüstet und geschändet von unzähligen Merksäulen unserer Barbarei; über alte kostbare Plätze, in ehrwürdige Straßen, deren feine Schönheit das rohe Geschlecht von heute nicht mehr versteht, über herrliche Landschaftsstriche grinsen die Wahrzeichen unsres Ungeschmacks. Warte nur, über ein Kleines wird es vollbracht sein und man wird neue Städte gründen müssen, um die Gier nach Standbildern zu sättigen. Und aber über ein Kleines werden die Deliranten Denkmäler sehen, wie sie einst weiße Mäuse zu sehen pflegten. . . .

Ich kam von Weimar, der heiligen Stadt, und stieg in Naumburg aus. Zum ersten Male, ich bekenne es reuig zerknirscht, zum ersten Male! In den Ruinen des Neptuntempels von Pästum habe ich Chianti getrunken, während mir eine Eidechse übers Knie huschte; aber in Naumburg, da ich schlecht gezählt hundert Mal vorbeigefahren, bin ich nie ausgestiegen. Meam culpam abgerechnet — welch eine unsinnige Bildungsmethode hat das möglich gemacht!

Zum ersten Male sah ich das alte Nest auf breitem Hügelrücken, mit den buschverwachsenen Gräben vor dem bröckligen Mauergürtel, der den modernen Villen der wohlhabenden Bürger hie und da als natürlicher Gartenzaun dient. Zum ersten Male sah ich auf der Höhe des Plateaus zwischen winkligen Häusern aus verklungenen Jahrhunderten den ragenden Dom mit den schiefen Anbauten, in denen jetzt die Jugend Naumburgs Nepos und Cicero paukt, und mit dem stillen, rosenumwucherten Kreuzgang, zwischen dessen Spitzbogen sie sich in den Freistunden tummelt — o glückliche Provinzgymnasiasten! Und zum ersten Male sah ich die unvergänglichen, unvergleichbaren, ewig neu zu preisenden Steindenkmäler im Innern des kolossalen alten Gotteshauses. Erst den Lettner mit der Jungfrau Maria, die, schmerzdurchzuckt, mit dem linken Zeigefinger auf den bäurischen Christus am Kreuze weist, der wohl Mühe hatte, sein festes deutsches Fleisch zu überwinden. Dann aber die Fürstenstandbilder im hohen Chor.

Welch ein prachtvoller Meister muß es gewesen sein, der Euch gemeißelt hat! Wie hat sich in seinem schlichten Sinn unerhörtes plastisches Können, nie versagendes monumentales Gefühl und tiefstes Seelenverstehen die Hand gereicht! Wie vornehm und keusch stehen die edlen Gestalten vor uns, die lesende Adelheid, die schreitende Gerburch, Wilhelm von Kamburg und Time von Kistritz, die mannhaften Helden, der bärtige Sizzo, der mit spähendem Seitenblick die Brauen zu-

sammenzieht, ganz anders und doch ähnlich wie Donatellos San Giorgio, und dann die Ehepaare, der melancholische Hermann und die lachende Regelindis mit dem verhaltenen Kichern in den holden Grübchen — ob sie sehr glücklich waren? — und der alternde Ekkehard mit der üppig-reifen Uta — ob sie sehr glücklich waren? — —

Am Tage darauf stand ich auch vor den Standbildern eines Fürstenpaars, das wahrlich durch Wesen und Schicksal nicht weniger interessant gewesen als Hermann und Regelindis, Ekkehard und Uta: vor den Denkmälern Kaiser Friedrichs III. und der Kaiserin Viktoria vor dem Brandenburger Thore .... Kein Flintenschuß ist so schnell, wie man sich vorbeiwünscht ....

Man faßt sich an die Stirn. Wie ist es möglich, fragt man sich, daß ein Volk in sechs Jahrhunderten so bergab stürzt in seiner Kunst?

Ja, sagen die Leute: der dreißigjährige Krieg! Er war gewiß ein Bösewicht; aber hier ist er unschuldig. Die Volkskunst der Reformationsepoche hat er zertreten; doch gerade dadurch eine höfische Kultur ermöglicht und gefördert, die der Monumentalkunst nicht ungünstig war. Die Barockzeit brachte majestätische Fürstendenkmäler hervor. Man braucht gar nicht gleich an Schlüters Kurfürst zu denken. Auch Werke minderer Größe, wie Gabriel von Grupellos „Jan Willem" in Düsseldorf, zeugen von immenser plastischer Kraft. Das ausklingende Rokoko verlieh der soldatischen Preußenhauptstadt, dem Mittel- und Ausgangspunkt der jetzigen Verwilderung, ihre ersten ehrenfesten Feldherrnbilder; der gemilderte Klassizismus des Spätempire setzte dies Werk in anständiger Haltung fort. Dann aber kam die Zeit schwächlichen Tastens. Und dann der nationale Aufschwung und mit ihm der kaum begreifliche Niedergang aller ästhetischen Kultur.

Kein Zweifel: es herrscht im heutigen Deutschland ein starkes Bedürfnis nach Werken monumentaler Kunst. Nicht nur Kriegervereine und Hoflieferanten, auch freie und feine Köpfe empfinden das. Wir leben in einer Zwischenzeit, das fühlen wir alle. In einer Zeit nach und vor den Taten; nicht in einer Zeit der Taten selbst. Wir pflücken Früchte und streuen Samen aus; aber wir erleben keine Periode des Reifens. Wir blicken rückwärts und vorwärts; aber es macht uns kein Vergnügen, um uns zu blicken. Erinnerung und Sehnsucht teilen sich in die Herrschaft über unsere Seele. Das ist die rechte Zeit, Denkmäler aufzurichten, als Symbole für beides, für die Erinnerung und die Sehnsucht. In diesen Empfindungen sind wir stark, in ihnen ist dies Zeitalter der kleinen Männer beinahe groß. Mag sich immer in ihrer Macht über unser Leben in gewissem Sinne etwas Negatives aussprechen, diese Macht selbst ist schließlich doch etwas Positives. Wir sammeln und konzentrieren und verarbeiten das früher Geschaffene und Geleistete zu neuartig-eignem Besitz, und wenn wir keine Baumeister sind, so sind wir

wenigstens Maurer und legen Fundamente. Denn wir sind nicht nur Epigonen, wir sind auch Vorläufer.

Darum brauchten die Denkmäler, die wir setzen, sich durchaus nicht auf Epigonenformeln zu beschränken. Sie hätten genugsam Anlaß, Klänge der Zukunftssprache in sich zu verkörpern. Wir wollen ja mit ihnen nicht nur für errungene Siege danken, sondern Feldzeichen für die weiteren Kämpfe schaffen. Das Große, Ragende, Freie, göttlich Heitere, das Stolze, Sichere, vom Alltag Losgelöste, das wir uns erwerben, oder, bescheidener, unsern Enkeln bereiten möchten, sollte hier zu sichtbarem Ausdruck streben. Das Tatkräftige, das wir nicht mehr, und das Gigantische, das wir noch nicht besitzen, sollten sich hier zur Gestalt verschmelzen. Nationales Selbstgefühl und geistiges Herrscherbewußtsein, Trotz und Kraft, das Wissen vom Menschen und der Welt, und der phantastische Drang der Schönheitssucher, die in die Weite ziehende Abenteurerlust derer, die das dritte Reich finden wollen, — hier sollte alles zeugend zusammenwirken.

Für solche Zwecke kann die porträtähnliche Einzelgestalt historischer Persönlichkeiten zunächst nur wenig nützen. Was liegt daran, ob die Zukunft weiß, wie dieser oder jener Mann ausgesehen hat? Ob sie weiß, wie er ging, stand oder zu Pferde saß? Das ist höchstens für das dynastische Familieninteresse von Belang. Aber dies Interesse spielt an sich keine Rolle mehr. Und wo es noch wirkt, ist es längst mit Vorstellungen allgemeinerer und höherer Art verkittet. Es ist ein Schlag ins Wasser, es mit der Porträtstatue alten Stils in seiner einstigen Ausschließlichkeit künstlich neubeleben zu wollen. Nur da ist dies Mittel überhaupt verwendbar, wo eine Persönlichkeit uns selbst ein Stück der rückweisenden und vordeutenden Welt darstellt, die es zu symbolisieren gilt. Aber auch da wird die Porträtstatue nichts erreichen, sondern nur, wenn es erlaubt ist das Wort zu bilden: die Ähnlichkeitsstatue, das Bildnis also, das die typischen Züge festhält, den Generalnenner, dem gegenüber die Zufälligkeiten des Realen nicht in Betracht kommen.

Das gelang etwa Rauch bei seinem Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin: ein Schlachtenlenker und zugleich ein zartes Männchen, durchgeistigte soldatische Energie zum Zweck ganz anderer Ziele, Rücksichtslosigkeit und Brutalität, durch den geschichtlichen Verlauf als Mittel zu enormen Erfolgen des gesamten Staatswesens verklärt, — ein ganzes Stück Preußenvergangenheit und Preußenzukunft. Aber an diesem Bilde hatten zwei Menschenalter mitgeformt, abstrahierend und typenbildend. Vielleicht wäre es nach fünfzig Jahren auch möglich, den alten Kaiser in seiner Weise schlagend zu gestalten. Heute mißglücken alle Versuche dazu aufs kläglichste, müssen mißglücken; besonders weil sie überdies noch in eine falsche Bahn gedrängt werden. „Wilhelm der Große" sollen die Inschriften lauten, und diese geben den Bildhauern die Straße an, auf der sie sich zu halten haben. Doch die Porträtforderung, die zugleich erhoben wird, schließt ein Gelingen aus. Sie führt zu einer contradictio in adjecto. Wir blicken in das Antlitz: vornehme Würde sehen wir, gepaart mit Ruhe und Gottergebenheit, Ehrfurcht weckendes

Greisentum, von der Milde des Alters überstrahlt. Doch nichts von dem, was wir „Größe" nennen. Wilhelm der Alte kann nie in der gleichen Form gefeiert werden wie der Große Kurfürst und Friedrich II. Er war nicht der, der die Dinge schob, sondern der, um den herum als Mittelpunkt sie geschoben wurden, nicht der Schöpfer, nur der Träger seiner Würde — und die Jahrzehnte prägten ihm das Merkmal dieser Art unverrückbar in die Züge des Gesichts. So wird sein Porträt eben ein Porträt, das an sich keine zwingende monumentale Kraft hat, das nur der zu monumentaler Wirkung führen könnte, der jenen typischen Gehalt herauslöste. Dann aber müßte die ganze Anlage der Denkmäler, die diesem Fürsten gewidmet werden, von Grund aus anders sein. Seine Gestalt müßte als Mittelpunkt eines Kreises, nicht als Haupt eines Körpers aufgefaßt werden. Reinhold Begas hatte wohl aus einem instinktiven Gefühl für diese Forderung heraus zu seinem Denkmal auf der Berliner Schloßfreiheit zuerst den Plan aufgestellt, das Reiterbild der Architektur als einem Symbol für Kräfte allgemeiner Art unterzuordnen. Doch er wurde gezwungen, dies Verhältnis umzudrehen.

Wie wenig uns das realistische Porträt selbst bei einer unmittelbar zum Monumentalen drängenden Persönlichkeit gibt, selbst da, wo noch der kindliche Wunsch mitspricht, auf diese Weise eine Erinnerung an die tatsächliche Erscheinung zu gewinnen, zeigt der Fall Bismarck. Wer kann sagen, daß irgend einer der Kürassierwachtmeister mit Kanonenstiefeln und buschigen Brauen, die in deutschen Städten jetzt auf Postamenten stehen, auch nur von fern eine leise Spur des Eindrucks wiedergibt, den das eiserne Original selbst gemacht hat? Ich habe den alten Recken gesehen, wie er an seinem achtzigsten Geburtstage auf dem Altan des Friedrichsruher Landschlosses stand, umbraust von der ekstatischen Begeisterung der Studentenschaft, wie er doch erstaunt war über so viel tosenden, wild schäumenden Jubel und den Helm abnahm, in dem die stechende Aprilsonne glitzernd sich spiegelte, wie er dann, als das farbenschillernde Meer der Musensöhne unter brausendem Gesang vorüberrauschte, Blumen auf die wogenden Massen hinunterwarf. Nie werd' ich das vergessen. Aber wie gottsjämmerlich erscheinen, an solcher Erinnerung gemessen, alle Bismarckstandbilder des letzten Jahrzehnts. Sie müssen so erscheinen, weil die Herren Bildhauer und die Herren Besteller in ihrer Verblendung glaubten, sie hätten schon ein Denkmal, wenn sie eine „Photographie in Bronze" aufstellen. Wenn die Kunst mit der Natur in Konkurrenz treten will, leidet sie immer Schiffbruch. Ein gelungenes Detail kann dann nichts mehr retten. Auch Begas' schöner Bismarckkopf bleibt bei der Genrehaftigkeit der ganzen Figur wirkungslos.

Die moderne Uniform ist natürlich dabei die böseste Klippe. Es ist mit ihr vielleicht überhaupt unmöglich, eine verständige Lösung zu erreichen. Man darf sich durch einen Hinweis auf die ausgezeichneten Altberliner Experimente mit der zeitgenössischen Tracht ja nicht zu falschen Schlüssen verleiten lassen. Als

Tassaert Keith und Seydlitz, sein Schüler Schadow den alten Dessauer und den alten Zieten auf den Wilhelmsplatz setzten, hatten sie sich die fridericianische Uniform gegen die Vorurteile ihrer Zeit erst zu erkämpfen; standen doch Schwerin und Winterfeld in römischem Feldherrnkostüm daneben! Dieser Kampf gab ihrer Tat den Wert. Sie mußten sich zum Realismus durchringen, und so floß in ihre Figuren eine persönliche Kraft und Wärme, die ihnen eine ganz eigne Stellung in der Kunstgeschichte ihrer Zeit anweist. Doch seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts sind Realismus und zeitgenössische Tracht billig wie Brombeeren geworden. Jeder Schlingel darf sie verwerten, und was einstens originell und nur den Besten überhaupt möglich war, ist jetzt banal und in jeder Akademie erlernbar.

Überdies aber ist die Tracht unserer Gegenwart bildhauerisch noch viel weniger verwendbar als die der Rokokozeit und selbst die der Biedermeierepoche. Unsere Männerkleidung kennt nur noch praktische, nicht mehr ästhetische Zwecke. Sie berücksichtigt die Bequemlichkeit der Bewegungen, aber nicht den Linienfluß oder die Verhältnisse der Formen. Die Notwendigkeit, dies Kostüm immer wieder an Erz- und Marmorfiguren darzustellen, führt zur starren Formel, solange auch hier die realistische Deutlichkeit gefordert wird. Erst dann könnte der Künstler dabei zu persönlichen Ausdrucksformen kommen, wenn er darauf ausginge, das Formproblem des angekleideten modernen Menschen in Uniform und bürgerlicher Tracht zu lösen. Die alte Technik, die lehrte, den Körper erst nackt unter der Hülle nach dem Modell zu bilden, und dann diesem die Hülle umzulegen, ist zwar pädagogisch wertvoll, doch sie leitet in die Irre. Wenn denn die Erscheinung der Wirklichkeit als Ausgangspunkt betrachtet werden soll, so muß sie auch selbst die Bedingungen für ihre künstlerische Verarbeitung liefern. Der bis zum Halse kostümierte Mann unserer Tage stellt dem Bildner seine eignen Aufgaben: Formen, die an sich fast gar nichts mehr mit denen des menschlichen Körpers gemein haben — noch viel weniger auf alle Fälle als die durch sämtliche Trachten der Vergangenheit bedingten —, unter denen aber doch der lebendige Organismus der menschlichen Körperformen schlummert.

Dies Problem ist nicht dadurch zu lösen, daß man denselben Weg einschlägt, wie ihn frühere Zeiten unter andern Bedingungen benutzten. Dadurch kommen die leblosen Statuen zu stande, von denen heute täglich eine „enthüllt" wird. So wenig die Kunst die Natur kopieren kann, ihren Zusammenhang mit der Allmutter darf sie nie verlieren, er muß immer fühlbar durchschimmern. Jene Methode, die sich scheinbar eng an die Natur anschließt, führt in Wahrheit unendlich weit von ihr fort. Und ist sie einmal eingeschlagen, so nutzt kein Mittelchen mehr etwas, den Fehler wieder gut zu machen. Vergebens wird der Faltenwurf eines Mantels oder Talars benutzt, um die harmonischen Linien des Körpers nachklingen zu lassen, sie in anderem Stoffe anzudeuten. Das erscheint dann als ein ganz von außen herangetragener Kunstgriff, der seine Wirkung verfehlt, weil er nicht logisch aus dem Ganzen hervorgeht. Denn aus dem Faltenwurf lugt

nicht die Harmonie eines Körpers oder überhaupt irgend welcher plastischen Formen heraus, sondern die ratlose Verdeckung solcher Formen.

Es gibt hier nur zwei Wege. Einmal die resolute und direkte Übertragung der Wirklichkeitserscheinung ins Skulpturale — ein Weg, der noch kaum betreten ist, zu dem sich aber doch schon einige Künstler langsam vorwagen. Paul Troubetzkoi, von dem vor einigen Monaten an dieser Stelle die Rede war, hat sich zu ihm durchgekämpft; freilich hat er bisher nur bei Gestalten kleineren Formats die neue Technik zur Anwendung gebracht. Mit Spannung sieht man seinem ersten monumentalen Versuch entgegen. Einen Schritt weiter als Troubetzkoi ging Rodin in seinem Balzac: einer erregten, schreitenden Figur, die von einem wallenden, schlafrockartigen Kittel eingehüllt ist. Er modellierte nicht diese Gestalt und dann um sie diesen Kittel, sondern die Gestalt *in* dem Kittel, die Gestalt *mit* dem Kittel, Gestalt *und* Kittel als eine Formeinheit. Ganz von fern darf man auch auf den Versuch eines Deutschen weisen: auf Hermann Hahns Liszt-Denkmal in Weimar. Auch hier ist der Mann, den wir uns nur noch im langen Priestergewande vorstellen, mit diesem Gewande verwachsen; das Gewand, in dem der Körper steckt, ist ebenso als Masse behandelt wie etwa das lange Haar des Liszt-Kopfes als kompakte, selbständige Form.

Wir sind hier in einer Entwicklung begriffen. Aber sie ist die einzig mögliche, die uns zu einer künstlerischen Lösung der so gestellten Aufgabe bringen kann. Jede andere Methode führt zu plastischen Resultaten, die mit den malerischen des Öldruckbildes auf gleicher Stufe stehen. Diese Entwicklung läßt sich freilich nicht übers Knie brechen; sie muß ihre Zeit haben, um zu reifen. Sie wird gestört und in eine ungewisse Zukunft verzögert durch die sinnlose Hast, mit der heute in Deutschland Statuen, nur möglichst rasch, hergestellt werden. Sie kann nur dann unsere Denkmalsplastik von dem Fluch erlösen, der heute auf ihr lastet, wenn die Gesamtheit der Bildhauer mit daran arbeitet, mit darum ringt. Dann erst wird aus der Schar der Kämpfenden ein Sieger auftreten, der die neue Lösung glorreich findet.

Daneben aber gibt es noch einen zweiten Weg, die moderne Tracht zu überwinden. Jener erste deutet in die Zukunft; er ist erst durch die Gegenwart möglich geworden, frühere Zeiten hätten ihn gar nicht finden können, weil ihnen der Zwang und darum die Bedingungen dazu fehlten. Der andere Weg knüpft an die Vergangenheit an, und nur ein Tor wird der Kunst das verbieten wollen; denn nur der Tor vergißt, daß die Kunst ein organisch wachsendes Wesen ist, das auch zu seinen jüngsten Trieben den Saft aus der Wurzel emporpumpen muß, wenn sie nicht nach kurzer Scheinblüte verkümmern sollen. Dieser Weg überwindet das moderne Kostüm nicht aus ihm selbst heraus, sondern indem er es fortweist und zur unbekleideten Menschengestalt wieder seine Zuflucht nimmt. Zu diesem Schluß kam Louis Tuaillon bei seinem Kaiser Friedrich-Reiterbild, dem nun in Bremen eine Stätte geschaffen werden soll. Zu diesem Schluß kam Rodin bei seinem Viktor Hugo, Klinger bei seinem Beethoven. Antike Überlieferungen sprechen hier

mit, weniger als Überlieferungen denn als einmal gewonnene bedeutsame Erkenntnis, die ihre Geltung nicht verliert. Der Grundgedanke ist: die Erscheinung einer Gestalt aus ihrer zeitlichen Bedingtheit herauszuheben, nicht ganz — sonst würde sie ihre charakteristische Eigenart einbüßen —, aber doch so weit, daß sie der allzu raschen Vergänglichkeit ihrer irdischen Realität entrückt wird, daß sie über die Grenzen der Jahrhunderte hinwegblickt, nicht mehr ein Spiegelbild des wirklichen Anblicks, den sie den Zeitgenossen gewährte, sondern eine Übersetzung dieses Anblicks in die Sphäre einer Kunst, die keine Nebenabsichten kennt.

Man braucht dabei nicht ängstlich zu sein, jene Grenze könnte sobald überschritten oder auch nur erreicht werden: das Charakteristische der Zeit könnte sobald verloren gehen. Rodins Hugo und Klingers Beethoven brauchen keinen Rock und keine Beinkleider: in die Züge ihrer Gesichter sind die romantische Sehnsucht und der schrille Kampf des neunzehnten Jahrhunderts unverwischbar eingeschnitten. Tuaillons Kaiser Friedrich braucht keinen Küraß und keinen Adlerhelm: die zum Hohen strebende nationale Begeisterung der Deutschen von 1870 strahlt aus seinem Antlitz. Ja, mehr noch, neben der Zeit der Männer selbst, die hier Vorbilder für die Künstler waren, blickt auch die Zeit der Künstler, von jener wenig und doch um etwas getrennt, aus den Zügen dieser Köpfe, aus der Haltung dieser Hände, aus der Stellung dieser Körper.

Doch wenn es einen Dichter, Denker, Künstler zu feiern gilt, kann auch die schlichte Einzelfigur viel Feines geben. Die Helden des inneren Lebens unterstehen nach ihrem Tode andern Gesetzen als die Helden des äußern Lebens. Hier ist das Wirken in die Runde das Entscheidende; dort das Versenken in den Reichtum der eignen Welt. Bei den Heroen der geistigen und künstlerischen Existenz ist die Persönlichkeit der Schlüssel zu allen Geheimnissen ihres Wesens. Hier mag vielleicht gar das plastische Porträt im eigentlichen Sinne: die Büste, am ehesten ihres Amtes walten. Nicht die Gestalt, der Kopf dieser Menschen ist das, worauf es ankommt, ihr Antlitz, das Spiegelbild der Seele, dessen vom Künstler gesteigerte Wiedergabe am eindringlichsten zu wirken vermag, wenn die Aufmerksamkeit durch nichts abgelenkt wird. Bei einem Fürsten der Kunst und des Lebens, wie Goethe es war, mag eine Darstellung des ganzen Menschen wohl am Platze sein. Sonst kann die Büste den erstrebten Zweck sicherlich oft besser erfüllen. Sie ist ja in gewissem Sinne bereits eine Abstraktion und deutet durch diese Eigenschaft unmerklich auf das vom Materiellen Entfernte, das hier gepriesen werden soll. Wie schön wirkt Adolf Hildebrands Brahms-Büste in Meiningen, die in der Mitte einer Bankanlage von wundervoll abgewogenen Verhältnissen über einem Sockel von ernster Einfachheit sich erhebt. Und wie eindrucksvoll ist Ludwig Habichs Porträtrelief des jungen Goethe in Darmstadt, das unter marmornem Laubendach am Postament eines träumerisch in die Parkstille lauschenden, nackten Bronzegenius prangt.

Die Denkmäler, die eben genannt wurden, tragen beide das Kennzeichen der Zeit: die architektonische Umrahmung des plastischen Werkes. Dahin hat die Erkenntnis der Unzulänglichkeit der realistischen Figurenfabrikation denn nun doch auch in den blödesten Barbarenkreisen geführt: daß man die Architektur hinzuziehen muß, um dem kleinlichen Hauptstück wenigstens durch das Beiwerk eine weitere Bedeutung zu sichern. Aber so einleuchtend die Möglichkeit ist, auf diesem Wege gute Wirkungen zu gewinnen, so schwierig ist die Ausführung. Hier sollen zwei Künste zusammenklingen, die in ihrem Wesen recht verschiedenartig sind. Die Baukunst hält die Gesetze des Unorganischen, die Plastik die des Organischen in der Natur in dreidimensionalen Gebilden fest. Nur ein Künstler, der sich der Schwierigkeit dieser Aufgabe bewußt ist und sie aus feinem Gefühl heraus zu lösen weiß, wird dieser Schwierigkeit gewachsen sein. Wird sie plumpen Händen anvertraut, so entstehen Dinge wie die lächerlichen Balustraden und Schießscharten-Marmormauern der Denkmäler vor dem Brandenburger Tore, aus deren öden weißen, wie mit dem Lineal gezogenen Horizontallinien die Statuen des zweiten deutschen Kaiserpaares und die Hermen seiner Trabanten wie kümmerliche Aufsätze wirken, die in den Verhältnissen gar nicht zum Ganzen stimmen und wie von ungefähr auf die breite Langweiligkeit des garnicht enden wollenden Unterbaus heraufgefallen zu sein scheinen.

Der größte Fehler, der hierbei gemacht werden kann, ist das Spielen mit historischen Architekturformen, ja schon mit historischen Ornamenten. Der Architekt hat hier nur eins zu tun: eine in sich geordnete und logisch aufgetürmte Masse zu geben. Er will ja doch kein Stück Schloß oder Tempel oder Kirche oder Terrasse hinstellen, sondern nur einen idealen Boden für das Bildhauerwerk. Er kann hier nur strenge Linien brauchen, und wenn das Ornament nicht dazu helfen kann, die Vorstellung der getürmten Masse zu stützen und zu fördern, so ist es überhaupt vom Übel. Erinnerungen aber an alte Stilgewohnheiten müssen den gesuchten Eindruck hier unbedingt zertrümmern; es sei denn, daß der historische Baucharakter, an den Anlehnung gesucht wird, jenem Zweck der Arbeit direkt entgegenkommt.

Otto Rieth hat hier entscheidende Anregungen, Bruno Schmitz die ersten praktischen Versuche gegeben. Er hat in seinen großen Kaiserdenkmälern, an der Porta Westfalica, auf dem Kyffhäuser, am deutschen Eck bei Coblenz, diese Notwendigkeit immer klarer erkannt und immer sicherer benutzt. Aber Schmitz hatte dabei immer noch mit den Bildhauern zu rechnen die an dem Problem der Einheit von Reiterbild und Architektur ahnungslos vorübergegangen sind. Sie betrachteten das Bauwerk einfach als erweitertes Postament und kümmerten sich nicht um die Marschroute, die es ihnen vorschrieb. Sie setzten gelassen auf die grandios entwickelte Architektur ihre kleinlichen Uniformreiter mit dem nach allen Regeln akademischer Schule gearbeiteten Pferde — sieh' zu, wie du weiter kommst! Diese Skulpturen sind mit ihrem Unterbau nur durch Eisen und Kitt verbunden, nicht durch ein immanentes Gesetz. Man könnte sie über Nacht vertauschen, wenn die Plinthen in Größe und Form einander gleich wären, und kein Mensch würde es

merken. Darum ist es ein Glück, daß Schmitz bei dem Leipziger Völkerschlachtdenkmal sich auf den eigenen Stern verlassen wird und auf die Plastiker verzichtet, die ihn nicht begreifen. Und nur der Tatsache, daß er sich ebenso lediglich auf die Kraft seiner Hände stützte, dankt Wilhelm Kreis die imposante Wirkung seiner Bismarcktürme, die, in starken Quadern sich erhebend, auf ihrem breiten Halse gewaltige Metallbecken tragen, daß die Feuerzeichen aus ihnen flammen von Berg zu Berg, und die die Konkurrenz aushalten können mit den lieblichen und stolzen Linien der Höhenzüge in deutschen Landen. Es ist, als hätten Cyklopen mit Bismarckschem Antlitz diese Steine auf einander getürmt. Unser Blick steigt an ihnen empor, sucht sie zu umfassen, scheut vor ihnen zurück. Aus den großen Hohlräumen ihres Innern scheint eine Donnerstimme uns entgegen zu tönen. Und wir fühlen die Nähe des machtvollen Toten, als rumore er unter der Erde. Das Symbol wirkt immer tiefer und dringender als die Darstellung dessen, das oder den es vertritt. Ein ragendes Kreuz in seiner unheimlichen Stummheit ist mahnender, strenger als das deutlich redende Bild des Kruzifixus.

Das eben ist das Außergewöhnliche an Lederers und Schaudts Hamburger Bismarckdenkmal: daß hier ein Architekt und ein Bildhauer sich verstanden und einander in die Hände gearbeitet haben, als seien sie eine Persönlichkeit, wie einer der Meister, deren die glücklichere Renaissancezeit so viele hervorgebracht hat. Hier schließt sich alles zu einer kolossalen Einheit zusammen; der Roland-Bismarck ist nur die letzte Spitze des architektonischen Gefüges, das je mehr es wuchs, desto mehr zu einem menschenähnlichen Bilde sich verjüngte, verdichtete, zu einer in strengen Linien ragenden Reckenfigur, die in sich noch einmal konzentriert ausdrückt, was der kraftstrotzende Bau unter ihm mannigfaltiger sagt, etwa wie in Böcklins Gemälden die menschenähnlichen Fabelwesen die landschaftliche Stimmung noch einmal aufs Präziseste und Knappste zusammengefaßt dem Beschauer vermitteln. Die alten Rolande norddeutscher Städte konnten hier nur bis zu einem gewissen Punkte als Führer dienen; sie konnten nur ganz allgemein für die Formung einer architektonisch gedachten Statue Anregungen geben. Lederer und Schaudt haben das Wesen dieser ehrwürdigen Herren aus Bremen, Nordhausen, Quedlinburg, Halberstadt, Stendal, Belgern usw. zu einer Bedeutsamkeit des künstlerischen Ausdrucks gesteigert, die den schlichten Meistern jener Kraftsymbole fern lag.

In diesen Werken monumentaler Architektur hat unsere Zeit tatsächlich sich einen neuen und eigenen Denkmalsstil geschaffen, der die schwankenden Empfindungen ihrer Denkmalssehnsucht mit starkem Griff zusammenfaßt, ihnen Gestalt und weithin sichtbaren Ausdruck gibt. Vielleicht wird die Individualität der Gegenwart hier die imposanteste Verkörperung finden, die ihr die bildende Kunst überhaupt zu leihen vermag. Es ist kein Zufall, daß wir auf diesem Wege bisher die schönsten Lösungen erreicht haben. Unsere ganze Kunst strebt immer heftiger zum Subjektiven, von der objektivierenden Klarheit zu der Durchtränkung gegebenen Stoffes mit Eigenwilligem und Persönlichem, wenn man will: vom Deutlichen zum Andeutenden. Wir fühlen: wer sich einbildet, alles zu sagen, sagt

in Wahrheit doch nur herzlich wenig; doch wer sich bescheidet und nur das Wichtigste sagt, dies aber mit vertiefter Betonung, eröffnet Perspektiven von unendlicher Weite, gibt viel eher eine Ahnung von dem Letzten, das ja doch unsagbar ist.

Im Architektonischen, das aus abstrakteren Grundvorstellungen erwächst als das Plastische, bieten sich tausend neue Möglichkeiten, in dieser Weise der Zeitstimmung monumentale Symbole zu errichten. Selbst da, wo das rein Symbolisch-Monumentale sich mit irdischeren Zwecken der Alltäglichkeit verbindet, weiß unsere Architektur selbständige Formen zu entwickeln. Hermann Obrists Brunnenentwürfe beweisen es. Das ist freilich ein verhältnismäßig eng umgrenztes Gebiet. Aber uns blühen noch keine Aufgaben von der Größe der heidnischen Tempel des Altertums und der christlichen Dome des Mittelalters — auch Stätten des Götter- und Gottesdienstes sind ja „irdischeren Zwecken der Alltäglichkeit" gewidmet —, noch ist die Zeit den Festestempeln der Zukunft nicht reif. So muß denn bei dem kleinen Problem des Brunnens eingesetzt werden.

Doch auch hier wird das Thema so gestellt, daß die harmonische und dem Zweck entsprechende Fügung der Masse alles ist, die kunsthistorische Gelehrsamkeit nichts. Nur ein Künstler, der Stilformen der Vergangenheit in sich verarbeitet und ihre Essenz in die eigene Gestaltungskraft eingestampft hat, wird subjektiv vorgetragene Erinnerungen ohne Schaden wagen dürfen. So konnte Adolf Hildebrand in seinem Straßburger Reinhardsbrunnen den Kaskadengedanken der Spätrenaissance souverän verwerten, so Georg Wrba seinen entzückenden Kriegerdenkmals-Brunnen für Nördlingen — o „Kriegerdenkmäler!" — mit feinem Geistreichtum der alten gotischen Kirche nähern, neben der er aufgestellt ist.

Die Architektur wird zugleich unserer Monumentalplastik eine Lehrmeisterin sein. Sie wird ihr zeigen, wie man sich konzentrieren kann, wie Schlichtheit und geschlossene Knappheit wuchtiger und eindrucksvoller sind als wortreicher Schwall. Sie wird ihr das Gewimmel banaler Nebenfiguren abgewöhnen, unter denen sie heute leidet, wird ihr den lächerlichen Unsinn klar machen, der in der bildhauerischen Beschwörung bekannter Theaterfiguren, in der Bemühung schablonenmäßiger Allegorien, in der Spekulation auf triviale, außerhalb des Künstlerischen liegende Erinnerungsassoziationen der Menge oder gar in der plastischen Vorführung von Publikumsvertretern liegt, welche Rolle etwa der „huldigende" Wolfram von Eschenbach an Eberleins Richard Wagner-Beleidigung oder der „Mann aus dem Volke" am Berliner Schulze-Delitzsch-Standbild spielt. Sie wird — — —

— — — Ach unsere Sehnsucht ist so stark und ehrlich! Unsere Träume sind so schön und reich! Und wenn wir morgen die Zeitung aufschlagen, so gellen uns die wohlvertrauten Klänge wieder entgegen: „Gestern hat die Enthüllung .... stattgefunden"; „Heute findet .... statt"; „Morgen wird .... stattfinden."

Man könnte denken: es nutzt ja doch alles nichts! Aber wenn wir schweigen, so machen wir uns mitschuldig. Wer will so furchtbare Verantwortung mit ins Grab nehmen?

Der tapfere Caſſian/ Burleske in einem Akt/ von Arthur Schnitzler

Perſonen: Martin/ Sophie/ Caſſian/ ein Diener.

Ein Dachzimmer im Stil Ende des XVII. Jahrhunderts. Kleine deutſche Stadt. Blick durch das Fenſter auf Dächer und Türme und weiter hinaus auf eine Hügellandſchaft, über die der rötliche Glanz der Abendſonne fließt.

Das Zimmer in einiger Unordnung. Eine offene Truhe. Ein offener, halbausgeräumter Schrank. Wäſche und Kleidungsſtücke liegen auf Stühlen herum.

Martin iſt beſchäftigt, einen Reiſeſack zu packen. Sophie nahe von ihm.

Martin:

Weine nicht, Kind, — weine nicht.

Sophie:

Ich bin ja ganz ſtill.

Martin, ohne ſich umzuwenden:

Ich höre es deinem Atem an, daß du weinſt.

Sophie:

Soll ich dir helfen?

Martin:

Das könnteſt du wohl tun. Sieh, dort im Schrank — ganz oben — liegen Taſchentücher.

Sophie geht hin:

Neue ... ſeidene ...

Martin:

Gib ſie mir. Du nimmſt mir's wohl nicht übel, daß ich neue ſeidene Taſchentücher auf die Reiſe mitnehme.

Sophie:

Und die prächtige Spitzenkrauſe! ... So haſt du ſie doch dem perſiſchen Handelsmann abgekauft.

Martin:

Gewiß. Oder wollteſt du, daß dein Liebſter ſich auf Reiſen wie ein Handwerksburſche trägt? ... So reich' ſie mir doch her, die Krauſe.

Sophie bringt ſie ihm langſam. — Er deutet auf die Krauſe.

Iſt dies nicht wieder eine Träne?

Sophie, einfach:

Vergib.

Martin:

Nun, nun ...

Gutmütig; er berührt die Krause leicht mit den Lippen.

Nun siehst du wol, daß ich dir nicht böse bin. Aber sei nur endlich ruhig. Gib dich drein, Kind.

Beschäftigt.

Es ist ja nicht auf ewig.

Sophie:

Das hoff' ich wohl.

Martin:

Nun also.

Sophie:

Aber wie lange? . . .

Martin:

Wie lange? Willst du mich zum Lügner machen wider Willen, Kind? Ich weiß nicht, wie lange.

Sophie:

Der März ist zu Ende.

Martin:

Ich weiß.

Sophie:

Auf der Wiese vor der Stadtmauer blühten die Veilchen, als wir neulich draußen spazierten.

Martin:

Was soll's?

Sophie:

Bist du wieder da, wenn der Flieder blüht?

Martin:

Vielleicht früher . . . vielleicht auch ein wenig später . . . Am Ende erst, wenn die Pfirsiche reif sind — was weiß ich! Jedenfalls komme ich wieder, wenn ich nur am Leben bleibe — und das hoff' ich.

Sophie, angstvoll:

Wenn du dich werben ließest, Martin. . . .

Martin:

Werben? . . . . Ich denke nicht dran. Hab' gar keine Lust, mich herumzuschlagen. Das ist meine Sache nicht.

Sophie:

Wenn du erst fort bist! Ich hab' wohl vernommen, wie sie zu locken verstehen, mit List und Tücke! — Und dein Vetter Cassian, von dem du mir so viel erzählst, der ist ja auch Soldat.

Martin:

Der tapfere Cassian — ja, mit dem ist es ein ander Ding. Der schlug

schon, als er dreizehn Jahr alt war, zwei Räuber tot ... O, dem ist ein menschliches Leben nicht mehr wert als einer Mücke Dasein. Das ist Einer!

Sophie:

Ich möchte ihn wol kennen lernen.

Martin:

Cassian! ... Das ist ein Held! Ich wette, über kurz oder lang wird er Oberst, General .... Feldmarschall .... Ei, wenn ich Cassian wäre, ich hätte mir längst ein Herzogtum erobert. Bald werden wir ja irgend was der Art hören, das ist gewiß ... Freilich, der tapfere Cassian! — Ich aber bin ein friedlicher Geselle und blase meine Flöte.

Sophie:

Und wenn sie dir ein schönes Handgeld bieten?

Martin:

Handgeld? ... Bin ich ein Schlucker?

Sophie:

Martin, wenn du's so weiter treibst, wird bald nicht viel übrig sein von den gewonnenen Dukaten.

Martin:

Mit den tausend Dukaten käm' ich weit. Die lumpigen tausend Dukaten, die ich den Studenten hier abgewann! Das Bettelvolk hier in der Stadt!

Sophie:

Weißt du, was sie sagen?

Martin:

Kann mir's wohl denken.

Sophie:

Du seist mit dem Teufel im Bund.

Martin:

Ihnen ist Witz und Glück Teufelei. Ihr sollt eure Wunder erleben!

Geht hin und her, macht Toilette.

Sophie:

O Martin, Martin!

Martin:

Was willst du?

Sophie:

Bleib daheim, bleib daheim! Ich ahn' es, du bleibst mir nicht treu!

Martin, betreten:

Gab ich dir jemals Anlaß?

Sophie:

Was weiß ich denn von dir? Erst im Herbst bist du in unsere Stadt gekommen, und am Weihnachtstag hast du mich zum erstenmal geküßt.

Martin:

Nun, was weiter? Seither haſt du mancherlei erfahren! —

Sophie:

War es dein erſter Kuß? So wie es mein erſter war?

Martin:

Das kann ich dir ſchwören.

Sophie:

Martin! . . . Und von den ſchönen Frauen, die im Herbſt hier das Ballett tanzten, haſt du keine geküßt?

Martin:

Keine.

Sophie:

Biſt du nicht alle Abend im Theater geweſen? Haſt du nicht gewartet ſpät nachts, bis ſie nach Hauſe gingen — an der kleinen Tür auf dem Rathausplatz?

Martin:

Hab' doch keine gekannt, zu keiner geſprochen.

Sophie:

Und die Blume, nach der du haſchteſt?

Martin:

Genug der kindiſchen Geſchichten.

Sophie, dringender:

Wie hieß ſie, die dir die Blume zuwarf?

Martin:

Ich weiß nicht mehr.

Sophie:

Sie tanzte an jenem Abend das gefangene Mädchen aus Athen.

Martin:

Das mag wol ſein.

Sophie:

Wie ich ſie vor mir ſehe! Gleich zuckenden Schlangen im Schnee ringelten ihr die ſchwarzen Locken über die Schultern. Alle, die ſie ſahen, waren toll vor Entzücken. Und der Erbprinz warf ihr rote Roſen hinunter auf die Bühne . . . O, ich weiß es noch! Und ſpäter auf der Straße warteten Hunderte; und als ſie kam, den Strauß in der Hand, jubelten Alle laut, und ſie lächelte, und blickte um ſich und ſtreute Blumen unter die Menge . . . Und du, ja du . . . . du! du bückteſt dich und jagteſt nach einer und hobſt ſie vom Boden auf und verwahrteſt ſie — ich hab's wohl geſehen! — an deiner Bruſt.

Martin greift unwillkürlich nach ſeiner Bruſt. Er wirft einen flüchtigen Blick nach Sophie, ob ſie's geſehen:

Nun, was ſoll's? Sie iſt fort, ich habe nichts mehr von ihr gehört.

Sophie:

Aber mich bangt, Martin, daß du mich einmal über so Einer vergessen und verraten könntest.

Martin:

Unsinniges Zeug! . . .

Sophie:

Denke, Martin, daß sie Alle falsch sind, die heimatlos durch die Welt ziehen . . . . so schön sie auch tanzen oder singen mögen. Und denk', es wär ein Unglück auch für dich, Martin, wenn du mich vergäßest!

Martin, ungeduldig:

Wie spät ist's an der Zeit?

Sophie:

Es läutet zur Vesper, Martin.

Martin:

Drei Stunden noch! . . . Drei lange Stunden, bis die Post abgeht.

Sophie:

Lange? . . . lange? . . .

Martin:

Hab' ich dir weh getan?

Sophie, ausbrechend:

Warum . . . warum gehst du fort?!

Martin:

Wie oft noch die törichte Frage? Weil mich irgendwas forttreibt . . . Das strömende Blut in mir . . . der blühende Frühling draußen . . . Was Neues will ich sehen — Menschen — Städte! . . . . Mich ärgern die Wände hier — die Mauern engen mich . . . kein Lied mehr will mir über die Lippen . . .

Hin und her; sieht den unruhigen Blick Sophiens auf sich gerichtet:

's ist so was Dummes um die letzte Stunde vor dem Abschied! . . . . Mußt du nicht nach Hause, Sophie? — es wird spät.

Sophie:

Wenn du willst, Martin, geh' ich gleich fort.

Martin:

Nicht, daß ich wollte, aber die Mutter . . .

Sophie:

Heute dürft' ich länger fortbleiben. Ich wollte dir noch das Geleit bis zum Posthaus geben.

Martin:

So? . . . Nun, es ist gut. So können wir wohl mit einander zu Abend essen.

Sophie:

Freilich.

Martin:

Laß uns gehen.

Sophie:

Wohin?

Martin:

Ich denke, wie neulich, an den Fluß, — ins Wirtshaus zum goldnen Schwan.

Sophie:

Dorthin —? . . .

Martin:

Willst du nicht?

Sophie:

Du kannst dir's wohl denken! . . . Die Soldaten dort und Studenten, die keck dreinschauen. . . .

Martin:

Ei, deswegen? Das kümmert uns wenig.

Sophie:

Wieviel fehlte neulich, daß Ihr mit den Degen auf einander losgegangen wärt?

Martin:

Es ist nicht meine Schuld. Ich duld' es nicht, daß dich einer anblickt, wie sich's nicht schickt.

Sophie:

Wär's nicht traulicher, zuhaus zu bleiben?

Martin:

Traulich wär's wohl. Aber es ist nichts zu essen da. Frau Brigitte ist fort seit heut Nachmittag, und mein Diener kommt erst, wenn's Zeit ist, den Sack auf die Post zu tragen.

Sophie:

Ich will selber was holen.

Martin:

Willst du?

Sophie:

Ein bißchen kaltes Fleisch, Backwerk, Orangen und Datteln — ist's dir Recht?

Martin:

Gutes Kind! Was wirst du nun wohl tun all die Abende, die ich fern bin?

Sophie:

Dein gedenken . . . was soll ich anders? —

Wehmütige Umarmung.

Es ist ziemlich dunkel geworden.
Schwere Tritte auf der Treppe. — Die Beiden schauen auf. Cassian tritt ein, in phantastischer Uniform.

Cassian, sehr laut und heftig:
Bin ich recht hier?

Martin:
Vetter Cassian!

Cassian:
Ja, ich bin es... Woher dringt diese Stimme?... Es ist meines Vetters Martin Stimme, die aus dem Dunkel zu mir schallt. ... Sei mir gegrüßt, Vetter Martin! . . . Und einen guten Abend dem schönen Fräulein.

Martin:
So dunkel es sein mag, ob irgend ein Fräulein schön ist, sieht er gleich.

Cassian:
Mehr Klugheit als scharfes Aug ... Wär' es die alte Tante Cordula, du hättest längst Licht gemacht.

Martin:
Mach' Licht, Sophie, — mach' Licht! Auf daß du den Gespielen meiner Jugend, meines Vaterbruders Sohn, den tapfern Cassian von Angesicht zu Angesicht erblickest!

Sophie ist zu Cassian getreten und betrachtet ihn. Sie starren sich gegenseitig ins Auge. Dann erst macht sie Licht.

Martin:
Woher, Cassian?... wohin?... wie lange bleibst du? ... was führt dich her?

Cassian:
Zu viel Fragen für einen, der hungrig, durstig und müde ist.

Martin:
So mußt du nun für drei sorgen, Sophie. Beeil' dich ein wenig — du weißt, wir haben nicht viel Zeit.... Kaltes Fleisch, Backwerk, Orangen und Datteln — wie du sagtest.

Cassian:
Und vom Sekt sprachen Sie nichts, Fräulein? Das täte mir leid.

Sophie:
Ich werde alles bringen, was Sie wünschen.

Martin:
Sei rasch zurück!

Sophie:
Auf Wiedersehen.

Cassian streckt sich aufs Bett:

Vortrefflich! Ah, da möchte man wohl vierundzwanzig Stunden ruhen!

Martin:

Wenn es dir beliebt, brauchst du nicht wieder aufzustehen. Ich verreise.

Cassian:

Das trifft sich gut. Da trittst du mir wohl auch dein Zimmer für eine Nacht ab.

Martin:

So lang du willst.

Cassian:

Etwa auch das Fräulein, das uns Abendessen holt?

Martin:

Hier hört mein Recht zu verfügen und deines zu fragen auf.

Cassian:

Oho! vor einem Jahr hättest du keine so rasche Antwort gefunden.

Martin:

Und heut über ein Jahr hätt' ich dich vielleicht statt aller Antwort ....

Cassian:

Mit deinem Degen aufgespießt. Laß es mich lieber selbst sagen, sonst könnt' es ein übles Ende nehmen. Und das wäre dumm, denn ich wünsche, gut Freund mit dir zu bleiben. Gib mir die Hand.

Martin:

Sei willkommen.

Cassian:

Laß dich betrachten. Du hast dich verändert. Dein schüchtern frommes Wesen ist fort .... die Stadt hat dich gebildet, wie es scheint. Gehst du noch zur Kirche?

Martin:

Ach Cassian, das Leben selbst hat Himmel und Hölle genug! ... Was brauch ich Kirche und Pfaffen!

Cassian:

Prächtig! prächtig! ... Was ist dir widerfahren? Hast du dem Schah von Persien die Krone vom Nachttisch gestohlen? ... fährst du morgen in einem vergoldeten Gespann mit sechs weißen Pferden nach Hinterindien? .... hast du den Erzbischof von Bamberg vergiftet und ist man dir auf der Spur? ... reisest du auf die Löwenjagd nach Afrika? ... hat dich der Sultan in seinen Harem geladen? ... oder bist du am Ende der Kerl, der neulich auf der Landstraße zwischen Worms und Mainz die Kutsche überfiel, darin die schöne Gräfin von Wespich und ihre schöne Tochter saßen? .... bist du's am Ende, der den Kutscher an einen Baum

hing und den beiden Damen die Kinder machte, die vorgestern zur gleichen Stunde auf die Welt gekommen sind?

Martin:

Nichts von alledem.

Cassian:

Ah — ich hab' es geahnt: das Mädchen, das uns Datteln und Orangen holt, ist eine verkleidete Prinzessin.

Martin:

Aber von der ist ja gar nicht die Rede!

Cassian:

Wetter, es gibt Einen, der den Cassian neugierig machen kann ... und der Eine ist mein kleiner Vetter Martin!

Martin:

So höre! ....

Er nimmt aus seinem Wams eine Blume.

Die da ist von einer, die ich noch nicht einmal gesprochen habe und die ich liebe wie ein Toller. Im Herbst war sie hier in der Stadt und hat getanzt — sie heißt Eleonora Lambriani ....

Er schwankt.

Cassian:

Was ist dir?

Martin:

Mich schwindelt, wenn ich den Namen ausspreche.

Cassian:

Eleonora Lambriani? ... Des Herzogs von Altenburg Maitresse?

Martin:

Gewesen!

Cassian:

Die in Fontainebleau nachts im Schloßpark vor dem König von Frankreich und seinen Offizieren ohne Schleier tanzte —?

Martin:

Ein Dummkopf, der's nicht begreift! Sie war von ihrer Schönheit berauscht.

Cassian:

Die den Grafen von Leigang zum Fenster in den Hof hinunterwarf, daß die Hunde auf ihn stürzten und ihm ein Ohr auffraßen —?

Martin:

Es war nur einen Stock hoch und er behielt das andere ...

Cassian:

Die einmal schwor, neunundneunzig Nächte lang jede Nacht einen andern

Liebhaber zu beglücken, von denen keiner was Geringeres sein durfte als ein Fürst, — die ihren Schwur hielt und sich in der hundertsten einen Savoyardenknaben mit seinem Leierkasten ins Schlafgemach holte —?

Martin:

Ja, sie ist's, sie ist's! die Elende, Herrlichste, Schönste! Und ich will sie — ich muß sie haben! Und dann sterben!

Cassian:

Willst du? Hm... Es könnte sein, daß du sie für einen Groschen kriegst; — es ist aber auch möglich, daß sie zehntausend Dukaten fordert für einen Kuß auf die Fingerspitzen. Es ist möglich, daß sie auf deinen ersten begehrenden Blick ihr Hemde mitten entzweireißt — es kann aber auch sein, daß sie dich gegen tausend Türken schickt, bevor sie dir erlaubt, ihr die Schuhschnalle aufzusprengen.

Martin:

Ich bin bereit.

Cassian:

Weißt du, wo sie in diesem Augenblicke weilt?

Martin:

In Homburg. Dort tanzt sie bei den Festlichkeiten, die anläßlich der Monarchenzusammenkunft stattfinden. Und morgen Früh bin ich dort.

Cassian:

Wo hast du deine Schätze vergraben?

Martin:

Heut sind sie noch in anderer Taschen. Aber morgen vor Abend bin ich reich.

Cassian:

Wie willst du das machen?

Martin:

Sollte dir nicht bekannt sein, daß in Homburg zu den Festtagen alle Spieler Europas zusammenströmen?... Wer sich mit mir einläßt, dessen Reichtum ist mein. Ein Tag ist lang, wenn man Glück hat. Und abends begeb' ich mich ins Theater, setze mich ans Proszenium, sehe Eleonore tanzen, und nachher warte ich vor ihrer Tür, lege ihr meinen Reichtum, mein Herz und mein Leben zu Füßen.

Cassian:

Und wenn sie nichts von dir wissen will?

Martin:

Bin ich um Mitternacht eine Leiche.

Cassian:

Deine Phantasie lahmt zu früh. Um ein Uhr nachts will ich mit ihr auf deinem Grabe ein Menuett tanzen und der Kaiser von China soll von einem Luftballon aus zuschauen.

Martin:

Du hast Recht dich über mich lustig zu machen, Cassian, denn du kennst nur meine Hoffnungen und Wünsche, nicht aber meine Kraft und Kunst. Du weißt nicht, daß ich gewinnen muß...

Cassian:

Muß?

Martin:

Wie immer die Würfel fallen — sie fallen für mich.

Cassian:

Du bist dessen sicher?

Martin:

So sicher — wie meiner Augen und meiner Hand.

Cassian:

Hast du's erprobt?

Martin:

Natürlich. Zuerst spielte ich mit mir selbst. Als ich meiner Sache gewiß war, lud ich mir Freunde ein, Studenten wie ich, einer brachte den andern, alle verloren, und heut ist in meinen Taschen das ganze Geld der Stadt. Es ist nicht eben viel, tausend Dukaten, aber es reicht zu Ausstattung, Reise und erstem Einsatz.

Cassian:

Mich juckt's.... Bist du deiner Sache ganz sicher?

Martin:

Versuch's doch! Hier sind Becher und Würfel; wir wollen spielen.

Cassian:

Vortrefflich.

Nimmt den Becher zur Hand.

Aber was ist's mit dem schönen Fräulein, das uns das Essen holt?

Martin:

Das arme Kind! — Du weißt ja, Cassian, als ich im Herbst von dir Abschied nahm, du zum Regiment einrücktest und ich die Universität bezog, war ich ein unschuldiger Knabe, hatte noch keines Mädchens Mund geküßt, keiner Liebe geschworen. Durft' ich Eleonoren so gegenübertreten?... Ich wagt' es nicht! In Sophiens Armen hab' ich küssen gelernt, ihr schwor ich die Eide, die Mädchen gerne hören. Den Glühenden, Eifersüchtigen, Zärtlichen hab' ich gespielt und weiß, aus einem Weib zu machen, was ich will. Eine letzte Probe steht noch aus, daß ich mich sieghaft und stark genug fühle, um vor der Angebeteten nicht zu zittern. Eh' ich die Stadt verlasse, will ich ihr sagen, daß ich sie niemals wiedersehe; und du sollst Zeuge sein, wie sie eilends zu diesem Fenster hinfliegt, um sich hinabzustürzen.

Cassian, die Würfel schüttelnd:
Dein Einsatz, Vetter Martin! — Wie? nur einen Dukaten?
Martin:
So beginn' ich.
Cassian würfelt:
Drei.
Martin, ebenso:
Vier.
Cassian:
Das ist eben nichts besonderes.
Martin:
Nicht mehr als ich brauchte.
Cassian:
Zehn.
Martin:
Elf.
Cassian:
Zwölf.... Ha, nun wird's dir nicht gelingen!
Martin:
Zwölf.
Cassian:
Teufel! — Elf!
Martin:
Zwölf. — Vorwärts!
Cassian:
Vorwärts? Ich bin zu Ende. Ich habe keinen Heller mehr im Sack.

Sophie kommt herein.

Cassian:
Gnädiges Fräulein, hier sehen Sie einen, der in diesem Augenblick so arm ist wie eine Kirchenmaus....
Martin:
Das sollst du nicht sagen... Hier, mein Freund, es ist ein Dukaten. Ich leih' ihn dir gern.
Cassian steckt ihn in die Westentasche:
Man kann nicht wissen...
Sophie bereitet den Tisch, schenkt ein:
So ist es wahr, daß er ein System hat, mit dem er unfehlbar gewinnen muß?
Cassian:
Es scheint so... Ich danke. Auf Ihr Wohl, mein Fräulein... Auf dein Wohl, Vetter Martin.... Wer mir das gestern prophezeit hätte, daß ich

heute an einem gedeckten Tisch im Freundeskreise sitzen sollte .... Ei, was Sie für ein hübsches Häubchen haben, Fräulein!

Martin:

Wahrlich, es ist hübsch. Du hattest es nicht, da du fortgingst, das Essen holen.

Sophie:

Ich wohne ja so nah. Ich lief auf einen Augenblick in meine Kammer — man muß sich doch ein wenig anständig herrichten, wenn der Liebste so vornehmen Besuch bekommt.

Martin:

Sie weiß, was sich schickt, nicht wahr?

Cassian:

Und was schmeckt, nicht minder. Ich schwöre, daß die Trüffelpastete, die ich beim Herzog von Andalusien zum Frühstück aß, eine lächerliche Bettlerkost war gegen diese!

Martin:

Das ist kaum möglich... Wahrhaftig, es ist ein ganz bescheidenes Wirtshaus, aus dem die Pastete kommt, und der Koch ist aus dem Städtchen wohl nie herausgekommen ... nicht wahr, Sophie?

Sophie:

Du irrst, Martin. Da ich doch schon zuhause war, bin ich gleich über den Markt gelaufen, in den Gasthof zum wallfahrenden Kamel — dort haben sie jetzt einen Koch, den der Großherzog von Parma zum Land hinausgejagt hat, weil er so gut kochte, daß die Prinzessin ihn durchaus heiraten wollte.

Cassian:

Es lebe der Großherzog, die Prinzessin und das wallfahrende Kamel.... und Sie, mein Fräulein!

Sie trinken.

Cassian:

Köstlich!... Ich habe nicht gedacht, daß die Keller hier mit so trefflichem Wein versorgt sind.

Martin:

Daran ist in der Stadt kein Mangel. Dabei sind sie so wohlfeil als irgendwo. Die Flasche dreizehn Groschen — nicht wahr, Sophie?

Sophie:

Nein, Martin. Dies ist der beste Wein, den sie im wallfahrenden Kamel haben. Die Flasche kostet einen Dukaten.

Martin:

Teufel! Haben sie dir's auf dein Gesicht hin geliehen?

Sophie:

Nein. Ich ließ das goldene Armband zum Pfand, das du mir neulich

schenktest... Sollt' ich nicht, weil wir doch so vornehmen Besuch haben...?

Cassian:

Mein Durst ist gut, der Wein ist besser — aber Ihre Freundlichkeit, Fräulein, ist besser als Durst und Wein. Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Hand küsse, Fräulein.

Sophie:

Nennen Sie mich doch nicht „Fräulein" — ich müßte mich schämen. Meine Mutter ist eine arme Witfrau, und mein Vater war zu seinen Lebzeiten ein bürgerlicher Schmied.

Cassian:

Das mögen Sie einem einreden, der weniger von der Welt und von den Weibern versteht... Ihr Vater war kein Schmied.

Sophie:

Ich versichere Sie, Herr Offizier... meine Mutter ist eine ehrsame Frau.

Cassian:

Wir wollen nicht daran zweifeln, Fräulein, daß Ihre Mutter nach ihrem besten Wissen tugendhaft gewesen; aber schwören will ich, daß sie sich, während sie Euch unter dem Herzen trug, an der heidnischen Göttin Venus selbst versehaut hat, die ihr wohl im Traum erschienen sein mag. Solches widerfährt den ehrbarsten Frauen; ich selber war zu dem Traum einer vornehmen Dame geladen, der ein Mohrenfürst erschien und die ein kohlrabenschwarzes Mägdelein auf die Welt brachte!

Glocken.

Martin, ungeduldig:

Den Nachtisch! Die Stunde drängt!... Wie? ist nichts mehr da? Ei, Sophie, so hast du trotz aller Sorgsamkeit doch etwas vergessen!

Sophie:

O nein!

Sie bringt einen Aufsatz mit Früchten.

Cassian:

Herrlich!... Sie duften so frisch, als wären sie eben vom Baum gepflückt.

Martin:

Wie kommst du zu so prächtigen Früchten?... Wie kommen so herrliche Früchte in diese Stadt?

Sophie:

Es ist ein Zufall. Im Schaukasten des Silvio Renatti sah ich den Aufsatz ausgestellt.

Cassian:

Schön genug, um eine herrschaftliche Tafel zu zieren.

Sophie:

Dafür war er auch bestimmt. Der Bürgermeister empfängt heute den Fürsten von Dessau, der sich auf der Durchreise zum Kriegslager hier aufhält.....

Martin:

Nun? ... bin ich der Bürgermeister? ... ist dies der Fürst? ...

Sophie:

Nein, das nicht.

Martin:

Oder hab' ich dir mehr Schmuck gegeben, als ich mich erinnere, daß du imstande warst, diesen Aufsatz zu bezahlen?

Sophie:

O nein. Diese Rechnung hab' ich in anderer Art beglichen.

Martin:

Und wie, wenn's zu fragen erlaubt ist? —

Sophie:

Der junge Italiener, der im Laden stand, verlangte einen Kuß dafür....

Martin:

Und du bezahltest so?

Sophie:

Sollt' ich nicht, da wir so vornehmen Besuch haben?

Cassian:

Sie haben über alle Maßen edel und gastfreundlich gehandelt, Fräulein. Aber ich schwöre, wenn diese Früchte eben aus dem heißen Sicilien kommen und der, der sie pflückte, an Sonnenstich zugrunde ging, der, der sie nach Deutschland brachte, an Heimweh verstarb und wenn Bürgermeister und Fürst vor Kränkung darüber wahnsinnig werden, daß sie auf einen solchen Nachtisch verzichten müssen, — der freche Italiener hat sie sich doch tausendfach überzahlen lassen, und er soll es mir büßen, eh ich die Stadt verlasse..... Nun aber wollen wir's uns schmecken lassen.

Sie essen.

Sophie sieht Cassian an. Martin beobachtet sie. — Schweigen. Dann

Martin zu Cassian:

Woher kommst du denn eigentlich?

Cassian:

Woher? ... Soll ich's mit wenigen Worten sagen oder die ganze Historie erzählen?

Martin:

Mit wenigen Worten, wenn du's vermagst.

Cassian:

Es ist nicht so einfach zu berichten. Ich komme aus einer Schlacht, wo

mir zwei Pferde unterm Leib und drei Mützen vom Schädel weggeschossen wurden. Des Fernern komm' ich aus der Gefangenschaft, wo etliche brave Kameraden verhungert und von Ratten aufgefressen worden sind. Ferner vom Richtplatz, wo sieben an meiner Seite füsiliert und ich mit ihnen für tot in eine Grube geworfen wurde, obwol alle Kugeln an mir vorbeigepfiffen waren. Ferner aus den Krallen eines Geiers, der mich für Aas hielt wie die andern, die sich an meiner Seite bereit machten zu verwesen, und der mich aus Bergeshöhe auf die Erde herunterfallen ließ, — glücklicherweise auf einen Heuschober. Ferner aus einem Wald, wo mich ein paar Kaufleute für ein Gespenst ansahen, und mir in ihrem Schrecken allerlei gutes Zeug und Bar-Geld zurückließen. Ferner aus einem gar lustigen Haus, wo Kroatinnen und Tscherkessinnen und Spanierinnen meinethalb mit den Dolchen auf einander losgingen, und ihre Galans mich umbringen wollten, ... so daß ich durch den Rauchfang aufs Dach flüchtete und fünf Stockwerke herunterssprang, ... kurz und gut: ich komme aus so viel Abenteuern, daß ein Anderer mehr Mühe hätte, sie zu erfinden, als es mir gemacht hat, sie zu überstehen.

Sophie:

Herrlich!

Martin:

Seltsam! ... Und aus den tausend Fährlichkeiten bist du entkommen — ei, hattest du Glück! — ohne Wunden?!

Cassian:

Das würd' ich sagen, wenn ich ein Aufschneider wäre; aber da ich es nicht bin — seht!

Sophie:

Ich sehe nichts.

Cassian:

Wie, mein Fräulein, Sie sehen nicht, daß der Nagel an meinem kleinen Finger gebrochen ist?

Er trinkt. Sophie sieht ihn staunend an.

Martin, immer ärgerlicher:

Woher du kommst, wüßten wir nun, ... aber wohin gehst du denn?

Cassian:

Sobald ich von meiner Verletzung wieder hergestellt bin, rücke ich zu meinem Regiment ein.

Sophie:

O, wenn Sie mich doch mitnähmen!

Martin:

Bist du toll, Sophie?

Sophie:

Was soll ich ferner hier? Ich denke, eine flinke Marketenderin ist in Kriegszeiten überall gut aufgenommen.

Cassian:

Ihre Hand, Fräulein, — schlagen Sie ein, die Sache ist abgemacht!

Martin:

Was hast du ihr in den Wein gemischt, Cassian?

Cassian:

Was kümmert's dich, was das Fräulein beginnt, da du doch auf Reisen gehst.

Martin:

Ich widerrat' es dir, Sophie, — ich widerrat' es dir. Denk an deine Mutter!

Sophie:

Steht Ihr Regiment weit von hier?

Cassian:

Es wird wohl eine Reise von einem Tag und einer Nacht sein, Fräulein.

Martin:

Teufel! Teufel!

Cassian:

Was gibt's?

Martin:

Die Ungeduld plagt mich, wo mein Diener bleibt. Ich werde die Post versäumen!

Cassian:

Ist dir die Zeit lang? — Komm, Vetter, auch ich liebe nicht leere Viertelstunden. . . . Heh, noch ein Spielchen!

Martin:

Ha, mit dir? . . . Du vergißt, daß du keinen Heller mehr hast.

Cassian:

Oho! da hat mir ein reicher Vetter einen Dukaten geliehen, mit dem werd' ich wohl anfangen dürfen, was mir beliebt.

Martin:

Meiner Seel', das darfst du. Und es soll mir ein Vergnügen sein, dir nebst diesem Dukaten auch Wams, Strümpfe, Degen und Hemd abzunehmen.

Sophie:

Martin, was fällt dir ein, deinen Gast so schnöde zu behandeln?

Cassian:

Die Würfel her!

Martin:

Ein trauriger Einsatz, — ein jämmerlicher Einsatz! — Ich schüttle. — Zwölf! Nun ist der Spaß wohl zu Ende.

Cassian:

Ei, das kann ich auch! — Zwölf!

Martin:

Zehn.

Cassian:

Elf.

Martin:

Zwei.

Cassian:

Drei. — All das?

Martin:

Du siehst es. Hast du etwa Angst? — Vier.

Cassian:

Fünf.

Martin:

Elf! — Es will sich wenden.

Cassian:

Zwölf.

Martin:

Vorwärts!

Cassian:

Es wird nicht mehr reichen. . . .

Martin:

Kümmre dich nicht! . . . Hier ist mein Reisesack wohl gepackt; es ist mehr darin, als du ahnst!

Sie würfeln.

Elf!

Cassian:

Zwölf! Und er gehört mir.

Martin:

Hier — mein Schrank . . . hier mein Bett . . . mein Bettzeug. . . . Du wirst dich bezahlt machen! Elf.

Cassian:

Das werd ich . . Zwölf! . . Gewonnen! Und nun genug.

Martin:

Genug? . . . Noch einmal . . . Der Diener wird gleich hier sein . . . einmal noch, es kann nicht so fortgehen!

Cassian:

Was hast du noch einzusetzen?

Martin:

Alles, was ich am Leibe trage, zum Teufel! . . . und den Diener dazu . . . und den Platz auf der Post . . . .

Caſſian:

Es reicht nicht.

Martin, auf Sophie weiſend:

Und die dazu!

Sophie:

Martin! ... Ich verſchenk' mich ſelber.

Setzt ſich Caſſian auf den Schoß und umarmt ihn.

Martin:

Schurke! Schurke! was haſt du ihr in den Wein gemiſcht? ... Hörſt du nicht? Ich ſagte: Schurke!

Caſſian, auf:

Ah! iſt's ſo gemeint?!

Martin:

Vorwärts! vorwärts!

Caſſian:

Komm' wir wollen's vor dem Tor abmachen!

Sophie:

Um Himmelswillen! Caſſian! Caſſian!

Martin:

Ich habe nicht ſo viel Zeit, vor's Tor zu gehen. Hier iſt Raum genug.

Caſſian:

Wie's beliebt, Vetter.

Sophie:

Caſſian, ſoll ich Sie gleich wieder verlieren!

Caſſian lacht.

Martin:

Es iſt keine Zeit zum Lachen — vorwärts! vorwärts!

Gefecht.

Caſſian:

Nicht übel! Das haſt du gut gemacht ... noch ſieben oder acht Jahre, und du wärſt ein gefährlicher Gegner, — wenn auch nicht für mich.

Sticht ihm ins Herz.

Martin ſinkt nieder:

Weh! weh!

Sophie zu Caſſian:

Und Ihnen iſt nichts geſchehen?

Caſſian:

Es tut mir leid, Vetter Martin. ...

Der Diener kommt:

Hier bin ich, gnädiger Herr.

Cassian:

Sein Herr steht hier. Nehm' Er den Sack ... So! ...

Martin:

Mein Aug verschleiert sich! ...

Cassian:

Wie sagtest du, Vetter Martin? ...

Martin:

... die Schatten des Todes ...

Cassian:

Wie war ihr Name? ... Eleonora Lambriani ... Es wäre der Mühe wert, sich noch ein Tag Urlaub nehmen ...

Sophie:

Eleonora Lambriani — was ist das?! Das Mädchen von Athen! so hieß sie! —

Martin:

Ja, Elende, Elende! daß du's nur weißt! ... Eleonora ... hier die Blume ... ich hab' sie aufbewahrt ... es ist dieselbe .... nimm du sie, Vetter Cassian .... bring' sie ihr ... ich lasse sie grüßen ....

Cassian:

Beim Himmel, ich will es ihr bestellen und mancherlei dazu, was ihr noch mehr Spaß machen soll!

Sophie:

Wie, Sie verlassen mich um Eleonora Lambriani?

Cassian:

Ich kann es nicht leugnen. Aber erst morgen früh. —

Sophie:

Weh mir! ...

Sie eilt zum Fenster und stürzt sich hinunter.

Martin will ihr nach, sinkt nieder:

Sophie! Sophie!

Cassian stürzt ihr nach, zum Fenster hinunter.

Martin, zum Diener:

Wehe! wehe! ich kann mich nicht rühren! Seh' Er nach!

Diener, zum Fenster:

Höchst Wundersames hat sich ereignet. Der springende Herr hat das springende Fräulein in der Luft aufgefangen und beide sind wohlbehalten unten angelangt ....

Caſſian, von unten brüllend:

Hé! wird's bald? Bedienter! den Reiſeſack! raſch! Ich will die Poſt nicht verſäumen! Und habe vorher noch einem frechen Italiener einen Degenſtich zwiſchen die Rippen zu verſetzen.

Diener ruft hinunter:

Sofort, gnädiger Herr!

Martin:

Gieb mir die Flöte, eh du gehſt ... Ich danke dir ... Warte! ... Auf dem Weg zur Poſt zieh' die Glocke auf dem Kreuzweg Numero ſiebzehn.

Diener:

Numero ſiebzehn ...

Martin:

Mir ſchwinden die Kräfte ... Um Mitternacht ſollen ſie meinen Leichnam holen. Hörſt du?

Diener:

Um Mitternacht. Ich will es beſtellen, Herr.

Ab.

Martin ſpielt Flöte:

Es iſt bitter, allein zu ſterben, wenn man eine Viertelſtunde vorher noch geliebt, wohlhabend und der herrlichſten Hoffnungen voll war. Wahrlich, es iſt ein übler Spaß, und ich bin eigentlich gar nicht gelaunt, Flöte zu ſpielen.

Läßt ſie fallen und ſtirbt.

In der Ferne klingt das Poſthorn.

Vorhang.

Die große Passion

Wieder sieht man über eines Dichters Haupt den Dornenkranz und ahnt das Schicksal, daß ein Künstler seine Kunst mit dem Leben bezahlt, daß ein Mensch einem Dämon dienen muß und in Stunden hochgespannter, gesteigerter innerer Existenz sich flammend verzehrt und für sein menschliches Dasein nur karge Reste behält: In seiner Kunst ein Starker und Leuchtender auf Gipfeln, im Leben ein Bedrückter, Scheuer, der kleinsten Hemmung nicht gewachsen.

Wenn man aus dieses Dichters Werk allein, losgelöst von allem Biographischen, sein imaginäres Porträt zeichnen wollte, so würden wir ihn im Harnisch sehen als christlichen Ritter zwischen Tod und Teufel furchtlos zur Höhe reitend; mit den Welteroberern sähen wir ihn um stolzes Leben und stolzen Tod ringen, ihre grenzenlose Flugbahn ungeblendeten Auges messen, und ohne zu schaudern in den Abgrund übermenschlicher Frevel blicken; wir sähen ihn mit Dantes parzengleichem Antlitz Inferno-Wege wandeln und die Geschicke der Tat und des Leidens, der Aristien und des Martyriums mit ehernem Griffel deuten. Blutiger Sonnenuntergang steht über seiner heroischen Landschaft und ein purpurnes Spruchband flattert in den Wolken: „Was ich tue, tue ich groß".

Und nun hören wir von ihm, der den Reigen maßloser Gewalten mit Herrenkunst meisterte, was er für ein Mensch gewesen: ein „Knecht der Poesie", schmerzgegeißelt und verfolgt, zu Boden gedrückt von all den übermenschlichen Gestalten seiner inneren Welt, zersprengt, vernichtet in seinem zarten Organismus.

Conrad Ferdinand Meyer trug solch zwiespältiges Geschick. Man kannte von ihm fast nur jenes imaginäre Porträt, wie es im Abglanz seiner Werke sich spiegelt. Wenig drang von der äußeren Wirklichkeit seines Lebens in die Öffentlichkeit. Reserviert hielt sich der Dichter fern, er redete nicht viel von sich und gab anderen wenig Gelegenheit von ihm mitteilsam biographische Miscellen zu berichten.

Zweimal ergriff er nur das Wort, zu der Reitlerschen Skizze steuerte er Eigenes bei und in Franzos' Sammelband der „Erstlingswerke" sprach er von seinem „Hutten". Knappe festgefügte Sätze binden, was er mitteilt; Extrakt ist es; abgemessen und auf das kleinste Maß beschränkt wird alles Persönlich-Bekenntnisvolle. Keine Konfession soll es sein, nur ein chronistischer Umriß. Mehr von der historischen Bewegung der Zeit spricht Conrad Ferdinand als von der eignen Seele. Aber schon hier erkennt man zwischen den Zeilen, und aus manchem tiefer führenden Wort die Leiden dieses Lebens. Die Andeutungen über die ziellose, verwirrte Jugend voll Angst und Hoffnungslosigkeit, mit ihrem Versinken in apathische Dumpfheit, aus der er sich durch eine große, seine Kräfte aufrüttelnde Reise „vor sich selber" rettete, öffnen einen Einblick in das Unbewußte dieser Existenz.

Nun hat des Dichters Schwester, Betsy Meyer, zum Gedächtnis des Toten, ein Erinnerungsbuch herausgegeben (Gebr. Paetel). Es wahrt in Sprache und Geste die vornehme verhaltene Art des Bruders; die Schwester ist ihm im Schweigen wesensverwandt, sie fühlt sich nicht berufen jenes Wort des Bruders zu erfüllen: „Mein Lebenslauf ist im Grunde unglaublich merkwürdig. Wie werden sie einst daran herumrätseln! — Nur du könntest ihn erzählen." Sie hält sich vielmehr an die Schlußzeile dieses Satzes: „Und Du tust es nicht." Sie tut es nicht. Sie tischt nicht breite mitteilsame Intimitäten auf und sie spielt nicht wichtigtuend die Wissende. Sie gibt Situationsstimmungen und Bilder aus dem gemeinsamen Leben und von den Reisen; sie zeichnet manch interessante Szene aus dem Verkehr, der Häuslichkeit, der Arbeit. Sie vermeidet taktvoll alles, was nach Sezierung aussehen könnte, nach Entblößung, und ihr Gefühl läßt sie über den Ausgang dieses Lebens, über die Wahnsinnsnacht, in die der gehetzte Geist versank, Schleier breiten.

Aber aus unabsichtlich, hier und da verstreuten Einzelzügen, enthüllt sich indirekt so manches von dem inneren Wesen und greifbarer zeigt sich das menschlich-künstlerische Problem dieser Existenz. Wir sehen jetzt das

Gegenbild des Dichters, der in seiner Phantasiewelt so erzgegossene Gestalten meistert, in seinem irdischen Teil am Menschlichen leiden.

Furchtbar müssen die Verzweiflungskrisen seiner Jugend gewesen sein, als er noch nichts von seinem Dämonion wußte, von den verborgenen Machtgewalten, deren Werkzeug er werden sollte, als er nur gepeinigt wurde durch das Bewußtsein unheimlich dunkler Zielloßigkeit seines Seins, durch die Erkenntnis als Fremdling, anders als die andern, unbegriffen von ihnen und ohne Anteil an ihrem Tun, ein in Büchern und dumpfem tatlosen Grübeln vergrabenes Leben zu führen. Eine Schattenexistenz, so beängstigend, daß die eigene Mutter, die keine beschränkte Frau gewesen sein kann („heiteren Geistes, traurigen Herzens" nennt sie Conrad Ferdinand), ihn verzweifelnd aufgab: „er begräbt sich selbst; er ist für dieses Leben nicht mehr da".

Und er, der in seinem Werk, gleichsam ein von irdischer Schwäche gelöster Schicksalsheros den Gewitterbimmel der Götter- und Heldendämmerungen spannte und mit gelassener Hand rollende Blitze über die Welt zucken ließ, schien in seiner Menschlichkeit keinem stürmischeren Wind gewachsen.

Überfein reizbar war sein Empfinden, er litt schmerzhaft unter jedem heftigen Eindruck. Debatten, Auseinandersetzungen oder gar Szenen verstörten ihn. Überscharf reagierte er. Sein Gehörsinn war so entwickelt, daß er ihn peinigte. Außerordentlich fein charakterisiert die Schwester diese Eigenheiten. Sie spricht von dem „höchst reizbar, feinfühlenden Organ für fremde Individualitäten, von dem echogleichen langen Fortklingen persönlicher Eindrücke". „Die leiseste Berührung empfand er als schmerzenden Stoß." In jener frühen Zeit der Krisen steigerte sich die Empfänglichkeit so krankhaft, daß er „durch die unausgesprochenen Gedanken der Leute aufs tiefste verletzt werden konnte". Meyer selbst deutete diese Sensibilität einmal an, als er davon sprach, wie er so lange sich mit der Gestalt seines Thomas Becket herumgetragen habe, bis sie ihm „fast quälend" vor der Seele stand.

Zu jenen Feinhäutigen, Erregbaren und Vibrierenden gehörte der Dichter, von denen Maupassant spricht, die durch jede Pore ihres Körpers ebensoviel empfinden, wie durch ihre Augen, ihre Nase oder ihre Ohren, und er, der das kannte, sagt: „vielleicht ist sie eine seltene und furchtbare Eigenschaft, diese nervöse krankhafte Erregbarkeit der Haut und aller Organe, der die geringsten körperlichen Eindrücke zu seelischer Erregung werden; die den Schwankungen des Windes folgt und den Düften der Sonne und den Farben des Tages, die unaufhörlich Leiden und Traurigkeit und Freude schafft."

Conrad Ferdinand litt unter dieser Empfänglichkeit.

Menschen, die lebhaft sprechend ihre Laune vollsaftig verschwendeten oder die mit geschliffener unumstößlicher Dialektik eine Meinung verfochten, deprimierten ihn tief und scheuchten ihn in die tiefsten Winkel der Versunkenheit. Körperliches Schmerzgefühl bereitete ihm jeder Zwang, sich auseinandersetzen oder einer robusteren Gesprächsattacke stand halten zu müssen. Als Schutz bildete so der im Grunde Gütige und Weiche jene kalte Zurückhaltung, jene „zürcherisch-würdevolle" Reserve aus; sie wehrte immerhin einiges ab, ohne sie war er waffenlos ausgeliefert. Soweit es ging hielt er sich überhaupt von heftigen Eindrücken und stürmischen Persönlichkeiten fern. „Er schätzte und bewunderte bewußt leidenschaftliches Auftreten nur, so lange er es studieren konnte. Ihm persönlich mangelte jede Fähigkeit dazu," sagt die Schwester.

Es ist, als ob er die Sturmgeister und Dämonen seiner Seele, die ihn in seinem Werke durch alle Leidenschaften hetzen, wenigstens für das Alltagsleben um Stille anflehte.

Er bettet sich gern in sänftliche Beschaulichkeit, ein harmloser Zug seines Wesens tritt dann hervor, in seiner Betätigung lullt er das aufgewühlte Innere ein.

Er fährt mit Vorliebe an Sommertagen auf den überdachten Dampfbooten über den Züricher See und hier, frei, unverpflichtet herumspazierend, knüpft der sonst so Wortkarge gern mit Landleuten ein Gespräch an; auf diesen Wasserfahrten gibt es auch die friedsamsten Stunden mit Gottfried Keller, dessen „grimmige Feuerweine" und zornige Weinlaunen sonst nicht ohne Schrecken für ihn waren. Vor allen Grenzen scheute er ängstlich zurück, er trank

auch wenig; der Umgang, der sich allmählich bildete, ehrte seine Eigenheit, die eine moderierte, gedämpfte Stimmung brauchte „eine Zone angenehmen und vielseitigen Verkehrs, in der man die Dinge dieser Welt mit Interesse, aber um seinem Ausdruck zu brauchen, in läßlicher Weise besprach. Die tiefliegenden Quellen seines Lebens blieben zugedeckt."

Er nistete sich in seinem Garten- und Hauswesen ein, freute sich an der Ampel, die ihm dem Heimkehrenden auf dem Schiff Willkomm bietet, er hing an Tieren, konnte selbstvergessen Kinderlieder vor sich hinsummen, er genoß in seinem Heim am Züricher See ein gewisses patrizisch-patriarchalisches Familienleben:

„Mit Weib und Kind an meinem eigenen Herd
In einer häuslich trauten Flamme Schein,
Dünkt keine Ferne mir beneidenswert . . ."

Man denkt an Bismarck, der auch vom Schmieden der Weltgeschicke, aus der geladenen Atmosphäre seines Dämonions, abgetetzt, ruhe- und einfaltsbedürftig sich eratmend für kurze Frist in das einfache begrenzte Leben des Landedelmanns vergrub, bis ihn die Geister wieder aufriefen und Schwager Kronos Rosse vor der Tür wieherten.

Und wie Bismarcks Gattin ihn immer nur im Spiegel ihrer häuslichen Liebe sah, und dem anderen Bismarck wie einem fremdartigen von feindlichen Mächten umdrängten Gebilde nachschaute, voll Empörung gegen die Gewalten, die ihr zerstörerisch erschienen, so begab es sich mit der Gattin des Dichters. Sie witterte auch das Gefährliche, Aufreibende in dem anderen, ihr fremden Wesen, das von ihrem Mann in den Schaffens-Perioden rückhaltlos Besitz nahm, und sie mag es im stillen gehaßt haben, wie die Fürstin Johanna die Politik: „Sie hätte ihm in zärtlicher Liebe gern die Flügel so fest gebunden, daß er alles, alles vergessen und nur noch für das Behagen des heutigen Tages Wunsch und Sinn gehabt hätte."

Aus des Dichters Friedenssehnsucht erwuchs der Gedanke an einen idyllischen Stoff; er wollte Bilder aus der Kinderzeit malen auf dem Hintergrund der grauen Stube im grünen Seidenhof, die auf die Gartenpforte blickt und in die grünen Birnbäume hinein. Das wären seltene Blätter in dem pergamentenen Foliobuch des Dichters geworden. Aber in seiner Kunst war der dämonische Freskotrieb übermächtig und forderte sein Recht. Die Hohenstaufen, das Tantalidengeschlecht, das den Dichtern zum Verhängnis geworden, lockte ihn in unheilvollen Kreis. Er rang mit schon erschütterter Kraft mit den Gestalten Friedrich des Zweiten und seines Kanzlers Petrus Vinea. Eine Seelentragödie sollte es werden: „Entfremdung und Bruch aus früherer innigster Freundschaft und Vertrautheit." An Thomas Becket läßt das denken, an jene Tragik schleichenden Mißtrauens, das sich zwischen Engverbundene drängt und eine Einheit ätzend auflöst.

Szenen und Stimmungsmomente sind dazu skizziert und tief fühlt man eine Situation mit: der Dichter liest seiner Schwester, die ihm das Vertrauteste war, vor und sie, in der seelischen Feinhörigkeit, in ahnender Empfänglichkeit dem Bruder so verwandt, bricht in Tränen aus bei der Stelle, da das flackernde Flämmchen der Ampel über einem Totenbett verlischt. Sie fühlte den Flügelschlag des Schicksals über diesem geliebten Haupt und sie saß bei ihm, wie bei einem Sterbenden. Und weiter sagt sie nun nichts mehr. Über das Letzte breitet sie den Schleier. . .

Bei diesem Menschen der Kontemplation und Dichter der Tat ward die Dichtung durch Taten und Tatmenschen entbunden.

Der Krieg von 1870, die Einigung Deutschlands und die Einigung Italiens rührten die schlummernden Geister in ihm auf. Der Hutten gewann durch das innere Miterleben der Zeitgeschichte Gestalt und das Schauspiel groß handelnder Menschen entzündete ihn. Es wirkt bedeutungsvoll, daß er einem Gebirgsecho das Wort Bismarck zurief und voll stärksten Eindrucks waren seine Begegnungen mit dem Mitbegründer der italienischen Einheit, dem Marquis Ricasoli, an ihm erkannte er „was ein Charakter im Leben einer Nation zu bedeuten hat."

Dieser Mann wirkt in der Zeichnung Betsy Meyers — man erkennt hier Conrad Ferdinands Griffel — wie aus einer Novelle des Dichters geschnitten: „hoch, stählern, elastisch, mager, an die stolzen Büßer erinnernd, denen Dante an dem jenseitigen Gestade begegnete. In seinem Charakter lag eine stolze Aufopferungslust und

eine für das Normalmaß der Gegenwart unheimliche Furchtlosigkeit. Man fühlte, daß es großer Aufgaben bedürfe, um diese nach Übung ihrer Spannkraft begehrende Seele zu befriedigen". Und voll Freskostil ist die Situation auf dem Schloßturm, der über die Campagna auf das Sabinergebirge blickte, als der danteske Italiener hoch über dem uralten Völkergrab die weiten Linien einer Völkerzukunft malt und dabei die Hand bewegt, „als wollte er sie beteuernd an den Schwertgriff legen". Conrad Ferdinand aber hörte versunken dem feurig und gläubig Redenden zu „als ob er den Plan eines historischen Dramas vor ihm entwickelt hätte."

Als Aufruhr und Erschütterung wirkte solch Erleben und Schauen in ihm nach, es quälte ihn mit bohrendem Schmerz und nach dem Leiden des Eindrucks kam das Leid des Aussprechens.

Meyer selbst hat sich über seine dichterische Arbeit nie geäußert: „das individuelle Leben seiner großen Menschen, ihre scharfen Profile, das dämonische Wachsen ihrer Leidenschaften darzustellen, das war seine eigenste Kunst, über die er kein Wort verlor." Aber treue unwiderlegliche Zeugen gibt es, die von der Mühsal in des Dichters Werkstatt sprechen. „Genug ist nicht genug," stand über ihrer Türe, und verworfen, neu geformt, zerschlagen, umgegossen, mit Edelschmieds sorgendem Eifer ciseliert ward hier ohne Ruh und Rasten.

Die verschiedenen Fassungen und Prägungen der Gedichte geben davon Kunde. Sie zeigen das drängende Verlangen aus dem Gedanken zur Gestaltung zu gelangen. Den Prozeß hat der verständnisvolle Untersucher dieser Varianten, Heinrich Moser, in seinem Buch: „Wandlungen der Gedichte Conrad Ferdinand Meyers", gut charakterisiert: wie die Visionen im Moment der Inspiration nur die „verschleierten Umrisse des Basreliefs" erreichen, beim zweiten Begegnen als Hochrelief aus der Fläche wachsen, bis sie endlich, nach langem Umgang und innerem Reifen als Statue Gestalt gewinnen.

Die Schwester bestätigt das und gibt gleichfalls Proben dafür, wie ein Motiv zuerst in der Gedankenfassung ausgesprochen wurde und erst später das wirkliche Leben in der Gestalt-Fassung erhielt.

Gestalt ist alles, das war die leidenschaftliche Künstlersehnsucht Conrad Ferdinands.

Zu ihrer Erkenntnis erwachte er in Italien. Und wie sein dichterisches Erleben durch Groß-Gesehen entzündet wurde, so ward der Bildnertrieb durch große Form erweckt. Michelangelo ward sein Heros. Also wieder Überfülle für das zerbrechliche Gefäß; Betsy sagt von den ersten römischen Eindrücken, sie hätten für das Scharfgefühl seines zarten Organismus eine Übergewalt gehabt. „Er sträubte sich anfangs dagegen, wie gegen alles mächtig und fremdartig über ihn Kommende fast wie gegen einen Schmerz. Er erlitt seine großen Eindrücke und schwieg."

Doch von nun an sammelte er alle inneren Kräfte steigernd, daß sie beschwörungsmächtig würden. Schonungslos gegen sich, nur auf das Leben seiner Gestalten bedacht, zwang er die Phantasie die blitzüberflackerten Wege voll Blut und Dunkel zu gehen, auf denen er den Schatten begegnete, sie befragen und sie mit der Wärme und dem Blut der eigenen Seele lebendig machen könnte. Und nun waren sie gegenwärtig, er sah sie schreiten, hörte ihre Reden, sie übertönten gellend seine leise Stimme, sie schlossen einen ehernen Ring um ihn, und einer nach dem andern legte ihm die eiserne Hand auf die Stirn . . . So wankte er und stürzte in die Nacht.

Wir aber denken an den Wahnsinnigen in Hofmannsthals Spiel, der „mit trunkenen Gliedern den Reigen des Wirklichen" anführen will, und das Bild des Atridenbeschwörers der „toten Stadt" taucht auf, den d'Annunzios Worte zeichnen: „ich begreife, daß Leonardo, der ein solch gesammeltes innerliches Leben lebt, bis zum Wahnsinn davon erregt sein muß. Ich fürchte, die Toten leben in seinem Innern wieder auf, ungeheuerlich, ohne Unterlaß verfolgt von dem Schwert und der Fackel ihres Geschickes". . .

F. P.

Brief von Eugen d'Albert

Wir befinden uns im Park zu Weimar. Ein Schwarm lebenslustiger, fröhlicher Menschen mit Notenmassen beladen, Mänulein und Weiblein in zwanglosem Verkehr sich ihrer Jugend freuend, zieht an uns vorüber. Angeregt, heiter sind sie alle und in ihren Augen spiegelt sich die Flamme der Begeisterung. Sofort wird uns klar, daß diese lebensfreudigen Menschenkinder ihre gehobene Stimmung einem besonderen Grund, einem Erlebnisse zu verdanken haben. Ein Erlebnis bildet eine „Stunde" beim Klavierlehrer sind. Aber keine Musikstunde im gewöhnlichen Sinne ist das, kein mit der Uhr in der Hand geschäftsmäßig erteilter Unterricht, der in seiner pedantischen Trockenheit einen niederschlagenden und ermüdenden Einfluß auf die jungen Leute ausübt. Hier handelt es sich nicht um einen Lehrer, dem es in der Hauptsache um Geldverdienst oder um das zeitweise Hervorbringen eines einzelnen glänzenden Schülers zu tun ist, der seinem Lehrernamen neuen Glanz verleihe und ein Zuströmen der zahlenden Menge veranlaßt, — nein, hier handelt es sich um etwas Großes, etwas Gewaltiges, um ein Genie, dessen Nähe allein schon auf die Lernenden befruchtend wirkt. Hier bekommt der Schüler nichts vom Fingersatz, kahle dürren Regeln zu hören, über das Pädagogische des Klavierspiels wird überhaupt kaum gesprochen. Was kümmert ihn die Sonderkeit des Vortrags, wenn er nicht lebendig wirkt! Weg mit aller Schulmeisterei! Lebe und erlebe sind die ersten Lehren, die der Schüler empfängt. Es öffnet der Meister seinen tauben Born an Lebenswesheit, an Kunstbegeisterung, an tiefen Empfindungen und läßt den Schüler erkennen, daß das rege Seelenleben und das Eindringen in die Geheimnisse der Natur allein dem angehenden Künstler den richtigen Weg weisen können. Daher drückt er auch ein Auge zu, wenn sich unter seinen Schülern und Schülerinnen kleine Liebeshändel entspinnen, und wünscht den Poulsern zu gehemmen etwas von ihrem Blute, von ihrer wahren Auffassung des Wesens der Kunst. Und wie herrlich seine Methode, welch' wunderbarer Lehrmeister er gewesen, beweist die Tatsache, daß über die Hälfte seiner Schüler in der Kunst etwas erreicht hat.

Wir können noch heute, wo der Gewaltige nicht mehr unter uns weilt, immer wieder von ihm lernen und mit seinen Augen erkennen, woran unser heutiges Musikleben krankt. Es trägt daran vor allen Dingen der materielle Aufschwung, den Deutschland genommen, die Hauptschuld; denn mit ihm hat auch die allgemeine Sucht nach Bejüterung, die profanischere Auffassung des Lebens und seines Inhaltes, bei uns Einzug gehalten. Der Künstler, der früher nur seinen Idealen lebte und die materiellen Güter wenig zu schätzen verstand ist nun auch zu der Erkenntnis gelangt, daß auf der allgemeinen Jagd nach Reichtümern er allein nicht zurückbleiben sollte. Da wird kein Mittel gescheut, weder die gewöhnlichste Reklame noch die absurdeste Sucht nach äußerlichem Blendwerk, wenn nur die Menge herangelockt, der Saal oder das Theater gefüllt wird. Und das auf jedem Gebiet der Kunst. Der reproduzierenden sowohl als der produzierenden! Der Klavierlehrer ist auch bei uns nur ein Geschäftsmann geworden wie in Amerika oder England. Seine Schüler sind seine Ware und das Hauptaugenmerk muß auf die gute Kundschaft gerichtet sein. Bei einer solch fabrikarig betriebenen Lehrweise kann natürlich von freier Entwicklung, von wirklicher Künstlerschaft nie die Rede sein. Was tut dies auch! Wenn nur der Name des Lehrers, des Konservatoriums so und so wieder genannt werden und der Schüler zufriedengestellt ist, sein „Ideal" — in Berlin öffentlich aufgetreten zu sein — erreicht zu haben. Den allermeisten Vorteil aus dieser Methode ziehen die Konzertagenturen und die Besitzer von Konzertsälen und wie deren Geschäft blüht, zeigt uns die Besorgnis erregende Vermehrung der Konzertsäle. Der arme halbferige Künstler aber rafft seine letzten Ersparnisse zusammen — so ein Konzert in Berlin ist nämlich eine kostspielige Sache — und wenn der große Tag seines Debüts herangekommen und er in tausend Ängsten sein Programm heruntergespielt, will es noch das Unglück, daß der müde, müssüberdrüssige Kritiker, der so und so viele andere Konzerte an demselben Abend schon über

ſich hat ergeben laſſen müſſen, den Konzertgeber gerade in dem Stück zu hören bekommt, das ihm am wenigſten „gut gelegen", und das Ergebnis dieſes „faueren" Abends wird dem armen Opfer ſeiner Lehrer dann andern Tags in einer vernichtenden Kritik aufgetiſcht. Wie traurig ſtimmen dieſe Tatſachen! Die Mittelmäßigkeit kann ſich breit machen und dem wirklichen Talent wird es immer ſchwerer, ſich ohne Protektion Bahn zu brechen. Das Publikum glaubt nicht mehr an wahre Talente. Indeſſen gibt es deren genug — unſere muſikaliſche Jugend iſt ſo begabt als je — aber ſie gelangt nicht immer an die richtigen Lehrer und geht oft in dem konventionellen Unterrichtsſyſtem völlig unter. Natürlich und glücklicherweiſe gibt es unter den Lehrenden noch Ausnahmen, vortreffliche Profeſſoren und einwandsfreie Konſervatorien. An dieſe ſind meine Zeilen nicht gerichtet.

Wie ſoll man nun den beſprochenen Übeln abhelfen? Vor allen Dingen iſt Jedem, der nicht unbedingtes Vertrauen zu ſeiner Begabung beſitzt, entſchieden von der Laufbahn eines Klaviervirtuoſen abzuraten. Jede andere Karriere wird ſich ihm als lohnender erweiſen. Die Klavierlehrer müſſen in dieſem Sinne offen mit ihren Schülern reden und angeſichts der großen Verantwortung, die ſie mit dieſer Lebensfrage auf ſich nehmen, dürfte es ihnen nicht ſchwer werden, auf die Eitelkeit zu verzichten möglichſt viele Schüler an die Öffentlichkeit zu bringen. Möglich, daß ſie ſich auch oft irre führen laſſen und über die Kraft eines Talentes ſich täuſchen. Sie können nicht vorſichtig und gewiſſenhaft genug prüfen und erforſchen, ob dieſe für die anſpruchsvolle Karriere ausreicht, und müſſen die Objektivität des Urteils, die ſich durch das längere liebevolle Studieren mit dem Schüler ſo leicht trüben läßt, ſich mit Energie zu erhalten ſuchen. Durchſchnittsſchüler ſind unbedingt von dem Betreten des Podiums zurückzuhalten, dem wirklichen Talente, das meiſtenteils nur in der Stille heranreift und gebildet wird, muß immer wieder betont werden, daß nur mit zäheſter Ausdauer und Willenskraft das Ziel zu erreichen iſt. Es muß auf die Gefahren und Enttäuſchungen dieſer Laufbahn ſtets aufs neue aufmerkſam gemacht werden.

Der Eindruck der reproduzierenden Kunſt verſchwindet wie Nebel in der Sonne, das Publikum vergißt gar leicht ſeine Lieblinge, wenn es einem neu auftauchenden Stern zujauchzen kann. Durch Äußerlichkeiten läßt es ſich blenden, durch allerlei Nebenſächlichkeiten irreführen. Dabei iſt keine Kunſt weniger zu erlernen als die des Klaviervortrages. Das Aneignen der techniſchen Fertigkeit iſt jedem, der Fleiß und Geduld beſitzt, ein leichtes; aber das magnetiſche Fluidum, welches den Kontakt zwiſchen Publikum und Künſtler herſtellt, kann nur von der angeborenen Künſtlerſeele ausgehen und iſt nicht zu erzwingen. Der Lehrer kann dieſen göttlichen Funken wecken und zur hehrſten Flamme entfachen, wenn ihm dieſe ſchöne Begabung gegeben. Zweifellos beſitzen ſie nur wenige, keiner in dem Grade, wie ſie der große Seelenkünſtler Franz Liſzt zu eigen hatte. Deshalb ſollen beide Teile — Schüler und Lehrer ſowohl — ſich dieſen Gewaltigen immer mehr zum Vorbild nehmen. Der Lehrer, indem er das wirkliche Talent nicht mit unnötiger, trockener Pädagogik belaſtet, ihm die Flügel nicht beſchneidet, durch geſundes Einwirken auf ſein Seelenleben ihm Anregung gibt und die richtigen Pfade weiſt, — der Schüler, indem er die Uneigennützigkeit des Liſztſchen Lebens, ſeine ideale Auffaſſung der Kunſt ſich zum Muſter nimmt. Er hüte ſich vor Kleinlichem, vor Spießbürgerlichkeit und Poeſieloſigkeit. Er beſchränke ſein Wiſſen nicht auf das Klavier. Er reiſe, ſuche zu erleben, zeige Intereſſe für alles, für die bildenden Künſte und Literatur.

Ein bekannter Klavierpädagoge wurde von dem Vater eines nicht ſonderlich begabten Schülers konſultiert. Wie er es nur anzufangen habe, um im Klavierſpiel endlich weiter zu kommen? Er ſolle fleißig Schopenhauer leſen, war die einzige Antwort des Profeſſors. War das Ironie oder Wahrheit?

Chronik des Dramas

1

Die neuere Sitte, das Drama zu beschimpfen ist nicht logisch. Eher müßte man die Kunst beschimpfen, daß sie vieles nicht gestalten kann.

Gestalten heißt am letzten Ende nur dramatisch gestalten. Warum, weiß jedes Kind. Weil das Drama lachende und leidende Geschöpfe nicht beschreibt wie der Roman, sondern nachmacht. Ist es überhaupt noch gestaltet, wenn jemand sagt: „In Eduard wirkte der Haß gegen Kunigunde, zugleich aber war die Sinnlichkeit so stark in ihm, daß er. .“? Gestaltet wäre das, wenn man einen Menschen sähe, aus dem solche Gefühle herausleuchteten. (Nicht, wenn der Bericht darüber erstattet wird.)

Daß vieles auf solche dramatische Art nicht gestaltet werden kann, steht fest. Und auf epische? Vielleicht *mehr* innerliche Regungen? Ja; — aber sie sind dann eben nicht gestaltet, sondern beschrieben. Nichts Gebildetes mehr, sondern Geredetes. Also nicht Kunst ... (am letzten Ende).

Wenn ich sage: „Kunigunde antwortete nur mit leichtem Kopfnicken: ‚Jawohl‘; in ihrem Innern aber regte sich etwas Fernes, Fernes, und sie hörte plötzlich an einem Jugendtag die Hähne krähn“, — was hat der Dichter hieran gestaltet, was beschrieben? Gestaltet ist das Wort „Jawohl“. Fertig. Der Rest ist Bericht; nicht Gestaltung; also nicht Kunst. (Am letzten Ende.)

Ich spreche hier von den redenden Künsten. In den andern lassen sich noch weniger Dinge präzis gestalten (umsomehr Unendliches nicht-präzis). Jedenfalls bleibt es irrig, das Drama zum Opferhühnchen zu machen. . . statt zu sagen: Kunst, je gestaltender sie wird, ist beengt in ihren Ausdrucksmöglichkeiten; das Drama ist in höherem Grade gestaltend als die übrige Kunst.

Solches diene zur Begründung, daß man sich weiterhin mit dieser Kunstart zu befassen unterfängt, welche soviele Nüsse zu knacken aufgibt. Es soll also freistehn, daß einer sage: die Kunst überhaupt ist etwas ziemlich Dummes — im Verhältnis zu andren Lebensgebieten. Aber nicht: das Drama ist etwas Dummes im Verhältnis zur übrigen Kunst.

Dieses vorausgeschickt tritt man in die Chronik ein. In ein Rubrum des Berichtens. Des Feststellens, was ist. In eine laufende Übersicht. Es soll darin auch gesagt werden, was etwa den Leuten gefallen hat.

2

Hauptmann fest. Hausse in Beverlein. Sudermann flau. Hofmannsthal steigend. Blinder Halbe-Lärm. Wedekind zeitweilig matter. Becque, Tolstoi etwas unter pari. Strindberg ʒ2.

Das Merkmal dieses Winters war, daß große Schriftsteller wie Strindberg, Tolstoi, Becque, Wedekind schwache Wirkungen hatten. Gustav Adolf war eine Unmöglichkeit; von vornherein; kaum noch Drama. Die Früchte der Bildung sind gewiß das bauernbeschränkteste Werk des alternden Tolstoi; es sagt nichts; auch als Arbeit undicht, schnellfertig. Die Raben erweckten die Ehrfurcht eines Paradigmas (das kein Paradigma mehr ist). Erschüttert wurden bloß die, welche den Mann lieben um vieler anderen Züge willen. Er schuf eine Richtung, in einem bestimmten Augenblick; aber nicht zugleich ihr Gipfelwerk. Nur eine Weisung also, nicht ein Beispiel. Darum ist er so früh überwunden. (Und so geht es, glaub ich, Allen, die hinreichend unklug sind, eine Richtung anzubrechen, ohne darin auch die Größten zu sein.) Wedekind endlich, in „So ist das Leben“ gibt weniger eine Lebenssache als in seinen sonstigen Werken zusammen genommen, oder in manchem einzeln. Es mag ihm sein liebstes sein, weil er darin klagt. Aber es ist nicht sein größtes: — weil er darin klagt. Er gibt fast nur die Schmerzensseite. Sonst stand er wie ein Gott über den Dingen und sah auf die Wirrsal. Jetzt steckt er tiefer drin. Bei seiner Anlage wirkt das als Schwächezustand.

Über Rose Bernd und Elektra ist gesprochen worden.

Bleiben zur Betrachtung drei deutsche Werke, die Erfolg hatten. „Der Strom“ von Max Halbe; ein schlechtes Theaterstück. „Zapfenstreich“ von Beyerlein; ein handliches Theaterstück. Und „Der Meister“ von Hermann Bahr; ein etwas theatralisches Problemstück.

3

Der Meister. These dieses Stückes ist die Aufhebung des geschlechtlichen Alleinbesitzes. Die Sache war fällig. Als der Alte geraten hatte, die Monna Vanna zum Prinzivalli ziehn zu lassen, schrieb ich, Oktober 1902: „Was ich hier sehe, ist: ein Fortschreiten in der... sozusagen Zivilisierung der Menschennatur. Eine weitere Zerstörung des Heldenbegriffs. Der alte Marco trägt bei zu den Anfängen einer Sittlichkeit, die in vierhundert Jahren die Erde so gewiß beherrschen wird, so gewiß sie uns heute zuwider ist: die Aufhebung des geschlechtlichen Alleinbesitzes. Denn das ist das Ende der Entwicklung, darüber seid euch klar: Aufhebung des geschlechtlichen Alleinbesitzes."

Schade, daß Bahr den schönen Stoff in einer Unreinschrift geliefert hat. Es ist in seinem Schauspiel einiges Wertvolle; nämlich einige menschliche Wahrheiten. Dazu gehört etwa, daß die Hingabe der Frau an einen Andren gar nicht so sehr schmerze... nur das Belogensein; das Verheimlichen! Allerdings kleidet Bahr es in Blumenthalsche Worte (wie die ganze Arbeit Kapellmeistermusik ist): der Meister gestattet den Dienern, seine Cigarren mitzurauchen, er fühle sich seitdem ruhiger — und so weiter. Menschlich ist auch, daß dieser Aufrechte, der jeder Lage gewachsen bleibt, darum von seiner Frau weniger geliebt wird... als ein Unsicherer mit vielen Blößen. Oder der Meister sagt: „Als ob — überall wohin wir sehn, nicht jeder dritte Mann von seiner Frau betrogen würde." Auch das ist menschlich. Und für die Berliner Ausgabe sollte der dritte Mann durch den zweiten ersetzt werden.

Mir scheint, es ist für Herrn Bahr schade, daß er in Wien lebt, statt in Berlin. Nicht wegen seiner Literaten-Erfolge; (die kann er dort eher haben). Doch er schriebe dann nicht, wie es jetzt aussieht, vielleicht für Wiener. Nur so ist manches Faustdicke seines Theaters zu erklären. Er macht ja die Stücke weit vulgärer als er selbst ist. Lebte der Mann in Berlin, er hätte doch wohl nicht die Szene nach der Katastrophe so geschrieben: — er führt, um den Durchschnittshörern zu schmeicheln, sie zu besänftigen, den überjugendlichen Redakteur vor, der als verstiegner Esel von einer „Pomponia Kohn" redet, sich Anarchist nennt und beifügt: „Ich kann das nicht auf die Karte setzen — mein Onkel würde mich enterben. Mein Onkel ist der große Brauer." Und dergleichen. Das ist Wien. Es muß nicht sehr schwer sein, nach so vielen literarischen Kritiken solch eine Szene zu schreiben. Aber sehr schwer, nach so einer Szene literarische Kritiken zu schreiben.

Und der Meister selbst. Bahr „bekennt offen", daß ihn zu dieser Gestalt der Crampton von Hauptmann angeregt. Ich bekenne offen, daß ich das nie gemerkt hätte. Ich hätte, sonderbar! an Sudermann gedacht. Der Held erinnert an gewisse Kraftposeure. Ist ein Tausendsassa. Beim Enthüllen des Ehebruchs verhält er sich so: Der Graf sagt, er sei in dem brennenden Haus ertappt worden — mit des Helden Frau. Der Held fragt: „Und wie wurden Sie nun gerettet?" Fragt einfach: „Wie wurden Sie..." Dann noch großartiger. Er nimmt die Photographie seiner Frau, stellt sich in größerer Entfernung hin — und schießt sie durch. Aufs Haar sag' ich. Schießt sie einfach aufs Haar durch, — und sieht dabei den Grafen an. So ist der Held. Und nachher? Als der Medizinalrat die Frau eine Dirne nennt, stürzt der Japaner, ein Kotzebue-Asiate, vor — er „springt" vielmehr „mit einem Satze" — und gibt dem Medizinalrat einen Schlag ins Gesicht. Was tut der Held? Er pfeift ihm. Er „steckt zwei Finger in den Mund und pfeift" dem Japaner. Und was tut nun der Japaner? Er „duckt sich auf den Pfiff sogleich". So ist das Leben. Aber genau so ist das Leben.

Summa: Eine mannigfach geistvolle Arbeit; und H. Bahrs stärkste Leistung. Aber das Problem ist weit ernster zu nehmen... als das Stück.

Ein schöner Fall — im Unreinen.

4

Zapfenstreich. Eine Zulänglichkeit mit Bühnenblut. Von einem etwas ewigeren Standpunkt gemessen ist das Stück recht... sagen wir: einfach. Eine gute Gerichtsverhandlung; eine der stärksten Theater-Zuspitzungen. Die Elemente sind schon oft vorgezeichnet worden; am mächtigsten etwan im Disciple von Bourget. Auch beim Bourget ist der Grundriß, daß zwei vor Gericht etwas wissen, ein Angeklagter und ein Zeuge, und es nicht

sagen, um ein Mädchen nicht bloßzustellen; Spannung; und so weiter. Ein dreizehnhundertsechsundzwanzigmal bewährtes Motiv, hier mit militärischem Dunstkreis. In dem Ganzen ist keine grobe Unwahrheit — aber auch keinerlei erstaunliche Wahrheit. Der Offizier, den Hartleben gezeichnet, darf nicht wie er will. Der Beyerleinsche will nicht, wie er soll. Aber die Hauptgestalt ist schließlich ein Wachtmeister, ein beleidigter Vater; demokratischerer Einschlag. Unterdrücktes unterirdisches Grollen. Der Feuilletonist murmelt etwas von „Zeichen der Zeit".

Bleibt der Autor so, dann wird er tiefer Menschliches nicht enthüllen, aber Wirkungen leisten. — Es ist übrigens sein erster Versuch.

. . . Der Strom. Im Stoffe verwandt mit dem Geheimnis der alten Mamsell. „Vater! Vater! Weshalb hast du dein Wort nicht gehalten? . ." ruft einer im Anfang. Und so kommt es auch.

M. Halbe hat im Grunde viel Nüchternheit . . . und greift sehnsuchtsvoll nach Poesie. Aus diesem Gemisch ergibt sich seine Zwitterart, die (so gewiß er in seinen besten Stunden ans Volkslied erinnerte) in seinen schlechtesten an einen Leierkasten mahnt. Schon die Stromsymbolik ist eine kräftige Trivialität. Die Zwitterpoesie entsteht noch anders. Es sagt etwan eine alte Frau: „Wenn man am Dreikönigstag das und das tut, stirbt einer". Oder so. Oder es wird auf dunkle Zeiten angespielt, „die mal gewesen sind." Oder man singt die letzte Rose.

Diesmal ist bloß ein Testament vor Zeiten unterschlagen worden; und drei Brüder haben ein Mädchen lieb. Sonst nichts. Ein Knabe, ein Mann und ein Jüngling-Mann. Und der eine mußte in die Ferne wandern. (Und so.) Der Dichter hat ja etwas Liebenswürdiges mit diesem Balladentum, — aber die Behandlung im einzelnen ist unter der Kritik. Vor Zeiten starben diesmal noch zwei Kinder und lagen da. Ich muß leider äußern, daß hier der Baumeister Solneß verdrehorgelt ist. Und Halbes Ehemann spricht: „Laß uns ein neues Leben anfangen." Worauf die Frau: „Ein neues Leben, wir zwei? . . . Damit sie wieder da liegen?!" Und so. Heinrich sagt: „Armes, armes Kind! (draußen heult der Sturm hobler, die Wolken jagen, plötzlich bricht die sinkende Sonne voll ins Zimmer). Da! Sieh die Sonne, Renate!" Er fragt, woran sie das erinnere. Er antwortet selbst: „An unsre Schulzeit in Marienburg." Und Renate: „Das große Zimmer bei Tante Malchen. Ja, ja!"

Ja, ja!

Als die Sonne fort ist, sagt Heinrich „fröhlich": „Und ich behaupte, sie kommt wieder." Worauf Renate („versunken"): „Nie, nie mehr wieder, Heinrich! Was dahin ist, ist dahin." Oder der jüngste Bruder spricht einmal von seiner Verzweiflung und sagt: „Im Mahlauer Bruch ist Platz genug. Aber der Weidenast hat's nicht zugegeben." Und so. Oder er spricht vom Abendstern und sagt: „Denk' an den Abendstern, Renate! Soll der gelogen haben?" Nachher sagt er: „Der Abendstern hat also doch gelogen! Verflucht soll er sein! Verflucht in Ewigkeit!" Das alles ist ein Zwitter, gezeugt von der Nüchternheit mit der Poesie.

Im selben Augenblick, wo die Menschen im Hause Dorn aneinandergeraten, kommt auch jemand hineingestürzt und schreit: „Eisgang! Eisgang!" Was vorauszusehen war.

Diesmal ist der liebe Halbe mit alledem bewußt theatralisch vorgegangen und erfreute sich einer strafbaren Begünstigung durch die stille, feine, durchsaitete, holde Frau Agnes Sorma.

Also der Grund, weshalb diese drei Stücke Erfolg hatten, war bei jedem ein anderer. Der „Meister" kraft seines Gegenstands; der „Zapfenstreich" kraft seiner Technik; und der „Strom" trotz beidem. Jedenfalls soll man nicht auf das Drama schimpfen, sondern lieber auf die einzelnen Werke. Kerr.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Briefwechsel zwischen Friedrich Ritschl und Friedrich Nietzsche

Soviel über Nietzsche als *Philosophen* geschrieben und gesprochen wird, von dem *Philologen* Nietzsche redet man entweder gar nicht oder nur ganz nebenher: man liebt es — und zwar sowohl in den Kreisen der Verehrer und Freunde als in denen der Gegner — seine Zuwendung zur klassischen Philologie als eine Verirrung zu betrachten, von der er dann rasch zurückgekommen, oder meint wenigstens, daß ihn das philologische Studium und die philologische Berufstätigkeit nur eine Zeitlang und mehr äußerlich in Anspruch genommen habe.

Und doch kann man zu einem vollen Verständnis und einer gerechten Würdigung seiner philosophischen Ideen schwer gelangen, ohne ihn auch als Philologen genau zu kennen. An der attischen Tragödie sucht er sich selbst über das Wesen der Kunst klar zu werden, durch die eindringende Würdigung der älteren griechischen Philosophen orientiert er sich über Wert und Art der Philosophie überhaupt: seine ersten umfassenden philologischen Arbeiten sind zugleich die ersten, in denen sein philosophischer Genius sich regt. Die von ihm gewonnene Stellung zum Griechentum bildet dann, wie bekannt, einen entscheidenden Faktor in der ersten Periode seiner auf Reformation unsrer Kultur gerichteten Bestrebungen.

Aber seine von Anfang an tieferer Erfassung griechischer Poesie und Philosophie zugewandten philologischen Studien bilden nicht bloß eine notwendige *Vorbereitung* seines philosophischen Lebenswerkes. Noch auf der letzten und reifsten Stufe seiner philosophischen Entwicklung wirken Anschauungen von Theognis und namentlich von Herakleitos und den Pythagoräern, sowie den jüngeren Sophisten, kräftig nach, wie Raoul Richter überzeugend in seinem soeben erschienenen Buche „Friedrich Nietzsche; sein Leben und sein Werk" ausführt.

So verlohnte es sich wohl, den Philologen Nietzsche, der auch als Philosoph noch zuletzt von sich bekundete: „die Kenntnis der großen Griechen hat mich erzogen" (W. XIII S. 8), einmal eingehend als Denker, Forscher, Schriftsteller, Lehrer und

Erzieher zu schildern und man wird gewisse Grundtriebe und Grundzüge von Nietzsches Eigenart auch hier nicht verkennen können. Möglich daß auch hier das Wertvollste nicht in den einzelnen positiven Erkenntnissen liegt, die er neu gewonnen, wie z. B. in der von der Bedeutung des Dionysischen für das Verständnis der griechischen Psyche, sondern darin, daß er uns lehrt „Probleme zu sehen, wo wir sie bisher nicht sahen". Doch ist es für eine abschließende Würdigung Nietzsches als Philologen noch zu früh: das merkwürdige „Philosophenbuch" und die Gedanken und Entwürfe zu einer „unzeitgemäßen Betrachtung", die den Titel führen sollte „Wir Philologen", sind soeben erst durch die neue Auflage von Bd. IX und X der Werke in brauchbarer Gestalt geboten und wertvolle handschriftliche Aufzeichnungen über die Successionen der Philosophenschulen und griechische Literaturgeschichte sowie (von ihm selbst besonders wert gehaltene) Studien über griechische Metrik und Rhythmik harren noch der Veröffentlichung.

Einstweilen soll nur ein Kapitel dieser ganzen Betrachtungsreihe behandelt werden, zu dessen Förderung mir unpublizierte Materialien zu Gebote stehen: ich will das Verhältnis Nietzsches zu seinem philologischen Lehrer und Meister, dessen „berückende Beredsamkeit" ihn allein für die Philologie gewonnen haben soll, unter Veröffentlichung ihrer Korrespondenz mit einander schildern. Im ganzen wird es genügen die Aktenstücke selbst, versehen mit den nötigen Erläuterungen sprechen zu lassen: nur einige allgemeine Bemerkungen schicke ich voraus.

Persönlich bekannt war Nietzsche seinem Lehrer bereits in seinem ersten Semester (Winter 1864/5) geworden. Dem jungen Studenten, der sich für „Theologie und Philologie" hatte immatrikulieren lassen, hielt der gefeierte Begründer der „Bonner Philologenschule" gleich bei seinem ersten Besuche eine Rede über „Philologie und Theologie"; d. h. er richtete an ihn — wie er es in solchen Fällen liebte — eindringliche Vorstellungen des Sinnes, daß eine Kombination beider Studienkreise ohne Schaden auf die Dauer nicht mehr durchführbar sei. Nachdem sich Nietzsche das nächste Semester seiner eigensten Neigung gemäß bloß für Philologie hatte einschreiben lassen, bewarb er sich unter Einreichung einer bereits in Schulpforte begonnenen Abhandlung über das Simonideische Klagelied der Danae mit Erfolg um eine außerordentliche Stelle des philologischen Seminars, das in Bonn die eigentliche Palästra Ritschlscher Schulung bildete.

Und als Ritschl, durch amtliche Kränkungen aus der rheinischen Hochschule vertrieben, zum Herbst 1865 einem Ruf nach Leipzig zu folgen sich entschloß, so gab das auch bei Nietzsche, der hiervon direkt durch den Meister hörte, den Ausschlag zu Gunsten des schon anderweit erwogenen Planes, dort seine Studien fortzusetzen.

In Leipzig entwickelte sich das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler in raschem, dramatischem Verlauf, dessen Hauptmomente dank den anschaulichen Schilderungen Nietzsches selbst uns plastisch vor Augen stehen.

Erstes Bild aus dem Anfang des Wintersemesters 65/66 in der Aula der Universität. Ritschl schlendert unmittelbar vor Beginn der üblichen öffentlichen

Antrittsvorlesung umher, gewahrt unter den sich versammelnden Zuhörern plötzlich Nietzsche, winkt ihn herbei und plaudert mit ihm und andern sich rasch dazu gesellenden Getreuen, die ihm vom Rhein an die Pleiße nachgefolgt waren, auf das freundlichste und angeregteste, während sich der Saal bereits mit den akademischen Würdenträgern füllt.

Zweites Bild aus dem Ende November im Salon der Ritschlschen Wohnung (Lehmanns Garten). Ritschl sitzt im geladenen Kreise seiner Bonner Studentenkolonie und fordert sie mit seiner strahlenden Lebhaftigkeit auf, auch an dieser seiner neuen Wirkungsstätte einen Philologenverein zu gründen. Reiche akademische Erfahrung hatte ihm gelehrt, welche ungemeine pädagogische Bedeutung der gegenseitigen Einwirkung der Studierenden auf einander zukomme und daß solche Vereine zur Belebung des philologischen Geistes „allerherrlichstes Incitament" seien, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen.

Das feurige Wort zündete insbesondere in dem empfänglichen Geiste Nietzsches; mit drei anderen der Gäste nahm er sofort die Sache in die Hand: bereits den 4. Dezember fand die erste regelmäßige Vereinssitzung statt*). Und am 18. Januar hielt er selber vor diesem neu ins Leben gerufenen Verein einen Vortrag über die letzte Redaktion der Theognidea und erntete bei den Kommilitonen großen Beifall, durch den ermutigt er sein Manuskript Ritschl zur Prüfung überbrachte.

Drittes Bild aus Ende 66 in Ritschls Arbeitszimmer. Ritschl überrascht von der relativen Reife und Sicherheit der Kombination, wie sie dieser erste selbständige Versuch eines Studierenden des dritten Semesters zeigt, hält gegenüber dem Jünger, den er zu sich gerufen, mit lobender Anerkennung nicht zurück, die aus seinem Munde ebenso zu beglücken wie zu gesteigerter Tätigkeit anzuspornen pflegte; er rät mit warmen Worten die Arbeit weiter zu verfolgen und verspricht seine Beihilfe für Beschaffung neuer handschriftlicher Mittel, die für gewisse Punkte der Untersuchung förderlich erschien.

Damit ist ein näheres Verhältnis begründet, das sich bald zu einem regelmäßigen Verkehr auswuchs. Die Sprechstunde, die Ritschl alle Wochentage von 12—1 Uhr auf seinem Studierzimmer freizuhalten pflegte, sah Nietzsche von nun ab als einen der eifrigsten Besucher. Noch bei dem Rückblick, den er nach dem Tode des geliebten Lehrers in seinem Sorrenter Brief an die Witwe auf die Leipziger Zeit wirft, erscheint ihm das „fast tägliche Zusammensein" in lebendigster Erinnerung.

Wie rasch dieser Verkehr während der Studiensemester an persönlicher Wärme zunahm, zeigen briefliche Äußerungen Nietzsches an andere in ihrer chronologischen Abfolge. September 66 schreibt er: „Ritschl ist immer freundlicher gegen mich";

*) Beiläufig sei bemerkt, daß Nietzsche für das Aufblühen des Vereins, dessen erster Vorsitzender er wurde, andauernd, sogar noch über die Studienzeit hinaus sich auf das lebhafteste interessierte und noch heute von dem Verein als ἥρως κτίστης verehrt wird.

11. Oktober 66 erwähnt er unter den Glücksgaben seines Leipziger Aufenthalts mit an erster Stelle „die unverdiente Bevorzugung von Seiten Ritschls", ebenso Anfang November 67 „die Nähe eines liebenswerten Lehrers". Sehr schön spricht er sich an Freund Deussen am 4. April 67 in zusammenhängender Schilderung aus: „Du glaubst nicht, wie persönlich ich an Ritschl gekettet bin, so daß ich mich nicht losreißen kann und mag ... Du kannst nicht ahnen, wie dieser Mann für jeden einzelnen, den er lieb hat, denkt, sorgt und arbeitet, wie er meine Wünsche die ich oft kaum auszusprechen wage zu erfüllen weiß und wie wiederum sein Umgang so frei von jenem zopfigen Hochmut und jener vorsichtigen Zurückhaltung ist, die so vielen Gelehrten eigen ist".

Natürlich trat Nietzsche gleich in die „societas philologa" ein, die Ritschl bereits Neujahr 67 eröffnete, um ungehemmt durch bestehende Satzungen, wie sie im philologischen Seminar der Universität im Zusammenhang mit der dreiköpfigen Direktion bestanden, eine stete und gleichmäßige Schulung der Mitglieder nach seinem Ermessen, d. h. ganz nach der bewährten Art des Bonner Seminars in kritisch-exegetischen Übungen durchführen zu können. Die hier gelehrte „Methode", die dem Fernerstehenden wohl gar als eine Art Arcanum erschien, war nichts als die energische Zucht strafflogischen Denkens, gewissenhaft gründlichen Arbeitens, das auch das kleinste mit Sorgfalt behandelt, alles selbst prüft und nie mit bequemer Berufung auf Autoritäten sich beruhigt, sowie klarer und sauberer Darlegung der Ergebnisse in präziser Schlußfolgerung. Aber von einem Lehrergenie ersten Ranges ausgeübt, stellte sie nicht bloß die Schüler auf die eigenen Beine, sondern brachte vor allem den jugendlichen Geistern den heilsamen Zwang wohl geordneten Vorwärtsschreitens ohne Sprünge nach vorn oder zur Seite, zu denen gerade die reicher Begabten und mit produktiver Phantasie Ausgestatteten zu neigen pflegen. Und eben den Besten gegenüber zeigte sich hier Ritschl in unerbittlicher Strenge.

Auch Nietzsche wurde hier ordentlich vorgenommen und er selbst bekennt in dem interessanten Brief, den er von Wittekind aus an Frau Ritschl schrieb, welche Mühe es ihm gekostet, „ein wissenschaftliches Gesicht zu machen, um nüchterne Gedankenfolgen mit der nötigen Dezenz und alla breve niederzuschreiben", indem er mit dem glücklichen und für seine ganz anders gerichtete Geistesart überaus bezeichnenden Bilde schließt: „schließlich ging es mir wie dem Seemann, der auf dem Lande sich unsicherer fühlt als im bewegten Schiff".

Doch konnte niemand weiter davon entfernt sein als Ritschl, seinen Schülern für ihre wissenschaftlichen Untersuchungen eine bestimmte Marschroute vorschreiben zu wollen; im Gegenteil ließ er jeden, sobald er nur seine Füße richtig gebrauchen gelernt hatte, je nach seiner Neigung seines Weges ziehen, während er dem Unschlüssigen den für ihn geeigneten Platz anwies. Und gerade in der Wahl oder Abgrenzung der Themata gewährte er, der damals mit Recht als der größte „philologische Arbeitsgeber" galt, der Begabung des Schülers, seiner speziellen Richtung oder Vorliebe den weitesten Spielraum und pflegte jeden gesunden

Keim den er vorfand. Sehr richtig hebt schon der Student Nietzsche diese größte Lehrertugend Ritschls, die für die einzelnen Talente passenden Aufgaben zu finden, hervor. Wie hierin ein unermüdlicher Ratgeber, stand er jedem ernsthaften Arbeiter hilfreich zur Seite und sorgte mit großartigem Eifer für seine Schüler auch im weiteren Leben, wo er immer konnte.

Nietzsches Talent zu fördern war ihm eine besondere Freude. So hat er seine Theognisstudien mit tätigster Teilnahme von Anfang an bis zum Abschluß und zur Drucklegung des Aufsatzes im rheinischen Museum Bd. XXII (Weihnachten 66) verfolgt. Ebenso gab er seinen schon längere Zeit betriebenen Studien, die sich auf die Quellen der Philosophenbiographien des Diogenes Laertius bezogen, neuen Ansporn und kräftigen Anstoß zum vorläufigen Abschluß, indem er eine Preisaufgabe auf diese Frage richtete. Es ist nicht nötig auszuführen, wie Nietzsche auch nach Abschluß seiner Studienzeit unausgesetzt „die liebenswürdigsten Beweise von Ritschls Teilnahme und seinem Wohlwollen" erhielt; oder aufs neue zu schildern, wie er der vertrauensvollen Empfehlung seines Lehrers die Berufung als außerordentlicher Professor an die Baseler Universität zu einer Zeit verdankte, in der er noch nicht einmal sein Doktorexamen gemacht hatte.

Gewiß blieb diese „hilfreiche Gesinnung" Ritschls, deren er noch in dem Sorrenter Epilog gedachte, dem so zarten und dankbaren Herzen Nietzsches lebendig: aber das erklärt doch noch nicht die Stärke, ja Zärtlichkeit der Liebe, mit der Nietzsche an Ritschl hing und der er in den jetzt veröffentlichten Briefen immer neuen und warmen, nicht selten geradezu rührenden Ausdruck verleiht. Und wenn hier auch im tiefsten Grunde Kräfte walten, die ein Dritter nie mit Sicherheit definieren kann, so dürfen wir doch nicht unterlassen zu fragen: was war es denn, das Nietzsche so fest an Ritschl band?

War es wesentlich die Pietät des Schülers gegen den Lehrer, dem er seine geistige Existenz verdankt? Für viele Schüler Ritschls würde eine solche Erklärung zutreffen, aber bei der Selbständigkeit Nietzsches liegt die Sache doch wesentlich anders; denn auf die Grundrichtung seiner Studien hat Ritschls Lehre keinerlei Einfluß ausgeübt. Vielmehr floß wohl mancherlei zusammen, um einen so kräftigen Strom zu bilden, wie wir ihn jetzt verfolgen können.

Selbstverständlich hat Nietzschen wie jeden nicht ganz stumpfen Hörer das lebensprühende Naturell des gewaltigen Lehrers, dessen ganzes Wesen die helle Freude an wissenschaftlicher Forschung durchdrang, und seine unvergleichliche Vortragskunst gepackt und fortgerissen. Bei dem intimeren Verkehr wirkte dann unzweifelhaft in voller Stärke der Zauber der reichen, temperamentvollen, warmherzigen, ebenso teilnehmenden wie mitteilsamen Persönlichkeit Ritschls: denn diesem Zauber konnte sich niemand, dem er seine Liebe zuwendete, entziehen. Besonders sympathisch mochte gerade Nietzschen die naive, impulsive, bis zur Unvorsichtigkeit rückhaltslos sich gebende Art des berühmten Mannes berühren.

Schließlich — auch das darf man nicht unterschätzen — fand Nietzsche in Ritschl vielfach gerade das was er selber nicht hatte. Insbesondere imponierte ihm

auf dem Wissensgebiet, dem er sich zunächst zugewandt hatte, die freudige Sicherheit, mit der Ritschl in streng begrenztem Kreise sich bewegend, von Wert und Untrüglichkeit wissenschaftlicher, speziell philologisch-historischer Arbeit fest überzeugt jedem Problem das er anfaßte zu Leibe ging und die dunkelsten Aporien mit durchsichtiger Klarheit zu behandeln wußte. „Ritschl ist für mich der einzige Mensch, dessen Tadel ich gern höre, weil alle seine Urteile so gesund und kräftig, von solchem Takte für die Wahrheit sind, daß er eine Art wissenschaftlichen Gewissens für mich ist": so schrieb der jugendliche Nietzsche an Deussen im April 67 und doch begann er bereits damals den Wert philologischer Studien skeptisch in Zweifel zu ziehen.

Und als allmählich der Gegensatz der Natur Ritschls, die philosophischen Grübeleien und schwärmerischen Stimmungen ganz abgewandt war, zu seiner eigenen sich empfindlicher geltend machte, wurde Nietzsche immer wieder aufs neue gefesselt durch die zugleich hochherzige und überlegene Liberalität und Beweglichkeit, mit der Ritschl jede noch so verschieden geartete Kraft, wenn es nur eine Kraft war, gelten ließ, sogar „unbefangen freudig" gelten ließ.

Diese bei Gelehrten so seltene Tugend Nietzsche gegenüber zu üben wurde ihm freilich nicht schwer, da seinem pädagogischen Scharfblick dieses Schülers ganz ungewöhnliche Begabung nicht entgangen war, obwohl sie während der Studienzeit fast noch zu schlummern schien oder wenigstens in den bisher zu Tage geförderten Arbeiten sich noch sehr wenig verraten hatte, als er dem Baseler Vischer gegenüber nicht anstand, Nietzsche geradezu als ein „Genie" zu bezeichnen. Er mochte damals auf sich den schönen Spruch anwenden, den er selbst einmal so formulierte: „Das wahre Kennzeichen eines rechten Lehrers ist, daß er Schüler zieht, die besser sind als er selbst, und daß es ihm eine Freude ist solche zu haben".

Man wird sich nicht wundern, daß trotzdem dieser Freundschaft eine schwere Erschütterung nicht erspart blieb. Seit dem Bekanntwerden des Nietzsche-Rohdeschen Briefwechsels hat sich die Legende verbreitet, Nietzsche habe, als seine „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" bei Ritschl nicht die gehoffte Aufnahme fand, sich verletzt und zurückgestoßen gefühlt und sich von ihm innerlich abgewendet. Der Verlauf der Krisis ist doch wesentlich anders, großartiger, beider Teile würdiger; und die Sicherstellung des Sachverhalts, wie er aus dem unten veröffentlichten Briefwechsel sich ergibt und auch anderweit, namentlich durch die mir zu Gebote stehenden Tagebücher Ritschls aus jenen Jahren bestätigt wird, ist wichtig genug, um zum Schluß noch kurz beleuchtet zu werden.

Die jetzt feststehenden Tatsachen sind folgende. Das Urteil Ritschls über „die Geburt der Tragödie", von Nietzsche sehr bestimmt verlangt (wie er selbst schreibt „durch ungebärdiges Drängen provoziert"), war zwar in der Form überaus liebenswürdig und freundschaftlich und sachlich mit vornehmer Weitherzigkeit geschrieben, konstatierte aber doch in allen Hauptpunkten den entschiedensten Gegensatz der eigenen Überzeugungen. Trotzdem verrät die Aufnahme des Briefes bei Nietzsche nicht die geringste Spur von Verstimmtheit: im Gegenteil, er stellte Ritschls Brief sofort Rohde zu mit den Worten: „Soeben werde ich durch einen Brief Ritschls

sehr überrascht und im Grunde recht angenehm: er hat gegen mich nichts von seiner freundschaftlichen Milde verloren". An Ritschl selbst schickte er sechs Wochen später eine besonders herzliche und besonders zierlich gefaßte Geburtstagsgratulation; ja er vertraute so fest „auf seine Liebe zu ihm", daß er ihn um Vermittelung des Verlags der Rohdeschen Broschüre „Afterphilologie" bei Teubner anging und sprach dabei in lebhaften Worten seine Freude darüber aus, daß er im Hause Ritschl „noch ein so gutes und warmes Andenken habe". Ritschl beeilte sich diesen Wunsch zu erfüllen, schrieb am Tage nach Empfang des Briefes (29. Juni) an die Firma B. G. Teubner und erhielt von ihr am 1. Juli negativen Bescheid, den er bereits den nächsten Tag an Nietzsche weiter meldete. Dabei lehnte er, von der begreiflichen aber irrtümlichen Voraussetzung ausgehend, daß Rohdes Schriftchen den Charakter prinzipieller Feindschaft gegen die Philologie tragen werde, weitere persönliche Intervention beim Verleger ab und erklärte nochmals auf das freundschaftlichste aber bestimmteste seinen Dissensus gegenüber der Meinung, daß nur Kunst und Philosophie Lehrer der Menschheit seien. Sicherlich hat es Nietzsche sehr geschmerzt, daß sein verehrter Lehrer andauernd für die ganze neue Welt von Anschauungen, die ihm so beglückend aufgegangen war, gar kein Verständnis zeigte; aber der feste Glaube an Ritschls aufrichtige Zuneigung zu ihm blieb — wie er Rohden ausdrücklich versichert — auch jetzt unerschüttert.

So ging auch der briefliche Verkehr zwischen beiden ruhig fort. Ritschl ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne Nietzschen zu zeigen, daß die prinzipielle Meinungsverschiedenheit seine persönliche Freundschaft für ihn völlig unberührt lasse. Mehr noch: als er durch die Lektüre des Rohdeschen Sendschreibens, das er von Nietzsche am 9. November erhalten hatte, sich überzeugte, daß sein Charakter ein ganz anderer als der von ihm vorausgesetzte war, scheute er sich nicht seinen Irrtum tatsächlich zu revozieren durch einen warmen Glückwunsch, den er dem „tapferen Dioskurenpaare" sandte. Andrerseits trug das Schreiben, das Nietzsche am 12. August auf einen literarischen Anlaß hin, an Ritschl richtete, den Charakter der alten Vertraulichkeit, wenngleich die Annahme von der polemischen Tendenz des Rohdeschen Aufsatzes ruhig zurückgewiesen wurde. Auch der übliche Besuch bei dem alten Lehrer zur Neujahrswende wurde ausgeführt. Endlich gibt aus dem nächsten Jahre (73) Ritschls Tagebuch noch am 13. Mai und 21. August Briefe von Nietzsche an, auf deren ersten die Antwort schon den nächsten Tag erfolgt: leider sind jedoch diese drei Briefe bisher nicht wieder aufgetaucht.

Verhängnisvoll wurde erst der Besuch Nietzsches am 30. Dezember 73. An diesem Tage notiert das Ritschlsche Tagebuch: „9 Uhr Besuch von Nietzsche voll prinzipieller Streitunterhaltung". Auch wenn nicht die Berichte an Rohde und an v. Gersdorff vorlägen, würden wir wissen, daß diese lebhaften Auseinandersetzungen die Wagnerschen Welt- und Lebensanschauungen und namentlich Wagners eigene Kunst betrafen. Der Gesamteindruck der Unterhaltung war für Nietzsche „schmerzlich und hoffnungslos" und jetzt geriet sein Verhältnis zu Ritschl wirklich ins Schwanken, mindestens ins Stocken.

Wir sehen also: obwohl die eigenen umgestaltenden Ideen, von denen Nietzsche so ganz erfüllt war, bei Ritschl gar keinen Anklang fanden, blieb Nietzsches Freundschaftsvertrauen ebenso fest, wie das Ritschls; aber als er sich überzeugen mußte, daß man alle seine jetzigen Ideale, auch das Kunstwerk seines Heros Richard Wagner überhaupt nicht gelten ließ, da verzweifelte er und — verstummte.

Zwei ganze Jahre, für ihn selbst eine Zeit voll innerer Kämpfe und Wandlungen, schwieg er gegen Ritschl: in dessen zuverlässigem Tagebuch fehlt 1874 und 75 jede Notiz über einen Brief Nietzsches. Erst als der nach Wahrheit Strebende immer mehr zu einer neuen, der Wagnerschen entgegengesetzten, positivistischen Weltanschauung sich durchrang, war er innerlich wieder so weit gekommen, daß er mit dem einstigen Lehrer auf dem alten Fuß verkehren konnte und ihm schreiben durfte, wie er es am 12. Januar 1876 tat: „Glauben Sie ja, daß ich zu Ihnen ... stehe wie ehemals, in derselben Liebe und Dankbarkeit, auch wenn ich schweige". Diese Worte und der schwungvolle Epitaphios, den er aus Sorrent auf den heimgegangenen Meister hielt, bilden die, alle Dissonanzen auflösenden Schlußakkorde des schönen und wahrhaft seltenen Verhältnisses.

Dabei versteht sich, daß man den vollen Eindruck von dem ganzen Verlauf der Katastrophe in allen ihren, zum Teil höchstinteressanten Einzelheiten lediglich gewinnen kann, wenn man die gesamten Briefe selbst, auf die diese Zeilen ja nur hinweisen wollen, in ihrem Zusammenhang auf sich wirken läßt.

Die folgenden Briefe sind mit einigen Auslassungen wiedergegeben, dreizehn Briefe wurden ganz ausgeschaltet. Die vollständige Ausgabe wird später in Buchform erfolgen.

Curt Wachsmuth.

Nietzsche an Ritschl

Naumburg 25. Okt. 1867.

Hochverehrter Herr Geheimrat,

Durch einen raschen Griff des Schicksals bin ich außer Stand gesetzt, Ende dieses Monates in Leipzig zu erscheinen; womit zugleich auch meine Promotion in das weite Feld geschoben wird. Was ich nämlich nie erwartet habe, hat sich im Umlauf weniger Tage entschieden; ich bin trotz meiner Kurzsichtigkeit dem Kriegsgotte verfallen und habe jetzt den ganzen Tag vom Grauen des Morgens an bis in die späte Abendstunde bald in den Pferdeställen, bald in der Reitbahn, bald in der Kaserne, bald am Geschütz stark und anstrengend zu arbeiten. Das ist freilich eine neue fremde Speise, deren Bissen mir manchmal zwischen den Zähnen, hängen bleiben: besonders wenn ich an die Mahlzeiten gedenke, die ich am Tische der Philologie einzunehmen gewohnt war. Wenn ich aber an diese denke, so fühle ich auch, wem ich alle Zeit den wärmsten Dank und die herzlichste Verehrung

schulde, wessen Vorbild mich für immer auf jener Bahn festhält, von der mich gegenwärtig Unteroffiziere und gezogene Geschütze verscheuchen wollen.

Es versteht sich also, daß ich die index-Abfassung*), sobald die ersten schwersten Wochen überwunden sind, mit Freuden wieder in die Hand nehmen werde; zu welchem Behufe ich das Museumexemplar gern in Naumburg sehen würde, da ich auf die Dauer das der Domschule angehörige nicht zurückhalten kann noch darf.

So kann ich heute nur mit dem Wunsche schließen, daß Sie sich so wohl, heiter und kräftig fühlen mögen, als ich Sie nach meinem ersten Plane in Leipzig persönlich zu finden hoffte. Jetzt ist es mir leider durch die harte Ungunst des Mavors, richtiger durch die *ἄχαριν χάριν* desselben, auf längere Zeit versagt, das Antlitz des Mannes zu sehen, als dessen Schüler ich mich ergebenst zeichne

Friedrich Nietzsche, Kanonier.

Ritschl an Nietzsche

Leipzig, 7/11 67.

Mein lieber Herr Kanonier,

ich wollte, ich könnte Sie anders anreden! „Da's aber nicht kann sein", so halten Sie sich nur an das levius fit patientia, quicquid corrigere est nefas**), als zwar leidigen aber dennoch hülfreichen Trost. Und vor allem bedenken Sie, daß Sie aus guten Gründen, doch mehr als mancher andere in der Lage sind, ein junges Jahr in die Schanze zu schlagen, wenn es denn einmal sein muß, ohne an Ihrer wissenschaftlichen Entwickelung eine allzufühlbare Einbuße zu leiden. Sie werden den etwaigen Verlust bald genug wieder einbringen.

Ob und wann Sie, zwischen Pferdestall, Reitbahn, Kaserne, an den Museumsindex kommen, soll mich wundern zu erfahren mit der Zeit. Mittlerweile habe ich — schon vor Wochen — dem hiesigen Kommissionär Sauerländers Ordre gegeben, Ihnen das von letzterem bewilligte vollständige Museums-Exemplar nach Naumburg zu schicken. Sowohl diese Sendung als auch eine Anweisung auf das Honorar für Ihren Theognis-Aufsatz***), die ich Ihnen direkt zugeschickt, werden ja wohl richtig in Ihre Hände gelangt sein.

Unterdeß sind Sie nun hier, wie recht und billig, gekrönt worden†). Ihre Freunde werden Ihnen das Programm, worin das Facultätsurtheil p. 22 abgedruckt ist, zugeschickt haben ohne Zweifel. Glauben Sie aber ja nicht, daß

*) Es handelt sich um die von Nietzsche freiwillig und mit einiger Vorliebe übernommene Anfertigung des Registers zu Band I—XXIV des Rheinischen Museums: die freudige Hoffnung, der hier Ausdruck gegeben wird, erfüllte sich nicht. Vielmehr sollte die Angelegenheit, von der auch in diesen Briefen noch sehr oft die Rede ist, sich bis 1871 hinschleppen.

**) Worte des Horaz Od. I 24, 20. 21.

***) Im Rhein. Museum XXII, S. 161 ff.

†) Als Verfasser der von Ritschl gestellten Preisarbeit „de fontibus Diogenis Laertii".

dieser Wortlaut von mir ist; ich hatte vielmehr die auf anliegendem Blatt verzeichnete Fassung vorgeschlagen. Aber fabelhafter Weise läßt man hier das iudicium nicht von dem abfassen, der die Aufgabe gestellt und censirt hat, — selbst wenn er, wie in diesem Falle, selbst lateinisch zu schreiben gelernt hat, — sondern von dem officiellen Programmatarius der Universität! Dieser würde nun zwar vorliegenden Falles, auf meinen speciellen Wunsch, wohl meine Fassung aufgenommen haben; als ich sie ihm aber mehrere Tage vor dem 31. Oct.*) zuschickte, ließ er mir zurücksagen, es sei nun zu spät, weil das ganze Programm schon im voraus gedruckt sei!!! — Was sonst noch an Äußerungen über Ihre Arbeit vorgekommen, eignet sich mehr zu mündlicher Mittheilung.

Was aber soll nun mit Ihrer Abhandlung werden? Wollen Sie Jahr und Tag hingehen lassen, ohne etwas ins Publicum zu bringen? und sich möglicher Weise wichtige Resultate vorweg nehmen lassen? Oder sich frisch und kurz entschließen, sie gleich drucken zu lassen? In diesem Falle stände Ihnen natürlich das Rhein. Museum jederzeit offen.

Mit den wärmsten Wünschen für einen leidlich erträglichen Kriegsdienst
in treuer Gesinnung Ihr F. Ritschl.

Nietzsche an Ritschl

Naumburg 1. Dezember 1867.

Hochverehrter Herr Geheimrath,

Täglich vom Anbruch des Morgens bis in die Winterabende hinein mit einfältigen Rekruten langsamen Schritt üben oder über Satteln und Honneurmachen belehrt zu werden, stumpft in seinem ewigen Einerlei so den Kopf ab, daß man für ein gutes Glas Wein und eine fröhliche Nachricht empfänglicher als je wird. Und eine fröhliche Nachricht war es, die ich Ihrem letzten Briefe verdanke, fröhlich wie keine in der letzten Zeit. Insbesondre hat das mitgeschickte iudicium mich über manche schwere Stunde der Gegenwart hinweggehoben: denn es kam wie aus meiner wahren Welt herüber und rief mir ins Gedächtnis, daß meine augenblickliche Existenz nur ein Intermezzo und ohne wesentliche Bedeutung für Leben und Lebensaufgabe sei.

Daß diese zeitweilige Existenz aber langgehegte Pläne schonungslos durchkreuze, merke ich auch wieder bei dieser besondren Gelegenheit. Sollte ich Ihnen nicht schon einmal mitgetheilt haben, daß über das ganze Gebiet der Suidasfragen ich mich mit Dr. Volkmann in Schulpforte so weit geeinigt habe, daß wir daran dachten, unitis viribus ein diesen Fragen gewidmetes Buch zu machen... Daraus kann jetzt nichts werden. Vielmehr ist augenblicklich nur das Eine an der Stelle, was Sie gefälliger Weise mir auch vorschlagen: der Aufsatz erscheint baldigst im rheinischen Museum; als welches auch einer etwaigen Abhandlung Volkmanns sicherlich gern seine Spalten öffnen wird.

*) D. h. dem Reformationsfest, an dem an der Universität Rektoratswechsel stattfindet und der abtretende Rektor die Lösung der Preisaufgaben verkündet.

Freilich muß nun das gelehrte Publikum mit meiner Arbeit, so wie sie ist, fürlieb nehmen d. h. mit einem Entwurfe, der zwar den Gang der Hauptgedanken deutlich giebt, aber eine Menge Einzelbelege und sonstige Füllstücke bei Seite liegen läßt. Denn ich bin selbst mit jenem Satze des akademischen Urtheils, so schmeichelhaft er auch klingt, sehr wenig einverstanden: vix quidquam reliquerit in ea quaestione, quod aut addi aut demi posse videretur. Addere könnte ich viel, kann aber bei meiner augenblicklichen Lage gar nichts. Was aber das demere betrifft, so bitte ich darum, daß mir mein Manuskript, bevor es in die Druckerei wandert, noch einmal zugeschickt werde. Uebrigens würde ich gern einige Andeutungen hören, ob vielleicht die eingestreuten polemischen Urtheile den Worten nach etwas zu mildern sind oder stehen bleiben können. Man gestattet sich im lateinischen Ausdruck nach leidiger Philologenmanier leicht ein derberes Wort als nöthig ist.

Das ist es, hochverehrter Herr Geheimrath, was ich Ihnen heute zu schreiben habe: denn wozu das noch hinzufügen, was sich von selbst versteht und was den Grundbaß zu allem bildet, das Ihnen zu sagen und zu schreiben hat

Ihr getreuer und dankbarer Friedrich Nietzsche.

Ritschl an Nietzsche

L(eipzig) 6/12. 67.

Hier, Lieber, Ihr Manuskript! Daß Sie einige persönliche Schärfen mildern wollen, kann ganz zweckmäßig sein; machen Sie mir dergleichen mit einem Bleistiftstrich am Rande bemerklich, damit ich mir das vor dem Druck auch noch einmal ansehe. Denn jetzt beeile ich mich nur mit der Absendung des eben Empfangenen, ohne nochmals durchzulesen. Im Anfang wäre wohl eine Note nicht übel, die den äußeren Anlaß der Arbeit erwähnte und das Hinderniß andeutete, welches sich eingreifender Revision (resp. Umarbeitung) entgegenstellt, event. mit Hinweisung auf curas posteriores [oder cura posteriora, wie der alte Ziethen sagte], wenn felieiora tempora eingetreten sein würden. Zu den wenigen Zeilen dieser Art läßt Ihnen doch wohl Pferdestall und Exercierplatz noch die Muße. Mit einem Gruß, dessen Wärme in umgekehrtem Verhältniß zu der Tagestemperatur steht,

Ihr F. R.

Nietzsche an Ritschl

Naumburg am 29. Dec. 1867.

Hochverehrter Herr Geheimrath,

Sie werden Sich wiederholt gefragt haben, warum ich das Laertius-Manuskript so lange in Naumburg zurückhalte. Hier meine Antwort darauf: es ist sogleich, als es durch Ihre Güte in meine Hände gelangte, an Dr. Volkmann nach Pforte adressirt worden, von dem es noch nicht wieder zurückgekommen ist. Ein paar Wochen aber nach Weihnachten wird es, begleitet von einem kleinen Aufsatze Volkmanns, seine Rückreise nach Leipzig antreten, um dort Ihrem Willen gehorsam zu sein.

... ich habe Volkmann gebeten, jenen Aufsatz zu schreiben und ihm aus freien

Stücken versprochen, meine Abhandlung nicht eher fortzuschicken als bis die seinige — die wie er meint etwa 16 Druckseiten füllen wird — fertig und zum Absenden bereit ist. Das Weitere liegt dann in Ihren Händen, die manchen anderen und schwierigeren Knoten entwirrt haben, als diesen, den freundschaftliche Rücksicht und ein bischen Ehrgeiz geknüpft haben. —

So läuft das alte Jahr zum Schluß, ein Jahr, dessen beste Stunden und Tage für mich immer in Beziehung zu Ihrem Namen stehn. Mag das fröhliche Gestirn dieses Namens auch fürderhin noch lange leuchten, zur Freude der philologischen Arbeiter, denen es Fruchtbarkeit ihrer Aecker und Gelingen ihrer mühevollen Bestrebungen verbürgt.

In treuer Verehrung und Dankbarkeit und mit den besten Neujahrswünschen

Friedrich Nietzsche.

Nietzsche an Ritschl

Naumburg Donnerstag 13. Febr. 1868.

Hochverehrter Herr Geheimrath,

Diesmal habe ich recht lange und dazu recht unnützer Weise warten lassen und warten müssen; und schließlich nach diesem langen Zeitraume kommt nicht einmal die versprochene Volkmannsche Abhandlung in Ihre Hände. Es ist mein Trost, daß außer mir niemand einen Schaden von diesem langweiligen Zaudern hat: aber ich brauche auch nicht zu verschweigen, daß ich keine Schuld daran habe.

Genug, Freund Volkmann will nicht mehr, daß ich auf ihn warte, da er noch lange nicht mit seinem Aufsatze fertig ist. Offenbar hat er sich arg in der Zeit verrechnet: doch das darf man einem preußischen, speciell einem pförtnerischen Schulmann nicht übel nehmen.

Während dieser ganzen Zeit ist auch mein Laertianum draußen in Pforte gewesen: seit gestern habe ich das Ding ein paar Mal durchgelesen und durchcorrigiert, so weit mir Ihre vortrefflichen Censurstrichlein dazu Anleitung gaben.

Eine Vorrede, hochverehrter Herr Geheimrath, habe ich nicht geschrieben und bitte Sie deshalb um Verzeihung. Erstens wollte ich nicht gleich auf der ersten Seite dem Publikum gestehen, daß dies eine prämiierte Arbeit ist: wodurch die Stellung des betreffenden Publikums zu dem unscheinbaren opus sogleich verändert wird und alle möglichen persönlichen Rücksichten, Neigungen und Abneigungen bei dem Leser aufzutauchen pflegen. Noch weniger aber habe ich Lust sogleich selber auszusprechen, was an der Arbeit mangelhaft sei und einer weiteren Ausführung bedürfe: was dann für Gründe einer Umarbeitung augenblicklich entgegenstehen. Es drängt mich ja niemand, daß das Werkchen jetzt schon öffentlich werde: warum sollte es nicht noch ein Jahr liegen und der Verbesserung entgegenreifen? Wenn ich trotzdem selber froh bin, daß es nun bald gedruckt wird, so liegt das in Gründen, mit denen das Publikum gar nichts zu thun hat. Vor allem habe ich dadurch wieder eine Arbeit vom Gewissen und darf mich wieder frei nach andern schönen Dingen umsehen u. s. w. Wenn ich später einmal genöthigt sein werde Nachträge zu schreiben, so ist das eine Gelegenheit, mich

über Ursprung, nächsten Zweck der Arbeit und andre persönliche Dinge auszulassen.

Wenn ich zum Schluß noch erwähne, daß ich den ganzen Tag von Morgen bis Abend durch meine militärischen Aufgaben und Dienstleistungen beschäftigt bin, so geschieht es nur, um einen neidischen Blick auf jene Zeit zu werfen, wo es mir öfter freistand, eine behagliche Mittagsstunde mit Ihnen durchzusprechen und dabei meine Wünsche und Absichten Ihnen auszubreiten: während jetzt mir nur vergönnt ist, mit kalter Tinte auf kaltes Papier zu schreiben, daß ich in warmer Verehrung verharre Ihr treuer Schüler Friedrich Nietzsche.

Nietzsche an Ritschl

Naumburg 29. April 1868.

Hochverehrter Herr Geheimrath,

Ob Freund Windisch Ihnen schon erzählt hat, daß ich längere Zeit erheblich krank gewesen bin und daß ich auch jetzt noch der vollständigen Genesung entgegenharre, weiß ich nicht, doch wünsche ich es. Ich habe nämlich so lange nichts von mir hören lassen, daß ich mich diesmal ausdrücklich entschuldigen muß: nur deßhalb erwähne ich die fatale Krankheit, die als Folge der Zerreißung zweier Brustmuskeln*) mir auf längere Zeit alles Schreiben untersagt hat. Ich war so sehr heruntergekommen, daß ich allmählich erst wieder gehen lernen mußte. Auch jetzt ist die eiternde Wunde am Brustbein noch offen, auch jetzt d. h. nach 8 Wochen.

Heute bringe ich Ihnen, so zu sagen, eine Art Epilog zu meiner Laertiusarbeit, ein Aufsätzchen, das sich ein Winkelchen des rhein. Mus. ausbittet, und dem ich Hoffnung gemacht habe, daß es nicht umsonst bittet.

Hochachtungsvollst Friedr. Nietzsche

Gefreiter der 2. reit. Batt. des Magdeb. Feldart.-reg. Nr. 4.

Ritschl an Nietzsche

Leipzig 1. Mai 1868.

Mein sehr lieber Herr Nietzsche,

Endlich doch einmal zuverlässige Kunde von Ihrem Ergehen, um das ich schon so lange in theilnehmendster Sorge gewesen bin, ohne zu einer einigermaßen befriedigenden Auskunft gelangen zu können. Erst neulich gab ich dem Dr. Blaß**) den bestimmtesten Auftrag, Sie selbst persönlich aufzusuchen und mir sogleich zu berichten: vergeblich. Dann hieß es, Sie seien in Berlin, wo ich Sie gar nicht zu erreichen wußte. Herzlichen Dank also für Ihren Brief, der mir doch Gewißheit giebt. Leider freilich eine recht traurige, die ich tief beklage; aber nach den düstern Gerüchten, die hierher drangen, hätte Ihr Zustand noch schlimmer sein können, so daß, was Sie schreiben, dennoch eine Beruhigung gewährt. Langsam wird es ja

*) Bei einem mißlungenen Sprung auf's Pferd Anfang März.

**) Friedr. Wilh. Blaß, damals Lehrer am Domgymnasium in Naumburg; jetzt Universitätsprofessor in Halle.

freilich vorwärtsgehen, wie es ja leider schon bisher gegangen ist; aber daß schließlich Ihre ungeschwächte Jugendkraft den vollständigen Sieg davontragen wird, an dieser sichern Aussicht dürfen Sie und dürfen wir doch mit vollem Vertrauen festhalten. Hoffentlich hat der böse Unfall wenigstens das Gute in seinem Gefolge, daß nun Ihre Dienstzeit abgekürzt, mindestens sehr erleichtert werden wird.

Daß Ihr geistiges Leben unter den leiblichen Misèren nicht gelitten hat, sehe ich zu meiner Freude. Ihr Hesychianum geht noch heute nach Bonn ab, wo das Laertianum entweder in diesem Augenblick schon unter den Händen des Setzers oder doch schon in der Druckerei ist.

Leben Sie wohl, im prägnantesten Sinne des Wortes, so wohl als Sie können, und lassen bald von Besserungsfortschritten hören.

Treugesinnt Ihr F. Ritschl.

Nietzsche an Ritschl

Naumburg d. 12. Mai 1868.

Hochverehrter Herr Geheimrath,

Die beste Arzenei bleibt doch ein guter und theilnahmevoller Brief: was ist Pflaster und Salbe gegen das stärkende Gefühl des Wohlbehagens, wie es z. B. Ihre gütigen Zeilen in mir hervorriefen? Und so nehmen Sie denn diesmal meinen besonderen Dank für diesen quasi-ärztlichen Beistand, ja für eine momentane *κάθαρσις τῶν παθημάτων*.*)

Uebrigens sind diese *παθήματα* langwierig und langweilig: bei diesem vollkommnen Frühlingswetter sehne ich mich nach meinem Pferde und dem soldatischen Dienste, aber die Wunde thut mir nicht den Gefallen, sich zu schließen.

Was man bei solcher unfreiwilliger (wenn auch nicht ganz unwillkommener) Muße anfängt, davon bekommen Sie heute wieder einen Beweis. Es hat mir seit meiner Schulzeit jenes schöne Danaelied des Simonides**) wie eine unvergeßliche Melodie im Kopfe gelegen; was kann man also bei solchem Maiwetter thun, als etwas „lyrisch" zu werden? (Wenn Sie nur nicht gar diesmal auch eine „lyrische" Conjektur in meinem Hefte entdecken!)

Die Danae ist beiläufig ein bescheidenes Kind: in ihrem Kasten sitzend, ist sie nicht an große Räumlichkeiten gewöhnt und bittet deshalb für sich nur um etwa 11—12 Seiten Ihres Museums. Auch kann sie warten. —

In treuer Verehrung Friedrich Nietzsche.

*) Das Bild ist entlehnt von der Aristotelischen Definition der Tragödie (Poet. 6, 2) mit Anspielung auf die von Jak. Bernays vertretene medizinische Erklärung.

**) Erhalten bei Dionysios Halik., de compos. verb. 26, ein Hauptstück der griechischen Lyrik. Nietzsche hatte bereits Sommer 65 bei der Bewerbung um eine außerordentliche Stelle im Bonner philologischen Seminar eine Danae-Arbeit abgegeben: s. Br. I 3 S. 14.

Nietzsche an Ritschl

Naumburg am 26. Mai 1868.

Hochverehrter Herr Geheimrath,

Was Himmel, werden Sie heute sagen, soll das dicke Manuskript? Eine üble Angewohnheit des jungen Mannes, keinen Brief ohne solch einen Begleiter abschicken zu können! — Und doch würde ich mich sehr betrüben, wenn die mitfolgende Arbeit auch nur einen einzigen mißgünstigen Blick deshalb abbekäme, weil ich gerade der Absender bin. In der That ist der Verfasser derselben ganz unschuldig daran, daß ich neuerdings Sie mit meinen Manuskripten bombardiere — was Sie vielleicht dem depravierenden Einflusse des Feldartilleriedienstes zuzuschreiben haben. Diesmal sind Verfasser und Absender verschiedene Personen: und gerade dem Ersteren wünsche ich für seine litterarische Schifffahrt die günstigsten Winde und die freundlichsten Sonnenblicke. Das beiliegende Blatt wird Ihnen den Namen des Bekannten-Unbekannten verrathen: auf den übrigens Horaz anspielt, wenn er sagt hic Rhodus, hic salta.*)

Ich selbst habe heute nur zweierlei noch auf dem Herzen. Zuerst habe ich meine Dankbarkeit Ihnen auszudrücken für die fabelhafte Geschwindigkeit, mit der Sie die Danae unter Dach und Fach gebracht haben. Zu zweit bin ich Ihnen einen Bericht über meine Gesundheit schuldig: und ich möchte wohl über diesen Punkt etwas Besseres schreiben dürfen, als ich darf. Die Wunde am Brustbein ist immer noch offen, und die Eiterung hat auch angefangen den Knochen zu infiltriren, so daß neulich zu meinem Erstaunen ein Stück meines Gebeines, ein Knöchelchen, zum Vorschein kam. Nun beschieße ich die innere Eiterungshöhle eifrig mit Kamillenthee und Höllensteinauflösung, bade auch wöchentlich dreimal in warmem Wasser. Mitunter geht mir etwas die Geduld aus; im Ganzen aber hält mich eine starke philologische und philosophische Beschäftigung stramm und aufrecht. Auch vertröste ich mich mit der Zukunft, z. B. mit der Aussicht auf eine Pariser Reise, die ich im nächsten Jahre antreten will.**) Oder ich denke an die schöne Zeit, die mir hoffentlich der Herbst bringt, eine Zeit, in der es mir vergönnt sein wird, wieder in der Nähe des Mannes zu leben, als dessen treuen Anhänger sich unterschreibt

Friedrich Nietzsche.

Nietzsche an Frau Sophie Ritschl

[Wittekind, Anfang Juli 1868.]

Hochverehrte Frau Geheimräthin,

auch wenn ich das entliehene Buch***) nicht zurückzuschicken hätte, würden Sie doch

*) Es handelt sich um ein Manuskript Rohdes, enthaltend einen Aufsatz über Lukians *Λούκιος ἢ ὄνος* und sein Verhältnis zu Lucius von Paträ und den Metamorphosen des Apuleius.

**) Der Plan einer gemeinschaftlichen Reise nach Paris wurde zwischen Nietzsche und Rohde damals eifrig besprochen; er scheiterte infolge der Berufung Nietzsches nach Basel.

***) Briefe über Musik an eine Freundin von Louis Ehlert.

heute einen Brief von mir bekommen haben. Denn allzusehr hat mich dieser letzte Sonntag verpflichtet, ein Tag von solcher Anmuth und Sonne, daß die Erinnerung an ihn das Beste ist, was ich aus Leipzig mit in mein einsames Bad gebracht habe. Wenn Sie aber einmal, ich weiß nicht durch welchen Genius geleitet, mir Ihre auszeichnende Theilnahme geschenkt haben, so müssen Sie auch geduldig die Folgen tragen, deren erste dieser heutige Brief sein mag.

Vorgestern Mittag bin ich in dem anmaßlichen Badedorf, das sich Wittekind nennt,*) eingetroffen; es regnete stark, und die Fahnen, die man zum Brunnenfeste aufgesteckt hatte, hingen schlaff und schmutzig herab. Mein Wirth, ein unzweideutiger Gauner mit blauer undurchsichtiger Brille, kam mir entgegen und führte mich in das vor 6 Tagen gemiethete Logis, das bis auf ein völlig verschimmeltes Sopha öde war wie ein Gefängniß. Alsbald wurde mir auch deutlich, daß derselbe Wirth für zwei Häuser voller Gäste, also vielleicht für 20—40 Personen, nur ein Dienstmädchen im Sold habe. Die nächste Stunde brachte mir schon einen Besuch, aber einen so unangenehmen, daß ich ihn nur durch energische Höflichkeit von mir abschütteln konnte. Kurz die ganze Atmosphäre, in die ich trat, war frostig, regnerisch und verdrießlich.

Gestern habe ich etwas die Natur und die Menschheit des Ortes recognoscirt. Bei Tisch wurde mir das Glück zu Theil, in der Nähe eines taubstummen Herrn und einiger wunderbar geformten Frauengestalten zu sitzen. Die Gegend scheint nicht übel; aber vor Regen und Feuchtigkeit kann man keinen Schritt vorwärtsgehen und sehen. Volkmann hat mich besucht und mir die hiesigen Bäder verordnet, im Uebrigen eine Operation in nahe Aussicht gestellt. —

Wie danke ich Ihnen, daß Sie mir das Buch Ehlerts mitgaben, ein Buch, das ich am ersten Abend, bei kläglicher Beleuchtung, auf dem Schimmelsopha las und mit Vergnügen und innerer Erwärmung las. Böse Menschen könnten sagen, daß das Buch aufgeregt und schlecht geschrieben sei. Aber das Buch eines Musikers ist eben nicht das Buch eines Augenmenschen; im Grunde ist es Musik, die zufällig nicht mit Noten, sondern mit Worten geschrieben ist. Ein Maler muß die peinlichste Empfindung bei diesem Bilderträdel haben, der ohne jede Methode zusammengeschleppt ist. Aber ich habe leider Neigung für das pariser Feuilleton, für Heines Reisebilder u. s. w. und esse ein Ragout lieber als einen Rinderbraten. Was hat es mich für Mühe gekostet, ein wissenschaftliches Gesicht zu machen um nüchterne Gedankenfolgen mit der nöthigen Dezenz und alla breve niederzuschreiben. Davon weiß Ihr Herr Gemahl auch ein Lied zu singen (nicht nach der Melodie**) „Ach lieber Franz, noch" u. s. w.), der sich sehr über den völligen

*) Bad Wittekind (bei Halle a|Saale), wo Nietzsche auf Rat des Chirurgen Volkmann, den er am 25. Juni konsultiert hatte, die Wunde, die er sich beim Sturz vom Pferde zugezogen, ausheilte.

**) Ein Lied, das Ritschl, wenn er in heitrer Laune war, in Erinnerung an seine Jugend gern sang („Ach lieber Franz, noch einen Tanz" u. s. w.)

Mangel an „Stil" gewundert hat. Schließlich ging es mir wie dem Seemann, der auf dem Lande sich unsicherer fühlt als im bewegten Schiff. Vielleicht finde ich aber einmal einen philologischen Stoff, der sich musikalisch behandeln läßt, und dann werde ich stammeln wie ein Säugling und Bilder häufen wie ein Barbar, der vor einem antiken Venuskopfe einschläft, und trotz der „blühenden Eile"*) der Darstellung — Recht haben.**)

Und Recht hat Ehlert fast allerwärts. Aber vielen Menschen ist die Wahrheit in dieser Harlekinjacke unkenntlich. Uns nicht, die wir kein Blatt dieses Lebens für so ernst halten, in das wir nicht den Scherz als flüchtige Arabeske hineinzeichnen dürften. Und welcher Gott darf sich wundern, wenn wir uns gelegentlich wie Satyrn geberden und ein Leben parodiren, das immer so ernst und pathetisch blickt und den Kothurn am Fuße trägt?

Daß es mir doch nicht gelingt, meine Neigung zum Mißklang vor Ihnen zu bergen! Nicht wahr, Sie haben davon schon eine erschreckliche Probe? Hier haben Sie die zweite. Die Pferdefüße Wagners und Schopenhauers lassen sich schlecht verstecken. Doch ich werde mich bessern. Und wenn Sie mir wieder einmal etwas zu spielen erlauben sollten, so werde ich meine Erinnerung an den schönen Sonntag in Töne formen und Sie sollen hören, wie Sie es heute lesen, wie hoch diese Erinnerung gilt

einem schlechten Musikanten u. s. w. Friedrich Nietzsche.

Ritschl an Nietzsche

Leipzig, 30. Juli 1868.

Lieber Herr Nietzsche,

Hoffentlich haben Sie sowohl das Altenburger Musikfest***) als die Wittekinder Badecur glücklich verdaut, haben die alten bösen Leiden tapfer überwunden, und dürfen demnächst Ihrer gänzlichen Befreiung aus den Fesseln des Ares froh entgegensehen.

Bei dem letzten Male, als wir in Leipzig uns wiedersahen, haben wir beide vergessen eine geschäftliche Angelegenheit zu besprechen, die doch allgemach anfängt uns näher auf den Leib zu rücken. Sie hatten sich früher erboten zur Anfertigung von Registern über die 24 (resp. bis jetzt 23) Jahrgänge des Neuen Rheinischen Museums. Da kam zuerst Ihre unerwartete militärische Laufbahn dazwischen. Dann noch obendrein Ihre unglückliche Krankheit. Nun aber, nach der bevorstehenden Ueberwindung dieser Zwischenfälle, haben Sie, wie es scheint (nämlich nach Ihren eigenen Aeußerungen scheint), so verschiedenartige und weitgreifende anderweitige Pläne in Aussicht genommen, daß ich mir sehr wohl denken kann,

*) Eine Wendung aus dem bilderreichen Büchlein Ehlerts.

**) Das sieht ganz aus wie das erste Aufdämmern der Gedanken, die Nietzsche zuerst in dem Baseler Vortrag Januar 1870 skizzierte, dann ausführlich in der „Geburt der Tragödie" 1871 darlegte.

***) Die Tonkünstlerversammlung in Altenburg fand den 19.—23. Juli 68 statt, vgl. Br. II, S. 64.

Ihre frühere, unter so ganz verschiedenen Verhältnissen gegebene Zusage sei Ihnen mittlerweile leid geworden. Denn ein sehr tüchtiges Stück Arbeit, das dürfen wir uns nicht verhehlen, wird allerdings jene Indicification sein, nicht gerade der geistigen Anstrengung nach, wohl aber in Betracht des Zeitaufwandes, der dazu erforderlich ist. Wenn ich eine der Sache jetzt mehr ab- als zugeneigte Stimmung bei Ihnen voraussetze, so möchte ich das aus Ihrem bisherigen Stillschweigen darüber vermuthen. Ist es anders, à la bonne heure, so sagen Sie mir es gefällig mit einem Worte, und ich bin sehr zufrieden. Haben Sie aber keine Lust mehr zu der Arbeit, so wäre mir eine desfallsige Benachrichtigung begreiflicher Weise um deswillen sehr erwünscht, weil ich mich dann möglichst bald nach einer andern dem Vorhaben gewachsenen Kraft umsehen muß.

Mit den besten Wünschen für Ihr Wohl

treugesinnt Ihr F. Ritschl.

Nietzsche an Ritschl

Naumburg am 21. August 1868.

Hochverehrter Herr Geheimrath,

nein, so wetterwendisch bin ich nicht. Die Indicifikation ist fest in das Gewebe meiner Zukunftspläne eingefügt und kommt an erster und nächster Stelle daran. Ich bin diesem Unternehmen, zu dem ich mich freiwillig und mit einiger Vorliebe entschlossen habe, noch niemals, auch nicht in Gedanken untreu geworden und ärgere mich, durch mein zufälliges Stillschweigen während meines letzten Aufenthaltes in Leipzig Anlaß zu einem Verdachte gegeben zu haben, den ich πὺξ καὶ λάξ von mir abwehren werde.

Glücklicherweise liegt jetzt in dem Stande meiner Gesundheit nichts, was mich von jener Arbeit zurückhielte. Volkmann hat mich als völlig geheilt entlassen und mir im Ganzen keinerlei Vorsichtsmaßregeln anempfohlen, nur, daß ich mich nicht auf Faustkämpfe einlassen soll. Also bitte, Herr Geheimrath, nehmen Sie Ihren Verdacht zurück; sonst muß ich gleich von vorn herein gegen die einzige Vorschrift des Arztes sündigen.

Mit dem Wunsche, Ihren verehrten Angehörigen bestens empfohlen zu werden, bin ich Ihr treu ergebener Friedrich Nietzsche.

Nietzsche an Ritschl

Naumburg, Mittwoch [9. Sept. 68]

Hochverehrter Herr Geheimrath,

sobald ich meiner militärischen Fesseln ledig bin, komme ich nach Leipzig und bringe Ihnen den index mit*), von dem gegenwärtig zwei Drittel fertig sind. Die Naumburger ἐρημία τῶν βιβλίων ist mir recht peinlich, und ich lechze nach einer großen Stadt und Bibliothek, wie jener biblische Hirsch.

Der eigentliche Grund meines Briefes ist aber nicht, von dem index zu erzählen; ja ich hatte sogar den Wunsch, Sie erst mit der „vollendeten Thatsache" zu über-

*) Auch das war eine große Illusion.

raschen. Ein eben erhaltener Brief aber bestimmt mich, Ihren gütigen Beistand in einer Sache zu erbitten, in der ich selbst wenig oder nichts thun kann. Lesen Sie gefälligst dies Schreiben, welches ich beilege. Es stammt von einem sehr angenehmen, talentvollen Menschen*), von dem ich mit Freuden das Beste und Vorteilhafteste sage, weil es wahr ist. Er ist plötzlich in Noth gerathen und wünscht eine anspruchslose Stellung in Leipzig. Dabei habe ich an zweierlei gedacht. Erstens gelingt es Ihnen vielleicht, eine Correktorenstellung an einer Leipziger Verlagsbuchhandlung oder eine Beschäftigung in einem Redaktionsbureau ausfindig zu machen. Zweitens giebt es vielleicht litterarische Arbeiten, auch in unserer Wissenschaft, die diesem gut unterrichteten und vielseitig gebildeten Manne zuzuweisen wären: wobei freilich vorauszusetzen ist, daß sie pekuniär einträglich sein müssen.

Mit der herzlichen Bitte, daß Sie diese meine Anfrage nicht unbescheiden, und wenn auch das, doch erklärlich und berücksichtigungswerth finden, verbleibe ich

Ihr ergebenster Friedrich Nietzsche.

Nietzsche an Ritschl

Basel 10. Mai 1869

Hochverehrter Herr Geheimrath,

Sie werden gewiß gerne hören, daß es mir hier wohl geht, und daß demnach die guten Wünsche Ihres Briefes, der mich hier bald nach meinem Eintreffen überraschte, zeitig anfangen in Erfüllung zu gehn. Einstweilen wenigstens ist mir alles neu genug, um auch amüsant zu sein (NB. doch nicht alles; z. B. nicht die ungefähr 50 Visiten mit rückwirkender Kraft und die ewigen neuen Gesichter und Bekanntschaften). Daß ich genug zu thun habe, um mich nicht zu langweilen, ersehen Sie aus folgendem Ueberblick. Jeden Morgen der Woche halte ich um 7 Uhr meine Vorlesung und zwar die drei ersten Tage über Geschichte der griechischen Lyrik, die drei letzten über die Choephoren des Aeschylus. Der Montag bringt das Seminar mit sich, das ich für meinen Theil ungefähr nach Ihrem Schema eingerichtet habe: Vischer macht Anstalten, bald einmal von der Direktion desselben zurückzutreten. Gerlach präparirt sich zu seinen Seminarübungen nicht. — Dienstag und Freitag habe ich am Pädagogium zweimal zu unterrichten, Mittwoch und Donnerstag einmal: dies thue ich bis jetzt mit Vergnügen. Bei der Lektüre des Phaedo habe ich Gelegenheit meine Schüler mit Philosophie zu infizieren; durch die hier unerhörte Operation der Extemporalia wecke ich sie sehr unsanft aus ihrem grammatikalischen Schlummer. In meinen Vorlesungen habe ich sieben Mann, womit man mich hier zufrieden zu sein heißt. Die Studenten sind durchweg fleißig, schlingen unsinnig viel Vorlesungen in sich hinein und kennen den Begriff des Schwänzens kaum vom Hörensagen. — Ueber die Basler und ihr aristokratisches Pfahlbürgerthum ließe sich viel schreiben, noch mehr sprechen. — Vom Republikanismus kann einer hier geheilt werden. —

Mit dem Wunsche bei Ihnen, verehrter Lehrer, in gutem Andenken zu bleiben

*) Einem Herrn A. Volck.

und der Notiz, daß ich nächstens mir als besonders ἥδυσμα eines schönen Nachmittages gönnen werde, Ihrer Frau Gemahlin zu schreiben, bin ich Ihr

ergebenster Friedr. Nietzsche.

Nietzsche an Ritschl

Pilatus am 2. August 1869.

Hochverehrter und theurer Herr Geheimrath,

Zum ersten Male im Vollgenuß der „Ferien" habe ich eine Empfindung, wie ich sie seit meinen Schülerjahren nicht kannte. Bedeuten doch meine Studentenzeiten durchweg nichts anderes als ein üppiges Schlendern durch die Gefilde der Philologie und der Kunst; so daß ich mit innigstem Danke gegen Sie, das „Schicksal" meines bisherigen Lebens, erkenne, wie nothwendig, wie rechtzeitig gerade jene Berufung kam, die mich aus einem „Wandelstern" in einen Fixstern umschuf und mich wieder das Vergnügen der sauren aber regelmäßigen Arbeit und des unverrückbar sicheren Zieles kosten läßt. Und wie anders schafft der Mensch, wenn die heilige ἀνάγκη des Berufs hinter ihm steht, wie ruhig schläft man und wie sicher weiß man beim Erwachen, was der Tag verlangt. Dies ist doch wohl keine Philisterei; mir ist es als ob ich eine zerstreute Menge von Blättern in ein Buch zusammengebunden hätte: und das „freut dem Buche sehr", um mit dem ungrammatischen Körner zu reden.

Doch was plage ich Sie mit diesen Sentiments? Nur um Ihnen anzudeuten, wie tief dankbar ich bei der glücklichen Umwandelung meiner Lebensstellung Ihre pädagogische Einsicht bewundere*), die wirklich an meinem Falle ein nicht unbedeutendes Problem glücklich gelöst hat, und dazu nicht ohne Gefährlichkeit und Risiko. Dies recht eingehend zu überlegen werde ich durch die Einsamkeit und Zurückgezogenheit meines jetzigen Aufenthaltes aufgefordert: hier in der Höhe des Pilatus, eingehüllt in Wolken, ohne jede Fernsicht, erscheint mir meine bisherige Lebensführung in einem so wunderbaren Lichte, zeigt sich die Nähe, in der [bei] Ihnen zu leben mir so lange vergönnt war, als ein so wichtiger Hebel meines inneren und äußeren Lebens, daß ich flugs die Feder ergreifen muß, um Ihnen meine frische und heiße Dankesempfindung mitzutheilen. In dieser verharrend bin ich Ihr treu ergebner Friedrich Nietzsche.

NB. Nachträglich bemerke ich, daß ich, von morgen an wieder in Basel lebend als die Hauptaufgabe dieser Ferien mir die Förderung des „index" vorgesetzt habe.

*) Das könnte man versucht sein als Bestätigung der Hypothese zu betrachten, die Holzer kürzlich im Vorbericht zu Werk. Bd. IX, S. XVII aufgestellt hat: „es wäre nicht undenkbar, daß Ritschl in einer Ahnung davon [daß nämlich Nietzsches Glauben an den Wert der Philologie schwanke] .... durch seine warme Befürwortung der Berufung den Schüler, dessen außerordentliche Begabung er mit sicherem Blicke erkannt hat, an die strenge Wissenschaft fesseln wollte". Ich kann nur auf das Bestimmteste versichern, daß Ritschl solche Gedanken ganz fern lagen.

(Die übrigen Briefe folgen im nächsten Heft).

Fünftes Kapitel

Gegen Abend machte Herman mit Elfriden den Weg, auf dem sie sich fast täglich zwei, manchmal drei Stunden ergingen, der sie erst durch die Allee in die Ebene südlich der Stadt hinausführte, dann durch einen Waldzwickel zu den Hügeln hinüber und oft noch weit am Saume des Hügelwaldes hin. Die Ebene lag grün von Wiesen und Kornfeldern, dazwischen spannten sich manchmal wie riesige Bleichtücher Streifen noch unbegrünten Landes aus. Die Obstbäume standen in der schweren, schwelenden Belaubung, die der Blüte folgt und in diesem Scheine grenzenlosen Triebes nur so kurz währt.

Herman erzählte seine Erlebnisse mit Klara.

„Das ist schrecklich!" sagte Elfride. „Das ist schlimmer als Sterben! Hast Du denn nicht zur Vernunft gesprochen?"

„Freilich!" rief er, von Elfridens Vergleich überrascht. „Aber daß sie trotz allen Bedenken und Warnungen ging, beweist ja, wie gering der Zusammenhang war!"

„Glaube mir, eines Tages wird sie ihre Handlungsweise verabscheuen. Wäre sie früher davongelaufen — gut! Aber jetzt, wo sie weiß oder wissen kann, was sie ihnen zu danken hat, — jetzt ist es unerträglich. Die Leute haben sie gehalten wie ihr eigen Kind — mehr kann kein Mensch verlangen! Und wenn sie morgen in der liebenswertesten Frau der Welt ihre Mutter gezeigt bekäme und wenn sie sie noch lieb gewänne wie nichts sonst, — ihre Mutter würde sie doch nicht in ihr finden können! Eine Mutter hast du, solange du ein Kind und hilflos bist. — Gewiß hat man der Klara zu spät gesagt, wer sie ist; aber weil sie es nicht wußte, hat sie eine unbefangene Jugend gehabt und vielleicht nie eine Entbehrung gefühlt."

„Halt!" sagte Herman. „Wie das eigene Kind wurde sie schon behandelt —; aber auch eigene Kinder werden manchmal so behandelt, daß sie davonlaufen müßten oder müssen. Übrigens — hat sie es höchst nötig, in andern Boden versetzt zu werden, wo sie lernt ihre Schwächen und Fähigkeiten ernst zu nehmen."

„Das ist gewiß etwas anderes. Aber ist dazu diese krampfhafte Katastrophe nötig? Kann sie nicht etwas lernen und aus ihrem hergebrachten Kreise heraus wirken! Sich selbst durchzubringen, ist ohne Zweifel sehr oft sehr schwer; ob es aber ein Ziel ist, erscheint mir zweifelhaft. Ehe sie ihre bisherigen Umstände wegwirft, müßte sie doch erst bewiesen haben, daß sie gar nichts Besseres in ihnen und mit ihnen anzufangen weiß. Was auch ein Manko wäre!"

Herman unterdrückte ein Lächeln, indem er an Elfridens Geschmacksneigungen und Bedürfnisse dachte, und entgegnete nur:

„Du hast doch auch das Haus deines Onkels verlassen, um selbständig zu werden!"

„Ja. Das war aber ein Bißchen anders."

„Wieso?" fragte er, der nichts Genaueres wußte.

„Nun — als der Vater auch gestorben war, nahmen sie mich ins Haus und hielten mich vor den Leuten freilich wie eine Tochter; hinter den Kulissen mußte ich aber schon neben der Schule her arbeiten wie eine Magd. Ich mußte ihnen das zweite Mädchen ersparen. Aber das wäre ja nicht schlimm gewesen! Da ihnen aber doch nicht wohl dabei war, so suchten sie ihr Gewissen und mein Urteil dadurch zu betäuben, daß sie mich fortwährend ins Unrecht setzten und mich zum Sündenbock machten."

„Und da bist du halt weiter um ein Haus, nachdem du das Lehrerinnenexamen gemacht hattest?" fragte er, da sie schwieg.

„Nein, so frei war ich nicht. Erst mußte ich mich noch in den Leutnant Wutschke verlieben."

„Ach was! Erzähle doch, bitte!"

„Nun, das war ein frischer, hübscher Mensch, der viel in das Haus kam. Seine Stirne war, soweit sie durch den Mützenschild gegen die Sonne gedeckt blieb, blendend weiß und stach wie auch der hellblonde Schnurrbart fein vom verbrannten Gesicht ab. Das gab mir ein Gefühl von Kraft und Zartheit, und ich hielt ihn für das Urbild eines Helden. Da ich nicht übel aussah, machte er mir die Cour, und ich meinte, er müßte nun sofort auf die Drachenjagd gehen, schnell alle Helden des Abend- und Morgenlandes besiegen und mir zur Huldigung schicken, nach einem halben Jahr zurückkommen und mich erlösen. Er begnügte sich aber mit Phrasen und Galanterien, die mir in kurzem langweilig wurden. Aber er hatte doch meinen Stolz geweckt, ich wurde wehrhafter.

„Obschon mir in meinem Leben viel Zerbrechliches durch die Hände gegangen ist, habe ich doch sehr selten etwas zerbrochen. Die Tante aber legte unter anderm jeden zerbrochenen Teller und Lampencylinder, jedes Glas und Blumentöpfchen mir zur Last. Auch wenn sie genau wußte, wer der Täter war, immer versuchte sie die Untat erst mir anzuhängen, ehe sie ein Anderes bezichtigte. Nun in dieser Zeit ertrug ich nicht mehr so viel wie bisher und beantwortete einen ungerechten Vorwurf, ich zerschlage alles, bei Tische dadurch, daß ich ein Glas an die Wand warf, damit Tante doch nicht immer Unrecht habe, und sagte, ich würde sie nun künftig immer auf diese Weise ins Recht setzen. Sie unterdrückte ihre Erregung mit ein paar Worten und ließ es nicht auf die Probe ankommen; aber gerade dadurch wurde sie und der Aufenthalt in ihrem Hause mir erst recht zuwider. Da sie ja darauf gedrungen hatten, daß ich das Examen machte, so konnten sie meinem Verlangen, nun auch Lehrerin zu werden, nicht viel entgegensetzen, und ich suchte mir eine Stelle."

„Ist dir das veränderte Dasein schwer geworden?"

„Die übertriebenen Ansprüche und Phantasien loszuwerden, das hat schon schwer gehalten."

„Würdest du heute anders handeln oder verfahren?"

„Das ist die überflüssigste Frage der Welt."

„Du hast recht," sagte er. „Aber — um auf Klara zurückzukommen — was hätte sie tun sollen?"

„Sie muß eben tun, was sie nicht lassen kann. Jetzt sieht sie nur, was man ihr verschwiegen und vorenthalten hat, und kennt sich nicht aus vor Empörung. Eines Tages wird sie auch sehen, was man für sie getan hat, und je weniger Liebe zu ihren Eltern vorhanden ist, umso schwerer wird der Dank sein!"

„Es heißt aber: ‚Edlerem Gemüte verarmt die Gabe mit des Gebers Güte!" warf Herman ein.

„Von verarmter Güte des Gebers weiß ich nichts, sondern nur von Eigensinn, Plumpheit und plebejischer Manier. Übrigens, auch eine verarmte Gabe will verdaut sein!"

Tief Atem schöpfend blieb sie stehen und schaute vorwärts und rückwärts den Weg entlang, der sich am Waldrand hinschlängelte.

„An der Bank sind wir vorüber? Ich muß ein wenig ausruhen!" sagte sie und setzte sich auf den erhöhten Boden des Waldsaumes. „Mein dianenhafter Jagdschritt ist doch nicht mehr am Platze, ich muß mir ihn abgewöhnen." Mit einem kurzen Blick der großen dunkelblauen Augen sah sie dabei zu ihm auf, und mit der vom Gehen vertieften Röte durchfloß ihre großen Züge jener kindliche, so fremdartig bestrickende Reiz.

Herman wußte plötzlich von nichts anderem mehr, als daß dieses schöne Geschöpf ihm gehören müsse. Hart und kurz wie von einer Feder getrieben, pochte sein Herzschlag. Es war ihm, als müßte er sich die Adern zerreißen, die Brust aufbrechen, um der Frau zu zeigen, wie er mit jedem Tropfen ihr gehörte; und doch zwangen ihn die ernsten Brauen, der ruhige Blick, den sie über die heißen Felder in die weißliche Ferne gehen ließ, sich zu bändigen, sich nicht in knabenhafter Maßlosigkeit ihr zu Füßen zu werfen. Er stand vor ihr, und sie tat nicht, als ob sie seinen Blick fühlte. Da setzte er sich neben sie unter den Baum, ergriff und küßte ihre Hand und stieß heraus:

„Ich muß es dir endlich einmal sagen, wie innig ich den vergangenen Herbst segne! Die Erinnerung an ihn hat mich immer beseligt; aber seit er mir dich nachträglich noch zugeführt hat, kenne ich mich nicht mehr vor Stolz und unbekümmertem Mut."

Sie hatte sich überrascht aufgerichtet, ihm ihre Hand entzogen und sagte, ohne ihn anzuschauen:

„Segnen —? Segnen —!" Dann schüttelte sie den Kopf, nickte einige Male schwer und sah vor sich hin.

Er verstand sie nicht und blickte sie an; endlich sagte er:

„Ja, ich segne unsere Herbsttage und was sie brachten!"

„Das heißt —" antwortete sie still, „du segnest deine Träume von all dem! Was weißt du denn von morgen, ja, von gestern? Durchschaust du auch nur den heutigen Tag oder dich — oder mich?"

„Ob ich den Tag durchschaue oder nicht, gleichviel! Wenn ich ihn nur fühle! Mag kommen, was will, es wird menschlich sein."

Sie entgegnete nichts. Ihr ernster Blick ging westwärts über die Ebene hin nach den fernen, dunklen Wolken, die auf den überrheinischen Höhen lasteten.

Ehe er zum Weitersprechen kam, streckte sie die Hand aus und bat, ihr aufzuhelfen, und ihn wunderte, wie schwer sie sich auf ihn stützte. Ihre Hilfsbedürftigkeit und ein süßes Gefühl von Mitschuld rührte ihn aufs innigste; er dachte nicht mehr an ihre rätselhaften Worte und auch er ward still in heimlichen Gedanken. Er hatte ihre Hand nicht losgelassen, sondern in seinen Arm gezogen, und sie wandelten nun langsam nach der fernen Stadt zurück, die von vorspringendem Walde verdeckt war. Manchmal schauten sie zum Himmel auf, dessen Bläue über ihnen ungewöhnlich hoch gewölbt schien, während links drüben im Westen das schwere Gewölk langsam wuchs und an einer Stelle schräg streichenden Flören gleich den Regen fließen ließ. In fein abgestuften grauen und graueren Tönen schienen die Formen der überrheinischen Berge klar und nahe hindurch. Leise brummte manchmal ein Donner herüber.

Während ihre erregten Gedanken bald sich kreuzten, bald weit auseinander flohen, weideten sich ihre Augen an demselben Himmelblau, an demselben Gewitter, dessen Gewalt sich unter den langsam hinziehenden ernsten und zarten Reizen, in dem frischeren, befreienden Flusse der Luft kaum ahnen ließ.

Eine schwer zu bemeisternde Wonne drängte aus Herman hinaus, gerade als führte er ein neuerobertes, ungeahntes Glück nach Hause, und doch wagte er nicht, Elfridens Arm an sich zu drücken, ihre Hand, die so schön auf seinem Arme lag, die doch sein war und die er mit Küssen hätte bedecken müssen, auch nur in seine Hand zu ziehen. Es war ihm wie dem dummen Hans im Märchen, der alle Kostbarkeiten auf dem Wege zum Ziel übersehen und alle Gelüste überwinden muß.

Als er spät am Abend noch im Garten auf- und abschritt, mußte er aber von neuem an Elfriedens seltsam banges Wesen und abwehrende Worte denken. Hatte jene Angst aus ihr gesprochen, die oft plötzlich über schwangere Frauen kommt? Oder war sie nun doch etwa von Scham oder Reue ergriffen? — Daß sie aber den Sturm seines Gefühles schon im Anlauf gehemmt, sein Verlangen nach Entscheidung abgedrängt hatte, das erregte nun seinen Zorn und Trotz. Er hatte zu leicht und rasch nachgegeben, und sie mochte nun lächeln. Daß er sie ohne Kampf gewinnen würde, hatte er sich doch selbst nicht träumen lassen, — warum hatte er jetzt nicht gekämpft?! — Sie hatte einfach aufgehört zu sprechen, und da hatte auch er nicht mehr geredet! Warum?

Und doch wäre es jetzt schön, wenn er mit Elfriden einig würde, ehe man im Amt ihm den Boden unter den Füßen heizte. Denn lieber war ihm unter solchen Umständen doch, in der Laufbahn zu bleiben, als irgendwie von vorn anzufangen. Angesichts der Heirat konnte er sich dann schon in die Form fügen. Nun galt es wachsam sein, die günstige Stunde erlauern, rasch die Gelegenheit schaffen, dann

aber auch ohne Bedenken, schonungslos das Weib sich selber rauben! Hin und her lief er in der Ungeduld, seinen Willen zu messen, ihren Widerstand zu brechen.

Endlich ging er behutsam nach dem unter Elfridens Fenster liegenden Teile des Gartens, stand still und sah lange zu ihrem Schlafzimmer empor. Matt leuchtete die weiße Giebelwand in der Sternenhelle, das schwarze Viereck des offenen Fensters mutete allmählich unheimlich an wie ein Höhleneingang.

Elfride schlief noch nicht. Durch die Stille der Nacht drang um das Haus herum der gedämpfte Laut von Hermans Auf- und Abschreiten zu ihr, und still liegend lauschte sie, wie die Schritte bis zum hinteren Ende des Hauses sich näherten und dann wieder entfernten, unaufhörlich, regelmäßig wie ein Uhrenpendel, wie ein Herzschlag, und auch sie rang nach Klarheit. Hatte Herman ein Recht auf sie, weil er der Vater dieses Kindes war? Auf das Kind hatte er ein Recht. Und sie hatte in ihrer Hilflosigkeit ein Recht auf Hermans Hilfe, das sie freilich lieber nicht geltend gemacht hätte! — Aber das Kind, hatte es nicht ein Recht auf Eltern, auf Vater und Mutter, nicht bloß auf eines von beiden? — Elfride stöhnte und hatte ein Gefühl, als sänke sie in sich zusammen. Dann schüttelte sie heftig den Kopf und sagte halblaut:

„Noch bist du nicht da. Noch gilt dein Recht nicht. Du sollst mich nicht überrumpeln! Wenn es Zeit ist, werd ich beschließen. Vielleicht, wenn du da bist, bin ich eine andere als heut und handle ohne Kampf."

Ihre Hände lagen auf ihrem Leib; als sie sich aber ihrer Unnachgiebigkeit bewußt ward und des harten Blickes, mit dem sie ins Dunkel starrte, zuckten die Hände jäh zurück und legten sich flach aufs Lager; dann drehte sie sich auf die Seite, schloß die Augen und stöhnte wie ein Verwundeter.

Nun hörte sie Hermans Schritt leise näher als sonst herankommen und horchte. Als er unten stehen blieb, fuhr sie empor und sitzend lauschte sie hinaus. Sie blickte nach dem matten Lichtviereck des Fensters in der schwarzen Wand, in das zuckende Licht eines hereinstrahlenden Sternes und rang schwer und peinvoll nach Atem.

„Herman —" flüsterte sie.

Hatte sie einen Menschen lieber auf der Welt? O — dann wäre sie ja nicht hier! Dann hätte er ja nicht eine Minute lang über sie Macht gewonnen. Nicht einmal die allgemeine Freude am schönen Tag hätte sie damals mit ihm geteilt.

Wie lange und vielfältig hatte sie's erwogen, ehe sie ihm schrieb, und wieder, ehe sie herreiste, auch diese Möglichkeit, diese Gefahr! Aber sie hatte auf ihren sicheren Willen vertraut, auf ihre kühle Ruhe, kraft deren sie Herman fernhalten würde. O wäre sie fortgeblieben und hätte lieber jede Erbärmlichkeit ihrer hilflosen Lage über sich kommen lassen! Nichts auf der Welt hätte sie so demütigen können wie dieser Augenblick!

„Was willst du?" stieß sie flüsternd heraus, und ihr Blick band sich mit dem Funkeln des Sternes im Fenster. Ein Zorn kam über sie.

„Wer bist du? Ich kenne dich nicht. Du bist mir fremd! Ich bin mir lieber als

Du!" Sie schlug mit der Faust an die Brust. „Mein will ich sein! Mein! Reize mich nicht!"

Sie horchte, als müßte eine Antwort kommen. Alles blieb still. War er unten weggegangen?

Sie sank zurück, achtete auf nichts mehr und überließ sich der Hetzjagd ihrer Gedanken, wälzte sich hin und her und ersehnte den Tag.

Herman stand noch lange, bis er sich auf den Fußspitzen, wie man durch ein Krankenzimmer schleicht, schweren Herzens zurückzog.

Von den gleichen Gefühlen bebend, war er der unbefangenen Ruhe, in der ihm Elfride am andern Mittag gegenübersaß, nicht gewachsen und brach gerne früher als gewöhnlich auf, um vor der Bureaustunde noch der Verabredung gemäß Klara zu treffen.

Er war erstaunt, da sie leicht und frei im Schatten der Alleebäume einherschritt und ihm von weitem winkte.

„Das freut mich," sagte er, sie begrüßend, „daß du so aufgeräumt dreinschaust."

„Ich habe zu Mittag gegessen!" erwiderte sie mit wichtigem Lachen.

„Ich auch, ich auch!"

„Ja — aber bei mir ist das ein Fortschritt, ein Erfolg, der Mühe gekostet hat. Drum bin ich auch so zuversichtlich! Heute früh war ichs nicht. Gestern abend noch weniger, o je!"

Sie erzählte ihm den bittern Abschied von Hause.

„Du glaubst nicht, wie elend mir war, als ich danach in meinem neuen Zimmer saß. Auf den nächsten Stuhl war ich gesunken und starrte auf mein Gepäck und dachte an Alles, nur nicht an das Auspacken. Endlich hörte ich die Frau Zaiß auf dem Gang und fürchtete, sie käme zu mir, zog schnell die Schlüssel und bückte mich zu meinem Koffer. Sie kam in der Tat und bot mir ihre Dienste an. Ich dankte hastig und dringend, ohne mein verheultes Gesicht nur recht umzudrehen; ich wollte sie möglichst schnell wieder forthaben. Dann packte ich wirklich aus und machte etwas Ordnung; aber es ging mir so schwer von der Hand, alle Finger lang stand ich und glotzte, es dauerte eine Ewigkeit. Auf einmal hatte ich so fürchterlichen Hunger, daß ich ganz zitterte. Ich ging aus, traute mich aber in kein Restaurant, ich lief von einem zum andern und fiel fast um. Endlich kam ich an eine Konditorei. Das war eine Erlösung. Ich trank Schokolade und aß ein Stück Torte. Aber mein Hunger war so ungeheuer, da ließ ich mir noch Mürbes geben. Nun genierte ich mich aber, tüchtig zuzugreifen, als müßten die Leute merken, daß das mein Abendessen sei. Dann kamen gar noch Bekannte und aßen Eis, weil es so schwül war, die fingen an und fragten, wohin wir dieses Jahr zur Sommerfrische gehen würden und Allerhand. Da nahm ich betucht Reißaus. Hunger hatte ich immer noch; ich kaufte mir einen Vierling Schinken und Milchbrötchen und ging heim. Nun fürchtete ich wieder, Frau Zaiß könnte kommen und mich beim Essen treffen, und wartete lange. Endlich kam ich auf den Einfall, mit

großem Geräusch meine Tür zu schließen und zu riegeln, als ging ich zu Bett, und nun verschlang ich den Schinken vom Papier weg. Zum Schlafengehen war ich natürlich viel zu aufgeregt. Ich dachte auch an Guido und, daß ich ihm schreiben müßte. Ich weiß nicht warum, aber ich traute mich nicht, Frau Zaiß um Tinte zu bitten, und schrieb mit Blei. Dann sah ich noch lange aus dem Fenster, die Luft war so herrlich kühl geworden, und ich dachte, du kämst vielleicht noch vorbei und schautest herauf. — Auch diesen Morgen hab ich mich wieder recht tappig angestellt, drum bin ich jetzt auch über mein Mittagessen so vergnügt. Als ich zu Hause fortging, wußte ich wahrhaftig noch nicht, wie ich dazu kommen könnte. Der Zufall führte mich am Bahnhof vorbei, da hatte ich eine Erleuchtung und aß in der Bahnhofsrestauration. Darum bin ich nun so stolz, als hätt ich ein Heldenstück vollbracht."

„Hast du auch!" rief Herman lachend, „für zwei Mark fünfzig."

Sie verstand nicht, was er meinte und fuhr fort:

„Ich bin doch sonst nicht so scheu! Aber gestern Abend und heute früh war mir bei Allem, als tät ich Verbotenes, das ich verheimlichen müßte. Es ist doch zu dumm! Wie man sich anstellen kann!"

Er nickte nur. Es lag ihm nahe, durch ein paar skeptische Worte dem Mädchen seine Befangenheit zu nehmen, und die Frage, ob ihr zwei Mark fünfzig für die Stillung des Hungers nicht zu viel scheine, schwebte ihm auf der Zunge; aber er schwieg, weniger weil sich ja doch Alles von selbst geben mußte, als weil er ihr die Enttäuschungen und Erfahrungen gönnte.

„Hast du überlegt," fragte er, „womit du dein Brot verdienen willst?"

„Ja."

„Womit denn?"

„Ich weiß noch nicht."

„Also sehen wir einmal zu! — Vielleicht als Gesellschafterin?"

„Nein."

„Stütze der Hausfrau oder so was?"

„Nein! ich will überhaupt nicht in Familie! Davon hab ich genug!"

„Nu — kannst dich nicht beklagen, nebenbei gesagt. Also — Telegraphistin?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Lehrerin — Kindergärtnerin? Auch nicht?"

„Ich meine halt, etwas zusehen und abwarten müßte ich schon. Zu überhasten brauch ichs ja nicht.

„Ganz meine Ansicht!" erwiderte er. „Du kannst ja einstweilen etwas versuchen. Wie wärs, wenn du einmal Buchführung lerntest, vielleicht auch Maschinenschreiben und Stenographieren? Zur Not hättest du dann Aussicht, in einem Geschäft anzukommen. Schaden kann es auf keinen Fall."

„Ja — wenn du meinst —" sagte sie. Und da er sie nicht der Ratlosigkeit und unentschlossenem Müssiggang überlassen wollte, so redete er ihr mit allem Nachdruck zu.

„Das Maschinenschreiben lernt man, so viel ich weiß, in Schreibmaschinengeschäften, Buchführung und Stenographieren in Kursen; das kannst du wohl aber auch aus Büchern lernen, falls du die nötige Energie zu selbständigem Arbeiten hast."

Nun wollte sie natürlich Buchführung und Stenographie ohne Lehrer erlernen, und Herman versprach ihr, sich nach den nötigen Büchern zu erkundigen. Sofort aber ging er mit ihr in ein Schreibmaschinengeschäft, in dem man schon von der Straße aus durch die Ladenfenster sechs bis acht Mädchen vor ihren Instrumenten sitzen sah.

Sie erkundigte sich und verabredete den Beginn ihres Lernkurses schon auf den nächsten Tag.

Als sie wieder aus dem Hause traten, sagte Herman auf die Ladenfenster deutend:

„Ich werde dann ab und zu hierherkommen, meine Nase am Fenster plattdrücken und grinsen."

„Das sieht dir ähnlich!" erwiderte sie. „Übrigens ist es scheußlich, daß man so auf dem Präsentierteller arbeiten muß."

„An irgendeiner Straßenecke oder im Stadtgarten auf dem Präsentierteller zu Mittag essen ist allerdings geschmackvoller!" gab er spöttisch zurück und erstaunte, da sie ihn ernst anschaute und dann sprach:

„Du hast recht! Daran hab ich nicht gedacht. Es soll mich nicht genieren!"

Er lächelte erfreut und sagte:

„Übrigens — du hast es da drin ja ganz flott abgemacht! Keine Spur von Scheu!"

„Ja —!" lachte sie, „meinst, ich will mich vor dir blamieren!"

„Schade, daß du mich dann nicht immer mitnehmen kannst!"

„Nun, ich werde mir halt immer denken, der Mosjöh Herman stände hinter mir, und spannte darauf, mich auszulachen."

Er ließ sich noch ein Stück Weges zum Amt von ihr begleiten und versprach ihr, sie um dieselbe Stunde des folgenden Tages wieder treffen zu wollen. Sie gab ihm beim Abschied die Hand und sah ihn zögernd an, als hätte sie noch etwas auf dem Herzen, sprach aber nicht und ging dann. Er fragte auch nicht. „Wenn sie einen Wunsch hat, soll sie den Mund auftun!" dachte er. „Übrigens ist sie doch eine flotte Person."

Als Klara am andern Nachmittag unter den Alleebäumen Herman entgegenging, trat statt seiner Guido, der Reserveleutnant, plötzlich neben sie und begrüßte sie, mit der linken Hand den Säbel fassend, in tadelloser Form. Mit Klaras Brief war er zu Herman aufs Bureau gelaufen und hatte ihn gebeten, er möchte doch helfen, das Mädchen von seinem unglaublichen Vorhaben abzubringen. Herman hatte es verweigert: nachdem die Eltern und Pflegetochter sich einmal so veruneint hätten, könne er Klara nicht mehr

abraten. Guido solle sich auf seinen eigenen Einfluß beschränken; nur wenn er Klara mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln und Verlockungen zur Umkehr bewegen könne, gewinne er sie auf ehrliche Weise und vielleicht auf die Dauer. Und zu diesem Versuch hatte er ihm die Stunde seiner Verabredung abgetreten.

Guido errötete und das Mädchen nicht minder; doch war sie schneller gefaßt, streckte ihm die Hand hin, die er krampfhaft drückte, und sprach im Weitergehen:

„Ich weiß nicht, Guido, ob mich die Erregung die richtigen Worte zu meinem Brief hat finden lassen, ich weiß, daß ich dir jedenfalls weh getan habe; aber ich bin überzeugt, daß es für uns beide das Beste ist. Ich habe mich immer schlecht gegen dich betragen, ich war nie so, wie eine Braut gegen den Bräutigam sein muß —"

„O sag das nicht, Klara!" rief er mit halberstickter Stimme.

„Doch!" erwiderte sie. „So leichtsinnig und herzlos ich war, ich habe mich im stillen manchmal vor mir selbst geschämt und danke Gott, daß ich noch zur Besinnung gekommen bin. Wenn ich mich gegen einen lieben, guten Menschen so nichtswürdig benehmen kann, wie ichs gegen dich getan habe, dann kann ich gewiß nicht seine Frau werden, das weiß ich jetzt. — Vielleicht kann ich" — setzte sie mit zitternder Stimme hinzu — „überhaupt nicht Jemand von Herzen lieb haben! Wenigstens komme ich mir manchmal so leer und lieblos vor, daß ich nicht weiß, wozu ich lebe."

„Klara! Klara!" sprach er dringend mit leiser Stimme, „versündige dich nicht! du hast deine Eltern lieb, wenn du jetzt auch in einer Laune davongelaufen bist. Und es kann doch nicht sein, was du mir geschrieben hast!"

„Laune?!" rief sie, ihn ernst und scharf anschauend, und erst nach einer Pause fuhr sie fort: „Ich habe die Eltern nicht lieb und habe sie nie lieb gehabt! Ich habe ihnen gehorcht oder getrotzt, geschmeichelt oder sie ausgelacht, wie es mir paßte, seit ich denken kann, und habe die Liebe für selbstverständlich gehalten. Aber seit Sonntag weiß ich nun, daß von Liebe nichts da war. Wenn ich sie liebte, so hätte der Vater mich schlagen und die Mutter mich treten können, ich würde es hingenommen und gesagt haben: 's ist alles gleich; denn ich lieb Euch. So denke ich mir wenigstens die Liebe. Ich kenne sie nicht, aber nur so kann ich mir sie denken."

Guido nickte schwer mit dem Kopf. Sie achtete es nicht und fuhr fort: „Nichtsda! Ich bin davongelaufen, wie du sagst. Bis jetzt kann ich Nachts noch keinen Schlaf und Tags keine Ruhe finden; aber ich weiß heute schon, daß ich eines Tages sagen werde: ich war zwanzig Jahre in ihrer Gewalt und sie konnten mir Gutes und Übles tun, wie sie wollten oder verstanden, und als sie mich dann aus ihrer Gewalt entließen, da war diese Entlassung die einzige Wohltat, die ich ihnen noch schuldig bin — und dabei werd ich mich beruhigen. So wird es kommen."

Guido war durch diese unumwundene und übertreibende Offenheit so erschreckt, daß er Alles, was er hatte vorbringen wollen, vergaß. Er suchte in seinem Gedächtnis und sagte endlich:

„Sieh, du brauchst nur zu wollen. Deine Eltern sind ja so gut, sie werden dich mit offenen Armen empfangen und dich gewiß nicht merken lassen, was du ihnen angetan hast."

„— sondern mir noch ein Perlenkollier und eine Sommerreise ans Nordkap spendieren!" rief sie scharf lachend. „Lieber Freund, hör auf!"

„Ja, ist denn Alles umsonst, Klara?"

„Jawohl, Guido!"

„Wenn du schon nicht an mich denkst, Klara —, so denke wenigstens an dich! Soallein — das kann doch nicht gut werden! Bedenke nur, was die Leute reden werden!"

Sie blieb stehen und schaute ihn an:

„Wie wärs, wenn wir uns in vier Wochen hier wieder träfen und du mir berichtetest, was die Leute über mich sagen —?"

Er runzelte die Stirn und erwiderte:

„Das mußt du nicht von mir verlangen. Es würde mir zu schwer werden, dich wiederzusehen." Er seufzte. „Aber — —, wenn du mich einmal nötig hast —"

„Dann werd ich erst recht versuchen, allein fertig zu werden."

Er blieb stehen und schaute sie mit vorwurfsvollen Augen an.

„Dann lebe wohl, Klara!" sagte er. „Behüt dich Gott!" Er drückte ihr heftig die Hand, grüßte sie ehrerbietigst und ging schnell davon.

Gegen Abend, auf dem Heimweg von der Schreibmaschine, wurde Klärchen die Vorstellung, daß sie nun wieder einsam auf ihrem Zimmer sitzen und sich mit Grübeleien ermüden sollte, so unerträglich, daß sie an ihrem Hause vorbeilief und den Weg zu Hermans Wohnung einschlug.

„Ich gehe einfach hin!" murmelte sie trotzig. „Mag es dort sein, wie es will, umbringen wirds mich auch nicht! Jedenfalls kann ich nicht immer allein sitzen."

Sie schaute zögernd um, ehe sie ins Haus trat. Sie stieg mit Herzklopfen hinauf und räusperte sich, pochte an der Wohnzimmertür und, da keine Antwort erfolgte, öffnete sie. Es war Niemand da. Vom Fenster nach links hinten durchquerte eine Abendsonnenlichtbahn das Zimmer; auf dem Tische stand zur Hälfte im Schatten, zur Hälfte von der Sonne durchschossen ein Strauß Feldblumen und Gräser, und es duftete nach Maiglöckchen. Verwundert sah sie die Veränderungen des Zimmers, räusperte sich mehrere Male; aber es regte sich Niemand. Sie ging wieder hinab und lenkte nach dem hinteren Ende des Gartens. Sie rief nicht, sie wollte nicht von Herman etwa wieder fortbegleitet werden. Im Wäldchen hörte sie Stimmen und erregt bog sie in den Pfad ein, der durch höher werdendes Gebüsch derart gewunden zum Sitzplatz im Innern führte, daß man erst beim letzten Schritte sehen und gesehen werden konnte. Durch junge Tannen verdeckt hörte sie den Herman reden und räusperte sich; er schwieg. Nach zwei Schritten stand sie am Zugange des baumüberwölbten Platzes: an einem Stamm lehnte Herman und blickte ihr entgegen, während ihm gegenüber eine Frau in tiefviolettem

Gewande auf der Bank saß und ruhig die dunklen Augen von einem Buche zu Klara erhob.

„Verzeihung —!“ begann diese verwirrt und ihr überraschter Blick wich nicht von Elfriden.

„— dafür, daß du einmal einen guten Einfall hast?“ fragte Herman lächelnd, faßte sie bei der Hand und fuhr zu Elfriden gewandt fort: „das ist nämlich die Klara! — Und das ist Elfride!“

Diese reichte dem Mädchen die Hand, wobei der weite Ärmel von einem starken, weißen Unterarm zurückfiel, rückte nach links und bot der Angekommenen neben sich Platz.

Klara dachte, indem sie Elfriden mit befangenen Blicken streifte: „Wie schön und großartig sie ist! So einen Hals hab ich noch gar nie gesehen! und ihr Haar trägt sie ganz altmodisch geflochten im Nacken wie vor vierzig Jahren!“ Sie setzte sich errötend und sagte kleinlaut zur Nachbarin:

„Ich fürchte nur, Sie zu stören.“

„Dann sind Sie uns als tapfere Person, die ihrer Furcht zu trotzen vermag, doppelt willkommen!“ erwiderte Elfride.

Klara sah auf, konnte aber in Elfridens Miene keine Ironie entdecken und sprach: „Ich kann mich noch nicht an das Alleinsein gewöhnen. Ich glaube, ich war in meinem ganzen Leben noch nicht so viele Stunden allein wie in den letzten vier Tagen. Es wurde mir zu viel, ich mußte — Gesellschaft suchen.“

Herman lächelte.

„Daß du einmal um Gesellschaft verlegen sein könntest, hätte ich mir nicht träumen lassen.“

In etwas abwehrendem Ton erwiderte sie:

„Ich war durchaus nicht darum verlegen, — wie du siehst.“

„Dann freut es mich doppelt, daß du hier bist. Ich danke dir.“

„Ich bin auch dem Guido begegnet,“ fing sie, unter sich schauend, mit einer gewissen Hast wieder an. „Er betrachtet das Ganze als Laune und wollte mich heim zu den Eltern bringen, und nun, glaub ich, graut ihm vor mir. Wenn ich bedenke, daß wir bis vor kurzem als Brautpaar galten, — graut mir allerdings auch.“ Sie wandte sich zu Elfriden: „Verzeihen Sie, daß ich nur so von meinen Dingen rede!“ Es wunderte sie plötzlich, daß sie sich zwar fast beschämt fühlte neben jener und doch sofort Alles vor ihr reden mochte.

„Bitte, wir wollen uns nicht vor einander genieren! Ich nehme an, daß Sie nichts sprechen, was ich nicht wissen darf. — Erlauben Sie übrigens, daß ich Ihnen den Hut abnehme!“ Mit diesen Worten zog sie schon die Nadel und tat ihr den Hut ab.

Klara dankte.

„Nichts zu danken!“ sagte Elfride lachend. „Mein Motiv ist egoistisch. Er hängt nach Mode droben wie ein gestrandetes Schiff auf der Klippe; da muß man beispringen, man kann nicht anders.“

„Ich finde diese Hüte auch nicht schön," entgegnete Klara; „man kriegt aber nichts Anderes."

„Man muß es eben nach eigener Angabe bestellen; gemacht kriegt man Alles."

„Also den Guido hast du gesprochen!" warf Herman ein. „Er war bei mir und fragte, wo er dich treffen könnte."

„Du hast ihn geschickt! Ich hätte verzichtet."

„So —?! Jetzt seid ihr doch im Klaren und könnt einander begegnen, ohne in der Ferne schon einen Schrecken zu kriegen und nach einem Mauseloch umzusehen!"

„Eigentlich hast du recht!" gab Klara zu. „Es war mir schon manchmal die Tage her nicht ganz geheuer, wenn ich in der Ferne eine Uniform sah. — Und das ist so sonderbar: plötzlich fällt mir manchmal die oder jene Freundin und Bekannte ein, die nun auch schon irgendetwas erfahren haben mag, ich fange bei mir an, ihr Alles zu erklären und mich zu rechtfertigen, finde, daß ich eigentlich zu ihr hingehen und wirklich mit ihr sprechen müßte, bring es aber nicht über mich, weil ich fürchte, es sei zwecklos, mich auch ein Wenig geniere, und fange doch von neuem an, die Geschichte wiederzukäuen. — Da bin ich recht froh, daß ich die Schreibmaschine lerne. Dabei vergißt man sich doch."

„Gehts?" fragte Herman.

„So doucement. Die schnurrigsten Wörter kommen heraus, man kann sie oft nicht aussprechen. Und wenn Herr Seyfried einmal nicht da ist, geht es zu wie in der Schule, wenn der Lehrer die Klasse verlassen hat. Gleich liest Eine etwas Dummes aus ihrem Geschreibsel vor, sie erzählen und necken einander und händeln. Heute Nachmittag las Eine, sie heißt Fräulein Kröner und ist eine lustige Person, einen Liebesbrief vor, den sie hehlings geschrieben hat, das überschwänglichste Zeug und dazu so durch Fehler entstellt, daß man fast hin war vor Lachen; mir tat Alles weh. — Übrigens, anstrengend ist es schon, man glaubt es nicht. Hirn, Augen, Rücken — o, ich spüre mein Kreuz nicht mehr. Wenn man es aber erst kann, muß es recht langweilig sein."

„Das haben viele Arbeiten an sich; nur an dich darfst du es nicht kommen lassen, d. h. nicht selbst Maschine werden!" sagte Herman.

„Ich habe gegen maschinenmäßige Arbeit nichts," sagte Elfride. „Ich empfinde sie oft als Wohltat. Wir treiben doch das Rechnen, Buchführen und Korrespondieren nicht aus Leidenschaft oder Liebe zur Arbeit, sondern der Not gehorchend. Ich wenigstens würde lieber spazierengehen, lesen, alles Schöne ansehen und meine Arbeit denen überlassen, die wirklich ein Interesse dafür haben. Ich freue mich immer doppelt, wenn ich eine Arbeit getan habe, während meine Gedanken im Theater oder im Wald waren! Immer gespannt aufmerken zu müssen auf gleichgültige Dinge, das wäre ja tödlich. Gott sei Dank, daß man vieles im Schlaf machen kann. — Übrigens, wenn die Arbeit langweilig wird, dann macht man sie halt kurzweilig, indem man sich besondere Aufgaben dabei stellt!"

„Das ist schon mehr Spielerei! jedenfalls höchst dilettantische Arbeit!" Herman lachte.

„Dilettantisch?!“ erwiderte Elfride. „Im Gegenteil, das ist Zwangsarbeit! Sieh, unsere Begriffe von Arbeit sind ja so verdorben! Als ich noch im Hause meines Onkels war, da war mein jüngerer Vetter, ein Tertianer, leidenschaftlicher Natur-, besonders Tierfreund. Er beobachtete und fing alles, was in seinen Bereich kam, er kannte alle Vögel am Schrei, am Flug, in jeder freien Minute saß er über Brehms Tierleben, das er irgendwo geborgt hatte. Daß sich bei dem Buben etwas vorbereitete und eine durchaus ernste Arbeit im Gange war, begriff man nicht. All das gehörte nicht zum Schulpensum, hieß Allotria und wurde möglichst verhindert, während man ihn, der sonst auch ein ganz guter Schüler war, stachelte, er sollte der Primus der Klasse werden und im Herbst einen Preis heimbringen. Niemand überlegte, ob es einen Sinn habe, die Jahreszahlen von Setho dem Ersten oder vom König Wenzel auswendig zu lernen. Von klein auf werden wir zur Zwangsarbeit gedrillt, sodaß wir später gar nicht mehr merken, wie tief wir drinstecken. Ich finde es einigermaßen bezeichnend für unsere Kulturhöhe, daß man gemeinhin sein Leben draufgehen lassen muß, um es zu fristen!“

Herman hatte nur halb hingehört. Seine Gedanken waren bei seiner Berufsarbeit, die ihm in diesen Tagen doppelt lieb geworden war, die ihn seinen Sorgen auf Stunden entriß, seinem Drängen Waffenstillstand gebot und ihn stets wieder in ein Gleichgewicht brachte; die ihn an der unendlichen Kette ihrer Bestimmungen und Beziehungen stets vom gegebenen Einzelfalle weiterleitete zum allgemeinen Leben seines Landes, seines Volkes, der ganzen Menschheit. Als nun Elfride schwieg, sagte er aus seiner Versonnenheit heraus, im Gefühl, etwas antworten zu müssen, aufs Geratewohl:

„Ja, daran ist jeder selbst schuld!“

Elfride sah ihn nachdenklich an; Klara nahm das Wort:

„Eben fällt mir auf, daß es mit mir doch anders kam, als du mir vorgestern drohtest. Erst war mir um zwölf Uhr auf dem Weg zu Tisch allerdings seltsam, daß ich nun wie all die andern aufatmend, hungrig und hastig zum Essen drängte, und ich schaute mir befremdet die Leute an; aber ich war vergnügt und fühlte sogar mit einemmal eine Freude, wie wenn ich es von allen Seiten zu einem Feste strömen sähe, an dem ich zum ersten Male teilnehmen dürfte. Ich betrachtete die Leute genauer und dachte mir allerhand aus, machte auch noch ein paar Umwege, um zu sehen, wo die und jene hingingen, die mir besonders aufgefallen waren. Bei Tisch aber kam mir, daß ich doch gewiß besser und teurer äße als all die andern, während ich noch nichts verdient hatte, und nun will ich nicht mehr am Bahnhof essen; ich werde mich nach einem richtigen Mittagstisch erkundigen.“

Herman nickte ihr zu und ließ seinen Blick erfreut und nachdenklich auf ihr ruhen, Elfride aber sagte gleichsam vor sich hin:

„Ein Fest —? — — nicht übel gesagt!“

Herman warf mißbilligend den Kopf auf, suchte Elfridens Blick und zuckte mit den Brauen, als wollt er sagen: störe doch das Kind nicht! Da sie aber seinem Blick ruhig widerstand, sprach er:

„Ich denke wie Klara. In verdrossenen Stunden empfand ich meine Arbeit auch schon als Tretmühle; im allgemeinen aber ist sie mir eine Freude; und wenn ich sie verlasse, denk ich immer schon an die Fortsetzung."

„Du hast eben die deinem Wesen entsprechende Arbeit!" erwiderte Elfride. „Dieses Glück haben die meisten nicht."

„Darüber ließe sich streiten. Wer es nicht hat, ist dieses Glückes vermutlich nicht fähig, es fehlt ihm der Charakter und der Wille dazu. Für viele gar ists gleich, was sie treiben. Aber auch die Arbeit aus Not oder Pflicht wärmt und hat ihren Segen." Er sah, daß Elfride wartete, wieder das Wort zu nehmen, da fuhr er ohne Unterbrechung fort:

„Da fällt mir ein, Klara, daß ich dir eine Anleitung zur Buchführung kaufen wollte; verzeih, ich hab es noch nicht getan. Morgen hast du das Buch."

„Ach ja!" bat sie. „Ich bin sehr begierig. Ich möchte immer was tun. Ich hatte einen Geschäftsbrief als Vorlage, verstand ihn aber nur halb. Ich bin so neugierig auf all das."

„Morgen also gewiß!" wiederholte er.

Elfride hörte zu und ließ nachdenklich die Augen von einem zum andern gehen.

Herman fuhr fort:

„Onkel und Tante haben mich übrigens heute früh vom Bureau rufen lassen."

Klara runzelte die Augenbrauen und senkte den Kopf, ohne etwas zu sagen.

„Sie waren ziemlich geknickt. Der Onkel sprach, und die Tante bemühte sich, zu schweigen. Nur einmal sagte sie, sie wüßte gar nicht, was in dich gefahren sei; plötzlich hättest du ihr jedes Wort übel genommen. Ich sagte, die Worte seien wohl danach gewesen. Der Onkel meinte, darüber hätten sie sich schon ausgesprochen, darüber noch mehr zu reden, sei überflüssig. Und ich glaube, sie sind diesmal gehörig hintereinander gewesen! Dann aber wurde der Onkel sehr zutulich und bat mich, auf dich einzuwirken. Guido wolle ja schon mit dir reden, und sie hätten ihm alles aufgetragen; nun sei ihnen aber eingefallen, daß du den Guido ja nicht möchtest, ich sollte dir also sagen, sie beständen durchaus nicht auf der Heirat, du könntest tun, wie du wolltest, wenn du nur zurückkehrtest. So hielten sie es nicht aus. Da warf die Tante ein, das braucht ich dir nun gerade nicht zu sagen, daß sie es nicht aushielten; du würdest dir sonst noch, weiß Gott, was einbilden. Der Onkel aber sah trübselig vor sich hin und brummte: ‚Ach was, er solls ihr nur sagen!' — ‚Das seh ich doch jetzt nicht ein!' erwiderte die Tante; ‚ich will auch alles tun, damit sie zurückkommt; aber zu vergeben braucht man sich deswegen doch nichts!' — ‚Vergeben —?!' schrie der Onkel die Tante an, notabene: auf der offenen Straße und mit einem so bösen Blick, wie ich keinen bei ihm vermutet hatte. ‚Ich hab das Kind gern! Es drückt mirs Herz ab, daß ich sie nicht mehr sehe! Heulen könnt ich wie ein Kind! Sags ihr! Sag ihr alles! Sag ihr noch viel mehr: ich vergebe mir nichts dabei. Wenn sie nur wieder kommt!' — ‚Ich sage nichts mehr!' entgegnete die Tante in drohendem Tone. — ‚Das ist

schon das beste!" schlug der Onkel mit zitternder Stimme zurück. ‚Du hast längst zu viel gesagt!' "

Herman hielt etwas inne, dann setzte er hinzu: „Jetzt hättest du sie ja windelweich! jetzt wäre der richtige Moment, Klara!" und sah sie beobachtend an.

Sie saß mit gesenktem Kopfe da, unter der eigensinnig vorstrebenden Stirn waren die Brauen finster zusammengezogen. Langsam hob sie nun das Gesicht zu Herman, ihr rotblondes Kraushaar, da und dort von einem Sonnenstrahl entzündet, war wie ein Flammenkranz um ihr Antlitz, ihre grünlichen Augen glühten fast feindselig, und sie sagte nur nachdrücklich:

„— meinst du?"

„Nun ja!" erwiderte er. „Warum soll ich das nicht meinen!" und es kostete ihn Mühe, nicht zufrieden zu lachen.

„Dann sind wir verschiedener Meinung! kannst mir gestohlen werden!"

„Also — was soll ich dem Onkel dann antworten?"

„Was du willst. Womöglich etwas, das er verstehen kann." Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: „Weißt du, Herman am Montag Abend, wo mir weh und angst war vor meinem Abzug, da hätten sie mich durch ein Bißchen Güte halten können. Gottlob, ist es anders gekommen! Jetzt aber hab ich Freude und Mut zu allem! Wir haben schon lange nicht mehr zu einander gepaßt, die Eltern und ich; und jetzt — jetzt würden wir einander gar nicht mehr verstehen und ertragen können."

„Freut mich!" rief Herman herauslachend. „Mir ganz aus dem Herzen gesprochen!"

Sie sah ihn groß an, ihre Augen glitzerten, so nahe war sie dem Weinen; sie begriff nicht, wie er in dieser Sache mit ihr spielen mochte. Sie schaute scheu zur Seite nach ihrer Nachbarin und fing gerade noch den großen teilnehmenden Blick auf, mit dem sie beobachtet worden war. Unter Tränen lächelnd und errötend ergriff sie Elfridens Arm mit beiden Händen und rief:

„Der wüste Kerl hat sein Plaisier daran, einem das Herz schwer zu machen und einen durcheinander zu bringen!"

Elfride drückte mit ihrem Arm Klaras Hände an sich, während Herman rasch entgegnete:

„Nein, ich wollte nur genau wissen, was du meintest. Auch wollt ich die Probe auf die Ansichten von Onkel und Tante machen. Es hat mich doch einigermaßen grimmig belustigt, wie rasch sie vergessen und wie leicht sie die Konsequenzen ihrer Handlung abtun zu können meinen. Sagen und tun wollen sie einem das bitterste, handelt man dementsprechend, so sind sie empört. Was sie verübt haben, soll nicht mehr gelten, sobald es ihnen unbequem ist. Eine wundervolle Rechnungsart! Nun wollt ich sehen, ob sie in diesem Falle stimmt. Sonst stimmt sie ja lächerlich oft!"

Klara hörte kaum, was der Freund sprach. Ein wenig an Elfriden angelehnt, saß sie da und dachte aus dieser unvermutet gefundenen Rast und Geborgenheit

heraus an die Pflegeeltern zurück, an die Wirrnis, der sie entronnen und in die man sie zurückzwingen wollte. Da sie stumm blieb, nahm Elfride das Wort auf:

„Was du den Leuten zum Vorwurf machst, Herman, scheint mir doch nur der allgemeinen Unvollkommenheit der menschlichen Natur und Kräfte zu entsprechen. Schon das Gute, das wir mit Bedacht betreiben und erreichen, ist fast immer von Nebenfrüchten begleitet, die uns widerstehen. Was wir aber in der Erregung tun, in Verblendung oder Umnebelung, wie sollten wir uns auf dessen Folgen einschwören wollen! Haben wir in der Besinnungslosigkeit die Motive nicht überwinden können, so muß es uns wenigstens freistehen, uns gegen die Folgen zu wehren oder uns womöglich ihnen zu entziehen. Sonst wäre ja kein Leben mehr möglich."

Klara lauschte dem Klang der Sprache, die ungewöhnlich rein gehalten war und mundartliche Bequemlichkeit vermied, beobachtete die Bewegung der Lippen und die ruhige Miene Elfridens und achtete nicht auf den Inhalt der Worte. „Was für ein formloses und fahriges Kind bin ich doch noch!" dachte sie und ward unwillig, als Herman eifrig widersprechend einfiel:

„Im Gegenteil! Am besten werden wir die schlimmen Folgen unserer Torheiten los, wenn wir ihnen nicht trotzen, nicht ausreißen, sondern sie herankommen lassen, sie mit Ruhe ergreifen und verarbeiten und womöglich gut machen."

„Nein! Das einzig gesunde Verarbeiten wäre das Ungeschehenmachen! Das können wir nicht: also erkennen wir die ungewollten Folgen nicht an, verleugnen wir ihre Zugehörigkeit! Vergessen wir sie!"

Herman lächelte, als wässerte ihm der Mund zu einer guten Antwort.

„Nicht zurückschauen!" fuhr Elfride fort. „Nicht büßen wollen! Dazu ist das Leben zu kurz! Schlafen wir jede Nacht! Waschen wir uns jeden Morgen und jeden Abend! wie könnten wir sonst einigermaßen rein sein!"

„Herman sagte nichts. Er sah nachdenklich bald zu Boden, bald Elfriden an und schüttelte sanft den Kopf. Er überlegte, ob ihre Worte einer nicht beirrbaren Lebenskraft oder aber einer heimlichen Schwäche und Angst entsprängen.

Darüber fing Klara zu reden an:

„Mich hat in diesen Tagen die Vergangenheit auch geplagt, daß mir bald anders wurde. Je, wie kam ich mir betrogen vor und überflüssig. Ich habe mir nie träumen lassen, daß verlorene Zeit so schmerzen könnte. Ich hatte Stunden, wo ich meinte, ich müßte toben und rasen, um meine ohnmächtige Wut ein wenig loszuwerden. Herman, du hast mich einmal vor einigen Jahren auf dem Eis gefragt, ob mir mein Leben nicht zu wertlos und pöbelhaft sei, und ich hab dich schnippisch abgefertigt, — das ist mir jetzt siedendheiß eingefallen. Hättest du mir ein Wort von meinen wahren Verhältnissen gesagt, ich glaube, es wäre vieles anders geworden!"

Herman zuckte mit den Achseln und erwiderte:

„Wer weiß! Vielleicht war doch erst jetzt der richtige Zeitpunkt. Und überhaupt interessierte mich nur, ob dir damals der Sinn deines damaligen Lebens genügte."

Klara wich seinem Blick nicht aus, sie errötete und sprach:

„Ja, so wars nun. Und viel daran denken möcht ich wahrhaftig auch nicht, nein! nein!“ Sie faßte unwillkürlich Elfridens Arm fester, so daß diese ihr die Hand auf die Hände legte; dann sah sie zu Boden und fuhr langsam wieder aufschauend fort: „Nur eines möcht ich wissen: wo ich herkomme, wer meine Eltern sind!“

Herman zuckte die Achseln.

„Das kann ich doch verlangen!“ rief sie erregt. „Bin ich denn auf der Gasse aufgelesen oder vom Himmel gefallen! Das zu wissen hab ich doch ein Recht! Sie sagen, sie wüßten es selber nicht — ist das wahr? ist das möglich?“

„Warum nicht?“ sagte Herman. „Mir ist von deiner Herkunft nichts bekannt.“

„Muß die Polizei das nicht wissen?“ fragte sie. „Dort muß man doch alles melden!“

„Vielleicht wissen sie es, vielleicht auch nicht. Was sie wissen, kannst du jedenfalls erfahren,“ erwiderte Herman.

„Gut also —“ sagte Klara mit finsterer Miene.

Nun drehte sich Elfride mit halber Wendung zu ihr, faßte ihre Hände und sah ihr herzlich in die Augen.

„Kind!“ fing sie an. „Sie sagten vorhin: ‚bin ich denn vom Himmel gefallen!‘ — Nehmen Sie das doch an! Was wollen Sie denn schöneres! Sehen sie einmal den blauen, luftigen Himmel da droben an und sagen sie, dünkt sie der Gedanke an ihn nicht lieblicher und stolzer als die Vorstellung, auf einem muffigen Polizeibureau zu stehen, sich von ein paar uniformierten Proleten angaffen und ausfragen, in irgend einem schmierigen Polizeiregister nachschlagen zu lassen, um schließlich etwas zu erfahren, womit sie doch nichts anfangen können? — ‚Vom Himmel gefallen‘ — das war ein schöner Ausdruck, ungewollt. Bleiben sie doch dabei! Vielleicht finden Sie eines Tages auf Ihren Flügeln noch ein wenig Blütenstaub von dort oben, den man Ihnen auf der Polizei gewiß abstäuben würde!“

Herman dachte, das seien nun doch etwas verstiegene Sprüche, und wußte nicht, ob er lachen oder ernst bleiben sollte.

Klara aber sah mit erstaunten Augen die Sprecherin an. Sie war in den letzten Tagen zu hart angepackt, auch von Herman, ihrem einzigen Beistand zu sachlich und skeptisch behandelt worden, als daß die Berührung einer weichen, warmen Hand sie nicht hätte überwältigen sollen; sie schluchzte plötzlich und fing heftig zu weinen an, indem sie Elfridens Hände krampfhaft drückte.

Da wurde es dem jungen Manne unbehaglich, er schlich sacht hinweg, lief den ganzen Garten hindurch, blieb am andern Ende, auf die Gartentür gelehnt, stehen und sah die Straße hin,

„Auch nicht übel!“ brummte er vor sich hin. „Ich muß lachen und die heult! — Heult sie jetzt wirklich über ihre Engelsflügel und den himmlischen Blütenstaub? — Und von der Elfride hab ich solchen Stuß auch noch nie gehört. Was will sie

damit? Nur eine rührende Floskel leisten?" Er schüttelte den Kopf, es leuchtete ihm nicht ein. „Nun — jedenfalls hat sie Effekt gemacht, die Klara wird nun wohl mit ihrer hohen Herkunft zufrieden sein und auf die Polizei verzichten." Er wandte sich, ging langsam ins Haus und trat in die Küche, wo Frau Feinäugle am Wasserstein Salat wusch zum Abendessen. Er setzte sich auf den Stuhl neben der Tür und sagte:

„Sie können heut ein paar Blättlein mehr nehmen. Die Klara ist da und wird wohl auch was haben wollen."

Sie richtete sich auf, sah ihn an und erwiderte, indem ihre Hand den Salat immer wieder unters Wasser drückte:

„Da sollt ich am End noch ein paar Eier einschlagen?"

„Wenn es sonst langt, ist das unnötig."

„Ha, langen täts schon; wegen sellem —! Aber sie ists halt besser gewöhnt."

„Wer zu mir kommt, muß mit dem zufrieden sein, was ich hab, oder er soll mich zu so gefährlichen Stunden nicht besuchen."

„Ich denk jetzt," erwiderte sie unbeirrt, „wenn man einen lieben Gast hat, kann man auch einmal was Übriges tun."

„Ihren ersehnten Regen kriegen Sie jetzt, Frau Feinäugle; vorhin ist mir schon zum zweiten Mal so ein weicher, feuchter Luftzug ins Gesicht gekommen."

Sie schaute ihn groß an und lachte, dann sagte sie zum Herd tretend und die Glut aufstürend:

„Ich glaubs auch. Wo ich vorhin in die Kammer bin, Draht holen, und an der Wasserleitung hinstreif, da ists ganz naß, dick beschlagen; gestern wars brottrocken. Ja, 's ist nötig, blutnötig."

Nachdem er sich noch ein Wenig über Garten und Markt mit ihr unterhalten hatte, ließ er sie wieder allein.

Auf dem Weg nach dem Wäldchen, wo er nun beruhigte Stimmung anzutreffen hoffte, fand er die Beiden Arm in Arm sich ergehend. Er schritt ihnen nach und als er ihnen nahe kam, machten sie gerade kehrt, daß der Schwung ihrer Röcke rechts und links die Pflanzen der Rabatten hin- und herwehte, und mit heiteren Mienen traten sie ihm entgegen. Er fühlte eine leichte Eifersucht, da er sie so rasch vertraut sah; doch ward diese Bitterkeit alsbald verwischt durch die Bewunderung Elfridens. Sie kam einher wie immer mit ihrem ungewöhnlichen, leichten und stolzen Schritt, nur daß sie das anmutige Kind am Arm hatte, und doch war es Herman, als hätte er sie noch nie so schön und groß, mit so herrschender Haltung gesehen. Ihm klopfte das Herz, und ungeduldig drängte es ihn, zu erfahren, was sie so gehoben hatte, und ihre Lust mitzugenießen. Aber sie unterhielten sich über beiläufige Dinge, und er machte sich nun Gedanken darüber, ob sie ihm irgend etwas verheimlichten. „'S ist doch Eine wie die Andere! Kaum kennen sie einander, so liegen sie einander, wenn nicht in den Haaren, gewiß in den Armen und kramen Geheimnisse. Der Elfride hätt ichs nicht zugetraut!"

Dieser aber war es bei Klaras Rührung durchaus nicht wohl gewesen; nach-

dem sie sie ein wenig hatte gewähren lassen, war es ihr gelungen, sie durch teilnehmende Fragen nach und nach abzulenken und endlich ganz ruhig mit ihr über Absichten und Aussichten zu sprechen.

„Ich habe mich deinem Bäslein," sagte sie zu Herman, „als Lehrmeisterin im Buchführen und dergleichen angeboten; wenn sie ab und zu herauskommt, wollen wir es bald haben!"

Er blieb stumm und erst, als ihm ein eifersüchtiger Ärger bewußt ward, antwortete er, um ihn nicht merken zu lassen:

„Hm, das ist schön! Da wird dir Klara dankbar sein. Da könnt ich auch hospitieren!"

„Um mich zu blamieren?" rief Klara. „Ich danke."

„Keine Angst!" erwiderte Elfride. „Die Gefahr der Blamage ist bekanntlich immer auf Seite des Lehrers!"

Aber nur widerwillig beteiligte er sich weiterhin an der Unterhaltung. Er dachte, nun werde er Klara wohl bald entbehrlich sein, und kämpfte mit einem nachträglichen Unwillen über ihren Besuch.

Bald war Klara täglicher Gast im Hause. Sie lernte über ihre Einnahmen und Ausgaben kaufmännisch buchführen, sie besprach mit Elfriden alle kaufmännischen Dinge, die ihr aus den Büchern nicht genügend klar geworden waren; sie gingen spazieren, lasen und disputierten. Wäre nicht das Verlangen nach pflichtmäßiger Arbeit, nach einer verantwortungsvollen Aufgabe gewesen, sie würde sichs nicht anders gewünscht haben.

Manchmal mußte sie lächelnd und beschämt zugleich an das Grauen denken, mit dem sie ihren ersten Besuch gewagt hatte. Was fand sie nun hier in diesem unmoralischen Verhältnisse anders, als etwa bei einer verheirateten Freundin? Allerdings — sie mußte hier nicht Zärtlichkeiten mitansehen, die einem Dritten peinlich sind, keine interessanten Anspielungen oder diskreten Bekenntnisse hören, man trieb keinen Klatsch, belog sich nicht ersichtlich um der guten Form willen, man zeigte sich eher einmal offen die Zähne, man suchte, so gut und gescheut man eben konnte, sich über Das und Jenes zu verständigen und zu belehren, — im übrigen war aber doch gewiß kein Unterschied, den man gar auf Unsittlichkeit hätte zurückführen können! Und war es nicht auf den ersten Blick eigentlich begreiflich, daß Elfride anders lebte, als Frau Höpfner oder Laura Einser für erlaubt hielten! Gewiß, auch sie, Klara, war nicht einverstanden; aber wenn die Beiden nicht heirateten, so mußten sie ihrer ganzen Art nach triftige Gründe haben!

Eines nahm sie Elfriden übel. Wohl nannten sie einander beim Vornamen und verkehrten, als kennten sie einander seit langer Zeit, und doch war es aller Zutraulichkeit und allem Liebewerben Klaras nicht gelungen, Elfriden eigentlich näher zu treten als am ersten Tage. Sie hatte sogar eines Abends ein Gedicht voll Sehnsucht und leisem Vorwurf gemacht und kühn durch die nächtige Straße

noch zum Briefkasten getragen; — aber während sie andern Tages beim Wiedersehn vor Aufregung bebte und sich mit Mühe enthielt, Elfriden weinend um den Hals zu fallen, wurde sie von dieser nur mit etwas verwundertem Blick und stärkerem Händedruck begrüßt, ja, Elfride brachte es eine Stunde später fertig, irgend eine Überzeugung Klaras mitleidlos zu zerpflücken, sodaß Herman für die Gedemütigte eintreten mußte.

Auch er war enttäuscht, nach der raschen ersten Annäherung keine engere Vertrautheit gedeihen zu sehen, und trotz seiner anfänglichen Eifersucht tat es ihm nun leid für Klara. Ihm war, als ob Elfride keine Gelegenheit versäumte, um Klara zu widersprechen und Überlegenheit zu zeigen, oft sogar mit Hilfe eines ganz künstlich geschaffenen Meinungsgegensatzes, und dieses wurmte ihn umsomehr, als er nicht begreifen konnte, wozu. Daß sie als Überlegene glänzen wollte, glaubte er nicht; denn es kam ihr nicht darauf an, ganz unhaltbare oder gar verwerfliche Behauptungen aufzustellen und mit aller Zähigkeit und unbeirrbaren Ruhe zu verteidigen; manchmal gewann es fast den Anschein, als behage es ihr gegenüber der gefühlsmäßigen Ehrlichkeit Klaras willkürlich, bedenkenlos, etwas verrucht dazustehen. Abgesehen vom Meinungsaustausch dagegen fiel ihr nicht ein, Klaras Tun und Lassen kritisieren oder bestimmen und ein Übergewicht an Erfahrung und Sicherheit geltend machen zu wollen, sondern sie erhielt dem Verkehr die völlige Zwanglosigkeit freier Kameradschaft.

Allmählich wurde Elfridens Bild, das ihm bis dahin zwar nicht durchsichtig, doch von klaren Linien umrissen gewesen war, für Herman unbestimmter, täuschend, unruhig und beunruhigend. Manchmal dünkte es ihn bewundernswert, daß sie das Widersprechendste denken und verfechten konnte, ohne dadurch die Sicherheit ihres Handelns zu gefährden; oft auch schien ihm diese Willkür bedenklich und eine Überzeugungslosigkeit auf der Lauer zu liegen, um eines Tages alles zertrümmernd aufzuspringen. Wenn sie ihm freudig Klaras ehrlichen Eifer und frohen Lebensmut rühmte, so konnte er mißtrauisch den Ton ihrer Stimme prüfen, die Bewegung ihrer Lippen, den Blick ihrer Augen, und so rein von Ironie ihre Augen, Züge und Stimme sein mochten, in seinem Ohr war der Klang ihrer Worte spöttisch, und was sie gesagt hatte, wiederholte er mit andern Wendungen, bekräftigte es ernst durch Beispiele und verfocht störrisch, was niemand bestritt. Und es wunderte ihn manchmal, wie leicht er jetzt Elfriden gegenüber wider Willen eifrig, abwehrend und scharf sprach.

So ward er ihres Wesens minder gewiß, während doch seine Neugier und Sehnsucht nur wuchs und sich schwer in den gehaltenen Verlauf der Tage fügte.

Eines Tages schien es anders werden zu wollen. Herman wurde ins Bureau seines Chefs gerufen, der ihm sagte, seine ungesetzlichen Verhältnisse seien nun doch soweit ruchbar geworden, daß sie nicht länger übersehen werden könnten. Falls Herman unter dem unmittelbaren Druck der bevorstehenden Disziplinierung sich doch noch anders einzurichten gesonnen sei, möge er es ihm sam folgenden

Tage melden; andernfalls werde geschehen, was nicht zu vermeiden sei. Er hoffe übrigens, Herman werde seinen Beruf nicht seinem Eigensinn opfern.

Trotzdem er dies längst erwartet hatte, besonders seitdem er von Freunden und Kollegen gelegentlich eine Anspielung ernster oder frivoler Art zu hören bekam, war der junge Mann doch überrascht und damit, daß der Vorgesetzte nicht sofortige Aussprache wünschte, recht zufrieden.

Mit einem Ruck war ihm nun seine Arbeit, seine selbstgewählte Lebenslaufbahn und deren Aussichten in den Vordergrund geschoben, und je weniger er sofort einen Ersatz für den drohenden Verlust sah, umso heftiger sträubte er sich gegen den Gedanken einer Änderung, mit dem er doch die Zeit her fast selbstgefällig gespielt hatte. Zum Mittagessen trug er den Vorsatz nach Hause, Elfriden einfach mit Hinweis auf die Notwendigkeit um die Ehe zu bitten, und manchmal streifte ihn eine gewisse Genugtuung, nun den Druck der Verhältnisse zur Erreichung seiner Wünsche benutzen zu können. Aber er sprach nichts davon und ging nachmittags aufs Bureau zurück im Gefühle, daß der Versuch eines solchen Zwanges nicht nur unwürdig, sondern auch zwecklos sei. Der Gedanke, auszuziehen oder Elfriden den Vorschlag eines Umzugs zu machen, erschien ihm kleinlich und widerlich, als Feigheit und Rückzug eines schlechten Gewissens. So unzählige Male er bis zum andern Tag alles überdachte, er fühlte, daß er mit Anstand nur das durchführen könnte, wozu er sich vor Wochen durch die Einladung Elfridens bekannt hatte.

Das wiederholte er andern Tages dem Finanzrat und setzte hinzu:

„Meine Verhältnisse sind rein, der Staat will mich zwingen, zu sagen und zu tun, als wären sie es nicht. Gäb' ich nach, so müßt' ich mich als jämmerlichen Kerl fühlen. Was der Staat an einem solchen Beamten profitieren könnte, ist mir unerfindlich. Ob ich mich noch anders als auf Grund meiner Examenszeugnisse durch die Welt bringen und nützlich machen kann, das kommt nur auf den Versuch an, der für mich eher verlockend als gefährlich ist."

„Also — haben wir Sie verloren!" sagte der Finanzrat in teilnehmendem Tone.

„Wollen Sie — des Dekorums wegen — um die Entlassung einkommen?" fragte er dann.

„Nein."

Der Finanzrat lachte freundlich und schüttelte den Kopf. Endlich sagte er ernst:

„Sie haben recht, daß Sie sich auf sich stellen. Ein Kaufmann, ein Fabrikant, Landwirt, Unternehmer, jeder selbständige Beruf ist im Grunde schöner und stolzer als der Staatsdienst. Wir haben die Verantwortung, aber nicht den Erfolg unserer Arbeit. Wir können unsere Kräfte nur anwenden, soweit sie erwünscht sind. Wo die selbstvergessene Kraft und Leidenschaft unserer Arbeit, ihre wahre Produktivität anfängt, da stört sie nur zu oft das Gefüge der Organisation, wird unbequem und abgewiesen. Gesicherte Existenz und Altersversorgung, Titel, Orden

und der liebe Beamtenkrattel sind eine kümmerliche Entschädigung für den, der jene Entmannung zu spüren begabt ist!

„Sie haben letzthin, als ich bei Ihnen war, ganz richtig gesprochen. Und ich sage Ihnen noch dazu: haben Sie den Mut, zu wagen, so haben Sie die Pflicht, zu wagen. Beglückt, wer es bei Zeit fühlt und einsieht!

„Streben Sie, kämpfen Sie, jagen Sie ihrem Ziel oder ihrer Chimäre nach! lassen Sie all ihre Kräfte arbeiten! Haben Sie Erfolg, so freuen Sie sich, daß er Ihnen gehört! Scheitern Sie, so freuen Sie sich, daß Sie aus eigener Schwäche fallen!

„Vergessen Sie nicht, daß es mich immer freuen wird, von Ihnen zu sehen oder zu hören!"

Er reichte ihm die Hand.

Als Herman das Zimmer verließ, war er erregt, als treibe er im Nachen dem Dröhnen und Brausen einer Stromschnelle entgegen.

Sechstes Kapitel

Und bald ging Herman zwar noch zu den gewohnten Stunden aus, aber nicht mehr auf sein Bureau, und kehrte zur üblichen Zeit zurück, aber er kam von der Bibliothek, aus den Museen, von Spaziergängen. Klara und Frau Feinäugle hatte er verständigt, damit sie nicht etwa, wenn sie seine Entlassung in der Zeitung lasen, mit der Neuigkeit zu Elfride liefen, die man jetzt mit Aufregungen verschonen müßte.

Gleich am ersten Nachmittag seiner neuen Freiheit lenkte er die Schritte zu Tante Ulrike. Sie hatte niemals Verwandten- und Erzieherrechte bei ihm geltend zu machen versucht, war immer nur zuschauende, glossierende, helfende Freundin gewesen, ihr gegenüber regte sich gleichwohl etwas von dem Gefühl des Sohnes, der sich für sein Tun und Lassen zur Verantwortung zu stellen hat.

Auf dem Täfelchen neben ihrer Tür stand eine Leiter von sechs Zahlen geschrieben. Das entsprach einer langen Gepflogenheit zwischen Tante und Neffen: ging sie an Tagen aus, wo sie ihn erwartete oder wünschte, so schrieb sie drei Zahlen untereinander, deren letzte die Stunde ihrer Rückkehr angab; blieb er aus, so ward am nächsten Tag eine vierte Zahl als die giltige darunter geschrieben und so fort. Diesmal waren es sechs, die sechste hieß 4,30: sie hatte ihn also schon dreimal vergeblich erwartet und wollte heute um halb fünf Uhr wieder zu Hause sein. Er zog ein Schlüsselein aus dem Geldbeutel, öffnete die Brieflade und entnahm ihr den Türschlüssel. Von außen schon hörte er das Schluchzen und Gilfen des Hundes, der ihn erkannt hatte. Als er eintrat, sprang das Tier heulend an ihm empor, warf sich dann auf den Rücken und ließ ihn keinen Schritt machen, ehe er sich gebückt und das struppige Fell geklopft hatte.

Herman durchschritt die Wohnung, öffnete hinten und trat aufs Dach, dessen

Büsche, Bäumchen und Laubwände tiefgrün unter dem bedeckten Himmel schimmerten. In der Laube, die aus zwei oben gegeneinander gebogenen Epheuwänden hergestellt war, saß es sich behaglich, dort beschränkte kein höheraufsteigendes Nachbarhaus den Blick, der sich wie über ein riesenhaftes Felsenmeer über die steilen und stumpfen, scheinbar wirr übereinandergeschobenen, braunen Ziegeldächer der Altstadt ergehen konnte. Herman weidete sein Auge am schlankaufstrebenden Schlängeln der Rauchsäulen, die nah und fern aus Schornsteinen und Fabrikschlöten bald durchsichtig weiß, bald perlgrau, bald bleischwarz geschwollen auf dem einförmig grauen Himmel spielten, ehe sie sich in ihm auflösten, und er dachte an Elfriden, an die Zukunft, an Klara, an Tante Ulrike und, was sie wohl seit vier Tagen schon ihm mitzuteilen haben könnte, und manchmal auch vergingen seine Gedanken in einem dämmernden Ausruhen.

Plötzlich fuhr Schnuckel, der ihm zu Füßen lag, auf und jagte bellend in die Wohnung. Herman folgte ihm und, als er die Tür, wo der Hund schon ungeduldig kratzte, auftat, kam die Tante die Treppe herauf.

„Guten Tag, Herman!" sagte sie und ging, den Hund abwehrend, in die Küche, wo sie, ohne nur abzulegen, Wasser auf das Gas setzte, die Kaffeemühle drehte und Kaffee braute, während der Neffe im Zimmer auf und abschritt.

Erst als sie am Tische saßen und die Tante ungeduldig einen heißen Schluck genommen hatte, fing sie an zu sprechen:

„Gott sei's gedudelt und gepfiffen! Ich hab gemeint, ich gehe noch drauf an dem Malefizgeschmack!"

„Wo fehlts?" fragte er.

„Ich hab die Frau Knäblein besucht und mit ihr Kaffee getrunken. Ich hab ihr die Ehre antun müssen und ehrenhalber gabs Tassen wie Kübel. Schwarz wie Stiefelwichse ist die Schnitzbrüh aus dem Kaffeehafen rausgeloffen, ich hab gleichviel Milch zum Kaffee genommen, er ist kaum heller geworden."

„Da hätt ich's stehen lassen und gesagt, meine Augen seien größer gewesen als der Magen."

„Sie kanns nicht besser, die Knäblein, und hätt sicher gemeint, ihr Kaffee sei mir zu schlecht, wenn ich weniger getrunken hätt! — Aber es war mir ganz liederlich von dem Gesöff!" Sie sog prüfend den Duft ihres Gebräu's.

„Da kannst du's ruhig riskieren!" sagte Herman lächelnd.

Sie trank und fragte:

„Nun, was führt dich des Wegs, mein Sohn Timotheus?"

„Dein Wunsch offenbar —?"

„Aber die Telepathie ist, scheint's, nicht deine Stärke! 's hat schon Anstrengung gekostet dich herzuwünschen. Allerdings hätt ich dich nicht mittags um vier erwartet."

„Sondern erst um halb fünfe, hm?" Er lächelte.

„Nein, erst nach dem Bureau!"

„Nach dem Bureau — ist's schon!"

„Da habt ihr heute früh geschlossen —!"

„Gestern haben wir schon geschlossen!" erwiderte er mit beobachtendem Lächeln und setzte schwäbelnd hinzu: „Allberaits."

„Gestern schon?" fragte sie, verwundert die Brauen hinaufziehend.

„Man könnte vielleicht auch sagen: gestern erst!"

„Herr, dunkel ist der Rede Sinn."

„Liebe Tante, — da du nun einmal so ungeheuer zartfühlend bist und partout nicht wissen willst, was ich dir noch nicht selbst gebeichtet habe, so laß dir sagen: sie haben mir den Stuhl vor die Tür gesetzt, hinausgeschmissen haben sie mich, — wegen unsauberen Lebenswandels haben sie mich geschaßt."

„Das sind ich ganz in der Ordnung. Und darum bist du vorhin so pensif hin- und hergerast und hast mir beim Umkehren immer das Servantl fast umgerissen?"

Herman schaute nur hinüber nach dem sogenannten stummen Diener, der halb von der Wand abgerückt mit der Ecke ins Zimmer vorstand.

„Und was nun weiter?" fragte sie. „Was hast du vor?"

„Nichts. Einstweilen liegt Schnee auf dem Acker."

„Ja —" fragte sie zögernd, als ginge sie zu weit, „ertragen es die Finanzen?"

„Immer noch!"

„Läßt du es ihr auch an nichts fehlen?" fragte sie nach kurzem in demselben etwas unsicheren Ton. „Sei mir auch nur recht aufmerksam und geduldig! Kinderkriegen ist kein Spaß. Nimm dich ein wenig zusammen und zeig dich aufgeräumt! Nicht den Kopf hängen und durch den Käfig stürmen wie vorhin!"

Er sah die Tante verwundert an, ihr Ton ging ihm nahe.

„Du hast recht," sagte er; „aber man sieht halt ernst aus, wenn man über Ernstes nachdenkt!"

„Das ist aber falsch, das ist ärmlich, das ist geradezu subaltern!" rief sie. „Ein rechter Kerl freut sich, wenn ihm was begegnet, das er ernst nehmen darf. Wenn du an der progressiven Einkommensteuer oder der Goldwährung oder dergleichen wichtigen Chosen rumdenkst, dann ist ein trübselig Gesicht begreiflich und steht dir frei; wenn es sich aber darum handelt, zu zeigen, daß du eigene Beine hast, auf eigene Weise zu laufen und zu stolpern, dann sei zufrieden und bedenke, daß alles handlicher wird, wenn du's anlachst. Wenn du aber den Kopf hängen mußt, so häng ihn in Gottes Namen, wann du allein bist und sie es nicht sehen kann! Sonst fängt sie am Ende auch mit ähnlichem Ernst an und dann gut Nacht!"

„Gewiß, Tante, ich will auf mich achten!"

„Und merke dir: wenn einer neben einer schönen Frau stumm und tiefsinnig durch die Straßen wandelt, dann dauert er einen."

Er schaute ihr kurz und scharf in die klaren Augen und konnte ein verschämtes Lächeln nicht unterdrücken.

„Ja, ja, mein Allerliebster! Auch daraus kannst du ohne allzuviel Nachdenken erkennen, daß der sichtbare Ernst meistens eine Dummheit ist. Dem nächsten Unbeteiligten ist er ja doch nur ein gefundenes Fressen für seinen Witz und seine

Schadenfreude! Behalte deinen Ernst für dich! laß ihn dir nicht durch die Augen der Welt besudeln und verekeln! Hast ihn ja blutnötig, denn nur ernstnehmen ist leben."

Er antwortete nicht und sah nur finster vor sich nieder.

„Nehmen wir," fuhr die Tante fort, „gerade einmal deine neueste Episode! Ich will sie durchaus nicht kritisieren; denn — nebenbei gesagt — ich hab meine Freude dran, nicht weil mir deine — Elfride, wenn ich recht gehört hab — in der Tat gut gefällt, vom Sehen, sondern weil ich seit Jahren darauf warte, daß du einmal wieder was „Unbegreifliches" tust. Das ging bei dir so regelmäßig und korrekt vorwärts, daß ich meinem Urteil nicht mehr traute und fürchtete, du wärst am Ende doch nur so ein Achselträger und Leisetreter und Streber."

„So so?!" murmelte er, sich zurücksetzend; „nicht bitter!"

„Also darum bin ich ganz zufrieden und bei mir bist du avanciert; aber bildest du dir ein, deine Vorgesetzten und Kollegen und die übrigen glaubten dir, daß irgend ein anständiger Ernst dahinter stecke? Der eine nennt es ein Malheur, der andere Trotz und Überhebung, der dritte heißt dich einen Lüdrian und so weiter."

„Möglich!" antwortete er mit Achselzucken und betrachtete seine Hände. „Der Finanzrat übrigens nicht."

„Der ist allerdings ein Feiner und hält das Maul, wo er inkorrekt denkt!"

„Nun, die werden ja sehen —!"

„Das bezweifle ich nicht. Aber wenn du ein tiefsinniges Gesicht spazieren trägst, sagen sie: der arme Kerl! läuft der belämmert herum!"

„Jetzt hörst aber auf!" rief er. „'s ist genug Heu hunten!"

„Gut; aber was ist mit Schweigen geändert? — Was sagt übrigens sie dazu?"

„Nichts!" erwiderte er mit Nachdruck. „Sie weiß nichts von der Entlassung."

„So —? das kann ja noch interessant werden!"

„Ich habe Gründe."

„Gibts die?" fragte sie und sah ihm forschend in die Augen. „Na, Gott segne sie, die Gründe!"

Eine Weile sprachen sie nichts. Herman pfiff tonlos vor sich hin: „Mein Herz das ist ein Bienenhaus —" dann fragte er plötzlich:

„Hast du mich deshalb so ungeduldig erwartet?"

„Nein, ich wollte dir nur sagen, daß ich für deine Klara eine Stelle wüßte."

Er fuhr auf und rief:

„Na, du bist klassisch! kannst mir nicht eine Karte schreiben!"

„Pressierts denn so? Ist sie am Verhungern oder am Verzweifeln?"

„Unsinn! Aber denk doch, die Freude!"

„Dann sei doch froh, daß sie noch nicht vorüber ist!"

„Ja, wenn nur noch Zeit ist! In fünf Tagen kann die Stelle hundertmal besetzt sein."

„O Schlaule! — — Dann hätt ich's wohl eiliger gehabt!"

„Oder es hätte bei ihr was dazwischen kommen können!"

„Dann hätte sich der Kühner halt eine andere gesucht. 's ist kein Mangel."

Herman schüttelte den Kopf und fragte:

„Was für ein Kühner?"

„Spinnerei."

„Wie kommst du dazu?"

„Ich hab ihn halt gefragt, ob er nichts derartiges brauchen könnte, und siehe da —! Aber setze dich doch! Ich hasse doch das Herumgezappel! Nimmst einem ja die leibliche Ruhe."

„Ich setze mich jetzt nicht mehr! Sag, was du noch weißt!"

„Er versucht es acht oder vierzehn Tage mit ihr. Wenn er sie brauchen kann, kriegt sie gleich Bezahlung, weil er überhaupt nicht mit unbezahlten Kräften arbeitet. Neuer Stil! — Zwischen zwei und vier kann sie ihn in der Wohnung sprechen."

„Was ist er für ein Kunde?"

„Das wird sie ja sehen."

„A —" machte er unwillig. „Sie könnt sich doch ein bißchen danach richten!"

„Ach, laß mich aus! Sie soll sich geben, wie sie ist. Sie ist doch alt genug, für sich einzustehen!"

„Also, ich danke dir. Wenn ich wieder was brauche — — Ich gehe jetzt."

„So hätt es nicht geeilt! Aber geh in Gottes Namen, wenn's dir keine Ruhe mehr läßt, und komm auch wieder einmal! — Hättest auch in Ruhe fertig trinken können!"

„Adieu!"

„Das Täfelchen — hörst, das Täfelchen kannst im Vorbeigehen abwischen!" rief sie ihm noch nach. Er tat es aber nicht, sondern jagte, drei Stufen nehmend, die Treppe hinab.

Er rechnete zwar darauf, Klara bei Elfriden zu finden, doch ging er für alle Fälle an ihrer Wohnung vorbei, ließ einen Pfiff ertönen und eilte dann erst nach Hause.

Elfride und Klara hatten ihre Nachmittagsarbeit, jene das Wäschenähen, diese Stenographieren aufgegeben, den Tisch im Wäldchen geräumt und wollten sich ein wenig ergehen. Als sie aber durch den Garten schritten, lähmte die Ruhe und Stille des gedämpften Tages ihren Wunsch, sie blieben gleich wieder stehen, schauten über die roten und schwarzen Dächer in den gleichmäßig grauen Himmel, über die Vorstadtgärten, deren Grün dunkel ins Grau des Himmels hineinspielte, und horchten der ungewöhnlichen Stille, die jeden Ruf, jedes Bellen einsam und gewichtig verhallen ließ. Dann kehrten sie um und wandelten zögernd in das Wäldchen zurück, setzten sich und blickten einander mit verwundertem Lächeln an, indem jede das Gefühl hatte, als sei sie eigenem Antriebe gefolgt, und zugleich, als sei die andere schuld. Sie blieben ausruhend sitzen und schauten an den dunklen Stämmen vorbei durch das grüne Laubgehänge in das klare Tageslicht, auf den weißlichen Giebel des Hauses und die graue Fläche des Himmels dahinter. Eine Amsel sang fragend und drängend von einem Baum oder First herunter, manchmal tönte aus der Ferne eine Antwort her.

Herman kam rasch durch den Garten.

Als er zu ihnen trat, begrüßte ihn Elfride lächelnd, Klara aber sagte:

„Hör einmal!"

Er horchte und fragte:

„Was ist?"

„Nun — hör doch!"

„Ja, ich höre nichts besonderes."

„Die Amsel —?"

„Die ist nichts neues!"

„Aber so doch, mit dieser Ruhe in der Luft und im Licht und in den Farben! Schau einmal da hindurch! Ich hab's auch schon oft gesehen; aber eben erst merk ich, wie schön es ist! Wie durch das Grün die ersten Lilien vom Weg herüberschimmern und die Rosen und Nelkenbeete und hinten das Haus mit dem dunkeln Aprikosenspalier und dem weißen Giebel darüber! Und wie der weiße Giebel mit seiner feinen schwarzen Kontur in dem weichen Grau liegt! Das ist alles so ruhig und kräftig und sicher, als müßt es dauern bis zum jüngsten Tag, und nun kommt plötzlich der Amselruf hindurch, unruhig, ungeduldig —" sie sprach nicht weiter und wurde rot.

Herman schwieg und dachte:

„Elfride macht Schule! Ich fange an, mich als ästhetischen Bärenhäuter zu fühlen."

„Ich weiß auch was Schönes!" fing er plötzlich an.

„Was denn?" fragte Klara, während Elfride nur zu ihm aufsah.

„Eine Stelle für dich."

„Eine Stelle —?" wiederholte sie, als habe sie nicht recht verstanden, sprang, da Herman nickte, mit einem Schrei empor, packte den Freund an den Armen und wirbelte sich „hurrah" schreiend um ihn herum. Plötzlich hielt sie an und sagte kleinlaut: „Geh, du machst mir was weis!"

„Kindskopf!" antwortete er. „Geh nur morgen zwischen zwei und vier zu Herrn Fritz Kühner und frag ihn!"

Sie setzte sich, zu Elfriden sich drehend, auf die Bank und rief:

„Elfride, eine Stelle! denk, eine Stelle!"

Diese nickte und lächelte gezwungen und sagte leis:

„Schade!"

„Hab ich aber Glück!" fuhr Klara fort. „Ist das nicht Glück?! O jetzt wird's fein!" schrie sie. „Jetzt fängt's erst an! Aber erzähl doch auch, was du weißt, Herman!"

Während dieser Klaras Wunsch erfüllte, stand Elfride auf und ging wortlos hinweg. Sie konnte Klaras Freude nicht ertragen, und wie sie nur gezwungen gelächelt und „Schade" gesagt hatte, so fürchtete sie, sich weiterhin Worte entlocken zu lassen, die mißverstanden werden könnten. Sie ging den Gartenweg hin zwischen den eben sich erschließenden Lilien, klagte sich an und haderte mit sich. Warum konnte sie an der Freude der andern nicht teilnehmen? Warum fühlte

sie sich gekränkt, beleidigt geradezu von dem bißchen Freude?! Warum hatte sie den Drang, diese Freude zu stören, mit irgend einem Wort des Spottes zu zerstören? Es war doch nicht Neid! war auch nicht Selbstsucht, weil Klara nun seltener kommen würde. Wahrhaftig, sie gönnte ihr doch von Herzen diesen Fortschritt! warum gönnte sie ihr nicht die Freude darüber! Warum empfand sie diese Freude als Schmerz? War es so schwer zu sagen: „es freut mich" oder „ich wünsche dir Glück!" War sie so engherzig und kleinlich? Seit wann?

Aber — an was hatte sie überhaupt noch Freude? — Sie blieb stehen und sah mit schweren Blicken vor sich hin, auf das, auf jenes. Diese Lilie da, die eben aufbrechend ihr Silber schimmern ließ, — gab die ihr Freude? Die duftenden Blütenträublein am Rebgang —? Die mächtigen Baumgruppen des unfernen Parkes? — Ihre Gedanken suchten. War in ihrem täglichen Leben etwas, in ihrem Verkehr, in Bildern, Büchern etwas, das ihr Freude machte, sie erwärmte? Sie schwatzte wohl darüber, klug, besserwisserisch. Der geliebte Homer —? Alles nichts. Ja, eines las sie mit Lust, den zügellosen Zorn des Achill, wo er stolz und verachtungsvoll gegen Agamemnon losbricht, wo er Kraft und Trotz und Hochmut, alles was über die leise rinnende Grundwelle des ohnmächtigen sterblichen Lebens dahintreibt und klärmt, auf diesen Hund von einem Atriden ausschüttet. Das durchrüttelte sie, bis ihr Herz bloßlag, das tat ihr wohl, aber Freude war es nicht.

Freude!

Sie schüttelte den Kopf und mit der Hand über ein paar Lilien hinstreifend, schritt sie weiter und murmelte:

„Man muß den Willen zur Freude haben! Nicht sich gehen lassen und verirren! Sich freuen *wollen*!" Sie ging bis zum Ende des Weges, kehrte um und dachte: ‚Was werden sie nun glauben? wie werden sie's auslegen?' und beeilte sich, zu ihnen zurückzukehren.

Klaras Hand drückend sagte sie:

„Ich wünsche dir von Herzen Glück zu der Stelle."

Klara berichtete ihr das wenige Genauere, das sie unterdessen gehört, und pries sich glücklich, so schnell angekommen zu sein.

„Mir ist ein Stein vom Herzen!" setzte sie hinzu.

„Wieso?" fragte Elfride. „So dringend ist es doch nicht."

„Doch, doch! Sieh, ich bin ein anderer Mensch seit den paar Minuten. Daran merk ich, wie nötig ichs habe! Mir ist, als könnt ich jetzt unbefangen unter die Leute gehen. Jetzt kann ich zeigen, ob ich etwas tauge und ob ich ein Recht hatte, — — und daß es mir mit alldem ernst war!" Sie blickte mit weitoffenen Augen hinaus ins Freie, ohne die vor kurzem bewunderten Farben zu sehen.

„Dadurch daß du ums Geld Maschine schreibst —?" erwiderte Elfride mit verwundertem Ton. „Das versteh ich nicht recht."

„Natürlich nicht!" brummte Herman.

Sie wandte sich zu ihm und fragte überrascht:

„Wie meinst du?"

Durch ihre Frage erst recht gereizt, rief er:

„Ich meine, das Vernünfteln und Abkühlen sei überflüssig. Es ist doch natürlich, daß Eines seine Kraft betätigen und zur Geltung bringen will, besonders wenn sie so lange brach lag! und daß es sich riesig freut, endlich Gelegenheit zu bekommen."

„Dagegen sag ich nichts, obschon ich etwa einwenden könnte, daß Diktat und Maschinenschreiben eine bescheidene Kräftebetätigung sei, gewiß eine bescheidenere als ihr bisheriges freies Lernen. Mich wundert nur, daß Klara für vergangene Handlungen, die aus der Vergangenheit ihre Gründe und Giltigkeit haben, die Berechtigung in irgend einer gleichgiltigen künftigen Arbeit sucht."

„Klara denkt wohl, die Wurzeln ihrer Handlung steckten zwar in der Vergangenheit, der lebendige Stamm oder Körper ihrer Handlungen aber sei sie selbst, ihre Person, und müßte seine Berechtigung und Geltung von Tag zu Tag erneuern und ausdehnen."

„Eben das wundert mich. Hängt denn das Recht meines Lebens und Verhaltens davon ab, daß ich hinterher, dem Vorurteil von Hinz und Kunz zuliebe, das und jenes tue?! Da wäre es doch logischer, von vornherein Leben und Handeln nach den Bedürfnissen von Hinz und Kunz zu richten, anstatt hinterher Reugeld zu zahlen."

Ihr ruhiger Ton, ein kaum merkliches Lächeln reizte ihn, und er schwieg einige Augenblicke, um nicht heftig zu werden; dann sagte er ruhig:

„Lehre sie erst, wie sie sich ohne Schmerzen und besonders ohne kapitalen Verlust aus der Gemeinschaft löse — — nein!" fuhr er auf: „lehre sie es lieber nicht!" Er sah ihr streng in die Augen. Er war tief erregt.

Sie nahm seinen Blick ruhig auf, dann schaute sie nachdenklich ins Weite. Herman konnte nicht erkennen, ob sein Ton sie verletzt habe, noch welcher Farbe ihre Gedanken seien. Er war voll Bitterkeit.

„O streitet euch doch nicht!" bat Klara.

„Wir sind nur verschiedener Meinung, wir streiten nicht," erwiderte Elfride.

„Ja, aber 's ist nicht der Mühe wert. Ich weiß ja schon nicht mehr, was ich gesagt habe. Es wird aufgeregtes Zeug gewesen sein. Ich bin so glücklich."

Elfride nahm Klaras schlanke feine Hand in ihre Linke und strich ihr mehrmals mit der Rechten darüber, während ihre Augen nachdenklich zur Seite gingen. Diese Liebkosung erschien so unmittelbar und so zufällig zugleich, daß Herman, der ihr einen Augenblick stirnrunzelnd zugesehen, sich in neuem Unwillen plötzlich abwandte und fortging.

Klaras Hochgefühl wich am andern Nachmittag einer Beklommenheit, und sie ließ sich auf dem Wege gern von Herman, der doch nicht zu Hause sein konnte, begleiten.

„Mir ist," sagte sie einmal aufatmend, „wie vor einer Schulprüfung."

„Eine Prüfung wirds schon!" erwiderte Herman, „aber nur eine deiner Haltung, für die außer Herrn Kühner die ganze Gegend ein Interesse hat. Heut

Abend wird es durch viele Mäuler gehen, wie du dich angestellt hast. Sei nur nicht kleinlaut und geniert! sonst lachen sie über dich und sagen, nun da es ernst wird, sei dir das Herz in die Hosen gefallen."

Klara blieb stehen und sagte, die Straße hinschauend:

„Halt! wir wollen lieber außen herum, sonst kommen wir am Haus vorbei." Sie meinte das Haus ihrer Pflegeeltern, in deren Nähe Herr Kühner wohnte.

„Bedenke nur," fing Herman wieder an, „daß du ihn nicht nötiger hast als er dich und daß er mit dir besser fahren wird als mit vielen andern. Benimm dich ganz so, wie du dich vor einem Vierteljahr bei einem Besuch benommen hättest!"

„Du hast gut reden!" lachte sie befangen.

„So denke, ich stände wie damals dabei und lauerte darauf, mich zu mokieren."

„Ich werds versuchen," erwiderte sie, verließ ihn und ging ins Haus.

Sie gab ihre Karte ab, wurde ins Besuchszimmer geführt und setzte sich. Da sie warten mußte, nahm sie ein Buch vom Tisch und sah Bilder an. Sie fühlte sich nun in der gewohnten Form des Besuchmachens ruhiger als vorher.

Herr Kühner trat ein und sagte, ohne ihr Zeit zu lassen:

„Es freut mich, daß Sie gekommen sind, Fräulein Höpfner. Ich dachte schon, Sie hätten am Ende keine Lust."

„Ich habe erst gestern Abend erfahren, daß Sie eine Stelle zu vergeben haben. Meine Lust könnte kaum größer sein."

„Wie ich höre, haben Sie sich schon ein wenig mit kaufmännischen Dingen bekannt gemacht?"

„Ja," sagte sie und lächelte errötend. „Ich fürchte aber, es geht mit diesen theoretischen Kenntnissen wie mit den fremden Sprachen, wenn man zum erstenmal von einem Franzosen oder Engländer angesprochen wird und plötzlich den ganzen Schulsack vergessen hat."

Er hörte mit nachsichtiger Miene zu und sprach:

„Übrigens ist es mir lieb, daß Sie noch nicht praktisch eingearbeitet sind. Ich möchte mir eine Dame von Anfang an ausbilden. Es ist eine Lehre, doch keine Lehrlingsstellung. Sobald Sie orientiert sind, finden Sie die volle, Ihren Kräften entsprechende Verwendung, je nachdem."

„Besser könnt ich es ja gar nicht wünschen!" murmelte sie.

Er zuckte die Achseln und erwiderte:

„Versuchen Sie es einmal bei mir. Für heute kann ich Ihnen nichts weiter sagen. Wenn es Ihnen recht ist, treten Sie morgen früh an. Nach acht Tagen sehen wir, ob wirs weiterhin miteinander versuchen wollen!" Er stand auf und gab ihr die Hand.

Als Klara aus dem Hause trat, murmelte sie:

„Jetzt ists schon vorbei!" und fühlte neben der Erleichterung eine gelinde Enttäuschung und Unzufriedenheit.

„Überstanden?" fragte Herman.

„Es war nichts zu überstehen," erwiderte sie und berichtete.

Sie waren schon einige Schritte gegangen, da bat Klara den Freund, noch einmal mit ihr umzukehren. Am nächsten Eck erst machte sie Halt und schaute in die kreuzende Straße hinein nach dem Höpfnerschen Haus. Obschon es dastand wie immer, war es ihr finster und leblos. Da wandte sie sich, Herman beiseite schiebend, rasch um und ging ihres Weges ohne ein Wort.

Klara empfand ihre neue Tätigkeit als ein Glück, und als ob sie dies nur der persönlichen Güte und Gnade ihres Prinzipales verdankte, war sie mit allen Kräften hingebend eifrig und gewissenhaft. Bald merkte sie, daß sie brauchbar sei und arbeiten könne, streifte die anfängliche Ängstlichkeit und Behutsamkeit ab und gewann die unbefangene Sicherheit ihres Wesens, von der Erfahrung verstärkt, wieder.

Noch kam sie fast jeden Abend zu Herman und Elfride. Sie brachte ihren Beruf mit hinaus. Was sie am Tage erfahren und kennen gelernt, erweckte Fragen nach kaufmännischen Dingen wie nach wirtschaftlichen und allgemeinen Zuständen, und bald Elfride, bald Herman mußte mit der größeren Erfahrung herhalten. Elfride stand Rede mit allem, was sie wußte, schüttelte manchmal den Kopf wie bei den unermüdlichen Fragen eines Kindes und sprach wohl auch ihre Verwunderung darüber aus, daß Klara den von den Umständen ihr aufgedrängten Posten so ganz zu ihrer eigenen Welt machen könnte und möchte.

Gegenüber Elfridens auf sich selbst ruhendem Wesen, ihrer Glätte und Härte, die nichts Fremdes anzunehmen schien, ihrer Kühle, die jeden Gegensatz unbefangen konstatierte und bestehen ließ, — freute sich Herman täglich auf Klaras wißbegierige Wärme und Regsamkeit, ihr Suchen, Fallenlassen und Annehmen, auf die Möglichkeit ihr zu helfen, sie zu fördern und ihr Wachstum zu teilen, und er schlug Manches nach und studierte, um nur der Freundin nötigenfalls Auskunft geben zu können.

Und umsomehr tat ihm dieses Mitstreben wohl und not, als es ihn wenigstens für Stunden den Zwang seiner Zurückhaltung und Heimlichkeit vergessen ließ. Er hatte noch nie mit einem ihm nahestehenden Menschen in unklarem Verhältnisse dahingelebt, er hätte dergleichen bei jedem Andern bisher als Schwäche verurteilt, — nun mußte er Geduld lernen, mit Elfriden wie mit sich selbst. Immer wieder fuhr er gegen sich auf, warf sich Mangel an Rat und Entschlußkraft vor; immer wieder mußte er sich in das Abwarten finden. Gewiß hätte er Elfriden zur Aussprache und Klärung zwingen können; aber er fühlte, daß er dadurch nicht nur die Erfüllung seiner Wünsche aufs Spiel gesetzt, sondern im schlimmen Falle gar dem Stolze der Frau das Bleiben unmöglich gemacht haben würde; während die Lösung doch ganz von selbst kommen mußte. So hieß es eben ausgehalten. Er mußte heimatlos sein, mußte wie ein schwänzender Schulbub zur bestimmten Stunde seine Wohnung verlassen und bis zu bestimmter Stunde draußen bleiben.

Auch die Entscheidung für eine neue Tätigkeit machte ihm zu schaffen. Solange die Möglichkeit nur bevorgestanden, hatte sie einfach geschienen; nun brachte ein früher unbekannter, häufiger Stimmungswechsel bald Bedenken, bald trotzige oder

übermütige Wageluſt. Freunde zu Rate zu ziehen, gefiel ihm nicht mehr, mit Elfride zu reden war ausgeſchloſſen, Klara zur Vertrauten zu machen, erſchien ihm ſeiner Beziehungen zu Elfriden unwürdig: ſo war er in der kleinen Familie, die ſich um ihn gebildet, zum Schweigen und zu einſamen Gedanken gezwungen.

In dieſer reizbaren Spannung koſtete es ihn Mühe, den manchmal auftauchenden Unmut zu unterdrücken, gelegentlichen Gegenſatz gegen Elfride zu verbergen. Und wenn ihm dies in der Hauptſache und bei ſichtlichen Anläſſen zu Erregung auch gelang, ſo entſchlüpfte ihm dafür in unbewachten Augenblicken, bei belangloſen Geſprächen manches Mal eine ſcharfe und bittere Bemerkung. Das Bedauern hinterher brachte ihn dann wohl dazu, ſich aus ſeinem Geheimnis vor Elfriden einen Vorwurf zu machen. Sie war ſo wenig übelnehmeriſch, ſo verträglich, daß alles Schweigen ihn kleinlich dünkte und er ſich ausmalte, wie unbefangen, klar und natürlich einfach ſie ſeine Eröffnungen aufnehmen, wie ruhig und tätig ſie an ſeinen Plänen und Vorbereitungen teilnehmen würde; — aber der Gemütstrieb, der ihm die Lippen gelöſt hätte, blieb aus.

Einmal ging er in dem Bedürfnis, frei von der Leber zu ſprechen, zur Tante Ulrike. In ihrem Schlafzimmer, das nach der Straße zu lag, auf einem Tritt am Fenſter ſtand ein rundes Nähtiſchlein und ein Stuhl, und hier war bei feuchtem Wetter ihr liebſter Platz. Trotzdem war Herman noch nicht oft in dieſem Zimmer geweſen, und wie jedesmal, ſchaute er auch jetzt neugierig umher, als wären hier noch Entdeckungen zu machen.

„Laß dich nicht ſtören, Tante!“ ſagte er, indem er einen Stuhl herbeizog und ſich zu ihren Füßen ſetzte. ‚Was wollt ich jetzt mit ihr beſprechen?‘ dachte er und ſah zu, wie ſie gerade aus ihrem Armenſtrickſtrumpf von leuchtend blauer Wolle eine Nadel herauszog, mit ihr ein paarmal in ihr noch volles ſilberblondes Haar hineinſtach, ſich zu einem raſchen Blick auf die verregnete Gaſſe etwas über die Fenſterbrüſtung neigte, dann die Nadeln wechſelte und weiterſtrickte. ‚Was ſoll ich denn mit ihr beſprechen?! Dummes Zeug!‘ Er lachte kurz auf.

„Was gibts zu lachen?“ fragte ſie.

„Eine großartige Farbe verarbeiteſt du da!“

„So, gefällt dir die Farbe? Das iſt recht! Dieſe Socken ſind auch für deinen Sprößling in spe. Ich muß bei Zeit dafür ſorgen, daß er nicht barfuß dem Teufel zulaufen muß.“

„Da machſt du ihm gleich Siebenmeilenſocken! — nett von dir! Aber ſo blau!“

„Ja, man muß auch was fürs Auge tun. — Übrigens, haſt du in Acht genommen, wie meine Türen kreiſchen? Du kannſt mir ſie ſchmieren. Das Vergnügen iſt dir ſchon lange zugedacht.“ Sie rollte ihr Strickzeug zuſammen, ſchob die drehbare Platte des Nähtiſches beiſeite, legte den Strumpf hinein und ſtand auf. Herman ſtellte ſeinen Stuhl wieder an den Platz und ging, mit unbefriedigten Blicken die Bilder an den Wänden muſternd, hinter der Tante hinaus.

Nun hob er die acht Türen der Wohnung aus, ölte die Angeln und hängte die Türen wieder ein. Als er die letzte versuchend in den Angeln spielen ließ, sagte die Tante:

„So, mein Sohn, so merkst du auch einmal wieder, wozu der Mensch auf der Welt ist. Du lebst doch da drauß wie der Herrgott in Frankreich. Das verdiente Trinkgeld schreib ich zum Übrigen; eines Tages kommst du doch."

„Wärst du so gern von mir angepumpt?"

„Es käme mir nicht darauf an."

„Aber mir glücklicherweise! 'S steht mir noch lange gut bei dir."

„Wenn du dir die Hände waschen willst — im Schiff ist noch heiß Wasser."

Sie gingen in die Küche.

„Deinen Onkel Konrad," fing sie an, indem sie dem Neffen Waschwasser und Handtuch gab, „den hab ich dieser Tage auch gesehen. Er kam so bekümmert daher und schien mir so gealtert, daß ich, ohne an unsere uralte Weiberfeindschaft zu denken, stehen blieb und unwillkürlich fragte: ‚Ja, bist du's Konrad?' — ‚Gelt, du kennst mich fast nicht mehr!' sprach er, ‚ja, ich kenn mich selber auch fast nicht mehr!' und er ging mit mir weiter, als ob seine Frau zu Hause sicher eingeschlossen wäre. Ich dachte: o letz! — Er erzählte mir dann die Geschichte mit Klara auf seine Weise und daß ers halt nicht verwinden könne und nun gar noch mit seiner Frau stillen Unfrieden habe. Erst habe sie ihm Vorwürfe gemacht, wie wenn nicht sie, sondern er das Kind fortgetrieben hätte, dann habe sie sich beruhigt und scheinbar darüber weggesetzt, nun aber ihm übel genommen, daß er sich immer noch um so ein undankbares Ding sorge und gräme. Er werde halt nicht fertig damit. Er hätte längst die Klara aufgesucht; aber seiner Frau wollt' ers nicht zu Leide tun. Er habe immer noch gehofft, sie würde von selbst zurückkommen; seit sie nun aber die Stelle angenommen habe, sei ihm die Hoffnung vergangen. — Er tat mir wirklich leid, der gute, dumme Kerl! Und doch hat mich gelächert, wie er so herumtappte, als hätt er in die Hosen gemacht. — Plötzlich blieb er stehen, guckte mich an wie aus den Wolken gefallen und sagte: ‚Ja, Rickele, jetzt sinds auch schon dreißig Jahr, seit wir zum letztenmal so miteinander gegangen sind!' — ‚Ja,' sag ich, ‚zweiunddreißig sinds nun mit Gottes Hilfe!' Aber daß er mich auch noch daran erinnerte, wie albern und willenlos er sich damals seiner Frau zuliebe benahm, damals schon und jetzt immer noch, das fuchste mich und ich mußte sagen: ‚Konrädle! Konrädle! Wenn das deine holde Gattin wüßte, daß du so freundschaftlich mit mir, bösem Ripp, spazieren gehst, — dann gut' Nacht!' — Er nahm mirs gar nicht übel und erwiderte nur eifrig: ‚Du irrst. 'S ist doch nicht mehr so; gerade seit — dem Unglück mit Klara. Komm nur mit heim, komm grad mit, wirst schon sehen!' — Ich schaute ihn verwundert an: es war wirklich sein Ernst. Da mußt ich doch lachen und sagte: ‚Nein, ich hab keine Sehnsucht; ich kanns aushalten.' — Der Mann ist noch genau so harmlos wie anno damals. Sag mir nur, wie hat der so viel Geld verdienen können?!"

„Der Alte tut mir ja leid," sprach Herman, „aber — ich kann ihm nicht helfen.

Klara wird wohl auch wieder einmal den Weg hinfinden; einstweilen aber wärs noch vom Übel. Ich würde es ihr nicht raten."

„Ich auch nicht. So wars nicht gemeint. Ich erzähle nur eine Geschichte, um meinen Gast zu unterhalten. Wenn der Konrad nicht die Kourage hat, zu Klara hinzugehen, dann wird er wohl auch, wenn sie zu ihm kommt, nicht das Herz haben, sie richtig zu empfangen. Überhaupt bin ich ein schadenfrohes, altes Weib."

Als ihn die Tante nach einer halben Stunde an der Treppe mit den Worten: „Ich bin nur froh, daß jetzt meine Türen geschmiert sind!" verabschiedet hatte, dachte er lächelnd: ‚nun, da hab ich doch etwas bezweckt! — Aber, daß ich da herlief, als ob ich was zu besprechen und zu beraten hätte, das ist närrisch! — Wem hab ich denn etwas zu sagen und wen zu fragen außer Elfriden? Niemand, Niemand, Niemand auf der Welt! — Ihr möcht ich das Herz ausschütten; aber statt zu ihr gehe ich dahin und dorthin, als wäre sie in irgend einer Verwandlung da und dort!"

Voll inniger Gedanken lief er heim. Am Gartenhag fiel ihm ein, daß er zur Unzeit käme; er blieb über das Türlein gelehnt stehen und schaute unschlüssig in den frischduftenden, noch von Regentropfen blitzenden Garten. ‚Jetzt laß ichs drauf ankommen: ich gehe durch den Garten und wenn ich sie sehe, nehm ich sie mit spazieren und erzähl ihr alles, ganz einfach und ruhig, und mach ein End mit der verdrückten Geschichte!' Langsam schritt er den Gartenweg hin und immer langsamer, am jenseitigen Törlein blieb er stehen und blickte sich um: es war keine Elfride zu sehen. Er verließ den Garten und ging verdrossen wieder in die Stadt.

Wie schon manchmal in der letzten Zeit hatte er keinen Zug zum studieren. So schlenderte er hin und her und geriet am Ende in eine stille Wirtschaft, wo man einen guten Wein trank. Im Garten unter Roßkastanienbäumen, durch Epheuwände und Oleander von einander geschieden, standen einige Tische. Da setzte er sich. Er mußte Lärm machen, bis die Kellnerin kam und fragte, ob er nicht lieber ins Zimmer wollte. Er blieb und bestellte den üblichen Margräfler. Nachdem sie den Wein gebracht, ging sie wieder hinein.

Er fing an zu trinken.

Bald kam die Kellnerin wieder und setzte sich, nach einem unschlüssigen Blick auf den stillen Gast, hörbar seufzend an den nächsten Tisch.

Herman sah um und fragte:

„Liebeskummer —?"

„Ich —? wieso?" erwiderte sie lächelnd, trat an seinen Tisch und blieb die Hände aufstützend stehen.

„Nun, Sie seufzen ja wie eine Kirchenorgel! S'hat mich ja schier vom Stuhl geblasen!"

„Jetzt hör einer —!" sie setzte sich ihm gegenüber und stützte die runden Arme auf.

„Ja, hören Sie nur auf mich! Ich versteh mich auf so Sachen. Das seh ich gleich, daß Sie was auf dem Herzen haben; es steigt Ihnen ja bis an die Nase hinauf, das Herz."

Er mußte lachen, da sie unwillkürlich nach ihrer hochgeschnürten Brust hinabsah.

„Was gibts zu lachen?“ fragte sie.

„Das sollen Sie mir ja eben erzählen! Ich hör so gern Liebesgeschichten.

„Ach, gehn Sie mit Ihrem dummen Zeugs!“

„Gern. Aber rücken Sie heraus mit dem Ihrigen! — Ist Ihnen Ihr Schatz untreu geworden? oder wollen Sie Ihm untreu werden? — Ich glaub das letzte.“

„Nein aber so was!“ rief sie.

Er deutete mit dem Zeigefinger auf ihr errötendes Gesicht und sagte ernst:

„Nun, da haben wirs ja.“

„Woher wissen Sie jetzt das!“

„Das seh ich Ihnen an den Augen an. Also nur raus damit!“

Sie schaute ihn zögernd an und ihre Hand tastete suchend neben den Knöpfen der Taille hin und her. Herman sagte nichts. Da machte sie einen Knopf auf und zog einen zusammengewickelten, ziemlich geschwärzten Brief aus dem Busen.

„Ein Kaminfeger?!“ sagte Herman.

„Ja, aber woher wissen Sie denn das?“

„Ich sag Ihnen ja: aus den Augen.“ Er verbiß das Lachen. „Warum wollen Sie denn Ihren Kaminfeger nicht? Haben Sie Angst, daß er Ihnen Ihr weißes Fell verdirbt?“

„Das ist jetzt unverschämt! Was wissen denn Sie von meinem Fell!“ erwiderte sie mit etwas entrüstetem Ton, während ihre Augen geschmeichelt und belustigt blitzten.

„Allerdings wenig. Immerhin, nach den geringen sichtbaren Proben zu schließen, denk ich mir so ein weiches weißes Fell mit einem rosigen Schimmer — ganz wie bei einem Milchschweinchen.“

Sie kreischte vor Vergnügen auf und rief:

„Sie sind aber ein Wüster!“

„Das bin ich auch!“ sagte er zornig, in plötzlichem Ekel vor diesen Albernheiten. „Drum retirieren Sie sich ja möglichst postwendend!“ Er trank sein Glas aus. „Bringen Sie mir noch ein Viertel! und einen Handkäs, gut durch!“

Die Kellnerin dachte, sie hätte ihn beleidigt. Als sie das Verlangte brachte, stellte sie es nicht von der freien Seite her auf den Tisch, sondern trat dicht neben Herman, beugte sich, Teller und Flasche und Gewürz hinsetzend, vor ihm hin und streifte ihn wiederholt mit Hüfte und Arm. Er schien nicht darauf zu achten und, als sie sich neben hinstellte, sagte er mit verabschiedender Handbewegung:

„Ich danke.“

Als sie fort war, aß und trank er. Ärgerlich über die Reizbarkeit und Brüchigkeit seiner Stimmung ging er dann fort.

Während er in Gedanken durch die Straßen schlenderte, wurde er auf eine vor ihm hintreibende Gruppe aufmerksam und sah Klara in Gesellschaft von noch einigen Mädchen und zwei jungen Herren. Sie waren munter und lachten viel. Er kannte nur eine von der Gesellschaft, eine junge Lehrerin, die mit Klara auf

der Schule gewesen war. Er folgte noch einige Schritte, dann kehrte er um und ging heim. Es wurmte ihn, daß Klara, statt gleich nach Geschäftsschluß hinauszukommen, sich noch mit andern herumtrieb, und zugleich fand er seinen Ärger darüber lächerlich.

Als er zu Hause die Stube betrat, saß Elfride in der Sofaecke neben dem offenen Fenster; ein geschlossenes Buch lag auf dem Tisch.

„Wenn ich sie nur einmal bei einer Arbeit träfe!" dachte er, „ein rechte Prinzeß!"

Sie hatte eben erst, als sie seinen Schritt im Garten hörte, ihre Näharbeit weggelegt; denn sie liebte es nicht, daß man ihr beim Arbeiten zusah, hielt es auch für genug, die Stunden seiner Abwesenheit auszunützen, um ihm, sobald er kam, Gesellschaft leisten zu können.

Er sprach wenig und lief unruhig hin und her.

„Wir brauchen heute nicht zu warten," sagte er einmal; „Klara wird uns kaum das Vergnügen zum Abendessen machen."

„Warum denn nicht?" fragte Elfride, die sofort seine üble Laune empfunden.

„Sie flaniert in vergnügter Gesellschaft."

„Es wird Fräulein Erb sein, die sie schon einigemale traf."

„Ja, die ist dabei und noch ein paar Damen und Herren."

Elfride horchte auf und sah ihm nachdenklich zu, wie er hin- und herschritt.

„Klara scheint aufzutauen," sagte sie. „Sie erneuert alte Schulkameradschaften. Mädchen, die sich auch selbst durchschlagen müssen und darum nicht mit ihr in Berührung geblieben waren. Es freut mich für sie. Ich glaube, sie hat Kameradschaft nötig."

„Unterkriechen — auf deutsch. — Na ja, sie hat ja recht! Warum nicht?"

Elfride lächelte.

Sie saßen dann kaum beim Abendbrot, als Klara die Treppe emporeilte und rief:

„Gelt, ich hab euch warten lassen?"

„Wir haben, wie du siehst, mit der linken Hand gewartet," erwiderte Elfride.

„Das tröstet mich. Ich habe mir auf dem ganzen Weg schon Vorwürfe gemacht und zur Strafe meinen Hunger auch warten lassen, obschon mich die Kirschen arg in Versuchung führten." Sie legte eine Düte auf den Tisch. „Ich bin mit der Mina Erb ein wenig gebummelt, da kamen noch zwei Freundinnen von ihr dazu und zwei Studenten. Nun, da gabs zu schwätzen und zu lachen und so hab ich mich aufgehalten. Wenn ich wieder einmal ausbleibe, dann wißt Ihr, warum."

„Wir hätten auch heute nicht den Kopf darüber verloren!" sprach Herman mit gezwungenem Lachen.

Elfridens Blick streifte ihn, während Klara rief:

„Da sieht mans! Ich hätte dir mehr Anhänglichkeit zugetraut und fürchtete, Ihr wärt schon auf dem Weg, mich ausschellen zu lassen."

„Ein Irrtum!" sagte Herman. „Übrigens hab ich dich mit deiner Gesellschaft gesehen."

„Warum hast du dich nicht angeschlossen?"

„Ach — ich mochte nicht. Vielleicht war es so auch interessanter."

„Für dich oder für uns? Freilich, es sieht dir gar nicht so unähnlich, hinterdreinzulaufen und zuzuhören. So ein bißchen Filou bist du immer gewesen. Na, leg los!"

Er antwortete nichts. Elfride ergriff Klaras Handgelenk und sagte ruhig:

„So darfst du nicht reden! Du glaubst ja auch nicht, daß er hinterdreingegangen sei und gehorcht habe."

„Was wäre dabei? Er hätte ruhig zuhören können."

„Um so weniger darfst du so einen Verdacht bei dir aufkommen lassen und aussprechen! Es gibt ja manchen, dem es schmeichelt, wenn man ihn ohne Grund für einen durchtriebenen Menschen hält; zu diesen gehört Herman aber nicht, so wenig wie er hinterdreinschleicht und horcht. Aber selbst wenn er es getan hätte, so wäre es schöner und klüger, du zeigtest dich arglos."

„Wenn ich aber nicht arglos bin!"

„Dann müßtest du versuchen, es zu werden. Du bist es aber!"

„Ich halte das gar nicht für wünschenswert; mit Arglosigkeit fällt man hinein."

„Das kommt wohl vor; aber mit Mißtrauen zehnmal öfter! Vor allem aber schädigst du dich selbst, indem du durch Mißtrauen in die Schliche der Unredlichkeit einzudringen suchst."

Klara runzelte die Stirn. Herman ergriff die Düte und sprach:

„Jetzt wollen wir einmal ganz arglos in die Schliche dieser Düte eindringen und das unter uns, mit dem nicht gut Kirschen essen ist, durch unser Mißtrauen schädigen!"

„Ja, woran sollen dann die Andern das Betreffende erkennen?" rief Klara.

„Daran, daß er den andern keine Kirschensteiner ins Gesicht spuckt," antwortete Herman, während Elfride still vor sich hinlächelte.

Vor Wochen hatte sich Klara aus der Ratlosigkeit ihres neuen Zustandes und aus der Einsamkeit ihres kämpfenden Gewissens zu Herman und Elfride gerettet und neben den beiden, deren Schifflein doch auch schwer mit der Brandung kämpfte, hatte sie es sich abgewöhnt, ihr Schicksal als besonders tückisch und beklagenswert zu empfinden; nun wurde sie von anderm Verkehr gelockt, nun sah sie Feierabende voll fröhlicher Kurzweil winken, und es ward ihr schwer, statt dessen Elfridens und Hermans Ernst aufzusuchen, der sie schließlich doch immer wieder in sich selbst, in Zweifel und Kummer hineintrieb. Wohl schämte sie sich, wenn sie erst spät in den Garten hinauskam oder gar ausblieb, und schalt sich undankbar; sie zeigte sich den beiden doppelt aufmerksam und zutulich; aber sie machte sich nicht weis, nahm sich nicht vor, am andern Tag früher zu kommen. Es tat ihr zu wohl, mit den alten und neuen Bekannten fröhlich durch die langgemiedenen Straßen zu ziehen, Blicken, die sie neugierig betrachteten oder an ihr vorbeisahen, zu trotzen, sich als Glied einer fleißigen, frischen, selbst-

sicheren Gemeinschaft zu fühlen und zu zeigen. Hatte sie unter Elfridens und Hermans Einfluß sich bemüht, gegenüber den Vorurteilen und abweichenden Ansichten anderer ruhig ihr Gefühl und ihren Sinn zu wahren, so machte es ihr jetzt Freude, sich leichter und freier zu bewegen, als sie ehedem für zulässig gehalten, und den neuen, so kameradschaftlich anmutenden Verkehr mit jungen Herrn auf der Straße, in öffentlichen Gärten oder in der Konditorei mit bewußter Unbefangenheit zu genießen. Des koketten Spiels ward sie sich dabei so wenig klar bewußt, als sie sich gestand, daß ihr die Zigarette zum Kaffee eine Überwindung kostete. Die Stunden gingen so rasch, wenn man die kleinen mädchenhaften Erlebnisse und Geheimnisse austauschte und in harmlosem Klatsch, Neugier und Schadenfreude befriedigte oder im Scherz und Geplänkel mit den jungen Herrn wehrhaft Blick und Zunge übte! Und was ihr so den Feierabend verkürzte, belebte ihr dann als muntere Erinnerung die Zeit bis zum Einschlafen und ließ jene ernsten Gedanken, die ihr sonst das Alleinsein beschwerten, nicht über sie kommen.

Nachdem sie einmal ganz ausgeblieben war, zog es Herman des andern Abends zur Zeit des Geschäftsschlusses in die Stadt. Ungeduldig wartete er in einer Seitengasse, bis er auf der Hauptstraße Klara und ihre Begleitung vorbeiziehen sah, ging dann in einiger Entfernung, durch andere Leute gedeckt, hinterdrein, beobachtete aufgeregt die kleine Gesellschaft und ihr Gebahren, sah zu, wohin sie ging, und wandte sich endlich besorgt und erbittert wieder nach Hause. ‚Wie die Henne, die Enten ausgebrütet hat und sie wegschwimmen sieht, lauf ich ängstlich hin und her und schlage ohnmächtig mit den Flügeln!‘ murmelte er lächelnd. Aber am andern Abend machte er es wieder so, Abend für Abend.

„Was war denn das für ein Laffe damals?“ fragte er eines Abends. „Er trägt einen schwarzen Kneifer und ist mit den Gänsen im Streit.“

„Herman —“ fuhr Klara mit rotem Kopf auf, „das bitt ich mir jetzt doch aus! spar dir solche Ausdrücke! Laffen und Gänse gibts bei uns nicht und Streit auch nicht! Was giftet dich denn so?“

Er lachte vor sich hin und sagte endlich:

„Nun, wenn dich der Ausdruck kränkt, will ich den Laffen zurücknehmen und für ein ander Mal sparen; aber mit den Gänsen im Streit ist er, dafür kann ich nichts. Oder Elfride?“

„Gewiß nicht!“ antwortete sie belustigt.

„Was habt Ihr denn Euch zu mokieren!“ rief Klara unwillig und runzelte die Stirn.

Herman weidete sich an ihrem Ärger, indem er noch mit der Antwort zögerte:

„Wenn Einer so den ersten kostbaren Flaum auf der Oberlippe spazieren trägt, und man noch nicht weiß, gibts Federn oder Haar, dann sagt man, er ist mit den Gänsen im Streit; die haben nämlich auch so ein Stadium.“

„Sprich deutsch! Witze, die man erst noch erklären muß, sind schlecht. Übrigens

bist du auch einmal in dem Stadium gewesen! Ich weiß noch gut, wie du gezupft hast."

„Gewiß! und man hat mirs auch gesagt, und es war eine schöne Zeit. Nun — wie heißt denn der Adonis? Darf mans wissen?"

„Warum denn nicht?" erwiderte sie aufs neue gereizt. „Gabler heißt er und studiert Naturwissenschaft."

„Gabler —? Na, ich bin nur froh, daß ich ihm nicht den Namen gegeben habe, sonst wärs am Ende wieder eine Beleidigung."

„Wieso?"

„Weil man die jungen Rehböckchen Gabler heißt."

„Ach, laß mich jetzt aus mit dem dummen Zeug! Übrigens ist er ein sehr netter Mensch, der auch was weiß."

„Das bezweifle ich nicht. — Was weiß er denn?"

„Er hat mir viel von Nietzsche gesprochen und seiner Kritik der moralischen Vorurteile, durch die er die Grundlage für eine ganz neue Lebensgestaltung gegeben habe, für eine kräftige, tapfere Lebensfreude mit gutem Gewissen, eine neue bewußte Renaissance."

„Verflucht! — Das hat der Nietzsche getan —? Da muß er ja ein Mordskerl sein!"

„Hast du ihn noch nicht gelesen —?"

„Freilich, freilich! Aber daß er so was zu weg gebracht hat, das hab ich nicht gemerkt, — das ist mir gänzlich entgangen."

„Mokier du dich nur! Das rührt mich gar nicht. Was ich von ihm erfahren habe, erleichtert mir das Herz und hebt mich und gibt mir ein Gefühl von Berechtigung und Freude und Unternehmungslust. Als ich gestern Abend nach dem Gespräch heimging, kam ich noch einmal so frei und leicht daher. Das tut gut, das ist schön! Ihr mögt sagen, was Ihr wollt."

Er sagte nichts mehr. In Herman war nach seinen Worten, als sich Klara zur Entgegnung anschickte, wie ein Schmerz die Befürchtung aufgezuckt, sie möchte ihm vorwerfen, er wollte von Nietzsche nichts wissen, weil dieser ihr von Gabler gebracht worden sei. Das war ja nicht der Fall. Seinem Tatsachensinne konnte eine Philosophie nicht eingehen, die ihm die natürlichen Rechte und Ansprüche der gesunden und stolzen Kraft zu romantischen Postulaten zu überhitzen, aufzutreiben und zu verzerren schien, weil sie offenbar von gegnerischen Postulaten und Dogmen ausging statt von der Anschauung des wirklichen, unbändigen, alle Formen wieder verwachsenden Menschen. Gleichwohl hatte er jenen Vorwurf gefürchtet und, als er ausblieb, fühlte er sich rot werden. Er sah vor sich hin, warf rasche Blicke auf Klara und Elfriden und atmete schwer in jäher Hitze.

Er blieb den Abend schweigsam und, als er Klara heimbegleitete, kostete es ihn Mühe, seine Gedanken zurückzudrängen und ein Gespräch zu führen. Nachdem sie ins Haus gegangen war, schritt er noch geraume Zeit in der Straße auf und ab und freute sich, einige Male Klaras Schatten auf dem hellen Rouleau zu sehen.

Auf dem Heimweg nahm er sich vor, andern Tages sich nicht um Klara zu kümmern.

Und er gewann es auch wirklich über sich, nicht in die Stadt zu gehen und gegen Abend ohne Rücksicht auf Klaras Kommen mit Elfriden einen Spaziergang zu machen. Und solange er mit dieser zusammen war, fühlte er sich wohl und zufrieden, und nur selten und flüchtig erschien ihm Klaras Bild, wie wenn man in der Laube beim Wein sitzend einmal hinaus schaut und ein Berg am Horizont den Blick füllt. War er aber allein, so fühlte er Klara fast körperlich nahe.

Am darauffolgenden Tage dagegen tat er sich keinen Zwang mehr an: früh vor sieben lief er von Hause fort und kreuzte Klaras Weg, er kreuzte ihn wieder um Mittag, und wenn er sich am Feierabend wie sonst begnügte, in der Ferne zu folgen, so geschah es nur, um nicht eifersüchtig zu erscheinen. Als er dann, rasch nach Hause geeilt, Elfriden zum Spaziergang aufforderte, wunderte ihn, daß sie keine Lust hatte; doch ließ er sich dadurch nicht abstoßen und lief in einem verliebten Bedürfnis nach ihrer Gegenwart fortwährend hinter ihr drein wie ein Mutterkind, während sie ungewöhnlich viel ab- und zuging, immer etwas zu holen und nachzusehen hatte und nicht zehn Minuten bei ihm aushielt.

Erst Klara brachte den Beiden Ruhe. Herman freute es, Elfriden und Klara gegenüberzusitzen und ab und zu ein belangloses Wort in die Unterhaltung werfend die beiden geliebten Wesen ungestört zu betrachten. Ohne sie zu vergleichen, genoß er mit vergnügten Sinnen ihre Verschiedenheit, Klaras gespannte Lebhaftigkeit, den fast mit jedem Worte wechselnden Ausdruck ihres frischen Gesichtes und daneben in Elfridens kraftvollen Zügen die Naturruhe, die sich immer nur auf entschiedenen Reiz hin belebte und in Herman eine süße Sehnsucht erregte, sie in aufflammende Freude oder jähen Zorn zu verwandeln.

Einmal als sein Blick von Elfride zu Klara wanderte, dachte er, solch eine polygamische Situation sei doch unsäglich komisch, ihn nehme Wunder, wie sie sich lösen werde; aber indem er gerade wieder das Auge auf Elfriden lenken wollte, fühlte er das ihrige fest und beobachtend auf seinem Gesicht, er wagte nicht sie anzusehen, er hatte Mühe, ein aufsteigendes verlegenes Lächeln zu bändigen, und wußte sich endlich nur dadurch zu helfen, daß er sich zu Boden beugte und im Kies wühlte, ein kleines Muschelein aufhob und genau betrachtete. Von da an sank sein Behagen ab, und obschon er bei erneuter, allerdings rascherer Überschau zu sich sagte, er habe seltsame Schätze: der eine denke überhaupt nicht an ihn, der andere wolle einstweilen nicht viel von ihm wissen, so hatte er doch schon nicht mehr den Humor für diese Komik und, als er sich Nachts schlaflos im Bette wälzte, bedrängte ihn die Furcht, Elfride habe ihn durchschaut, Klara aber würde ihn verabscheuen, wenn sie von seinem Zustand erführe.

Am Morgen sah er Elfriden vor seinem Weggange nicht; er argwöhnte sie habe vielleicht auch eine schlechte Nacht gehabt, und er fühlte Gewissensbisse. Als er zu Tische kam, schien sie eben aufgestanden zu sein, war blaß und sagte, sie fühle sich abgespannt. Nachdem sie sich bald wieder zurückgezogen, ging auch er.

Abends sah er sie nicht. So oft er auch an ihrer Türe horchte, es war nicht die mindeste Regung zu hören. Schlief sie? Von der Befürchtung, daß er ihr die schlaflose Nacht verursacht habe, war er längst auf den Argwohn gekommen, sie gebrauche die Müdigkeit nur als Vorwand, nicht mit ihm zusammensein zu müssen. Er saß still in der Sofaecke, ließ manchmal den Blick herumwandern über Alles, was im Zimmer an Elfride gemahnte, und grübelte nach, was im Herzen der gekränkten Frau vorgehe, was sie wohl fühlen und planen, vielleicht bald ausführen möchte. In der Verwirrung seines Gefühls hatte er nicht die Stirn, einfach an ihr Bett zu treten und nach ihr zu sehen. Endlich ging er in den Garten hinab, um zu verhindern, daß Klara durch ihre Ankunft die Schlafende störe.

Vor Dunkelwerden fand sich Klara noch ein. Sie schlichen ins Zimmer hinauf und lauschten nach der Tür hin. So oft Klara etwas flüsterte, antwortete Herman mit kaum gedämpfter Stimme, aus Furcht, Elfride könnte sie flüstern hören.

„Leise!" gebot ihm Klara.

„Schläft sie, so hört sie mich doch nicht," erwiderte er. „Schläft sie nicht, so soll sie ja hören, daß wir da sind."

„Ich muß jetzt nachsehn!" sprach Klara, stand auf und trat behutsam in das Nebenzimmer.

Ein kleiner Argwohn wollte Herman zur Türe ziehen, zu lauschen; er widerstand.

Nach kurzer Stille kam Klara lautlos wieder, setzte sich zu ihm und sprach:

„Sie schläft ganz ruhig." Und nach einer Pause fast seufzend: „Ist die Frau aber schön —!"

Herman runzelte die Stirn noch mehr und dachte: „Wie kann man an so was denken!"

Als er dann Klara im Zwielicht der Julinacht heimbegleitete, fragte er nach ihrem Ergehen im Geschäft. Sie antwortete, es gehe ausgezeichnet, sie könne Alles ganz bequem leisten. Der Chef sei zwar ein Stück Pedant, habe aber bei ihr noch nichts Wichtiges zu brutteln gefunden. Die Hauptsache sei halt, daß man sich nicht verblüffen lasse. Es sei eine Woltat für sie, nun so zu erfahren, daß sie etwas leisten könne; sie müsse manchmal lachen in der Erinnerung an ihr Bangen und ihr Mißtrauen in die eigene Kraft. Sie hätte sich's nie träumen lassen, daß sie bald wieder so frisch und unbekümmert in die Welt sähe. Freilich habe sie auch Glück, so lebenskräftige, herzhafte Kameradschaft gefunden zu haben! Und nun erzählte sie, wie vergnügt sie nach Feierabend im Stadtgarten gewesen sei.

Herman hörte mit schwer unterdrückter Erregung zu. Wie kränkte ihn, daß er sich hier nicht mit ganzem Willen einsetzen und rivalisieren konnte!

„Verflucht!" brummte er.

„Was meinst du damit?" fragte sie deutlich.

„Verzeih! — ich hab gar nicht mehr zugehört. Ich mußte an Elfride denken. Wenn sie mir nur nicht krank wird!"

„Sie sah nicht so aus."

„Ob ich einmal den Doktor hole?"

„Wenn sie ihn doch nicht will! Sobald sie ihn nötig hat, wird sie ihn schon verlangen. Ich kann sie mir überhaupt nicht krank denken. Ich habe noch nie eine so gesunde und gesund lebende Frau gesehen. Ich muß sie immer bewundern, wie sie nicht einen Bissen Zwieback, nicht eine Kirsche mehr ißt, als sie nötig hat. Wovon soll sie krank werden! Die ganze Zeit her war sie wie ein Fisch im Wasser, während andere Frauen sich vor Beschwerden nicht helfen können. Wenn ich an Milli Lenz denke, wie die herumwankte!"

Er empfand Klaras Worte als Bestätigung seiner Gewissensbisse und seiner Furcht, Elfride sei nur durch ihn beunruhigt. Eine Weile schwieg er, dann fragte er an Klaras vorhergehenden Bericht anknüpfend:

„Und wie steht es mit dem Klavier?"

„Mit welchem —?" fragte sie überrascht und zögernd.

„Mit dem, das du dir mieten wolltest, sobald du in Stellung wärest! du konntest es ja nicht erwarten, du wolltest ja üben und musizieren wie noch nie!"

Erst nach einer Pause antwortete sie:

„Du bist doch auch so ein Philister! — Weil ich vor vier Wochen Sehnsucht nach einem Klavier hatte, muß ich sie darum unbedingt heute auch noch haben?! Ich werde Klavier spielen, wenn ich wieder Lust dazu habe, keine Minute früher. Ich habe jetzt anderes zu tun, das mir wichtiger ist. Wenn es mir paßt, rühr ich mein Lebtag kein Klavier mehr an!"

Er entgegnete ruhig:

„Also sprach Zarathustra: rege dich nicht über jeden Fuchsdreck auf! — Es ist ja wirklich deine Sache, und ich werde mich bemühen, mein Interesse für deine Angelegenheiten auf das zu beschränken, was du selber preisgibst."

Sie empfand in diesen Worten einen Vorwurf der Undankbarkeit, ließ jedoch ihre Beschämung nicht zu Worte kommen und sagte, nur im Tone nachgebend:

„Jedenfalls ist alles Schulmeistern überflüssig!"

Nach wenigen Schritten waren sie an Klaras Wohnung. Herman reichte dem Mädchen die Hand und sagte unbefangen:

„Also bis morgen! Du kommst ja wohl und siehst einmal nach. Schlaf wohl!"

Ehe sie recht antworten konnte, war er weg. Sie stand noch unschlüssig an der Staffel. Sollte sie ihn nicht zurückrufen? Aber wenn er ihr nicht Zeit geben wollte, ein begütigendes Wort zu sagen, so mochte er nur gehen! Das brachte sie auch nicht um. Sie stieg die Treppe hinauf, aber nicht vergnügt wie sonst, und ein widerliches Gefühl blieb.

Schluß folgt.

Die Mütterlichkeit in der Gesellschaft/ von Ellen Key

Auf einem vor nicht langer Zeit abgehaltenen Frauenrechtlerinnenkongreß wurde eine Kantate gesungen, die verkündete: daß die Menschheit unter der Herrschaft des Mannes in Dunkelheit und Verbrechen umhergetappt sei. Aber aus der Seele der Frauen würde die Menschheit wiedergeboren werden, der Sonnenaufgang würde das nächtliche Dunkel zerstreuen und das Erscheinen des Messias gewiß sein!

Daß die Männer in der Zeitrechnung ihrer Gewaltherrschaft doch einige Kleinigkeiten zusammengebracht haben — beispielsweise Religionen und Gesetze, Wissenschaften und Künste, Entdeckungen und Erfindungen — daß ihre Winternacht wenigstens eine Winterstraße*) besessen hat, das geruhte Ihre Majestät, die Frau, zu vergessen!

Wenn der Mann rachsüchtig genug wäre, um anzufangen nachzuforschen, was die Frau im Laufe der Zeiten geleistet hat, das ihr schwindelndes Selbstgefühl berechtigen — oder mit andern Worten den Vergleich mit den eben genannten Werken des Mannes bestehen — könnte, dann fände er nur eines!

Als die Natur den Geschlechtstrieb schuf, da wandelte die Frau ihn in Liebe um; als die Notwendigkeit die Wohnstätte hervorrief, da schuf die Frau daraus das Heim. Ihr großer Kultureinsatz war also die Zärtlichkeit.

Und dieses Werk ist in Wahrheit bedeutungsvoll genug, um den Einsatz des Mannes aufzuwiegen — nicht aber, um ihn wertlos zu machen!

Glücklicherweise verstummt die Behauptung immer mehr, daß die „Unterdrückung" des Mannes der Frau die Möglichkeit geraubt habe, auch auf seinen Gebieten ihre Kraft zu erproben. Mehr und mehr sieht man ein, daß im Daseinskampfe die Notwendigkeit der Gesellschaftsarbeit der Frau die Form der häuslichen Arbeit gab. Dieselbe Notwendigkeit hat nun — im großen gesehen — die an die häusliche Arbeit gebundenen Kräfte freigemacht, obgleich die Frau niemals, zu keiner Zeit, von dem Gebrauch ihrer geistigen Fähigkeiten ausgeschlossen war. Dieser Gebrauch war jedoch selbstverständlich nur ein gelegentlicher, solange die ganze Hauptsumme ihres Kraftverbrauchs einem andern Gebiete angehörte.

Aus dem Gesichtspunkte der nun befreiten weiblichen Persönlichkeit verlangen die Frauen — und viele Männer für sie — das Recht, diese persönlich-menschlichen Kräfte für die Gesellschaftsarbeit einzusetzen. Sie weisen besonders auf die Versäumnisse des Staates auf jenem Pflichtgebiet hin, das schon im Heim ihr eigenstes ist, nämlich das Dasein der Zarten oder Schwachen zu schützen und

*) Die schwedische Benennung der Milchstraße.

zu heben. Und die Männer beginnen einzusehen, daß, je fester die Gesellschaft sich organisiert, desto unentbehrlicher das Zusammenwirken aller ihrer Teile wird, wenn der soziale Organismus wirklich sein Ziel, die Wohlfahrt aller, erreichen soll; sie sehen ein, daß die neuen Formen der Staatshilfe wie der Selbsthilfe, die man nun immer zielbewußter sucht, nicht den wirklichen Bedürfnissen angepaßt werden können, wenn nicht die Frau auf allen Gebieten mit dem Manne zusammen arbeiten und an der Gesetzgebung teilnehmen kann, die über ihre eigene Wohlfahrt wie über die ihrer Kinder entscheidet.

Aber daß die Organisierung der Gesellschaft nun so weit vorgeschritten ist, daß der Mann sich nach der Hilfe der Frau umsieht, das sollte kein Grund für die Frauen sein, dem Manne die ganze Schuld an der langsamen Entwicklung der Gesellschaft aufzubürden! Die Langsamkeit ist in gleichem Grade der bisherigen Natur der Frau wie der des Mannes zuzuschreiben, der Begrenzung, der Gebundenheit beider durch die Gesetze der Entwicklung. Das Fortschreiten zu höheren Zuständen beruht in gleichem Maße auf Umwandlungen in beider Wesen, beider Idealen, beider Kulturmitteln und Kulturzielen. Diese Umwandlungen nehmen ihren allerersten Anfang mit der Erziehung, die die Frauen der neuen Generation geben, welche dann Gesetze erlassen, die Arbeit ordnen und den Verbrauch nach den Bedürfnissen bestimmen wird, die sie mit ins Leben bringen, nach den Werten, die sie im Heim lieben gelernt haben.

Unsere Zeit ist diejenige, die sich ihrer eigenen Mängel wahrscheinlich am meisten bewußt ist. Aber nichts ist für das Rechtsgefühl empörender, als wenn dieses Bewußtsein die Form des Größenwahnsinns der Frauen annimmt, die meinen, daß es in ihrer Machtvollkommenheit stehe, den Weltverlauf zu wenden.

Nach der ersten großen Einteilung der Menschheit durch die Natur haben Natur und Kultur vereint eine feinere getroffen, die des Schöpfers auf der einen Seite, des Stoffes auf der anderen. Nächst dem, selbst ein Schaffender zu sein, ist es groß, edler Stoff in der Hand eines Schaffenden zu werden. Und Kultursteigerung in geistigem wie in materiellem Sinne vollzieht sich dadurch, daß es den Schöpfern gelingt, Macht über den Stoff zu gewinnen. In bezug auf das Menschenmaterial bedeutet dies, daß die Schöpfer — oder Führer — es zustande bringen, die übrigen zu wirklich wollenden und wägenden Mitarbeitern zu machen. Von Hirten vorwärts getriebene Herden, oder Massen mit ihnen gleichwertigen Köpfen an der Spitze haben nie dauernde Wirkungen im Kulturverlauf hervorgebracht. Diese treten erst dann ein, wenn ein Schöpfer die Vielen für neue Ziele entflammt oder sie lehrt, die Mittel zu veredeln, durch die sie erstrebenswerte Ziele erreichen können.

Ob es den Frauen gelingen wird, der Gesellschaftsentwicklung eine ganz andere Richtung zu geben, als es die Männer bisher getan haben, hängt also davon ab, ob unter den Frauen Führerinnen erstehen werden, die auf höhere Ziele hinweisen und reinere Mittel gebrauchen, als selbst die besten Männer bisher.

Aber was gibt uns die Berechtigung, dies von den Frauen zu erwarten? Die

Berechtigung kann nirgends anderswo gesucht werden, als auf dem Gebiete ihrer eigenen Schöpfungen, der Liebe, der Mütterlichkeit, des Heims, des Haushalts Wenn es sich zeigt, daß die Frauen all diesen Gebieten die Vollendung gegeben haben, deren sie fähig sind, dann ist wirklich vollauf Grund vorhanden, auch an ihre wunderwirkende Macht auf dem Gebiete der Gesellschaftsorganisation zu glauben.

Aber wenn man auch voll die Hindernisse anerkennt, die die Gesellschaftsordnung des Mannes, seine Gesetzgebung, seine Natur den Frauen in den Weg gestellt hat — gibt es eine einzige denkende Frau, die zu behaupten wagt, daß sie selbst, daß die Frauen im allgemeinen doch auf ihrem besonderen Gebiete alles getan haben, was sie konnten; daß sie bis zum äußersten alle Gelegenheiten benützt haben, die ihnen zugänglich waren? Welche gewissenhafte Frau sieht nicht ein, daß die meisten noch die großen Erfindungen ihres Geschlechtes durch die Art verpfuschen, wie sie als Pflegerinnen und Erzieherinnen der Kinder wirken, als Geliebte, Gattinnen, Heimgründerinnen, Hausmütter! Auf jedem Gebiete lassen sie Kunst und Wissenschaft, Klarblick und Fürsorge vermissen. Sie haben oft nicht die primitivsten Voraussetzungen, ein Liebesglück zu vertiefen und zu verfeinern; wertvolle Kinder zur Welt zu bringen und zu erziehen; mit den geringsten Ausgaben an Kräften und Mitteln die größte Summe materiellen Wohlbefindens für die Mitglieder der Familie zu erzielen; den geistigen Einkommen- und Ausgabenetat so zu ordnen, daß die höchstmögliche Lebenssteigerung der Reingewinn ist. Ganz so wie die Mehrzahl der Männer nur langsam und teilweise die Gedanken, die Schönheitswerke, die Erfindungen, die ihre Führer ihnen bringen, aufnehmen und umsetzen, so nehmen auch die Frauen nur langsam und teilweise die führenden Ideen auf ihrem Gebiete auf.

Es muß also, nicht nur in der Natur des Mannes, sondern auch in der des Weibes, etwas geben, das die Vollkommenheit erschwert und den Fortschritt aufhält?!

Wenn dem so ist — und die Annahme dürfte wohl nicht als zu kühn angesehen werden — dann wird man vielleicht auch wagen dürfen, einen leisen Zweifel daran auszusprechen, daß die Menschheit es wirklich so viel weiter gebracht hätte, wenn in den vergangenen Jahrhunderten die Frauen die Führung innegehabt hätten. Und hat man sich einmal so weit gewagt, dann wird man sich auch erkühnen können, zu fragen: ob diese selben Frauen — die ihre eigenen Werke so wenig vervollkommnet haben — wenn sie nun dahin gelangen, an der Gesellschaftsorganisation teilzunehmen, sogleich das vervollkommnen werden, was der Mann verpfuscht hat: die Schwerter in Pflugscharen umwandeln und das Reich des Messias schaffen, wo Friede und Gerechtigkeit sich den Bruderkuß geben?!

Erst nachdem sie sich von jeder Gemeinschaft mit Frauenüberhebung und Frauenverherrlichung losgesagt hat, kann eine Frau von intellektuellem Anständigkeitsgefühl sich mit der Frage der Gesellschaftsarbeit ihres Geschlechtes befassen.

Die Vertreterinnen der Frauenbewegung bilden in allen Ländern eine Rechte und eine Linke, jede mit einem äußersten Flügel.

Der eigentliche Kult der Rechten ist die Frau als Idealwesen. Daneben umfaßt ihre Dogmatik das Christentum, die Monogamie und im übrigen die bestehende Gesellschaftsordnung. Innerhalb der alten Formen wollen sie die Frau dem Manne gleichgestellt sehen. Für den äußersten Flügel dieser Gruppe sind die Pflicht, die Arbeit und die Nützlichkeit die großen Worte des Lebens: das Glück, die Liebe und die Schönheit fallen nicht in den Kreis der Rechte und Pflichten der Frau! Die Flecken des jetzigen Gesellschaftsgebäudes weiß zu übertünchen; den Raum für sich durch einen rechten Flügel zu vermehren — das ist ihr höchstes Ziel; das Hauptgebäude selbst wollen sie in unveränderter Gestalt bewahren.

Die Linke hat auch ihre Gottheiten — aber „die Frau" gehört nicht zu ihnen. Sie will die jetzige Ehe durch eine neue Sittlichkeit umbilden, die jetzige Gesellschaft durch eine höhere Organisation, die ein tieferes Solidaritätsgefühl ausdrückt. Sie sieht also das Recht und die Freiheit des Weibes wie des Mannes im Zusammenhang mit der Wohlfahrt der Gesamtheit. Aus diesem Gesichtspunkt hält sie die Freiheit der Frau in der Liebe und ihr Recht auf die Mutterschaft für ebenso wichtig, wie das Recht, zu stimmen und die Freiheit zu arbeiten.

Hier tritt jedoch eine Scheidung zwischen der äußersten Linken ein, die der Frau dadurch volle persönliche Bewegungsfreiheit geben will, daß sie die Kinder der Obhut der Gesellschaft überantwortet.

Der äußerste Flügel des alten Feminismus begegnet so dem äußersten Flügel des neuen Feminismus darin, daß beiden die Kraftentwicklung der Frau in dem Maße Selbstzweck ist, daß ihr Recht ihnen ganz unabhängig davon erscheint, ob die Kraftentwicklung die Lebenstauglichkeit des ganzen Organismus verringert oder steigert.

In allem übrigen ist der Gegensatz diametral, außer auf dem Felde, wo alle Gruppen sich begegnen: in der Forderung der juridischen und politischen Gleichstellung der Frau mit dem Manne.

Diejenigen, welche für die Frau politische Rechte als Äquivalent für ihre Steuerpflicht und ihre Muttermühen verlangen, haben gute Gründe für ihre Forderungen. Noch stärker wird doch die Position, wenn der Anspruch sich auf das Bedürfnis der Gesellschaft stützt, daß jedes Mitglied innerhalb derselben mitwirkt, um die Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse zu fördern. Denn die moderne Gesellschaft entspricht immer mehr dem Begriffe eines immer höheren Organismus, wo jeder Teil mehr und mehr wesentlich für das Ganze wird, mit seinen Forderungen und Kräften immer mehr die Wohlfahrt oder das Unheil des Organismus bestimmt, und selbst seinerseits immer mehr Nutzen oder Schaden durch den Zustand des ganzen Organismus hat.

Die Gesellschaft, das sind die Menschen — Männer, Frauen und Kinder, Tote, Lebende und Ungeborene — nicht mehr, aber auch nicht weniger; die Menschen, zusammengeschlossen, um so das Leben des Einzelnen und das Leben aller immer höher zu steigern. Dieser Zusammenschluß nimmt zuerst einfache, dann immer zusammengesetztere Organisationsformen an: einfache, solange die Bedürfnisse es

sind, da nur die Bedürfnisse den Menschen in Bewegung setzen, um zu organisieren. Eine steigende Kultur bedeutet eine immer vollkommenere Befriedigung immer zusammengesetzterer und veredelterer Bedürfnisse. Aber da die Bedürfnisse uns in Bewegung setzen, ruft auch jede Hemmung der Bewegung unmittelbare Leiden hervor, dadurch daß wir die Ursache unserer Unlust nicht aufheben können; mittelbare, weil wir das Lustgefühl einbüßen, das die Bewegung uns gebracht haben könnte.

Wenn man einsieht, daß es das Ziel des Staates ist, daß jedes seiner Mitglieder seine Kräfte im höchstmöglichen Grade für die höchstmöglichen Ziele gebrauche und entwickle, dann wird man nicht mehr in abstrakten staatsrechtlichen Konstruktionen, sondern in den Gesetzen des Menschenlebens die Kriterien der Gesundheit eines Gemeinwesens suchen.

Die Gesellschaftsordnung muß die Lebenssteigerung der Einzelnen begünstigen; die Freiheitseinschränkung des Einzelnen muß der Lebenssteigerung des Ganzen zugute kommen — dies ist das Motiv, warum der Evolutionist das eine Mal die Bewegungsfreiheit des Individuums erweitern, das andere Mal sie einschränken will.

Der Parallelismus mit dem menschlichen Organismus ist ein greifbarer. Die Gestaltung und Tätigkeit der einzelnen Zellen entscheiden über den Bau des Organismus; der Grad, in dem ihre Bedürfnisse befriedigt werden, über die Gesundheit des Organismus. Sämtliche Lebensforderungen des Organismus begrenzen die „Machterweiterung" und „Selbstbestimmung" der Zellen, denn ohne die Gesundheit des ganzen Organismus würden auch die Zellen verkümmern.

Jede starke Volksbewegung — und die Wahlrechtsforderung der Frau ist schon eine solche — wird durch den Willen vieler einzelner hervorgerufen, die Gesellschaft nach einer gewissen Richtung hin zu modifizieren, um ihre eigenen Bedürfnisse und damit die der Gesamtheit besser zu befriedigen. Eine solche Bewegung wird anfangs stets aus dem Gesichtspunkte des Zusammenhalts, des Gleichgewichts und der Gesundheit der Gesamtheit zurückgewiesen. Und da sich eine Umwandlung in einem Gemeinwesen niemals gleichzeitig oder gleichmäßig vollzieht, da das Bedürfnis nach neuen Formen lange von geringer Ausbreitung ist, haben die Konservativen in der Regel im Anfang ihres Widerstands recht; recht, bis die Umwandlung so weit vorgeschritten ist, daß die Gesundheit des ganzen Organismus es erheischt, daß die betreffende Gesellschaftsklasse, Glaubensgenossenschaft oder Meinungsgruppe jene Freiheit der Kraftausübung erhalte, ohne die sie sich schlecht befindet. Denn das schlechte Befinden vieler schadet dem Ganzen. Der Konservatismus hat folglich schließlich Unrecht durch die sich stets wiederholende Erfahrung: daß, wenn die Lebenskraft irgend eines bedeutungsvollen Organs sich erhöht, zugleich die Lebenskraft des ganzen Organismus sich steigert. Und das Wahlrecht der Frau muß also vor allem aus dem Gesichtspunkt des gesellschaftlichen Wertes der Frauenkräfte gefordert werden, aus dem sich ihr Recht auf Bewegungsfreiheit ergibt.

„Es fällt uns nicht ein," antworten die Gegner, „irgend etwas davon zu bestreiten. Die Frau hat schon, zwar nicht der Art, jedoch dem Grade nach, dieselbe Macht wie der Mann, ebenso gewiß als das Herz ein ebenso lebenswichtiges Organ ist wie das Hirn. Aber der ganze Organismus ginge unter, wollte sich das Herz die Funktionen des Gehirns anmaßen. Die Frau ist das Organ des Gefühls im Menschenleben geworden — aber die Gefühle können keine leitende Aufgabe in der Öffentlichkeit haben. Die Frau muß dort entweder sich selbst untreu werden oder sie kann nicht zu Bedeutung gelangen. Es wäre ein unerhörter Kulturverlust, wenn sie in die Bahnen des männlichen Egoismus gedrängt würde, anstatt ihre ganze Kraft für die Erziehung der künftigen Männer einzusetzen. So würden neue Geschlechter groß gesinnter und groß sehender Männer die Gesellschaft nach den Idealen der Frau umgestalten, anstatt daß sie selbst die Ideale in Parteistreitigkeiten verliert, bei denen Sieg mit allen Mitteln, nicht das Ziel zur Hauptsache wird." „Wenn," bemerkte so eine denkende junge Arbeiterin, „der Knabe Mutter wie Vater als Machtstreber sähe, mit all der Härte und Rücksichtslosigkeit, die dies im Gefolge hat, dann wäre der Idealismus in der Welt bald ausgestorben, während hingegen die Frauen, wenn sie rücksichtslos an Väter und Brüder, Männer und Söhne die höchsten idealen Anforderungen stellen, allmählich mittelbar idealere Zustände hervorrufen können."

Diese Anschauung, die innerhalb des Gesellschaftsorganismus der Frau die Aufgabe des einen Zentralorgans, dem Manne die des anderen zuweist, entspricht jedoch nicht der Wirklichkeit. Sowie das Individuum vom Wirbel bis zur Sohle von seinem Geschlecht bestimmt ist, so ist auch die Gesellschaft vom Gipfel bis zum Grunde durchwegs zweigeschlechtlich; jede Funktion der Leitung beeinflußt daher alle Frauen ebenso wie alle Männer. Doch nur die letzteren haben jetzt die Möglichkeit, unmittelbar ihrer Lebenshemmung abzuhelfen und ihre Lebenssteigerung zu fördern, indem sie ebenfalls Teil an den Funktionen nehmen, durch die sie beeinflußt werden.

Weil jede „Zelle", die mittelbar oder unmittelbar den Gesellschaftsorganismus aufbaut, eine männliche oder weibliche ist, ist es undenkbar, daß nicht eine höhere Organisation der Gesellschaft schließlich mit Notwendigkeit diesen ihren zweigeschlechtlichen Charakter ausdrücken muß. Sowie die Familie — der erste „Staat" — muß sich auch der endliche Staat als eine Einheit des männlichen und des weiblichen Prinzips darstellen. Oder mit anderen Worten, er muß eine „Staatsehe" werden, nicht wie bisher nur ein Staatszölibat! Nur indem sie selbst funktionieren, nicht die männlichen Zellen es für sie tun lassen, können die weiblichen nun als Gesellschaftsmitglieder ihre höchstmögliche Lebenssteigerung erfahren. Solange die Frauen sich damit begnügten, sich von den Männern vertreten zu lassen, störte die Rechtlosigkeit der Frauen nicht das Wohlbefinden des Organismus. Nun ist jedoch die Störung eingetreten und kann nur durch eine Umwandlung behoben werden. Aber was die Gesundheit des Organismus im höchsten Grad erfordert, das ist hingegen, daß die weiblichen Zellen wenn sie sozial zu funktionieren

beginnen — ihren Geschlechtscharakter beibehalten, denn sonst wäre keine höhere Entwicklungsform erreicht. Nicht das männliche Geschlecht, wohl aber die Leitung der Gesellschaft kann in Wahrheit mit deren Hirn verglichen werden, sowie die Repräsentation mit ihrem Nervensystem. Die jetzige Gesellschaft leidet an einseitiger Lähmung, solange die eine Hälfte von der Möglichkeit ausgeschlossen ist, dem Hirn durch das Nervensystem Kunde von ihren Forderungen zu bringen. Und die Gesellschaft leidet unter diesem Zustand ebenso sehr, als der Körper unter einem ähnlichen leiden würde. Man kann dies am besten einsehen, wenn man den Staat beobachtet, wo der ganze Körper gelähmt ist und nur das Hirn arbeitet, nämlich Rußland. Da sprechen nur die Wunden davon, daß der Organismus in seiner Gesamtheit lebt. Aber alle Staaten Europas tragen nun ein Rußland in sich, jenen Teil der Gesellschaft, den Camilla Collet mit Recht „Das Lager der Stummen" genannt hat. Mit derselben inneren Notwendigkeit, mit der eine Anzahl Männer in den Ländern, wo der Zustand einstmals dem Rußlands glich, die landesväterliche Fürsorge von sich abschüttelten und sich die Freiheit nahmen, selbst ihre Bedürfnisse zu erkennen zu geben, selbst über die Voraussetzungen ihres Wohlbefindens zu entscheiden, müssen auch die Frauen — und die Arbeiter dieses Recht erlangen. Dies bedeutet nicht, daß die weibliche Hälfte vollkommener oder unter geringeren Fährnissen arbeiten wird als die männliche. Aber es bedeutet, daß der ganze Organismus mehr arbeiten, sich besser befinden und sich zu einem höheren Zustand entwickeln wird. Die jetzigen Rechtsinhaber werden von den Frauen wie von den Arbeitern Lügen gestraft, wenn sie behaupten, daß sie die Bedürfnisse der Unrepräsentierten voll berücksichtigen und ihre Kräfte richtig leiten. Und nicht den mit sich selbst und ihrer Macht Zufriedenen, sondern den Mißvergnügten muß man Gehör schenken wenn höhere Zustände erreicht werden sollen!

Zu diesen allgemeinen Gesichtspunkten kommt — für die kleinen Völker — noch der, daß je lebendiger und durch und durch aktiver der ganze Gesellschaftskörper ist, desto mehr Widerstandskraft er im Kampfe um sein Dasein besitzt. Die Völker, bei denen jeder Mensch zugleich mit den Interessen der Gesellschaft seine eigenen wahrnehmen kann, werden — unter im übrigen gleichen Bedingungen — die anderen ebenso weit übertreffen, als ein Heer von Sportsmännern ein Heer von Invaliden.

Die Gesellschaft sieht vor immer komplizierteren Aufgaben. Eine bisher ungenützte Kraft bietet nun ihre Mitwirkung zur Lösung an: die zum Gesellschaftsbewußtsein erwachte Frau.

Immer inbrünstiger wünschen alle Denkenden neue Zustände herbei. Aber solche entstehen nicht allein durch neue äußere Verhältnisse, wie der Sozialist allzu willig glaubt. Auch nicht durch neue Gedanken und Erfindungen, wie der Gelehrte allzu einseitig meint. Neue Zustände entstehen vor allem durch neue Menschen, neue Seelen, neue Gefühle. Nur diese schaffen neue Lebenspläne, neue Handlungsweisen; nur sie werten die Werte um, die unzählige einzelne dann tagein tagaus

erstreben. Ein neuer Gedanke wird zuerst bei einem Einzelnen Gefühl und Triebkraft, dann bei einigen, dann bei vielen, schließlich für das Ganze. Wer das bei irgend einer bestimmten Idee verfolgen konnte, weiß, daß das so ist wie im Frühling, wo zuerst eine einsame Birke auf der Sonnenseite ihre gelbgrüne Fahne entfaltet; dann zieht das Gelb, Rotbraun und Grün einen immer dichteren Schleier über das Grau, bis schließlich alle Kronen sich in Fülle runden, alle Farben zu Eintönigkeit gedämpft sind und man sich kaum mehr erinnert, wie es in der farbenschillernden Zeit war, als der Faulbaum weiß im Grün stand, die Butterblumen in wilder Sonnenfreude sich über das Gras ausstreuten, die Maiglöckchen aus dem Blattversteck perlten und der Kuckuck den Sommer kündete!

Die Gefühle sind der Lebenssaft, der ansteigt, wenn die menschliche Landschaft so Farbe und Form ändert. Darum ist nie eine tiefe geistige Umwälzung gelungen, ohne daß die Frauen mit dabei beteiligt waren. Auf diese große, schon mittelbar wirksame Macht der Frau kann man mit Recht die Hoffnung gründen, daß ihre unmittelbare Machtausübung noch wirksamer werden wird — wenn sie dabei ihre weibliche Eigenart bewahrt!

Die Frauen haben seit urdenklichen Zeiten nicht nur mittelbar, nein auch unmittelbar an der Regierung der Völker wie an ihren Kämpfen teilgenommen, ohne dadurch irgend einen neuen Einsatz zu machen.

Es ist in dieser Hinsicht bezeichnend, daß die Frauen in Frankreich wie in England — durch den Grundbesitz — in früheren Zeiten eine Form des Wahlrechts hatten, das sie in ersterem Lande bei der großen Revolution, im letzteren durch die große Wahlrechtsreform wieder verloren. Aber dieses ihr Stimmrecht hat keine sichtbaren Spuren in den Gesetzen, politischen Ideen und Gesellschaftsverhältnissen ihres Landes hinterlassen. Alles vollzog sich damals wie später nach der Führung der Männer. Nicht das Wahlrecht der Frauen also, sondern nur ihre Art, es zu gebrauchen, wird das bedeutungsvolle sein.

Ganz wie die strengere Geschlechtsmoral die Liebe der Frau seelenvoller machte — bis sie nun die Freiheit der Liebe fordern kann, weil sie damit einen neuen Einsatz zu leisten hat — so dämmten die Hindernisse, die der äußeren Tätigkeit der Frau gesetzt waren, ihr Gefühlsleben ein. Während der Arbeitsteilung in ein „männliches" und ein „weibliches" Gebiet wurde die Eigenart der Frau gefestigter; ihr Gefühl vertiefte sich nach der Richtung, in der sie nun bereit ist, es unmittelbar im Dienste der Menschheit zu betätigen. Die Liebe hat ihrer ganzen Art zu denken und zu fühlen, zu wollen und zu wirken den Stempel aufgedrückt. So ist sie zu jener Verschiedenheit mit dem Manne gelangt, die sie nun im öffentlichen Leben behaupten muß.

Es ist ebenso natürlich wie erfreulich, daß die Frau mit ihrer Forderung, an den gesellschaftlichen Pflichten und Rechten Teil zu haben, gerade in unserer Zeit hervortritt, wo der Begriff des Zusammenhanges, das Gefühl der Solidarität in jedem einzelnen Volke wie auch unter den Völkern immer bewußter geworden ist. Denn ein klareres Bewußtsein des Zusammenhanges wird die Frau vor einer

Anzahl männlicher Irrtümer bewahren; ein tiefer gefaßtes Solidaritätsgefühl wird sie vor einer Anzahl weiblicher Schwächen behüten — während die besten Züge der weiblichen Eigenart für die Vertiefung des Solidaritätsgefühls unschätzbar sein werden. Der moderne Mensch ist immer empfindlicher gegen seine eigenen Leiden geworden, und dies ist die erste Voraussetzung dafür, auch die der anderen zu empfinden. Aber nun handelt es sich darum, auch wirklich das Gefühl für andere so sehr zu vertiefen und zu verfeinern, daß der Gesellschaftsorganismus es nicht mehr ertragen kann, daß eines seiner Glieder eine Lebenshemmung erleidet, der abgeholfen werden kann. Hier wird die tiefere Sensibilität der Frau, ihre reichere Zärtlichkeit ihre große Aufgabe erfüllen können. Allerdings fängt es an — wie schon an anderer Stelle dargelegt wurde — immer unmöglicher zu werden, vom „Manne" oder von der „Frau" im allgemeinen zu sprechen, weil die Individualisierung jedes Geschlecht immer verschiedener in sich macht, während die Entwicklung die beiden Geschlechter einander immer mehr nähert. Dutzendfrauen wie Dutzendmänner haben mehr Verstand als Gefühl. Aber wo bei dem Manne Empfindungsfähigkeit vorhanden ist, ist sie heftiger und vorübergehender, bei der Frau hingegen inniger und werktätiger. Die Mehrzahl der Männer wie der Frauen denken selten. Aber wenn Mann und Frau denken, dann ist der Weg des Mannes in der Regel der der Deduktion und Analyse, der Weg der Frau der der Intuition und Synthese. Sie vereint Instinkt und Reflexion, so wie sie beim Dichter vereint sind. Beider Denken bildet nur so in dem Sinne eine zusammenhängende Lichtlinie wie ein perspektivisch gesehene Laternenreihe es tut. Ihre Handlungen haben — wie seine Gedichte — die unbewußte Zielbewußtheit der Eingebung.

Diese allgemeinen Kennzeichen waren freilich in vielen einzelnen Fällen aufgehoben. Es ist so Tatsache, daß die strahlendsten Erscheinungen der christlichen Barmherzigkeit Männer waren. Dies hindert doch nicht, daß bei den Frauen „the milk of human kindness" reicher fließt als bei den meisten Männern.

Diese Überlegenheit ist die natürliche Folge der Mütterlichkeit, die sich im Frauengeschlecht allmählich zu einem unmittelbaren Gefühl für alles Schwache und Hilfsbedürftige, alles Keimende und Werdende entwickelt hat.

Aber daraus geht hervor, daß die Frau, wenn sie durch ihre Teilnahme am öffentlichen Leben ein großer neuer, zukunftssteigernder Einsatz werden soll, nicht allein nichts von der Macht des Mitgefühls, die sie schon hat, verlieren darf, sondern daß sie sie im Gegenteil vertiefen und erweitern muß. Mütterlichkeit ist nicht bei allen zu finden, die schon Mütter sind, und wir sind ja in der wunderlichen Lage, daß — während der Mann einzusehen beginnt, wie sehr die Gesellschaft die Mütterlichkeit braucht — eine Anzahl Frauen nicht mehr Mütter sein wollen, weil ihre persönliche Entwicklung und ihre mitbürgerlichen Aufgaben dadurch gehemmt werden. Nichts ist unumgänglicher, als daß die Frau für ihre neue Gesellschaftsaufgabe intellektuell gebildet wird. Aber verliert sie dabei ihre weibliche Eigenart, dann tritt sie an die Gesellschaftsaufgabe heran wie ein Landmann mit vervollkommneten Ackergerätschaften, aber — ohne Aussaat!

Bei aller privaten Tätigkeit ist die Individualität die vornehmste Aussaat, während auf dem Arbeitsfelde der Gesellschaft hingegen die Frauen auf lange hinaus durch ihre allgemein-weibliche Eigenart am meisten bedeuten dürften. Leider ist es nämlich im öffentlichen Leben oft noch so, daß die Individualität ein Hemmnis für die gemeinsame Arbeit bildet, die sich da eher durch Parteigemeinsamkeit der Interessen und Ansichten vollzieht, als durch das Zusammenwirken von Verschiedenheiten. Nur in seltenen Fällen hat ein „Wilder" die Möglichkeit in die Beschlüsse einzugreifen. Weniger als einzelne Persönlichkeit, eher als ein neues, starkes Prinzip, als ein großer Einsatz eines bisher ungebrauchten Wertes, dürfte die Frau bis auf weiteres die Gesellschaft beeinflussen können. Gewiß werden einzelne Frauen — durch geistige Überlegenheit, intellektuelle Entwicklung, Willensstärke und Arbeitskraft — zur Lösung der Gesellschaftsaufgaben viel von allgemeinmenschlichem Werte beitragen. Aber im letzten Grunde muß man doch auf den Artunterschied zwischen Mannes- und Frauenwesen die Hoffnung gründen, daß die Teilnahme der Frauen an der Gesellschaftsarbeit eine tiefgehende Wirkung hervorrufen werde.

Wenn die Frauen — mit einem atavistischen Rückfall in die alten Kochbuchvorschriften „nach Geschmack zu nehmen" — das zu können glauben, was die ganze Summe von männlichem Mut, Genie, Begeisterung, Opferwilligkeit und Idealismus bisher nicht vermocht hat; wenn sie bei jeder Meinungsverschiedenheit über Mannes- und Frauenwesen ihm auch alle weiblichen Fehler beilegen, aber für sich den Anspruch auf alle männlichen Verdienste erheben, dann überzeugt uns dies nur von — der Entbehrlichkeit der Frau, bis sie bescheidener wird!

Es wäre jedoch um das Recht der Frau am öffentlichen Leben teilzunehmen schlecht bestellt, wenn sie ihm nicht etwas wirklich Unentbehrliches, Neues, Eigenartiges zuführen könnte.

Dieses Neue ist nicht ihr Idealismus und Enthusiasmus, wie schön und leicht er auch aufflammen mag, weil die Frau um so viel entzündlicher ist als der Mann, umso viel eifriger, ihre Begeisterung in Tat umzusetzen.

Denn bedeutungsvoll wird nur der Enthusiast und Idealist, der die Flamme seiner Begeisterung in seiner bloßen Hand tragen kann, sie tragen kann trotz Brandwunden, sie brennend erhalten trotz Windstößen und so Schritt für Schritt dem Ideale nahen. Aber solche Enthusiasten und Idealisten — weibliche oder männliche — sind selten, viel seltener als Genies. Sie sind des Lebens Wein und des Lebens Salz. Doch das tägliche Brot auf dem Tische der Gesellschaft können nur die Werte sein, die die Mehrzahl aufzuweisen vermag.

Sehen wir nun die Mehrzahl an, so dürfte bei den Männern das Gerechtigkeitsgefühl, bei den Frauen das Zärtlichkeitsgefühl der größte Wert sein. Dies bedeutet nicht, daß Männer nicht unerhörte Ungerechtigkeiten dulden wie begehen, ebenso wie Frauen Grausamkeiten. Aber es bedeutet, daß für das öffentliche Handeln des Mannes — bei Revolten wie Revolutionen — die stärkste Triebfeder das Gerechtigkeitsgefühl ist, während das Zärtlichkeitsgefühl hundert Frauen in Be-

wegung setzt, wenn die Gerechtigkeits-Leidenschaft eine antreibt. Nichts ist gewöhnlicher, als schon von den Lippen des Knaben die Worte zu hören: „Recht ist ihm geschehen;" von denen des Mädchens hingegen: „er tut mir aber doch leid!"

Bisher ist nur das männliche Gefühl für die Gesellschaftsgestaltung entscheidend gewesen. Erst wenn das weibliche den gleichen Spielraum erhält wie das männliche; erst wenn das eine dem Extrem des anderen die Wage halten kann, wenn das seine ihre zu große Weichheit, das ihre seine zu große Härte ausgleicht, dann wird die Gesellschaft wirklich durch Väterlichkeit und Mütterlichkeit den berechtigten Bedürfnissen aller ihrer Kinder gerecht werden können.

Aber verkümmert das weibliche Zärtlichkeitsgefühl — dann stehen wir auf demselben Standpunkte, wie bevor die Frau in das Spiel eintrat. Dann werden wir immer weiter „die Steine rücken," und es wird uns nicht gelingen, „das Spiel umzuwerfen."

Es ist einmal dargelegt worden, daß das soziale Hirn sich im Laufe der Zeiten mehr entwickelt hat als das einzelne: dadurch daß man mehr gemeinsam dachte und fühlte, hat sich auch die Fähigkeit gesteigert, Mittel zur Förderung des gemeinsamen Wohls zu finden!

Es ist wahrscheinlich, daß die weiblichen Gehirne ihre Tüchtigkeit vor allem dadurch zeigen werden, daß sie die Mittel finden, die das Leben steigern und bewahren, was für die Frau umso viel bedeutungsvoller ist als für den Mann. Denn jedes Leben hat irgend eine Frau unendlich mehr gekostet als irgend einen Mann; jeder auf der Wahlstatt des Krieges oder der Arbeit Verstümmelte hat einmal irgend eine Frau durch sein Kinderlächeln beglückt, hinterläßt immer irgend eine Frau in Tränen.

Aber um so erfindungsreich zu werden, müssen die Frauen das bleiben, was sie nun sind: ungestüm in der Stärke ihrer Liebe, rasch vibrierend, sonst können sie die Einseitigkeiten des Mannes in der Kulturarbeit nicht ausgleichen. J. S. Mills Buch von der Hörigkeit der Frau hat keine vortrefflicheren Seiten als jene, wo er die Gabe der Frau hervorhebt, von ihren individuellen Beobachtungen geleitet, intuitiv eine allgemeine Wahrheit zu finden und sie, unbehindert von allem Theoretisieren, unbedenklich und klarblickend, in einem bestimmten, vorliegenden Falle anzuwenden. Die Frau hält sich, meint er, an das Wirkliche, wenn der Mann sich in Abstraktionen verliert; sie sieht, was ein Beschluß in dem einzelnen Falle bedeuten wird, während er diesen Blick über den allgemeinen Wahrheiten verliert, welche er aus der Wirklichkeit abstrahiert hat, die er in die Abstraktion hineinzwingen will. Diese Eigenschaften der Frau machen sie im guten Sinne rücksichtsloser, rascher, unmittelbarer in ihrem Handeln, während ihr gleichzeitig ihr innigeres oder leidenschaftlicheres Gefühl, Mühen, Enttäuschungen und Leiden gegenüber mehr Ausdauer und Geduld verleiht.

Und dieser Meinung Mills entspricht die Ibsens, dessen Grundanschauung der Frau gerade die ist, daß sie an Selbstbehauptung und Rücksichtslosigkeit stärker wird, sobald es sich um die Werte der Persönlichkeit handelt, aber auch hingebender

und opferwilliger auf dem persönlichen Gebiete. Er sieht sie weniger gehemmt von religiösen und sozialen Dogmen, aber von größerer Frömmigkeit und tieferem Gemeingefühl erfüllt als der Mann es ist; er sieht bei ihr mehr Einheit zwischen Denken und Handeln, mehr Spontaneität im Handeln, ein sichereres Erfassen des Daseins, mehr Mut es zu leben. Mit einem Worte: er meint, daß die Frau öfter etwas ist, weil sie nicht gestrebt hat, etwas zu werden; daß sie häufiger das Unwahrscheinliche wagt, weil sie sich mit dem Möglichen nicht begnügen kann.

Nicht vollkommner also, aber — zum Glück für die Fülle des Lebens — anders wurde die Frau, schon als das Leben die Naturfunktion der Mutter und des Vaters verschieden gestaltete; sie zu ungleich gearteten Wesen machte, keines über-, keines untergeordnet, nur unvergleichbar. Diese Differenzierung muß fortbestehen — nicht zum wenigsten in der Politik. Denn sonst würden die Stimmen der Frauen nur die Stimmenzahl verdoppeln, nicht die Beschlüsse ändern; und ihre Beteiligung an der Politik würde so nur ihre kostbaren Kräfte vergeuden.

Auch im öffentlichen Leben muß die Frau also den Wunderglauben ihrer Liebe bewahren, ihren Mut zur scheinbaren Unvernunft, diesen Mut, der schon in den Sagen und Märchen der Völker die schönsten Sinnbilder gefunden hat. Was das Privatleben sie gelehrt hat, muß sie nun das öffentliche Leben lehren!

Die Aufgabe ist die denkbarst schwere. Denn es gilt hier, die raschaufflammende Empörung oder Begeisterung des Gefühls zu bewahren, aber befreit von Willkür und Ungerechtigkeit. Es gilt, auf das schlafwandlerisch sichere Pfadfinden des Gefühls zu vertrauen, aber sich gegen die Gefahren der Dummdreistigkeit zu panzern. Es gilt, seinem Gefühle die Beweglichkeit zu lassen, aber es von dem Zusammenhange mit Launen und Unzuverlässigkeit zu lösen. Es gilt, den Blick für das Einzelne zu behalten, aber ihn doch zum Ganzen erheben zu können!

Um all dies zu vermögen, muß die Frau willig sein, vom Manne da zu lernen, wo er seine Stärke hat, ohne sich durch den männlichen Hohn über weibliche Schwächen, durch die männlichen Ansprüche an Überlegenheit verleiten zu lassen, jene Art Stärke anzustreben, die nicht die ihre sein kann. Denn so könnte sie nur jene Stärke einbüßen, die sie sich zu eigen gemacht hat.

Zweifelt sprechen nicht alle Zeichen dafür, daß die Frau Akademien absolvieren, und Staatsanstellungen bekleiden kann, ohne Schaden an der Sicherheit des Blicks, der Feinheit der Beobachtung, der Milde der Seele wie des Wesens zu nehmen. „Die Resultate der Wissenschaft," „die Gesetze der Geschichte," „die Erfordernisse der gesellschaftlichen Sicherheit," „die Opportunität der Kompromisse," und all das andere, was die Männer auf dem Wege der Neugestaltung aufstapeln, schüchtert auch den Mut der Frau ein, macht auch sie beweisfüchtig anstatt ahnungsstark.

Auch die Frauenseele kann in Universitätssälen, Amtsstuben und Geschäftslokalen Gefahr laufen, amtsmäßig trocken, kleinlich formelkrämerisch, zu werden, schmiegsam gegenüber öffentlicher Ungerechtigkeit, nüchtern gegenüber dem En-

thusiasmus. Solche Amts- und Berufsfrauen fürchten sich ebenso sehr wie die Männer, für Träumer oder Volksaufwiegler gehalten zu werden, sie können ebenso logisch die Unvernünftigkeit der Zukunftsgedanken beweisen. Mit einem Worte: wenn die Frauen die Lasten der Männer tragen, dann bekommen sie auch deren krumme Rücken; wenn sie ihr Brot auf den allgemeinen Arbeitsfeldern suchen, wird auch die Haut ihrer Hände härter. Aber man kann hoffen — und alles hängt von dieser Hoffnung ab — daß die Frau ihre Gesellschaftsmacht erreicht, ehe sie noch im großen Ganzen ihre Eigenart verloren hat und daß sie dann ihren ganzen Sinn darauf richtet, neue Verhältnisse zu ermöglichen, unter denen sie ihre Hand weich, ihre Haltung aufrecht bewahren kann.

Wenn diese Hoffnung fehl schlägt, dann wird der Eintritt der Frau ins öffentliche Leben es nicht hindern, daß man dort noch in tausend Jahren die Sicherheit über den Wagemut stellt, die Begeisterung durch Klugheit dämpft, die Inspiration durch Fakten zerstampft und die Ideen durch praktische Rücksichten erstickt. Dann wird man auch weiter die Forderungen seines Menschlichkeitsgefühls durch die mit vielen geteilte Verantwortung beschwichtigen; ja, man wird auch sehen, wie sich die Frau mit der Mehrheit verbindet, um die idealistischen Tollköpfe klug oder — wenn dies nicht gelingen sollte — unschädlich zu machen!

Man hat in diesem Zusammenhang traurigen Anlaß sich zu erinnern, wie die Mehrzahl der französischen Frauen gegen Dreyfus waren; die Mehrzahl der Engländerinnen gegen die Buren, und wie im Jahre 1895 die Schwedinnen mit Leidenschaft den Krieg gegen Norwegen wollten!

Diese Beispiele — neben unzähligen anderen gleichzeitigen oder früheren — berechtigen wohl kaum zu der Hoffnung, daß die Mehrzahl der Frauen in bezug auf die öffentliche Moral schon jetzt über den Männern steht. Die Hoffnung der Zukunft gründet sich darauf, daß die Frau sich klar bewußt wird, daß sie einen anderen Weg zu gehen, eine andere Wirkung zu erreichen hat.

Manche Leute erhoffen von der Frau in der Öffentlichkeit eine umso viel höhere Moral als die des Mannes, weil sie schon im Privatleben um so viel besser sein soll als er. Man weist auf die 70000 schwedischen Männer hin, die zu Verbrechern wurden und denen nur 4000 verbrecherische Frauen gegenüberstehen oder auf die 20 Prozent Männer, die in einer unserer Großstädte es verabsäumten ihre Steuern zu bezahlen, während sich nur 5 Prozent Frauen das gleiche zuschulden kommen ließen! Aber man vergißt in dem letzteren Falle, daß die Frauen der Gesellschafts- und Altersklasse — der Klasse der jungen unverheirateten Arbeiter —, die die Steuern nur schwer auftreiben können, selten überhaupt besteuert sind. Und man vergißt im ersteren Falle, daß wenn der Mann aus Not oder Genußsucht zum Diebe wird, die Frau eine eingeschriebene — noch häufiger eine uneingeschriebene — Prostituierte wird. Man vergißt, daß wenn der Mann im Rausche ein Verbrechen begeht, ihn nicht selten häusliche Vernachlässigung und Zänkerei der Trunksucht in die Arme getrieben hat; man vergißt, daß wenn der Mann aus Eifersucht mordet, ihn in der Regel eine Frau wahnsinnig gemacht hat; wenn er veruntreut, so haben

ihn häufig die Luxusansprüche, die Geldforderungen einer Frau, einer Geliebten dazu getrieben. Es ist ja sprichwörtlich, bei dem Verbrechen eines Mannes nach der Frau zu forschen, und in gleicher Weise ist auch bei dem ihren der Mann selten weit entfernt. Auch das Verbrechen ist in der Regel zweigeschlechtlich, obgleich die erotische Leidenschaft den Mann, die entartete Mütterlichkeit die Frau unmittelbarer zum Verbrechen treibt. Sowie ansteckende Krankheiten selten die werdende oder stillende Mutter angreifen, so halten sich auch die geistigen Seuchen leichter von den mütterlichen Naturen ferne, während die im buchstäblichen oder geistigen Sinne unfruchtbaren eher lasterhaft werden. Aber ihre Laster bleiben — aus Angst vor den Folgen — in unzugänglicheren Gebieten als die des Mannes. So ist die Hand der Frau redlicher als seine, nicht aber ihr Auge oder Ohr, nicht ihre Lippen! Es gibt leider keine Verbrecherstatistik von — Ehrendieben!

Das perzentuelle Verhältnis der Frau und des Mannes zum Strafgesetz hat überhaupt nur eine mittelbare Bedeutung für den Wert ihrer Wahlrechtsausübung im Verhältnis zu seiner. Denn weder Verbrecher noch Steuerhinterzieher wählen Reichstagsabgeordnete oder werden zu Reichstagsabgeordneten gewählt! Bedeutungsvoll wird nur ein Vergleich zwischen den Unbescholtenen in beiden Lagern sein, wenn er auch dann so ausfällt, daß man annehmen kann, die Frauen werden weniger bestechlich — von Vorteilen oder Phrasen sein; weniger leicht zu Konzessionen gegen ihr Gewissen zu veranlassen; weniger zugänglich für Ränke, weniger von Mißgunst bestimmt. Aber Frauenkongresse, Frauenpresse, Frauenvereine — sowie auch das Stimmenwerben der Damen in England, Amerika und anderswo — zeigen leider, daß die Frauen männlich rücksichtslos werden, wenn sie den Satz von der Macht des Zweckes, die Mittel zu heiligen, anwenden; männlich bereit, die Wahrheit zum Vorteil der Anhänger, aber zum Nachteil der Widersacher zu drehen und Fakten nach „den Erfordernissen der Verhältnisse" zu beugen. Und während die Frauen so traurig gelehrig in der Aneignung besonderer männlicher Schwächen sind, hat sie noch keine akademische Bildung immun gegen die allgemein menschliche Krankheit der Unbildung gemacht, die eine seelenvolle Frau mit einem einzigen Worte kennzeichnete: die Schlechtgläubigkeit.

Es hilft nichts, wenn die Frauen beweisen, daß auch Männer Gerüchte verbreiten, Geheimnisse verraten, Beweggründe mißdeuten. Denn die Erfahrung, daß Männer in dieser Weise gegenseitig ihren besten Bestrebungen entgegenarbeiten, sollte nur eine heftige Aufrüttelung für das Gewissen der Frau sein. Nicht durch Lobgesänge zum Ruhme ihres Geschlechtes, sondern durch große, unerschütterliche Forderungen an sich selbst und an alle anderen Frauen, kann jede einzelne Frau am besten an der Erziehung ihres Geschlechtes für das öffentliche Leben mitarbeiten. Nur die seelische Bildung, die jeder sich selbst gibt, wird in der Politik fehlerhafte Bewertungen und irrige Rechtsbegriffe verhindern. Denn das politische Leben gibt in dieser Hinsicht dem, der nichts hat, nichts: da, im Gegenteil gilt der Spruch, daß dem, der nichts hat, auch noch dieses wenige genommen wird! Die Öffentlichkeit macht an und für sich niemanden weitblickend oder weitherzig;

dafür liefern unsere Gemeindeverwaltungen und Landtage, unsere Stadträte und Reichstage den besten Beweis. In der Gabe, die großen Fragen klein, aber die kleinen groß zu machen; in beweisschwachen Urteilen, in der Blindheit gegen den Zusammenhang der Dinge, dürfte es selbst unsere erste Kammer voll und ganz mit einem — Kaffeekränzchen aufnehmen können!

Nicht nur die Unbildung hat ihre besonderen Schattenseiten, sondern in ebenso hohem Grade die Halbbildung. Und Halbbildung ist die Bildung, die Schule und Hochschule noch der Mehrheit vermitteln: Examenskenntnisse ohne Persönlichkeitsgestaltung, Fachgelehrsamkeit ohne seelische Kultur. Das Merkmal dieser Halbbildung ist, daß sie die Individualität auffaugt und den Instinkt entwurzelt.

Dieses Übel wird vor allem der besonderen Gabe der Frau, der Intuition, gefährlich. Der ganze jetzige Bildungsplan geht darauf aus, die Eigenart des Mannes zu schärfen, und dies hat den Erfolg, daß er in seiner Halbbildung wenn auch einseitig, so doch stark wird. Die Frau hingegen wird schwach, da sie ihr ihre Eigenart raubt, ohne ihr doch die des Mannes geben zu können. Man findet oft bei einer Frau ohne Schulgelehrsamkeit einen Instinkt für das Wesentliche, den die Halbgebildete verloren hat oder dem sie sich wenigstens nicht mehr anzuvertrauen wagt. Und vor allem gilt dies von den für die Frau selbst wesentlichen Eigenschaften. Gemeinnützig wirkende Frauen zeigen so oft ihre Abneigung gegen die freudeschaffende Macht anderer junger und reizvoller Frauen, die auf demselben Gebiete wirken. Mögen diese Schönheitshasserinnen den Orthodoxen des Christentums oder der Frauensache angehören, so sind sie doch einig darin, daß die einnehmende Frau auch die minderwertige ist und daß die Männer ihre Urteilslosigkeit zeigen, wenn sie sich so leicht von ihr bezaubern lassen. Aber ganz so schlimm steht es doch mit dem Verstande der Männer nicht, wenn sie auch häufig den Schein für das Wesen nehmen. Denn was der Mann vor allem beim Weibe sucht — und am tiefsten liebt, wenn er es findet — ist die Freudigkeit der Güte. Sie ist es, die in allem echten Reize sichtbar wird und ihre berechtigten Siege erringt. Und nur wenn die Frauen diese Freudigkeit der Güte besitzen und dem öffentlichen Leben etwas von ihrem Zauber mitzuteilen wissen, wird ihre Mitwirkung es versöhnen.

Wenn man augenblicklich die Sachlage beurteilt, muß man sich vergegenwärtigen: daß nicht nur Schwiegermütter, sondern auch Schwiegertöchter, nicht nur Hausfrauen, sondern auch Köchinnen das allgemeine Wahlrecht erhalten würden. Aber keine dieser Gruppen scheint bis auf weiteres geneigt, sich die andere — im Privatleben — mit den denkbar größten Vollkommenheiten — ausgerüstet zu denken! Es dürfte also nicht zu kühn sein, wenn ein Außenstehender zu zweifeln wagt, daß sie im politischen größere Vollkommenheiten zeigen werden?!

Mit einem Worte: wir dürfen nicht vergessen, daß die entwickelten Frauen im Verhältnis zu den unentwickelten nicht zahlreicher sind als die entwickelten Männer gegenüber den unentwickelten. Dieselben oder andere Vorurteile, Eigennützigkeiten und Torheiten, die von seiten der Männer den Fortschritt verzögern, werden ihm

auch von weiblicher Seite begegnen. Sowie man jetzt Herden männlichen „Stimmviehs" an unrechter Stelle sieht, wird man auch Scharen von weiblichem sehen. Und an unrechter Stelle bedeutet hier weder die Rechte noch die Linke, sondern ganz einfach den Platz, dem man ohne persönliche Wahl zugetrieben worden ist und auf dem man doch ohne Scham verbleibt.

Die Frau hat jedoch den Vorteil, aus den Irrtümern des Mannes lernen zu können, und sie lernt rascher als er. Aber nur die Macht, selbst tätig zu sein, wo man die Verantwortung tragen soll, und das Recht, Entschlüsse zu fassen, wo man handeln muß, wirkt erziehlich. Die entwickelten Frauen werden natürlich ebenso ihre Einseitigkeiten aufweisen wie die entwickelten Männer; aber erst wenn sie beide ihre Eigenart entfalten können, wird die Gesetzgebung wie die Verwaltung allseitig werden. Doch Allseitigkeit ist noch nicht Zusammenhang. Ob man mit einem Finger oder mit allen zehn auf einem Instrument klimpert, so wird es darum doch keine Musik. Erst wenn jeder Finger seine Sache versteht — und mit den übrigen zusammen spielen kann — entsteht Harmonie, mag es sich nun um instrumentale oder soziale Musik handeln!

Was die soziale betrifft, so ist der jetzige politische Zustand — mit seiner Auflösung alter und der Gestaltung neuer Wohlfahrtsbegriffe — so chaotisch, daß man sich bei der Behandlung jeder großen Frage an Geijers Ausruf erinnert: ein Schimmer von Zusammenhang wäre schon Glückseligkeit!

Bevor dieser inhärente Zusammenhang der Dinge — mit anderen Worten die Sozialpolitik — die Eigeninteresse- und Klasseninstinktpolitik abgelöst hat, werden wohl noch viele Lebenskräfte vergeudet werden, und unter ihnen auch die vieler Frauen, wenn diese inzwischen in die politische Arbeit eintreten. Aber weder der Grund, daß die Frauen zu gut, noch daß sie zu unreif sind, vermag ins Gewicht zu fallen, um sie vom politischen Leben ferne zu halten. Denn in dem Maße, in dem sie ihren Wert bewahren, werden sie die Entwicklung beschleunigen; in dem Maße, in dem sie an derselben teilnehmen, werden sie die Reife erlangen, die ihnen noch fehlt. Man darf nicht vergessen, daß nur wirkend ein Werkzeug seiner Aufgabe immer angepaßter, immer vollkommener für sie geeignet wird; nur funktionierend entwickelt sich das Organ für seine Zwecke. Und dazu kommt der ebenso wichtige Grund: daß die schon jetzt für die Entwicklung notwendigen Frauen ebenso wenig wie die Männer auf der einen Seite eines Geld- oder Geburts- oder Bildungszensus zu finden sind. Nur der große demokratische Grundsatz: — gleiche Möglichkeiten für alle — birgt trotz seiner Mängel die größte Aussicht, daß der rechte Mann, die rechte Frau schließlich auf den rechten Posten kommt. Es ist für das Ganze von größerem Belang, daß ein Mann oder eine Frau durch Wahlrecht und Wählbarkeit zu jener Führerstellung gelangt, die die Natur ihnen zugedacht hat, als ob hundert andere als Wähler Irrtümer begehen. Wenn auch die Frauen — und in Schweden wäre dies sicherlich der Fall — bis auf weiteres der Reaktion dienen würden, so wäre doch ihr unmittelbarer Einfluß ungefährlicher als ihr jetziger mittelbarer und verantwortungsloser. Denn die Möglichkeit wäre

vorhanden, daß das öffentliche Leben sie überzeugte, daß solange eine soziale und ökonomische Machtbesitzergruppe die Verhältnisse bewahrt, die zahllose andere Gesellschaftsmitglieder zu Opfern des Militarismus und Industrialismus, der Prostitution und des Alkoholismus machen — jede Gesellschaftsarbeit ein Säen in den Schnee genannt werden muß. Aber selbst wenn die Frauen sich nicht überzeugen ließen, sondern nur eine Stütze der jetzigen Machthaber würden, dürfte dies doch kein Hindernis für ihr Wahlrecht bilden. So wie nichts uns ausdauernder macht, als wenn wir für die Gerechtigkeit arbeiten, gibt es auch keinen besseren Beweis für die Reinheit unserer Rechtsforderungen, als wenn wir an ihnen festhalten, obgleich wir überzeugt sind, daß ihre Erreichung noch lange Zeit nicht uns selbst, sondern unseren Widersachern zugute kommen wird!

Jeder mit Augen Sehende sieht in unserer Zeit immer klarer ein, daß neue Wege gesucht werden müssen. Auch Frauen sind nun immer häufiger unter diesen Sehenden, obgleich die weibliche Mehrheit durch ihre Unwissenheit, ihr Unverständnis, ihre kleinen Ziele noch vor denen, die den Boden urbar machen wollen, Dornenhecken auftürmen.

Aber selbst unter jenen Frauen, die sich des Gewichts der sozialen Fragen voll bewußt sind, findet man nur ein geringes Erfassen ihres Inhalts. Es gilt, ihre Einsicht zu erhöhen, aber vor allem den Begriff der Mütterlichkeit der Gesellschaft zu vertiefen, indem man ihn klipp und klar von dem der Wohltätigkeit scheidet. Diese mag im einzelnen Falle ihr Recht haben. Aber alle Gesellschaftsarbeit, die auf das Ganze gerichtet ist, muß als Ziel vor Augen haben, es im Recht-Denken so weit zu bringen, daß alles Wohltun verschwinden kann. Die Mütterlichkeit der Gesellschaft muß mehr als ewiges, unterirdisches Feuer wirken, weniger als hoch emporlodernde, aber bald ausgebrannte Opferflamme. Es genügt nicht, daß der Trieb des Mitgefühls und der gegenseitigen Hilfe beim Weibe unmittelbarer ist als beim Manne. So wie die Zärtlichkeit allein bei der Pflege des Kindes nicht genügt, wenn die Kenntnisse der Lebensgesetze des Körpers und der Seele fehlen, so müssen die Frauen auch Einblick in die Biologie und Psychologie der Gesellschaft haben, um ihre Aufgaben im Volkshaushalte zu erfüllen und die Probleme zu verstehen, die man mit einem Worte die der Gesellschaftsorganisation nennt.

Nur so kann das Mitgefühl mit den Opfern der Gesellschaft die Frauen zu einem immer kräftigeren Widerstande gegen das Opferwesen der Gesellschaft führen. Sie werden so für den Anfang — und zwar sehr bald — die Macht erlangen, dieses wenigstens dort einzuschränken, wo Kinder und Jugend erzogen werden; wo Kinder und Frauen arbeiten oder verurteilt werden; wo man Alte und Kranke pflegt; wo für alle diese Gesetze gegeben werden. Die Mehrzahl der Frauen — die noch auf christlichem Boden stehen — predigen im besten Falle Barmherzigkeit als Pflicht der Begünstigten, Geduld als Pflicht der nicht Begünstigten. Aber ebenso wenig wie die einzelne Mutter sich für ihr eigenes Kind mit Barmherzigkeit begnügt, sondern volle Gerechtigkeit will — das heißt volle

Entwicklungsmöglichkeiten, volle Befriedigung gesunder Bedürfnisse, vollen Gebrauch persönlicher Kräfte — ebenso wenig kann sich die Mütterlichkeit der Gesellschaft für irgend ein Kind der Gesellschaft mit weniger begnügen.

Erst wenn der Begriff Armenpflege gesellschaftsgeförderter, aber stolzbewahrender Selbsthilfe Platz gemacht hat, die Barmherzigkeit der Gerechtigkeit, die Geduld dem Rechte zu fordern — wird man sich einem menschenwürdigen Dasein für die Vielen nähern. Wir brauchen nicht zu befürchten, daß darum die Tugend der Barmherzigkeit und der Geduld aussterben wird: jeder wird täglich übergenug Verwendung dafür haben — sowohl Gott wie sich selbst und seinem Nächsten gegenüber!

Aber auf dem Gebiete des Gesellschaftslebens ist ihre Zeit abgelaufen — oder wird es wenigstens sein, je mehr der Glaube an eine überirdische väterliche Vorsehung der Überzeugung von der Macht der menschlichen Vorsehung auf Erden weicht. Wenn weibliche Gehirne und Herzen anfangen, diese Vorsehung in solcher Weise zu üben, daß ihre Lebensanschauung und ihr Gesellschaftswerk einander nicht mehr widersprechen, erst dann werden ihre Gehirne und ihre Herzen eine umbildende Macht werden.

Nun zum Beispiel fürchten die meisten Frauen den Sozialismus, über den doch nur eine Meinung herrschen sollte: daß er als Parteipolitik in nächster Zukunft die unentbehrlichste Triebkraft der Entwicklung ist, während er als Anschauung — von den einander widerstreitenden Sätzen verschiedener Schulen befreit — in seiner weitesten Bedeutung den immer festeren Zusammenschluß der Gesellschaft zu einer immer innigeren Einheit ausdrückt, wobei die treuherzige Versicherung des alten Psalms „des einen Wohl ist das des anderen," sich allmählich durch die ganze Gesellschaftsorganisation verwirklichen wird. Wenn diese das schöne Bild, daß durch das Leiden des einen Gliedes alle Glieder leiden, zur Wahrheit gemacht hat — dann ist der soziale Staat erreicht!

Die Furcht vor dem Sozialismus hindert jetzt die führenden Frauen der oberen Klassen, den übrigen in dem Kampfe beizustehen, der allein den Sieg des Guten herbeiführen kann, das diese Frauen fördern wollen. Sie haben Angst vor dem bloßen Worte Forderungen — hinter dem sie die großen Arbeiterscharen mit ihren roten Fahnen heranziehen sehen! Sie sprechen darum lieber von Wahlpflicht als von Wahlrecht. Sie hoffen, daß die Politik sich ebenso friedlich behandeln lassen wird wie ein Lehrerinnenkollegium, daß eine Volksversammlung ebenso leicht zu disziplinieren sei wie eine Schulklasse! Aber dieser Mangel an Proportionsgefühl verfehlt den Zweck wie die Mittel.

Die Frauen wollen so — und mit vollem Rechte — die Prostitution abschaffen. Aber die erste Voraussetzung ist eine durchgehende Erhöhung — für mindestens 50 Prozent eine Verdoppelung — der jetzigen Löhne der Fabrikarbeiterinnen und Handlungsgehilfinnen. Diese Erhöhung kann nur durch Fachvereine erreicht werden, und, wenn es nötig ist, durch Streiks. Aber vor beiden Mitteln schrecken die christlichen Frauenrechtlerinnen zurück.

Diese wollen — und mit vollem Recht — den Mißbrauch berauschender Getränke verhindern. Aber sie sehen nicht ein, daß dies nicht durch Verbote und Tea meetings geschehen kann; daß nur durch reichlicheren Anteil an den Freudequellen des häuslichen Behagens, der Bildung, der Schönheit, der Natur und durch erhöhte Genußfähigkeit die Lebensberauschung den Alkoholrausch zu verdrängen vermag. Doch diese erhöhten Lebensmöglichkeiten gehen erst aus dem ausdauernd geführten Klassenkampfe hervor, den die christlichen Frauen im allgemeinen mißbilligen!

Eine Anzahl von Frauen will den Krieg abschaffen. Aber dieselben Frauen sind nicht imstande, sich auf dem Gebiete der Erziehung jene Machtmittel zu versagen, die rohe Leidenschaften züchten und niedrige Rechtsbegriffe hervorrufen; sie glauben noch immer, daß man Kinderseelen so reinigt wie Teppiche: durch Ausklopfen. Vergebens verdammen alle hervorragendsten Pädagogen unserer Zeit, sowie die modernen Kinderpsychologen und mehrere der bedeutendsten Kriminalisten wieder und wieder die Körperstrafen — die einer der ersten Rechtsgelehrten unserer Zeit die „zwecklose Blutarbeit" der Jahrhunderte nannte — weil die Erfahrung untrüglich gezeigt hat: daß physische Furcht niemals Sittlichkeit im wahren Sinne des Wortes schafft. Aber die Frauen machen sich doch noch immer die Arbeit in der Kinderstube durch Schreckmittel leicht. Mit anderen Worten: sie üben selbst Gewalttaten aus — und den Kindern ein — denen im Leben der Völker die Kriege entsprechen, die diese selben Frauen abschaffen wollen!

Diese Beispiele könnten beliebig fortgesetzt werden. Sie beweisen nicht, daß die Frau in ihrer Gesellschaftsarbeit unwissender, zusammenhangloser ist als der Mann. Aber sie beweisen, daß Frauen wie Männer durch ihre öffentliche Tätigkeit sehr wenig bedeuten werden, solange sie nicht im Dienste des Zusammenhangs sondern nur in dem des Stückwerks arbeiten.

Für den Anfang werden also wahrscheinlich einzelne Frauen, nicht die Mehrheit, die zugleich weitblickende und warmherzige Gesellschaftsmütterlichkeit vertreten. Und diese Frauen können ebenso wenig wie die einzelnen Männer erwarten, daß sie von Sieg zu Sieg schreiten werden. Diejenigen, welche mit ihren gegen alle Ungerechtigkeit heilig erglühenden Seelen, ihren von Mitgefühl heißen und unruhigen Herzen in die kalte Wirklichkeit treten, müssen gefaßt sein, dort das zu erleben, was zahllose männliche Neuerer und Reformatoren schon erlebt haben: nämlich das zu erringen, was für sie selbst das beste ist, das Märtyrertum — aber nicht das was für die Gesellschaft am besten ist: den Sieg. Und es ist dann ein schwacher Trost, daß oft die Besten Märtyrer werden, während die Nächstbesten Sieger sind! Die ersteren sind die, die sich auf den Ruf der Gerechtigkeit oder der Menschenliebe oder der Freiheitsleidenschaft in den Kampf stürzen — ohne sich zu fragen, ob sie siegen werden oder ohne doch wenigstens die Antwort auf diese Frage zu wissen. Die letzteren sind meistens diejenigen, welche diese Frage in ihrem Inneren bejaht haben. Denn diese Siegesgewißheit verleiht ihnen die Macht, hinter sich ein Heer aufzustellen, und den Mut, ihm ihren Geist einzuflößen.

Björnson gebrauchte einmal, um die Wege der Ideen zu schildern, das Bild der feinen Striche, die auf den Weltkarten die Dampfschifflinien bezeichnen, Striche, die bei den großen Häfen in einen einzigen dicken Strich zusammenlaufen. Und mit besonderer Beziehung auf die Linien der Friedens-, Arbeiter- und Frauenfrage ermahnte er zu fleißigem internationalem Verkehr. Aber jeder, der diese drei Linien beobachtet, wird finden, daß auch die „Herzenspolitik" kein sicherer Lotse ist; daß selbst Ozeandampfer, die sie befrachtet, einmal ums andere an — der Goldküste stranden!

Auch die voranschreitenden Frauen werden Zeuginnen solcher Schiffbrüche sein. Sie werden erfahren, wie unsäglich schwer es ist, die Demokratie zu aristokratisieren: denn das bedeutet nicht nur reinere Hände und feinere Gewohnheiten, sondern reinere Handlungen, feinere Gedanken. Und wenn sie ihre Empfindungsfähigkeit behalten — was sie müssen — dann werden die führenden Frauen nicht nur unter ihren eigenen Wunden leiden, oder unter dem Mitgefühl mit all der Qual, in die ihre Gesellschaftsarbeit ihnen Einblick gewährt, sondern auch unter der Beschämung, viele ihrer eigenen Geschlechtsgenossinnen ebenso unfähig wie die Männer zu sehen, eigene Vorteile — oder die eingebildeten Vorteile ihres Landes — zu opfern, wenn Menschlichkeit und Gerechtigkeit es erheischt. Und es wird diesen Frauen so ergehen wie so vielen Männern vor ihnen: der reine Wille, die reiche Persönlichkeit, die sich nicht beugen läßt, muß brechen.

Jeder, der der Politik nahe gestanden hat, wird wohl eines dieser Trauerspiele gesehen haben, wo ein hochgesinntes Herz stückweise gebrochen ward, und weiß darum, wie blutig diese unblutigen Kämpfe tatsächlich sind und in welchem Grade die Gesellschaftsarbeit ein Opferdienst sein kann.

Werden die besten Frauen imstande sein, Zeuge dessen zu sein? Werden sie es ertragen zu sehen, wie es Politik und Presse — mittelbar wenn nicht unmittelbar von Geldinteressen bestimmt — Jahr für Jahr gelingt, die größtmögliche Anzahl von halben Maßregeln oder den größtmöglichen Stillstand zu bewirken, während der unvermeidlichen Selbstaufopferung von seiten der Besten und der unbedingten Selbstbefriedigung von seiten der übrigen? Werden sie es ertragen zu sehen, wie in den Kulturfragen, wo der Eigennutz nichts bedeuten kann, die allweise Dummheit über die großen Lebensinteressen des Volkes entscheidet?

Eine Versammlung von Männern kann in den nationalen Weihestunden zusammen größer fühlen und handeln als jeder Einzelne für sich. Aber in der Alltagsstimmung der Völker ist der Einzelne häufig besser als im Zusammenwirken mit vielen. Was die Massendummheit, Massenfeigheit, Massenlüge zusammen ohne Scham im öffentlichen Leben zustandebringen, davor würde fast jeder von denen, die die Masse bilden, im Privatleben zurückscheuen. Die Funktionsfähigkeit der einzelnen Gewissen zu retten — aber dennoch für die großen Augenblicke die Macht des gemeinsamen Gewissens zu bewahren — das wäre die große Aufgabe in der politischen Moral!

Man fühlt sich versucht zu wünschen, daß die männlichen und weiblichen Reichs-

tagsabgeordneten der Zukunft an einem und demselben Tage gewählt würden — durch Einsendung von Stimmzetteln von allen unbescholtenen Männern und Frauen — und daß die so gewählte Kammer unverzüglich in ein als Zellengefängnis gebautes Reichstagsgebäude gesperrt würde, ohne jede Möglichkeit der Verständigung zwischen den Mitgliedern — nicht einmal durch Klopfen an die Wände! So wäre jeder gezwungen, das für sich zu prüfen, was dann an einigen großen gemeinsamen Rede- und Beschlußtagen entschieden werden würde! Diese Art Reichstag wäre einerseits ein vortrefflicher Prüfstein der patriotischen Opferwilligkeit, andrerseits ein Mittel, die Sessionen erheblich abzukürzen! Und man muß im vollen Ernst wünschen, daß Anträge und Gesetzvorlagen nicht von unseren jetzigen Reichstagsausschüssen ausgearbeitet würden, sondern von teils zeitweiligen, teils ständigen Ausschüssen, gewählt von den Korporationen und Gesellschaften, welche alle großen Hauptberufe und Kulturgebiete vertreten. Sie müßten außerhalb wie innerhalb des Reichstags unter den in der betreffenden Frage sachverständigen Männern und Frauen gewählt werden. So würden Baufragen von Architekten und nicht von Juristen erörtert werden; Schulfragen von Schulleuten, nicht von Landwirten, während jetzt die alles verlangende Gemeinsamkeit die verantwortungslose Oberflächlichkeit zur Folge hat. Erhielten diese Ausschüsse jeder für sein Teil ein suspendierendes Veto gegen die Entschlüsse der volksgewählten Kammer, dann könnten sie so die einzige notwendige erste Kammer bilden: die der Sachkenntnis, welche jedoch ihre retardierende Macht nicht länger ausüben dürfte, als bis die Volksmeinung — nach einer neuen Wahlperiode, durch den wiederholten Beschluß einer neuen Kammer — in der Meinungsverschiedenheit den Ausschlag geben würde. Denn auch die Sachkenntnis hat ihre Grenzen!

Bis diese und andere schönen Utopien verwirklicht sind, müssen die Frauen jedoch darauf gefaßt sein, daß ihre Beteiligung am öffentlichen Leben sie nicht nur verschiedene unberechtigte Vorurteile, sondern auch viele Leiden kosten wird. Sie müssen außerdem einsehen, daß sie ihrem Heim viel Zeit rauben wird. Denn das Ganze ist nicht so einfach, daß man nur seinen Stimmzettel abgibt, den Leitartikel anstatt des Feuilletons liest und zur Wahlversammlung anstatt zum Souper geht! Gibt man seinen Stimmzettel ab, ohne zu wissen, wie man stimmt, dann bedeutet die Beteiligung wenig. Will man dies jedoch wissen, dann muß man der Sache Zeit opfern. Und hat man einmal begonnen, am öffentlichen Leben teilzunehmen, dann wird man oft durch die Verhältnisse immer tiefer in seinen Strudel gezogen.

Familienväter, die „in der Politik stecken", sind schon jetzt die Verzweiflung ihrer Familien. Und wenn nun die Familienmütter auch anfangen . . . ?!

Dies ist der Kernpunkt der Frage. Als Familienmutter steht die politisch tätige Frau vor der Wahl zwischen einer für das Heim und die Kinder unheilvollen Nachaußengekehrtheit und einer für sie selbst qualvollen Unselbständigkeit. Ihre privaten Vergnügungen kann sie opfern, ihre privaten Pflichten nicht. Aber gerade vor dieser letzteren Versuchung wird die Frau der unbemittelten Klassen stehen. Die Arbeiterfrau will mit dem Manne zur Wahlversammlung gehen — aber die

kleinen Kinder? Dienstleute gibt es keine. Die Nachbarin? Sie will auch zur Wahlversammlung. Die Kinderkrippe? Die ist am Abend geschlossen, denn auch ihre Vorsteherin hat allgemeine Interessen! Es gibt also keinen anderen Ausweg als — daß diese Frau sich mit dem Urteil des Mannes begnügt?!

In der Wahlrechtsfrage — wie stets, wenn es sich um das Recht der Frau gehandelt hat — hat man die Sache zu einseitig aus dem Gesichtspunkte der unverheirateten Frauen der oberen Stände betrachtet. Aber diese sind so weit davon entfernt, die bedeutungsvollsten zu sein, daß man eher im Gegenteil behaupten kann, daß eine Mutter der Arbeiterklasse, die — unter all den Mühen und Entbehrungen, die dies für sie bedingt — ihren Kindern eine gute körperliche und geistige Pflege angedeihen ließ, ihnen und dem Mann ein glückliches Heim geschaffen und sich dabei selbst Bildung und Einsicht in die Gesellschaftsfragen angeeignet hat — daß eine solche Mutter eine so außerordentliche Gesellschaftskraft darstellt, daß es die gerechteste aller proportionellen Wahlmethoden wäre, ihr — wie allen anderen Müttern ausgezeichneter Kinder — zwei Stimmen zu geben!

Man steht hier abermals vor der schon früher betonten Schwierigkeit: daß gerade die besten, die für die Aufgabe unentbehrlichsten Frauen zwischen den Pflichten der Gesellschaftsmütterlichkeit und der Mutterschaft, sowie zwischen diesen und der individuellen Kraftentwicklung wählen müssen. Keine Frau kann in den ersten Lebensjahren der Kinder diese beiden Mutterberufe gut erfüllen. Und sie wird sich genötigt sehen, einzugestehen, daß wenn sie die Kinder über ihrer Gesellschaftsaufgabe vernachlässigen wollte, dies wahrlich hieße, über den Fluß nach Wasser gehen — und es noch dazu im Fasse der Danaiden tragen.

Törichte Jungfrauen sprechen davon, daß die natürliche Mutterschaft nur ein Sinnbild der allumfassenden geistigen sein solle! Ebenso gut könnte man die Wurzeln des Baumes Symbole seiner Krone nennen. Aber ebenso gewiß als die schattenspendende Wölbung des Baumes ohne die Wurzel nicht da wäre, ebenso gewiß ist der Baum erst dann vollkommen gewachsen, wenn Wurzel und Stamm die breite Krone tragen — und eine Frau ist erst dann nach dem Gesetze ihres Wesens vollendet, wenn aus der Naturkraft der Mütterlichkeit sich die Kulturmacht der Gesellschaftsmütterlichkeit erhebt. Dies bedeutet nicht, daß jede Frau eine wirkliche Mutter gewesen sein muß, um eine Gesellschaftsmutter zu werden. Aber das bedeutet, daß sie in ihrem Inneren das besitzen muß, was sie — nach Madame de Girardins Worten — „um die Kinder trauern läßt, die sie nie getragen." Das bedeutet auch nicht, daß die Mutter, solange die Kinder klein sind, ihre menschliche Persönlichkeit unterdrücken muß. Es bedeutet im Gegenteil, daß sie in ihren häuslichen Aufgaben die Eigenschaften eines Staatsmannes, eines Seelsorgers, eines Feldherrn, eines Gesetzgebers, eines Nationalökonomen, eines Künstlers entfalten muß, um die stille, starke Autorität zu bewahren, durch die alle gelenkt werden, während alle glauben, ihrem eigenen Willen zu folgen; um bei allen die beste Seite hervorzulocken, um so Kinder und Hausgesinde zu erziehen, der Arbeit Schwung und Freude zu verleihen, aber auch die Stille und Schönheit zu schaffen,

die alle das Resultat als ein fertiges Kunstwerk genießen läßt, und um schließlich das Alltagsleben durch Feststimmungen zu erneuen. Dabei kann sie vom Morgen bis zum Abend ein spannendes Drama erleben, dessen Fäden alle in ihrer Hand zusammenlaufen. Sie wird sehen, wie sich der ganze Verlauf der Entwicklung in dem Tropfen wiederspiegelt, der ihre Welt geworden! Sie wird erfahren, daß der Persönlichkeitseinsatz, den sie hier macht, der unentbehrliche ist, während der öffentliche Einsatz, den sie bis auf weiteres leisten könnte, in den meisten Fällen entbehrlich wäre. Und dabei lernt sie die Kunst des Über- und Unterordnens, sowie die Möglichkeit, physische und psychische Kräfte, die sie einstmals im öffentlichen Leben zu betätigen gedenkt, zu sammeln und zu steigern.

So wird sie ruhig aus den Versammlungen wegbleiben können, sich damit begnügen so zu stimmen, wie ihre Gesinnungsgenossen, und sich allgemeinen Aufgaben entziehen, solange das Heim ihrer voll bedarf.

Dabei muß sie jedoch in Fühlung mit allen großen Bewegungen der Zeit bleiben und sich empfänglich erhalten — um in Zukunft unmittelbar tätig sein zu können. Und sie muß dies auch aus dem Grunde, weil sie nur so für den Mann und die heranwachsenden Kinder in tieferem Sinne lebenssteigernd wird.

Ringsum in der Welt begegnet man schon jetzt hie und da der einen oder anderen dieser starken, stolzen und schönen Mütter des zwanzigsten Jahrhunderts, die nichts von ihrer vollblütigen Weiblichkeit verloren, sondern sie nur durch eine persönliche Eigenart verstärkt haben, die sich Jahresring für Jahresring enger um den Kern ihres Wesens schließt.

Mensch und Weib, Mitbürgerin und Persönlichkeit — weniger darf die Gesellschaftsmutter der Zukunft nicht sein! Sie hat alle Brücken abgebrochen, die sie zu dem Frauenideal früherer Zeiten zurückführen könnten: zu der kräftigen, aber kleinsinnigen Hausmutter, der gedankenlos nachgiebigen Ehefrau. Aber sie hat auch nichts mit der kurzsichtigen Frauenrechtlerin gemein, die ihre Ehre darein setzt, die rastlose Arbeitsmaschine oder das fachgelehrte, aber halbgebildete Examenslumen zu sein.

Sie hat von den älteren wie von den neuen Typen etwas gelernt. Aber sie gleicht keinem von ihnen, denn nur des Lebens Fülle ist für sie des Lebens Sinn.

Manches kleine Mädchen wird wohl, über ihr Geschichtslehrbuch gebeugt, sich über die Art früherer Zeiten, Menschen zu zählen, empört haben: so und so viel Männer — „außer Frauen und Kindern"!

Es dauerte lange, bis die Frauen überhaupt anfingen, gezählt zu werden, und noch geschieht dies nur zur Hälfte. Kinder sind noch immer „außer". Aber wir werden wohl einmal in dem Gefühl für das Werdende so weit kommen, daß wir die Reihenfolge umkehren und „so und so viele Kinder" rechnen — „außer Frauen und Männern". Wir werden dann durch unsere Behandlung der Kinder unsere Ehrfurcht vor diesen tief weisen und geheimnisvollen Wesen zeigen, die wir niemals ergründen. Wir werden hinter der Gestalt jedes Kindes die unendlichen

Reihen vergangener Geschlechter erblicken, und vor ihr die ebenso unüberschaubaren aller kommenden. Wir werden bei allen unseren Handlungen eingedenk sein, daß das Kind die Summe dieser Toten, die Hoffnung auf diese Ungeborenen ist. Wir werden die Kinder sich selbst offenbaren lassen und diese Offenbarungen mit einer heute ungeahnten Demut empfangen.

Noch harren die Tragödien der Kindesseele ihres Shakespeare, obgleich die Literatur die Kinder schon hervortreten läßt wie nie zuvor. Und wie immer ist die Literatur auch hier die Vorläuferin der großen Freiheitsbewegung, die die Rechtserklärung des Kindes bringen und der geistigen und körperlichen Kindermißhandlung, die der Zukunft ebenso unerhört erscheinen muß wie uns heute die Negersklaverei, ein Ende bereiten wird. Auch die Kinder werden wohl ihr Stimmrecht erhalten ebenso wie ihre Repräsentanten und ihren Justizvertreter!

Es werden wohl die Gesellschaftsmütter sein, die schließlich die Gesellschaftskinder befreien werden. Dann wird es sich zeigen, daß die Oktave der Kinderseele ebenso unentbehrlich war wie die der Frau und des Mannes, damit das große Saitenspiel, die Menschheit, volltönig erklinge.

Wenn dies geschieht, dann ist das dritte Reich angebrochen, dessen Messias die Zeit nun erwartet. Aber nicht der Schoß der Gesellschaftsmütterlichkeit wird ihn tragen.

Wieder und wieder werden der Menschheit Erlöser geboren werden. Aber stets von einem jungen Weibe mit lilienreiner Stirn und tiefen Augen. Und Bethlehem bleibt immer dort, wo eine junge Mutter in Andacht vor dem Bette des Kindes auf die Kniee sinkt.

Viele nennen diese Überzeugung reaktionär. Worte sind jedoch ungefährlich. Es hat wenig zu bedeuten, ob man eine Meinung grau oder schwarz nennt, wenn sie nur in Wirklichkeit rot ist.

Und diese wird nicht nur von dem Blute purpurn gefärbt, das durch das eigene Herz der Überzeugten geflossen ist. Dies müßte nichts beweisen — hat doch schon viel rotes Blut große Irrtümer lebendig erhalten!

Aber die hier ausgesprochene Überzeugung empfängt ihre Farbe aus der Quelle, die für die ganze Menschheit die Quelle des Lebens ist und bleibt.

Aufzeichnungen des Arbeiters Karl Fischer

Auf einem Stahlwerk

So ging ich frühmorgens mit meinem Schlafkollegen nach dem Osnabrücker Stahlwerk. Das war erst im Bau begriffen, und der Bau war erst in den ersten Anfängen.

Der Polier auf dem Stahlwerk war ein junger ruhiger freundlicher Mann, und mochte wohl noch nicht lange her sein, daß er die Bauschule verlassen hatte. Er trug bessere Kleidung und arbeitete nicht selber mit, wie andere Poliere sonst tun.

Da standen die Maurer und Arbeitsleute alle versammelt vor der kleinen Baubude auf dem Platze. Da kam der Polier wie alle Morgen und verlas die Leute aus seinem Notizbuche; da antwortete jeder: Hier. Aber wenn er bei einem Namen keine Antwort erhielt, da machte er mit der Bleifeder einen Strich ins Buch. Da ging jeder, sobald er verlesen war, aus der Versammlung hinweg nach seiner Arbeitsstelle und als der letzte Mann verlesen war, da ging der letzte Mann weg, da stand ich mit dem Maurer noch allein da; da stellte er mich dem Polier vor mit den Worten: „Preuße, hier habe ich einen Arbeitsmann mitgebracht," da sagte der Polier: „Das ist sehr schön von dir." Da schrieb er meinen Namen in das Notizbuch und sagte: „Na, wenn Sie den Bode kennen, da gehen sie mit dem und bleiben bei ihm, der wird Sie schon anweisen." Da ging ich eiligst hinter dem Bode her, denn er war schon ein Stück voraus. Da waren die Maurer dabei und schachteten das Fundament aus zur Bessemerhütte; aber an einer Ecke davon war Bode nebst einigen andern schon am Mauern, da zeigte er mir eine Steinkarre, da mußte ich Steine heranfahren; da verschluckten sie ziemlich viel Steine ins Fundament, aber sie waren nicht weit zu holen, und zum Frühstück hatte ich Vorrat und brauchte mich nicht mehr zu eilen. Aber ein anderer Handlanger brachte Kalk in einer Schubkarre gefahren, und ladete ihn aus der Karre in die Kalkkasten; da war es nach Frühstück, da stand die leere Kalkkarre da, und Bode hatte keinen Kalk mehr im Kasten, da klopfte er mit der Kelle dagegen und rief laut: „Kalk!" Da nahm ich die Kalkkarre auf und wollte Kalk holen, da sagte er bestimmt: „Nein, nein, lassen Sie die Karre nur stehn, das ist dem andern seine

Arbeit, das möchte dem passen, da tut er gar nichts mehr!" Aber der andere stand in ziemlicher Entfernung und sprach mit welchen, da rief er ihn bei Namen und laut: „Na wie ist denn das, sind Sie noch nicht bald fertig mit Ihrem Diskurs? lassen Sie sich hier einmal sehen, die Kasten sind alle leer!" Da kam er herbei und holte die Karre und schob damit ab. Da fand ich bald, daß ich hier nicht so viel zu tunbrauchte als an der Dütebrücke, aber dennoch war ich nicht zufrieden.

Aber allmählich ward mir doch wohl hier, und es gefiel mir immer besser auf dem Stahlwerk, und ward mit meinem Platze und meiner Arbeit gut zufrieden. Da hatte ich eine volle Woche gearbeitet, da kam der Sonnabend, da gabs zum Feierabend Geld, denn jeden Sonnabend war Zahlung. Da kam vor Feierabend der Maurermeister W. und trug einen leinenen Beutel in der Hand und ging in die kleine Baubude, da hieß es bald: „Geld holen!" Da bekamen zuerst die Maurer Geld und darnach die Arbeitsleute, da drängte man sich vor der kleinen Bude, und ich war einer von den letzten. Da stand in einer Ecke ein Tisch und in der zweiten und dritten Ecke stand je ein Stuhl am Tisch. Auf dem einen saß der Polier und paßte blos auf, und auf dem andern saß der Meister mit einer Zigarre und zahlte aus, und in der vierten Ecke stand der Mann, der gerade ausgezahlt wurde, denn größer war die Bude nicht. Da kriegten einige wenige 16 und 17, aber die allermeisten bekamen 18 Groschen pro Tag ausbezahlt; da kam ich an die Reihe, aber der Meister sah nicht auf, sondern zählte mir schon das Geld auf den Tisch, da sagte der Polier halblaut zu dem Meister über die Tischecke hinweg: „Gut Meister, sehr gut." Aber der schien das nicht gehört zu haben, da sagte der Polier lauter: „Meister, sehr gut," da sah dieser den Polier an, da nickte der bedeutsam mit dem Kopfe und sagte noch einmal: „Sehr gut." Da sah der Meister mich einen Augenblick an, dann fragte er mich: „Haben Sie Acker?" Aber er sprach ziemlich undeutlich und nicht laut, und ich hatte es nicht richtig verstanden, da fragte ich: „Wie?" da nahm er die Zigarre aus dem Munde und fragte laut und deutlich noch einmal: „Haben Sie Acker?" da sagte ich: „Nein." Da sagte er: „Na, da müssen Sie auch einen Groschen mehr Lohn haben." Da zählte er mir pro Tag 19 Silbergroschen auf den Tisch. Aber ich war schon gewahr geworden und hatte mich gewundert, daß die Leute alle sehr wenig anhänglich an den Meister waren, und jetzt gleich nach der Zahlung sprachen sie mit Heiterkeit davon, daß er wieder besoffen gewesen wäre. Aber darauf hatte ich ihn nicht angesehn, mir war er recht gut gelaunt, oder gut zufrieden vorgekommen. Die Maurer waren größtenteils Fremde, aber die Arbeitsleute waren dazumal mit einer einzigen Ausnahme lauter Einheimische und mußten den Meister ja kennen; sie nannten ihn nicht anders als „Mum mum," was wahrscheinlich von seiner Sprechweise herkam, denn in der Regel sprach er undeutlich und etwas murmelnd. Aber am Montag darauf kam der Polier und fragte mich, ob ich Kalk löschen könnte. Das konnte ich, denn das

hatte mir schon früher in Eisleben der alte Polier Zwanziger gelernt und mich dabei ein halbes Jahr lang überwacht, und ich hatte es seitdem schon öfter getan, da sagte ich: „Jawohl.“ Da ging er mit mir nach den Kalkkuhlen, das waren zwei runde nebeneinander befindliche ausgemauerte Bassins von anderthalb Meter Tiefe und drei Meter Durchmesser, und davor stand ein großer Kalkschott mit zwei Schützen, da sagte er: „Hier, da gehen Sie einmal dran an diese Arbeit und löschen Kalk und tun nichts anderes mehr. Sie bleiben jetzt blos immer hierbei und löschen Kalk, daß wir nicht in Verlegenheit kommen. Der Kalkfuhrmann wird gleich kommen, da zeigen Sie ihm den Platz an, wo er abladen soll, wo es Ihnen am besten paßt, und wenn Sie die Gruben hier voll haben, dann gehen Sie dort rauf nach den beiden andern Gruben und lassen den Fuhrmann dort oben abladen und löschen dort wieder weiter; nun wissen Sie also Bescheid.“ Da war ich mit einem Male von der ganzen Handlangerei abgekommen und hatte meine Arbeit für mich allein, und brauchte auf keinen andern mehr zu hören und bald dies und bald das tun, und hatte mir weiter keiner mehr was zu sagen. Aber da hatte ich Arbeit genug, und konnte und mußte ganz anders ins Geschirr gehn als beim Handlangen, und verbrannte und verdarb auch mehr Zeug und Schuhwerk; aber mehr Geld gabs nicht dafür, und deswegen wollte auch keiner dabei bleiben, denn die Arbeitsleute waren da nach und nach alle schon paarweise dabei gewesen, aber immer wieder weggegangen und wollten lieber handlangen. Blos einer, ein alter Lübecker in den fünfziger Jahren, der war noch dabei, aber der trank, und war heut nicht da, und machte manchmal zwei bis drei Tage blau und zuweilen noch länger, aber wenn er da war, dann half er mir. Ich wußte wohl von früheren Bauplätzen her, daß das Kalklöschen, wenn es in größeren Mengen geschah, Akkordarbeit war, dann taten es auch immer die Maurer selbst, aber wenn ich das auch nicht gewußt hätte, da kam jetzt bald der eine und bald der andere Arbeitsmann und sahen mir zu und fragten, ob ich jetzt mehr Geld bekäme. Dasselbe taten auch einzelne Maurer und machten mich ernsthaft darauf aufmerksam, daß das Akkordarbeit wäre. Da merkte ich wohl den Schimpf, der mir aus meiner Arbeit erwuchs, da wollte ich es gelegentlich dem Meister sagen, aber die Gelegenheit kam nicht, denn es ließ sich kein Meister und Polier mehr bei mir sehn, der etwas von mir hätte wissen wollen, wenn nur immer Kalk genug vorrätig war, und dafür sorgte ich. Aber im Laufe des Spätsommers kamen noch viele fremde Maurer und der Lohn war schon zweimal freiwillig um einen Groschen erhöht worden, und die Arbeitsleute erhielten 20 Silbergroschen, ich aber 21. Da kam jeden Tag ein vierspänniges Fuder Kalk und etwa einen Tag um den andern auch noch eine Beischaise mit zwei Pferden; da konnten wir das nicht anders bewältigen, da mußten wir Überstunden und Überschichten machen, ich und der Lübecker, wenn er da war; sonst mußte ichs allein tun.

Aber bis Weihnachten waren auf dem Stahlwerk schon einige Gebäude unter Dach gekommen, und als ich zurückkehrte von meinem Urlaub, da waren einige wenige Maurer innerhalb der Gebäude damit beschäftigt, Maschinenfundament zu mauern, dabei bekam ich Ausschachtungsarbeit, denn gelöschter Kalk war vorrätig und wurde nicht viel verbraucht. Aber gleich Anfang Februar holte mich der Polier wieder raus zum Kalklöschen, und gleich von Anfang März an kamen die Kalkfuhren schon wieder tagtäglich regelmäßig und waren schon wieder zahlreiche Maurer und Arbeitsleute überall an der Arbeit. Da fanden sich nach und nach nebst vielen fremden Maurern auch fremde Arbeitsleute ein. Da hatten auch zwei Gebrüder angefangen, die waren nur einige Meilen von der Stadt entfernt, in der Landgegend zu hause. Sie waren beide ein paar ansehnliche Männer, und ein paar echte und rechte Ackerbürger und beköstigten sich selber und fuhren wohl jeden Samstag Abend mit der Bahn nach hause zu ihren Familien. Nachdem sie etwa vierzehn Tage da waren, kam eines Tags ein Handlanger eilig nach mir hin und machte mich aufmerksam, daß diese beiden Brüder jeder pro Tag zwei Groschen Lohn mehr bekämen als ich, und als ich es nicht glauben wollte, versicherte er mir das auf das Allerentschiedenste. Da sah ich mir die beiden Ackerbürger etwas genauer an, was sie taten. Da hatte ein anderer Kalkfuhrmann als der gewöhnliche, eine Fuhre Kalk gebracht, der sollte besser sein für die Dachdecker, den hatte ich in einer Grube für sich allein gelöscht, und sollten ihn nur allein die Dachdecker verarbeiten; für diese machte der eine Bruder den Mörtel zurecht, und der andere fuhr ihm dazu den Kalk und gemahlene Schlacken an. Sie hatten beide ein paar egale, schöne, große, lange Schürzen vor, und wenn der eine wieder nach mir kam, um Kalk zu holen, da ladete er ihn sehr vorsichtig in die Karre ein, und nahm die Karre nicht voll, um sich ja nicht schmutzig zu machen, und konnte das auch tun, denn er hatte Zeit genug. Da ging die Lauferei wieder los, da kam einer nach dem andern und warf mir vor, daß die beiden zwei Groschen mehr bekämen als ich. Aber die Sache beruhte auf Wahrheit, und als der Lohn wegen Arbeitermangel noch zweimal erhöht wurde und ich 23 Groschen bekam, da übertrafen sie mich mit 25 wieder um zwei Groschen. Das war eine schlimme Sache und eine schlechte Sache, das war eine ganz infame Sache für mich. Da hatten die Arbeitsleute an meinem ersten Zahlungstage sicherlich recht gehabt: der Meister mußte besoffen gewesen sein, als er mich fragte, ob ich Acker hätte und meinen Lohn danach einrichtete, aber den beiden Brüdern konnte das jeder ansehn, daß sie Acker hatten, und sie nahmen sich auch von Zeit zu Zeit etliche Tage Urlaub, um auf ihrem Acker zu arbeiten. Aber das war mir bisher bei fremden Leuten noch gar nicht vorgekommen; kein Bauherr und kein Polier, kein Unternehmer und kein Schachtmeister hatten mich wegen meiner Arbeit jemals zurückgesetzt, im Gegenteil, wenn ich auf der Kempen-Venloer Strecke im Tagelohn arbeitete, da erhielt ich nebst wenigen andern fünf Groschen mehr als den Durchschnittstagelohn, aber von Acker war nirgends die Rede gewesen, und die

Schachtmeister lohnten alle blos nach der Arbeit, wie man sie tat und verstand und wozu sie einen brauchen konnten.

Da hätte ich am allerliebsten wieder aufgehört auf dem Stahlwerk, denn hier arbeitete man sich ja selber zur Schande, und hätte es ohne Zweifel und ohne Besinnen auch getan, ja wenn nur Hanau nicht gewesen wäre; aber in Hanau hatte ich ein neues Fell gekriegt und konnte nun nicht wieder heraus. Und das Evangelium, was ich in der Schule und bei meinem Vater hatte lernen müssen, dazu hatte ich seit Hanau her Zeit genug gehabt, mich darauf zu besinnen, und liebreich aber fürchterlich genug stand dazumal immer der Spruch vor mir: Siehe zu, du bist gesund geworden, sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Ärgeres widerfahre. Also ging ich nicht weg, aber ich tat auch nicht was hundert andere an meiner Stelle getan hätten: ich ging auch nicht nach dem Meister, um mich zu beschweren, denn beschweren hatte ich von hause aus nicht gelernt, und konnte niemand von mir eine Beschwerde erleben, als daß man mich selbst danach fragte, und wenn ich nicht schon vorher entschlossen war, aufzuhören, da konnte ich mich auch nicht beschweren, denn anders konnte ich mir keine Beschwerde vorstellen, wenn ich mich nicht als Hans Narr beschweren wollte. So war mir auch alles zu dumm, was ich zu dem Meister etwa hätte sagen können; und wollte mich doch nicht unterstehen und einem Maurermeister das Kalklöschen kennen lernen und ihm sagen was er dafür bezahlen sollte, und fechten, als Fechter kommen, wo ich doch satt zu essen hatte, dazu war ich zu ängstlich, und mußte mich hinfort auch vorsehn, daß ich nicht wieder in solche Verlegenheit kam wie zu Hanau beim Abschied.

Aber etwa um die Zeit, ehe das Frühjahr ganz zu Ende ging, da hieß es auf einmal: „Der Maurermeister geht ab vom Stahlwerk." Da war es mir zum Feierabend dieses Tages etwas spät geworden, und die andern waren schon alle weg, da zog ich mir grade den Rock an, da kamen der Meister und der Polier hart an mir vorbei und gingen ebenfalls weg und sprachen zusammen im Gehn, da machte der Meister eine abwehrende Bewegung mit dem Arm und sagte unsicher und kopfschüttelnd: „Nein, wenn sie einem erst die Ehre abschneiden wollen," — mehr konnte ich nicht verstehn. Aha, aha; da tat mir der Meister doch wieder leid, daß er deswegen die schöne großartige Arbeit aufgeben mußte und konnte seine Worte nicht vergessen. Und wurde sehr nachdenklich darüber, und nahm mir vor, meine Arbeit auch ferner nur ja gewissenhaft und redlich zu tun, damit mir dergleichen nicht etwa auch passierte. Da wurden alle Gerätschaften auf dem großen Bau gezählt und notiert, jeder Baum und jedes Brett und jedes Stück Holz und jeder Kasten und jede Karre, jeder Kübel und jede Kiste, jeder Bock und jeder Bogen, jeder Riegel und jede Rinne, jede Leiter und jede Leine, jeder Haken und jede Hacke, jeder Hammer und jede Haspel, jede Winde und jedes Wagscheid, jeder Bohr und jedes Beil, jedes Brecheisen und jeder Bolzen, jeder

Eimer und jedes Eisen, jede Bohle und jeder Bügel, jeder Kalkhaken, jede Klammer und jeder Klammhaken, jedes Richtscheid und jede Rolle, jeder Strick und jeder Strang und jedes Tau, jeder Zehnfußstock und jede Schornsteinrolle, jeder Tauhaken und jeder Keil, jede lange Blechzunge, jedes Sieb, jede Gießkanne, jeder Winkel, jede Wage und jeder Nagel, der dem Meister gehörte, und alle Kanonenöfen, die im Winter waren gebraucht worden, und jeder Korb und jeder Sack und kurzum, alles was dem Meister gehörte, das wurde alles gezählt und aufgeschrieben, denn das bekam der Meister vergütet und blieb alles auf dem Bau. Da gingen sie alle beide ab, der Meister und der Polier; aber dieser reiste ab, der Meister aber blieb in der Stadt, und man hörte eine zeitlang nichts davon. Aber in der Stadt am Neumarkt wo jetzt das Justizgebäude steht, auf derselben Stelle stand früher das alte Zuchthaus. Da sollte es abgebrochen werden, da unternahm der Meister den Abbruch. Aber er hat die Arbeit wohl angefangen, doch nicht fertig gemacht. Denn als eines Morgens die Arbeiter zur Arbeit kamen, da fanden sie den Meister, da hatte er sich in dem Zuchthause aufgehängt, und sie hatten ihn abschneiden müssen. Und als es auf dem Stahlwerk bekannt wurde, da war große Bewegung unter den Arbeitsleuten, und jeder Maurer richtete sich auf und machte sich einmal gerade.

Aber nach dem Stahlwerk kam kein Meister wieder hin, sondern statt dessen waren zwei Poliere gekommen, ein Oberpolier und ein Unterpolier. Da kamen auch immer mehr fremde Arbeitsleute und Maurer, und die Bauarbeit ging flott seinen Gang weiter, bis der Krieg mit Frankreich ausbrach, da wurden viele eingezogen, aber die Arbeit ging immer weiter; denn es fanden sich wieder andere ein, die zugereist kamen, und füllten die verlassenen Plätze bald wieder aus. Da mußte man wieder jede Woche ein paar Nachtschichten überarbeiten, um den Kalk zu bewältigen, und mußte fast jeden Sonntag zu Hilfe nehmen. Da hatte der Direktor einen Engländer kommen lassen, der hatte in der Hammerhalle die drei großen Formen aufgebaut und geformt, in die die drei großen Amboße eingegossen werden sollten, die später den drei Dampfhämmern zur Unterlage dienten, und zum Guß des größten der drei Amboße sollten 8000 Zentner Roheisen verwendet werden, und mußten wegen der Schwierigkeit des Transports gleich an Ort und Stelle gegossen werden. Da wurde provisorisch in der Nähe der Formen ein hoher Gießofen aufgestellt, und daneben wurde ein viereckiges hohes aber enges Gerüst gebaut, und sie hatten dazu die vier längsten Rüstbäume, die sie finden konnten, ausgesucht. Da kamen eines Sonnabends kurz vor Mittag wieder 165 Scheffel Kalk an, und wir hatten den vom gestrigen Tage noch nicht alle verarbeitet, da mußten wir wieder die Nacht dableiben bis Sonntagabend. Da bekamen wir allemal eine Stunde Urlaub des Sonnabend abends, damit wir konnten ins Quartier gehn und uns was zu essen holen für die Nacht und den Sonntag, und die Stunde wurde uns nicht abgezogen vom Tagelohn, da gingen

wir um 7 Uhr weg und waren pünktlich um 8 wieder da und hatten was gegessen und uns den Proviant bis Sonntagabend mitgebracht. Da haben wir diesen Abend gearbeitet bis nach 10 Uhr, da verspürten wir Appetit und aßen ein Stück Brod, aber müde waren wir auch und hätten gern eine Stunde geschlafen. Da hatte ein Handlanger eine Karre voll gelöschten Kalk geholt, da hatten wir gehört, daß die Maurer im Kesselhause bis 12 Uhr arbeiteten. Da ging ich rüber und sagte dem Handlanger Bescheid, daß er uns wecken sollte, wenn er nach hause ginge, denn sie mußten an unserer Arbeit vorbei. Da legten wir uns bei unserer Arbeit nieder und haben geschlafen bis um zwölf. Aber da hatten wir doch geschlafen und waren wieder frisch, da gings wieder an die Arbeit; aber mit Ernst, aber feste, aber eklig, die ganze Nacht und den Tag über, bis Feierabend war. Da war keine Rede von einer halben Stunde frühstücken oder lange Mittag machen, sondern man nahm sich so viel Zeit um das Brod rein zu essen, und dann gings wieder dabei. Denn es war doch Sonntag und man wollte gern eine Stunde früher fertig sein, um doch wenigstens etwas vom Sonntag zu haben, wenns auch noch so wenig war. Aber den Kalk konnten wir heut garnicht rein alle kriegen. Das war auch grade nicht nötig; nur das Bassin, in das wir den Kalk laufen ließen, das mußte voll werden, dann war Feierabend, und darauf hatten wir die Nacht und den ganzen Tag hin gearbeitet ohne Unterbrechung. Da war es an diesem Sonntag gegen 6 Uhr nachmittags, da hatten wir das Bassin voll, da war Feierabend. Darüber waren wir herzlich froh, denn wir hatten 36 Stunden gearbeitet, seit Sonnabend morgens 6 Uhr, und hatten während der Zeit keine andere Ruhe gehabt, als daß wir des Nachts eine gute Stunde lang geschlafen hatten. Da hatte mans satt, und hatte die Arbeitslust vorläufig gebüßt; und die Arme waren einem schlapp geworden und das Kreuz tat einem weh von dem unaufhörlichen Karren und Rühren und dem Wasserpumpen mit der langen Blechrohrpumpe, die fast steil stand, weil der Kanal an dieser Stelle so tief lag. Da war es den ganzen Tag schönes warmes Wetter gewesen, aber jetzt hatte sich der Himmel verdunkelt und war ein anhaltender heftiger Gewittersturm gekommen. Da war einer, der hieß Oberdiek mit Namen, der sollte, wie ich nachträglich hörte, Vorarbeiter bei der Direktion sein, der hatte nebst einem älteren Zimmermann diesen Sonntag ebenfalls gearbeitet, und zwar an jenem provisorischen Gießereigerüst, wir hatten wohl das Klopfen und Hämmern gehört, gesehn hatten wir jedoch nichts, was die da machten. Da machten wir grade Feierabend, und ich schob die Karre noch auf die Seite und stürzte sie um, aber der Lübecker hatte schon den Rock in der Hand. Da kam dieser Oberdiek um die Ecke des Hammerwerks und blieb stehn und kommandierte von weitem, aber laut und bestimmt durch den Sturm hindurch: „He! Heda! Ihr beiden kommt einmal hierher!" und begleitete den Zuruf mit Winken und energischer Geberde, als ob es brennte und verschwand wieder um die Ecke. Da sahen wir uns befremdet und fragend an, der Lübecker und ich; da beantwortete der Lübecker meinen Blick damit, daß er seinen Rock anzog. Der Lübecker wäre ohne mich nie nach dem Oberdiek gegangen, denn dazu war er nicht

dumm genug, denn ihm war schon mehr Wind unter der Nase weggegangen, als diesem Vorarbeiter und mir, aber er hat mir viel Anhänglichkeit bewiesen, und hat allezeit auf mich gehört, und so auch dieses Mal, und als ich ihn zum Mitgehn aufforderte, da zog er seinen Rock gelassen wieder aus und ging meinetwegen mit, denn aus dem Vorarbeiter seinem Kommando machte er sich nicht das Allergeringste. Aber ich verspürte meine Dummheit eben so gut, wie der Lübecker, aber das bestimmte Kommando tat bei mir seine Schuldigkeit, und ich konnte wieder einmal nicht aus meiner Haut heraus. Da ging ich voraus und der Lübecker kam langsam hinterdrein. Da hing inmitten des Gerüstes ein langes Tau von oben herab, und am Fußboden lag eine schwere eiserne Winde, aber am Gerüst stand eine lange hohe Leiter, die führte hinauf bis zur untersten Bühne. Da befahl uns der Vorarbeiter die Leiter hinaufzusteigen und setzte hinzu: „Wir wollen die Winde hoch ziehn." Da blickte ich mich um, wer mit dem Wir gemeint sein könnte, denn da war weiter niemand als wir; aber da gewahrte ich, daß ganz oben auf der obersten Bühne auch noch jemand war, da stieg ich voran und der Lübecker folgte. Da gelangten wir in reichlich halber Höhe des ganzen Gerüstes auf die unterste Bühne, die war noch ein wenig geräumig, da sollte später das Eisen liegen was zum Guß verwendet wurde, da kletterten wir weiter bis auf die nächste Bühne, da sollte die Winde stehn, mit der das Eisen heraufgewunden wurde und die wir jetzt hochziehn wollten, von da mußten wir weiter bis auf die oberste Bühne, da stand ein Haspel, da wurde uns klar, was wir tun sollten. Aber die Rüstbäume neigten oben alle nach der Mitte zu und so war die oberste Bühne die kleinste und engste und war blos so viel Platz, daß wir den Haspel regieren konnten. Da stand da oben der alte Zimmermann, und als wir heraufkamen, ging er uns sogleich aus dem Wege und machte Platz, indem er sich an einer Ecke außerhalb des Gerüstes aufstellte. Dort sprangen einige Netzriegel einen halben Meter lang vor. Dort stand er in dem Sturm die ganze Zeit über und hat sich bald mit dem einen Arm und bald mit dem andern, und dann wieder mit beiden Armen an den Rüstbaum angeklammert, denn das Gerüst schwankte da oben in dem Sturm ganz gefährlich, und man mußte immer die Augen zusammen kneifen, weil man sie voller Staub und Dreck bekam. Aber der Zimmermann hat nicht mit uns gesprochen, gleich als ob er taubstumm wäre, sondern er hat uns nur mit verächtlichen Blicken angesehn. Aber das ging natürlich zu, denn der hatte ebenfalls den ganzen Tag geklopft, und wahrscheinlich in derselben Absicht wie wir, nämlich um heut eine Stunde eher Feierabend zu haben; und nun war er beizeiten fertig da oben, und hätte können herunter gehn, aber als wir beiden so willig heraufkamen, da mochte er das freilich nicht tun. Da war keine Vorrichtung weiter an dem Haspel zum Einhalten, da merkte ich wohl, daß wir uns ganz allein auf unsere vier Arme verlassen mußten. Da mußten wir noch lange stehn, bis das Tau an der Winde befestigt war, und als wir sie schon in der Schwebe hatten, hing sie nicht gut, und mußten sinken lassen, daß sie anders befestigt wurde. Aber als wir sie dann wieder in der Schwebe hatten, da haben wir sie auch hochgewunden, aber mit Hindernissen,

denn die Winde war Sperrgut mit den beiden langen Drehlingen und wollte durch die Bühnenöffnungen nicht hindurch. Da stand der Vorarbeiter auf der Leiter, um die Winde zu lenken und konnte selber vor Staub und Dreck kein Auge auftun, dann rief er: Sinken! und dann rief er wieder: Hoch! und dann rief er wieder: Sinken! und dann rief er wieder: Hoch! und dann gings noch lange nicht, und fehlte wenig, daß wir die ganze Winde wieder mußten herunter lassen, und bei der nächsten Öffnung ging es wieder so. Aber kurz und gut, wir haben die Winde ohne Unfall hoch bekommen, bis ein paar Riegel untergeschoben werden konnten, da stand sie auf ihrem Platze. Da hatten wir die Ehre gehabt, da konnten wir wieder gehen. Da gingen wir schweigend nach unserm Platz, und zogen die Röcke an und machten uns ebenso schweigend auf den Nachhauseweg. Denn keiner mochte was zum andern sagen, und ich meinerseits fühlte mich schuldig, daß wir waren hingegangen, aber ich war zugleich heimlich froh darüber, daß der Lübecker wie immer, auch diesesmal auf mich gehört hatte, denn sonst wäre ich allein hingegangen, und da konnte die Sache schändlich werden für mich allein. Der Lübecker aber pflegte mir niemals im Ernst Vorwürfe zu machen, und so schwieg er auch diesmal still, denn ernst war die Sache gewesen. Aber als wir vor die neue Mühle kamen, und ich das Wasser rauschen hörte, da konnte ich das Schweigen nicht länger aushalten, da sagte ich: „Das soll uns aber nicht wieder passieren: meine Arme sind ganz erstarrt." Da sagte der Lübecker ganz gelassen wie immer: „Ja, warum bist du hingegangen, das wolltest du ja so haben, ich nicht." Da sagte ich: „Ja, da hast du wahrhaftig recht!" Da sagte der Lübecker noch gelassener als vorher: „Na, du hast ja sonst immer recht, da habe ich doch wenigstens auch einmal recht." Da schwieg ich wieder, denn das war ja eine ganz verfluchte malitiöse Antwort, die mir viel zu schaffen machte. Da kamen wir bald in unser Quartier, da mochte ich kaum was essen, sondern wollte blos ruhen. Aber der alte ehrliche Lübecker mit seinem ganz hellen aschblonden Haar und Bart, ja wenn ich ihn nicht so gut gekannt hätte! Der hatte sich mit seiner Antwort blos ehrlich an meine eigenen Worte gehalten, da muß ich seinen Worten ebenfalls ehrlich glauben, und daß ich immer recht hätte. Und werde mir das Recht auch nicht nehmen lassen, wenn auch hundert Advokaten zwanzig Jahr lang deswegen keine Nacht nicht schlafen können. Ja alter Freund, da habe ich aber diesmal auch recht gehabt damit, daß wir hingegangen sind. Da hättest du sollen dem Vorarbeiter sofort laut Bescheid sagen, aber ordentlich, denn solche Kommandeure, die kann man gar nicht laut genug zurückweisen, das muß man weithin hören können, aber dann wäre ich bei dir geblieben und wäre nicht hingegangen. Aber nachdem wir zu dem Kommando geschwiegen hatten, und sollten uns nun stillschweigend weg drücken — nein Lübecker nein: Drückeberger nicht, nur kein Drückeberger. Haben wir vorher nichts gesagt, dann haben wir doch die Arbeit getan, die der von uns verlangt hat, da kann man doch nachher etwas sagen, und wenn es auch diesesmal etwas spät geworden ist, so ist es doch noch lange nicht zu spät.

Derzeit befand sich auf dem Stahlwerk schon eine Budike, aber außer Wurst und Speck und Käse und Bier konnte man nichts kriegen, höchstens noch ein Brödchen; und auf dem Boden schliefen wohl 6—10 Mann, die kein Quartier hatten. Der eine davon hieß Temme, der war Arbeitsmann bei dem Engländer, der mit Chamotte mauerte, und hatte einen hellblonden Vollbart, und dann war da noch ein anderer, der wurde Verwalters Fritz genannt, denn er hieß Fritz mit Vornamen und sein Vater war bei Lebzeiten auf einem Gute in der Nähe der Stadt Verwalter gewesen, und so hatte er den Namen behalten: Verwalters Fritz. Dieser hatte einen dunkelblonden Vollbart und hatte seine Arbeit an der Dampframme, aber nicht unten an der Maschine, sondern oben in der Spitze, und setzte die Jungfer auf. Und Temme war ebenfalls Osnabrücker, aber sie hatten beide kein Quartier und waren auch nicht verheiratet, aber sie waren beide ein paar prächtige Kerls, und ich war mit beiden gut bekannt; nur Temme trank zuweilen zu viel. Da war es eines Sonnabends, da war Zahlung gewesen, da mußte ich mit dem Lübecker wieder dableiben und Kalk löschen. Und es war mitten im Sommer, wo es kaum ordentlich dunkel wird und war eine schöne Nacht. Aber als der Tag anbrach, da kam reichlich ein halbes Dutzend von den Budenbrüdern an, die waren am Abend in die Stadt gegangen, und kehrten nun singend und angeheitert zurück, und gingen nach ihrem Schlafboden. Aber Fritz und Temme, als sie mich bei der Arbeit sahen, schwenkten sie beide ab, und kamen mit einem kräftigen Morgengruß nach uns herüber und fragten nach unserm Wohlergehen und Befinden. Es war schon ganz schön hell, und ich sah wohl, daß Fritz ganz fest auf seinen Füßen stand, aber Temme der schwankte, aber ich dachte ja nicht, daß er in das Kalkbassin fallen würde, in das wir seit Sonnabendmorgen ununterbrochen gelöscht hatten, das dampfte und war kochend heiß und war beinah voll. Da hatte ich eben einen Schott voll Kalk fertig und war noch am Rühren, da hörte ich auf und hielt den Kalkhaken mit einer Hand fest, und wandte mich an Temme und fragte: „Wie weit bist du denn mit dem Engländer? kann er noch nicht bald deutsch?" Aber da beeilte sich Verwalters Fritz, mir zu antworten, und während ich ihm zuhörte, nahm mir Temme den Kalkhaken aus der Hand und fing an zu rühren, aber ich beachtete es gar nicht, da sagte Fritz: „Ja Junge, du wirst dich wundern, tu mir den Gefallen, und geh morgen einmal hin zu ihm und sprich damit, da wirst du es gewahr werden, wir haben ihn jetzt bald so weit, das haben wir ihm schon ganz schön beigebracht!" Da rief Temme hinter uns atemlos: „Helft mir! Helft mir!" Da stand er mitten im Bassin bis unter die Arme im Kalk und wand sich vergeblich einen Schritt vorwärts zu kommen, da bückte ich mich erschrocken, da reichte ich ihm die Hand schnell zu, aber es war ein Glück, daß er so weit drüben stand und meine Hand nicht erreichen konnte, denn ich stand auf dem äußersten Rande, wo es ganz schlüpfrig war, und ich hätte ihn allein aus dem zähen Brei nicht herausgekriegt, und er hätte mich in der Angst unfehlbar mit hineingezogen, und ich wäre sicherlich mit dem Kopfe voraus hinein gestürzt, aber da reichte ihm Fritz schon den Kalkhaken zu, da faßte er mit beiden Händen in das Eisen, da

zogen wir alle drei an dem Stiele, da kriegten wir ihn schnell heraus, und hatten ihm auch zum Glück keinen Arm ausgerenkt, da rief Fritz: „Halt fest, du mußt gleich ins kalte Wasser!" Da hielt er fest, da schleiften wir ihn einige Schritt weiter bis seitwärts an den Kanal, da ließ er los, da setzte ihm Fritz den Kalkhaken vor die Hüfte und drängelte, da kollerte Temme die Böschung hinunter in den Kanal, in dem nur etwa ein Fuß hoch Wasser stand. Aber da war er ganz nüchtern geworden, und stand gleich wieder auf, und kletterte nach oben und rief, wir sollten ihm die Strümpfe ausziehen. Da zogen wir ihm schnell die Strümpfe aus, da ging er mit den Füßen in das Wasser zu stehen. Denn die ganze Geschichte war schnell von statten gegangen, und die Kleidung hatte ihn oberhalb so lange geschützt, blos die Füße, die brannten ihm; aber außer einigen kleinen Blasen unterhalb des Schienbeins war er mit dem Schrecken davon gekommen. Aber er sah natürlich aus, wie einer aussieht, den man aus dem Kalk gezogen hat, und der Kalklieferant mußte gewißlich einen Kubikfuß Kalk Schaden erleiden. Da entkleidete er sich da unten, und wusch gleich alles aus und zogs wieder an, da fragte ihn Fritz: „Aber Mensch, wie kommst du denn dazu, in die Kalkkuhle zu springen?" Da rief er wütend: „Für meinen guten Willen! ich wollte helfen! für meinen guten Willen!" Und bis Fritz mit ihm wegging nach dem Schlafboden, hat er das Wort noch mehrmals grollend wiederholt: „Für meinen guten Willen."

Zu der Zeit baute das Werk auch eine Eisenbahnbrücke über die Haase zum eigenen Bedarf. Da waren zwei kolossal starke, blos viereckig etwas behauene Eichenstämme über die Haase gelegt, und auf jedem Stamm war eine Eisenbahnschiene befestigt, und auf den Schienen stand die Dampframme, da wurden mächtige Stämme ins Flußbett eingerammt. Die Dampframme aber ruhte mitten auf den beiden Eichenstämmen. Da war es kurz nach jenem Vorfall, da war die Ramme in voller Tätigkeit, und Fritz stand, wie gewöhnlich, obenauf an seinem Posten, da kurz nach Frühstückszeit brach der eine Eichenstamm, die Ramme kippte so lang sie war seitwärts um und fiel ins Wasser, und Fritz flog in ungeheurem Schwunge der Ramme weit voraus mitten in die Haase. Aber er konnte schwimmen und tauchen wie eine Ente, und es währte nicht lange, da war er wieder auf dem Trocknen und die schnelle Reise durch die Luft hatte ihm weiter nichts geschadet, aber da vermißte er seinen Schnapsbuddel, denn er hatte den Inhalt zum Frühstück noch nicht alle verkonsumiert, da sprang er nochmals ins Wasser, und kam nicht eher wieder, bis er den Buddel hatte. Darnach ging Fritz nach der Budike, aber mittlerweile hatte auch der Engländer von dem Unfall gehört und eilte nach der Haase, da begegnete ihm Fritz aber schon unterwegs, da rief ihm der Engländer bedauerlich entgegen: „O, o, o, Fritz, in Waf — ser — ge — fal — len? in Waf — ser — ge — fal — len? o, Fritz, o, o, o, o!" Da rief Fritz lachend: „O das ist nicht schlimm, das ist schon lange her! ich bin schon bald wieder trocken, da hätt Ju müssen eher kommen!" Da setzte Fritz seinen Weg fort, aber der Engländer ging nach der Haase.

Aber als der seine Formen fertig hatte, ging er wieder zurück nach England, und dann war auch die Rammarbeit fertig, und es ging zum Winter, da hörten auch Temme und Fritz auf. Da habe ich den Temme lange Jahre nicht wieder gesehen, bis etwa 10 Jahr später, da war ich in einer Gastwirtschaft in Quartier, die lag außerhalb der Stadt gegenüber der Schützenhofallee. Da stand ich eines Sonntagsmorgen in der Gaststube und sah durchs Fenster, da kam ein Fechtbruder mit dem Stocke vom Schützenhof her die Allee entlang, und trug vor sich her, mit der Hand gegen die Brust gedrückt, einen Ballen, der aussah wie ein kleiner in Zeitungspapier gewickelter Berliner. Da kam er herüber nach der Wirtschaft und in die Gaststube, da kannten wir uns wieder, da war es Temme. Er hatte es diesen Morgen sehr gut getroffen, denn auf dem Schützenhof war tags vorher, am Sonnabend, Gänsebratenabend gewesen und die Mutter Piel hatte ihn mit einer großen Zeitung voller Gänsebratenüberreste beschenkt, damit kam er an und wollte frühstücken und sagte erfreut: „Man trifft doch immer noch gute Menschen!" Da kostete ihm der Trunk diesen Morgen ebenfalls nichts, und wir freuten uns, daß wir beide noch gesund waren, aber er sagte einen Knochen abknabbernd: „Du hast noch mehr Fleisch auf den Rippen als ich." Und zum Besten mochte es dem alten Soldaten wohl auch nicht gegangen haben; ich habe ihn nach diesem nicht wiedergesehen. Und bald darauf habe ich auch Verwalters Fritz nicht mehr gesehen; er mußte sich nicht mehr in Osnabrück aufhalten. Bis dahin aber waren wir manchen Sonntag am Wasser gewesen, und er hat mir die sämtlichen Krebs- und Fischereiverhältnisse an Ort und Stelle beigebracht, von der Stadt an bis über Melle hinaus nach Bruchmühlen.

Unweit der kleinen Pumpe lagen eine große Anzahl starker gußeiserner Rohre, die sollten in der Bessemerhütte verwendet werden, da sollte starker Wasserdruck hindurchgehen, aber die lagen schon lange da und mir nicht im Wege. Aber derzeit waren schon mehrere Meister auf dem Werke, um ihre Betriebe einzurichten, und als ich jetzt dort wieder an der Arbeit war, da brachten zwei Arbeiter eine Druckpumpe und zwei Böcke, und dann kam der Obermeister Ekart und nahm ohne eine Silbe zu sagen, die Pumpe in Beschlag, um die Rohre zu probieren. Da legten die Arbeiter einige Rohre über die beiden Böcke und füllten sie mit Wasser und schroben Flansche davor, und dann wurden die Rohre mit der Druckpumpe auf 70 Atmosphären Druck probiert. Da hatte ich gute Zeit und konnte zusehen, und da lag der Kalk und ich stand wie auf Kohlen. Aber den Meister Ekart hatte ich so wie so schon auf dem Visier, denn er hatte mir vorher schon einmal einen dummen Streich gespielt; das war kurz vorher gewesen, ehe der alte Maurermeister abging. Damals war es eines Morgens gleich nach Frühstück, da kamen die Fuhrleute und brachten zwei Fuder Kalk und fragten, wo sie abladen sollten; da mußte der Kalk nach einer andern Stelle hin, da ging ich mit und zeigte ihnen den Platz. Aber als ich zurückkehrte, war meine Schubkarre ver-

schwunden, mit der ich den Kalk in das Kalkschott karrte, und war nirgends zu sehen; da war ich verlegen genug, denn das war mir noch nicht vorgekommen. Da begab ich mich auf die Suche, aber da konnte ich lange suchen, und fand sie endlich im Walzwerk, und kannte sie schon von weitem, denn sie sah von dem ewigen Kalkstaub ganz hellgrau aus. Da hatten die Bessemerleute in ihrem Betriebe nichts machen können, und um sie zu beschäftigen, waren sie nach dem Walzwerk geschickt, wo sie einen Kanal ausschachten sollten; da hatte jeder eine Karre, und der eine Bessemermann hatte die meinige. Da verweigerte er mir die Karre und sagte bestimmt: „Die Karre behalte ich, die hat mir Meister Ekart gegeben." Da ging ich nach der Bessemer und suchte den Meister Ekart auf und hielt ihm das vor, da sagte er: „Ja, wir sind da vorbeigegangen, und die Karre stand da, da hat mich der Mann gefragt, ob er die Karre nehmen dürfte, da habe ich gesagt: wenn sie nicht gebraucht wird, da soll er sie mitnehmen." Mit dem Bescheid konnte ich wieder gehen, aber von selber hätte der Mann die Karre nicht mitgenommen, denn so unwissend war er nicht und hat wohl gesehn, daß die Karre zu dem Kalk gehörte und gebraucht wurde, aber auf diese Rede hin hat er es riskiert, und hat sie mitgenommen. Da ging ich wieder nach dem Walzwerk und wollte die Karre dem Manne mit Gewalt wegnehmen. Denn ich war vor seinem großen Barte nicht bange, ich wußte davon Bescheid; der Husarenwachtmeister, mit dem ich auf der Hüneburg Kippkarre gefahren hatte, der hatte noch einen viel größeren Bart gehabt, aber seitdem respektierte ich die großen Bärte nicht mehr. Aber seine Kameraden rechts und links standen dem Manne gleich bei und hielten alle die Karre fest, und es gab heftigen Wortwechsel. Da stand in einiger Entfernung die Direktion mit dem Maurermeister in Beratung, da wurden sie aufmerksam auf den Lärm und wandten sich alle um, da mochte ich weiter keinen Spektakel machen und ging wieder weg um den Polier zu suchen; aber wer weiß in welchem Kanal oder Schornstein er grade stecken mochte, denn ich fand ihn nicht. Da ging ich wieder nach meinem Kalk und stand ratlos da und wartete, daß jemand käme, der mir meine Karre wieder verschaffte. Da kam endlich Meister und Polier zusammen um die Ecke gegangen, da ging ich entgegen, und sagte es dem Polier; aber der Meister hatte vorhin im Walzwerk den Spektakel gehört, da fiel er mir ins Wort und sagte zum Polier: „Gehen Sie nur, ich werde selber mitgehn nach der Karre." Dann sagte er zu mir: „Kommen Sie mit, kennen Sie denn Ihre Karre genau und haben Sie sie heut schon gebraucht?" Da sagte ich: „Na das ist ja meine alte Karre, die habe ich ja schon über ein Vierteljahr tagtäglich regelmäßig in Gebrauch!" Da sagte er: „Darauf kommt es gar nicht an, ich will blos wissen, ob Sie die Karre heut morgen schon benutzt haben." Da sagte ich: „Gewiß, ich hab sie heut morgen so lange gebraucht, bis der Kalkfuhrmann kam." Da sagte er: „Dann ist es gut; aber was war denn das vorhin für Lärm, wollten Sie denn den Mann schlagen? das merken Sie sich: nicht schlagen! nur ja nicht schlagen! wenn Sie hier schlagen, da haben Sie verspielt, wenn Ihnen hier jemand was will, dann kommen Sie zu mir, und sagen es mir, aber nur nicht

schlagen!" Da kamen wir in das Walzwerk, da hatte grade die Kolonne sämtliche Karren voll Boden geladen, da zeigte ich dem Meister die Karre, da ging er flott drauf zu und sagte zu mir, als wir an die Kolonne herankamen: „Kippen Sie um, kippen Sie nur um." Aber da machte er schon selber den Umstürzler und trat mit dem Fuß dagegen, da flog die Karre um, und als ihn die Bessemerleute da groß ansahen, da sagte er kurz: „Der Mann kann mit seiner Arbeit nicht warten." Da schob ich ab, und hatte die Karre wieder, aber da war ich dem Meister Ekart zu Gefallen reichlich anderthalb Stunden umhergelaufen und die Arbeit war versäumt.

Also kam mir der Meister Ekart auch jetzt wieder sehr ungelegen mit seinem Rohreprobieren, denn die lagen da schon lange genug, und hätte längst können geschehen sein, oder sonst konnte er nun auch noch einige Tage warten, bis ich mit meiner Arbeit fertig war, denn eilig hat er's nicht gehabt. Oder wenn man das vorher gewußt hätte, da hätte man den Kalk dort nicht abladen lassen, da konnten die beiden Gruben auch noch einige Tage leer stehn. Freilich, wer bei den Maurern arbeitet, der ist ein gar armes und verachtetes Geschöpf und kann nicht verlangen, daß man von so etwas wird vorher in Kenntnis gesetzt. Da fragte am nächsten Tage der Obermeister Ekart ganz unvermittelt auch noch, während er bei seinen Rohren stand und ohne mich anzusehen: „Sie kennen wohl das Kalklöschen auswendig?" Da hätte ich ihm beinahe eine schlechte Antwort gegeben, denn ich war aufgebracht, aber ich habe dazu geschwiegen. Denn das Kalklöschen, das kann ich und das kenne ich, damit muß mir keiner dumm kommen, wer das selber nicht kennt. Denn ob der Kalk gut oder schlecht geht, ob er viel oder wenig austut, darauf kommts an bei der Arbeit. Aber ob ichs auch auswendig kann? Natürlich kann ich das auswendig, allemal! da kann es jeder frei sehen und auch was man tut. Ach bei Sommertag und gutem Wetter, da macht es auswendig Spaß, aber im Winter und Frühjahr, wenn die Gruben alle leer waren, im Februar, März und April, wenn man da manche Nacht auswendig stehn mußte im scharfen steifen Nordost- oder Nordwestwind, und dann wieder im kalten feinen Regen oder Schneegestöber, dann geht einem bei der Arbeit das Fell von den Händen, ohne daß mans bei der Kälte spürt, dann ist das Kalklöschen auswendig kein Spaß, aber dann fragt kein Meister was danach, ob mans auswendig kann oder nicht, denn das versteht sich von selber. Da ist keine Rede von auswendig können, da heißt es: Vogel friß oder stirb. Aber gleich wie ich das Einmaleins auswendig kann, so kann ich auch das Kalklöschen auswendig, und was gilts, wenn ich dem Meister hundert Kubikfuß Kalk mit verbundenen Augen lösche? und zwar in genau bestimmter Zeit, und soll mir keiner den Kalk zumessen, sondern wenn ich den Kalk kenne und weiß was er austut, dann hole ich ihn mir selber mit der Schubkarre, mit verbundenen Augen vom Kalkhaufen weg, und der Meister und der Kalklieferant sollen beide dabei stehn, damit keiner bei der Arbeit zu kurz

kommt. Und wenn ich von selber aufhöre, dann können sie den Kalk messen, und es soll kein voller Kubikfuß mehr oder weniger sein. So steht's Schiff, und so steht's mit mir und mit meinem Können und mit meiner Kunst im Kalklöschen, und kanns auf jeden Fall auswendig. Aber als der Meister die ersten drei Rohre probiert hatte, da konnte ich während der Zeit nichts anderes tun, da hatte ich ihm die drei Mal zugesehn, aber da konnte ich das Rohreprobieren auch schon auswendig. Denn wenn das Rohr gefüllt und verschlossen ist, dann tut man eine Anzahl Schläge mit der kleinen Druckpumpe, bis der Manometer auf 100 geht, weiter geht er nicht, dann hat das Rohr völlig Druck genug, dann sieht man sichs aufmerksam von allen Seiten an, ob es den Druck vertragen hat und dicht hält, dann gibt man ihm zum Überfluß vorsichtig noch hie und da einen leisen Schlag mit dem Handhammer, dann weiß man Bescheid, ob das Rohr Probe hält. Aber diese Arbeit kann man zur Not im Sonntagszeuge tun, und ist gar kein Vergleich gegen das Kalklöschen.

Aber nach wenig Tagen ließ ich die beiden Gruben wieder im Stich und sagte dem Polier Bescheid und ließ den Fuhrmann wieder wo anders abladen, denn Nachtschicht konnte ich an dieser Stelle nicht machen, denn der Brunnen war nicht tief genug, und wenn ich an dieser Stelle löschte, dann war er jeden Abend leer gepumpt. Auch war es eine trostlose Aufgabe, das Rohreprobieren mit anzusehn, denn wenn der Meister drei oder vier, oder eins oder fünf Stück probiert hatte, dann ging er erst wieder einmal weg, meist nach der Bessemer, manchmal kam er bald wieder, aber manchmal blieb er lange aus, und dann waren die beiden Kerls, die die Rohre füllten, ebenfalls weggelaufen, dann kam der Meister und wollte was tun, dann waren die Kerls nicht da, dann kamen die Kerls und wollten was tun, dann war der Meister wieder weggegangen, dann waren sie alle drei an der Arbeit, dann kam wieder ein anderer Meister hinzu und blieb stehn, dann wurde die Arbeit von beiden Meistern ausführlich besprochen, aber wenn das Gespräch zu Ende war, da war man so klug wie zuvor. Da mußte ich warten wie ein Spitzbube, der das Wasser stehlen wollte, und war mir auch nicht anders zu Mute.

Aber nun konnte ich auch erst recht verstehn, wie den Fabrikbeamten allen zu Mute war, die auf die Maurerarbeit warteten. Da klagte man sich die Not, wenn man unter sich war, vom Obersten bis zum Geringsten; aber wie vorsichtig sie auch dabei waren, es ist doch alles an den Tag gekommen und manchmal konnte man sie auch ganz unbemerkt auf frischer Tat erwischen. Dann ließen sie an den Maurern kein gutes Haar, da konnte man hören: „Ach das faule Maurerchor!" „Gebe nur der Himmel, daß wir die Maurer bald los werden." „Es nimmt ja alles einmal ein Ende, aber wenn die Maurer hier fort sind, da wollen wir lassen eine Messe lesen." „Man kennt ja die Maurer, die denken: Rom ist nicht an einem Tage gebaut." „Es wird hier noch ganz schön, wenn blos die Maurer erst fertig wären." „Bei den Maurern kostet jeder Schweißtropfen einen

Taler!" „Ich habe es mir am längsten mit angesehn, da hört ja alle Gemütlichkeit auf! man muß ja rein um den Kopf vernagelt sein! da stehn die Kerls bei der Arbeit da, mit ihren langen Pfeifen, und paffen wie die Nachtwächter! aber ich werde ihnen den Maurerkonsens schon abschaffen! sagen Sie es den Kerls nur! wenn ich noch einen rauchen sehe, den bestrafe ich, daß ihm die Haare wackeln!" Aber was das Rauchen anbelangt, da ist es nicht überflüssig, wenn man die Leute etwas über die Maurer beruhigt. Denn wenn man lange dabei gearbeitet hat und ist tagtäglich des Morgens und mittags und abends damit über den Weg gegangen, und ist jahrelang abwechselnd mit zwölf bis zwanzig Maurern in demselben Quartier gewesen, dann weiß man das. Reichlich über die Hälfte aller Maurer haben überhaupt gar nicht geraucht und hatten gar keine Tabakspfeife, aber welche hatten Sonntags und nach dem Abendbrod auch in der Woche lange Pfeifen, und von diesen hätten welche auch ganz gern bei der Arbeit geraucht, aber sie taten es nicht, weil sie wußten, daß man es ihnen dort übel nahm. Nur wenig einzelne haben sich an das Übelnehmen nicht gestört und haben auch bei der Arbeit geraucht, aber dann hatten sie kurze Pfeifen.

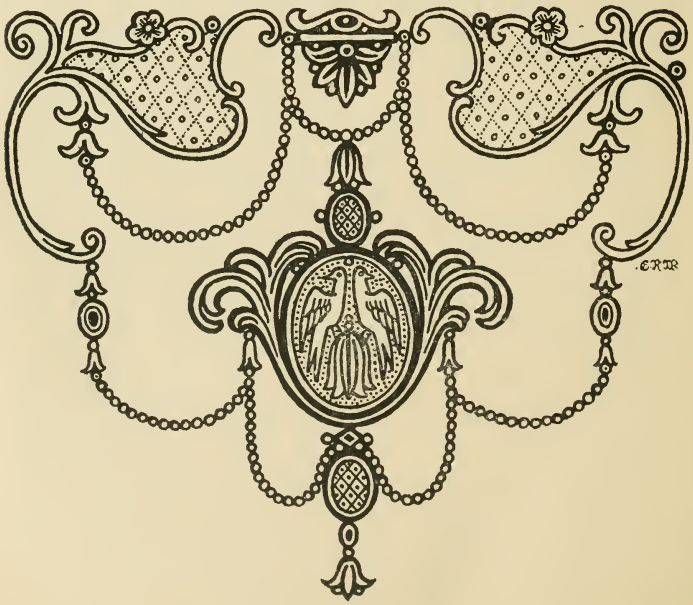
Da war im Vorsommer unter andern ein fremder fixer Maurer zugereist gekommen, der war ein Braunschweiger, den Namen hab ich vergessen, der war noch nicht alt, aber älter als ich. Da kam der Herbst heran, da war in dem eine Stunde von der Stadt gelegenen Dorfe Oesede Kirmeß. Da hörte ich, daß des Sonntags viele hinmachen wollten, da wollte ich auch hin, da hatte ich nach Tische eine Stunde geschlafen, da machte ich mich auf den Weg, denn die Eisenbahn war noch nicht fertig. Aber als ich aus dem Johannistor ging, da rief mir einer nach, ich wandte mich um, da war es der Braunschweiger, da rief er: „Warte ich komme mit!" Da waren wir ein Stück Wegs gegangen, aber er wollte gern fahren. Da kam uns im Trabe eine leere zweispännige Droschke von Oesede entgegen gefahren, da rief er dem Kutscher schon von weitem Halt zu, und als dieser nicht hören wollte, da fiel er den Pferden in die Zügel, bis sie standen. Da rief der Kutscher böse, daß er keine Zeit hätte und erst nach der Stadt müßte, aber er käme gleich wieder zurück. Aber der Braunschweiger hörte nicht darauf, sondern wandte die Pferde um, daß sie wieder nach Oesede zu standen. Während dem kamen ununterbrochen Leute aus der Stadt, und wollten alle nach Oesede, da rief er den Vorübergehenden zu: „Einsteigen, wer mit will, aber schnell!" Das ließen sie sich nicht zweimal sagen und der Kutscher schwieg still, und ergab sich, da war der Wagen im Augenblick überfüllt. Da ließ der Kutscher die Pferde laufen; da kamen wir schnell nach Oesede; aber beim Aussteigen mußte jeder und jede fünf Groschen bezahlen. Da befanden wir uns gleich mitten vor dem Trubel, da sagte der Braunschweiger zu mir: „Jetzt wollen wir uns aber den ganzen Kram hier einmal ordentlich ansehn, wir fangen gleich hier vorne an, es wird keine Bude überschlagen." Aber die erste Bude war eine Pfefferkuchenbude, da sagte er: „Hier müssen wir etwas verzehren." Da lagen viele Honigplätzchen auf einem Haufen, da hielt er seine Hand darüber und fragte die Frau: „Was kostet der Griff?" und sie sagte: „Das

Stück einen Pfennig." Da kauften wir uns jeder ein Stück für einen Pfennig und aßen es auf, da gingen wir weiter an die zweite Bude, aber da gabs ebenfalls lauter Pfefferkuchen, da aßen wir wieder ein Stück für einen Pfennig, da kamen wir an die dritte Bude, da war ein Glücksrad, da nahmen wir jeder zwei Looſe, da gewann ich nichts, aber der Braunſchweiger gewann eine lange Tabakspfeife, da nahm er den Gewinn in Empfang und beſah ſich die Pfeife und ſagte bedenklich: „Ich rauche ja garnicht." Da riet ich ihm, er ſollte ſich doch nicht den ganzen Nachmittag mit der Pfeife rumſchleppen, und ſollte ſie bis zum Abend in Verwahrung geben, aber er ſagte: „Nein, ich will ſie mitnehmen, wenn wir noch mehr gewinnen, da haben wir gleich alles beieinander." Und ſo nahm er die Pfeife in den Mund, als ob er rauchte, und dabei drängelten wir uns wieder eine Bude weiter. Aber dieſes war eine Schießbude. Da ſchoß ich nach der Scheibe, aber der Braunſchweiger ſchoß einer beweglichen Figur eine kleine Gipspfeife aus dem Mund. Da nahm er ſeine lange Pfeife wieder in den Mund, da kamen wir vor die fünfte Bude und beſahen ſie von auswendig, da war es eine kleine Panoramabude. Aber da lachten die Leute über den Braunſchweiger mit der langen Pfeife. Es ſah auch lächerlich aus, denn er war ganz ſtädtiſch gekleidet und trug eine gute feine weiße Hoſe und weiße Weſte und dazu einen guten ſchwarzen Gehrock und einen ſpitzen Hut nach der Mode.

Da gingen wir in das Panorama, aber es war niemand darin und wir waren die beiden Einzigen. Da waren an zwei Seiten entlang kleine runde Glasſcheiben angebracht zum Hindurchſehen, da konnte man ganz Paris und die Seine und alles ſehen. Da hatten wir alles geſehen und wollten wieder weg, da kam der Panoramaherr und ſagte: „Hier iſt noch ein kleines Extrakabinett, wenn Sie das auch ſehen wollen, das koſtet à Perſon anderthalb Groſchen." Da wollten wir das auch noch ſehen und bezahlten, da ſchlug er einen Vorhang zurück, da konnten wir eintreten und wieder durch eine kleine Glasſcheibe ſehen, da ſah man eine Frau im Hemde, die hatte Flöhe und fing ſich Flöhe ab. Aber das Bild gefiel dem Braunſchweiger nicht, da nahm er die lange Pfeife aus dem Munde und fragte den Panoramaherrn, der noch an dem Vorhang ſtand: „Iſt das alles, was du hier haſt oder kommt noch was nach?" Da fragte der Herr zurück: „Ja, iſt das nicht ſchön?" Da traten wir durch den Vorhang zurück ins Panorama, da ſagte der Braunſchweiger: „Von wegen ſchön, ſchön iſt ganz was anders! wenn du uns die anderthalb Groſchen wieder rausgibſt, das iſt ſchön! Du kannſt dich malen laſſen mit deiner Flohmaſchine, die will ich nicht umſonſt ſehn, die kannſt du dir ſelber betrachten, wenn das ſchön iſt, da iſt alles ſchön! Aber jetzt gieb einmal das Geld wieder raus, ſonſt wird ſich die Schönheit ausweiſen!" Da ſagte der Panoramaherr beſchwichtigend: „Na na, na na." Da rief der Braunſchweiger: „Du denkſt wohl du haſt hier ein paar Bauernjungens vor dir, heraus mit dem Gelde!" Da rief der Panoramaherr: „Sind Sie von Sinnen?" Da wollte er weggehn, aber als er ſich dazu gerade halb herumgedreht hatte, da haute ihn der Braunſchweiger mit der ſchönen, neuen, langen Pfeife einen mächtigen Hieb quer über den Rücken: da

ging der Pfeifenkopf kurz und klein und der Abguß flog weg und das Pfeifenrohr zerbrach in vier Stücke, und bloß der Pfeifenschwung blieb noch in seiner Hand. Aber da rief der Herr laut: „Ist kein Gensdarm da?" Dabei sah er den Braunschweiger an. Da warf ihm dieser den Pfeifenschwung ins Gesicht, und davon erschreckte er sich und verlor seinen Hut, und bückte sich nach ihm. Da bekam er von dem Braunschweiger noch einen Tritt, daß er längelangs über seinen Hut wegflog. Da sagte er: „Komm", da ging er flott aus der Bude und ich hinterdrein. Aber da war unsere schöne Reihenfolge gestört, denn in dem kolossalen Menschengedränge kamen wir auseinander, und es war nicht daran zu denken, daß man sich da wieder zusammen fand. Da ließ ich mir in einer Wirtschaft was zu essen und zu trinken geben und machte mich gegen Abend auf den Weg, und kam bei guter Zeit wieder nach Hause.

Viel mehr als das weiß ich von den Maurern ihren Pfeifen und ihrem Tabak auch nicht; nur noch daß er billig zu haben ist; aber wenn die Franziskaner kommen und Mission abhalten, die wissen da mehr davon. Aber soviel weiß jedermann, wenn der Ofen oder die Kochmaschine nicht mehr zieht, dann raucht es, dann verräuchert das Essen, und man kriegt keine warme Stube mehr und dann ist es nicht mehr zum Aushalten, und wenn man nicht selber helfen kann, dann läßt man einen Maurer kommen, der wird schon Rat schaffen.



Einsam/ von August Strindberg

Allmählich war ich einsam geworden, nur auf den äußerlichen Verkehr hingewiesen, zu dem meine Arbeit mich nötigte, und der meist per Telephon unterhalten wurde. Ich will nicht leugnen, daß der Anfang schwer war, und daß der leere Raum, der sich um meine Person schloß, sich sehnte ausgefüllt zu werden. Dadurch daß ich die Kontakte mit anderen Menschen durchschnitten, schien ich zuerst an Kraft zu verlieren, gleichzeitig aber fing mein Ich an gleichsam zu koagulieren, sich um einen Kern zu verdichten, wo sich alles, was ich erlebt hatte, sammelte, verdaut und von der Seele als Nahrungsstoff aufgenommen wurde. Daneben wurde es mir zur Gewohnheit, alles was ich sah und hörte, alles im Hause, auf der Straße, draußen in der Natur in Gedicht umzusetzen, und alles was ich bemerkte, auf meine augenblickliche Arbeit beziehend, fühlte ich, wie mein Kapital wuchs; die Studien, die ich in der Einsamkeit machte, erwiesen sich als wertvoller als die, welche ich draußen im gesellschaftlichen Leben an den Menschen gemacht hatte. Ich habe einige Male ein eigenes Heim gehabt, aber jetzt miete ich zwei Zimmer, die von einer Witwe möbliert sind. Es bedarf einiger Zeit, bis ich mich in diese fremden Möbel gleichsam eingelebt habe, aber bloß einer kurzen Zeit. Der Schreibtisch war am schwersten einzuverleiben und zu meinem zu machen, denn der verstorbene Ratsherr muß da ein Menschenalter mit seinen Protokollen gesessen haben. Er hat Spuren von seiner schrecklichen cyanblauen Tinte hinterlassen, die ich hasse; sein rechter Arm hat rechts die Politur abgenutzt, und links hat er eine runde Scheibe aus Wachstuch in entsetzlichen graugelben Farben für die Lampe festgeleimt. Diese Scheibe quält mich sehr, aber ich habe beschlossen mich in alles zu finden, und bald sehe ich den häßlichen Flicken nicht mehr. Das Bett — ja, es war mein Traum gewesen, auf eigenem Bettzeug das Leben zu beschließen — aber obgleich ich die Mittel habe, will ich nicht damit anfangen etwas zu kaufen, denn nichts besitzen, das ist eine Seite der Freiheit. Nichts besitzen, nichts wünschen, damit macht man sich unnahbar für die schlimmsten Schläge des Schicksals. Aber gleichzeitig Geld genug haben und dadurch fühlen, daß man haben kann, wenn man will, das ist das Glück, denn das ist die Unabhängigkeit und eine Seite der Freiheit. Es hängt eine bunte Sammlung schlechter Gemälde an den Wänden, auch Lithographien und Chromos. Ich haßte sie zuerst als häßlich, aber bald gewann ich ihnen ein Interesse ab, das ich nicht geahnt hätte. Als ich mich nämlich einmal in meiner Schriftstellerei bankerott fühlte und mir eine entscheidende Szene fehlte, warf ich einen verzweifelten Blick auf die Wand. Da blieb mein Auge auf einem schrecklichen Farbendruck haften, der einmal die Prämie eines illustrierten Journals gewesen war. Er stellte einen Bauer vor, der auf einer Landungsbrücke steht und eine Kuh hält, die mit ihm auf einer unsichtbaren Fähre hinüber soll. Der einsame

Mann, gegen die Luft gezeichnet; seine einzige Kuh; seine verzweifelten Blicke ... Ich hatte meine Szene. Aber es waren in diesem Zimmer auch eine Menge Kleinigkeiten, die man nur in einer Häuslichkeit sammelt, und die nach Erinnerungen duften, da sie von freundlichen Händen gearbeitet und nicht gekauft sind. Antimacasser, Überwürfe, Athenniennes mit Glas und Porzellan. Unter diesen bemerke ich einen großen Pokal mit Inschrift, von dankbaren ꝛc. Freundlichkeit, Dankbarkeit, vielleicht Liebe strahlt von all diesen Kleinigkeiten aus; und wirklich nach einigen Tagen schon fühle ich mich in diesen Zimmern willkommen. All dies, das einem anderen gehört hat, habe ich von einem Toten geerbt, den ich nie gekannt.

Meine Wirtin, die sofort sah, daß ich nicht gesprächig bin, hatte Takt und Erziehung, und sie sorgte immer dafür, daß die Zimmer in Ordnung waren, wenn ich von meiner Morgenpromenade nach Hause kam, und wir grüßten einander nur mit einem freundlichen Nicken, das alles mögliche sagte: Wie stehts? Danke, gut! Gedeihen Sie? Ausgezeichnet! Das freut mich! Nach einer Woche jedoch konnte sie sich nicht mehr halten, sondern sie mußte mich fragen, ob ich etwas wünsche; ich brauche nur ein Wort zu sagen. „Nein, meine gute Frau, ich wünsche nichts, alles ist mir recht." „Hm! Ich dächte, ich wüßte doch, daß die Herren diffizil zu sein pflegen ..." „Das habe ich mir längst abgewöhnt!" Die Alte betrachtete mich mit neugierigen Blicken, als ob sie etwas anderes gehört hätte. „Nun, aber wie ist es mit dem Essen?" „Dem Essen? Darauf habe ich nicht Acht gegeben; also ist es vortrefflich." Und das war es! Aber auch die ganze Behandlung war ausgezeichnet. Das war mehr als Aufwartung; ich fühlte mich gehegt und gepflegt, und das hatte ich bisher nicht erfahren.

Das Leben floß ruhig, still, weich und freundlich dahin, und obwohl ich zuweilen in Versuchung geführt wurde mit der Wirtin zu plaudern, besonders da sie bekümmert aussah, überwand ich die Versuchung, denn ich fürchtete teils in fremde Scherereien hineinzukommen, teils wollte ich die Geheimnisse ihres Lebens respektieren. Ich wollte das Verhältnis unpersönlich haben und fand es mehr in meiner Stimmung, ihre Vergangenheit in einem angenehmen Dunkel zu halten. Erführe ich die Geschichte, so würden die Möbel einen anderen Charakter annehmen als ich ihnen hatte geben wollen, und dann würde mein Gewebe zerreißen; Stühle, Tisch, Buffet, Bett würden anfangen Requisiten in ihren Dramen zu spielen, die dann spuken konnten. Nein, jetzt war dies mein geworden; ich hatte den Bezug meines Geistes darüber gezogen, und die Dekoration durfte nur in meinem Drama fungieren. In meinem!

Ich habe mir nun auch einen unpersönlichen Umgang verschafft, auf eine sehr billige Art. Auf meiner Morgenpromenade habe ich diese unbekannten Bekanntschaften gestiftet, die ich nicht grüße, weil ich sie nicht persönlich kenne. Zuerst begegne ich dem Major. Da er verabschiedet ist, hat er Pension und ist mithin über fünfundfünfzig Jahre alt. Er ist in Zivil. Ich weiß, wie er heißt, und habe einige Geschichten über ihn aus seiner Jugendzeit gehört. Er ist unverheiratet, das weiß ich auch. Er ist, wie gesagt, pensioniert und geht folglich ohne Beschäftigung herum,

auf sein Ableben wartend. Aber er geht mutig seinem Schicksal entgegen; hoch und gerade, mit breiter Brust, den Rock meistens aufgeknöpft, mit freimütigem kecken Wesen. Dunkel ist sein Haar, schwarz der Schnurrbart, elastisch der Gang, so elastisch, daß ich mich immer recke, wenn ich ihm begegne; und ich fühle mich jünger, wenn ich an seine fünfundfünfzig Jahre denke. Ich habe auch einen Eindruck von seinen Augen bekommen, daß er mich nicht haßt, sondern mich vielleicht gern hat. Und nach Verlauf einiger Zeit erscheint er mir wie ein alter Bekannter, dem ich zunicken möchte. Aber es ist ein bestimmter Unterschied zwischen uns: er hat seine Kapitulationszeit ausgedient, und ich stehe noch mitten im Kampfe und arbeite mich vorwärts. So daß es nicht lohnt, daß er bei mir die Sympathien einer Mitverbrecherschaft sucht. Das halte ich streng von mir entfernt... Meine Schläfen sind allerdings grau, aber ich weiß, daß sie morgen ebenso dunkel sein können wie sein Haar, wenn ich wollte, aber ich kehre mich nicht daran, denn ich habe kein Weib, vor dem ich mich brüsten müßte. Übrigens finde ich, daß sein Haar zu glatt liegt, um nicht Verdacht zu erregen, während meins über allen Zweifel erhaben ist.

Dann habe ich einen anderen, der den Reiz besitzt, mir vollständig unbekannt zu sein. Er ist bestimmt über sechzig und ist gleichmäßig grau, sowohl Haar wie Vollbart. Im Anfang unserer Bekanntschaft glaubte ich gewisse Züge in seinem milzkranken Gesicht, gewisse Linien in seiner Figur zu kennen, und ich näherte mich ihm mit Mitleid und Sympathie. Er schien mir die Bitternis des Lebens in ihrer bittersten Form gekostet, gegen den Strom gekämpft zu haben und gebrochen worden zu sein; und jetzt schien er in einer neuen Zeit zu leben, die unmerklich in die Höhe gewachsen ist und ihn hinter sich gelassen hat. Er konnte die Ideale seiner Jugend nicht verlassen, weil sie ihm lieb waren, und er glaubte auf dem rechten Wege zu sein... Armer Mann! Er weiß, glaubt er, daß er richtig geht, und die Mitwelt irre gegangen ist... Das ist eine Tragödie! — Als ich ihm aber eines Tages in die Augen sah, entdeckte ich, daß er mich haßte; vielleicht weil er Teilnahme in meinen Blicken las, was ihn am meisten verletzte. Ja, er schnaubte, als er an mir vorbeiging. Ist es nicht möglich, daß ich, ohne es zu wissen, ihn oder seine Angehörigen verletzt, in sein Schicksal mit unvorsichtiger Hand eingegriffen habe, oder habe ich ihn wirklich einmal gekannt? Er haßt mich, und wunderlich genug, ich glaube seinen Haß zu verdienen, aber ich will ihm nicht mehr in die Augen sehen, denn die sind stechend und machen mir böses Gewissen. Es ist auch möglich, daß wir geborene Feinde sind, daß Klasse, Rasse, Geburt, Ansichten sich zwischen uns gestellt haben, und daß wir das fühlen. Denn die Erfahrung hat mich gelehrt, auf der Straße Freund und Feind zu unterscheiden, ja, es gibt Personen, unbekannte, die eine solche Feindseligkeit ausstrahlen, daß ich aufs andere Trottoir hinübergehe, um ihnen nicht nahe zu kommen. Und diese Empfindlichkeit verschärft sich in der Einsamkeit zu einem so hohen Grade von Vollkommenheit, daß ich, sogar wenn ich nur die Stimme eines Menschen auf der Straße höre, entweder ein Behagen oder ein Unbehagen empfinde, selten garnichts.

Dann habe ich einen dritten. Er reitet, und ich nicke ihm zu, kenne ihn von der Universität, weiß ungefähr, wie er heißt, aber kann seinen Namen nicht buchstabieren. Ich habe dreißig Jahre lang nicht mit ihm gesprochen, ihm auf der Straße nur zugenickt, zuweilen mit einem Lächeln des Wiedererkennens, und er hat ein gutes Lächeln unter seinem großen Schnurrbart. Er trägt Uniform, und mit den Jahren sind die Streifen an der Mütze immer zahlreicher und dicker geworden. Nun zuletzt, als ich ihn nach zehnjähriger Pause wieder auf dem Pferde treffe, hatte er soviel Streifen, daß ich nicht einen unbeantworteten Gruß riskieren wollte. Aber er mußte mich verstanden haben, denn er hielt das Pferd an und rief: Guten Tag, kennst du mich nicht wieder? Doch, das tat ich, und dann setzten wir unseren Weg fort, jeder nach seiner Seite, und seitdem geht das Zunicken seinen Gang. Eines Morgens sah ich eine wunderliche, halb mißtrauische Miene unter dem Schnurrbart. Ich wußte nicht, ob ich sie überhaupt für mich verdolmetschen sollte, so ungereimt kam sie mir vor. Er sah aus — ja, ich bildete es mir nur ein — er sah aus, als glaube er einmal, ich glaube, er sei hoffärtig, zweitens als wundere er sich, ob ich nicht hoffärtig sei. Ich? — Der Fall ist ja nicht ungewöhnlich, daß Menschen sich selbst unterschätzen, obwohl sie in dem Rufe stehen, die Todsünde Hochmut im Herzschilde zu tragen.

Dann habe ich eine ältere Dame, die von ihren beiden Hunden promeniert wird. Wenn diese stehen bleiben, bleibt sie stehen; und sie bleiben bei jedem Laternenpfahl, jedem Baumstamm, jeder Straßenecke stehen. Ich denke immer swedenborgisch, wenn ich sie treffe: ich denke an den Menschenhasser, der so einsam wird, daß er Tieren Gesellschaft leisten muß, und ich denke sie mir als gestraft durch die Einbildung. Sie glaubt diese beiden unreinlichen Tiere zu beherrschen, und es sind die Tiere, die sie zwingen, jeder ihrer Launen zu folgen. Ich nenne sie die Weltkönigin oder die Beschützerin des Universums, weil sie so aussieht, mit dem Nacken auf dem Rücken und den Augenlidern auf dem Boden.

Schließlich habe ich meine Zehnte-Alte, die ich für occult ansehe. Sie tritt selten auf, immer aber wenn ich eine größere Summe Geldes bekommen habe oder wenn sich eine Gefahr nähert. Ich nenne sie occult, weil ich nicht erklären kann, warum sie gerade dann auftritt, wenn sie soll. Sie sieht wie eine Marktfrau aus meiner Jugend aus, die einen Karamellenstand hatte, draußen vor der Stadt. Ihre Kleider sehen aus wie Asche, aber sie sind ganz und ohne Flecke. Sie weiß nicht, wer ich bin, aber nennt mich Patron, wahrscheinlich weil ich vor drei Jahren, als unsere Bekanntschaft anfing, fett war. Ihre Dankbarkeit und Glückwünsche folgen mir ein Stück Weges, und ich höre so gern das alte weiche Wort Segen, das einen ganz anderen Klang hat als der harte Fluch; und ich glaube, ich habe es dadurch gut den ganzen Tag. Als ich ihr einmal nach dem ersten Jahre einen Schein gab, erwartete ich diesen albernen, beinahe boshaften Ausdruck, den gewisse Arme in ihrem Gesicht zeigen, wenn man gar zu viel gibt. Sie sehen nämlich aus, als glaubten sie, man sei nicht klug, oder man habe in der Geldtasche fehl gegriffen. Ein Junge läuft immer lachend seiner Wege, wenn er ein Silberstück bekommt, als erwarte er, man würde

nachlaufen und das Silber gegen Kupfer austauschen. Aber meine Alte ergriff meine Hand so kräftig, daß ich nicht loskam, und mit einem Ton unendlicher Menschenkenntnis fragte sie beinahe bejahend: „Herr Patron, Sie sind bestimmt arm gewesen?" „Ja, ebenso arm wie Sie, und kann es wohl noch einmal werden!" Das verstand sie, und ich wunderte mich, ob sie nicht bessere Tage gesehen habe, aber habe nie fragen wollen.

Das ungefähr war mein Umgang außer dem Hause; und drei Jahre lang verfolgte ich diese Menschen. Aber ich hatte auch einen Verkehr im Hause eröffnet. Vier Treppen hoch wohnend, habe ich, die zu ebener Erde mitgerechnet, vier Familien mit ihren Geschicken unter mir gelagert. Ich kenne keine von ihnen, weiß nicht, wie sie aussehen, glaube sie niemals auf der Treppe getroffen zu haben. Ich sehe nur ihre Namenschilder, und an ihren Morgenzeitungen an den Türschlössern weiß ich ungefähr, wes Geistes Kind sie sind. Wand an Wand mit mir in einem anderen Hause wohnt eine Sängerin, die mir sehr schön vorsingt, und sie hat eine Freundin, die kommt und mir Beethoven vorspielt; das sind meine besten Nachbarn, und ich wäre zuweilen versucht ihre Bekanntschaft zu machen, um ihnen für alle lichten Stunden, die sie mir geschenkt, zu danken, aber ich überwinde die Versuchung, weil ich zu wissen glaube, daß das Schönste in unserem Verhältnisse vorbei wäre, wenn wir gezwungen wären, mit einander banale Worte zu wechseln. Zuweilen ist es mehrere Tage still bei den Freundinnen; und dann wird es weniger hell bei mir. Aber dann habe ich einen munteren Nachbar, ich glaube, es ist ein Nachbar im Hause nebenan, in einer der unteren Wohnungen. Und er spielt etwas Operettenhaftes, das ich nicht kenne, und das so unwiderstehlich lustig und unschuldig skurril ist, daß ich mitten in den ernstesten Gedanken zum Lächeln genötigt werde.

Zum Gegengewicht und als Schatten ist mein nächster Nachbar in der Wohnung unter mir Hundebesitzer. Er hat einen großen roten stürmischen Tollkopf von Hund, der bellend auf die Treppe kommt. Sein Besitzer scheint das Haus als sein eigenes zu betrachten und uns andere als Einbrecher, und läßt darum die Treppen durch dieses Monstrum von Hofhund bewachen. Komme ich einmal spät nach Hause und tappe im Dunkeln die Treppe hinauf und berühre ich dann mit dem Fuße etwas Weiches, Zottiges, dann ist es mit der Stille der Nacht vorbei, und in der Dunkelheit sehe ich zwei Phosphorperlen funkeln, und das schneckenförmige Rohr des ganzen Treppenganges wird von einem Lärm erfüllt — einem Lärm, der zur Folge hat, daß sich eine Tür öffnet und ein Herr heraustritt, der mich mit seinen wütenden Blicken zerschmettert, mich, dem Unrecht geschehen ist. Ich bitte allerdings nicht um Entschuldigung, aber fühle mich immer als der Schuldige, denn Hundebesitzern gegenüber ist die ganze Menschheit schuldig. Ich habe niemals verstanden, wie ein Mensch seine Ergebenheits- und Pflegegefühle in eine Tierseele niederlegen kann, wo es Mitmenschen gibt, denen man opfern kann, und dazu in die Seele eines so unreinen Tieres, wie es der Hund ist, dessen ganzes Dasein darauf ausgeht zu verunreinigen.

Ich wagte einmal, es ist lange her, über Hundegebell nachts in einer Menschen-

wohnung Klage zu erheben. Der Eigentümer parierte mit dem Kindergeschrei in meiner Wohnung! — Er verglich das unreine schädliche Tier mit einem leidenden Menschenkinde. Seitdem klage ich nie mehr! Um aber eine Versöhnung in mir selber zustande zu bringen und in meinem Verhältnis zu den Menschen Frieden zu haben, denn ich leide unterm Hassen, habe ich diese Art Neigungen zu Tieren, die die entsprechenden Leidenschaften für Menschen überstrahlen, zu erklären versucht, aber ich kann zu keiner Erklärung kommen, und wie alles Unerklärliche wirkt es unheimlich auf mich. — Wenn ich nach Swedenborgs Methode philosophieren wollte, würde ich bei „Zwangsvorstellung als Strafe" stehen bleiben. — Mag dieses Wort bis auf weiteres hingehen. Denn dann sind es Unglückliche, und verdienen als solche Mitleid.

Das ist schließlich die Einsamkeit: sich in die Seide seiner eigenen Seele einspinnen, sich verpuppen und auf die Metamorphose warten, denn die bleibt nicht aus. Man lebt von seinen Erlebnissen, und telepathisch lebt man das Leben anderer. Der Tod und die Auferstehung; eine neue Erziehung zu einem unbekannten Neuen. Man herrscht schließlich über seine Person. Niemandes Gedanken kontrolieren meine, niemandes Neigungen, Launen bedrücken mich. Jetzt beginnt die Seele in neuerworbener Freiheit zu wachsen, und man empfindet einen unerhörten inneren Frieden und eine stille Freude und ein Gefühl von Sicherheit und Selbstverantwortung. Denke ich an das Zusammenleben zurück, das die Erziehung sein sollte, so finde ich jetzt, daß es nur eine gemeinsame Schule für Laster war. Stündlich Unschönes sehen zu müssen, ist für den der Schönheitssinn hat, Tortur, die dazu verlockt sich für einen Märtyrer zu halten. Aus Rücksicht die Augen für Ungerechtigkeiten verschließen, erzieht einen zum Heuchler. Immerfort infolge dieser Rücksicht, daran gewöhnt werden, seine Ansicht zu unterdrücken, macht einen feige. Schließlich um des lieben Friedens willen eine Schuld für Dinge auf sich nehmen, die man nicht begangen, erniedrigt einen unmerklich, so daß man eines schönen Tages glaubt ein Elender zu sein; niemals ein Wort der Aufmunterung hören, raubt einem Mut und Selbstgefühl; und die Folgen fremder Schuld auf sich nehmen, macht einen rasend gegen Mitmenschen und Weltordnung.

Und das Schlimmste ist, daß man sein eigenes Schicksal nicht beherrscht, so weit man den guten Willen hat recht zu handeln. Was hilft es, daß ich tadellos zu sein suche, wenn mein Partner hingeht und mich besudelt. Ich bekomme mindestens die halbe Schande, wenn nicht die ganze, was das Gewöhnliche ist. Dies ist im Zusammenleben der Grund, daß man immer in Unsicherheit lebt; man bietet eine größere Treffläche, zahlt mit seiner Person für eine andere, ist abhängig von der launenhaften Aufführung eines Fremden. Und die, die nicht die Hand unter meine Weste zu stecken vermöchten, wenn ich einsam dastehe, die haben es so leicht mit dem Messer zu meinem Herzen zu kommen, wenn ich einen anderen hingehen und es auf Straßen und Märkten herumtragen lasse.

Was ich auch in der Einsamkeit gewonnen habe, ist, daß ich meine geistige Diät selbst bestimmen kann. Ich brauche nicht in meinem Hause Feinde an meinem

Tische zu sehen, und schweigend schmähen zu hören, was ich hoch achte; ich bin nicht gezwungen, innerhalb meiner Türen auf Musik zu lauschen, die ich verabscheue; ich muß nicht Zeitungen herumliegen sehen, mit Karrikaturen von meinen Freunden und mir selbst; ich bin davon befreit, Bücher zu lesen, die ich verschmähe, und Ausstellungen zu besuchen, um Bilder zu bewundern, die ich verachte. Mit einem Wort, ich herrsche über meine Seele, in den Fällen nämlich, in denen man ein Recht hat zu herrschen, und ich kann meine Sympathien und Antipathien wählen. Ich bin nie Tyrann gewesen, sondern habe nur dem Tyranniſiertwerden entgehen wollen, und das leiden die tyrannischen Menschen nicht. Dagegen bin ich immer Tyrannenhasser gewesen, und das verzeihen die Tyrannen nicht.

Ich habe immer vorwärts und aufwärts gestrebt, und darum das höhere Recht denen gegenüber gehabt, die mich haben herunterziehen wollen, und darum bin ich einsam geworden.

Das Erste, wozu man in der Einsamkeit kommt, ist die Abrechnung mit sich selbst und der Vergangenheit. Das ist eine lange Arbeit, und ist eine ganze Erziehung in Selbstüberwindung. Aber es ist ja doch das dankbarste Studium, sich selbst kennen zu lernen, wenn das möglich ist. Man muß sich allerdings zuweilen dem Spiegel anvertrauen, besonders dem Nackenspiegel, denn sonst kann man nicht wissen, wie man auf dem Rücken aussieht.

Die Abrechnung begann ich vor zehn Jahren, als ich mit Balzac Bekanntschaft machte. Bei der Lektüre seiner fünfzig Bände merkte ich nicht, was in mir vorging, bis ich zu Ende war. Da hatte ich mich selbst gefunden, und konnte die Synthesen von allen bisher ungelösten Antithesen meines Lebens machen. Aber ich hatte auch dadurch, daß ich die Menschen mit seinem Binocle sah, gelernt das Leben mit beiden Augen anzusehen, während ich es früher durchs Monocle nur mit einem Auge gesehen hatte. Und er, der große Zauberer, hatte mir nicht allein eine gewisse Resignation gegeben, eine Ergebung ins Schicksal oder die Vorsehung, die mich mit dem Schmerz der schlimmsten Schläge verschonte, sondern hatte auch eine Art Religion bei mir eingeschmuggelt, die ich konfessionsloses Christentum nennen möchte. Auf der Wanderung an Balzacs leitender Hand, durch seine menschliche Komödie, wo ich die Bekanntschaft von viertausend Menschen machte (ein Deutscher hat sie zusammengezählt), glaubte ich ein anderes Leben zu leben, größer und reicher als mein eigenes, so daß es mir zum Schluß vorkam, als habe ich zwei Menschenleben gelebt. Aus seiner Welt aber bekam ich einen neuen Gesichtspunkt auf meine eigene; und nach Rückfällen und Krisen blieb ich schließlich bei einer Art Versöhnung mit dem Leiden stehen, da ich gleichzeitig entdeckte, wie der Kummer und der Schmerz gleichsam den Kehricht der Seele verbrennen, Instinkte und Gefühle verfeinern, und auch der von dem erschöpften Körper frei gemachten Seele höhere Fähigkeiten schenken. Seitdem nahm ich die bitteren Kelche des Lebens wie Medizin, und ich sah es für meine Pflicht an alles zu leiden — nur nicht Erniedrigung und Unfreiheit!

Aber die Einsamkeit macht einen zugleich empfindlich, und wenn ich mich früher durch Brutalität gegen das Leiden gewappnet hatte, wurde ich jetzt gefühlvoller gegen fremde Schmerzen, ein Raub geradezu der Einflüsse von außen, doch nicht der schlechten. Diese letzten verscheuchten mich nur und brachten mich dazu mich noch weiter zurückzuziehen. Und dann suche ich abgeschiedene Promenaden auf, wo ich nur kleine Leute treffe, die mich nicht kennen. Ich habe einen besonderen Weg, den ich via dolorosa nenne, und welchen ich benutze, wenn die Stunden dunkler als gewöhnlich sind. Es ist die äußerste Grenze der Stadt nach Norden zu, und wird von einer einseitigen Avenue mit einer Hausreihe auf der einen Seite und dem Walde auf der anderen gebildet. Wenn ich die hinuntergegangen, an den großen neuen Häusern vorbei, fangen diese so allmählich an aufzuhören. Die Felsenhügel steigen in die Höhe; ein Tabakfeld breitet sich aus; ein Kleinschlächter hat da seine Baracken, die durch die Biegung einer Gasse abgeschnitten werden. Dort steht eine Tabakscheune, an die ich mich erinnere — von 1859 her, denn ich habe darin gespielt. In einer Hütte, die nicht mehr da ist, wohnte nämlich eine Aushilfefrau, die früher bei meinen Eltern Kindermädchen gewesen war... und von der Scheune fiel ihr achtjähriger Sohn auf den Boden herab und schlug sich sehr. Hierher pflegten wir zu gehen, um sie zu dem großen Reinemachen zu Ostern und Weihnachten zu dingen... und ich ging übrigens gern diese Hinterstraßen zur Schule, um die Königinstraße zu vermeiden. Hier waren Bäume und blühende Kräuter zu sehen; Kühe weideten und Hühner gakelten; das war das Land! — Und nun versank ich Jahre zurück in die schreckliche Kindheit, als das unbekannte Leben vor mir lag und schreckte, alles bedrückte und beklemmte!... Ich brauche mich nur auf den Hacken umzudrehen, um dies alles wieder im Rücken zu haben; und ich tue es, aber ich sehe noch in der Ferne die Kronen von den Linden auf der langen Straße meiner Kindheit und die wolkenähnliche Kiefernkontur beim Kirchhof der Stadt.

Ich habe den Rücken gekehrt, und wenn ich jetzt die Avenue hinuntersehe, die Morgensonne in der Ferne, über blauenden Bergen, draußen an der Küste, so vergesse ich in einer Sekunde all dies mit der Kindheit, die so mit der anderer verwickelt ist, daß sie nicht mein ist, während dagegen mein eigenes Leben draußen am Meere beginnt. Jene Ecke dort bei der Tabakscheune ist mein Entsetzen; aber sie lockt mich mitunter so wunderbar wie alles Quälende. Es ist, wie sicher angebundene wilde Tiere ansehen, die nicht an einen herankommen können. Und der Genuß des Augenblicks, wenn ich mich auf dem Absatz umdrehe und allem den Rücken kehre, ist so intensiv, daß ich mir ihn zuweilen leiste. In der Sekunde lege ich dreiunddreißig Jahre zurück, und ich bin froh, daß ich stehe, wo ich stehe. Es war übrigens immer meine Sehnsucht als Kind, „alt zu werden". Und jetzt glaube ich, daß ich damals ein Vorgefühl von dem hatte, was mir bevorstand, was mir jetzt auch unvermeidlich und vorausbestimmt gewesen zu sein scheint. Mein Leben konnte nicht anders werden. Als Minerva und Venus mir auf dem Scheidewege der Jugend entgegentraten, nützte es nicht zu wählen, sondern ich folgte

beiden, Hand in Hand, wie wohl alle getan haben, und wie wir vielleicht sollen.

Wenn ich indessen weiter gehe, die Sonne im Angesicht, so komme ich bald zu einem Fichtenwald auf der linken Seite. Da, erinnere ich mich, ging ich vor zwanzig Jahren und sah unter mir die Stadt. Da war ich geächtet, weil ich die Mysterien profaniert wie Alcibiades, und weil ich Götzenbilder entzweigeschlagen hatte. Ich erinnere mich, wie verlassen ich mich fühlte, denn ich wußte, daß ich nicht einen Freund hatte! Aber die ganze Stadt da unten stand wie eine Armee mir, der allein war, gegenüber, und ich sah die Lagerfeuer, hörte die Sturmglocken und wußte, man würde mich durch Hunger nehmen. Jetzt weiß ich, daß ich recht hatte, aber daß ich die Feuersbrunst, die ich angelegt, mit Schadenfreude genoß, das war der Fehler. Wenn ich nur einen Funken Mitleid mit ihren Gefühlen gehabt hätte, die ich verletzte! Wenn! Aber das war wohl zuviel verlangt von einem jungen Manne, der nie eine Teilnahme von den anderen erfahren hatte.

Jetzt erinnere ich mich an meinen Waldgang wie an etwas Großes und Feierliches; und daß ich damals nicht unterging, will ich nicht der eigenen Kraft zuschreiben, denn an die glaube ich nicht.

Seit drei Wochen hatte ich mit keinem Menschen gesprochen, und dadurch war meine Stimme gleichsam verschüttet, klanglos und unhörbar geworden; denn als ich das Mädchen ansprach, verstand sie nicht, was ich sagte, und ich mußte das Gesagte mehrere Male wiederholen. Da wurde ich unruhig; empfand die Einsamkeit als einen Bannfluch; kam auf den Gedanken, die Menschen wollten nicht mit mir verkehren, weil ich sie verschmäht hatte. Und so ging ich hinaus, am Abend. Setzte mich in einen Straßenbahnwagen, nur um das Gefühl zu haben, im selben Raum wie andere zu sein. Ich suchte in ihren Blicken zu lesen, ob sie mich haßten, aber las nur Gleichgültigkeit. Ich hörte auf ihre Gespräche, als sei ich in einer Gesellschaft und habe ein Recht, an der Konversation teilzunehmen, wenigstens als Zuhörer. Als es eng wurde, war es mir ein Wohlbehagen, durch den Ellbogen die Berührung mit einem menschlichen Wesen zu fühlen.

Ich habe die Menschen nie gehaßt, eher das Gegenteil, aber ich bin bange vor ihnen gewesen, schon von Geburt an. Meine Geselligkeit ist immer so groß gewesen, daß ich mit jedem habe umgehen können, wer es auch sein mochte, und ich habe früher die Einsamkeit als eine Strafe hingenommen, was sie schon sein kann. Denn ich habe Freunde gefragt, die im Gefängnis gesessen haben, worin die Strafe eigentlich bestand, und sie haben geantwortet: in der Einsamkeit. Diesmal habe ich allerdings den Versuch gemacht, ob ich einsam sein kann, aber mit dem stillen Vorbehalt, daß ich meine Bekannten selbst aufsuchen dürfte, wenn ich Lust hätte. Warum tue ich es nicht? Ich kann nicht; denn ich fühle mich als einen Bettler, wenn ich die Treppe hinaufsteige, und kehre beim Glockenstrang um. Und wenn ich nach Hause komme, bin ich zufrieden, besonders wenn ich mir eine Vorstellung mache, was ich hätte anhören müssen, sobald ich nur ins Zimmer hinein gekommen wäre. Da meine Gedanken nicht mit denen eines andern im Gespann gehen, werde ich von

fast allem verletzt, was man sagt, und ein unschuldiges Wort kann ich oft als einen Hohn empfinden. Ich glaube, es ist mein Schicksal, daß ich einsam sein soll, und daß es zu meinem Besten ist; ich wünsche es zu glauben, denn sonst wäre das ganze allzu unversöhnlich.

Aber in der Einsamkeit wird der Kopf zuweilen überladen und droht zu explodieren; darum muß man sich beobachten. Ich suche also die Balance zu halten zwischen Einkommen und Ausgabe; muß jeden Tag durch Schreiben einen Abfluß haben, und von neuem durch Lesen eine Aufnahme. Schreibe ich den ganzen Tag, entsteht des Abends ein leerer Raum der Verzweiflung; ich habe den Eindruck, daß ich nichts mehr zu sagen habe und daß es mit mir aus ist. Lese ich den ganzen Tag, werde ich so überfüllt, daß ich springen will. Ferner muß ich die Zeiten für Schlaf und Wachen abpassen. Zuviel Schlaf ermüdet in einer Weise, die Tortur wird, zu wenig Schlaf reizt bis zur Hysterie.

Der Tag, der vergeht schon, aber der Abend ist schwer; denn, daß man seine Intelligenz erlöschen fühlt, ist so schmerzlich, wie das Gefühl, geistig und körperlich zu verfallen. Morgens, nach einem nüchternen Abend und einer ausgeschlafenen Nacht, wenn ich aus dem Bett steige, ist das Leben selbst ein positiver Genuß. Es ist als stehe man von den Toten auf. Alle Fähigkeiten der Seele sind neugeschaffen, und die zusammengeschlafene Kraft erscheint vervielfacht. In diesem Augenblicke traute ich mir zu, die Weltordnung ändern, die Geschicke der Nationen lenken, Krieg erklären und Dynastien absetzen zu können. Wenn ich dann die Zeitung lese, und in den ausländischen Telegrammen sehe, was sich in der laufenden Weltgeschichte geändert hat, fühle ich mich präcise im Jetzt, wo die Weltgeschichte sich gerade in diesem Augenblick befindet. Ich bin ein „Zeitgenosse", und ich habe die Empfindung, als sei ich nach dem Maße meiner geringen Kräfte mit dabei gewesen, diese Jetztzeit durch die gemeinsame Arbeit in der Vergangenheit zu formen. Darauf lese ich von meinem Land, zuletzt von meiner Stadt. Seit gestern ist die Weltgeschichte vorwärts gegangen. Gesetze sind verändert, Handelswege sind eröffnet, Thronfolgen sind erschüttert, Staatssysteme erneuert worden. Menschen sind gestorben, Menschen sind geboren, und Menschen haben sich verheiratet. Seit gestern hat sich die Welt verändert, und mit einer neuen Sonne und einem neuen Tage ist etwas Neues gekommen, und ich fühle mich selbst erneuert.

Ich brenne vor Verlangen mich in Arbeit zu setzen, aber ich muß erst hinaus. Wenn ich unten an die Haustür komme, weiß ich jetzt sofort, welchen Weg ich einschlagen soll. Nicht allein die Sonne, die Wolken und das Temperament sagen es mir, sondern in meinem Gefühl habe ich ein Barometer und ein Thermometer, die angeben, wie ich mich mit der Welt gestellt habe. Drei Wege habe ich zu wählen. Den lächelnden Weg nach dem Tiergarten hinaus, den belebten Strandweg und die Straße, sowie die abgeschiedene via dolorosa, die ich eben geschildert habe. Bin ich in Harmonie mit mir, dann ist die Luft weich, und ich suche Menschen. Dann gehe ich auf die Straßen ins Volksgewimmel hinein und habe eine Empfindung, als sei ich mit allen befreundet. Aber ist etwas nicht richtig, dann sehe

ich nur Feinde mit höhnenden Blicken, und ihr Haß ist zuweilen so stark, daß ich umkehren muß. Suche ich dann die Landschaft um die Brunnenbucht und die Eichenhöhen um Rosendal auf, so kann es geschehen, daß die Natur mit mir eingestimmt ist, und dann lebe ich wie in meiner eigenen Haut. Diese Landschaft habe ich mir reserviert, mit dieser Landschaft bin ich verwachsen und habe sie zum Hintergrund für meine Persönlichkeit gemacht. Aber sie hat Humor, sie auch, und es gibt Morgen, wo wir nicht einig sind. Dann hat sich alles verändert: die Ehrenpforten der Birken sind Ruten geworden; die zauberischen Lauben der Haselbüsche verbergen die beredten Haselstöcke nicht; die Eiche reckt ihre knotigen Arme drohend über mein Haupt, und ich habe ein Gefühl, als hätte ich ein Joch oder Kummethölzer über meinen Hals. Diese Unübereinstimmung zwischen mir und meiner Landschaft spannt mich so, daß ich entzwei gehen und fliehen möchte. Und wenn ich dann umkehre und das südliche Land mit der ganzen prachtvollen Stadtkontur erblicke, fühle ich mich wie in fremdem Feindesland, und ich selbst bin ein Touriſt, der dies zum ersten Male sieht, bin verlassen wie der Fremdling, der nicht einen Bekannten in diesen Mauern hat.

Wenn ich indessen nach Hause komme und am Schreibtisch sitze, dann lebe ich; und die Kräfte, die ich von draußen geholt habe, sei es von den Stromwechslern der Disharmonien oder von den Stromschließern der Harmonien, dienen mir jetzt zu meinen verschiedenen Zwecken. Ich lebe, und ich lebe mannigfaltig das Leben der Menschen, die ich schildere: bin fröhlich mit den Fröhlichen, böse mit den Bösen, gut mit den Guten; ich krieche aus meiner eigenen Persönlichkeit heraus, und spreche aus dem Munde von Kindern, von Frauen, von Greisen; ich bin König und Bettler, ich bin der Höchstgestellte, der Tyrann und der Allerverachtetste, der unterdrückte Tyrannenhasser; ich habe alle Ansichten, und bekenne alle Religionen; ich lebe in allen Zeitaltern und habe selbst aufgehört zu sein. Das ist ein Zustand, der ein unbeschreibliches Glück gibt.

Um die Mittagszeit aber hört das auf, und ist das Schreiben aus für den Tag, so wird mein eigenes Dasein so quälend, daß ich ein Gefühl habe, als ginge es dem Tode entgegen, je weiter der Abend vorschreitet. Und der Abend ist schrecklich lang. Andere Menschen pflegen nach der Arbeit des Tages in Gesprächen eine Zerstreuung zu genießen, aber ich genieße keine. Das Schweigen schließt sich um mich; ich versuche zu lesen, aber vermag es nicht. Da gehe ich im Zimmer auf und ab und sehe nach der Uhr, ob sie bald zehn ist. Und schließlich schlägt sie zehn.

Wenn ich dann den Körper von den Kleidern befreie, mit allen ihren Knöpfen, Schnallen und Bändern, scheint mir die Seele Atem zu holen und sich freier zu fühlen. Und wenn ich nach meinen morgenländischen Waschungen ins Bett komme, dann dehnt sich das ganze Dasein aus; der Wille zum Leben, der Kampf, der Streit hört auf; und die Schlaflust gleicht sehr der Sehnsucht nach dem Tode.

Die Phantasie in der Malerei/ von Max Liebermann

Von der Malerei als Ding an sich will ich reden, nicht von der Musik oder der Poesie in der Malerei; denn was nicht deines Amtes ist, davon laß' deinen Fürwitz.

Ich will von der Malerei sprechen, die „von jedem Zweck genesen", die nichts sein will als — Malerei: Von ihrem Geist, nicht von der Überwindung ihrer technischen Schwierigkeiten, in der das Publikum freilich und, wie ich fürchte, manche Maler immer noch ihren Wert erblicken.

Allerdings kommt Kunst von können, und daß das Können in keiner Kunst mehr ausmacht als grade in der Malerei, soll keineswegs geleugnet werden.

Aber so hoch auch die Malerei, die gut gemacht ist, einzuschätzen ist: gute Malerei ist nur die, die gut gedacht ist. Was bedeutet die korrekteste Zeichnung, der virtuoseste Vortrag, die blendendste Farbe, wenn all diesen äußerlichen Vorzügen das Innerliche, die Empfindung, fehlt! Das Bild bleibt doch — gemalte Leinwand. Erst die Phantasie kann die Leinwand beleben, sie muß dem Maler die Hand führen, sie muß ihm im wahren Sinne des Worts bis in die Fingerspitzen rollen. Obgleich unsichtbar, ist sie in jedem Striche sichtbar, freilich nur für den, der Augen hat zu sehen, nur für den, der sie empfindet.

Ich will hier nicht etwa von dem Höllenspuk, der Phantastik reden, sondern ich verstehe unter Phantasie den belebenden Geist des Künstlers, der sich hinter jedem Strich seines Werkes verbirgt. Die Phantasie in der bildenden Kunst geht von rein sinnlichen Voraussetzungen aus. Sie ist die Vorstellung der ideellen Form für die reelle Erscheinung. Sie ist das notwendige Kriterium für jedes Werk der bildenden Kunst, für das idealistischste wie für das naturalistischste. Sie allein kann uns überzeugen von der Wahrheit der Böcklinschen Fabelwesen wie des Manetschen Spargelbundes.

Wenn der kleine Moritz einen Kreis malt, dahinein zwei Punkte, zwischen die einen senkrechten und darunter einen wagerechten Strich macht, so ist das der bildliche Ausdruck seiner Phantasie für einen Kopf. Hat der kleine Moritz Talent zum Zeichnen, so wird er die individuellen Eigentümlichkeiten z. B. die große Nase seines Vaters oder den großen Mund seiner Mutter beim Nachzeichnen gewaltig übertreiben. Aber hinter dieser Karikatur steckt vielleicht mehr Phantasie als in dem lebensgroßen Porträt in Öl des berühmten Professors so und so, der vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht und dessen Phantasie durch Alles, was er gelernt hat, ertötet ist. Jedem meiner Kollegen wird unzählige Male dasselbe passiert sein: der junge Mann — noch häufiger die junge Dame — so bald sie sich ernstlich dem Studium der Malerei widmen, machen es nicht nur nicht besser als früher, sondern im Gegenteil viel schlechter, d. h. die Phantasie, die früher naiv den Eindruck der Natur wiederzugeben bestrebt war, wird allmählich

von dem Suchen nach Korrektheit verdrängt. Aus der phantasievollen aber unkorrekten wird die phantasielose aber korrekte Zeichnung. Mit andern Worten: der Buchstabe tötet den Geist, und nur die Talentvollsten können ungestraft an ihrer Phantasie den akademischen Drill überstehen.

Der alte Schadow pflegte seinen Schülern auf die Frage, wie sie malen sollten, zu antworten: „setzt die richtige Farbe auf den richtigen Fleck." Schadow, der nicht nur Akademie-Direktor, sondern — was nicht immer zusammentrifft — auch ein Künstler war, wußte, daß nur das Handwerkmäßige der Malerei gelehrt und gelernt werden kann; seine Definition in usum delphini verschweigt wohlweislich, was Malerei zur Kunst macht: die Phantasietätigkeit des Malers, die darin besteht für das, was er — und zwar nur er — in der Natur oder im Geiste sieht, den adäquaten Ausdruck zu finden. Natürlich vollzieht sich diese Phantasietätigkeit völlig unbewußt im Künstler, denn Kunstwerke *entstehn*: sie werden nicht gemacht, und das sicherste Mittel kein Kunstwerk hervorzubringen, ist die Absicht, eins zu machen. Wie Saul ausging, die Eselinnen seines Vaters zu suchen und ein Königreich fand, so muß der Maler einzig und allein bestrebt sein, die richtige Farbe auf den richtigen Fleck zu setzen: ist er ein Künstler, so — findet er ein Königreich.

Ein Bund Spargel, ein Rosenbouquet genügt für ein Meisterwerk, ein häßliches oder ein hübsches Mädchen, ein Apoll oder ein mißgestalteter Zwerg: aus allem läßt sich ein Meisterwerk machen, allerdings mit dem nötigen Quantum Phantasie; sie allein macht aus dem Handwerk ein Kunstwerk.

Die Phantasie, als das schöpferische Grundprinzip des gesamten geistigen Lebens, ist für alle Künste dieselbe, aber in den verschiedenen Künsten kommt sie auf verschiedene Weise zum Ausdruck. Obgleich nur die bildende Kunst, als einzig räumliche unter den Künsten, imstande ist, die Ausdehnung aus der Wirklichkeit mit zu übernehmen, ist sie doch deshalb nicht materieller als Poesie oder Musik. Allerdings sind die Werke der bildenden Kunst gleichsam faß- und tastbar und — wie Gregor der Große im Kampfe gegen die Bilderstürmer meinte: „Bilder sind die Bücher derer, die nicht lesen können" — daher werden sie für leichter verständlich gehalten. Im Grunde jedoch ist die Kunst an einem Bilde genau ebenso nur dem inneren Auge wahrnehmbar, wie die an einem Musikstücke nur dem inneren Ohr. Denn was anders als die Phantasie des Künstlers unterscheidet ein Werk des Phidias von einem Abguß über Natur? Daher ist es für den Wert eines Werkes der bildenden Kunst ganz gleichgültig, was es darstellt: nur die Erfindung und die Ausdrucksfähigkeit ihrer Form macht seinen Wert aus.

Der Satz, daß die gutgemalte Rübe besser sei als die schlechtgemalte Madonna, gehört bereits zum eisernen Bestand der modernen Ästhetik. Aber der Satz ist falsch; er müßte lauten: die gutgemalte Rübe ist ebenso gut wie die *gutgemalte* Madonna. Wohlgemerkt als rein malerisches Produkt, denn, zur Beruhigung

frommer Gemüter sei's gesagt, es fällt mir beileibe nicht ein, zwei ästhetisch so ungleichwertige Gegenstände mit einander vergleichen zu wollen. Auch weiß ich wohl, daß die Darstellung einer Madonna noch andere als rein malerische Ansprüche an den Künstler stellt, und daß sie als künstlerische Aufgabe schwerer zu bewältigen ist als ein Stillleben. Obgleich in einem Vierzeiler das Genie Goethes ebenso sichtbar ist als im Faust, kann als künstlerische Leistung „Über allen Gipfeln ist Ruh" doch nicht mit dem Faust verglichen werden.

Aber die spezifisch malerische Phantasie des Künstlers kann sich in einem Stillleben grade deshalb stärker zeigen als in der Darstellung des Menschen, weil das Bund Spargel nur durch die künstlerische Auffassung interessiert, an dem Menschen, am Kopf oder gar an einem schönen Frauenkörper interessiert uns — namentlich an Letzterem — auch noch der dargestellte Gegenstand.

Der spezifisch malerische Gehalt eines Bildes ist um so größer, je geringer das Interesse an seinem Gegenstande selbst ist; je restloser der Inhalt eines Bildes in malerische Form aufgegangen ist, desto größer der Maler.

Also vom rein malerischen Standpunkt aus ist die Übergabe von Breda des Velasquez in nichts wertvoller als eins seiner Küchenstillleben: ja sogar könnte ein solches malerisch wertvoller sein, wenn Velasquez die Küchengerätschaften besser gemalt hätte als die Heerführer auf dem großen Historienbild. Worauf es hier allein ankommt, ist klar auszudrücken, daß der Wert der Malerei absolut unabhängig vom Sujet ist, und nur in der Kraft der malerischen Phantasie beruht.

Hieraus folgt, daß grade die naturalistische Malerei dieser Phantasietätigkeit am meisten bedarf, weil sie nur durch die ihr eigene Kraft wirken will; was freilich einer weit verbreiteten Ansicht im Publikum durchaus widerspricht. Immer noch sehn die Gebildeten in der naturalistischen Malerei nur eine geistlose Abschrift der Natur, etwa eine Kunst, die von der Photographie, wenn sie erst mit der Form auch die Farbe wiederzugeben gelernt hat, überwunden sein wird. Nein! selbst die Konkurrenz der farbigen Photographie fürchten wir nicht: denn selbst die vollendetste mechanische Wiedergabe der Natur kann höchstens zum vollendeten Panoptikum, nie aber zur Kunst führen. Was der Gebildete an der naturalistischen Kunst vermißt, ist die literarische Phantasie, weil er die Malerei statt mit den Augen immer noch mit dem Verstande betrachtet. Immer noch spukt in unseren Köpfen das berühmte Lessingsche Diktum vom Raphael, der, wenn er auch ohne Arme geboren, der größte Maler geworden wäre. Vielleicht der größte Dichter oder der größte Musiker, jedenfalls aber nicht der größte Maler. Denn die Malerei besteht nicht in der Erfindung von Gedanken, sondern in der Erfindung der sichtbaren Form für den Gedanken. Woher käme es sonst, daß unter den Tausenden von Madonnenbildern sich nur wenige Kunstwerke befinden? Oder was interessiert uns am Porträt, das mein Freund Trübner witzig den Parademarsch des Malers genannt hat, anders als die Kunst des Meisters, das was er sah — und der Accent liegt auf er — in die malerische Form gebracht zu haben. Ich meine natürlich nicht eine bestehende Form, die zur Formel geworden ist, wie z. B. die Raphaelische

Form, die zur akademischen verflacht ist, oder das Rembrandt'sche clair-obscur, das unter seinen Nachahmern zur hohlen malerischen Phrase geworden ist, sondern ich spreche von der lebendigen Form, die jeder Künstler sich neu schafft. Grade in der Erschaffung neuer Formen liegt das Kriterium für den schaffenden Künstler, für das Genie. Deshalb ist es ein Unsinn von einer Form, von der klassischen Form κατ' ἐξοχήν zu reden: es gibt soviel klassische Formen als es klassische Künstler gegeben hat und noch geben wird. Mit jedem Künstler vollendet sich die Form, und mit jedem folgenden wird sie neu geboren. Die Erstarrung der Form zum Dogma wäre Erstarrung der Kunst d. h. ihr Tod. Natürlich verstehe ich hier unter Form nicht das äußerliche an ihr, das technische, etwa die Handschrift des Künstlers. Ich spreche hier nur von der ideellen Form, die gleichsam unsichtbar ist, die nur der Künstler sieht und zwar jeder ganz verschieden. Wer die Kuh nur durch die Augen von Potter oder Troyon sieht, ist kein schaffender Künstler, höchstens ein reproduzierender; wer an der Kuh nicht neue Reize entdeckt — ich sage das im direkten Widerspruch zu meinem sonst sehr verehrten Freunde Muther —, besitzt jedenfalls das zu einem Kuhmaler nötige Talent nicht.

Was jeder Künstler aus der Natur herausstieht, ist das Werk seiner Phantasie. Setze zwanzig Maler vor dasselbe Modell und es werden zwanzig ganz verschiedene Bilder auf der Leinwand entstehen, obgleich alle Zwanzig gleichermaßen bestrebt waren, die Natur, die sie vor sich sahen, wiederzugeben. Wie sich im Kopfe des Künstlers die Welt wiederspiegelt, grade das macht seine Künstlerschaft aus.

Raphaels Phantasie war linear, sein Werk vollendet sich in der Linie, seine Bilder sind höchstens geschmackvoll koloriert, die Malerei an seinen Bildern ist Handwerk. Tizians Phantasie dagegen ist durchaus malerisch: er sieht sein Bild als farbige Erscheinung, er komponiert mit der Farbe. Sein berühmtestes Bild, die himmlische und die irdische Liebe, ist sicherlich nur durch den koloristischen Gedanken erzeugt, den nackten Frauenkörper durch Gegenüberstellen der bekleideten Gestalt noch intensiver wirken zu lassen. Ob Tizian etwas anderes hat ausdrücken wollen, weiß ich nicht, und ich glaube, die Kunstgelehrten wissen es auch nicht. Jedenfalls ist der großartig klingende Titel ganz unpassend und wahrscheinlich von einem geschäftskundigen Venezianer erfunden, der seinen Landsmann den Raphaels und Michel-Angelos gegenüber nicht lumpen lassen wollte; gradeso wie Böcklins Bilder „die Gefilde der Seligen" und „das Spiel der Wellen" von Fritz Gurlitt getauft wurden.

Des Velasquez' Phantasie ist räumlich. Er denkt räumlich, und mit viel größerem Rechte als von Degas hätte ich von Velasquez sagen können: er komponiert mit dem Raum. Sein Bild entsteht aus der räumlichen Phantasie. Wie die Figur in dem Raum steht, wie der Kopf, die Hände, die Gewänder als große Lokaltöne im Raum wirken, das macht sein Bild aus.

Wieder anders Rembrandt, dessen Phantasie sich in Licht und Schatten verkörpert. Die Wogen des Lichtes, die seine Bilder durchfluten, ergeben und bestimmen die Komposition. Seine Bilder sind auf den Gang des Lichtes komponiert, er erfindet für den Gang des Lichtes. So z. B. ist das kleine Mädchen mit dem Hahn auf der Nachtwache nur als heller Fleck im Bilde verständlich, oder man sehe seine Zeichnungen nach andern Meistern, wie er z. B. aus dem Grafen Castiglione des Raphael durch Andeutung des Lichtes und des Schattens sofort einen echten Rembrandt macht.

Der Maler, dessen Phantasie linear ist, kann nicht Kolorist sein oder umgekehrt. Das eine oder das andere, die Zeichnung oder die Farbe, muß in jedem Werke die Hauptsache bilden, und Raphael und Rembrandt sich in demselben Werke vorzustellen, ist ein Unding. Weil Raphaels Phantasie linear war und nicht etwa, weil er weniger gut als Tizian oder Rembrandt malte, war er ein weniger großer Maler als jene. Auch zeichnete Tizian oder Rembrandt nicht etwa schlechter als Raphael, sondern weil dieser beider Phantasie malerisch war, mußten sie ihre zeichnerischen Qualitäten den malerischen gegenüber unterdrücken. Poesie und Musik sind zeitliche Künste, daher kann sich in einem Gedicht oder in einem Musikstück des Künstlers Phantasie nacheinander in verschiedener Richtung äußern, aber in der bildenden Kunst, als einer räumlichen, muß sie sich nach einer Richtung hin konzentrieren, sonst verlöre das Werk seinen einheitlichen Charakter, d. h. es wäre kein Kunstwerk mehr. Dieser Einheitlichkeit muß der Maler Alles opfern: das liebevollst durchgeführte Detail, das technisch gelungenste Stück, die geistreichste Einzelheit. Savoir faire des sacrifices, wie es im Pariser Atelier-Jargon heißt. Das, was dir als Hauptsache erscheint — nicht etwa was die Hauptsache ist — zusammenfassen, und alles, was dir nebensächlich erscheint, unterdrücken. Als Jemand den père Corot fragte, wie er's anfinge, nur die großen Massen in der Natur zu sehn, antwortete er: „ganz einfach, um die großen Massen zu sehn, müssen Sie mit den Augen blinzeln, um aber die Details zu sehn, müssen Sie die Augen — schließen".

Mehr noch als in dem, was er malt, zeigt sich des Künstlers Phantasie in dem, was er nicht malt. Je näher die Hieroglyphe — und alle bildende Kunst ist Hieroglyphe — dem sinnlichen Eindruck der Natur kommt, desto größere Phantasietätigkeit war erforderlich, sie zu erfinden. Der Maler hat nur die Farbenskala von schwarz zu weiß auf der Palette: aus ihr soll er Leben, Licht und Luft auf die Leinwand zaubern, ein paar Striche, ein paar unvermittelt nebeneinandergesetzte Farbenflecke sollen aus der richtigen Entfernung dem Beschauer den Eindruck der Natur suggerieren. Nur die Phantasie des Künstlers kann dieses Wunder bewirken, nicht etwa die Geschicklichkeit des Taschenspielers. Man sehe das Porträt des Papstes Innocenz in Rom: zwei dunkle Flecken, die die Augen bedeuten, mit ein paar Strichen ist die Nase und der Mund hineingezeichnet, und mit den wenigen Strichen und Farben, die wohl, wie die Überlieferung berichtet, in einer Stunde gemacht sein können, steht der ganze Mann vor uns, mit seiner Klugheit,

seiner Habsucht und seinen sonstigen verbrecherischen Gelüsten. Die ganze päpstliche Macht erscheint vor uns und der Papst, der ihrer spottet. Und des Velasquez Papstbildnis nicht gesehen zu haben, heißt in Rom gewesen sein und den Papst nicht gesehen haben.

Mein alter Lehrer Steffeck hatte ganz recht, wenn er sagte: Was man nicht aus dem Kopf malen kann, kann man überhaupt nicht malen. Wir malen nicht die Natur, wie sie ist, sondern wie sie uns erscheint, d. h. wir malen aus dem Gedächtnis.

Das Modell kann der Maler nicht abmalen, sondern nur benutzen, es kann sein Gedächtnis unterstützen, wie etwa der Souffleur den Schauspieler unterstützt. Aber wehe dem Schauspieler, der sich auf ihn verlassen muß. Dann ist er nicht mehr Herr seiner Rolle, sondern Knecht des — Souffleurs. Ob und inwieweit der Maler nach der Natur arbeitet oder nicht, hängt davon ab, was er erstrebt. Aber Delacroix oder Böcklin, die (wenigstens in ihren Bildern) nie nach der Natur gemalt haben, ebenso wie Manet und Leibl, die jeden Strich nach der Natur malten, haben aus dem Gedächtnis gemalt. Nur procedierten sie auf verschiedene Weise. Böcklin malte die Rosenhecke oder die Pappel, die er vor Tagen oder Wochen vielleicht so lange studiert hatte, bis sich auch die kleinste Einzelheit seinem Gedächtnis eingeprägt hatte. Leibl, dessen ganze Kunst Pietät vor der Natur war, mußte die fünf oder sechs Bauern, die er in den Dorfpolitikern malte, zusammen sitzen haben. Aber Böcklin wie Leibl malten aus der Phantasie: nur war die des einen von der des andern himmelweit verschieden; wessen die größere, ist hier nicht die Frage. Es genügt festzustellen, daß der Naturalist ebenso wie der Idealist die Natur nur benutzt. Den Künstler macht nicht der Naturalist, der alles nach der Natur malt, aber ebensowenig der Idealist, der nur nicht nach der Natur malt. Nur das, was seine Phantasie aus der Natur herausstieht und darstellt, macht den Künstler, und daher muß seine spezifisch malerische Phantasie um so stärker sein, je näher er dem sinnlichen Eindruck der Natur kommt, d. h. je mehr er im eigentlichen Sinne Maler ist. Seine Phantasie ist viel reicher als die des Zeichners, denn man kann wohl ein großer Zeichner sein, ohne ein großer Maler zu sein, aber nicht umgekehrt.

Delacroix fürchtete noch eine Gotteslästerung auszusprechen, als er Rembrandt dem Raphael gleichzustellen wagte. Heutzutage hat sich das wohl geändert, immerhin wird auch heute noch „der Gebildete", wenn er sich einigermaßen respektiert, Raphael als den größten Maler, der je gewesen, ansprechen: was wohl daher kommt, daß das Kunsturteil von den Kunstgelehrten gemacht wird, die als Gelehrte mehr mit dem Verstande als mit den Augen urteilen. Die Schönheiten der Form sind mathematisch nachzuweisen, aber die Schönheiten der Farbe kann man nur empfinden. Und man kann ein sehr großer Kunstgelehrter sein, ohne etwas von Kunst zu verstehen.

Die Malerei ist nicht etwa bloß ein Problem der Technik, die gelernt werden kann, sondern eine reine Phantasietätigkeit. Natürlich muß jeder Maler sein Handwerk verstehen, wie jeder Schneider oder Schuster sein Metier ordentlich gelernt haben muß. Aber den Wert eines Bildes nach seiner technischen Vollendung schätzen zu wollen, wäre ebenso töricht, als ein Gedicht nach der Korrektheit der Verse oder der Reinheit der Reime zu beurteilen. Dem lieben Gott sei's gedankt: in der Kunst macht der Rock noch nicht den Mann.

Allerdings hat in den bildenden Künsten das Handwerk eine umso größere Bedeutung, als der bildende Künstler seine Konzeption ganz allein und unmittelbar zum Ausdruck bringt: nur das Werk von des Meisters eigener Hand ist das Meisterwerk.

Den vatikanischen Torso, den Innocenz des Velasquez können wir ganz nur im Original genießen: ob wir den Faust in einem der Millionen von Drucken oder in Goethes Original-Handschrift lesen, ist für unsren Genuß ganz gleichgültig.

Selbst die vollendetste Lichtdruckreproduktion nach einer Zeichnung oder Radierung Rembrandts, in der jeder Punkt, jeder Strich und jeder Fleck photographisch getreu wiedergegeben ist, bleibt eine tote Kopie; nur die eigenhändige Niederschrift kann uns des Meisters Geist zeigen. Nichts verbirgt sein Werk unsern indiskreten Blicken: wir können dem Meister bei der Arbeit folgen, wir sehen, welche Partieen ihm auf den ersten Anhieb gelungen und die Stellen, bei denen er sich gequält, die er abgekratzt und übermalt hat, bis sie ihm endlich genügten.

Doch was wir nicht sehen können, selbst wenn wir Velasquez oder Rembrandt beim Malen über die Schulter zugeschaut hätten, ist die Hauptsache, nämlich ihre Phantasie, die ihnen beim Malen die Hand geführt hat und nur insofern ist die Technik von künstlerischem Werte, als sie die — Handlangerin seines künstlerischen Wissens und Wollens ist, d. h. sie muß individuell sein. Sonst hat die Technik höchstens kunstgewerblichen Wert, und von diesem kunstgewerblichen Standpunkt aus können wir sie an einem Bilde ebenso bewundern, wie an einer chinesischen Cloisonné- oder Lackarbeit.

Aber die Rückkehr zur Tradition der altmeisterlichen Technik als Allheilmittel der Kunst zu empfehlen — wie das immer und ewig geschieht — hieße neuen Wein in alte Schläuche füllen.

In dem Kunstwerk macht die Technik nicht die Güte aus, man könnte sie höchstens als notwendig bezeichnen; wie der Körper dem Geiste notwendig ist. Und insofern ein schöner Geist in einem schönen Körper dem in einem häßlichen vorzuziehen ist, ist auch das elegant vorgetragene Kunstwerk dem unbeholfen vorgetragenen vorzuziehen. Schreiblehrer beurteilen die Güte der Handschrift nach der Kalligraphie der Buchstaben: wir nennen Bismarck's Handschrift schön, weil sie charakteristisch ist.

Die Technik ist gut, die möglichst prägnant das ausdrückt, was der Meister ausdrücken wollte; sonst ist sie schlecht und wäre sie noch so virtuos.

Überhaupt spricht man viel zu viel von ihr: die Technik muß man gar nicht sehn, ebenso wenig wie man die Toilette an einer schönen Frau sehen darf. Wie sie nur dazu da ist, um die Schönheit der Trägerin in um so helleres Licht zu setzen, darf die Technik nur die Schleppenträgerin der Kunst sein. Jeder Künstler soll malen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; was allerdings heutzutage schwer ist, denn, wie Schwind sagt, „bis man weiß, daß man einen Schnabel hat, ist er vom vielen Anstoßen schon ganz verbogen."

Und nun gar die Forderung zur altmeisterlichen Technik zurückzukehren! Als ob die Technik die Ursache und nicht die Folge einer Kunstanschauung wäre. Ist die Technik eines Van Eyk nicht bedingt durch die Sachlichkeit seiner Naturanschauung? Hätte Franz Hals sich der Technik eines Holbein bedienen können, oder mußte er nicht vielmehr eine mehr andeutende als ausführende Technik erfinden, die seiner geistreichen Auffassung des Momentanen entsprach? Wer die Technik eines Meisters nachahmt, wird ihm höchstens abgucken, wie er sich räuspert und wie er spuckt. Ein mittelmäßiges à la Rembrandt gemaltes Bild ist nicht besser, als ein ebenso mittelmäßiges, das à la Manet gemalt ist.

Überhaupt verbirgt sich hinter dem Verlangen nach altmeisterlicher Kunst ein gut Teil Heuchelei: es entspringt nicht sowohl aus Liebe für die alte, sondern vielmehr aus Haß gegen die moderne Kunst.

Natürlich fällt auch in den bildenden Künsten kein Meister vom Himmel. Eher fällt schon eine Excellenz vom Himmel, wie Menzel, als man ihm zu seinem neuen Titel gratulierte, geantwortet haben soll.

Ein jeder Meister steht auf den Schultern seiner Vorgänger: das ist aber nicht seine Meisterschaft, sondern seine Schülerschaft. Erst nach Überwindung der Technik kann aus dem Schüler ein Meister werden, und nur in diesem Sinne ist der bekannte Satz, daß man zum Künstler geboren, zum Maler aber erst erzogen werden müsse, zu verstehen. Der Maler muß sein Lebenlang arbeiten, um der Technik Herr zu werden; aber nicht um ihrer selbst willen, sondern um mittels der Technik seiner Phantasie einen möglichst vollendeten Ausdruck geben zu können.

Der Vortrag des Meisters kann nachgeahmt werden — und die vielen falschen Rembrandts sind der beste Beweis dafür — aber nur der Rembrandt ist echt, in dem du seines Geistes Hauch verspürst. Und sollte ein mittelmäßiges Bild wirklich echt sein, von Rembrandts eigener Hand signiert und von sämtlichen Kunstpäpsten als authentisch attestiert, so würde das nur beweisen, daß der gute Rembrandt auch einmal geschlafen habe. Was kümmert uns die Echtheit eines Kunstwerkes! Was des Meisters würdig, ist echt.

Weil in den bildenden Künsten die Form Mittel und Zweck, also eines ist, ist es in ihnen natürlich schwerer zu entscheiden, als z. B. in der Poesie, wo das Handwerk aufhört und die Kunst anfängt; daher triumphiert oft genug über wahre Kunst

Kunstfertigkeit, und ebenso oft wird der Stein, den die Bauleute verwarfen, zum Eckstein. Denn vollendete Technik, Eleganz des Vortrags, kurz, das Äußerliche des Bildes schmeicheln sich dem Auge leichter ein als das Werk des Genies, dessen rauhe Außenseite oft den goldenen Kern verbirgt. So wundert es mich keineswegs, daß man etwa die Porträts van der Helsts denen eines Rembrandt vorgezogen hat. Wenn Rembrandt heute lebte und ein Prinz sich bei ihm malen ließe, so wäre er wahrscheinlich mit seinem Konterfei ebensowenig zufrieden wie der Prinz von Nassau, der sein Porträt für zu schwarz, für zu gepatzt und wohl auch für nicht vorteilhaft genug aufgefaßt ansah, und so den armen Rembrandt um seine vornehme Kundschaft brachte. Allerdings vom Handwerksstandpunkt aus ist der Nachtwache die Schützenmahlzeit des van der Helst vorzuziehen. Da ist alles tadellos. Und auch heute noch würden nicht nur Prinzen, wenn sie nicht fürchteten sich zu blamieren, einen van der Helst vorziehen.

Es kommt nicht allein darauf an, was Einer ansieht, sondern auch darauf, wer was ansieht, und auch in der Kunst gilt das Sprichwort: niemand ist groß in den Augen seines Kammerdieners; womit ich nicht etwa auf die kleinen Schwächen großer Meister anspielen will. Wer das Kunstwerk mit den Augen des Kammerdieners betrachtet, wird es nie begreifen. „Nichts ist an sich schön; erst unsere Auffassung macht es dazu." Wer Phidias mit den Augen des Professors Trendelenburg anschaut, sieht vielleicht in den Marmorgruppen der Siegesallee Werke des griechischen Bildhauers. Die Breite des malerischen Vortrags machte noch keinen Velasquez und das Helldunkel noch keinen Rembrandt: das ist gleichsam nur das irdische Teil an ihnen.

Das Unsterbliche an den Werken der Kunst ist ihr Geist, der Geist, welcher dem innern Auge des Malers, bevor er den ersten Pinselstrich auf die Leinwand gesetzt hat, das Werk vollendet zeigt.

Und wie der Geist ist die Kunst unbegrenzt, soweit die Ausdrucksfähigkeit ihrer technischen Mittel reicht. Ihre Ausdrucksfähigkeit vergrößern, heißt das Bereich der Kunst erweitern, das Bereich der allein wahren Kunst, die von der Hand geboren, aber von der Phantasie gezeugt ist.

Rundschau

Das Bildnis Dorian Grays

Vor einigen Jahren hatten wir einen Multatuli-Kultus, dann kam eine wilde Gorki-Begeisterung, jetzt sind wir von einer Oscar Wilde-Epidemie heimgesucht. Alle drei Männer hatten interessante Biographieen aufzuweisen, die sich in den Vorreden meist recht niederträchtiger Übersetzungen sehr anreizend ausnahmen. Der Holländer hatte in den Kolonieen gedarbt, der Russe war ein rechter Vagabund gewesen und der Engländer hatte gar wegen besonderer seueller Neigungen im Zuchthaus gesessen, wobei man auf das heuchlerische England weidlich schimpfen konnte. Solche Erfolge verderben die Lust der Anerkennung; denn wenn sich der Kritiker schon das Vergnügen macht, einen neuen Kopf zu entdecken, so will er sich doch gern vorbehalten, mit wem zusammen, wie lange und in welchen Grenzen er bewundern möchte. Aber die Sache geht dann gleich ins Maßlose und er verliert den neuen Freund an die große Menge, zuweilen nicht ohne Bedauern wie im Fall Gorki. Jetzt handelt es sich darum, daß wir den Oscar Wilde wieder loswerden, der sich allein durch sein Werk bei uns doch nicht einbürgern kann, nachdem er das Kapital an persönlichem Interesse verzehrt hat. In Berlin wurde der englische Dichter zuerst als Dramatiker bekannt und zwar offenbarte er an einem Abend die beiden von einander entferntesten Seiten seines Wesens. Seine „Salome" zeigte einen Artisten von größtem Dekorationsverstand in Konkurrenz mit dem französischen Maler Morean, ein glänzendes, faszinierendes Bild, das für eine Stunde zum Leben erwacht, um dann wieder tot zu werden. Die Posse „Bunbury" (The importance of being Ernest) war von dem Gentleman, der sehr viel Geld zu verdienen verstand, indem er die leicht zu fassenden Instinkte des englischen Publikums zugleich befriedigte und verhöhnte. Es kam auch vor, daß der eine Wilde bei dem andern borgte, und so entstand eine Scheußlichkeit wie die „Frau ohne Bedeutung", ein der Konvention und der Tugend gewidmetes Stück, in dem alle glänzenden Einfälle aus dem „Bildnis Dorian Grays" entlehnt sind. Immerhin ein seltenes Beispiel schriftstellerischer Industrie. Je mehr wir Oscar Wilde kennen lernen, desto mehr verliert sein künstlerischer Charakter, auch in diesem fast autobiographischen Roman, in dem das erste Drittel seinem verführerischen Esprit, das zweite seiner Eitelkeit und das letzte seinem praktischen Erfolgsbedürfnis gehört. Der Verfasser spiegelt sich selbst in drei Figuren, in einem Künstler, einem geistreichen Lord und einem schönen Jüngling, wobei bemerkenswert, daß der Künstler, der groß und ehrlich Schaffende, am schlechtesten wegkommt, da er weniger Gentleman scheint und wahrscheinlich auch seine Krawatte weniger gut bindet. Mit seinen immer blendenden Paradoxen kompromittiert Wilde die englische Aristokratie, die Frauen und Männer, jede Art ihres Ehrgeizes und ihrer Eitelkeit, aber man fühlt doch den tiefen Respekt für ihre Formen, die er erhalten möchte, nicht nur um sich darüber amüsieren zu können. Der verschwenderisch geistreiche Lord Henry bringt mehr Witz heraus als die

bewunderten Räsonneurs von hundert französischen Lustspielen, und doch wird er schließlich fast langweilig, eben weil er nur als Zuschauer des Lebens, als uninteressierter Unmensch da ist. Der größte Räsonneur der Weltliteratur, unser Mephisto, hat noch von seinem Dichter die Beschränktheit empfangen, mit der man sich freuen und ärgern kann, und er sieht doch die Welt etwas länger und von einem entfernteren Standpunkt. Lord Henry's Schüler ist der schöne Dorian Gray. Die Frauen sind vernarrt in den Märchenprinzen, und die Männer lieben ihn noch tiefer und geistiger als etwas Vollkommenes, das sich sonst nur träumen oder wünschen läßt. In Rom und Griechenland hätte man ihm Statuen gebaut, aber die moderne Gesellschaft kann keinem Antinous mehr eine Art Heiligkeit zuschreiben, und der schöne Mensch im Frack, wenn er nicht dumm ist, muß ein Schwelger bis zu jedem Verbrechen werden. Oscar Wilde schwärmt für seinen Dorian und macht aus ihm zugleich einen Kinderschreck, er wird gradezu so moralisch, wie es ein englischer Leser vertragen kann. Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt und an seiner Seele Schaden leidet! Dorians Seele ist in seinem Porträt symbolisiert, das immer häßlicher und gemeiner wird, während der verbrecherische Märchenprinz seine Jugend und Schönheit bewahrt, bis er verzweifelt den Dolch gegen das Bild kehrt und so sich selbst tötet. Diese Art des Symbols ist mit einer Keckheit, die fast der Naivität gleichkommt, erfunden und mit außerordentlicher Bravour zu Ende geführt. Allerdings lehnt sich Wilde sehr deutlich an Balzac's „Peau de Chagrin" an, nur daß dieser eine barbarische Ehrlichkeit hat, wo der englische Artist sich mit einer glänzenden literarischen Nachahmung amüsiert. Balzac gibt ein Weltbild, eine Ahnung unserer doppelten Existenz zugleich endlicher und unendlicher Wesen, während Wilde trotz aller Opposition gegen die christliche Gesellschaft, trotz aller schwärmerischen Liebhaberei des antiken Schönheitskultus nicht recht über die inneren und äußeren Verbindlichkeiten hinauskommt, die den Gentleman unter seine Zeit und unter ihre Moden zwingen.

E—r.

Francisco de Goya

In Berlin gab es neulich eine Goyawoche: hintereinander kamen die beiden Neuerwerbungen der Nationalgalerie, ein impressionistischer Stierkampf und die Landschaft der Corana mit der wild gestrichenen Vegetation und dem rot untermalten blauen Himmel, der von Zinnoberfäden belebt ist. Dann die Cassirersche Ausstellung mit Proben der altehrwürdigen, spitzenbehängten, hochtoupierten Porträts in ihrem versilberten Rokokoglanze, deren berühmteste Exemplare die große königliche Familie im Prado und die Herzoginnen von Osuna und Alba, die Donna Maria Teresia de Borbon, die Kostümbilder der Königin sind. Endlich erschien Valerian von Logas Buch über Goya (Grotes Verlag), das für moderne Leser zum erstenmal sachlich die Bedeutung des Künstlers zusammenfaßte und von der Galerie seiner Hauptbilder begleitet ist.

Goya schlägt um 1800 die Brücke von Tiepolo zu Rembrandt, vom letzten Südländer zum ersten Nordländer. Als seine Lehrer nennt er Velasquez, Rembrandt und die Natur. Vom ersten hat er die objektive Ruhe, vom zweiten die subjektive Unruhe, von der dritten die Übernatürlichkeit. Darum wurde er einer der Väter.

Man entdeckte aus seiner frühen Zeit die Marienfresken in der abgelegenen Cartuja Aula Dei bei Saragossa. Es folgen die großen mühsamen Kartonarbeiten für die Teppichaufträge. Porträt, Landschaft, Genre, Historie füllen das Leben. „Um die durch ewiges Grübeln abgestorbene Einbildungskraft zu beschäftigen", malt er unbestellte Bilder. Endlich tut er sich wohl in seinem einsamen Wahnfried des Alters: mit wenigen und ungemischten Farben Phantasien verschleierter Frauen, uralter Männer, der messerzückenden Judith und des kinderfressenden Saturn, Hexensabbat, Parzen schweren Leibes in nordischer „Grunewaldstimmung", Schlägereien, Wallfahrten, schwebende Dämonen.

Seine vier Radierzyklen sind die Caprichos, die Desastres de la guerra, die Tauromachie, die Proverbios — eine Folge von Grausamkeiten Goyas oder der Zeitgenossen, Hetzen von Tieren und Kriegern, Cynismen mitleidloser

Menschenkenntnis. Ob man sie obscön und politisch erklärt oder ihre Einfalt mit unserm Biographen rettet, sie wurden die freigeistigen Incunabeln satanischer Naturen.

Goya erlebte seine Kunst von ihren anakreontischen Anfängen à la Lancret bis zu den Metzeleien napoleonischer Leidenschaften. Er verband die Jahrhunderte. Seine Kunst wurde zur ausgeschriebenen Handschrift des Impressionisten, bis zur letzten Offenheit der Konturen. Sein Leben bestätigte ihm den Impressionismus. Liebesgeschichten in Nonnenklöstern aus der Jugend und Abenteuer aus der Ehe, die die fürsorglichen Kritiker für apokryph erklären müssen. Das lichte mattblaue Bild der Herzogin von Osuna, „Europas elegantester Dame" vor einem hellgrünen Fond — die Herzogin von Alba mit den schwarzen Locken und dem kleinen Mund: es gibt schöne Damen, die auch einen kurzsichtigen, sogar einen tauben Maler in ein Retiro zu locken wissen. Laßt es uns doch glauben, ihr wahrheitssüchtigen Biographen. Sollte dieser Große allein ein Beamter der sittlichen Weltordnung gewesen sein?

Goya, dem kein Mißgeschick etwas anhatte, starb an einer Freude. Und sein Skelett ist unbekannt.

O. B.

Psychologie des Verbrechers?

Der frühere Reichstagsabgeordnete Hans Leuß wurde im Frühjahr 1894 „in größter Eile veranlaßt, eidlich über seine Beziehungen zu einer Frau auszusagen, die er liebte". Seine Ritterlichkeit war stärker als die bürgerliche Pflicht; man machte ihm den Prozeß wegen des Meineids, verurteilte ihn und steckte ihn auf drei Jahre ins Zuchthaus. (Es wird sehr leichtsinnig mit dem Eide umgegangen — von den Gerichtshöfen. Ich lebte lange Zeit auf dem Lande, in naher Berührung mit einer Bevölkerung, deren ursprüngliche Kriminalität gering war. Die Hauptvergehen waren — außer Brandstiftung — Wirtshausprügeleien, mit den darauf folgenden Meineiden. Um jede Bagatelle wurde eine Schar von Zeugen aufgetrieben; und was dann geschworen wurde, hatte mit den Leidenschaften der Rache und der Feigheit, mit der Trägheit des Denkens und der Erschlaffung der Erinnerung mehr zu tun, als mit der Wahrheit; von den Landleuten gilt immer noch Goethes Wort, daß ihre Mitteilungen konfus und nicht ehrlich sind.) Als Leuß entlassen wurde, hatte sich sein Wesen verwandelt. Er war früher ein sozialer Mensch gewesen, durchaus verstrickt in das Gewebe der Macht, das ist: der Oberfläche; jetzt hatte er in dem Abgrund seiner Einsamkeit die Seele von Angesicht zu Angesicht gesehen und war ein freier Mensch geworden. Er hat die Geschichte, und weniger die Geschichte als die Resultate seiner Veränderung niedergeschrieben. (Aus dem Zuchthause. Berlin, bei Johannes Räde.) Das Buch hat den Vorzug, von innen wahr zu sein, wie selten in Deutschland derartige Erzeugnisse. Es hat den ferneren Vorzug, nicht genial zu sein (das Geniale wirkt nicht unmittelbar); es darf also unmittelbare Wirkung verlangen, seine Beobachtungen müssen angemerkt, seine Bedenken geprüft, seine Vorschläge verhandelt werden.

Aber das Mitleid und das Mit-Leiden, die seine Darstellung aufregt, sind noch zufällig, sie sind praktisch und untragisch. Wie anders wird das Herz erschüttert, wenn Turgeniew die Hinrichtung des Mörders Tropmann erzählt, wenn Oscar Wilde seine Zuchthausballade singt und Dostojewski aus dem „Toten Hause" berichtet!

Ist das Verbrechen eine soziale Krankheit, freilich, so gibt es keine Strafe, es gibt dann nur soziale Hygiene. Aber ist das Verbrechen nur eine soziale Krankheit? Alle diejenigen, die durch eine schreckliche Sympathie das Wesen des Verbrechens leidenschaftlich fühlen, die Dichter, die Religiösen und die Gesetzgeber, kommen von dem Begriff der Sünde nicht los. Wahr ist nur, daß die Sittlichkeit im kriminalistischen und die im Lebenssinn Kreise vorstellen, die einander nicht decken, sondern nur schneiden. Die Strafe aber? Vielleicht kommt es dem Demiurgos nicht darauf an, daß in dem einzelnen, konkreten Fall Gerechtigkeit geübt werde, sondern darauf, daß das Recht als Idee über der Menschheit walte, sie züchtige und züchte. Dann stammen Strafe und Verbrechen nicht aus demselben Gebiet der Seelenarbeit des Menschen und passen nicht aneinander.

Das Verbrechen ist eine Tat, die Strafe erleidung ein Zustand, — auch so passen sie nicht aneinander. Und nur wer sich sündig fühlt, sieht bitterlich an seiner Tat vorbei und sieht einen Zustand, die Sündenhaftigkeit, darum er sich nun gegen die Strafe nicht empört, so lächerlich sie ihm auch vorkommt. Auch Leuß verdankt sich der Strafe.

Vor allem aber, was ist sie, diese Seele des Verbrechers? hat man es schon bemerkt, wie wenig man von ihr weiß? Denn im Dichtwerk ist Verbrecherpsychologie objektiv nicht unbedingt gültig; darum, weil es in der Dichtung keine eigentliche Analyse gibt, da das Objekt der Analyse durch das, was scheinbar schon ihre Elemente sind, erst geschaffen wird. Und was wir sonst vom Verbrecher wissen — es ist immer der überführte, der bestrafte, der seiner Freiheit beraubte Verbrecher. Es ist der leidende Mensch, der isolierte Mensch. Der Zustand des Leidens und der Isoliertheit und der Wehrlosigkeit ändert sein Gesicht, und an diesem Menschen hat das Schicksal gehandelt, wie sonst die Liebe tut und wie der Dichter tut: es hat uns ihn sehen gelehrt.

Das Soziale ist dem Individuellen in einem gewissen Sinne feindlich; (dieses ist so vorsichtig ausgedrückt, daß der Staat dabei bestehen kann). Wer aber den Trug und Taumel des Ameisenwahnsinns abschütteln und dem Menschensohn in die Augen sehen will, — und er ist kein Dichter und muß nicht in Gefängnis und Zuchthaus wandern, dem bleibt noch das dritte Mittel: zu lieben. M. H.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Sozialistische Systeme / von Eduard Bernstein

Seit Lessing ist es eine banale Erkenntnis, daß das Auge den Künstler macht. Wie er die Dinge erschaut und auf Grund seiner Anschauung ihr Bild gestaltet, wobei die sichere Hand nur das Werkzeug abgibt, das mechanische Dienste leistet, den leblose Apparate auch verrichten könnten, um wie viel mehr oder besser er Eigenschaften sieht, als andre, ob es sich um Farbe oder Form, Ideen oder Charaktere handelt, läßt uns den Künstler als solchen erkennen und würdigen.

Künstler in diesem Sinne soll auch der Schriftsteller sein, der mit einem neuen Buch über einen schon vorher behandelten Gegenstand vor die Öffentlichkeit tritt. Er muß den Anspruch, gelesen zu werden, dadurch rechtfertigen können, daß er neue Tatsachen oder neue Gesichtspunkte, neues Wissen oder neue Gedanken von Bedeutung über ihn mitzuteilen weiß. Eine gemeinplätzliche Regel, die aber allgemein vergessen zu werden pflegt, wenn ein Gegenstand in Frage kommt, der, wie der Sozialismus, um seiner selbstwillen das öffentliche Interesse in Anspruch nimmt. Auf ihn stürzt sich mit Vorliebe das große Heer derjenigen, die nichts Neues zu sagen haben, die nicht mehr, oft aber noch recht viel weniger sind, als literarische Handwerker. Handwerks- und Pfuschware drückt auf die Erzeugnisse der schöpferischen Geister, deren Werke unser Auge, unser Erkennen und Schauen wirklich bereichern.

Ein Buch über den Sozialismus, das mehr als Dutzendware zu sein beansprucht, ist das kürzlich erschienene zweibändige Werk des Lausanner Professors Vilfrido Pareto Les systèmes socialistes (Paris 1902, V. Giard und E. Brière). Und sicher ist es nicht ordinäre Handwerksarbeit, was der, wie sein Name anzeigt, aus Italien stammende Verfasser in diesen zwei Bänden darbietet. Wohl hat es große Mängel. So entbehrt es jener Solidität in der Ausführung, die wir an guter Handwerksarbeit schätzen, die auch der Künstler nicht vernachlässigen soll, und die echte Genies bei den Werken, auf die sie Wert legen, auch nicht vermissen lassen. Die Wahl seiner Quellen gibt bei Pareto zu vielen Ausstellungen Anlaß, die Behandlung der Vertreter des Sozialismus ist so ungleichmäßig wie nur möglich. Als Geschichtswerk weist sein Buch, selbst wenn man es lediglich unter dem Gesichtspunkt einer geschichtlichen Kritik ins Auge faßt, große Lücken auf. Aber neben diesen und anderen Mängeln hat es eine Eigenschaft, die sein Erscheinen legitimiert: es hat Charakter. Ein eigenartiger Zug liegt auf ihm. Es spricht Gedanken aus, die allerdings auch anderwärts schon geäußert worden sind, die aber hier mit einer gewissen Konsequenz entwickelt und kritisch angewendet werden und den Gegenstand des Werkes, die sozialistischen Systeme, nach einer bestimmten Richtung hin

in hellere Beleuchtung setzen, als dies in den meisten ähnlichen Werken der Fall ist. Aus verschiedenen Stellen des Buches geht hervor, daß Pareto sich viel mit Mathematik beschäftigt hat, und der das analytische Denken schärfende Einfluß dieser Disziplin machte sich verschiedentlich im Buch in vorteilhafter Weise geltend.

Fragen wir nach dem sozialpolitischen Standpunkt des Verfassers, so ist es nicht leicht, ihn mit einer kurzen Formel zu bezeichnen. Pareto gibt ihn hier mit Absicht mehr negativ als positiv zu erkennen. „Dies Buch ist zu einem ausschließlich wissenschaftlichen Zweck geschrieben worden. Keine Absicht, eine Lehre oder Tendenz zu verteidigen, oder andre zu bekämpfen, verbindet sich mit ihm," so lauten die ersten Worte des Einleitungskapitels. Der Verfasser habe „nicht einmal den Wunsch, irgend jemand zu überreden," sondern „lediglich das Streben, objektiv die Wahrheit zu suchen." Aus dieser Ankündigung könnte man auf eine farblose, mehr oder weniger trockene Untersuchung der Systeme des Sozialismus unter irgend welchen wissenschaftlichen oder als solche sich gebenden Gesichtspunkten schließen. Aber Farblosigkeit ist die letzte Eigenschaft, Trockenheit der letzte Fehler des Paretoschen Buches. Es ist so wenig trocken, daß es vielmehr immer wieder der Gefahr erliegt, den Charakter der Plauderei anzunehmen. Die vierzehn Kapitel, aus denen es sich zusammensetzt, bilden in gewisser Gruppierung eher selbständige Essays, als Teile einer großen Abhandlung, und weisen oft einen Zug ins Feuilletonistische auf. Nur müssen wir hinzufügen, ins Lehrhaft-Feuilletonistische, denn lehren tut Pareto auf Schritt und Tritt, wenn er auch keine abgeschlossene Gesellschaftsdoktrin lehrt, weder als Vertreter des Kapitalismus noch als solcher des Sozialismus, weder als Romantiker noch als Revolutionär, weder als Staatssozialist noch als Manchestermann seine Weisheit an den Mann zu bringen sucht. Was er lehren will oder lehren zu wollen behauptet, ist Wissenschaft, wissenschaftliches Erkennen, wissenschaftliches Denken, wissenschaftliche Methodik. Und Wissenschaft ist für ihn etwas ganz andres als Doktrin oder Theorie. Wissenschaft ist für ihn lediglich die reine, beweisfähige Erfahrung, während alle Doktrinen oder Theorien ein über die Erfahrung hinausgreifendes, spekulatives oder dem Gefühlsleben angehörendes subjektivistisches Element enthalten, was sie des Anspruchs beraubt, den Titel Wissenschaft zu führen.

Es wäre selbstverständlich borniert, um dieses Zusatzes willen jede Theorie verwerfen zu wollen, und das liegt auch unserm Verfasser fern. Habt Theorien, soviel und welche ihr wollt, ruft Pareto seinen Lesern zu, ihr könnt gar nicht ohne solche sein. Ich selbst, Professor Vilfrido Pareto habe auch meine Theorien. Ich kündige euch dies von vornherein an und will sie auch gleich kennzeichnen, weil es möglich ist, daß sie hier und da in meine Ausführungen hineingepfuscht, ihre Wissenschaftlichkeit in der einen oder andern Weise beeinträchtigt haben. Und als die Gefühlsrichtung, die sein theoretisches Denken beeinflußt, gibt er die Vorliebe für die Freiheit an.

Die Freiheit als regulierendes Prinzip ist aber bisher von den sozialistischen Systemen meistens sehr energisch verworfen worden, und spielt noch heute im

Sozialismus eine untergeordnete Rolle; untergeordnet vor allem der Gleichheit, die selbst da, wo sie nicht den prinzipiellen Ausgangspunkt sozialistischer Bestrebungen oder Lehrgebäude bildet, doch für sie als Sozialprinzip höher steht, als die Freiheit, die mehr als Mittel und Ziel wie als maßgebendes Prinzip geschätzt wird. Das würde sich sogar für diejenigen Systeme nachweisen lassen, die, wie die sich als anarchistisch bezeichnenden Abarten des Sozialismus oder Kommunismus, programmatisch die Freiheit obenan stellen. Bei ihnen steht die Freiheit an der Spitze, weil sie als das wirksamste Mittel erscheint, die Gleichheit zur Wahrheit zu machen; ihre Vertreter würden sie verwerfen, wenn sie von ihnen als dazu untauglich erkannt wäre. Wo das geschieht, ist aber tatsächlich nicht die Freiheit, sondern die Gleichheit das höhere, das regulative Prinzip. Und darum wird derjenige, dem die Freiheit obenan steht, stets von vornherein sich dem Sozialismus mehr oder weniger kritisch gegenüberstellen. Mit seinem Bekenntnis zur Freiheit kennzeichnet sich Pareto als prinzipiell gegen den Sozialismus voreingenommen.

Allerdings ist die Idee der Freiheit zunächst nur ein Prinzip und keine soziologische Theorie. Aber wenn sie auch nicht selbst Theorie ist, so ist sie doch bei allen, die nicht gedankenlose Nachplapperer sind, mit gewissen Theorien innerlich eng verknüpft. Vorliebe für die Freiheit ist entweder Frucht oder Ursache einer Vorliebe für solche sozialen Theorien, die mehr Gewicht auf das Wachsen als auf das Bauen legen, die mehr von Naturgesetzen, als von menschlichen Gesetzen halten, die, um es drastisch auszudrücken, sehr geneigt sind, die Gesetze der Natur — der physischen Natur wie dessen, was man die Natur der Gesellschaft im allgemeinen nennt — über das oder die sogenannten menschlichen Naturrechte zu stellen. Und wie sehr er sich auch Mühe gibt, die Fehler derjenigen Soziologen zu vermeiden, welche die Lebens- und Entwicklungsgesetze der Pflanzen- und Tierwelt als schlechthin für die Menschenwelt und ihr soziales Leben maßgebend auffassen, wie sehr er an verschiedenen Stellen selbst sich über den Götzendienst lustig macht, den ganze Schulen von Gesellschaftstheoretikern mit „Madame Natur" getrieben haben, so sehen wir doch auch unsern Lausanner Professor schließlich immer wieder in der Nachbarschaft des Tempels dieser selben Dame einherwandeln, von deren Hohepriestern namentlich Otto Ammon es ihm angetan zu haben scheint. Wie Ammon und die ganze Schar der von Darwin ausgehenden Soziologen stellt auch er das Problem der Auslese in den Vordergrund. Er prüft verschiedene sozialistische Systeme auf ihre Art, es zu lösen, wo sie dann meist sehr schlecht wegkommen, und schiebt an einer Stelle ein ganzes Kapitel über Auslese und Verteilung ein. Wie nach dem Vorbemerkten nicht anders zu erwarten, hat er selbst eine unverkennbare Vorliebe für alle solche Einrichtungen oder Normen, die die fortschrittliche Entwicklung der Menschheit in ähnlicher Weise sichern sollen, wie der Regel nach in der Natur schließlich der Sieg des Zweckmäßigeren über das Unzweckmäßige oder weniger Zweckmäßige erzielt wird. Wobei er sich allerdings nicht kurzerhand auf die Natur beruft, sondern alle wissenschaftlich ermittelten und wissenschaftlich geprüften

Erscheinungen der Natur- und Menschenwelt Auskunft erteilen lassen will. Auch hierbei erklärt er strenger Empiriker bleiben zu wollen, der nicht nur jeden metaphysischen Naturbegriff verwirft, sondern auch sonst alles entschieden abweist, was irgendwie nach Hypostasirung von Begriffen aussieht. Gegen die Prinzipien seiner Methode läßt sich somit sehr wenig einwenden. Sie müßten, wenn durchgängig innegehalten, der Wahrheit so nahe führen, als dies auf Grund der gegebenen Erkenntnismittel überhaupt nur möglich ist. Aber wo seine Lieblingsideen in Betracht kommen, da läßt auch Pareto, wie wir sehen werden, es an der strengen Durchführung der Grundsätze fehlen, ohne welche die Empirie so wenig vor falschen Schlüssen schützt, wie irgend eine andre Betrachtungsweise.

Jeder, der es unternimmt, den Sozialismus in seinen verschiedenen Abarten kritisch oder selbst rein beschreibend darzustellen, sieht sich wohl oder übel genötigt, Einteilungen vorzunehmen, in denen er auf Grund bestimmter entscheidender Merkmale diese verschiedenen Abarten gruppenweise unterbringt. Daran hat es denn auch keines der bisher erschienenen Werke über den Sozialismus fehlen lassen, wobei außerdem jeder neue Verfasser gewöhnlich es für eine Art Ehrenpflicht hielt, mit einer funkelnagelneuen Einteilung anzurücken, so daß man sagen könnte: soviel Werke über den Sozialismus, soviel Klassifizierungen der Systeme oder Arten des Sozialismus. Ohne uns auf eine nähere Erörterung über die einzelnen Klassifizierungsmethoden einzulassen, glauben wir doch soviel bemerken zu sollen, daß es auch hierbei heißt: ex ungue leonem. Aus der Art, wie jeder einzelne Verfasser klassifiziert, verkündet sich schon bis zu einem gewissen Grade seine ganze Denkart und Behandlungsmethode: aus der Einteilung, die er vornimmt, läßt sich erkennen, ob der betreffende Verfasser den Sozialismus ideologisch oder realistisch, formalistisch oder materialistisch, juristisch oder ökonomisch, als Verteilungs- oder als Produktionsproblem und so weiter auffaßt. Unter diesem Gesichtspunkt ist daher nicht gleichgültig zu sehen, welche Einteilung der neueste Kritiker der sozialistischen Systeme an diesen vornimmt.

Sie ist in ihrer Art jedenfalls nicht ohne Originalität. Pareto, der unter Sozialismus alle Gesellschaftsformen verstanden wissen will, die dem Privateigentum nur wenig Raum lassen, — eine etwas äußerliche Begriffsbestimmung, die sich indes verteidigen läßt — führt im ganzen fünf Gruppen sozialistischer Systeme ins Feld. Die erste nennt er „die wirklichen Systeme", d. h. die Beispiele, wo der Sozialismus entweder tatsächlich oder nach weit verbreiteter Auffassung praktisch verwirklicht war. An sie schließt sich die Gruppe der religiösen Systeme, von denen ein Teil eigentlich noch unter die „wirklichen" Systeme gehört, ein andrer wieder ebensogut unter den Sammelbegriff „theoretische Systeme", der die folgenden Gruppen umfaßt, fallen könnte, die aber doch unter sich das verbindende Merkmal haben, daß dem verwirklichten oder erstrebten Gemeinwesen kirchlich-religiöse Ideen oder Bekenntnisse zu Grunde gelegt sind. Die theoretischen Systeme bilden zusammen eine große Sammelgruppe, die Pareto in drei besondre Gruppen einteilt: die metaphysisch-kommunistischen Systeme,

die metaphysisch-ethischen Systeme und die wissenschaftlichen Systeme. Zwischen den letzten beiden Gruppen steht die Gruppe der halb metaphysischen, halb wissenschaftlichen gemischten Systeme. Genauer zugesehen fallen so die bestimmenden Merkmale der Pareto'schen Unterscheidung für die Gedankensysteme des Sozialismus begrifflich mit den Merkmalen zusammen, nach denen Auguste Comte generell die drei großen Rangstufen im Entwicklungsgang des menschlichen Geistes unterscheidet: das religiöse, das metaphysische, das wissenschaftliche Denken.

Suche aber Niemand deshalb Pareto unter den Gläubigen des Stifters der Positivistengemeinde. Kaum ein zweiter Soziologe kommt in seinem Buch so schlecht weg, wie gerade Comte. Er reiht ihn, und sicher nicht mit Unrecht, als Sozialtheoretiker in die Vertreter der gemischten Systeme ein und weist ihm da einen ziemlich tiefen Platz an, weit unter Saint Simon, den wir ebenfalls in dieser Abteilung finden und der Pareto auch recht wenig Beifall ablockt. Er gehört nach ihm zu der „noch heute sehr zahlreichen Kategorie von Leuten, die ethisch-religiösen Begriffen einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben suchen." Und gegen keine Menschenklasse hat Pareto einen redlicheren Haß als gegen die Ethiker, gegen nichts so scharfe Worte der Ablehnung, wie gegen die Versuche, in die wissenschaftliche Betrachtung der sozialen Probleme metaphysisch-ethische Vorstellungen hineinzutragen. Wenn man ihm vorhalten würde, wofür wir Friedrich Engels als Gewährsmann haben, daß Marx, vor dem er als Soziologen ebenso großen Respekt hat wie er ihn als Ökonom bekämpft, in seinen späteren Lebensjahren nur mit Bewunderung vom Genie und encyklopädischen Kopf Saint Simons sprach, so würde Pareto dies wahrscheinlich als ein Zeichen geistiger Kraftabnahme bei Marx oder als eine Folge des Umstandes erklären, daß auch Marx im letzten Grunde eben nur ein verkappter Metaphysiker und als solcher ethischen Schwindelanfällen unterworfen war. „Wenn der Kaiser oft solche Vorschläge empfing," sagt er von der Eingabe betreffs Schutzes der Handelsflaggen, die Saint Simon im Dezember 1813 behufs Zustellung an Napoleon I. entwarf, „so war sein Haß gegen die ‚Ideologen' nicht ganz unberechtigt."

Tatsächlich wird man indes in bezug auf St. Simon in der Hauptsache Marx Recht geben müssen, selbst wenn man annimmt, daß sein Urteil über Saint Simon durch irgend welche Vorliebe für dessen Persönlichkeit oder bestimmte seiner Ideologien beeinflußt war. Marx kannte zum mindesten die Schriften Saint Simons, was bei Pareto ziemlich zweifelhaft ist, der außer der Arbeit, der die erwähnte Eingabe als Vorrede beigegeben ist, keine von St. Simons eignen Abhandlungen, sondern nur die Denkschriften und einige sonstige Publikationen der Saintsimonistischen Schule zitiert und so die Schüler über den Meister Auskunft geben läßt. Wie viel dabei gewöhnlich verloren zu gehen pflegt, ist bekannt. Zudem darf man bei der Beurteilung St. Simons nicht vergessen, daß er seine Hauptschriften in der Zeit schrieb, wo die Romantik die Geister Frankreichs gefangen hielt, als der literarische Zeitgenosse des Dreigestirns Bonald, de Maistre und Chateaubriand. Um ihm gerecht zu werden, muß man sein „Neues Christentum"

dem „Geist des Christentums“ des letztgenannten und am wenigsten reaktionären der drei Bannerträger des Romantizismus gegenüberstellen. Erst wenn wir ihn so am Maßstab der literarischen Größen seiner schriftstellerischen Epoche, am gesellschaftstheoretischen Denken seiner Zeitgenossen messen, werden wir erkennen, wie sehr er ihm gegenüber der moderne, nach vorwärts gerichtete Geist war. Alle Extravaganzen in seinen Schriften verschwinden vor dem einen Wort, das St. Simon 1807 der Romantik und allem sonstigen reaktionären Spiel mit der Religion entgegenschleuderte, und mit dem er das Erbe Condorcets, des großen, die fortschrittsfreudige Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts zusammenfassenden Denkers wieder aufnahm: „die Dichter haben das goldne Zeitalter in die Wiege der Menschheit, in die Roheit und Unwissenheit der Urzeiten verlegt. Eher hätte man das eiserne Zeitalter dorthin verlegen sollen. Das goldene Zeitalter der Menschheit liegt nicht hinter uns, es liegt vor uns, es liegt in der Vervollkommnung der gesellschaftlichen Ordnung. Unsre Väter haben es nicht gekannt, unsere Kinder werden es eines Tages erblicken, und an uns ist es, ihnen den Weg dazu zu ebnen.“

Man kann mit gutem Fug darüber streiten, ob St. Simon den Sozialisten einzureihen ist. Denn das, was wir heute unter Sozialismus verstehen, spielt in der großen Mehrzahl seiner Schriften noch gar keine Rolle. Erst in seinem Neuen Christentum werden einige sozialistische Gedanken vernehmbar, aber noch so wenig bestimmt, daß sich aus ihnen alles mögliche herausdeduzieren läßt. Mit ziemlich demselben Recht, wie der Sozialismus kann derjenige Liberalismus, der noch nicht zur Schutzgarde der Kapitalsfeudalität herabgesunken ist, St. Simon für sich reklamieren. Wie in seinen Schriften Arbeiter und Unternehmer noch gemeinsam als Klasse der Industriellen oder der Produzenten figurieren und erst in der letzten Schrift zwischen Industrieleitern und Industriearbeitern unterschieden wird, so steht er in seiner ganzen Gesellschaftsauffassung an der Grenze, wo Liberalismus und Sozialismus als weltgeschichtliche Bewegung noch nicht geschieden sind. Friedrich Engels hat ihn den großen Utopisten des Sozialismus zugezählt, aber es fällt schwer zu sagen, worin eigentlich die sozialistische Utopie St. Simons besteht. Untersucht man seine Ideen über den Staat und seine Vorschläge über die Organisation des Gesellschaftskörpers auf der Grundlage der Hierarchie der Leistungen und Fähigkeiten, so könnte man ihn ebensogut einen konservativen oder einen liberalen Utopisten nennen. Es kommt ganz auf die Entwicklungshöhe der Gesellschaft und die Art der Berufung der leitenden Kräfte an, ob die Verwirklichung dieser Idee konservativ, liberal oder sozialistisch wirken würde. Da Saint Simon über die Art der Berufung sich nicht bestimmt äußert, ist die Idee bei ihm alles im Keim und nichts speziell oder artikuliert. Grade dieser Umstand nimmt ihr jedoch den utopistischen Charakter.

Was macht eigentlich den Utopisten? Ist es jedes spekulative Denken, jedes geistige Projizieren von Bewegungskräften in die Zukunft, jedes schöpferische Ausmalen wahrscheinlicher zukünftiger Entwicklungen? Wenn ja, dann wäre ein jeder,

der nicht sklavisch am Gegebenen haftet, ein jeder, der den Blick über das Nächstliegende zu erheben wagt, ein jeder der der Zukunft nicht mit dem Gesicht nach rückwärts entgegengeht, ein Utopist und nur der Philister über den Vorwurf des Utopismus erhaben. Aber es genügt einiges Nachdenken, um uns von der Abgeschmacktheit solcher Auslegung des Begriffs zu überzeugen. Sie würde uns nötigen, die größten Geister aller Zeiten mit unwissenden Phantasten und verrückten Projektenmachern in ein und dieselbe Reihe zu stellen, und in den Dunkelmännern, deren Herzen, „trocken wie der Staub des Sommers", die Blüte der Menschheit zu erblicken. In Wahrheit könnte man eher umgekehrt sagen: nur der ist kein Utopist, in dessen Denken auch die Utopie, das Land, das nicht ist, das Land der Ideale seinen Platz hat. Denn nichts ist weniger wirklich, als die zukunftslose, der Entwicklung bare, dem Streben kein Ziel bietende Welt. Was tatsächlich den Utopisten macht, ist der Mangel an Proportionsgefühl, der fehlende Sinn für Maß in Zeit und Raum, die Unkenntnis oder Nichtberücksichtigung der Gesetzmäßigkeiten bei Aufstellung der Ziele und Wahl der Wege und Mittel. Ein geistiger Kleinkrämer kann mehr Utopist sein, als ein sich in kühnen Spekulationen über die Zukunft ergehender Geist, sofern dieser nur den Kompaß wissenschaftlichen Empfindens mit sich führt.

Pareto folgt bei der Einreihung der sozialistischen Systeme in die oben bezeichneten Gruppen einem ähnlichen Gedankengang, wenn er es auch dabei an Genauigkeit in der Begriffsbestimmung fehlen läßt, womit dann schon von selbst Widersprüche in der Durchführung des Einteilungsprinzips gegeben sind. Auch ist die ihm zu Grunde liegende Begriffsscheidung darin verräterisch, daß das Mittelglied, die Metaphysik, einen sehr dehnbaren Begriff darstellt, der weder nach rechts noch nach links, weder nach der Seite der Religion noch nach der Seite der Wissenschaft hin eine scharf bestimmte Grenze kennt. Keine Religion, aber auch keine Wissenschaft ohne ihre Beigabe von Metaphysik. Aber nehmen wir die Begriffe, wie Pareto sie gebraucht, d. h. die Metaphysik als das absolutistische, die Tatsachen den Begriffen zu Liebe vergewaltigende Denken, so zeugt es immerhin von einer beachtenswerten Freiheit von scholastischem Formalismus, wenn wir ihn Comte, der den Positivismus als Evangelium der reinen Wissenschaft verkündete, verächtlich den Metaphysikern zuweisen, andrerseits grade den Mann, dessen sozialistisches Werk gewöhnlich als typisches Beispiel für den utopistischen Sozialismus angeführt zu werden pflegt, den Verfasser der Utopia, Thomas Morus, den Vertretern des wissenschaftlichen Sozialismus zugesellen sehen.

Man stelle sich nur die Dinge gegenüber. Die Utopie des berühmten englischen Humanisten war reines Erzeugnis dichtender Phantasie, das Comtesche Gesellschaftssystem dagegen hält sich streng auf dem Boden der Wirklichkeit, wie sie der ehemalige Mitarbeiter St. Simons vor sich sah und von deren Grundlagen er sich in ihm grundsätzlich nicht entfernte. Sollte es da wirklich nicht als ein bloßes Paradox zu betrachten sein, wenn jemand dieses als metaphysisch und die klassischste aller Utopien als wissenschaftlich hinstellt?

Was dem nach Äußerlichkeiten urteilenden Denken als im höchsten Grade paradox erscheint, stellt sich bei einer Prüfung, die das Wesentliche zu erfassen sucht, als durchaus folgerichtige Unterscheidung heraus. „Wir reihen die ‚Utopie' des Thomas More unter die wissenschaftlichen Systeme ein," schreibt Pareto, „weil der Verfasser mehr die Prüfung der Tatsachen als einen metaphysischen Begriff zum Leitfaden genommen zu haben scheint." Den ersten, die Gesellschaftszustände der Zeit Mores kritisierenden Teil der Utopie erklärt Pareto für ausgezeichnet und folgt darin nur dem Urteil aller Sachkundigen. Der zweite, die Idealgesellschaft schildernde Teil stelle allerdings recht simplistisch lediglich stets das Gegenteil der Einrichtungen auf, denen von Morus die Übel der gegebenen Gesellschaft zugesprochen werden. Ein Verfahren, das natürlich wissenschaftlich unhaltbar ist. Ihm liegt, führt Pareto aus, die in letzter Instanz fast bei allen Gesellschaftsreformern anzutreffende Argumentierung zu Grunde: „A bewirkt B, das schädlich ist, C ist das Gegenteil von A, ersetzen wir also A durch C, so werden wir erzielen, daß B verschwindet und die Übel, an denen die Gesellschaft leidet, aufhören." Eine Folgerungsweise, deren Hinfälligkeit in die Augen springe, die den komplexen Charakter der sozialen Phänomene außer Betracht lasse, und bei der gewöhnlich auch noch der Beweis für das Kausalverhältnis von A und B auf schwachen Füßen stehe. Selbst wenn er aber erbracht sei, so müsse man, um die Gesamtwirkung der Ersetzung von A durch C zu ermessen, sich gegenwärtig halten, daß A außer B, und C außer dem Verschwinden von B noch andre Wirkungen zur Folge habe und die ganze Gruppe dieser Wirkungen miteinander vergleichen. Das sei eine ganz elementare Vorschrift der Logik. „Aber," meint Pareto, „es gibt keine Regel, welche die Reformierer leichter vergessen als diese." Die Versündigungen, die More gegen sie begehe, unterscheiden sein System qualitativ von keinem der vielen sozialistischen Systeme, so sehr sie bei ihm quantitativ überwiegen mögen. In dieser Hinsicht sündigen sie in Paretos Augen alle gegen das wissenschaftliche Folgern, unterschieden sie sich nur nach mehr oder minder. Aber von diesem Fehler abgesehen, bleibe More wissenschaftlich, weil er die Tatsachen nicht prinzipiell einem Begriff zu Liebe vergewaltige.

Ganz anders beim Comteschen Positivismus. Comte trennte sich vom Saintsimonismus, weil ihm dieser nicht wissenschaftlich positiv genug, zu religiös, zu mystisch war. Und er endet als Stifter einer Religion, die womöglich noch mystischer ist als der Saintsimonismus. Mehr noch als dieser verquickt der Positivismus die Wissenschaft mit seiner Religion und bildet so einen wahren Rückfall. Schon bei den Scholastikern des Mittelalters, entwickelt Pareto, sei es ein Stichwort gewesen, daß es dem Philosophen nicht anstehe, sich auf Gott zu berufen, — non est philosophi recurrere ad deum — und seitdem habe sich der Fortschritt der Naturwissenschaften dadurch vollzogen, daß man immer mehr das Gebiet der Logik und Erfahrung von dem des Glaubens getrennt habe; der Positivismus aber suche sie wieder zusammenzuwerfen. Das ist kein unberechtigter Vorwurf und ohne Pareto

in allem weiteren zuzustimmen, was er über den Positivismus Comtes sagt, kann man doch nicht ohne Vergnügen die scharfe Kritik lesen, die er an der Comteschen Menschheitsreligion übt. Es sei schon ganz wissenschaftlich, führt er aus, wenn die Positivisten von einem religiösen Bedürfnis der Menschen sprächen, denn dessen Vorhandensein werde durch die Tatsachen bestätigt; aber sehr unwissenschaftlich sei es, den Menschen vorschreiben zu wollen, was sie in der Zukunft glauben sollen. „Noch niemals hat man es erlebt, daß eine durchweg von Philosophen und Gelehrten verfertigte Religion dem Volke aufgeredet wurde." Die Menschheit, die Comte an Stelle Gottes als das „Große Wesen" verehrt wissen wolle, sei vielleicht ein annehmbarer Kultusgegenstand für Philanthropen, aber keineswegs auch ein solcher für Misanthropen, über deren Fühlen die Wissenschaft nicht in gleicher Weise kategorische Urteile fällen könne, wie über mathematische oder physikalische Lehrsätze. „Wenn Comte denjenigen, die nach seinen Vorschriften ihre Pflicht tun, verspricht, daß sie nach ihrem Tode in das ‚Große Wesen' werden aufgenommen werden, so mag das für einige Leute eine sehr freudige Aussicht sein, aber andre werden sich nur mäßig darum kümmern. Comte vernachlässigt vollständig die Möglichkeit der Ketzerei. Das Christentum hat sie in seinen schönsten Tagen erstehen sehen, andern Religionen blieb sie nicht erspart, warum sollte sie der Religion vorenthalten bleiben, die Comte der Menschheit auferlegen will?" Tatsächlich strebe jede Religion nach absolutistischer Geltung und die Comtesche nicht zum wenigsten.

Eine ganz zutreffende Bemerkung. In der Tat beruht das Comtesche System auf lauter „unwiderruflichen" Wahrheiten. Dies nicht nur für die Moral, wo es noch einen gewissen Sinn hätte, sondern für die ganze Gesellschaftsverfassung, die Wirtschaftsorganisation eingeschlossen. Die ökonomische Hierarchie der bürgerlich kapitalistischen Gesellschaft, mit den Bankiers als Oberleitern an der Spitze und einem Proletariat an der Grundlage, dem ein Minimallohn die Lust zu Neuerungen nimmt, das ist, in alle Ewigkeit versteinert, das Wirtschaftsideal des Positivismus. Comte normiert dabei den Mindestlohn von vornherein in Geld, was als Beispiel für sein ökonomisches Wissen betrachtet werden kann.

Nun ist der Positivismus als Gesellschaftslehre eigentlich nur unter einer sehr weitgehenden Fassung des Begriffs den sozialistischen Systemen zuzurechnen. Es ist in Wahrheit nur der bürgerlich zu Ende gedachte, man könnte sagen, der bürgerlich sterilisierte Saintsimonismus. Alle leitenden Gedanken des letzteren finden sich auch bei ihm, und es ist bekannt, daß Comte in bezug auf verschiedene dieser Gedanken in einem Prioritätsstreit, der den Propheten der altruistischen Menschheit menschlich nicht von der besten Seite zeigte, die Inhaberschaft für sich reklamiert hat. Ein Streit, den die Geschichte der Theorien ebenso entschieden hat, wie die meisten Prioritätsstreite dieser Art, nämlich indem sie nachwies, daß die streitenden Parteien beide auf den Schultern andrer stehen, und ihre Originalität gar nicht in den in Frage gestellten Ideen, sondern darin beruht, was sie aus ihnen gemacht haben. Aber wenn Comte, der unstreitig ein methodischerer Geist war als Saint

Simon, diese Gedanken nicht in sozialistischer Richtung weiter entwickelt hat, so hat er ihnen grade durch die Art seiner Verarbeitung eine Gestalt gegeben, die als klassisches Muster metaphysischer Gesellschaftskonstruktion gelten kann — wenn man nicht auf Plato zurückgreifen will, dessen Idealrepublik Pareto als typisches Beispiel der metaphysisch kommunistischen Systeme des Altertums vorführt, oder auf den sich selbst von Plato ableitenden Campanella. Was das Altertum, was das Mittelalter, was das sechzehnte, siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert an kommunistischen Staatsromanen oder Gesellschaftsplänen aufweisen, gehört nach Pareto alles in diese Rubrik; eine Ausnahme machen nur die kommunistischen oder halbkommunistischen Pläne oder Versuche, die, wie z. B. der täuferische Kommunismus, der Ausdruck wirklicher Klassenbewegungen sind und von Pareto im Kapitel „die wirklichen Systeme" auf Grund der landläufigen Quellen nicht grade sehr tief noch auch nur immer richtig, aber doch mit einem gewissen Respekt abgehandelt werden. Für die meisten metaphysischen, kommunistischen oder sozialistischen Systeme aber hat er immer nur die gleiche Geringschätzung; mit Behagen zerzaust er ihre Schwächen, und der steigende Erfolg der einschlägigen Systeme im Frankreich des 18. Jahrhunderts ist ihm vom objektiven Gesichtspunkt aus nur ein Symptom für den dort bevorstehenden Wechsel der Klassenherrschaft.

Dieses letztere Urteil führt uns auf die Gesellschaftsauffassung unsres Verfassers zurück. Wie wir Eingangs sahen, huldigt Pareto einem naturalistisch gerichteten Liberalismus, dem nicht das Naturidyll des 18. Jahrhunderts, sondern das einen ewigen inneren Kampf zeigende Bild zu Grunde liegt, welches uns die Naturforscher des 19. Jahrhunderts enthüllt haben. Dem Bilde entspricht in der Menschheit der Kampf der Klassen und je nachdem Rassen. Dem Rassenproblem gegenüber bekennt Pareto einen heute sehr begreiflichen Skepticismus, den Klassenkampf anerkennt er prinzipiell, behandelt ihn aber tatsächlich nur unter dem Gesichtspunkte eines *Kampfes der Eliten*. Es sind nach ihm nicht so sehr die Klassen, als die Eliten, die einander die Herrschaft streitig machen, wobei die die Herrschaft erstrebende Elite bald größere Teile der Anhängerschaft der grade herrschenden Elite an sich zu ziehen, bald neue, bisher abseits und unbeachtet gebliebene Schichten der Bevölkerung auf die Bühne zu bringen sucht. Eine Auffassung, die weder im Prinzip neu ist, noch den letzten Kern der Sache trifft, an der aber doch vieles richtig ist. Bisher hat sich in der Tat die Ablösung der Klassenherrschaften in der Geschichte durch das Mittel oder in der Form des Sturzes von Aristokratien vollzogen, deren Platz andre Aristokratien einnahmen, wobei das Wort Aristokratie selbstverständlich nur als politisch-sozialer, nicht aber auch gleichzeitig als ethischer Rangbegriff angewendet werden muß. Denn mit den ethischen Eigenschaften dieser Eliten stand es häufig nicht grade zum besten, ihre Tugenden waren die nicht immer sehr hoch stehenden Tugenden von Eroberern verschiedener Gattung. Pareto hebt dies mit einer Unerschrockenheit hervor, die stark an Nietzsche erinnert, dessen Übermenschentheorie er indes, ebenso wie die Ichlehre Stirner's, als wissenschaftlich wertlos verwirft. Stirner und Nietzsche sind ihm nur begreifliche Reaktionserscheinungen

gegen die Übertreibungen der Humanitätsbestrebungen und des Altruismus von seiten der ihm so gründlich zuwiderenen „Ethiker". Er seinerseits predigt nicht grade direkt die Herrschaft der Aristokratien, sondern behauptet gemäß dem Programm seiner Schrift, sie nur als geschichtliche Tatsache zu konstatieren, wobei aber seine Darstellung klar durchblicken läßt, daß ihm diese geschichtliche Tatsache zugleich auch teleologische Notwendigkeit, daß in Wahrheit auch der gute Pareto nicht ohne seine soziologische Metaphysik ist. So zitiert er den Satz aus dem kommunistischen Manifest, daß „alle bisherigen Bewegungen Bewegungen von Minderheiten oder im Interesse von Minderheiten" waren, die (moderne) proletarische Bewegung aber „die selbständige Bewegung der ungeheuren Mehrzahl im Interesse der ungeheuren Mehrzahl" sei, und bemerkt dazu ironisch: „Leider ist diese wahre Revolution, die den Menschen ein unterschiedsloses Glück bringen soll, nur eine trügerische Luftspiegelung, die nie Wirklichkeit werden wird. Sie gleicht dem goldnen Zeitalter der Millenarier: stets erwartet, verliert sie sich stets wieder im dichten Nebel der Zukunft, entweicht sie ihren Gläubigen grade in dem Augenblick, wo sie sie zu fassen glauben." Indes er scheint seiner Sache doch nicht ganz sicher zu sein, denn es schließt sich an diese, sich als objektiv gebende Feststellung eine sich durch das ganze Werk an unzähligen Stellen wiederholende wahre Philippika oder Jeremiade über die Schwäche der heute herrschenden Klassen der sozialistischen Bewegung gegenüber. Er hält ihnen vor, daß sie immer mehr die Eigenschaften der in Entartung begriffenen Eliten entwickeln, die überall am Vorabend ihres Sturzes sentimental wurden und die Fähigkeit eines kraftvollen Widerstandes verloren. Dabei gesteht er aber selbst zu, daß der Sozialismus unsrer Tage, wenn er es auch nicht verstanden habe, durch die Maßnahmen, die er direkt befürwortete, Gutes auszurichten, wenigstens indirekt ein Element des Fortschritts in der modernen Gesellschaft gewesen ist, gleichgültig, welches der innere logische Wert seiner Lehren sei. „Die sozialistische Religion," heißt es bei ihm, „hat den Nutzen gehabt, den Proletariern die nötige Energie und Kraft zur Verteidigung ihrer Rechte zu geben, sie hat sie außerdem moralisch gehoben." Und: „Der Sozialismus erleichtert die Organisation der Eliten, die aus den unteren Gesellschaftsklassen hervorgehen und ist in unsrer Epoche eines der besten Werkzeuge der Erziehung dieser Klassen."

Wenn dem jedoch so ist, dann fragt man sich, wozu eigentlich die Klagen über die Schwäche der Bourgeoisie gegenüber dem Sozialismus? Ganz abgesehen davon, daß jedes Lamentieren dieser Art dem Soziologen, der nur der wissenschaftliche Kritiker sein will, schlecht ansteht, muß es hier, wo die beklagte Erscheinung die Begleiterin von Erscheinungen ist, die Pareto selbst als erfreulich anerkennt, und mit ihnen in einem historischen Kausalverhältnis steht, um so viel weniger angebracht erscheinen. Pareto glaubt nicht an die Durchführbarkeit der sozialistischen Bestrebungen in ihrer spezifischen Gestalt und als Ganzes, d. h. er bestreitet die Möglichkeit der Verwirklichung dessen, was man die Endziele des Sozialismus nennt. Soweit er seine Ansicht mit wissenschaftlichen Argumenten verteidigt, ist er dabei formell in seinem Recht, und es wird sich nur fragen, ob diese Einwände

auch sachlich zutreffen. Aber das Ereifern darüber, daß der heute herrschenden Elite das Ruder aus den Händen gleite, ist nach seiner eignen Theorie nicht einmal formell berechtigt. Nach ihr käme es lediglich darauf an, ob überhaupt wenigstens eine Elite da ist, die an die Stelle der alten abtretenden Elite treten und ihre soziologisch notwendigen Funktionen übernehmen könnte. Und von einer solchen sich heranbildenden neuen Elite erzählt er ja selbst. Was sollen also hier die Klagelieder?

s ist interessant, die historischen Beispiele, die Pareto für sein Lieblingsthema vom Verfall und der Ablösung oder, wie er sich nicht übel ausdrückt, der „Zirkulation" der Eliten, heranzieht, etwas näher zu betrachten. Er entnimmt sie vorzugsweise der alten römischen und der neuern französischen Geschichte. Unter häufiger Anziehung von Niebuhr und Mommsen beginnt er mit dem Hinweis auf die Rivalitäten zwischen den majores gentes und den minores gentes in der Königszeit Roms, die damit enden, daß Tarquinius der Ältere die Letzteren — will sagen, ihre Vorsteher — in den Senat beruft, worauf diese, nun sie die Macht mit jenen teilen, „natürlich ebenso hart gegen das übrige Volk werden, wie die Ersteren." „Kaum ist die Republik errichtet," heißt es dann weiter, „so beginnt nach vulgärer Ansicht der Kampf zwischen der „Aristokratie" und dem „Volk", in Wirklichkeit zwischen der alten und einer neuen, aus dem Volk hervorgehenden Aristokratie." Hierfür wird ein allerdings sehr passender Satz aus Belots Geschichte der römischen Ritterschaft angeführt, Mommsen aber erhält einen Rüffel, weil er an einer Stelle in bezug auf diesen Kampf von Unterdrückern und Unterdrückten spricht. An der Hand Mommsens wird dann weiter ausgeführt, daß nachdem die Licinischen Gesetze scheinbar die staatsrechtliche Gleichheit unter den Bürgern hergestellt hatten, sich eine neue aristokratische Regierung bildet, der gegenüber eine neue Opposition aufkommt, die sich der Sache der kleinen Leute, insbesondere der Kleinbauern annimmt, was Pareto die Bemerkung entlockt: „Das heißt, die neue Elite rekrutiert ihre Anhänger da, wo sie sie finden kann." Aber das eigentlich römische Landvolk erschöpft sich und verschwindet nach und nach, und es rückt eine neue, aus Freigelassenen, Beamten, Geschäftsleuten sich rekrutierende Elite heran. „Rom erntet Schritt für Schritt alle Eliten der Nachbarvölker ein; es wird erliegen, wenn es sie alle verschlungen haben wird." Diese „Zirkulation" der Eliten, bei der soviel Blut vergossen, Recht mit Füßen getreten, Eigentum konfisziert wird, erregt in keiner Weise das sittliche Gefühl unsres Verfassers, er betrachtet den Prozeß unter dem Gesichtspunkt der sozialen Auslese mit dem seelischen Gleichmut des Naturforschers und liest an einer Stelle in recht belustigender Weise dem französischen Historiker Roms, Duruy, den Text, dem das volle Verständnis für diese soziale Auslese etwas abgeht. Auch die Soldatenherrschaft unter dem Kaisertum betrachtet Pareto unter diesem Gesichtspunkt. „Lange Zeit," schreibt er, „stellte das Heer eine Elite dar, die, wie übrigens alle Eliten, den unteren Klassen entstammte."

Aber das Kaiserreich geht dazu über, durch „staatssozialistische" Maßregeln die Zirkulation der Eliten zu unterbinden, die Reichtümer werden verschleudert, die

Zunftgesetze werden erlassen, Rom geht von der griechischen Zivilisation zur orientalischen über, „neue Eliten können sich weder bilden noch sich erheben und den Platz der absolut entarteten regierenden Elite übernehmen." Die aufsteigende Bewegung ist unterbrochen, die Gesellschaft „in ihren vitalen Teilen getroffen." Die Invasion der Barbaren rettet sie. „Nicht nur, weil sie ihr eine Elite von außen brachte, sondern vor allem, weil sie die Dämme zerbrach, die die Zirkulation der Eliten hemmten." Die Handwerker, die Bürger, die später die blühenden italienischen Republiken errichten, sind nach Pareto „keine von außen gekommene Elite; sie entstammen der eingeborenen Rasse. Nur die Verfassung der späteren Kaiserzeit hatte sie verhindert, sich aufzurichten. Was man ‚die Anarchie' des Mittelalters genannt hat, ermöglichte es ihnen. Die Zirkulation der Eliten nimmt aufs neue ihren Anfang und mit ihr kehrt der Wohlstand zurück."

Gegen das Ende des römischen Kaiserreichs ersteht in der Kirche ein neues Mittel der Auslese, der Klerus bildet eine Elite, der sich die in den Kommunen gezüchtete Elite des Handels und der Industrie anreiht. Mit der Zeit wird der Klerus immer aristokratischer, er hängt sich an die Monarchie, der römische Bischof wird Oberherr der Christenheit, und — es ersteht ihm in den ketzerischen Sekten die Opposition neuer Eliten. Ohne dies und ohne daß es der Kriegerelite gelungen wäre, der Macht des Klerus die Wage zu halten, würde Europa ähnliche Züge aufweisen, wie das heutige China. So geht der Kampf der Eliten durch die Jahrhunderte weiter. In den Kommunen und später im Staat wird die Bourgeoisie immer reicher und endlich stark genug, den im Staat herrschenden Aristokratien den Rang streitig zu machen; wir stehen am Vorabend der französischen Revolution. Er zeitigt in den Reihen der ihrer Absetzung entgegengehenden Aristokratie dieselben Entartungserscheinungen, wie sie den verfallenden Eliten des kaiserlichen Roms eigen waren und wie sie sich zum größten Leidwesen Paretos heute bei den herrschenden Klassen wiederholen. Es ist das ein oft behandeltes Kapitel. Für Pareto charakteristisch ist, daß er bei Kennzeichnung dieser Verfallserscheinungen die sinnlichen Ausschweifungen, die materielle Verweichlichung, auf welche die Moralisten das Hauptgewicht legen, nur ganz nebensächlich erwähnt, umsomehr aber den Ton in Nietzschescher Weise auf die geistige Verweichlichung, die Gefühlsentartung legt.

„Solange die Elite voller Mark und Kraft ist," sagt er nach Aufzählung eines Mischmasches von einfältig-sentimentalen Reformvorschlägen, „werden derartige irre Vorschläge nur in einem kleinen Zirkel von Belletristen, von Poeten, von Dilettanten Aufnahme finden, aber wenn die Elite im Verfall ist, werden sie Eigentum der Mehrheit ihrer eigenen Angehörigen. Man darf das Wohlwollen des Starken nicht mit der Feigheit des Schwachen verwechseln..... Des notwendigen Mutes der Verteidigung entbehren, auf jeden Widerstand verzichten, sich auf die Großmut des Siegers verlassen, mehr noch, die Feigheit so weit treiben, ihm siegen zu helfen, ihm den Sieg zu erleichtern, kennzeichnet das schwache und entartete Individuum. Dieses Individuum verdient nur Verachtung, und für das Wohl der Gesellschaft ist es gut, daß es sobald als möglich verschwindet".

Dieser verwerflichen Schwäche hat sich die Aristokratie des kaiserlichen Roms und des alten französischen Regimes schuldig gemacht, sie ist auch für Pareto die sittliche Schuld der Bourgeoisie unserer Tage.

„Nicht nur hat der Verfall, wie wir gesehen haben, zum Hauptsymptom die Abschwächung des männlichen Empfindens, dessen Besitz im Kampf ums Leben unerläßlich ist, er entwickelt auch entartete Geschmacksregungen und treibt die Menschen, neuen und seltsamen Genüssen nachzugehen. Unter ihnen gibt es eine, die, wenigstens bei unsern Rassen, in Verfallsepochen häufig anzufinden ist. Man empfindet eine gierige Wollust, sich selbst zu erniedrigen, sich herabzusetzen, die Klasse, der man angehört, zu verhöhnen, alles, was bis dahin für achtungswert gegolten, ins Lächerliche zu ziehen. Die Römer der Verfallszeit erniedrigten sich auf das Niveau des Komödienvolks. Schon unter Tiberius ward den Senatoren verboten, in das Haus der Pantomimen zu gehen, und den Rittern, sie, wenn sie sich in der Öffentlichkeit zeigten, zu umgeben. Domitian stieß einen früheren Quästor wegen seiner Leidenschaft für das Pantomimenspiel aus dem Senat aus. Römische Matronen ließen sich als Prostituierte einschreiben. Es ist überflüssig, daran zu erinnern, welches die Ideen und Sitten der oberen Klassen Frankreichs im 18. Jahrhundert waren. Diejenigen, die sie aus den Büchern kennen und sie in der Wirklichkeit sehen möchten, brauchen nur einen, gering gesagt, kleinen Teil der hohen Bourgeoisie unserer Tage zu beobachten. Die oberen Klassen des zu Ende gehenden 18. Jahrhunderts waren glücklich, wenn sie sich auf der Bühne von Beaumarchais verhöhnt hörten; heute sieht man in einigen Ländern die Bourgeoisie die Schriftsteller mit Gold überschütten, die sie tagtäglich im Theater beschimpfen, das Gewand des Richters mit Kot bespritzen, die alles, was die Kraft einer Gesellschaft ausmacht, mit Speichel besudeln. Sie weidet sich an schlüpfrigen Büchern, denen gegenüber das Satyrikon keusch erscheint, und in denen sie grausam beschimpft wird. Es ist nicht nur das obscöne, was sie anzieht, sondern die perverse Lust, alles, was sie bis heut respektiert hatte, in den Kot ziehen, die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung erschüttert zu sehen. Die Leichtfertigkeiten des Theaters sind wieder die Hauptbeschäftigungen einer entarteten Gesellschaft geworden, die jedes Gefühl für Würde verloren hat".

Folgt ein Angriff auf die Urteilssprüche des berühmt gewordenen Richters Magnaud und die Bourgeoisie, die diesen Ausflüssen sentimentaler Verirrung Beifall zolle. Affektierte Sentimentalität mache sich überall breit, und noch klarer trete der Mangel an Männlichkeit in abgeschmacktem Mitgefühl für die Verbrecher zutage. Daß die heutige Rechtsprechung nicht in jedem Verüber einer mit Strafe bedrohten Handlung ein zu peinigendes Scheusal sieht, ist für Pareto ein triftiger Anlaß, das Gewand der betreffenden Richter „mit Kot zu besudeln". Er spricht hier, wie im Vorhergehenden, die Sprache der verbissensten Scharfmacher. Ob aber deren Rezepte eine herrschende Klasse vor dem fällig gewordenen Verlust ihrer Herrschaftsstellung bewahren können, darauf wird ihm die Geschichte, auf die er so oft und so gern verweist, auch einige Antworten zu geben haben. Ganz ab-

gesehen davon, daß, was er von der Sentimentalität der heutigen Bourgeoisie spricht, außerordentlich übertrieben ist; daß die angeblich perversen Richtersprüche, die er anführt, in Wirklichkeit ganz anders aussehen, als wie sie bei ihm erscheinen — seine Quelle ist das in diesen Dingen höchst parteiisch berichtende Journal des Debats — handelt es sich hierbei, wie er selbst betont, um Symptome, nicht um Ursachen. Daß heute unter den Maßregeln, die dem Mitgefühl für die Unterdrückten und Leidenden entspringen, auch solche unterlaufen, die als Weichheit am unrechten Platze bezeichnet werden dürfen, ist eine ganz natürliche Erscheinung. Man kann sie beiläufig erwähnen, aber wenn man, wie Pareto, immer und immer wieder auf sie zurückkommt, so beweist man damit nur eine Überschätzung der Symptome, die ohne Verkennung der tieferen Kräfte des Gesellschaftslebens nicht möglich ist.

n der Tat aber steht sie im engsten Zusammenhang mit seiner ganzen Gesellschaftstheorie, die durchgängig den Symptomen mehr Bedeutung beilegt, als ihnen zukommt. Die Geschichte von der Zirkulation der Eliten liest sich sehr einleuchtend und hat auch bis zu einer gewissen Grenze ihre Berechtigung. Die Klassen werden in der Geschichte selbstverständlich durch Eliten geführt, und aus Eliten bisher unterdrückter Klassen bilden sich nach deren Sieg leicht neue herrschende Klassen. Das ist eine sehr häufig anzutreffende und der Analyse durchaus werte Erscheinung. Aber es ist sehr schief und schablonenhaft geurteilt, die Bewegung und Kämpfe der Klassen ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Ablösung der Eliten zu behandeln und die wirtschaftlichen und sonstigen sozialen Bedingungen dieser Bewegungen so nebenbei anzuführen, wie Pareto dies tut, bei dem man kaum je etwas von den realen Bedürfnissen der neu aufsteigenden Klassen erfährt, die den Kampf gegen die alten Eliten unvermeidlich machen. Er verstößt hierbei ganz ungebührlich oft gegen die Regel, die er als Ökonom nicht häufig und scharf genug betonen kann, daß man bei der Beurteilung von Erscheinungen und Ableitung von Regeln der komplexen Natur des Gesellschaftslebens in jeder Hinsicht Rechnung tragen soll. Die Vorsicht, die er sich als Ökonom auferlegt, verläßt ihn als Soziologe, sobald seine Lieblingsidee in Frage kommt. Er gewinnt sie erst am Schluß seines Buches wieder, wo er denn auch dem Sozialismus ganz überraschende Zugeständnisse macht. Noch immer leuchtet der Wunsch durch, die heutige Gesellschaft erhalten zu sehen, und alle Kräfte, welche der Überflutung durch den Sozialismus Einhalt gebieten können, sei es das englische Haus der Lords oder das preußische Junkertum, locken ihm Anerkennung ab. Dabei nimmt er aber entschieden gegen die wirtschaftspolitischen Maßregeln Stellung, durch welche eben dieses Junkertum seine soziale Position zu erhalten sucht, spricht er sich aufs schärfste gegen den Unternehmerpatriarchalismus aus, der, sagt er in Hinblick auf die betreffenden Arbeiter, „ihre Menschenwürde verletzt und sie verhindert, jene männlichen Eigenschaften der Selbsthilfe zu erwerben, die im Kampf ums Leben unerläßlich sind". Anhänger der Theorie des Klassenkampfes, sieht er auch im heutigen Kampf der Arbeiterklasse eine naturgemäße und daher nicht prinzipiell zu verwerfende Erscheinung. Was

er vor allem fürchtet, ist eine Fälschung des nach seiner soziologischen Theorie berechtigten Inhalts dieses Kampfes durch sentimentale Ethiker und popularitätslüsterne Politiker. Was er will, ist Klassenkampf auf beiden Seiten. Für seinen Standpunkt in dieser Hinsicht ist vielleicht folgende Stelle am bezeichnendsten:

„Der Widerstand der an der Macht befindlichen Elite ist, wenn sie ihre Rechte mit Gerechtigkeit und Billigkeit zu verteidigen versteht, kein Übel für die Arbeiterklasse. Im Gegenteil begünstigt dieser Widerstand die Auslese der neuen Elite und nötigt die Arbeiter, jene Selbstbeherrschung zu erwerben, die allein die Bevormundung überflüssig macht. Außerdem dämmt dieser Widerstand den Strom ein und verhindert ihn, sich dahin zu ergießen, wo er nur zu Katastrophen führen kann. So kann man sagen, daß sich in einem Lande die Entwicklung in einem dem Allgemeinwohl um so günstigeren Sinne vollziehen wird, je mehr Energie die verschiedenen Gesellschaftsklassen für die Verteidigung ihrer Rechte und Wahrung ihrer Interessen entfalten. Verläßt eine dieser Klassen ihren Posten, so geht sie nicht nur ihrem eigenen Ruin entgegen, sondern fügt auch der ganzen Nation Übel zu".

Die Proklamierung des frisch, frei, fröhlichen Klassenkampfes hat auf den ersten Blick etwas Bestechendes. Jeder zu leicht errungene Sieg birgt auch für den Sieger Gefahren in sich, während kräftiger Widerstand auch auf die Gegenseite im Sinne moralischer Kräftigung erzieherisch einzuwirken vermag. Das ist eine so oft gemachte Erfahrung, daß man von ihr fast als von einem Gesetz der sozialen Dynamik sprechen könnte. So muß der sich fortbewegende Mensch oder das von ihm geführte Fahrzeug irgend welchen Widerstand zu überwinden haben, soll er die Fähigkeit der freien Bestimmung über die Richtung seines Weges betätigen können; ohne Widerstand keine Steuerung. Aber wenn wir dies Bild aus der Mechanik festhalten, so sagt es uns auch, daß zwischen dem Widerstand und der Bewegungskraft des Menschen oder seines Fahrzeugs ein Proportionsverhältnis obwalten muß, jenseits dessen auch auf der andern Seite ein Zuviel möglich ist, das entweder bis zur Erschöpfung unmäßige Kraftausgabe oder Aufhören jeder Bewegungsmöglichkeit bedeutet. Wer soll nun für die soziale Dynamik das rationelle Verhältnis bestimmen? Welche Rechte und Interessen der an der Macht befindlichen Elite sind in jedem gegebenen Zeitpunkt berechtigt und welche nicht? In Preußen sichert die an der Macht befindliche Elite ihre politische Herrschaft und durch sie auch ihre ökonomische Übermacht u. a. durch das Dreiklassenwahlsystem. Ist das krampfhafte Festhalten an dem mehr als hundertfachen Pluralstimmrecht des Besitzers billige und gerechte Verteidigung des Rechts dieser „Elite" oder nicht? Wo ist der Maßstab, an dem die Billigkeit solchen Rechts zu messen ist? Man kann einwenden, die soziale Entwicklung werde mit Notwendigkeit dahin führen, daß eines Tages gegenüber der Verschiebung der sozialen Bedeutung der Klassen das besagte Pluralstimmrecht von selbst unhaltbar, der Andrang der im Stimmrecht benachteiligten Klassen unwiderstehlich sein wird. Aber dies zugegeben, bleibt doch die Tatsache, daß inzwischen die Elite kraft ihres politischen Privilegiums die Möglichkeit besitzt,

durch entwicklungswidrige Gesetze und Maßnahmen aller Art den Zeitpunkt ihrer Ablösung hinauszuschieben. Ist solcher Widerstand schon darum geschichtlich gerechtfertigt, weil die an der Macht befindliche Elite grade noch so viel Verstand besitzt, die für ihre Herrschaft erforderte entwicklungswidrige Obstruktion zu treiben?

Diese Fragen, die durch Heranziehung denkbarer Momente — z. B. die Möglichkeit, daß die fragliche Elite sich auf ein Heer stützte, in dem Berufssoldaten überwiegen — noch vermehrt und erweitert werden könnten, führen auf Untersuchungen, die bei Pareto kaum angedeutet, geschweige denn erschöpfend gekennzeichnet werden. Weil er sie aber nicht verfolgt, weil er das Problem der Eliten mehr biologisch als in jedem Sinne des Wortes soziologisch auffaßt, weil er über der anthropologischen Rolle der Eliten die Frage ihrer sozialen Funktionen durchaus vernachlässigt, verfällt er in die Fehler all der Schulen, die er selbst an verschiedenen Stellen scharf gerügt hatte. Die historische Schule in der Nationalökonomie hat manchen Fehlgriff auf dem Gewissen. Aber sich über die Soldatenherrschaft im kaiserlichen Rom um der Ansicht willen hinwegsetzen, daß sie der Zirkulation der Eliten förderlich gewesen sei, und die Frage ganz unerörtert lassen, ob nicht diese Soldatenherrschaft mit dem Stillstand der römischen Volkswirtschaft etwas zu tun hatte und so die wirklichen oder vermeintlichen Dienste, die sie der Zirkulation der Eliten leistete, der Gesamtnation etwas gar zu teuer kamen, das heißt die Fehler der historischen Schule noch übertreiben. Und der Appell an die heute machthabenden Eliten, sich doch ja kräftig an ihre Positionen zu klammern, worauf läuft er im letzten Grunde anderes hinaus, als auf dieselben Ziele, die Comte mit seinem, die heutige Wirtschaftsordnung versteinernden positivistischen Sozialrezepte im Auge hatte? Auch dem Comte'schen Programme liegen eine Anzahl wichtiger Beobachtungen des Gesellschaftsorganismus zugrunde. Die ihm mit dem Saintsimonismus gemeinsam eigene Auffassung von der Rolle der Bankiers in der modernen Wirtschaft, seine Lehre von den sozialen Verantwortungen haben durch die neuere Entwickelung weitgehende Bestätigung erfahren. Aber indem Comte auf Grund bestimmter Beobachtungen das Gewordene schematisch zu verewigen suchte, fiel er in die Metaphysik zurück, und Metaphysik ist auch die Auffassung, daß der Prozeß der Zirkulation der Eliten in seinen Grundzügen stets der Gleiche bleiben, die soziale Funktion der Eliten unverändert denselben Charakter tragen werde.

Eliten wird es voraussichtlich immer geben. Aber welche Rolle sie im Gesellschaftskörper spielen, wie sie sich zur übrigen Bevölkerung stellen, welche äußere Machtstellung sie einnehmen und ob sie sich zu einheitlich fühlenden und handelnden Klassen verdichten, das hängt von der wirtschaftlichen und allgemeinen kulturellen Höhe der gesellschaftlichen Entwicklung, der großen gesellschaftlichen Arbeitsteilung und Arbeitsverfassung ab. Auf dieses Problem in seiner umfassenden Größe hat der Vorkämpfer des sozialen Fortschritts in erster Linie seine Aufmerksamkeit zu richten. Was die Eliten anbetrifft, so wird man die Hinfälligen unter ihnen nicht durch Moralpredigten gesund machen. Von den Lebenskräftigen aber gilt das italienische Wort: faranno da essi.

Siebentes Kapitel

Am andern Morgen war Elfride zur gewohnten Stunde beim Frühstückskaffee, den sie selbst bereitete. In ihrer Blässe und Mattheit erschien sie Herman nur um so liebenswerter. Auch dünkte sie ihn zutraulicher als sonst. Als er vom vergangenen Abend erzählte, bedauerte sie, gar noch Sorge verursacht zu haben, und setzte, indem sie ihm plötzlich die Hand über den Tisch reichte, hinzu:

„Ja, was hab' ich dir ins Haus gebracht und aufgeladen!"

Er konnte aber ihren dankbaren Blick nicht aushalten, schüttelte den Kopf und sagte, ihr die Hand drückend:

„Unsinn! wie kannst du so reden!" und sprach von anderem.

Sie merkte wohl seine Befangenheit, seinen unsicheren Blick, die Unruhe, mit der er von den verschiedensten Dingen redete und keine Gesprächspause zuließ, als wollte er ihr immer in der Wahl des Themas zuvorkommen, und sie deutete alles dieses auch richtig, aber sie sagte:

„Ich habe dich durch mein bißchen Unpäßlichkeit ganz aus dem Geleise gebracht. Man nimmt sich zusammen, will sich nichts anmerken lassen, um die anderen nicht zu stören, und erregt erst recht Besorgnis."

„Nun, sie hat ja nicht lange gedauert!" erwiderte er. „Klara meinte, du könntest überhaupt nicht krank werden!"

Er leerte seine Tasse und stand auf. Elfridens Worte schienen ihm eine Anspielung zu enthalten; er aber wollte das Besprechen seiner Herzensverwirrung, so lange er sie noch nicht geschlichtet hätte, vermeiden.

Sie schritt voran, um ihn wie gewöhnlich zum Gartenpförtchen zu geleiten. Er bat sie, sich lieber zu schonen; sie meinte aber, die Luft sei nach dem kurzen Nachtgewitter so köstlich und werde ihr wohltun. Er war froh, als sie ihm am Tor die Hand gereicht hatte, und er gehen konnte.

„Der Teufel hole mich," murmelte er, „wenn ich bis Abend nicht weiß, wohin mir der Kopf steht!"

Elfride schritt aufgerichtet und scheinbar ruhig zurück durch den Garten. Manchmal strich ihre Hand, doch ohne zu berühren, über den silbernen Kelch einer Lilie, deren Reihen nun in vollerblühter Pracht den Weg besäumten und gleich dem sonnigen Reblaub von Tropfen blitzten. Im Wäldchen sank sie aber schwer und müde auf die Bank. Sie atmete tief den feuchten Pflanzen- und Erdgeruch der frischbewegten Luft und schaute zwischen den durchsonnten Zweigen hinaus in den Glanz des Morgens.

„So viel Licht!" murmelte sie. „Was nützt es, wenn das Herz zu sehen scheut! — Aber nun ist es nur, wie es kommen mußte."

Was sie doch gewünscht hatte, — Herman schien sich jetzt in der Tat von ihr entfernt zu haben! Aber statt als Erleichterung war diese Erkenntnis wie eine plötzliche Lähmung über sie gekommen oder wie ein selbstverschuldetes Gebrechen, durch das sie eigener und fremder Verachtung ausgeliefert war. Solange Herman sie umwarb, so lange sie, wenn auch ohne Sehnsucht, zuwartete, ob sie ihm nicht doch durch die Gewalt irgend einer Stunde wieder an das Herz getrieben würde wie durch die Naturberauschung jener Herbsttage, so lange konnte sie vom Vater ihres Kindes Schutz und Hilfe in Anspruch nehmen; nun aber genoß sie eine zweifelhafte Gastfreundschaft, die bitterer war als ein Almosen. Daß sie von Klara ausgestochen sei, kränkte wohl ihre Eitelkeit; aber das bedeutete nichts gegen das Bewußtsein, nun im Wege zu stehen, nun als Nebenweib einer flüchtigen Begierde ein störendes Kind gebären zu sollen. War es möglich, solches zu ertragen? Jeder Atemzug drängte dagegen.

Bis dahin war ihr der Gedanke an ihre Mutterschaft verhaßt gewesen. Sie war sich als das Opfer einer Überrumpelung durch die geschmacklose Natur erschienen, machtlos, sich zu entziehen, und wäre Widerwille von tödlicher Kraft, so würde das Kind in ihrem Schoße nicht haben wachsen können, — jetzt in ihrer Empörung gegen die neue Lage ward auch dem Kinde sein mütterliches Recht. War es nicht durch Hermans Abkehr von Elfriden schon im Mutterschoße verwaist und verstoßen!? Nun ward auch das Ungeborene von dem trotzigen Stolz und dem kämpfenden Willen der Mutter umfaßt und wurde der einsam Sinnenden in den zwei Tagen zu dem Horte, den sie mit all ihrer kalten Leidenschaft, ihrer Klugheit und Schonungslosigkeit zu verteidigen trachtete. Hatten die seltenen Kindesbewegungen sie bisher mit Grauen überrascht und mit dunklem Trotz erfüllt, so empfand sie nun, seit sie sich von Herman verlassen glaubte, die holdeste Liebkosung in ihnen, wenn auch erst tief beschämt. Wenn sich jetzt dies zarte Tasten regte, dann entflohen wie auf Zauberwink die streitenden und schmerzenden Gedanken und auf lange Augenblicke fühlte sie sich wie im Frieden einer sonnigen Insel.

Nun galt es nicht mehr sie selbst, nun galt es das Kind! und mit dieser Sorge, diesem einzig gebliebenen Bundesgenossen war es ihr gelungen, sich zum Bleiben zu zwingen, statt, wie es ihr erster empörter Wille gewesen war, ohne ein Wort sich dieser Demütigung zu entziehen. Nach einer schlaflosen Nacht hatte sie sich auch einen ganzen schlaflosen Tag zum Stilliegen vermocht, um ihren Gedanken ungestörten Spielraum zu geben. Hundertmal hatte sie dasselbe durchgedacht. Geschüttelt vom Fieber ihres wunden Stolzes oder in völliger Ermattung den kühlen Berechnungen der Vernunft folgend, war sie immer wieder auf dem Punkt angekommen, von dem aus ihr dieses Asyl als das erträglichste und vor allem als das sicherste erschien. Mit dem Entschluß, alles zu nehmen, wie es einmal sei, und mit dem Wunsche, es nicht wie ein Recht, sondern dankbar als eine Güte Hermans hinzunehmen, war sie heut aufgestanden; aber der erste Blick auf Herman hatte ihren Mut gelähmt. Wäre jener gleichgültig, kühl, verschmähend erschienen,

sie würde ihm getrotzt haben; seiner Unsicherheit, seinem verwirrten und hilflosen Gewissen konnte sie nicht standhalten. Und als sie im Wäldchen auf die Bank niedersank, da fühlte sie sich aussichtslos irregegangen.

„So viel Licht!" hatte sie gemurmelt; aber so entschieden sie auch in einem Mißtrauen gegen sich selbst über alle Abneigung und Scheu ihrer verwöhnten Instinkte hinweg den gebotenen Weg suchte, sie fand ihn nicht. Nach Stunden erst erhob sie sich und ging einige Male im Garten auf und ab, wo die Gärtnerburschen bei der Arbeit einander über ein paar Beete hinweg harmlose Erlebnisse erzählten. Endlich blieb sie vor einer Lilie am Wege stehen, faßte sie leicht mit ihrer weißen Hand, schaute lange in den silbernen Kelch und flüsterte:

„Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen und euer himmlischer Vater nährt sie doch; seid ihr denn nicht viel mehr als sie?!" und nach einer Weile setzte sie hinzu: „Gewiß! darum hat er die Sorge für unser Brot uns selbst überlassen! Gibt Gott den Verstand, so gibt er auch ein Amt! Wir säen, wir ernten."

Sie ließ die Lilie los, bewunderte, wie beim Hin- und Herschwanken der Blume Sonnenlicht und zarter Silberschatten im Kelche wechselten, dann stieg sie in die Wohnung hinauf und ordnete die Zimmer. Danach trug sie der Frau Feinäugle auf, Herman zu sagen, sie habe sich erschöpft gefühlt und wieder zu Bette legen müssen, hörte freundlich die Meinung und den Rat der erfahrenen Frau an und zog sich zurück.

Genau zu derselben Zeit betrat Herman durch die Hintertür den Garten, bog gleich in das Wäldchen ein und setzte sich, wo kurz zuvor noch Elfride gesessen, die er zwar nicht gerade hier zu treffen hoffte, von der er sich aber gern hätte überraschen lassen.

Er war durch den Schritt aus der Gartentür dem Gemütsdruck, der ihn beim Frühstück überkommen, nicht entlaufen. Am Straßeneck hielt er an und schaute zurück. Er schämte sich, so betreten gewesen zu sein, sich so knabenhaft unter Elfridens Blicken und Worten durchgewunden zu haben. Es drängte ihn, zurückzukehren und sich anders zu zeigen. Aber wie —? Jedenfalls männlich, ehrlich, entschieden!

„Entschieden?" wiederholte er, indem er seinen Weg nun doch fortsetzte. „Sehr schlimm, daß man das noch ausdrücklich sagen muß!"

Was wollte er denn von Klara, von diesem Fratz! War das nicht seit Jahren abgetan?! Hatte er nicht gerade in diesen Tagen die alte Erfahrung mit ihr gemacht?! Solange sie bei ihm und Elfriden die einzige Zuflucht fand, ließ sie sich anregen und träumte sich allerlei Absichten und Lebensvorsätze zurecht, sobald sie aber wieder Gesellschaft fand — und was für! — lief sie dem Vergnügen nach. War sie ein Weib, nach dem man aus Elfridens Verkehr ausschaute?!

War er denn so blöde, daß er Elfridens ernste, sich in sich selbst bewegende Kraft verkennen oder mißachten konnte, weil sie sich nicht gerade nach seinem Willen regte?

War es ein Mangel, daß sie niemals jene neugierig entgegenkommende und stets bereite Rezeptivität zeigte, daß es ihr mehr auf die Sache um ihrer selbst als um des Bringers willen ankam, daß ihr wichtiger war, was sie selbst von einer Frage denken mußte, als was, auch unparteiischer und allgemeiner gültig, ein anderer dachte?! Wenn ihm solches nicht behagen wollte, war das nicht Unreife? war da nicht gekränkte Eitelkeit im Spiel?

Mußte ihm nicht ihre Lage überhaupt jedes Urteil verbieten? Konnte nicht vieles Schroffe und Spröde an ihr lediglich in den Umständen seinen Grund haben?! War es für ihn berechenbar, wie sie sich entfalten könnte, wenn er sie wirklich erobert hätte?! Oder — waren ihm etwa gar die Trauben zu sauer?

Stoff genug zum Grübeln. Das aber galt es jetzt nicht, sondern zu handeln. Hatte er die Monate her Gründe gehabt, zu warten, Elfriden zu schonen, die Verhältnisse ruhig reifen zu lassen, so war es heute geboten, die Entscheidung zu suchen. War er wirklich wieder in Klara verliebt, dann erst recht, dann durfte er keine Zeit verlieren, um der Unbeständigkeit zuvorzukommen! Jeder anderen Frau gegenüber war er verheiratet. Und wenn er sich durch das Fehlen des kopulierenden Pfaffenwortes und des standesamtlichen Eintrages die Lösung von seiner Pflicht erleichtern ließe, dann war er Elfridens und dieser Verbindung, die so unwillkürlich und naturrein begonnen war, unwürdig, dann war er vom ersten Tag an ein lächerlicher Tropf gewesen!

Wie kindisch wäre es ja ohnehin, das vorhandene Gut wie ein Spielzeug wegzuwerfen, sobald ein anderes lockt! Im Gegebenen das Widerstrebende bewältigen und zum Glücke gestalten, das innere, aus eigener Lebenstiefe quellende Glück die vorhandenen Lebensformen durchdringen und durchleuchten lassen, das ist die Kraft- und Kunstprobe des Lebens!

Entschlossen machte er sich endlich auf den Heimweg. Da aber sein Entschluß der ursprünglichen Gefühlsschnellkraft entbehrte, so fand er nicht so leicht eine zufriedenstellende Art, ihn auszuführen, hätte sich gerne vom Zufall helfen lassen und saß lange im Wäldchen und wartete, daß Elfride ihn überraschte und zum Reden zwänge.

Als er gegen Mittag ins Haus ging, vernahm er, daß Elfride sich längst wieder gelegt habe. Diese Verzögerung seines Planes schlug ihn nieder. Er betrat nicht einmal das Haus, er ließ sich das Essen ins Freie bringen und aß auf der Bank neben dem Brunnen, auf dessen Trog er Schüsseln und Teller stellte.

„Wie ein fechtender Kunde!" murmelte er und mußte lachen.

Er aß wenig und schlenderte tief verdrossen wieder fort. In einem Café sah er die Blätter durch, stieß auf einen Artikel über die wirtschaftlichen Verhältnisse und die Finanzlage der deutschen Kolonien, in den er sich vertiefte und dessen unerfreuliche Ergebnisse seinen Geist lange beschäftigten. Eine Neugier nach fremdländischen Dingen ward in ihm wach und ein Ärger darüber, daß er, so alt, nur erst in seinem Heimatländchen herumgehüpft war wie ein Irrwisch, der an seinen Sumpf gebannt ist.

Ob Elfride sich wohl in solch ein Kolonisten- und Pionierleben würde schicken können? Als Herrin sah er sie unverwirrbar und sicher Knechte und Mägde lenken, er sah sie im Steigbügel stehen, sah sie kaltblütig zur Flinte greifen und wehrhaft trotz jedem Manne den Hof verteidigen, ja, er sah sie in der letzten Verzweiflung und Rache ausarten und fürchterlich werden gleich jenen angelsächsischen Weibern am Ohio, gleich jener Wikingsfrau in Winland, — aber die Kühe melken, Rahm abschöpfen und Käslein machen, ein Kattunkleid um die stolzen Glieder, hochgeschürzt, mit einem Korb Wäsche zur Bleiche stapfen, bei dieser Vorstellung schüttelte er den Kopf.

Und Klara? Ja, wer kann wissen, was ihr am Ende möglich ist, diesem Fledermisch? Mit dem Gedanken an sie packte ihn wieder das eifersüchtige Verlangen, sie dem fremden Einflusse zu entreißen, zu behüten und zu lenken; aber wie er dessen inne ward, sagte er:

„Quod non!“ und stand auf. Es trieb ihn heim, auszuführen, was er mittags verfehlt hatte.

Er schritt sofort die Treppe hinauf und tat absichtlich einen Fehltritt, sodaß er mit großem Gepolter ein paar Stufen emporschoß. Er fluchte laut und trat rasch in das Wohnzimmer. Es war leer. Er wartete, ob Elfride, die den Lärm nicht überhört haben konnte, ihm nicht rufe; dann klopfte er, durch ihr Schweigen noch gereizt, an ihrer Tür und trat, da keine Antwort erfolgte, ein. Die Stube war aufgeräumt, die Gesuchte war nicht darin. Er schaute im Garten, im Wäldchen nach, er fragte nach ihr: ein Gärtnerbursche hatte sie vor geraumer Zeit fortgehen sehen.

Bestürzt und hastig, als gälte es ein Unheil zu verhüten, lief er wieder auf die Straße; aber nun wohin weiter? welchen Weg konnte sie genommen haben? Erschrocken dachte er einen Augenblick an die Bahn; aber dieser Gedanke brachte ihn auf, der Unmut über die wieder verfehlte Absicht kam hinzu, und er murmelte zornig blickend:

„Unsinn! Sie weicht mir aus, sie hat mich zum Narren. Wenn ich heimkomme, liegt sie im Bett, wenn ich fort bin, geht sie spazieren, gestern wie heut! Aber diesmal entgehst du mir nicht, diesmal faß ich dich, ma belle!“ Und ahnend, daß sie ihren liebsten Spazierweg eingeschlagen habe, eilte er zur Stadt hinaus.

Elfride war in der Unruhe ihrer Ratlosigkeit von Hause weggelaufen. Im Vorbeistreifen an den Lilien war ihr wieder eingefallen, was sie am Vormittag hier gesagt hatte. Die Jahre her hatte sie fast so einer Lilie geglichen. Ihr bißchen Brotarbeit war wenig mehr als Sinekure gewesen. Jetzt sank ihr schwer ein Amt auf die Schultern, die zu eitel gewesen waren, sich mit wählendem, planenden Willen selbst eines aufzuladen. Nun hieß es, das leisten, was tausende wackerer Mädchen vermögen, und aus der Bewältigung des Irrtums Ehre gewinnen.

Hier bleiben konnte sie nicht. Aber wohin? Irgend ein Herz, das ihr verpflichtet war, besaß sie nicht. Hatte sie gelegentlich jemandem beigestanden, so war es mit der kühlen Selbstverständlichkeit geschehen, mit der man auf der Straße einem

Strauchelnden die Hand reicht, ohne sich darum zu kümmern, ob man ihn vor einem zerschmetterten Schädel oder nur vor einem bestaubten Kleid behütet hat.

Herman hatte freilich die Beleidigung, daß sie jetzt seine Gastfreundschaft verschmähen wollte, nicht um sie verdient; aber sie konnte nicht bleiben. Lieber in einem Mutterhaus Zuflucht suchen, lieber all dem Unerträglichen dieser letzten Auskunft trotzen!

Sie war bei dem großen Eichbaum am Waldrand angekommen, unter dem sie so oft schon mit Herman Rast gemacht hatte, und ließ sich erschöpft nieder. Er bot noch Schatten gegen die hochstehende, brennende Sonne.

Elfridens Blick wanderte über die heiße, von gelbem Korn strotzende Ebene hinab, über den blauen Himmel, in die verschleierte Ferne. Sie berechnete ihr bißchen Habe, die Möglichkeiten der Ausführung ihres Vorhabens, die Gefahren der Zukunft und fühlte sich so unerfahren.

Und einmal von ungefähr ihren Weg zurückschauend, gewahrte sie in der Ferne einen Punkt, hielt ihn im Auge und dachte erschrocken an Herman. Und obschon sie nichts erkennen konnte, als daß der Punkt sich herbewege, blieb sie bei ihrer Vermutung, und als der Punkt hinter einer Wegbiegung verschwand, wartete sie ungeduldig, daß er wieder zum Vorschein käme. Aber warum war Herman nicht auf dem Bureau? Er suchte sie! Gewiß! Ein Spaziergänger läuft nicht so eilig durch die Sonnenglut. Und bald erkannte sie seinen Gang, seinen Panamahut, seinen grauen Anzug. Gebannt schaute sie ihm entgegen. Sie hätte sich noch ungesehen in den Wald schlagen können — sie erwartete ihn. Warum suchte er sie? Nun war er genau erkennbar nahe und erblickte sie. Aufgeregt schwang er den Hut zum Gruße, sein blondes Haar leuchtete in der Sonne über dem verbrannten, geröteten Gesicht. Als er aber zu ihr trat, war er um das rechte Wort verlegen. Endlich fragte er vorwurfsvoll:

„Warum läufst du bei solcher Glut von Hause fort?!"

„Warum nicht?" Von seinem teilnehmenden Ton überrascht, sah sie ihn groß an.

Er fühlte einen Vorwurf in dieser Entgegnung und schwieg.

„Ich dachte, du wärst auf dem Bureau —" fuhr sie fort.

„Bureau —!" wiederholte er mit bitterem Lächeln, und sie dachte, es müßte schlimm um ihn stehen, daß er dies Wort so aussprechen konnte. Nun schaute er sie fest an und fragte:

„Warum weichst du mir aus?"

„Weiche ich dir aus? Suchst du mich? Warum suchst du mich?"

„Warum —? Weil ich dich immer noch nicht gefunden habe! Seit du hier bei uns bist, suche ich dich, aber du willst dich nicht finden lassen."

Sie schaute sinnend an ihm vorbei: sollte sie seinen Gemütszustand der letzten Zeit dennoch verkannt haben?

„Und weil ich es so nicht mehr tragen kann, suche ich dich heut und komme ich jetzt. Weil ich nach Ruhe schmachte und nach friedlicher, sicherer Gegenwart, nach geraden Wegen und offenen verstehenden Blicken und unumwundenen Worten,

darum stehe ich jetzt hier. Ich bitte dich, mach ein Ende! Tust du es nicht deinetwegen und deines Kindes wegen, so tu es meinetwegen, wenn ich dir ein Bißchen wert bin, entscheide dich! eines Tages mußt du es ja doch. Du weißt nicht, wie viel du mir schenkst, wenn du es jetzt tust, statt erst später, statt erst morgen oder heut abend. Sage, daß du meine Frau werden willst!" Er hätte gerne die Hand hingestreckt, doch fürchtete er, sie wieder zurückziehen zu müssen; die Worte, die ihm so leicht kamen, dünkten ihn so blutlos.

„Ich —!" erwiderte sie und scheute sich, zu fragen, ob er nicht eine andere meinte.

Er antwortete nicht auf Ton und Sinn ihres Wortes und fuhr fort:

„Du kennst mich jetzt zur Genüge, du weißt, ob sich mit mir leben läßt und daß ich deinem Wesen, deinen Bedürfnissen und Neigungen so weit nachgebe, als es irgend ein Mensch von irgend einem verschieden gearteten verlangen und annehmen kann."

Sie antwortete nicht.

„Wenn du es mir nicht gerne gönnst, daß du meine Frau wirst", drängte er, „so gönne es wenigstens dem Kinde!"

Daß er sich seines Teiles an dem Kinde bemächtigen wollte, das sie jetzt erst mit Schmerzen sich zu eigen gemacht hatte, erregte ihre Eifersucht, und sie sagte rauh:

„Was helfen dem Kinde Eltern, die es ungern sind!"

„— ungern sind?" wiederholte er völlig überrascht.

„Du liebst mich nicht, Herman!" Der Ton dieser Worte dünkte ihn mit einem Male so schmerzhaft ehrlich, ergeben und verzeihend, daß er sich qualvoll schämte, je an eine andere gedacht zu haben. Er suchte nach den innigen Worten, die ihm sein zwiespältiges Gefühl nicht hergab, und stammelte endlich:

„Ich liebte dich nicht —! Womit kann ich dirs noch beweisen? Würde ich sonst hier stehen! Setzt sich ein Mann alledem aus ohne Liebe? Weil dein Stolz und Eigensinn sich gegen das Geschehene und die Folgen sträubt, willst du es nicht gelten lassen, willst du es nicht fühlen!"

„Du kannst mich auch nicht mögen, wenn du mich kennst!" Es war ihr zu kleinlich, ihn an seine Gefühlsverwirrung zu mahnen.

„Das lasse du meine Sorge sein!" erwiderte er gefaßter, als sei damit, daß sie sich selbst vorschützte, viel gewonnen.

Sie schüttelte nur den Kopf und sah ihm ins Auge.

Nur kurz hielt er ihren Blick aus, dann schaute er nachdenklich zu Boden:

„Wie soll ich dirs beweisen? — — Sag, was meinst du, daß dem Mann das Liebste sei?"

„Sein Beruf, wenn er einen hat!" erwiderte sie.

„Nun —" sagte er schwer atmend, „ich habe dir etwas verschwiegen, was du eigentlich an erster Stelle hättest wissen müssen; aber, wie es zwischen uns beiden lag, hatte ich Gründe zu schweigen. Jetzt in dieser Stunde ist es wohl meine Pflicht, dir zu sagen, daß ich meine Karriere aufgegeben habe".

„— aufgegeben? — weshalb?" fragte sie tonlos und in einer Ahnung leise zitternd.

„Man verdachte mir meine häuslichen Verhältnisse und stellte mich vor die Wahl, und ich wählte naturgemäß."

Bleich, empörten Blickes stand sie auf, mußte sich aber wieder setzen. Erst nach einer Weile rief sie:

„Das nennst du einen Liebesbeweis! Bürdest mir, ohne mich zu fragen, eine Verantwortung auf, die deine Frau nicht würde tragen können, viel weniger ich, die nicht deine Frau ist und nicht sein will und nicht sein kann!"

„Nein, ich tat es, weil es selbstverständlich war; aber es konnte nur als Gefühlssache selbstverständlich sein."

Heftig schüttelte sie den Kopf, ohne zu antworten; sie fühlte, daß er auch heute davon schweigen würde, wenn er sie liebte.

Er empfand, daß er fehlgegangen sei, und sagte eifrig:

„Das darf dich nicht im mindesten beschweren! Magst du dich dazu stellen, wie du willst —, mag jetzt oder später aus meiner damaligen Entscheidung folgen, was will, ich werde sie nie bedauern können, ich werde mir nie vorreden oder vorreden lassen, daß es anders hätte gehen können. Und wenn weit mehr als meine Laufbahn auf dem Spiel gewesen wäre, ich würde andern, die unsere Beziehungen nur an armseligen Anschauungen messen, nie das geringste Zugeständnis haben machen können. Was ich rein und natürlich empfunden habe, muß natürlich und rein bleiben allen Mißverständnissen und wirren Folgen zum Trotz. Wenn von einem Glockenklang eine Lawine ins Rollen kommt und ein Dorf verschüttet, — der Glockenklang war doch schön und rein! — So wichtig der Beruf ist, das Wichtigste ist der Mann selbst. Hab ich keinen Beruf in mir, so kann mir auch der Staat ihn nicht geben, sondern höchstens Beschäftigung; hab ich ihn in mir, so wird er trotz Staat und Entlassung seinen Kreis finden. Das Lächerlichste ist die Angst vor dem Leben. Heutzutage wird sie gezüchtet mit all den Lebensstellungen und Versorgungen. Vielleicht ist der Staat auch auf diese Angst ebensosehr angewiesen wie die Kirche. Aber du hast sie nicht und mir darfst du sie auch nicht zumuten wollen. Ich habe einfach getan, was mir anständig war, was ich nicht lassen konnte". Er sah zu Boden und vermochte nicht, seine Bitte zu wiederholen.

Elfride schwieg und rührte sich nicht. Gewiß, so war es! Und sie empfand, was er trotzdem ihr zu Ehren getan hatte, reiner von Selbstsucht seinem Mannesstolz entflossen, als der Fall war, und sie erschauerte vor Scham im Gedanken an ihre kleinliche Selbstsucht, an ihre Unnatur und Feigheit. Hätte er nie nach einer anderen ausgeschaut, hätte sie nie auf anderes gedacht und gewartet als ihm in die Arme zu sinken, sie hätte ihm nun doch nicht folgen können, sie so klein, so nichtswürdig ihm, der so ruhig und stolz jede neue Last wie eine Waffe und Trophäe sich aufzuladen schien.

Warum konnte sie nicht einfach zu ihm sagen: „Du willst die Klara! verschone mich!"? Sie warf einen raschen, ratlosen Blick auf ihn; er wandte ihr das Auge zu und bat:

„Elfride!"

O welch ein Verrat, wenn sie sich ihm zum Weibe gäbe!

„Nie!" fing sie rauh an. „Ich bin dir nicht Geliebte, bin deinem Kinde nicht Mutter, — du kennst mich nicht. Die Tage im Herbst waren mir nichts als ein überraschendes Erlebnis meiner neugierigen Selbstsicherheit. Diese Liebe war mir ein Abenteuer, ein Becher Wein, ein Übermut, der wie ein Feuerwerk die Nacht beleuchten mochte, aber auch so verknistern sollte. In dem Weine war Gift. Diese Mutterschaft ist mir lächerlich, verhaßt, ein Greuel der Natur. Ich habe das Kind nicht empfangen und soll es gebären! Mich wundert, daß ich es trage, daß ich noch lebe. Mich wollte ich vom Leben, das bißchen Schönheit und Freude, das ich im Leben sehe und finde, mir retten oder rauben, pflegen und mir schmecken lassen und weiter nichts. Nicht alles Blöde, Widrige auf meine Schultern nehmen und schleppen, bis mein Atem bricht! Ein Ekel ist mir Kind, Mann, Liebe, Ehe, alles! Was kommst du mir damit! Was willst du von mir!"

Herman hatte ihr erschrocken zugehört und, als sie nun schwieg, betrachtete er sie kummervoll. Sie saß erschöpft an den Stamm gelehnt, das Gesicht ein wenig abseits geneigt, das eben noch blauflammende Auge so gesenkt, daß die langen schwarzen Wimpern die weißen Wangen beschatteten.

Sie fühlte sein Auge, sie hatte den brennenden Wunsch, noch hinzuzufügen: bis vorgestern habe sie so gefühlt und gedacht, und wenn sie auch nicht seine Frau werden könne, so sehne sie sich nun doch von ganzem Herzen nach dem Kinde und wolle ihm die beste Mutter werden! Aber als sei es eine Unwahrheit, scheute sie sich, das auszusprechen, was erst zwei Tage Wahrheit war.

Endlich schüttelte Herman schwach den Kopf, setzte sich neben sie nieder und sagte:

„Was ich von dir will, ist nur, daß du mir meine Torheit, meine unsinnige Quälerei verzeihst!" dabei ergriff er ihre Hand, die auf dem hochatmenden Schoße in der andern lag, küßte sie sanft und strich zärtlich mit seiner Hand darüber.

Da ward sie inne, daß er ihre Rede nicht ernst nahm, sondern etwa wie die Worte einer Fiebernden, und indem sie dies als unmittelbare Regung einer gütigen Natur empfand, durchglühte sie eine so dankbare Freude, daß sie unwillkürlich seine Hand heftig drückte. Dann ließ sie rasch los. Mit der Linken unterstützte sie den rechten Ellenbogen, mit der Rechten die geneigte Schläfe und blieb mit geschlossenen Augen sitzen. Sie war erschöpft und fand Ruhe in dem Gedanken, daß sie sich nun von Herman gelöst habe und nur noch, um den Abschied zu rüsten, mit ihm heimkehren werde.

Er saß zu ihrer Linken und betrachtete ihr müdes, ernstes Gesicht, das nur durch seine Blässe die Erregung verriet, und er wagte nicht, sie zu stören. Er war voll Mitleiden und warf sich jeden Widerstand, jedes schroffe Wort der vergangenen Monate vor.

„Wer will behaupten, ich liebte sie nicht!" dachte er. „Alles in der Welt darf Kraft, Mühe, Ausdauer, Kunst kosten, nur die Liebe und ihr Bestand sollte uns mühelos zuteil werden — wie töricht!"

Und er sah, wie die Sonne sinkend unter den Schirm des Baumes drang und allmählich ihren Glanz über Elfridens Gestalt emporschob, zu den Knien, über den immer noch stark atmenden Leib, zu dem vom Kleide freigelassenen Hals, an dessen weißer Rundung sich in raschem Takt eine Ader kaum merklich hob und senkte; da sagte er:

„Elfride, willst du nicht in den Schatten? es wird dir zu heiß werden".

„Die Sonne tut mir wohl, ich bin müde", antwortete sie, die Augen öffnend und auf den Goldschein der Kornebene hinabschauend. Ihr Blick traf gerade auf einen Schnitter, der seine Gasse durch die hohe Frucht hieb, und auf ein Weib, das hinter ihm drein die Garben sammelte. Und umherschauend fand sie nun, verwundert, es bisher übersehen zu haben, da und dort die Leute rüstig schneiden, sammeln, aufladen; und die Wagen standen wie Spielzeug auf den frischen Stoppeln. Und es ward ihr, als hörte sie den gezwungenen, gleichmäßigen Schritt des Schnitters, das Knirschen der schneidenden Sense, das Rauschen der sinkenden Halme, und als röche sie den warmen Duft des beladenen Kornwagens. Sie tat die Augen wieder zu.

„So strecke dich aus und versuche zu schlafen!" rief Herman.

„Das kann ich nicht. Schlafen war nie meine Stärke."

„Dann komm, wir wollen nach Hause!"

Sie schüttelte nur langsam den Kopf.

Sie blieben. Herman legte sich in den Schatten und wartete geduldig.

Nach langer Zeit richtete Elfride sich auf, mit prüfendem, fast befremdetem Blicke betrachtete sie die abendsonnige Landschaft und stand schwerfällig auf. Er trat zu ihr, sie schaute ihn nicht an, und wortlos machten sie sich auf den Heimweg. Sie ging so langsam und unsicher und mußte oft atemholend stehen bleiben, als machte sie nach einer Krankheit den ersten Ausgang; nachdem sie geführt zu werden, abgelehnt hatte, zog Herman einfach ihren Arm in den seinigen und hielt ihn fest. Und unwillkürlich stützte sie sich schwer auf ihn.

Zu Hause zwang sie sich, Herman bei Tische Gesellschaft zu leisten. Er beschränkte sich darum auf das Mindeste, stand dann sofort vom Tisch auf und sagte, ihr die Hand reichend:

„Du wirst nun doch gleich schlafen gehen; schlaf wohl und erhole dich!"

Sie schaute ihn mit großen Augen an, indem sie seine Hand drückte.

„Gute Nacht!" sagte sie mit zitterndem Munde und ihre Wimpern blinzelten.

So wenig ihm Elfridens Gemütszustand klar war, so wenig er auch aus der Verwirrung hinauszuschauen vermochte, so war Herman doch ruhig geworden. Seine eigene Not war ihm zurückgetreten, da er um eine andere sorgen und zur Hilfe bereit sein durfte. Er ging das Mögliche überdenkend seinen gewohnten Gartenweg auf und ab, als Klara kam. Auf ihre Frage nach Elfriden erzählte er ihr ohne Bedenken, er habe ihr durch ein unangebrachtes Gespräch eine Aufregung verursacht und sie habe sich nun zu Bette begeben. Da brach Klara in plötzlicher Erbitterung los: sie wundere sich schon lange, daß Elfride sein stetes Anderswollen und Besserwissen so ertrage.

„Statt daß du glücklich bist, Elfride dazuhaben, plagst du sie, statt daß du ihr die Hände unter die Füße legst! Ich muß bei ihr immer an die Prinzessin im Märchen denken, die im Köhlerhaus wohnen und arbeiten muß, bis ihre Zeit um ist und sie mit aller Pracht und Ehre abgeholt wird! Schäme dich doch! Aber du bist ein Erzphilister; was nicht ganz nach deinem Schnitt ist, das darf nicht gelten. Und gar noch in solcher Zeit zu kommen und sie mit deinen einfältigen Schulmeistereien und steifleinenen Prinzipien zu quälen, — das ist ja Roheit!"

Er antwortete nichts.

„Ich gehe hinauf zu ihr," sagte Klara.

Er faßte sie am Arm und sprach:

„Rede aber droben nicht so dumm wie eben!" und ging seines Weges.

Sie blieb lange oben. Als Herman sie heimbrachte, war sie einsilbig, erzählte auf seine Frage hin, Elfride schlafe nicht, und bat ihn, daß er sie im Notfalle sofort benachrichtige.

Herman erwachte am anderen Morgen von dem Gepolter der eiligen Schritte, mit denen Frau Feinäugle die Treppe hinabstieg, nach kurzem wieder emporkam und in Elfridens Zimmer trat. Er machte sich rasch fertig und fand, auf den Flur tretend, Elfridens Schlafzimmertür und Fenster, wie um Durchzug zu schaffen, weit offen. Frau Feinäugle kam heraus und sagte, Elfride sei krank.

Er ging in ihr Zimmer und fand sie elend aussehend halb aufrecht in den Kissen. Nach kurzem Gruße senkte sie den Blick; sie dachte, nun bin ich gefesselt und kann wieder nicht fort! Es nimmt kein Ende.

Er trat zu ihr in die Tiefe des Zimmers, fand die Luft schwül duftend und fragte: „Was riecht da?"

„Eben die Lilien!" antwortete sie und machte schwer die Augen zu. „Ich konnte kaum zu mir kommen, so war ich betäubt."

„Hast du das Fenster offen gelassen?" fragte er heftig.

Sie erschrak bei diesem Ton und bejahte befangen.

„Ich habe dich doch gewarnt, in diesen Nächten das Fenster aufzulassen!" sagte er. „Ich habe es ja auch einmal durchgemacht."

„Ich vergaß es; aber in der vorigen Nacht auch schon und es tat nichts," erwiderte sie schwach mit geschlossenem Auge.

„Mir kam es damals auch so vor, als ob der Duft nur in einer Nacht so übel wirke, vielleicht gerade nur im üppigsten Stadium der Blüte. Diese Unschuldslilien! Du solltest es verschlafen; ich wenigstens habe mich so kuriert."

Sie nickte bloß. Sie war so erregt, daß sie in ihrer Schwäche zitterte. Ihr Kopf neigte sich auf die Seite.

Er ging hinaus und setzte sich mit einem Buche in den Garten. Als er nach geraumer Zeit Frau Feinäugle fragte, ob Elfride schlafe, erfuhr er, daß sie seit der Betäubung immer wieder von Übelkeit und Erbrechen gequält werde.

Nun suchte er einen befreundeten Arzt auf, mußte aber einige Zeit warten, bis jener heimkam. Nachdem der Doktor Bericht erhalten hatte, meinte er, man müsse sich immerhin auf eine Frühgeburt gefaßt machen, steckte das Nötige zu sich und begleitete Herman. Aber ehe sie draußen ankamen, hatte schon eine Nachbarin zur Hebamme laufen müssen.

Als ihr der Arzt gemeldet wurde, wies Elfride seinen Beistand zurück. Er begnügte sich, die Hebamme zur Besprechung zu rufen und dann drüben in Hermans Zimmer für den Notfall zu warten. Nach anfänglicher Spannung kamen die beiden Kameraden doch in ein dauerhaftes Gespräch und wurden von Frau Feinäugle mit der Botschaft, es sei ein Büblein da, gänzlich überrascht.

Sie gingen hinüber ins Wohnzimmer, wohin die Hebamme das Würmlein brachte. Der Arzt betrachtete es bedenklich, zuckte die Achseln und gab seine Anweisungen. Er wusch es selber mit leichter, behutsamer Hand, um dem Freunde den Anblick der gewohnheitsmäßigen Hantierung der Hebamme zu sparen, wickelte es in Watte und packte es warm in den zu einem Bettchen umgeschaffenen Wäschekorb. Da er bei Elfriden nicht nötig schien, ging er.

Nach und nach ward es still in der Wochenstube, die Hebamme erklärte noch, wie in möglichen Fällen zu verfahren sei, und ging ihrer Kundschaft nach, Frau Feinäugle wandte sich zu ihrer Arbeit, Herman blieb allein im verdunkelten Wohnzimmer sitzen, betrachtete ab und zu das schlafende Kindlein und horchte nach Elfriden, die er gerne gesehen hätte, die aber, tief verekelt durch die Geburt, allein zu sein gewünscht hatte. Nachdem sie mit Anspannung der letzten Willenskraft Alles ohne einen Laut überstanden hatte, lag sie nun durch die verschiedenen Anstürme dieser Tage gebrochen da und ersehnte den Schlaf, der nicht kam.

Nachmittags, da die Hebamme wieder dagewesen war und das ihrige getan hatte, rief Elfride Hermans Namen und bat ihn, ihr das Knäblein zu zeigen. Die Hebamme hatte es ihr verweigert; und sie schmachtete nun doch im Gefühl einer grenzenlosen Erniederung so heiß nach diesem einzigen Troste!

Herman hatte die Weisung, es ihr noch nicht zu zeigen, und sagte:

„Ich kann es dir nicht bringen, es schläft; auch sollst du dich nicht aufregen."

„Nicht aufregen —!" wiederholte sie mit einem Seufzer des Überdrusses. Nach einer Pause fragte sie:

„Wie ist es denn? wie sieht es aus?"

„Ich glaube, er schlägt in meine Rasse, ist also ein Adonis!" antwortete Herman.

Sie schwieg.

Nicht lange darauf bat sie:

„Herman, möchtest du mir einen Schluck Wasser holen? aber recht frisch? ich verschmachte."

„Im Augenblick!" sprach er und ging.

Da stieg sie aus dem Bett, wankte ins Nebenzimmer, betrachtete das Kleine, trug den Korb mit bebenden Armen neben ihr Bett und lag, als Herman kam,

wieder wie vorher. Er blieb entsetzt stehen. Sie lachte ihn mit strahlenden Augen an und sagte mit dem Finger drohend:

„Herman, denke daran, daß ich mich nicht aufregen soll!"

„Hätt ich ihn dir doch gegeben!" erwiderte er, den Kopf schüttelnd. „Wenn man zu harmlos ist für euere Ränke, so ist schon das Beste, man tut Euch den Willen."

„So recht! dann stelle mir den Korb auf zwei Stühle, damit ich bequemer sehen kann! Mache dir übrigens keine Vorwürfe; das Kind zu sehen, beruhigt mich!"

Bald kam auch Klara, die von der schon im Garten vernommenen Überraschung und dem glücklichen Verlauf des Unfalles so erregt war, daß ihr die Tränen aus den Augen tropften, als sie Elfriden küßte.

„Klara, hier darf nur gelächelt werden! alle Rührung ist vom Übel," mahnte Herman.

„Soll ich auch dazu lächeln", fragte sie, „daß man mir nichts sagen ließ? Wie gerne wäre ich über Mittag gekommen!"

„Auch dazu!" entgegnete er. „Obschon dich die nötige Seelengröße schwer ankommen wird bei dem Gedanken, daß es die Bemühung um einen vorwitzigen jungen Herrn war, die uns unsere Pflicht und Schuldigkeit gegen dich ganz und gar vergessen ließ."

„Also!" sagte sie, „du sprichst mit soviel Großvaterwürde, daß ich schon mit der Nachsicht einer alten Tante reagieren muß." Sie betrachtete das kleine Geschöpf mit freudiger Neugier.

Als schließlich Elfride doch einschlief, ging Klara wieder heim, um bei Zeit ins Bett zu kommen und morgens vor der Arbeit noch nachsehen zu können.

Und wirklich war sie schon vor fünf Uhr früh wieder da, nötigte Herman, der eine ruhelose Nacht auf dem Sofa zugebracht hatte, zu Bette zu gehen, und hatte, als ihre Geschäftsstunde nahte, einen schweren Kampf zu bestehen: wäre ihr das Lügen leichter geworden, so würde sie hier geblieben sein und sich krank gemeldet haben. Aber mittags war sie wieder da und abends und so weiterhin.

Die Pflege des Kindleins, an dessen Lebensfähigkeit der Arzt von vornherein zweifelte, erforderte doppelte Aufmerksamkeit; Elfridens Schwäche aber nahm infolge anhaltender Schlaflosigkeit und, wenn auch nicht starker Fieberanfälle zu und erregte Sorge. Sie konnte sich noch nicht darein ergeben, daß sie nun hier zurückgehalten war und bleiben, daß sie ohnmächtig auf dem Lager aushalten mußte, das ihr von verschmähter und mißbrauchter Liebe und Güte bereitet war. Statt fern, an unbekanntem Ort den Beistand ihrer schweren Stunde zu verdienen, zu erzwingen, mußte sie hier wie ein Götze Dienst, Liebe, Huldigung annehmen, ja, sie mußte sogar für die Pflege, mit der man ihren Stolz marterte, wider Willen mit Worten und Blicken danken, mit Blicken, an denen alle, Herman und Klara so gut wie Frau Feinäugle und die Hebamme, sich wie an seltenen Sonnenstrahlen zu wärmen und zu laben schienen! Wie brachte sie es nur fertig, mit freundlichen Blicken zu danken!

So lag sie Tage und Nächte lang und sah die verflossenen Wochen und Monate

wie anklagende Opfer ihres Irrtums herumstehen in unentrinnbarem Kreis. Und wenn sie die Wallungen des Fiebers über sich kommen fühlte, so bot sie sich dar wie einem Bad und hoffte in ihnen Bewußtlosigkeit und Ruhe zu finden. Aber das Fieber war auch nur gleichsam ein aus ihr selbst, ihrem Herzen und Hirn aufgereizt strafender Wille, der diesen eitlen, nutzlosen Leib packte und schüttelte, ihn heiß und kalt machte und den aufgerüttelten wiederum der Selbstbetrachtung hinwarf.

Eines Mittags erwachte sie langsam und hörte das Kind im Nebenzimmer wimmern. Sie schaute um sich und erblickte auf dem Tisch einen Strauß von Wiesenblumen und Gräsern, deren zarte, stille Reize sie besonders liebte und der Pracht der Gartenblumen vorzog. Sie schüttelte gerührt lächelnd den Kopf, indem sie auf das gleichmäßige, schwache Schreien des Kindes horchte. Sie räusperte sich. Sofort öffnete Herman die Tür und Klara rief:

„Wir kommen! wir haben es nur herausgeholt, damit es dich nicht stört."

Sie brachte das Kind, legte es neben die Kranke aufs Bett und deckte es auf:

„Ist es nicht goldig?!" sagte sie. „Schau nur die Fingerlein und Ärmlein, wie fein und rund!"

Elfride betrachtete es mit mütterlicher Wonne, obschon sie das klägliche, noch mit einem Flaum überzogene Tierlein durchaus nicht goldig fand. Umso unmittelbarer empfand sie aber in Klaras Worten deren Liebe und, als sie aufschauend ihre und Hermans herzlich freudige Blicke sah, da stürzten ihr plötzlich die Tränen aus den Augen, sie sank zurück und überließ sich heftigem Weinen. Sind sie schön! Sind die beiden schön! klang es in ihr.

„Siehst Du?" sprach Klara zu dem Kind, „das Mutterle will dich nicht so allein weinen lassen, du Tunichtgut! Die Mütter nehmen immer Partei für die Herren Söhne, das gehört sich so. Nun wollen wir dir doch schnell den Willen tun, damit die arme Seele Ruhe hat! Tapferle, tapferle!" Sie zog einen Stuhl herbei, nahm das Kleine auf den Schoß und packte es ein. „Und wie der Bursch schon das Trinken versteht!" fuhr sie fort. „Immer nur einen halben Schluck wie ein alter Weinschmecker."

Als dann das Kind besorgt war, streckte Elfride, immer noch in stillen Tränen, Klara und Herman ihre Hände entgegen, drückte ihnen heftig die ihrigen und drehte sich ab.

So gleichmäßig ihr all die Tage her diese Liebe begegnet war, nun zum ersten Male wurde Elfride so getroffen, daß sie dieselbe rein und, ohne sich zu sträuben, empfinden konnte. Es war nichts besonderes geschehen, nur die Gunst des Augenblickes ließ es besonders wirken, und Elfride konnte in schmelzendem Gefühle den beiden unbedrückt und von Herzen ins Auge schauen. Nun auf einmal erkannte sie, daß die hingebende Pflege, die sie erfuhr, den anderen nicht eine Pflicht, nicht ein Opfer des Mitleids sei, sondern die freudige Äußerung liebender, gütiger Kraft, wie ein Lied aus dem Herzen der Lebensfreude steigt, weil sie sich Luft machen muß.

Wodurch hätte sie auch einen Liebesdienst verdient! Was man an ihr schätzen mochte, war Schein, allenfalls noch Fähigkeit, schlummernde Möglichkeit, keine Betätigung, keine erfreuende, spendende Arbeit!

Außer sich Trost und Halt zu suchen, war nicht ihre Art. Aber was für einen Wert hatte sie, wenn auch nur für sich, in ihr Leben gepflanzt, an dem sie sich freuen und stärken könnte? Sie hatte ihr Leben gefristet, nicht durch befriedigende Arbeit sondern in kaltem, engherzigen Tauschgeschäft ein paar Stunden gleichgültigen Tuns gegen das nötige Geld hingebend. Sie hatte ihre freie Zeit mit nicht alltäglichem Genuß erfüllt, aber auch hierin nur empfangend, von der Natur, von der Kunst Geschenke nehmend. Nie tätig, nie schenkend, nie verschwendend! Wie eitel, wesenlos stand sie vor sich! Indem sie Glück und Frieden in kühler Eingezogenheit auf sich selbst erhoffte, kein Wunder, daß die erste blutheiße Lebenswelle sie umgeworfen und dahin getragen hatte, wo sie jetzt lag, zerschlagen, beschämt, jede Güte als Qual empfindend! Nicht einmal ihr gesunderhaltener, wohlgestalteter Leib, den sie so stolz bewegt hatte, war der Rede wert! Seine Kraft hatte nicht ausgereicht, das Kind allen Anfechtungen zum Trotz bis zur natürlichen Reife auszutragen, und die Pracht ihrer Brüste versagte dem Würmlein die mütterliche Nahrung.

Wie viel brennender und tiefer auch diese Schmerzen eindrangen als der Kummer der vorigen Tage, sie fanden ihre Linderung in Elfridens Vertrauen auf sich selbst, auf die Kraft ihrer Erkenntnis und auf ihren Willen. Mit eifersüchtiger Teilnahme fing sie nun alles zu verfolgen an, was um sie her geschah, und tat in Gedanken alles mit; ihr Herz suchte in alle Motive und Absichten der anderen einzudringen, um der Scham zu entgehen, es selbst hätte eine Regung fremder Güte nicht verstanden, nicht gefühlt! Und voller Sehnsucht erwartete sie den Tag, wo sie aufstehen, die Sorge für das Kleine selbst übernehmen und den anderen sich dankbar erweisen könnte.

Von Stund an fühlte sie sich im Herzen weich und jung und frisch. Und wenn ihr Klara oder Herman das Kind auf einige Augenblicke reichten, damit sie es, während umgebettet wurde, warm hielte, mußte sie sich Gewalt antun, um es nicht heftig an die Brust, an das Gesicht zu pressen, so inbrünstig empfand sie es als Talisman, den ihr das Schicksal auf ihren weiteren Weg mitgab.

Von da an erholte sie sich.

Als Klara etliche Tage später abends im Garten ankam, traf sie Herman auf und abgehend. Beim Gruße sah er ihr seltsam fest in die Augen, als wollte er etwas sagen oder fragen.

Sie wandte den Blick ab und fragte:

„Wie geht's? Schlafen sie?"

Er nickte kurz, drehte sich um und ging mit ihr den Weg hin. Nach einer Weile fragte er:

„Was gibt's? Was ist los?"

„Wieso?" erwiderte sie betreten.

„Deine Augen sind so grün und so blank: hat dich eins geärgert oder hast du etwas Hervisches vor?"

„Mohrenelement!" rief sie. „Muß man denn sich auch alles ansehen lassen!"

Er zuckte die Achseln.

Sie erzählte, sie habe im Geschäft ein Versehen gemacht. Herr Kühner sei zufällig darüber gekommen, habe ihr das Buch hingeworfen und einen Lärm gemacht, als ob sie noch nie eine richtige Zeile geschrieben hätte. Auch habe er sich vor fünf Tagen, als sie einmal zu spät kam, so kleinlich nachrechnerisch benommen, als ob ein anständiger Mensch nicht ganz von selbst ein Versäumnis wieder einzubringen suche! Das habe sie schon empört; heute aber habe sie einfach ihre Stelle aufgekündigt.

Herman hörte ruhig zu und sagte:

„Nun, du hast diese Stelle gefunden, du wirst auch wieder eine finden!" und fing an, die Möglichkeiten und Wege dazu durchzusprechen. Als dann Klara ins Haus wollte, um nachzusehen, faßte er die Weggehende am Arm und sagte:

„Aber Ruhe!"

Die klanglosen Worte erschreckten sie, herumfahrend und mit großen Augen schauend, rief sie:

„Was ist?"

Er nickte nur schwer und biß die Zähne aufeinander.

„Das Bubi?" flüsterte sie.

Er nickte und sah zu Boden.

„Warum sagst du das jetzt erst!" sprach sie und die Tränen flossen.

Er zuckte die Achseln und ging fort.

Als sie hinaufkam, fand sie Elfriden, die über Mittag aufgewesen war, wieder im Bett, aufrecht in den Kissen sitzend. Das Bettchen des entschlafenen Kindes stand wie sonst vor ihr auf zwei Stühlen. Klara küßte sie und sank ihr aufschluchzend an die Brust. Elfride schlang den Arm um sie und drückte sie an sich, schaute aber trockenen Auges starr in die Helle des Fensters.

Sie hatte sich schon in den letzten Tagen nicht verhehlt, daß das arme Kleine, das kaum Nahrung nahm und fast nur von dem bißchen mitgebrachter Lebenskraft zehrte, sie wieder allein lassen würde. „Verdient hab ich ja auch nicht, daß es bleibt!" murmelte sie manchmal, wenn sie meinte, ihr einziges Lebenslicht in diesem verglimmenden Fünklein sehen zu müssen. Nun war es erloschen. Das einzige Wesen, dem sie sich unbedingt hätte hingeben können, war ihr genommen, und der kaum erschienene Weg in die Zukunft hinein schien wie im Traumbild wieder verwischt. Aber nicht einen Augenblick war ihr mit dem Kinde auch die Zuversicht verschwunden.

Von Herman und Klara trennte sie ihr Bewußtsein und Schamgefühl: unwert aller Liebe und Hingabe, die sie genossen, würde sie es nicht vermögen, in der Gemeinschaft weiterzuleben. Und dann suchte sie auch einen harten, steilen Weg, der alle Seelen- und Geisteskräfte wecken und verzehren müßte! Sie brauchte ein

Ziel, das die Richtung ihres Lebensweges dem Zufall enthob und ein für allemal bestimmte, eine Tätigkeit, die als das freie Spiel wesenseigener Kräfte zugleich das unmittelbare Wirken für andere in sich begriff. Gleich in der Stille, die der Tod ins Haus und in ihr Herz brachte, begann sie zu suchen. Lange suchte sie im Leeren herum. Ehe sie zu bauen anfing, ein neues Fundament mit den alten Steinen, mußte sie das Haus fertig im Geiste vor sich sehen.

Der Besuch des Arztes, der am anderen Morgen das Tote zu sehen kam, brachte ihr Klarheit. Er sah Elfriden, die verweigert hatte, sich von ihm behandeln zu lassen, verwundert an, und wie sie jetzt, auf dem Sofa sitzend, seinen skeptischen Blick auffing, wußte sie unmittelbar, was sie wollte.

Sie mußte ihr Leben fristen und sich zum Abiturientenexamen vorbereiten, mußte das Leben fristen und fünf Jahre studieren, — schwer!

Sie atmete auf. Jetzt fühlte sie sich ihres Lebens sicher.

Achtes Kapitel

Am folgenden Sonntagnachmittag erwachte Klara, als die Sonne durch die abziehenden Wolken drang und aus zwei Fenstern der beleuchteten gegenüberliegenden Häuserreihe grellen Spiegelglanz ins Zimmer herüberwarf. Seit dem Tode des Kindleins war sie abgespannt und schlafbedürftig und hatte sich auch heute nach Tisch aufs Bett gestreckt. Sie schloß die Augen wieder und überlegte, wie sie sich den Nachmittag vertreiben könnte. Zu Herman und Elfriden zu gehen, verlockte sie nicht: Herman arbeitete jetzt meistens wie ein Gärtnerbursche in den Beeten mit; leistete er aber einmal Gesellschaft, so sprach er kaum oder nahm gar ein Buch vor. Elfride saß still nachdenklich und sah ins Grüne. Ob sie an ihr Kind dachte oder wirklich an gar nichts, wie sie vorgab, war nicht festzustellen; jedenfalls ging sie auf nichts recht ein und verteidigte sich mit dem Vorrecht der Genesenden, müd und dämmerig und langweilig zu sein. Klara dagegen sehnte sich nach herzlichem Gefühlsaustausch, nach jemand, mit dem sie immer wieder von dem gestorbenen Knäblein reden könnte, und daß die andern beiden diesem Verlangen auswichen, verübelte sie ihnen. Das kleine Wesen hatte ihr vom ersten Tag an alles ersetzt, was ihr fehlte. Die kurze Zeit dieser Pflege war die zufriedenste gewesen, deren sie sich seit Jahren entsinnen konnte, und sie sehnte sich ohne Ende danach, das Kindlein nur noch einmal hin- und hertragen und sacht an sich drücken zu können, es auf den warmen, sammetweichen Kopf, auf die zierlichen Fingerlein zu küssen. Jetzt fühlte sie eine nie gekannte Leere und Verlassenheit und machte sich immer wieder einen Vorwurf daraus, daß sie nicht beizeit kurzer Hand ihre Stelle verlassen und sich ganz und gar der Pflege hingegeben hatte; vielleicht wäre das Kind doch zu retten gewesen.

Und nun mußte sie ihre Stelle ja doch bald verlassen. Wie ihr vor dem Suchen einer neuen graute, vor diesem Bittstellertum; denn anders empfand sie es noch nicht.

Um sich zu vergessen, hatte sie mit Hast den während der Pflegezeit vernachlässigten Verkehr mit den Bekannten wieder aufgesucht; aber mitten in erregter Lustigkeit war ihr oft plötzlich, als hörte sie das quäkende Schreien des Säuglings, als spürte sie seine leichten, zarten Gliederlein in den Händen, als müßte sie das zerbrechliche Körperchen liebkosend an ihre Wange halten, und dann kostete es sie Mühe, nicht laut aufzuweinen. In solcher Anwandlung hatte sie am Vormittag die andern, mit denen sie sich lange im Stadtgarten belustigt hatte, verlassen und beschlossen, sie eine Zeit lang zu meiden. Es war doch abscheulich, den Schmerz in Vergnügen zu ersticken.

Jetzt aber auf dem Bette liegend war sie wieder dem Wunsche nach lauter, fideler Gesellschaft nahe.

Plötzlich sprang sie auf und an den Tisch, legte ein Blatt Papier auf, griff zum Bleistift und begann zu zeichnen: das Kind war ihr, wie sie es immer schlafend liegen gesehen, so klar und scharf vor Augen, daß sie es endlich zu treffen glaubte. Ein paar Mal hielt sie ein und schloß die Augen, um sich das Bild aufs neue hervorzurufen, doch kam es immer blässer, und als sie schließlich die neue Zeichnung mit früheren Versuchen verglich, deren ein halbes Dutzend schon in ihrer Mappe lag, da war es nicht viel besser. Gleichwohl arbeitete sie daran weiter, zeichnete so gut es ging, das Köpfchen auf dem Kissen durch und versuchte sogar eine Umrahmung, brachte aber keine zustande. In ihrem Skizzenbuch blätternd, ob sich nichts Geeignetes vorfände, stieß sie auf jene Skizze des Löwenzahnschattens und mühte sich nun lange ab, daraus etwas zu machen; aber das Abbild der Natur wollte sich nicht zum Ornamente fügen. Entmutigt warf sie das Blei hin und betrachtete das Köpfchen. Seltsam, wie stark hier die Ähnlichkeit mit Herman hervortrat! Sie verglich die andern Versuche, die größtenteils dieselbe Ähnlichkeit aufwiesen, viel stärker, als sie in Wirklichkeit aufgefallen war. Unwillkürlich nahm sie wieder das Blei und versuchte, Hermans Kopf festzuhalten. Es gelang nicht.

„Keine Schule!“ seufzte sie. „Nichts gelernt, nur gepfuscht! Es war alles gleich zu langweilig.“ In dem fing sie an, das vor ihr stehende Tintenfaß, einen Kristallwürfel mit Messingdeckel abzuzeichnen, und bemühte sich besonders, den vielfachen Wechsel des Lichtes aufs Genaueste abzuschattieren. Das gelang leidlich und so fuhr sie noch geraume Zeit fort, einfache Gegenstände wiederzugeben, empfand ein seltenes Behagen an dieser bescheidenen Kunstübung und vergaß darüber alles. Als sie endlich aufhörte, nahm sie sich vor, häufiger eine freie Stunde auf diese Weise auszufüllen, und machte sich in zufriedener Stimmung fertig, um Elfriden und Herman zu besuchen.

Kaum war sie einige hundert Schritte gegangen, da erkannten ihre Falkenaugen in der Ferne den Studiosus Eugen Gabler, der mit einem andern Jüngling langsam einherschlenderte.

„Wenn du bei den Weibern ankommen willst,“ belehrte er gerade den Begleiter, „so mußt du es ganz anders anfangen! Du willst immer gescheite Dinge vorbringen, das kann man ja gar nicht, ist ihnen auch viel zu langweilig. Rede, was

dir gerade in den Sinn kommt, sei frech oder sentimental! Das Weib denkt ja nicht. Es ist Gefühl und handelt aus Gefühl: du mußt also ihr Gefühl erregen und, wenn nötig, ihr dann irgend einen Spruch geben, mit dem sie ihr Gefühl rechtfertigen kann! Kühl bleiben! Nie auf eine Antwort warten lassen, besser eine Viecherei reden als nichts! Und Geduld haben in der Hauptsache, nicht meinen, es müßte im Wuppdich mit ihnen gehen. Langsam unterminieren! die meisten sind menschlich. Und wenn du mit einer so weit bist, daß du meinst, sie muß dir in den Schoß fallen, dann: — Sturm! Keine Flausen! ein bißchen brutal schadet gar nichts! Der Anschein von Leidenschaft und Überwältigung schmeichelt ihnen! — Ja, Männchen, manchmal kostets Mühe!" er stockte plötzlich, da er wenige Schritte vor sich Klara erblickte. „Verflucht und zugenäht!" brummte er, dann grüßte er tief. Nachher sprach er in ärgerlichem Ton zum andern:

„Ja, du — verzeih! jetzt muß ich da der Dame in Trauer nach und kondolieren. Habs schon die ganze Woche verbummelt, nun muß ich ihr auch noch begegnen! Wahrscheinlich komm ich nicht so schnell los. Also — wenn ich nicht sofort wiederkomme, sehen wir uns heut Abend wieder. Bis dahin —!"

Er gab ihm die Hand und eilte Klara nach.

„Meine Reverenz!" sagte er sie einholend. „Rosen und Tauben auf Ihren Weg! — Und das allgemeine Menschenrecht, hier neben Ihnen die Straße zu benützen, mir als spezielle Gnade von Ihnen, — s'il vous plaît!"

„— wenn Sie versprechen, mir den ganzen Weg durch so geistreiche, blumige Sprüche zu verkürzen!"

„Versprechen will ich Ihnen alles, beim Bart des Propheten, beim Ellenmaß und der Couponschere und dem verrutschten Kontorrock meines Alten, alles, nur nicht, daß ich es halte. Ich bitte Sie aber, im Versprechen wie im Vorbehalt den Zwang Ihrer Unwiderstehlichkeit zu erkennen. Wie sollt ich es über mich bringen, diesen Weg zu verkürzen!"

„Nun, da müssen Sie sich halt auch einmal überwinden!"

„Also sprach Zarathustra: Was redest du von Selbstüberwindung! Alle andern sollst du überwinden in dir! Das sei dein Sieg! Mir aus der Seele gesprochen!"

Klara schwieg, indem sie den Spruch ernst nahm und über das Gebot nachdachte.

„Sie scheinen heute ein wenig pensif zu sein," nahm Eugen Gabler wieder das Wort. „Im Augenblick, ehe ich Sie vorhin sah, mußte ich daran denken, wie Sie heute Vormittag auf einmal so still wurden."

Klara antwortete nichts und sah stirnrunzelnd vor sich hin.

„Was haben Sie für einen Kummer?" fragte er mit gedämpfterer Stimme. „Sie haben einen, ich weiß es. Es drückt Ihnen etwas das Herz! Aber glauben Sie doch nicht, daß es durch Verschweigen leichter wird. Und wozu haben Sie denn Freunde, wenn Sie sie nicht teilnehmen lassen! — Freilich, wenn ich Sie bekümmert und verschlossen sehe, dann heißt das ja eigentlich, daß ich nicht zu Ihren Freunden gehöre und kein Recht zu fragen habe. Aber — ich kann mich darein nicht ergeben.

Ich folge meinem Gefühl, wenn ich mich auch der Gefahr aussetze, zurückgewiesen zu werden. — Darf ichs nicht wissen?"

Klara empfand die Fragen als zudringlich; da sie aber an der Ehrlichkeit der Teilnahme nicht zweifelte, so tat sie ihr zugleich auch wohl. Um auszuweichen und doch den guten Menschen nicht zu verletzen, sagte sie:

„O es ist nichts wichtiges oder schon wichtig genug, wird sich aber von selbst erledigen. Ich habe meine Stelle gekündigt und solange man noch keine andere hat, macht man sich manchmal plötzlich Sorgen."

Eugen Gabler war von dem Geheimnis sehr enttäuscht und etwas beengt, etwa wie wenn ihn einer angepumpt hätte, fragte sie aber über ihre Tätigkeit genauer aus und meinte, nun freue ihn seine Zudringlichkeit erst recht; denn er habe nichts als Kaufleute und Fabrikanten in seiner Verwandtschaft und könne ihr vielleicht dienen. Nachdem er dann nochmals vergebens versucht hatte, Klaras ernste Stimmung zu durchbrechen, hielt er weitere Bemühungen für einen strategischen Fehler, schützte eine häusliche Verabredung vor und, mit gewichtigen Worten seine Freundespflicht betonend, verabschiedete er sich. Sie dankte ihm ein wenig beschämt und gerührt, und er freute sich des guten Abganges, der seine Spur bei ihr zurücklassen mußte.

Und darin hatte er recht. Klara empfand hinterher seine freundliche Teilnahme umso tiefer, weil sie ihm nicht die Wahrheit gesagt hatte. Mochte er auch manchmal übermütig und leichtsinnig erscheinen, nun zeigte er durch seine warmherzige Bereitschaft, daß er ein ganzer Kerl und zu jugendlichem Übermut berechtigt sei. Wie freute sie sich darüber, daß sie nie dem eigenen oder fremden Mißfallen an seinem Wesen nachgegeben hatte!

Voll guten Mutes trat sie in den Garten, wo die Nelken und Rosen dufteten, und die Lilien längs des Weges, meist abgeblüht, die kantigen Samenkapseln zeigten. Sie ging ins Haus, da das Wäldchen jetzt selten aufgesucht wurde.

Herman saß in der Wohnstube auf dem Sofa, den Kopf zurückgelehnt, nachsinnend. Als er Klaras Schritt auf der Treppe hörte, fuhr er auf, langte ein Buch vom Regal und legte es aufgeschlagen vor sich auf den Tisch.

Sie trat ein, machte behutsam die Tür zu und flüsterte, auf das Nebenzimmer weisend:

„Schläft Elfride?"

„Nein!" sagte er und reichte ihr über den Tisch die Hand.

„Ist sie drin oder drunten?" fragte sie ablegend. „Wie gehts immer?"

„Gut, so weit. Sie läßt dich grüßen."

„Ausgegangen —?" rief Klara verwundert.

„Mhm!" Er nickte, zog einen Brief aus der Tasche und gab ihn hin mit den Worten: „Als ich am Vormittag vom Ausgang heimkam, lag er auf dem Tisch."

Klara entfaltete ihn mit zitternden Händen und überflog ihn aufgeregt, dann las sie ihn nochmals, da ihr alles andere außer der Tatsache des Abschieds entgangen war:

Lieber Herman, ich muß dich verlassen. Ich werde in deiner Abwesenheit gehen, weil ich den Abschied fürchte. Du wirst erschrecken und zürnen, aber dich nicht wundern; und das tröstet mich. Die Liebe, Nachsicht und unermüdliche Sorge, die ich von dir erfuhr, war so schön, daß ich dir nicht dafür Dank sagen mag. Das Bewußtsein, eine Liebesfülle, deren ich nicht fähig gewesen wäre, unverdient genossen zu haben, soll als eine Schuld in mir bestehen bleiben! Ich habe dir aber mehr zu danken, als du weißt und als ich mir träumen ließ; es ist mir erst in jüngster Zeit aufgegangen. Daß ich dir dies schreibe und so ungeduldig fort, der Zukunft entgegengehe, besonders aber, daß auch ich jetzt, in bestimmtem Sinne für immer von dir Abschied nehmend, unsere Herbsttage von ganzem Herzen segnen muß, sagt dir genug. Grüße Klara! Ich küsse ihr die Hände wie dir. Auf Wiedersehen! Elfride.

Klara atmete schwer auf und fragte, Herman groß anschauend:

„Was meint sie? Was hat sie vor?"

„Ich weiß nicht," antwortete er und fuhr erst nach einer Weile fort: „Du weißt ja, daß sie in letzter Zeit wenig gesprochen hat; aber sie sprach behutsamer und milder, als sei ihr ein Mißtrauen gegen sich selbst gekommen. Ich durchschaue sie heute so wenig wie vorher. Das aber scheint mir klar, daß sie irgend eine Aufgabe für sich entdeckt hat und darauf los will."

„Sie wird am Ende — Diakonissin?" sprach Klara.

Herman schüttelte den Kopf:

„Mit dem roten Kreuz oder der Photographie des himmlischen Bräutigams auf der Brosche! Du hast Ideen!"

„Ja, was denn?"

„Ich weiß nicht. Aber daß ihr klar geworden ist, an einer Ladenkasse zu sitzen und Zahlen zusammenzurechnen, sei für sie kein anständiges Leben, das fühle ich."

Klara schwieg, indem sie in Hermans Worten auch einen Stachel für sich empfand.

Lange gingen sie danach im Garten hin und her, sprachen manchmal eine Vermutung, eine Hoffnung, einen Wunsch aus und kamen allmählich auch auf anderes.

„Gabler begegnete mir vorhin," erzählte Klara; „er meint, er könne mir vielleicht zu einer Stelle verhelfen, er ist mit der halben Geschäftswelt verwandt."

Herman machte Mhm.

„Ich finde das riesig nett von ihm!" betonte Klara. „Ich hätte ja gar nicht daran gedacht. Er hat es zufällig erfahren und mir seine Bemühung ganz von selbst angeboten. Das hat mich doch sehr gefreut."

„Mhm."

„Ja, ich sage dir's extra," fuhr sie fort, „weil du doch immer so spöttisch von ihm sprichst."

„Laß mich doch mit dem Lausbuben aus!" sagte Herman in gemächlichem Tone. „Gestern ist er wieder an mir vorbei, es hat mir in der Hand gezuckt. Wäre ich noch Student, so würde ich ihn anrempeln und kontrahieren. Daß du mit so einem Gimpel verkehren magst, zeigt, wie unberaten und urteilslos du noch bist."

Die Ruhe, mit der er gesprochen hatte, verletzte sie besonders. „Nun —" sagte sie endlich, „wer von uns beiden urteilsloser ist, du oder ich, das wird sich eines Tages herausstellen." Es wurmte sie, ihm nicht kräftiger dienen zu können.

Er entgegnete nichts.

Plötzlich lachte sie gewaltsam hinaus.

Herman sah sie groß von der Seite an und sprach:

„Nun? lustig? Darf man mithalten?"

„Ich lache über dich!" rief sie schnippisch.

„Bitte —! Ich stehe immer gern zur Verfügung."

„Nu — im Grunde ist deine ganze pathetische Affäre die schnurrigste Komödie geworden! So lackiert —!"

„Meinst du?"

„Jawohl!" rief sie, vergnügt, ihm heimzahlen zu können. „Etwa nicht? Die Elfride kommt und du fühlst dich moralisch verpflichtet, es ihretwegen mit deinem Erbonkel zu verkratzen; du läßt dich stolz wie ein Spanier vom Amt verabschieden, gibst ihr zu Liebe deine ganze Zukunft dran, — und nun sitzt du da! Tant de bruit —!"

Erst antwortete er nichts, und nun erschien ihr die Schadenfreude schon häßlich, so wohl auch die Erleichterung tat.

„Auch eine Auffassung!" sagte er endlich. „Und ich will dir sogar gestehen, daß ich in dieser Zeit noch mehr, als du weißt, drangegeben habe. Wenn ich aber etwas tun muß, so frag ich den Teufel danach, ob es den unmittelbaren Erfolg hat oder nicht! Unser Handeln wirkt nach mehreren Dimensionen, und die ersichtlichste ist oft die gleichgültigste. Wenn du nur für diese Sinn und Verstand hast, so sei doch vorsichtiger mit deinem Urteil!"

Sie lächelte gezwungen und erwiderte:

„Nun, 's ist nur gut, daß du dirs gleich mit weisen Sentenzen zurechtlegen kannst! Beneidenswert!"

„Klara!" sprach er ruhig, „Wie wär's, wenn wir irgend ein gescheites Buch lasen? Geh, hole die Odyssee, wenn Elfride sie nicht mitgenommen hat; wir haben ja noch sechs Gesänge zu lesen."

Langsam holte sie das Buch und las weiter, wo Elfride ein Efeublatt als Zeichen eingelegt hatte, und der Abend verlief in Ruhe.

Davon, daß sie sich Herman gegenüber bloßgestellt hatte, ließ sich Klara nicht länger anfechten, während sie sich Vorwürfe machte, Gabler nicht besser verteidigt zu haben. Deshalb war sie im Verkehr mit diesem befangen und nachgiebiger als sonst und ließ sich manchmal zu einer Verabredung bereit finden, wann sie lieber zu Hause geblieben wäre, um zu zeichnen und zu lesen, oder bei Herman nachgefragt hätte, ob noch keine Nachricht von Elfride da sei. Gabler dagegen empfand diese Annäherung als einen Erfolg seiner Taktik, und vergaß nie, von seinen Bemühungen und von aufgehenden Aussichten zu reden. Mit Ungeduld sah er seinen Weizen blühen.

Eines Abends hatte sich das Trüpplein verabredet ein Feuerwerk anzusehen, das eine festfeiernde Gesellschaft im Stadtgarten abbrennen ließ. Klara hatte sich nach Geschäftsschluß den in früheren Jahren selbstverständlichen Luxus eines Rheinbades gegönnt und wurde auf der Heimfahrt von Gabler überrascht. Er wich auch in der Stadt nicht mehr von ihr und gefiel sich darin, ihr ohne Ende von den vorurteilslosen Badesitten in belgischen und englischen Seebädern zu erzählen, wo die Geschlechter erfreulicherweise in heidnischer Unbefangenheit mit einander badeten, während die ekelhafte deutsche Prüderie die Männer- und Frauenbäder trenne und sich mit Hilfe des Opernguckers entschädige, was doch gewiß scheußlich sei. Daran fügte er einige, schon früher verfochtene Meinungen über Liebe und Ehe, über das trotz Kirchen- und Modemoralsatzungen unverlierbare Naturrecht des Menschen, sich frei und unverkümmert auszuleben; — über den lächerlichen Betrug der Tugendbolde, die das, wozu sie selbst nicht frei und groß genug dächten, anderen verbieten wollten, und pries die unvergleichliche Schönheit der elementaren Liebesgewalt, die auserlesene Menschen, „Menschen", nicht Puppen, über alle Vorurteile und moralischen Drahtzäune hinweg in Freiheit einander in die Arme werfe.

Klara, die sonst in eitler Freude an ihrer neuen Kühnheit und Unbefangenheit des Denkens mitphilosophiert und kühlen Sinnes mitgeschwärmt hatte, fühlte sich heute geniert. War es, weil sie allein zuhörte statt in Gesellschaft und darum alles direkt an sich gerichtet empfand, oder sprach Gabler wirklich hitziger und persönlich zudringend: seine Blicke verwirrten sie, seine Sprache erschien ihr unpassend, und wenn sie nicht gefürchtet hätte, als prüde Pute verlacht zu werden, würde sie ihm gewehrt haben. So beschränkte sie sich darauf, nichts zu erwidern, und so oft sie konnte, von etwas anderem anzufangen. Sie atmete auf, als die Freundinnen zu ihnen stießen, und war auf dem Wege nach dem Festplatz hinaus um so vergnügter.

Dort waren die anliegenden Straßen schon gedrängt voll von wartender Menge, die sich mit Scherzen und billigem Lachen die Zeit vertrieb. Als endlich einige Raketen das Zeichen gaben, drängte alles näher hin. Klaras Gesellschaft wollte beisammen bleiben, um auf dem Heimwege noch gemeinsam einzukehren, kam aber im Treiben doch auseinander und Klara sah nur noch Gabler bei sich, der zu ihr sagte:

„Nehmen Sie meinen Arm, daß wir einander nicht auch noch verlieren. Wir wollen die anderen dann schon wieder finden."

Sie tat es und sie wanden sich hindurch, bis sie einen genehmen Standpunkt hatten. Da man zu enge stand, ließ Klara des Begleiters Arm los und trat vor ihn.

Das Feuerwerk brannte hinter den Büschen los und beleuchtete plötzlich tausend staunende Köpfe ringsum. Die Feuerräder wirbelten und sprühten wie flüssiges Gold auf dem Hintergrunde riesiger Parkbäume, Schwärmer und Frösche prasselten hin und her, Raketen fuhren zischend in die Nachtluft empor, als strebten

sie zu dem oder jenem hochherabblinzelnden Sterne hinauf, und wenn sie sich neigten und ihre farbigen Sterne verspritzten, war es, als ob auch die Himmelssterne sich darüber senkten.

Klara fühlte plötzlich einen Arm um ihre Hüfte. Sie erschrak und konnte doch keine Abwehr leisten, da sie sich schämte. Sie achtete nicht mehr auf das Feuer- und Funkentreiben, sie hielt stille, krallte ihre Hände ineinander und wartete, und seltsam mischten sich in ihr heillose Angst und ein kleiner Abenteuertrotz.

Die Raketen stiegen und versprühten in allen Sternfarben, die Leute jauchzten und wiesen dahin und dorthin, Klara dachte, sie habe es zu ernst genommen, es sei wohl nur des Zusammenhaltens wegen; schon mancher Tänzer habe sie ja umfaßt. Nur sprach Gabler nicht mehr, und sie wagte es nicht.

Eine herüberverirrte Rakete ließ gerade über der Menge ihre Sterne fallen, alles legte den Kopf zurück und schaute empor; auch Klara, unwillkürlich. Da fühlte sie die Hand an ihrer Hüfte emporgleiten, sich unter ihrem Arme durchschieben und drücken. Sie zitterte. Was tun! Mit Mühe hielt sie sich aufrecht. Ihre Hände krallten sich ineinander, daß ihr die Nägel durch die Filethandschuhe wehtaten. Da zog sie, ohne sich sonst zu regen, rasch den linken Handschuh ab, schlug plötzlich ihre Nägel tief in jene Hand hinein und riß mit der Kraft der Wut über die ganze Hand hin.

Die Hand fuhr zurück, während ein Fluch und unterdrücktes Stöhnen hörbar wurde. Gabler schien sich zu bewegen, die Leute schimpften, weil er sie stieß. Klara schaute nach ihm um, der seine blutende Rechte mit der Linken deckte, und sie sprach:

„Ach, war das Ihr Fuß? hab ich Sie getreten? Pardon!" und drehte sich wieder zum Feuerwerk hin. Sie sah nichts, ihre Beine trugen sie kaum, ihre Ohren dröhnten, sie bebte vor Aufregung und Triumph. Noch einmal hörte sie jenes schwer unterdrückte Stöhnen, dann, wie Gabler mit den dringenden Worten:

„Bitte, lassen Sie mich durch! mir ist nicht wohl!" sich entfernte.

Als sie ihn nicht mehr hörte, ächzte sie auf. Es drängte sie fort, in einen Winkel, wo sie atmen und weinen könnte. Aber wenn sie den ekelhaften Menschen wieder traf —! Sie zwang sich und blieb. Während sie ihre wehrhafte Linke mit dem Handschuh abwischte, dann auch noch den rechten Handschuh auszog und die Linke abwischte und dann beide Handschuhe auf den Boden warf, schaute sie umher, prüfte bei den blitzhaften Lichtern des Feuerwerks die ab und zu erhellten Gesichter der Umstehenden und wählte ein Paar aus, an das sie sich auf dem Heimweg im Notfall wenden wollte.

Endlich war das letzte Fünklein verglüht, und ein unwirtliches, widerliches Dunkel blieb wie eine Enttäuschung zurück, deren sich die heimdrängenden Zuschauer durch eifriges Rühmen und Erinnern zu erwehren suchten. Klara ging wie ein Hündlein hinter jenem Paar her, bis sie sich in sicherer Straße sah, dann lief sie, ihren Tränen endlich nachgebend und schluchzend voran. Die unerträgliche Schande jenes Augenblickes erfüllte ihr so Herz und Sinn, daß ihr erst in Hermans

Garten, angesichts des hellen Fensters, bewußt ward, wohin ihr Sicherheitsverlangen sie getrieben hatte.

Da fuhr sie entsetzt zurück.

Leise schritt sie durch den Garten nach dem Wäldchen und setzte sich. O wär Elfride da!

Sie konnte nicht sitzen, sie war wie gebrochen. Und als säße auf der Bank eine mütterliche Freundin, in deren Schoß sie Trost und Ruhe fände, sank sie auf die Knie, legte die Arme auf die Bank und den Kopf darauf, schluchzte und weinte sich satt. Ihre Tränen näßten die Latten der Bank und tropften zwischen ihnen zu Boden und netzten den Kies, daß er in einem Strahl des eben aufsteigenden Mondes erglänzte.

Neuntes Kapitel

Klara war wieder allein, ihr Herz verlangte nach Herman und Elfride, nach den Eltern, nach dem auch ohne Aussprache wirkenden Trost der Liebe, dessen sie von klein auf gewohnt war. Und wieder wie das verzogene Kind, als das sie vor Monaten die Eltern verlassen hatte, wollte sie sich nicht zufrieden geben, nicht verstehen, was ihr widerfahren sei, nicht Schuld haben. Daß sie sich auf kluge Weise verteidigt hatte und Siegerin war, genügte ihr nicht, — ungeschehen wollte sie es wissen und diesen Willen wollte sie haben. Wenn niemand um sie war, schrie sie manchmal vor ohnmächtigem Zorn hinaus. Sie hatte früher einmal eine wohlerhaltene Ritterburg besucht, wo in engem, von Wohnräumen umgebenen Hofe noch ein Trumm des Galgens stand, mit Abscheu hatte sie es erklären hören und betrachtet, — nun labte es sie einige Minuten lang, sich dort auf die Holzgalerie zu denken, von der aus sie zusähe, wie einer aufgeknüpft würde und sich zu Tode zappelte. In der Nacht ersehnte sie den Zwang der Kontorarbeit, bei der Arbeit ersehnte sie den Feierabend, um sich an ihrem Elende zu sättigen. Aber der Stachel im schwärenden Herzen blieb und die Verlassenheit und Sehnsucht nach den Ihrigen währte.

Konnte sie Herman unter die Augen treten? War sie dadurch gereinigt, daß sie sich das Kleid vom Leibe gerissen und in ihrem eisernen Ofen sofort mit großem Papieraufwand verbrannt hatte!? — Daß sie Unrecht gegen ihn getan und ihn verhöhnt hatte, bedeutete nichts, das würde sich abbitten lassen. Sie fürchtete ihn. Sie fürchtete, ihm widerstandslos bekennen zu müssen, was sie jedem anderen ruhig verschwieg; ja, sie hatte manchmal ein Verlangen nach diesem Geständnis, als sei es eine Schuld gegen Herman, und doch schüttelte es sie bei diesem Gedanken.

Wenn sie jetzt Elfriden hätte! Wie wohl ihr jetzt deren Ruhe und Zurückhaltung tun würde! Aber eben, indem sie an jene dachte und sich mit ihr verglich, fing sie an, die eigene Schuld zornig und widerstrebend zu fühlen. Elfriden wäre keiner so begegnet; warum ihr? — Sie erwog diesen Gedanken nicht, sofort wich sie

von ihm zurück, aber wie eine Versuchung kam er ihr wieder und immer wieder nahe, drang in sie ein und wirkte.

Eine Stunde bei den Eltern sitzen, still, ohne zu sprechen, in der Dämmerung, ehe Licht gemacht wird, geborgen — was gäbe sie jetzt darum! Nein, in Demütigung und Hilflosigkeit nicht.

Tage um Tage ließ sie sich von verzweifeltem Heimweh auf Wege treiben, von denen sie immer wieder umkehrte nach ihrer einsamen Stube, und hier gelang es ihr nur selten, sich zeichnend oder lesend eine Stunde des Vergessens zu erschleichen.

Nachdem sie fast eine Woche hindurch das Zusammentreffen mit Mina Erb und den anderen ängstlich vermieden hatte, gab sie in einer Anwandlung von Gleichgültigkeit und Trotz gegen das Erfahrene ihrem Bedürfnis nach und suchte Mina auf. Aber deren heiteres, kühles und gewitzigtes Wesen tat ihr nicht wohl und so blieb sie wieder weg.

In diesen Tagen aber fand sie zu Hause einen Brief vor, den sie für eine Antwort auf ein Stellengesuch hielt und, da sie ihn unbefangen geöffnet hatte, fallen ließ. Er war von Gabler. Sie mußte aber doch wissen, was darin stand; sie kniete, um das Blatt nicht anzufassen, auf den Boden, las und wendete mit einer Schere um. Ironisch demütig und frech in einem Atem bat er um Verzeihung. Sie habe ihn für seine Unbesonnenheit mehr als genug gestraft; denn er sei nicht allein Schuld. In der verwirrenden Nähe von so viel Schönheit und Anmut, die er längst anbetete, sei er seiner Sinne nicht mehr mächtig gewesen. Für die Rache, die sie genommen, verehre er sie nur umso inniger, und zwinge seine unbewegliche schmerzende Hand, diese Zeilen zu schreiben, da er kaum abwarten könne zu hören, daß sie ihm nicht mehr zürne. In einer Nachschrift hieß es, er habe ihr übrigens an dem unglücklichen Abend noch eine Stelle nachweisen wollen, die er jetzt angab.

Klara trug den Brief mit der Schere zum Ofen und verbrannte ihn, dann wusch sie Hände und Augen.

Aber dieser Anblick des Besiegten tat ihr doch wohl und hob ihr Selbstgefühl. Mit leichtem Schritt und trotzigen Blickes ging sie nachher durch die Straßen und Abends faßte sie den Mut, Herman aufzusuchen.

Da er, in grobem, farbigem Hemd und Drillichhosen an einem Beet knieend, einem Gärtnerburschen glich, nahm sie ihn nicht in acht und war erstaunt, plötzlich angerufen zu werden:

„Nicht so stolz, nicht so stolz!“

Sie trat, in der Überraschung errötend hin, schüttelte den dargebotenen kleinen Finger seiner erdigen Hand und fragte lächelnd:

„Fleißig, fleißig?“

„Ja, aber nicht für 'n Gulden dreißig! Ich setze Endivien. Wenn du brav bist, darfst du im Herbst davon essen. Ich bin gleich fertig mit dem Beet und werde dir dann mit all meinen Kavalierstalenten zur Verfügung sein.“

Sie blieb bei ihm stehen, sah zu und unterhielt sich mit ihm über seine Arbeit.

Als er fertig war, holte er zwei Gießkannen voll Wasser, goß die Pflänzlinge an, wusch sich die Hände und ging mit Klara durch den Garten. Er wollte gerade ins Haus hinauf, sich anzuziehen, da sah er am Gartentor Tante Ulrike.

„Setz dich einstweilen, Klara!" sagte er auf die Brunnenbank deutend. „Da kommt jemand, ich will mal hingehen." Wen er gesehen habe, verschwieg er, um Klara nicht zu verscheuchen.

Sie setzte sich. Nach wenigen Augenblicken hörte sie die Stimmen der Näherkommenden, die dann neben dem Hause stehen blieben und sprachen.

Die Tante faßte nämlich den Neffen am Hosenträger und sagte:

„Apropos, mein Allerärgster! Wie steht's in der Familie? geht's noch nicht bald los?"

„O Tante!" seufzte er. „Tempi passati! dafür kommst du um einen Monat zu spät!"

„Na — du gefällst mir!" rief sie. „So sprich doch!"

„S'ist halt bös gegangen, Tante, es gab eine Frühgeburt. Nach kläglichen Versuchen, sich am Licht der Sonne zurechtzufinden, salvierte sich der Filius. Die Mutter war recht elend, erholte sich aber rasch; salvierte sich auch. Me voilà!"

Nach einer Pause, in der sie ihm die Hände auf die Schultern legte und herzlich in die Augen schaute, sodaß er den Blick abwandte, sagte sie:

„Hättest übrigens auch schnaufen können, daß man gewußt hätte, wie."

„Hab genug geschnauft! — Erst war viel zu viel zu tun, nachher war mir nicht drum, Bericht zu geben. Und dann dachte ich, die Alte könnte auch einmal nach mir sehen. Es wundert mich übrigens, daß du nichts erfahren hast."

„Mich diesmal nicht. Du weißt doch, daß ich in diesen Wochen immer im Oberland bin! ich war daheim auf dem Sattelhof. Es ist dort wie immer; wenn ich aber fünfzig Jahre zurückdenke, so ist doch alles anders geworden. Sie grüßen alle, du sollst dich auch einmal wieder sehen lassen; der Fuchs sei gut geworden, an dem könntest du deine Reitlust büßen!"

„Reitlust —!" rief er. „Wahrhaftig, es ist ärmlich, wenn man wochenlang nicht an sein größtes Plaisir denkt! Ja, ich werde nächstens einmal hinauffahren und den Fuchs reiten!"

„Und sonst, mein Sohn Timotheus, was hast du im Sinn?"

„Ich kommandiere mich ab zur Landwirtschaft, vielleicht nur auf ein paar Jahre, vielleicht auf immer, was ich eher glaube. Einstweilen mach ich Vorübungen im Nächstliegenden, in Salat, Kraut, Erdbeeren und sonstigen Delikatessen, fange also am verkehrten Ende an; aber du sagst ja immer, man lerne am meisten, wenn man etwas verkehrt anfange."

„Und was wird der Vormund sagen?" fragte sie lachend.

„Das hat er schon gesagt. Vor ein paar Tagen war er da. Ich bin auch gerade bei der Arbeit zwischen den Beeten gehockt. Wie ich aufschaue, steht er da und nickt stumm und tragisch, als säh er mich Trester fressen. „Sind Setzlinge gefällig?" frag ich, „Erdbeeren, Endivien, Kohl?" — „Jetzt freut mich mein Leben!" sagt er und

stößt einen Seufzer von sieben Pferdekräften aus, „das ist also das Ende vom Lied!“ — „Nicht einmal!“ sag ich, „nur der Anfang!“ — „Dazu macht man das Gymnasium durch und studiert und verläppert ein Sündengeld, das die Eltern schwer haben verdienen müssen! Schämst dich denn gar nicht?!“ — „Keine Spur!“ sag ich und erzähl ihm dann, was ich vorhabe. Sogar hab ich noch ein Wenig ins Problematisch-mistbäuerliche hinein aufgeschnitten, es war zu verlockend. Er konnte sich die Verirrung natürlich nicht anders erklären als damit, daß ich mein Gerstlein vollends durchgebracht hätte und jetzt auf meiner Hände Arbeit angewiesen sei. — „Verdient hast du's ja wahrhaftig nicht,“ fing er endlich wieder an, „weder um uns, noch überhaupt; aber das soll mir niemand nachsagen, daß ich meiner einzigen Schwester einzigen Sohn hätte ohne Hilfe — stehen lassen!“ — „Du hast immer ein gutes Herz gehabt, Onkel, das weiß ja jeder!“ tröstete ich ihn. — „Wenn du also Geld brauchst, um dich zu rehabilitieren und was Ordentliches anzufangen, — an mir soll's nicht fehlen!“ Dabei griff er in den Hosensack und drehte sein Portemonnaie herum, als wollt er mir einstweilen gleich zwanzig Mark schenken. Da nannte ich ihm mein Konto auf der Rheinischen Kreditbank, natürlich ein bißchen multipliziert. — „Ja, was soll denn dann die Narretei!“ rief er entrüstet. „Ist dir denn ein Ziegel gerutscht?!“ — „Ja,“ sagte ich achselzuckend, „wer kann sich selber aufs Dach schauen!“ Er schüttelte tiefsinnig den Kopf und ging jedenfalls mit dem Vorsatz heim, die zwanzig Mark dranzurücken und einmal den Professor Kräpelin über fixe Ideen zu konsultieren.“

„Ein Schlingel bist du manchmal doch!“ sprach die Tante.

„Was willst du!“ erwiderte Herman; „sollte ich ihm vielleicht sagen: Onkel, ich habe gemerkt, daß ich bis jetzt noch nicht wußte, was ich wollte. Ich hatte das Leben und die Welt so wenig wie mein eigenes Wesen erfahrungsgemäß gekannt und konnte darum nicht vorauswissen, in welches Verhältnis ich die beiden zueinander setzen muß, um zufrieden zu sein; ich habe einfach die Verhältnisse, die der nächste Zufall mir bot, aus Unerfahrenheit angenommen und mich ihnen anbequemt, anstatt ohne Rücksicht und Bedenken die Verhältnisse, die ich brauchte, aufzusuchen oder mir zu schaffen. Darum mußte der Tag kommen, wo die Verhältnisse und ich einander abstießen, wo ich mich genauer kennen und mit wählerischem Blick um mich schauen lernte! — Hätt ich so gesagt, das wären ihm doch dumme Sprüche gewesen, — dem Onkel Konrad!“

„Gewiß!“ antwortete die Tante kopfnickend. „Und — es haben sich also, wie es scheint, mehrere Verhältnisse als verfehlt erwiesen —?“

„Ja! beide, mein Beamten- wie mein Familienverhältnis haben sich, so nahe sie meinen Wünschen lagen, als zufällig erwiesen, und eben weil sie meinen Wünschen so nahe lagen, war zur endlichen Erkenntnis solch ein ungewöhnlicher Beweisapparat von Hoffnung, Leben und Sterben nötig. Man kommt eben nur auf dem Umweg durch andere zu sich selbst!“

Tante Ulrike nickte nur.

Herman lächelte und fuhr fort:

„Du denkst, der redet wie ein Buch; aber sieh, so klar mir das Vergangene zu sein scheint, so unklar, unsicher und unfertig komme ich mir vor, seit ich nicht mehr Beamter bin, der seinen Platz auszufüllen bewußt ist. Nicht die Erfahrung, die man macht, ist die Hauptsache; die Hauptsache ist, nach der Erfahrung dem Leben gegenüber wieder unschuldig zu werden. Darum hab ich auch gleich bei der nächstliegenden Arbeit zugegriffen und gärtnere."

Die Tante nickte und ging in Gedanken weiter. Als sie am Hauseck waren, bog Herman nach rechts ein, zum Brunnen hin, und sagte:

„Das ist Klara Höpfner."

Diese hatte gleich am Gespräch gemerkt, daß es Hermans Tante Ulrike sein mußte, und ärgerlich überlegt, ob sie sich nicht entfernen sollte, war aber, um sich nicht lächerlich zu machen, geblieben. Bei seinem unumwundenen Bericht hatte ihr in tiefer Beschämung über ihre eigene Unaufrichtigkeit das Herz geklopft, und die gesunde Vertraulichkeit, der derbe Ton der beiden war ihrer vorsichtigen verletzbaren Gemütsstimmung wie eine fortwährende Herausforderung angekommen, der gegenüber sie sich feig fühlte. Gereizt, auch etwas eifersüchtig erwartete sie die Näherkommenden, widerwillig stand sie bei der Vorstellung auf, und als Hermans Tante sie freundlich prüfend anschaute und die Hand bietend sagte:

„Es freut mich, Sie auch einmal zu sehen!" da tat das Mädchen, als bemerkte es die Hand nicht, und erwiderte mit abgemessener Verbeugung:

„Sehr gütig!"

Tante Ulrike schaute sie lächelnd an, daß sie das Auge abwandte, und sprach ruhig:

„Nun, wenn es Ihnen Ihren Adel kränkt, mir die Hand zu geben, so bitt ich um Verzeihung. — — Herman, sag doch der jungen Dame, daß ein Räupchen am Kragen ihrer Bluse kriecht und gleich an ihrem Hals sein wird. — Leb wohl, Herman, und mache dich nicht so rar!" Sie neigte noch gegen Klara den Kopf und ging weiter.

Herman begleitete sie nicht, um Klara nicht entwischen zu lassen. Er stand einen Augenblick still und betrachtete sie, dann nahm er ihr das Räupchen vom Kleid und fragte endlich:

„Was ist dir denn?!"

„Ich weiß nicht," erwiderte sie und sah stirnrunzelnd zu Boden; „ich glaube, ich gehe heim."

„Das wird wohl das Beste sein! Merke dir aber jedenfalls die Adresse: Salzgasse 12, dritter Stock! Auf Wiedersehen!" Er sah sie noch einmal fest an und ging ins Haus.

Tränen verbeißend entfernte sie sich.

Klara war nach ihrer Ungezogenheit weich und reumütig wie ein Kind und, wenn die Tante und Herman sie als Kind genommen hätten, würde sie unter Tränen abgebeten haben. Man behandelte sie als Erwachsene, verschmähte ihre Bereitschaft, ließ sie laufen, ja, man schickte sie geradezu fort; das nahm sie übel und sie versuchte es mit dem Trotzen.

Aber wenn sie sich eben mit den Worten: „s'ist ganz recht so! Und s'ist mir alles gleich!" getröstet hatte, so fragte sie sich im nächsten Augenblick, wie es nur so habe kommen können, und wollte es nicht begreifen. Alles hatte sie verscherzt, ihre Stelle, die nächster Tage ablief, alle Freundschaft und Liebe und sie hatte doch keinen bösen Willen! Warum war sie denn früher so gut ausgekommen? Warum richtete sie jetzt Unheil an, wohin sie sich wandte? War etwas Böses in ihr, das ihr wie ein Krampf die Herrschaft über sich beeinträchtigte, so daß ihre zitternde Hand alles zerbrach?! Mußte sie allein und einsam bleiben, bis ihr die Zeit oder ein Glückstag die Ruhe und Kunst gab, sich behutsam zu bewegen?

In Trotz, in Müdigkeit und in einem Wunderglauben, ähnlich dem des schlafbegehrenden Kranken, hielt sie sich zurück, tat ihre Arbeit, machte menschenscheu ihre Abendspaziergänge und füllte die freie Zeit mit Zeichnen aus. Um eine Stelle bemühte sie sich nicht, sie dachte kaum daran: erst hatte Gablers Hilfsbereitschaft und Brief ihr den Wunsch verekelt, nun erschien ihr die Kontorarbeit so sinnlos und abschreckend; sie mußte sich zu ihr zwingen. Manchmal dachte sie an die Worte, die sie Herman zu seiner Tante hatte sagen hören von der Zufälligkeit der Lebensverhältnisse: war sie nicht auch nur zufällig aufs Kontor geraten? war diese Arbeit das Beste, was sie leisten konnte? War sie nicht auch nur die nächstliegende? Aber was sonst? Sie hatte nun einmal nichts gelernt!

Nur das Zeichnen gab ihr Freude und reizte sie zur Anstrengung. Wenn sie sich bemühte, einen Gegenstand bis in die kleinsten Zufälligkeiten seiner Erscheinung zu erfassen und wiederzugeben, wenn sie sich quälte, eine ihr auffallende Linie oder ein Linienverhältnis zu benutzen und zu einem Ornament weiterzubilden, da verschwand alles andere. Und wenn sich auch einmal ein Leidwesen zwischenhineindrängte, so kam es eben in eine frische tätige Stunde und ward mit derselben unbewußten Überwindungslust empfangen, wie irgend eine zeichnerische Aufgabe. Trug dieses Leidwesen die Züge Hermans, so setzte Klara unwillkürlich die Arbeit etwas aus und zog wohl in versonnenem Spiel die Umrisse von Hermans Kopf oder Figur; kein Blatt, das nicht diese Urkunde seines Besuches auf dem Rande trug.

Und als sie eines Mittags ihre Blätter vergleichend durchsehen wollte, da kam sie über die Betrachtung dieser Randverzierungen nicht hinaus. Sie schob die Blätter so übereinander, daß nur die Ränder sichtbar blieben, und ward nicht satt, ihre Augen von einer zur anderen dieser flüchtigen Porträtskizzen wandern zu lassen. Das Herz ward ihr heiß und fing an zu klopfen, der Kopf sank ihr zwischen den stützenden Händen nieder und ihr Mund preßte sich auf eines der Bildchen. Schließlich legte sie die Wange auf die Blätter und ließ sich voll schmerzlicher Ruhe dahingleiten auf dem lebendigen Flusse ihre Gedanken.

Abends lenkte sie vom Geschäft aus sofort auf Hermans Wohnung zu. Mochte er ihr gesinnt sein, wie er wollte, sie mußte sich das Herz erleichtern und Frieden haben.

Plötzlich hielt sie an und kehrte um in dem Gedanken: er wird dich fortschicken,

und was dann? Und wieder kehrte sie um und wandte sich zur Altstadt und ging nach der Salzgasse 12, stieg in den dritten Stock und klingelte. Ihr Herz klopfte, sie wußte nicht, was sie sagen sollte.

Der Hund bellte, Schritte näherten sich, die Tür ging auf, Tante Ulrikes ruhiger Blick erwärmte sich, sie sagte:

„Das ist schön!" streckte die Hand aus, zog das tieferrötende Mädchen ins Zimmer und schloß die Tür ab. „Sie kommen mir gerade recht," fuhr sie fort, indem sie Klara zum Ablegen nötigte, „Sie können mir beim Abendessen Gesellschaft leisten; da schmeckt es mir noch einmal so gut! Sie kriegen was Gutes, gekochte Zwetschken, kalt, die essen Sie gewiß gern, und Ofenschlupfer, allerdings auch kalt, ich hab ihn heute Mittag schon gemacht, aber in der Zwetschkenbrühe schmeckt er doch gut. Sie können mir gleich helfen, das Geschirr in die Laube zu tragen."

Klara wußte sich in der Überraschung nicht zu wenden und, so unbehaglich ihr in ihrem Schuldgefühle war, sie nahm das Brett mit dem Tischgerät und tat, wie die Tante anwies. Als sie dann aber in der Laube am gedeckten Tische saßen und Tante Ulrike zugreifen hieß, da folgte Klara nicht und sagte mit bittendem Blick:

„Ich schäme mich, ich habe noch gar nicht gesagt, wozu ich gekommen bin —"

„Das weiß ich schon. Dadurch daß Sie gekommen sind, haben Sie's ja gesagt!" antwortete die Tante mit freundlichem Kopfschütteln.

„Es würde mir aber wohltun, Ihnen — —" fing das Mädchen wieder an.

„Mir aber nicht, mir gar nicht!" unterbrach sie die Tante, „und ich bin die Herrin im Haus. Dort drin hängt ein Bild von mir, dem können Sie beichten, wenn Sie es absolut nötig haben. Ich warte schon, das Essen wird ja nicht kalt."

Klara sah sie an, bereit zu lachen und zu weinen, hob die Hand und reichte sie in zaghaft unterbrochener Bewegung der Alten, die sie sofort ergriff, sie in ihre Linke legte, ihr wie einem Kind zweimal scherzend mit der Rechten über die Handfläche strich und beim dritten Mal schallend einschlug: „Wozu auch alles — sagen!"

Dann aßen sie.

Klara wunderte sich über den Garten zwischen Dächern und Schornsteinen und ließ sich erzählen, daß Tante Ulrike seit ihrer Verheiratung hier im Haus wohne, daß sie nach dem Tod ihres Mannes, als das alte Geschäft in andere Hände überging und der Garten unten verbaut werden mußte, in den obersten Stock gezogen sei und sich den Dachgarten angelegt habe, denn in ein anderes Haus wollte sie nicht. Der Arbeitslärm von Fuhrleuten und Knechten gehöre seit ihrem neunzehnten Jahr zu ihrem Leben und der Blick über braune Dächer und qualmende Schornsteine sei ihr bei Sonnen- und Mondschein, Regen und Schnee gleich lieb.

Es klingelte. Die Alte wehrte dem Hund, der schon gebrummt hatte und auffahren wollte.

„Jetzt bin ich nicht zu Hause!" sagte sie. „Gut, daß ich vorhin geschlossen habe."

„Wenn es aber etwas Wichtiges wäre, — ich möchte Sie nicht abhalten."

„Wichtig? Das Wichtigste ist mir jetzt, nicht gestört zu werden! Ich nehme

sonst den Kram der anderen wichtig genug, aber in die Suppe schneiden lassen wir uns auch nicht."

Es schellte wieder.

„Das ist Herman!" sagte die Tante Ulrike. „Der hat mit dem Schlüssel nicht aufgebracht und weiß daher, daß ich zu Hause bin. In dieser Woche war er öfter da."

Sie ging, ließ Herman ein und brachte ihn auf das Dach, ohne von dem Besuch zu sagen.

Klara stand befangen auf, als er an den Tisch trat, und gab ihm tief errötend aber freudigen Auges die Hand. Er dagegen begrüßte sie so ruhig, als sei er gewohnt, sie hier zu treffen, und verteilte mit scherzenden Worten die Rosen, die er mitgebracht hatte, an sie und die Tante. Um ihre Erregung zu verbergen, räumte Klara das Geschirr zusammen und trug es in die Küche.

Später auf dem Heimweg, als er seine kühle Haltung fortsetzte, indem er den Gesprächsstoff von der Straße nahm, wollte sie ihn zwingen, sich um sie zu kümmern, und fing an:

„Übermorgen tret ich bei Kühner aus."

„Ja, ich weiß."

„Eine neue Stelle hab ich noch nicht."

„Ich dachte mirs. s'ist auch nicht ganz leicht gegenwärtig."

„Ich hab mir allerdings auch nicht viel Mühe gegeben. Ich bin gerade in einer seltsamen Stimmung: wenn man mir die schönste Stelle auf dem Präsentierteller brächte, ich würde danken, ohne daß ich wüßte, warum."

„So unentschiedene Zeiten sind manchmal ganz gesund, und man darf sie nicht abkürzen wollen!" erwiderte er. Er hätte sagen können, er selbst sei in einer solchen abwartenden Zeit; aber nachdem er in den letzten Wochen gefühlt, wie Klara sich von ihm löste, wollte er sie gänzlich von seinen Dingen freihalten und wünschte nur noch zu sehen, wie sie unbeirrt von fremdem Willen aufrecht ihren Weg fände.

Sie empfand seine Zurückhaltung als Zurückweisung und quälte sich mit dem Gedanken, daß er ihr von jenem Sonntag her, wo sie ihn verspottet hatte, noch zürne. Wie gern hätte sie Abbitte getan! Aber wie konnte sie das! Ja, und hätte sie ihm unendlich viel mehr abzubitten gehabt, war das nicht alles von der Blutwelle, die ihr das Herz mit Sehnsucht nach Herman gefüllt hatte, verlöscht worden! Mochte es immerhin ihre Ruhe kosten! mochte er sie verkennen! Eines Tages mußte er es ja sehen! Und wenn nicht, dann mußte sie es eben tragen können.

Darum scheute sie sich, ihn wie früher aufzusuchen. In der Hoffnung aber, ihn bei Tante Ulrike zu treffen, folgte sie deren Einladung, bald wiederzukommen, schon am zweiten Tag. Herman kam nicht, auch an den folgenden Tagen nicht, und indem Klara immer vergebens auf die Erfüllung ihrer ungeduldigen Wünsche wartete, lernte sie unvermerkt sich gedulden; denn statt zu zürnen und zu trotzen, freute sie

sich Tag für Tag der stetigen Kraft und Unbeirrbarkeit ihres Gefühles und fing an, die Zeit als Mittel ihres Willens zu erkennen und zu schätzen.

Indem sie aber alsbald fühlte, daß sie der alten Frau mit ihrem Besuch eine Freude machte, war sie glücklich, sich bei ihr einleben zu dürfen. Stundenlang saß sie bei ihr, las ihr vor, ließ sich von ihr erzählen und besprach mit ihr tausend Dinge. Hatte sie vor kurzem neugierig erregt wie Kinder, die auf selbstgefügtem, zerbrechlichem Floß wonnig schaudernd den Bach hinabfahren, allerhand jugendlich vorurteilsloses Denken gelauscht und sich hingegeben, so wunderte sie sich jetzt, bei der alten, scheinbar philiströsen alten Frau eine ruhige Freiheit des Denkens zu finden, die noch weiter reichte, indem sie sich keine Autorität anmaßte. Als Klara dies einmal berührte, antwortete die Tante:

„Es handelt sich weniger darum, vorurteilslos zu denken, als urteilen zu können; denn Vorurteil und Vorurteilslosigkeit fangen meist da an, wo die Urteilsfähigkeit aufhört!" und mit dergleichen Worten, die nichts Neues sagten, aber den eigentlichen Schwerpunkt einer Frage bezeichneten, gab sie dem Mädchen immer neuen Anstoß, das ungewöhnliche und ungeklärte Erlebnis des letzten halben Jahres durchzudenken und zu prüfen.

Stundenlang saß Klara auch allein auf dem Dache, während die Tante beschäftigt oder ausgegangen war, und zeichnete. Sie nahm sich einen Blütenzweig des Oleanders, der vor ihr stand, eine Ranke des wilden Weins als Motiv und suchte die bezeichnenden Linien ihres Wachstums zu einem neuen, in der Natur nicht vorhandenen Gebilde zu vereinigen, zu einem Gebilde, das ihren Geist beunruhigte, ihr Herz in freudiger Ungeduld schlagen ließ und ihre ungeschickte Hand zur Verzweiflung brachte. Oder sie zeichnete das Meer der Dächer in seinen verschiedenen Beleuchtungen und Beschattungen.

„Ich glaube," sagte die Tante eines Tages ihr zuschauend, „du gehst nicht mehr aufs Kontor, du wirst am Ende beim Zeichnen bleiben!"

Klaras Kopf blieb über das Zeichenbrett gesenkt, und erst als ihr die Tante über ihr rotblondes Haar strich, schaute sie auf und sagte errötend, doch mit leuchtenden Augen:

„O wenn ich könnte! Aber ich bringe ja nichts zu stande. Es wird halt nicht langen!"

„Warum nicht langen —? Du wirst ja nicht gleich den Rafael vom Thron stürzen wollen."

„Ich möchte ja nur ein Ornament zeichnen können! — Oder so etwas wie die Dächer da möcht ich so abzeichnen können, daß ich im Bilde dann auch das finde, was ich vorher in den Dächern sah! Aber es geht mir immer wie eben wieder: ich sehe zufällig über die Dächer und hab einen ganz bestimmten rhythmischen Eindruck von Licht und Schatten, der mich so freut, daß ich ihn festhalten möchte. Ich zeichne, so sorgsam ich nur kann; jedes Dach, jeder Strich scheint richtig — aber 's ist kein Rhythmus drin, 's ist ein Wirrwarr von schwarzen und hellen Flecken!"

Die Tante nahm das Zeichenbrett, sah an und sagte:

„Wenn ich das irgendwo zufällig gefunden hätte, würde ich sagen: schau, wer hat denn da meine Dächer abgezeichnet! Das sind die Fenster vom Dreher Kumm, das ist des Kirchgäßners seine Magdkammer, das ist dem Küderle sein Brett voll Geranium, das überschwemmt er beim Gießen immer so, daß die Frau Schober unten dran jedesmal ein Mordspektakel verführt. Aber halt, das ist falsch, der Fensterladen da ist immer zu."

„Er ist aber doch offen!" erwiderte Klara hindeutend.

„Macht nichts! Vielleicht putzen sie heut die Kammer: sonst ist jahraus, jahrein zu."

„Gut. Aber daran liegt es doch nicht, daß mir die Zeichnung mißfällt!"

„Das weiß ich auch nicht. Ich würde an deiner Stelle meine Zeichnungen zusammenpacken und zu einem Maler oder Kunstgewerbler gehen; der weiß gleich, wo es hebt."

Klara nickte und zeichnete weiter.

Besonders wohl aber tat es dem Mädchen, der alten Frau, die trotz ihrem Wohlstand hart gegen sich selber war und von der Hilfe einer Stundenfrau abgesehen all ihre Arbeit allein tat, unvermerkt das oder jenes Geschäft aus der Hand zu nehmen, verstohlene Bequemlichkeiten zu schaffen, die sie sich von vorn herein verbeten haben würde, so aber unbewußt oder mit scherzendem Schelten genoß, — einen Menschen zu haben, gegen den sich ihr Bedürfnis, sich hinzugeben und Liebes zu erweisen, unbefangen und natürlich wie gegen Elfridens Kind ausleben konnte, das erquickte sie. In diesem Tun vergaß sie auch das Zeichnen, darin war sie über alle tiefere Unruhe hinweg glücklich wie ein Kind, dem niemand gram ist.

So vergingen die Tage, der Sommer schwand.

Herman kam nie zu seiner Tante. Diese meinte, er habe mit sich selber und seiner Zukunft zu tun, es sei ganz verständig von ihm, daß er andere verschone und sich seine Gedanken nicht durch die Teilnahme anderer stören lasse; raten könne ihm keiner und helfen lasse er sich doch nicht. Klara aber fürchtete, die Ursache zu sein, weshalb er nicht mehr wie doch in den Tagen vor ihrem ersten Besuch hierherkäme, und wenn dies auch nicht ihr schlimmster Kummer um ihn war, so benutzte sie ihn doch als Vorwand vor sich selbst und ihm und ging eines Nachmittags hinaus.

Er arbeitete im Garten, sprang, als er sie von fern erblickte, auf, rieb sich die trockene Erde von den Händen und reichte ihr die von feinem Erdmehl gefärbte, harte Rechte.

Sie fragte ihn sofort, ob sie ihn vom Besuch bei seiner Tante abhalte, und bekam zur Antwort:

„Ja!"

Sie erschrak. Es war ihr, als werde ihr das Herz gewürgt, und sie konnte nichts sagen. Sie verstand es nur so, daß er ihr zürnend ausweiche, und fühlte

bitterlich, daß sie dies verdient habe. Wäre ihr Herz nicht voll von ihm gewesen, so würde sie ihn zu begütigen versucht oder ihm getrotzt haben; so aber drängte und schmiegte sich ihr Fühlen so sehnsüchtig seinem Wesen an, daß sie jede seiner Mienen, Worte und Handlungen als notwendige Fügung empfand und sich mit schmerzlicher Inbrunst in sie fügte. Sie war so wenig ihr eigen, daß sie jetzt nicht einmal fragen konnte, ob ihr Besuch ihm auch unangenehm sei, und ging willenlos neben ihm hin.

Er hatte zuerst eine trotzige Erwiderung erwartet. Diese würde er gerne benutzt haben, um nicht nur ihr, sondern auch sich selbst ein für alle Male klar zu machen, wie kühl und locker ihre Freundschaft geworden sei; denn es gelang ihm immer noch nicht nach Wunsch, seine Gedanken von ihr loszureißen, und eine schroffe Auseinandersetzung konnte vielleicht genügen, um endlich die Trennung zu vollenden. Daß sie aber still blieb, überraschte ihn, und auch er schwieg.

Ratlos gingen sie beide ein Stück Weges dahin.

Dann, nur um etwas zu sagen, fing er an zu erzählen, wie er jetzt lebe, vormittags studierend, nachmittags im Garten arbeitend, abends, nach einem Rauch- und Plauderstündlein auf der Staffel, früh zur Ruhe gehend. Im Reden vergaß er seine Absicht der Entfremdung und zeigte der alten Freundin seine Pläne genauer vor. Noch nicht einen Moment habe er bereut, aus dem Staatsdienst zu sein. Schon immer habe ihn die Landwirtschaft gelockt. In den letzten Monaten habe er nun versuchsweise in die Literatur verschiedener Gebiete hineingeschmeckt, er sei auf die Landwirtschaft zurückgekommen und halte sie für sein eigentliches Gebiet. Er werde sie praktisch lernen vom Kuhstriegel auf, wolle dann in fremde Länder gehen, wo etwa spezielle Kulturen ausgebildeter wären oder das Ganze der Landwirtschaft in seinem volkswirtschaftlichen Zusammenhang anders verstanden, eingefügt und betrieben sei, und hoffe später einmal zu Hause nach seiner Kraft Nutzen zu schaffen. Das Schwierige dieser Wochen sei gewesen, unbeirrt von Verlockungen und Bequemlichkeitshang, Wehleidigkeit und Übermut das Rechte zu fassen.

„Vorgestern war Forster da, weil man mich nirgends mehr sähe, und hat mir ein gutes Wort von einem alten Franzosen dagelassen: mille routes desvoyent du blanc, une y va, deutsch: tausend Wege führen ab, einer nur geht ins Schwarze! Diesen Weg gilt's zu finden und einzuhalten!"

„Schau!" sagte er an einem Beet vorbeigehend, „diesen Rosenkohl hab ich seiner Zeit verpflanzt. Die Setzlinge waren schon etwas groß, nach acht Tagen war ein Blatt um das andere abgewelkt und verdorrt, nur der Herztrieb blieb frisch und hat nun die ganze Pflanze nachgetrieben. So gehts mir jetzt. Ich hab mich auch versetzt und muß die alten Blätter, die auch schön waren, abwelken lassen. Grad wie so ein Pflänzlein muß ich Geduld haben, die Wurzeln ausbreiten und mich mit dem eigenen Abfall düngen. Ich denke, andern wirds auch nicht besser gehen. Was machst denn du?" Ohne die Antwort abzuwarten, ging er nach den Blumenbeeten, machte einen lockeren Strauß und gab ihn Klara mit den Worten:

„Man soll den Gast nach der Bewirtung erst fragen: woher und wohin. Also —!"

Sie erzählte, sie habe ihre Zeichnungen einem Sachverständigen vorgelegt, der habe Talent in ihren ornamentalen Versuchen gefunden und ihr sehr zugeredet, sich auszubilden; sie wolle nun auf die Kunstgewerbeschule nach München gehen.

Er schwieg eine Weile und zwang sich, seine Freude zu verhehlen, dann fragte er: „Warum bleibst nicht hier?"

„Ich will in andere Verhältnisse," erwiderte sie, ward aber rot, da er es war, der sie forttrieb.

„Hast ja recht!" sagte er. „Die Überwindung der gewohnten Umstände kostet auch Kraft, die besser zu verwenden ist. Ich brauche z. B. nur einmal in die Stadt zu gehen, so lauf ich dem Onkel Höpfner und der Tante in den Weg."

„Weißt du Neues von Elfride?" fragte sie rasch.

Erst nickte er mit dem Kopf wie zu einem geheimen Gedanken, dann erwiderte er:

„Elfride? Ja, sie hat geschrieben, kannst den Brief nachher droben lesen. Sie ist im Haus eines Arztes als Erzieherin oder Hauslehrerin. In der Schulzeit der Kinder ist sie frei und studiert Latein und Mathematik usw., um das Abiturientenexamen zu machen. Dann will sie Medizin studieren. Sie schreibt frisch und munter: sie fühle sich wie von einem Siechtum genesen; sie habe früher immer geglaubt und sich etwas darauf zugute getan, daß sie ihr Leben mit überlegtem Willen leite und forme, jetzt sei ihr, als wäre sie bisher nur ein Spiel des Zufalls gewesen, als habe sie noch nie vom Grund ihres Wesens aus gewollt. Ich hätte ihr einmal gesagt, sie kenne die Arbeit überhaupt nicht, da sie noch nie über der Arbeit sich selbst vergessen habe; das sei richtig. Nur im Genuß des Schönen habe sie sich manchmal vergessen. Das Schöne sei aber etwas Wirkendes im eigentlichen Sinne, so könne auch nur ein wirkendes Leben schön genannt werden. Vielleicht sei das Schöne aber auch zumeist unwillkürlich und mittelbar — — — und so weiter;" unterbrach er sich plötzlich. „Die Sprüche scheinen mir nämlich einigermaßen unklar oder sind mir wenigstens nicht ganz klar geworden. Du mußt es selber lesen! Jedenfalls ist merkwürdig, daß sie einiges schreibt, was ich kürzlich mit der Tante Ulrike fast wörtlich genau so ausgemacht habe, obgleich sie ganz andere Gesichtspunkte hat. — — Ich bin begierig auf ihre Zukunft. Im Grunde scheint sie wieder auf etwas zu spannen, was nicht im eigentlichen Zweck ihrer Arbeit begriffen ist, etwa auf die Cyanen und Klatschrosen und den Goldschein des Kornfeldes statt auf die Frucht."

„Die Elfride —!" murmelte Klara, die Stimme brach ihr und sie mußte weinen; sie war noch wehrlos gegen ihre Erinnerungen. Aber sie trocknete rasch ihre Tränen und sagte: „Ich möchte sie wiedersehen! Ich muß ihr wenigstens schreiben. Gib mir auch ihren Brief! — — Bleibst du denn hier?" setzte sie schüchtern fragend hinzu.

„Einstweilen ja. Ich habe ja Zeit. Muß noch etwas abwarten."

„Ein Geheimnis?" fragte sie und erschrak über ihre Zudringlichkeit.

„Halt so eine Sache, die man unbeschrieen reifen lassen muß!" Er riß, im Sprechen

sich bückend, eine Reseda ab und roch daran. Klara hatte das Gefühl, als wiche er ihrem Blick aus.

Und wieder kam sie eines Nachmittags zu Herman und sagte, sie werde nun am andern Tag abreisen. Er sah sie überrascht an, blickte dann in das weinrote Laub eines nahen Kirschbaums, durch den der blasse Herbsthimmel durchschimmerte, und brummte:

„Soso! Ist's schon so weit? Freilich, der Sommer war lang. — Ich denke, das Beste ist, ich gehe mit dir zur Tante. Hier im Garten ist nicht gut sein, wenn man nichts zu tun hat; wir würden uns verlassen fühlen und Geister sehen." Er eilte, sich fertig zu machen.

Sie würde sich gern einer weichen, sehnsüchtigen Stimmung überlassen haben. Sie war überhaupt in einem Bedürfnis, sich Hermans Fragen und Vorwürfen auszusetzen, zu ihm gekommen, im Wunsche, sein Mißtrauen aus ihm herauszulocken und was sie als kühle Gleichgültigkeit bei ihm empfand, in einer Aussprache zu überwinden. Sie konnte sich doch nicht so von ihm trennen! Gleichwohl hatte sie nicht das Herz, anzufangen, und so gingen sie zur Tante Ulrike.

Dort saßen sie beisammen und sprachen mit leichten, spielenden Worten von Klaras Beginnen, von Hermans Plänen, und wenn sie die vergangenen Monate streiften, geschah es mit scherzenden Ausdrücken, als wäre der heiße Sommer ein gutmütig schalkhafter Onkel gewesen, der die vorwitzigen Kinder zwar ins Wasser fallen ließ, aber nur, um sie sorglich hütend schwimmen zu lehren, sie dann aufs grüne blumige Ufer zu tragen und für den Schrecken mit allerlei Herrlichkeiten zu entschädigen.

„Eines freut mich an Euch allen dreien," sagte die Tante, „daß Ihr unbesorgt auf die Wanderschaft geht, ohne zu rechnen, wie weit Euer Geld reicht. So kommt man weit!" Und sie erzählte eine einfache, lustige Geschichte von Wanderschaft und Klemme und Glück, dann erzählte Herman eine Studentenschnurre, eine Anekdote rief die andere wach, und alle drei wurden von Herzen vergnügt, als gäb es weder Trennung noch Schicksal.

Als es spät wurde, traten sie noch einmal hinaus aufs Dach. Ein harter Wind war gekommen, schüttelte die Bäumchen und Büsche und schlug die Ranken der Laube hin und her, Blätter flogen ihnen aus der Dunkelheit entgegen, der Himmel war lichtlos. Da und dort leuchtete ein Fenster, fernere blinkten klein wie Sterne.

„In so einer Nacht," fing die Tante an, als die drei umzaust am Geländer lehnten, „hab ich meine Astronomie gelernt. Als mein Mann gestorben und zwei Jahre drauf mein Sohn umgekommen war, konnte ich nachts nicht schlafen. Um nicht ganz meinen unbändigen Gedanken zu verfallen, fing ich mit den Sternen an. In der Laube lag die Sternkarte bei der Laterne, ich lief hin und her, suchte und verglich. Wenn es aber bewölkt war, schoß ich auf und ab und kam nicht zurecht. Da fiel mir einmal in so einer windigen, sternlosen Nacht auf, daß die Lichter in den fernen Dachfenstern wie Sterne blinken, ich brummte: Auch ein

Sternhimmel! stützte mich aufs Geländer und fing unwillkürlich an, zu berechnen, wem die Lichter sein könnten. Das ist nicht so leicht, und um zu kontrollieren, ob ich richtig bestimmt hätte, nahm ich eine Tafel und zeichnete mir diese Sterne genau auf. Am andern Tag erwies sich fast alles als falsch bestimmt. Nun vertrieb ich mir die Nachtstunden mit dieser neuen Astronomie, am Tag aber fragte ich den Bewohnern dieser Sterne nach und auch da gab es viel zu lernen. Um die Sterne droben habe ich mich seitdem nicht mehr besonders gekümmert, sie haben ihre Schuldigkeit getan; diese hier aber sehe ich mir noch jeden Abend vor Schlafengehen an und mache mir Gedanken, darüber, was sie wohl beleuchten. Not, Kampf, Erbärmlichkeit — auf diese Entfernung leuchtet's als Stern so gut wie die Zufriedenheit und das Glück. 'S ist im eigenen Leben nicht anders: Leid oder Glück, wenn nur das Herz davon brennt und leuchtet! Wenn es aber brennt und leuchtet, hat es zuletzt auch seine Freude daran!"

„So, und jetzt gute Nacht, meine Kinder!"

Herman geleitete die Freundin heim, sie waren schweigsam, sprachen kaum über den rauhen Wind, der so verfrüht wehte; eines wartete auf die Ansprache des andern.

Vor ihrer Haustür sagte Herman:

„Ich sage dir noch nicht Adieu!" und sagte es in so schroffem Tone, daß es Klara wie ein Vorwurf klang, und sie ihn erschreckt ansah. Da gab er ihr wie zur Begütigung noch einmal die Hand.

Sie stieg die Staffel hinauf und ging ins Haus. Innerhalb der Tür blieb sie stehen und spähte durch das vergitterte Fenster, ob der Freund nicht zurückkäme, öffnete das Fenster, hörte aber nur, wie sein Schritt sich entfernte. Da flog sie die Treppe empor und sah zum Fenster hinaus. In der Ferne verklangen Schritte.

Am andern Morgen packte sie. Es ging ihr schwer von der Hand. Sie schritt hin und her und wußte nicht, was sie wollte. Als sie fertig war, setzte sie sich nachsinnend hin, seufzte vielmal und schüttelte den Kopf, stand auf und tat ein paar Schritte, kehrte um, schaute sich prüfend im Spiegel an, schüttelte den Kopf und setzte sich wieder.

Endlich ging sie schweren, unzufriedenen Herzens zu Tante Ulrike, ward aber, wie die Stunden vorschritten, immer mehr von ihren Gedanken gequält, bis sie nicht mehr Antwort geben, nicht mehr ruhig bleiben konnte und unter einem Vorwand nach Hause lief.

Aber sie betrat kaum ihr Zimmer — als sei es ihr bloß drum zu tun, ihren Vorwand wahr zu machen — verließ es wieder, zog durch die Straßen und langte endlich in fluchtähnlichem Laufe vor dem Haus ihrer Pflegeeltern an, als eben die Dämmerung begann.

Sie klingelte, fragte, ob die Eltern zu Hause seien, und ging sofort zur Wohnzimmertür, wo sie klopfte und auf den Hereinruf öffnete.

Ihr Vater, der rauchend hin- und herging, schaute nach der Tür um und rief erschrocken:

„Klara — bist du's?" während die Mutter, am Fenster sitzenbleibend, fragte: „Klara? Was für eine Klara?" denn es war schon zu dunkel in der Tiefe des Zimmers.

„Die Klara!" rief der Vater erfreut, indem er ihr die Hände entgegenstreckte, „unsere! Kommst du endlich?!"

„Jetzt muß ich doch schauen, was da los ist, oder ob's dir rappelt, Konrad!" sprach die Mutter, stand mit einem Stöhnen der Belästigung auf und trat hinzu. „Wahrhaftigen Gotts, die Klara! — Soso —?! — Mach doch Licht, Konrad!"

Das Mädchen verstand dieses „Soso —?!" und fühlte, daß die Mutter bereit sei, das auf Gnade und Ungnade reuige und zerknirschte Kind wieder aufzunehmen, aber nur ein solches. Darum mußte sie sofort erklären, wozu sie kam, und doch hätte sie weinen und aufschreien mögen.

„Ich möcht euch bitten — ich möcht euch Lebewohl sagen. Ich fahre heut Nacht nach München."

„Nach München? So?" erwiderte die Mutter. „Und da kommst du auch geschwind noch zu uns?! Das ist ja rührend."

Der Vater aber nahm Klara bei der Hand und zog sie zum Sofa und sprach begütigend:

„Nein, es freut uns, daß du kommst, es freut mich herzlich. Unser letzter Abschied war nicht danach, daß dir ums Wiederkommen sein konnte. Es ist lieb von dir."

„Ja natürlich!" klang es gedehnt vom Fenster her, wohin sich die Mutter wieder zurückgezogen hatte.

Der Vater nahm die kristallene Obstschale vom Tisch, zerschlug sie auf der dröhnenden Tischplatte, daß die Scherben flogen und die Früchte durchs Zimmer rollten, und schrie mit wutentstellter Stimme:

„Melanie!"

Die Frau blieb mäuschenstill.

Klara stand auf, umfaßte den Wütenden und sagte:

„Komm, Vater, setze dich!"

Er schaute sie einen Moment stier an, dann rief er plötzlich, sie krampfhaft packend:

„Nimm dich in acht! Tritt nicht in die Scherben! Licht, Melanie!"

„Nun — sie wird doch noch Schuh an den Füßen haben!" erwiderte seine Frau.

Klara entwand sich ihm, trat neben die Tür, drehte am Drücker des elektrischen Lichtes und es ward hell. Dann wollte sie den Vater zum Sofa ziehen. Er drückte aber nur sie auf den Sitz und ging hörbar atmend auf und ab, indem er Scherben und Früchte mit dem Fuß beiseite schleuderte.

Nach einer Weile sagte er:

„Ich möchte Tee trinken!" und fügte, als sich Klara unwillkürlich erhob, hinzu: „Bleib du!"

Seine Frau ging hinaus.

Klara nahm nun das neben dem Ofen hängende Beselein und Schäufelchen, fegte die Scherben zusammen und las das Obst auf; dann trat sie zum Vater und sagte:

„Beruhige dich doch! Mutter meint es ja nicht so."

„Ach — — dann soll sie's nicht sagen! Ich ertrag's nicht mehr." Er setzte sich erschöpft zu Klara hin. Sie sah nun erst, wie er gealtert hatte, und sie konnte nicht sprechen. Er faßte ihre Hand und fragte nach ihrer Reise und ließ sie erzählen.

Die Mutter trat ein und, als ob nichts geschehen wäre, fing sie an:

„Denkt Euch, es schneit!"

Sie traten an das Fenster, sahen die Straße schon weiß und drüben neben der Laterne im Flockentreiben einen Mann stehen, auf dessen Hut und Schultern schon Schnee lag.

Das Mädchen brachte den Tee, man setzte sich an den Tisch und sprach stockend über das unzeitige Winterwetter. Klara wäre gern gegangen, fürchtete aber den Vater zu kränken und am Ende gar die Wut auf seine Frau zu erneuern; so blieb sie sitzen und bemühte sich, von allerhand gleichgültigen Dingen zu reden. Schließlich fing der Vater in Ruhe wieder von Klaras Angelegenheiten an und fragte sie aus bis ins Kleinste.

„So ist's nun eben," sagte er mit einem Seufzer, „und nicht zu ändern! Wir hatten es so gut mit Euch vor. Aber du willst deinen Willen haben — in Gottes Namen! Du fehlst mir sehr; aber ich nehme dir's nicht mehr übel, kannst mir's glauben. Ich wünsche dir recht viel Glück."

Klara ergriff seine Hand und sagte mit tränenerstickter Stimme:

„Ich danke dir, Vater!" streckte ihre andere Hand der Mutter hin und bat:

„Sei mir auch wieder ein bißchen gut, Mutter! Du wirst mich doch so nicht fortlassen wollen!"

Mit regungslosem Gesicht ließ ihr die Mutter ihre Hand.

„Ich habe in der Erregung vieles verfehlt gegen Euch," fuhr das Mädchen fort, „aber ich hab es nie leicht genommen und es hat mir schwere Tage und Nächte gekostet. Ich hab Euch im stillen viel abgebeten. Nun dürft ihr mir aber nicht zürnen, daß ich auf meinem Weg bleibe! Ich möchte auch einmal fühlen, daß ich zu mehr tauge auf der Welt, als es mir wohlsein zu lassen."

„Ich zürne dir nicht, Kind!" wiederholte der Vater.

„Tu du, wie du für gut findest!" sagte die Mutter. „Es macht's jeder, wie er will, das ist ja ganz natürlich."

Klara wußte wohl, daß die Mutter nach wie vor zürnte, aber sie nahm die widerwilligen Worte dankbar an und verabschiedete sich.

Sie sahen zum Fenster hinaus nach dem Wetter: nun waren die Büsche des Vorgärtchens mit weißen Klumpen beschwert und die Straße war fleckenlos weiß und der Mann neben der Laterne war außer auf Kopf und Schultern auch auf

der einen Seite weiß beschlagen. Unbeweglich lag sein Schatten im Laternenlichtkreis auf dem Schnee.

„Hat eins von unsern Mädchen einen Schatz?" fragte der Vater. „Der friert noch an da draußen."

Klara lehnte Vaters Begleitung ab, da sie an der Ecke den Tram besteigen wollte; doch gab er ihr das Geleite bis zur Haustür, wozu sich die Mutter nicht überwand.

Klara war etwa zwanzig Schritte weit gegangen, den Schirm gegen den Schneewind stemmend, voll Kummer noch zurückhorchend, da hörte sie Schritte hinter sich und schaute unwillkürlich um. Es war der verschneite Mann von der Laterne, er schien einen Moment zu stocken, dann kam er auf sie zu. Sie wollte schon wieder weiter gehen, da erkannte sie ihn und rief:

„Herman —? Du bist der Schneemann von der Laterne? Wo kommst du her?"

„Ich wartete auf dich."

„— auf mich —?! — Woher wußtest du denn —?"

„Ich sah dich hineingehen."

„— hineingehen —?! Und warteteſt —?! Ja, warum — —?" Ihr Herz pochte und ihre Gedanken stürzten übereinander.

Er sagte nicht, daß sein Herz in diesen Tagen Ruhe und einen langumstrittenen Glauben gefunden und daß diese Stunde, derentwegen er Klara den ganzen Tag verfolgt habe, seinem Glauben recht gebe, daß er seinen Glauben und Willen bekennen müsse, ehe es zu spät sei, und wäre es auch nur, damit er keine nichtigen Träume und Hoffnungen in die Zukunft nehme, — er sagte bloß:

„Warum —?" faßte Klaras Gesicht mit beiden flachen Händen, richtete es zu sich empor, schaute ihr ernst und fest in die Augen und küßte sie auf den Mund.

Bei seinem Kusse schloß sie die Augen, ließ den Schirm los, daß er ihr über die Schulter herunterfiel, packte mit beiden Händen Hermans Arme und schaute ihn nun mit tränenvollen Augen an. Er betrachtete sie, als ob er seines Schicksals noch nicht sicher wäre. Das empfand sie und aus dem Schrecken des unerwarteten Glückes erwachend, zog sie Herman bei den Armen etwas hinab und küßte ihn wieder.

Da umfing er sie.

Und der zu Boden gefallene Schirm, in dessen schwarze Schale die Flocken hastig hineinwirbelten, hätte sich über der Umarmung und dem Kuß der beiden wohl bis zum Rande mit Schnee füllen können, wenn nicht ein Metzgerbursch mit der Fleischmulde auf der Schulter gekommen wäre und um das Paar einen Halbkreis durch den Schnee tretend gerufen hätte:

„G'segns Gott!"

Da schauten sie auf, noch ohne sich loszulassen, sagten zugleich:

„Danke schön!" und Herman rief ihm noch lachend nach:

„Mach's a so, no gheit di 's net!"

Dann hob Herman, während Klara ihren verschobenen Hut zurechtrückte, den

Schirm auf, leerte und schloß ihn. Er nahm ihren Arm, und sie gingen still durch den Schnee, der in großen Flocken herabwehte und unter den Füßen krachte.

Plötzlich begannen beide in einem Atem:

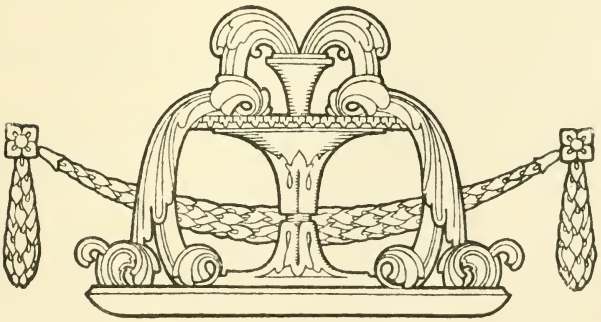
„Elfride —" stockten und schauten einander erstaunt an. Klara ließ seinen Arm los, reichte ihm den gekrümmten, kleinen Finger, in den er den seinigen einhakte, sie schwangen die so verbundenen Hände dreimal, und das Wort, das ihnen in den Mund kam, war wieder „Elfride," und schwangen noch dreimal, und zum dritten Mal kam beiden der Name der Freundin. Sie lachten über das langvergessene Backfischorakel und meinten, nun müßte Elfriden das Ohr klingen.

Und wieder schritten sie wortlos durch das Flockengewimmel. In der plötzlich über ihre Herzen gekommenen, sonnigen Stille ruhten sie gleichsam atemholend aus, horchten träumerisch den neuen Stimmen und schauten in die durchleuchtete Ferne.

So machten sie weite Umwege durch den nassen Schnee, ehe sie zu Tante Ulrike kamen.

Um Mitternacht saßen sie im Bahnhofrestaurant, wo Klara zum ersten Male nach Verlassen des Elternhauses zu Mittag gegessen hatte, und auch jetzt sprachen sie wenig; nur manchmal sagten oder fragten sie etwas, um es ja nicht zu vergessen, und lachten dann darüber, weil es so belanglos war.

Als es aber nach einer Stunde „Einsteigen" hieß, erschraken sie tief, so plötzlich kam die Trennung über sie und riß sie auseinander.



Moderne Christlichkeit/ Von Carl Albrecht Bernoulli

An Herrn Professor Franz Overbeck zum Ausweis der vollzogenen Wandlung.

Von den Modebüchern der jüngsten Zeit trägt eines den Titel: Wesen des Christentums. Leider mußte bemerkt werden, es beweise eher dessen Unwesentlichkeit. Fürs erste wird es jedoch den Zehntausenden seiner Leser das Dokument einer modernen Weltanschauung christlichen Gepräges bleiben. Dabei sind „Modern" und „Christlich" genau gleich schwer aufgewogen; nicht das eine Kern, das andere bloß Hülle; eben die halb und halbe Mischung macht es aus.

Um den Anfang der neunziger Jahre blies der frische Wind, der über die deutsche Kultur strich, auch in die verstaubten Winkel der Theologie. Auch hier der Ruf nach Raum und Licht und Leben. Verjüngte Christlichkeit in die geistigen und wirtschaftlichen Kämpfe. Eigene Presse, Ferienkurse, Vereinstage, — und Bücher! Seitdem ist der Protestantismus neumodisch durchsetzt. Um gerecht zu sein: es war nicht sterile Negation. Der alte Hort eines freieren Evangeliums, die Heidelberger Fakultät, krönte jüngst zwei Männer mit dem Doktorhute, die auszuzeichnen sie Ursache hatte: den Gründer der national-sozialen Partei und den Verfasser des Jörn Uhl. Dazu das Ansehen, dessen sich der theologische Wortführer in der wissenschaftlichen Welt erfreut. Der Denker! der Staatsmann! der Dichter! Bedarf es weiteren Lobpreises der Losung: dogmatische Reduktion und ethische Mobilmachung.

An dieser emsigen Entfaltung christlicher Bildungsansprüche für unsere Zeit ist nicht zu rütteln. Dennoch ist es eine Notbrücke, ein Anachronismus. Die moderne Christlichkeit soll uns Rede stehen.

Auf welchen Verhältnissen proportioniert sie sich? Ihre Erfolge beruhen auf der skrupellosen Verschmelzung von Bibelkritik und Bibelglauben. Sie wollte die Streitgegensätze Orthodoxie und Freisinn außer Gefecht setzen und gab beiden Recht: es gibt Religion in gebundener und Religion in freier Form. Das ist zunächst eine Gleichung und spricht noch keinen Vorrang aus; das Bedürfnis entscheidet. Brauchst du Krücken, Schranken, Leitern — gut, dann Apostolikum, Blut und Wunden und Mirakel. Brauchst du hingegen Freiheit, Unendlichkeit, Flügel — auch gut, dann den Gottvater, den dorngekrönten Bruder und den heiligen Liebegeist. Wie du's bist, ist deine Sache. Ihr seid ihm beides gleich teure Kinder. Nur daß du's bist, darauf kommt es an. Also ein Kompromiß auf Duldung und rein private Rechenschaft ohne andere Verpflichtung als eigene und fremde Überzeugungstreue.

Nun aber der ungeheure Anspruch, nicht individuelle Stimmung zu bleiben, sondern Bündnisse zu schließen, Gemeinschaft zu stiften und als Kulturfundament

die bisherige Kirche überflüssig zu machen. Ein so starkes Vertrauen in die eigene Kraft ist nur möglich bei einem eingewurzelten Geschichtsgefühl. Im Laufe des verflossenen Jahrhunderts hat die Forscherarbeit am alten und neuen Testament das Gegenspiel persönlicher und öffentlicher Religionsmächte nachgewiesen, nicht nur für das Christentum, auch für dessen Mutter, die jüdische Priesterkirche. Der Zwiespalt eigens erlebter und satzungsmäßig geregelter Frömmigkeit ist vorgebildet in der semitischen Prophetie des achten und siebenten vorchristlichen Jahrhunderts von Amos bis ins babylonische Exil. Die alten Israeliten waren dank ihrer Begabung mit einem zähen Willen berufen, das Volk der Religion zu werden. Ihr Gott Jahve hatte sie durchs Meer geführt, er kam vom Sinai hergestürmt zum Siege gegen die Kanaaniter; durch alle Gefahr hat er sie glücklich hindurch gerettet. Seitdem wußten sie, er vermag etwas, es ist ein Gott der Taten. Diesen Nationalstolz eines kleinen, politisch und kulturlich unbedeutenden Volkes haben seine Propheten zu dem weltgeschichtlichen Glauben an den einzigen und wahren Gott erweitert, den wir später beim Judentum, beim Christentum und beim Islam vorfinden. Ihre Verkündigung, unmittelbar zu Herzen gehend, lautete: Unser Gott hat Ohr, Auge, Herz und einen starken Manneswillen. Er wird sich durchsetzen und kennt keinen Widerstand. Alle anderen Götter wirft er über den Haufen. Uns liebt er, wenn wir sein Volk sind und treu zu ihm halten, ja er ist bereit, jedem Einzelnen unter uns beizuspringen. Wir wollen also das Gute tun und Gott dadurch zu erkennen suchen, daß wir unsere Hoffnung auf ihn setzen.

Jedermann weiß, was für eine Erfüllung diese Prophetenreligion im besonderen gefunden hat. Nach mehr als einem halben Jahrtausend erfolgte eine Ankunft auf die voraufgegangene Wanderung, ein gehaltenes Versprechen auf das gegebene Versprechen. Es trat ein Landrabbi auf aus dem Städtchen Nazaret, schlichter Leute Kind, im Alter von dreißig Jahren. Er erhob den bei seiner Armut und politischen Ohnmacht unbegreiflichen Anspruch, Gottes Sohn zu sein, und erwählte sich aus den unbeständigen Volksmassen ein paar Jünger. Ihnen schloß er sich tiefer auf, damit sie seine Gemeinde leiten könnten, wenn er nicht mehr da sei. Höchstens drei Jahre lang, dann war es um ihn getan. Den Häuptern von Tempel und Synagoge gelang es, ihn durch eine schmachvolle Hinrichtung aus der Welt zu schaffen. Aber jetzt zeigte sich, wer er war. Er lebte und erschien seinen Getreuen als Auferstandener. Dieser Glaube trotzte allen Maßregeln der Juden, überdauerte ein Geschlecht ums andere und eilte der Mittelmeerküste entlang, nach Kleinasien, nach Griechenland, nach Italien und weiter, von Israel zu den Heiden.

Der Geist lag auf der Gemeinde. In den Versammlungen traten ergriffene Menschen auf, hatten Gesichte, redeten in Zungen und waren verzückt in den dritten und vierten Himmel. Und alle glaubten sie an die nahe Wiederkunft ihres Herrn auf den Wolken des Himmels, zu richten die Lebendigen und die Toten. Als nun aber die Welt immer nicht untergehen wollte, da bestand das Christentum die Probe durch seinen denkwürdigen Umzug aus kleinen jüdischen Konventikeln in die unbegrenzte Welt, von der semitischen zur arischen Denkweise, von dem

Glauben an das lebendige zum Glauben an das überlieferte Wort. Aus dem provisorischen Verhältnis zur Welt ist ein definitives, aus der nomadenhaften Gemeinschaft eine Organisation geworden, die apostolische Nachfolge der Bischöfe, die zweitestamentige Bibel, der feste Kultus mit dem Doppelmysterium von Taufe und Abendmahl: ursprünglich Prophetenreligion, nun Kirche!

Die Kirche bestrebte sich, in den Völkern, deren sie sich bemächtigt hatte, heimatlich zu werden, sodaß mit dem berstenden alten Imperium auch sie in Morgenland und Abendland auseinanderbrach. Dann stieß ihr mit der Bekehrung der Germanen etwas Neues zu; auf die müde Größe einer altersschwachen Kultur prallte rohe, unerschöpfliche Lebenskraft. In der Mumie antiker Wissenschaft nistete das deutsche Kindergemüt. Aber wieder dauerte es Jahrhunderte, daß Rom herrschte und der deutsche Kaiser sich vom Papste krönen ließ. Erst als in Welschland die Profanation den höchsten Grad erreicht hatte, brachte Luther die Freiheit. Aber auch nur mit halbem Erfolge; er und seine Freunde erreichten das Geistigere nur mit katholischen Mitteln, nämlich durch die Berufung auf ein Werk der katholischen Kirche, auf das Wort Gottes als heilige Schrift. Die protestantischen Konfessionen wurden so starr und schroff wie die Papstkirche. Ihre Pfarrer, hierin doch gewiß Priester, waren mitteilendes Organ einer von ihrem Gutfinden unabhängigen, festgelegten Bekenntnislehre. In den Ritzen und Furchen jedoch lagen bereits die Samenkörner der Zukunft. Eine Weltanschauung wurde groß, die rein auf das Diesseits gerichtet in der liebevollen Beobachtung der Natur und der menschlichen Persönlichkeit ihren Grund hatte. Das Altertum erwachte wieder. Der deutsche Geist wurde zuletzt davon ergriffen, dafür aber auch am tiefsten. Hatte die Aufklärung den Wahn erzeugt, im Christentum sei soviel Religion als gesunde Vernunft, so zeigte das ablehnende Verhalten der Dichter und Denker, wie wenig von nun an idealer Geistesflug und Lebensernst an die Kirche gebunden seien. Das evangelische Christentum, jetzt gespalten in die Verehrer der Vernunft und der Offenbarung, wäre der Gleichgültigkeit verfallen gewesen und an Halbheit zu grunde gegangen, wäre nicht in der Stunde der Not Schleiermacher in die Lücke getreten und hätte zwischen den Gütern der Kirche und den Gütern der gebildeten Welt vermittelt: Das Christentum darf nicht mit der Barbarei gehen und die Bildung mit dem Unglauben.

In diesem geschichtlichen Sachverhalt sieht die moderne Christlichkeit ihre Kulturaufgabe vorgezeichnet. Zu bedenken bleibt dabei nur eins: sie hat die Arbeit der historischen Religionskritik geleistet, aber damit zugleich auch gepachtet. In dem Spiegel, den sie mit solchem Eifer aufrichtet, kommt vielleicht ein anderes Gesicht zum Vorschein, als dasjenige, das sie schon vorweg ausbietet. Querköpfige Experimente oder eine gelehrte Nichtswürdigkeit wie Denifles Lutherbuch verrücken mit der Zeit der bisherigen Accentverteilung das Konzept. Goethes Wort, die ganze Kirchengeschichte sei ein Mischmasch von Irrtum und Gewalt, deutet nach einer profanen, rein nur philosophisch betriebenen Erkenntnis des ehedem Heiligen, nach einem neuen Stück Naturwissenschaft. Trotzdem aber das modern theologische Geschichtsbild vom Christentum immer noch ein bißchen Hausfegen ist, wurde es doch

nicht pro domo hergestellt, und weit entfernt von rückständiger Verschleppung der geschichtlichen Evidenz bedeutet es einen tüchtigen Beitrag der Wahrhaftigkeit an die Wahrheit. Das unberechenbar fluktuierende Urelement aller Geschehnisse, und religiöser erst recht, ist mit richtiger Witterung aufgespürt. Nur von den chaotischen Weltgasen und den gähnenden Schlünden des kosmischen Zufalls will sie nichts wissen; es bleibt bei dem Vertrauen auf den über den Wassern brütenden Schöpfergeist. Das hätte nichts auf sich, wenn die historische Religionskritik für sie ein beliebiger Forschungsgegenstand wäre, dem sie einfach den Rücken wenden kann, sobald er ihr unbequem wird. Daran ist aber nicht zu denken; sie will aber methodischen Ergründung der Dinge nicht Gewalt antun, selbst wenn sie in der Lage wäre, sich dagegen zu wehren. Die moderne Christlichkeit fußt auf der modernen Theologie. Ihr Dasein gründet sich auf vulkanischen Boden. Weiß sie auch vor der Sintflut naturalistischer Erklärung zu flüchten, so kann sich auf dem Berggipfel ihr unter den Füßen eines Tages der speiende Krater öffnen.

Bei solchen Allerweltsproblemen und bei so fern reichenden Perspektiven gilt freilich bange machen zu allerletzt. Die moderne Christlichkeit wäre längst auf dem Wege der gelehrten Diskussion, dieser Schnellpost für Hirngespinste, von der Bildfläche wieder verschwunden, wenn sie weiter nichts wäre als ein Kind der Studierstube. Um einfach als Eintagsschrulle erledigt zu werden, wurzelt sie viel zu tief im öffentlichen Leben. Der im heutigen Staate gesetzmäßig stabilierte Gegensatz des Protestantismus zum Katholizismus macht es ihr leicht, von ihrer ursprünglich gelehrten Abgeschiedenheit ins Volk herabzusteigen. Der Katholik glaubt an die Kirche, die in der Hierarchie ihrer Priester mit imposanter Sichtbarkeit vor ihm steht, ihn täglich durch die Aufwandlung des Brotes in den hochheiligen Leichnam mit dem Wunder in Berührung bringt und durch ihr Bußsakrament entsündigt. Der Protestant glaubt an Jesus Christus, dessen Evangelium ihm in der Bibel urkundlich vorliegt; je nach Natur, Erziehung und Bildung wird er an einer strengeren oder freieren Spielart der mannigfach abgestuften dogmatischen Lehre sich über seinen religiösen Besitz klar werden. Ist damit innerhalb des Protestantismus der persönlichen Überzeugung ihr volles Recht gewahrt, so ist der Raum dieser Überzeugung immerhin nicht unbegrenzt, so lange an der normativen und zentralen Bedeutung der Person Christi festgehalten und gefordert wird, ihr hätten sich sogar die wissenschaftlichen Interessen anzupassen. Auch das evangelische Christentum ist Kirchentum. Es hat sich an bestimmte Räume, Stunden und Gebräuche gebunden. Seine Gotteshäuser, die täglich zu lesende und sonntäglich ausgelegte Bibel, Taufe und Abendmahl sind Bedingungen und Stützen.

Diese Domäne des Katholischen innerhalb des Protestantismus läßt sich unter dem Hinweis auf die hierfür typische Katholisierung des Urchristentums im zweiten Jahrhundert noch näher umschreiben. Katholisiert wurde damals die der Nachwelt sonst unwiederbringlich verlorene persönliche Wirkung des Herrn der Christen. Der prophetische Enthusiasmus für den Erhöhten erhielt zum

künstlichen Ersatz den Theologenchristus des Symbols und der Dogmatik. Die Reformation hat nun nur mit dem sogenannten Christentum zweiter Ordnung gebrochen, dem Reliquien- und Bilderdienst, der Marienverehrung und dem magischen Wesen der Messe und des Ablasses. Aber eine doppelte Erbschaft hat sie angetreten, die durchaus katholisch war: die scholastische Ausweitung der Religion zu einer Weltphysik und die metaphysische Gottheit des Menschensohnes. Da setzt nun die moderne Theologie mit ihrem Warnruf ein: „Hütet euch, daß ihr nicht doch eine Dublette zum Katholizismus werdet! Nur ja nicht engherzig! Schließlich genügt es ja, in Christus ganz allgemein das Herz der Weltgeschichte zu sehen." Nun macht aber diese erleichterte Christlichkeit die vermeintliche Reinigung wieder halbwegs zu nichte, indem sie im Namen des Evangeliums um so größere Ansprüche an das praktische Verhalten des Christen stellt: erhöhte Sittlichkeit, makellosen Wandel, lautere Gesinnung. „Aus Gnaden allein ohne Gerechtigkeit der Werke" — hieß es einst im Vorgeschmack einer ungeheueren Befreiung. Heute muß der gute Christ doch zum allermindesten auch ein braver Bürger sein, der pünktlich seine Steuern entrichtet: „Das gottergebene Gemüt darf sich nicht in bloßer Beschaulichkeit auf die faule Haut legen. Sittliche Güte drängt nach Betätigung und Wirkung." Im Frühstadium der Reformation war das Verhältnis grundsätzlich umgekehrt; unerläßlich war nur, innerlich mit Gott im Reinen zu sein, dann konnten Tätigkeit und Tugend auch zu wünschen übrig lassen. Heutzutage wird der religiöse Zweifel ohne Anstand mit in Kauf genommen, sobald es sich um ein Christentum der Tat handelt, um praktische Erfolge. Dies nur zum Zeugnis, wie wenig auch die modernste desinfizierteste Christlichkeit, sobald sie sich auf kirchliche Wirksamkeit einrichtet, des einen oder anderen katholischen Einschlags entbehren kann.

Der moderne Christ nimmt in erster Linie das Recht der freien Persönlichkeit für sich in Anspruch. Ein herzliches Interesse an Welt und Menschen, ein Streben nach immer größerem Umkreis, immer klarerem Einblick steckt ihm im Blute. Aber nun frischweg nur so im allgemeinen Menschentum aufgehen, wäre doch nicht nach seinem Sinn. „Ein dezidierter Richter ist wie Goethe," so wird sein Vorbehalt lauten, „im übrigen der größte Lebenskünstler, den wir kennen, über eine einseitig ästhetische Ausbildung seiner Neigungen nicht hinausgekommen. In seinem Faust, dem hohen Liede vom Recht und Wert der Persönlichkeit muß sich die Religion darauf beschränken, Quelle und Mündung des Lebens im Jenseits zu verklären; auf die Ausgestaltung des irdischen Verlaufes hinzuwirken, ist ihr versagt; kein guter Engel, leibhaftig der Böse selber zeigt Fausten, was das Leben sei. Das Christentum als System hat sich überlebt; dafür erfahren wir jetzt die Renaissance seiner ungebundenen Lebensmacht. Es beruht aber nach wie vor auf einer geheimen Gnadenwahl, wer ergriffen wird und wer nicht. Zu machen ist da weiter nichts." Nun widerstrebt es gewiß auch dem gebildeten Nur-Menschen, ein Herzensgeheimnis anzutasten. Werfen wir getrost einen Blick auf das alte Bibelbuch. Für die „Modernität" der Worte Christi beweist die geringfügige Tatsache genug, daß sie

kürzlich, als handelte es sich um eine Tagesnovität, im feinen Buchputz, jedem Spruch seine eigene Seite, der verwöhnteren deutschen Leserwelt „zugänglich" gemacht worden sind. Aber auch sonst, wo die Bibel tief und schlicht und ewig redet! Auf Gott vertrauen in jeder Lebenslage! Weg hat Er aller Wegen, an Mitteln fehlts Ihm nicht! So hoch der Himmel höher ist als die Erde, sind Meine Gedanken höher als euere Gedanken! Und gar der Psalmdichter, der ohne Auferstehungshoffnung inmitten unerträglicher Schicksale Gottes Hand spürt: Wenn ich Dich nur habe, so frage ich nach nichts im Himmel und auf Erden! Kein Zweifel, das sind Höhepunkte für Zeit und Ewigkeit. Aber wer wandelt denn heute noch ungestraft unter Palmen?

Unaufhaltsam wächst die irdische Selbsterkenntnis, Himmel und Hölle entvölkern sich zusehends, und mehr und mehr erwählen Engel und Teufel die Seele des Menschen zu ihrem ausschließlichen Wohnsitz. Aber die moderne Christlichkeit bleibt fest und läßt nicht mit sich markten. Lieber noch ein atheistisches Christentum oder ein christlicher Atheismus und sonst irgend ein Arrangement, als das nackte Nichts der gänzlichen Absage: „Da steht eben Glaube gegen Unglaube und damit basta!" Was soll das nun mit einem Mal heißen? Wenn es mit dem Spiel aus der Hand nicht mehr gehen will, nimmt sie kühnlich die blinde Karte auf und erklärt sie für Trumpf. Sind denn Christ und Nichtchrist plötzlich so wesensverschieden in Busen und Eingeweide, daß sie innerlich ganz ungleich funktionieren und der eine ein tiefgründiges Geheimnis birgt, während im anderen alles in platter Seichtheit versandet? Wohl kaum. Der eine findet sich einfach mit seiner Freude und seinem Leid anders ab als der andere. Und stellt sein Fernrohr anders ein. Ob aber nicht im Gegenteil ein inneres Erlebnis, wenn es in einen Himmel hinauf entäußert wird, sich notgedrungen verflüchtigt, als beibehaltener Besitz dagegen sich vertieft, mag hier unerörtert bleiben. Überhaupt ist die Loyalität der modernen Christlichkeit nicht mit einem Worte angetastet. Nur ihre Bescheidenheit steht in Frage. Ihre Hand hält die Weltenwage, ihr Finger läßt die alten und neuen Güter gegen einander ins Gewicht fallen. Wer sich das leistet, traut sich entschieden etwas zu. Dabei kann man ihr nicht nachsagen, sie gehe irgendwie kleinlich zu Werke. Ja sie sieht es sogar herzlich gern, daß selbst der Antichrist seinen Buchstaben auf der Tafel der Zeiten einträgt, wenn sie nur nachher ihm den Griffel abnehmen und eigenhändig das noch fehlende Tüpfchen obendrauf setzen darf.

Bleibt noch die Haupt- und Kernfrage — nach ihrer spezifischen Moralität. Heraus mit der Sprache! hör ich es hinter mir rufen. Rede doch von Abbémätzchen und Jesuiterei, so wissen wir, woran wir mit dir sind! Ich werde mich hüten. Aber ob Vorsicht viel helfen wird. Wer auf einen aalglatten Fang aus ist, muß froh sein, wenn er überhaupt irgendwo zum Fassen kommt. Zweierlei muß eine leistungsfähige Religion in erster Linie zu bieten vermögen: Trost und Gewißheit. In diesen beiden Dingen ist aber gerade die moderne Christlichkeit nicht ganz kapitelfest, freilich aus einem Grunde, der

ihr weniger zum Vorwurf, als zur Ehre gereicht. Sie will sich keiner Knebelung schuldig machen, lieber gar nicht abschließen, als voreilig, sie denkt, je länger sie sucht, desto reicher werde sie. Gerade auf die Unbestimmtheit ihrer Überzeugungen bildet sie sich etwas ein. Das mag in der Tat sein gutes haben; doch haftet der Beweglichkeit ihrer Wahrheitsliebe oft etwas hektisch Fieberhaftes an. Durch die erhöhte Lebhaftigkeit und Begeisterungsfähigkeit seiner Vertreter mag der jüngstchristliche Interessenkreis, der seelsorgerlichen Wirkung nach, den gewollten Mangel an massiveren Beruhigungsmitteln immerhin suggestiv vielfach ersetzen.

Es gehört schon das Höchste dazu, um den beständigen Enttäuschungen des Lebens unentwegt ohne Linderung die Stirn zu bieten; die oberen Zehntausend der Gesellschaft sind „faute de mieux abergläubisch". Ganz ohne Gegengift kann der Mensch nur schwer gegen den Schmerz ankommen; den Körper betäuben ihm Narkotika, die Seele Illusionen. Die meistens unterschätzten Religionswühlungen okkultistischer, spiritistischer und theosophischer Art in Europa und Amerika dienen mit ihrem experimentellen Aufputz einer modischen Mischung von Neugier und Trostbedürfnis. Mit magischen oder zauberhaften Umtrieben hat nun freilich unsere moderne Christlichkeit nichts zu tun; dennoch hat auch sie es auf diejenigen abgesehen, die den Geschmack am offiziellen Kirchenwesen verloren haben. Der moderne Unglaube ist aber etwas anderes als hausbackenes Räsonnement und gemütliche Vernünftigkeit. Er steckt voller Sehnsucht und Heimweh. Rechtfertigen schon die deutschen Klassiker ihre Abkehr von den Religionen mit ihrem tieferen Verständnis für Religion an sich, so hat sich seitdem erst recht die Forderung ausgebildet, das Christentum nicht zu widerlegen, sondern es zu ersetzen. Keine Zerstörung mit kalten mordenden Händen, eine neue Beseelung aus einem warmen und vollen Herzen heraus — das ist die Umwertung aller Werte. An hinreißendem Ernst, an inbrünstiger Liebe will man das Christentum überbieten, und die Offenbarungen Zarathustras vom Übermenschen bedienen sich der Bibelsprache, weil sie auf den Orgelton nicht verzichten wollen. Diese idealistischen Gottesleugner sind es nun, die die moderne Christlichkeit zu den ihrigen rechnet. „Gläubig bist auch du," sagt sie zu Nietzsche, „nur hast du einen bescheideneren Glauben, einen Nicht-so-viel-Glauben, den bloßen Menschen- und Erdenglauben. Auch du straffst die Widerwärtigkeit des Lebens mit einem grandiosen „dennoch" Lügen; nur setzest du dein Vertrauen nicht mehr auf einen übernatürlichen Gott, sondern auf die inneren Mächte im Menschen selbst. Macht aber nichts; das religiöse Triebwerk funktioniert in dir genau so wie in uns — die Arbeitsleistung ist da — das Rad steht nicht still. Es treibt nur eine andere Mühle. Dein Wille zur Macht steht der Vorsehung nicht im Wege; er ist eines ihrer Werkzeuge."

Alles in allem, die moderne Christlichkeit will bei Ungläubigen jeglicher Observanz, so sie es nur gut mit der Menschheit meinen, gerne ein Auge zudrücken und fünf gerade sein lassen. Statt daß man nun meinen sollte, diese etwas anmaßliche Wohlaffektioniertheit mache böses Blut, findet man den

modernen Unglauben sehr versöhnlich gestimmt. Er sieht in der modernen Christlichkeit, je besser er sie kennen lernt, keine Gefahr für sich, hat also auch keinen Anlaß zur „Feindesliebe". Er erinnert lieber an die atavistische Gemeinsamkeit des beiderseitigen Kernes. Judentum, Christentum und Islam sprechen übereinstimmend von einem Tage des Gerichts am Ende der Zeiten. An diesem Tage wird die Menschheit geschieden in Kinder des Lichts und Kinder der Finsternis. Sind nun auch heutzutage Gut und Böse dem Bann einer künftigen Vergeltung entzogen und versteht darunter nicht der eine was der andere, — die beiden Reiche des Lichts und der Finsternis bestehen und liegen wider einander im Felde. Schon allein aus diesem Grunde wird sich nun aber eine ruhige und innerliche Aufklärung nie zu einem plumpen Vertilgungskampf gegen einen dogmatischen und kirchlichen Glauben verstehen können. Ihr wäre bange, das Unkraut mit dem Weizen auszurotten. Auch ist es nicht eben ein Heldenstück, vor kärglicher Gebildeten den „Verfluchten Kerl" zu spielen. Nicht jeder kann mit dem Wohlgeruch der Erde vorlieb nehmen und über das, was Wahrheit sei, fiel der Menschheit eine Verständigung von jeher am schwersten. Im griechischen Christentum schlugen die Philosophen durch, im abendländischen die Juristen. Bei den Franken war Christus Herzog, bei den Spaniern Hidalgo. Mit wie viel mehr Verständnis mußte nicht ein Kriegsmann von dem Haupt voll Blut und Wunden predigen hören, als etwa ein Geldwechsler, der sich dagegen bei der Geschichte von der Tempelreinigung unwillkürlich duckte. Der gemeine grobe Mann muß einen Altar haben, vor dem er knieen kann. Nimmt man ihm den Heiland am Kreuze, so möchte der Fetischtrieb ins Kraut schießen und man könnte es erleben, daß eines Tages Fleischer ein Kalb und Bänkelsänger einen Tanzbären anbeteten. Wozu die große Menge ohne Not um das bringen, was sie immerhin noch am Christentum hat! Deswegen kann man sich ja doch über jeden freuen, der sich der modernen Denkweise ehrlich nähert, auch wenn er erst zusehen will und nicht gleich die Schiffe hinter sich verbrennt.

Geht also die moderne Christlichkeit darin in den Spuren der Freidenker, daß sie nicht gewillt ist, den Väterglauben in seiner angestammten Form mitzumachen, so hätte die Pietät gegen das Übernommene und halb Abgelegte und desgleichen die Säuberlichkeit in der Begriffsbildung sie bestimmen sollen, sich selber als Übergangsbildung zu erklären, als das „Nach-Christentum", das sie höchstens ist. Aber darauf läßt sie sich nicht ein. Denn eben gerade die Einbußen gegen die frühere Gestalt des Christentums hat sie, ihrer Meinung nach, vor der Vergangenheit voraus. Es handelt sich in ihren Augen um die Verengerung zur Tiefe, um die Wesensvereinfachung, an denen die Wendepochen in der Menschengeschichte erkannt zu werden pflegen. Was für Christus die Propheten, was für Luther Paulus, das soll nun für die modernen Christen die Reformation werden: Ferment, Gährungsstoff für eine Umgestaltung an Haupt und Gliedern. Die alten Weissagungen aus grauer Vorzeit von „Zukunft und Hoffnung" und Gottes starkem Arm, der zur rechten Zeit den rechten Mann erwecken wird, leben

wieder auf und sollen aufs neue volle Geltung haben — das Christentum als Prophetenreligion, verwegener geglaubt und erhofft als jemals bisher! „Wir harren des Neuen, das da kommen soll. Ja wir harren. Denn mit nichten ist diese Zeit unfromm und göttlicher Ideale bar. Fromm sind schon ihre Zweifel. Und fromm sind erst recht ihre stillen mystischen Gewißheiten, die Sehnsucht ins Unendliche." Auf solche schwärmerische Weise äußert sich nicht etwa ein zünftiger Theologe, nein, der sonst eher für materialistisch verschrieene Verfasser der „Deutschen Geschichte" in der neulich erst erschienenen Darstellung der zeitgenössischen Zustände im Reiche. Er preist den gläubigen Optimismus, das Gebet hin zu neuen Höhen, überhaupt den Fortschritt zu der höheren Form eines kirchenfreien religiösen Daseins. Und als Bericht genommen, ist seine Schilderung alles andere als übertrieben. Schon vor Jahren hieß es von berufener Seite: „Träte Christus heute unter uns auf, gleichviel ob als Arbeiter, als Staatsmann, als Gelehrter oder als Feldherr, er würde der Modernste von allen sein." Dieses Sich als Vorläufer fühlen, den Advent verkünden, den modernen Gottesriesen ansagen, der unter uns Herkuleswunder des Geistes vollbringen wird — das ist die spezifische „Nuance" der modernen Christlichkeit. Allen Ernstes so verheißen in den Tagen und unter den Leuten Bismarcks, vielleicht sogar mit einem leisen Seitenblick auf ihn! Denn auch an der nationalen Flagge fehlt es nicht: das neue Christentum soll die deutsche Reichsreligion werden. Aber warum nicht? Warum soll nicht Carlyles Großmannstheorie, warum nicht de Lagardes Traum von der deutschen Gottesliebe für eine derartige Verjüngung und Umgestaltung herhalten dürfen, warum nicht noch ganz andere Sprünge und Seltsamkeiten, vorausgesetzt, daß der brüchige Volksglaube sich wirklich festigt, die flatternde und verängstigte Massenpsyche sich in ihr Gleichgewicht zurückfindet? Sind es auch nicht mehr die ärgsten Schrecken der Hölle mit Heulen und Zähneklappern, so liegt doch nach wie vor der quälende Bann des Ungewissen über dem Ende unseres Erdenlebens: wie sieht es drüben aus, was wartet unser? Brächte die moderne Christlichkeit ein unfehlbares Mittel gegen die beklemmende Todesfurcht der Vielen und Allzuvielen herbei, sie hätte alle erdenklichen Extravaganzen frei.

Nun sind aber diese heimlich Verbündeten einer besseren Zeit tatsächlich die gutartigsten und harmlosesten Verschwörer von der Welt. Nicht die geringste Krisis oder Horizontverdunkelung, die sie berechtigte, ihr religiöses Parteitreiben für eine einigermaßen wirksame Volksbewegung auszugeben. Ab und zu scheidet eines ihrer Mitglieder, auf das gerechnet worden war, nach rechts oder links hin aus, eine gelinde Kräuselung und wieder alles spiegelglatt. Es fehlt entschieden der sozialdemokratische Skandal, ohne den nun einmal alles beim Alten bleibt. Gewiß — „das Reich Gottes kommt nicht mit äußeren Gebärden, es ist inwendig in euch". Dann soll doch aus den verborgenen Gründen das unerhörte Orakel machtvoll aufbrechen! Aber da ist ja alles und jedes, was man modern christliches zu hören bekommt, nur Widerhall und Echo, nur gutwilliges Streben, an der allgemeinen Kulturarbeit der Zeit teilzunehmen, nur die mit einem Tropfen

Religiosität verfärbte Anempfindung von Gedanken, die ohne die Tinktur ebenso billig und außerdem durchsichtiger erhältlich ist. Nun endlich einmal das andere, Konträre, Neue! Wenn nicht, dann ist es eben eine Art Anregung durch die Beschäftigung mit geistigen Dingen, wie es deren hunderte gibt. Jede Teilnahme des Laien an der Nachfühlung wissenschaftlicher Resultate bewirkt eine ähnliche Auffrischung seines inneren Lebens. Bei religionsgeschichtlichen Forschungen mag vom Gegenstande her ein religiöser Beigeschmack den Anteil noch erhöhen. Aber die Tätigkeit als solche zu etwas anderem zu stempeln als was sie ist, geht nicht an. Es bleibt bei den in weitere Kreise der Gebildeten vorgedrungenen Popularisierungsversuchen gelehrter Materien und allen den Fährlichkeiten und Halbheiten, die nun einmal von solchen Experimenten nicht zu trennen sind: eine der persönlichen Willkür ausgelieferte Mischung von Glauben und Wissen. Fusion, Konfusion! Wahrhaftig, man möchte wünschen, es wäre wie früher, und der geniale Wirrwarr wieder in Kasten und Schubfach zurücksortiert zum alten, klaren, logischen Gegensatz von natürlicher und übernatürlicher Offenbarung, zur reinlichen Trennung von ja und nein, von Position und Negation. Auf der einen Seite, etwas gedunsen, die Orthodoxie mit ihrem Gehorsam nach oben und ihrer amuletthaften Bibelverehrung, auf der anderen Seite, etwas dünnlicht, der Protestantenverein mit seiner braven Vernünftigkeit und biederen Moral. Dann wäre doch der Durchlaß unbehindert offen geblieben, während jetzt die Passage gesperrt ist. Mitleidig wird man bedauert, weil man blind sei just gegen das Modernste. In Wahrheit ist es aber nur der Zaunkönig der Kultur, der vom Adlerflug emporgetragen den Rekord des Zeitgeistes noch durch einige Schläge der eigenen Fittiche überbietet.

Wem ist es zu verargen, wenn er nun einfach schließt: die angeblich modern religiöse Renaissance ist das Produkt einer inneren Fäulnis und Zersetzung, die den Protestantismus ergriffen hat in tragischer Folgerichtigkeit der ihm eingepflanzten Solidarität mit der freien Forschung. Seine aufrichtige Wahrheitsliebe durch katholisierende Schutzvorrichtungen, die hier einzig noch einigermaßen helfen könnten, einschränken will er nicht, und auf eine Bestätigung seiner überirdischen Hoffnungen hat er seitens der Wissenschaft immer weniger zu rechnen. Seine rechte und seine linke Hälfte ahnen den ihnen gemeinsam drohenden Verfall und reichen sich die Bruderhand. So besehen, könnte die theoretische Ausgleichung der Parteigegensätze ihr Schönes haben und einen wirklichen Fortschritt bedeuten, allerdings dann einen letzten Schritt, über den hinaus es nur noch den Sprung in den Abgrund gäbe. Aber gerade in dieser verzweiflungsvollen Lage fände der Protestantismus Gelegenheit zu beweisen, er sei nicht gewillt, seinen Vätern Schande zu machen. Ist er dem Untergang geweiht, so steht es immer noch bei seinem Beispiel und Wandel, der Welt den Abschied von ihm schwer zu machen, indem er sein Ableben so mannhaft vollzieht, daß das Geschlecht nach ihm ihn entbehrt. Diese Würde der Todesverachtung läßt die moderne Christlichkeit leider vermissen. An Beteuerungen, nicht leben zu können und nicht

leben zu wollen, wenn man nicht ein ganzer Christ und ein moderner Mensch zugleich sein dürfe, ist zwar in der modern christlichen Literatur kein Mangel. Aber das ist nicht der Heldenmut des Soldaten, der auf der Stelle steht und fällt, wo ihn sein König hingestellt hat, das ist die Kaltblütigkeit des Artisten, der von der Sensation lebt: der Deckensprung, die Schleifenfahrt, der Hundertkilometerrekord muß „gemacht" werden, koste es was es wolle, sogar das Genick. Begriffe und Gebräuche, für die ein alter Protestant in den Sattel stieg, für die er, wenn es sein mußte, dreißig Jahre Krieg führte, weil ihm vor ihrem Rätsel und ihrer unergründlichen Heiligkeit angst und bang war, sind nun die sicher geworfenen und elegant aufgefangenen Spielbälle eines einexerzierten Handgelenkes geworden. Auf Leben und Tod geht es in diesen einst so zweischneidigen und unerläßlichen Dingen längst nicht mehr; was gebärdet man sich denn immer noch so, als hätten sie nicht das Geringste von der alten Wichtigkeit eingebüßt? Es ist in den Bekenntnissen der modernen Christlichkeit zu wenig von heimlichen Tränen zu spüren und von der stummen, wortlosen Herzenspein um ein Todgeweihtes, als daß sie darauf zählen dürfte, durch die Not, in der sie sich befindet, Sympathie und aufrichtiges Rühren zu wecken.

Möchte doch unsere mit Jubiläen gesegnete Zeit vor allen anderen den soeben gefeierten Säkulartodestag des alten Kant zu Herzen nehmen! Nur allein schon die Reminiszenz an die Unterscheidung: „Reine Vernunft" und „Praktische Vernunft", nur schon die globische Vorstellung von den beiden Hemisphären, daß es nämlich etwas anderes sei zu denken und etwas anderes zu handeln, könnte fürs erste eine heilsame Klärung hinreichend zu Stande bringen. Die von dem anonymen Volke aus Bedürfnis erlebte Religion, das Christentum der Mühseligen und Beladenen, die murmelnden und stammelnden Lippen, die schneller pochenden Herzen — überhaupt alle Gottesfurcht, ihre lautere Gesinnung vorausgesetzt, durchaus in Ehren! Wie töricht von der Intelligenz, zum Diebe zu werden an Leuten, denen sie ehrlicherweise nicht einmal zum Tausch raten darf, weil ihr eigenes Angebot, der klar verstandene Begriff, gar nicht mehr für auswechselbar gelten kann, sobald ernsthaft religiöse Ersatzansprüche erhoben werden. Gewiß — wir so und so Vielen kommen ohne Offenbarung aus. Aber welcher Einzelverstand darf über die uferlose Millionenmenge mit einem „Wir" verfügen? Wie possierlich nähme sich ein kleiner Liliputanerheld aus, der auf einem Walfisch herumkrabbelte und mit seinem zum Todesstoß gezückten Käsemesserchen den Koloß doch höchstens — zu kitzeln vermöchte! Das Riesenfaultier, genannt Menschheit, kann sich seine wollüstigen Rauschträume, in denen es weltwochenlang schwelgte, auf keinen Fall nur so in der nächsten Nacht abgewöhnen. Nur ein mit Bismarckschem Machtwillen quadrierter Denker-Kant dürfte sich an die Prozedur einer solchen schon mehr kosmischen Entziehungskur wagen.

Also nur hübsch sachte mit den jüngstchristlichen Gelüsten, die Zerrissenheit der Zeit durch neue Einheiten aus dem Wege zu räumen! Aus der Eingleisigkeit wird

wohl einstweilen nichts werden. Wir fahren bis auf weiteres doppelspurig, Gehirn oder Herz, Intellekt oder Instinkt. Im sechzehnten Jahrhundert haben sich die Wege endgültig gegabelt; seitdem ergießen sich Glauben und Wissen in unverrückbar und tief gefurcht sich meidende Strombette. Kein Herkules wird mit übermenschlich gebieterischer Kraft diese Widerspenstigkeiten sobald zusammenbiegen. Der Zwiespalt an und für sich kann nicht verringert, jedoch kann durch Schnellläuferdienste zwischen dem Hüben und dem Drüben ein Kleinverkehr eingerichtet werden, sodaß der Abstand nicht mehr peinlich als solcher empfunden zu werden braucht. Und dieses Verdienst mag der modernen Christlichkeit zugesprochen werden. Da der Zwiespältigkeit zwischen den Wenigen und Vielen nicht abzuhelfen ist, fülle sie, so gut es geht, die Lücke aus! Aber wohl verstanden; wir haben es mit einer Agentur zu tun, nicht mit einer Fabrik, mit einem Vertriebe, nicht mit einer Herstellung. Mag sie eine Notwendigkeit bedeuten und sich für unentbehrlich halten, so wird doch auf die Dauer keine Verwechslung möglich bleiben, etwa daß notorische Zwischenhändler und Makler zu den echten Künstlern und Schöpfern in einen Rang aufrücken. Es ist das Kennzeichen des modernen Menschen, daß er am Leben auch dann nicht verzweifelt, wenn ihm weder Trost noch Gewißheit wird. Er sieht sich die Welt in die er nun einmal ohne sein Zutun hineingeboren ist, gründlich an, er kennt ihre Unzulänglichkeit, macht sie aber nach Kräften dadurch wett, daß er sich an den vielen Schönheiten freut und die Mängel so gut es geht zu heben sucht. Die Ursache mancher Not vermutet er nun in seiner bisherigen Unbescheidenheit und sieht die wahre Lebenskunst darin, sich nach der Decke zu strecken. Für Anpreisungen über die Erde hinaus hat er vernünftigerweise keine Verwendung mehr. Er findet sein Genüge in seiner Hände Arbeit, in dem Genuß der Künste, in dem einen oder anderen Einblick in den Stand der Erkenntnisse. Wenn er damit auch der Christlichkeit für immer entwachsen ist und einer angeblich modernen am gründlichsten, so wird er doch an das Christentum, wie es einst war, mit Ehrfurcht zurückdenken; denn in seiner Zucht und Schule sind ihm die Augen aufgegangen für den ganzen Schrecken und das ganze Leid, aber auch für das ganze heiße Glück und den ganzen inbrünstigen Jubel eines kurzen rein nur auf das Diesseits gestellten Daseins.

Kristins Myrte/ Novelle/ von Gustaf af Geijerstam

Kristin diente als Stallmagd auf Dalbyhof. Als sie die Stelle antrat, kam sie zum erstenmal in einen Dienst. Sie kam aus einem Käthnerhäuschen an der Küste von Småland, aus dem der Vater eben weggestorben war und in dem es viele Geschwister gab, und als sie sich auf dem Vermietungsbureau in Stockholm zeigte, in einem braunen Strohhut mit Sammetbändern und einem großkarierten Baumwollkleid, das ihre festen, vollen Formen prall umschloß, taxierte die Frau sie sofort auf ungeeignet für die Hauptstadt und stellte ihr die Vorteile einer guten, sichern Stelle auf dem Land vor. Und als Kristin das königliche Schloß gesehen hatte, und die Wachparade und Bern's Salon, wo die Leute rauchten und schrieen und tranken, und wo die Musik schrillte, daß ihr ganz wirr wurde, während die Tabakswolken sich um sie her wälzten, daß ihr die Augen tränten, da däuchte es Kristin, jetzt hätte sie Stockholm gesehen und hätte genug von der Stadt. Und um nicht, wenn ihr Geld zu Ende wäre, auf ein unbezahltes Vorderdecksbillet wieder heimkehren zu müssen und noch einmal seekrank zu werden, nahm Kristin, was das Vermietungsbureau ihr bot, bezahlte ihre schwere Gebühr und kam eines Sonnabend abends nach Norrtelje, wo der Stallknecht sie mit dem Milchwagen abholte. Als sie am Sonntagmorgen aufwachte und hinaustrat, fühlte sie sich erst ein bißchen beklemmt von all den großen Bäumen und dem Wald, der bis zum See hinunterging, wo der Ausblick wie durch einen Zauber zu Ende war. Kristin war nämlich gewohnt, die Ostsee vor sich zu sehen, blau und weitgestreckt, oder auch schwarz, mit hochgehenden Wellen. Mit einem Wort, Kristin war gewohnt, Horizont zu sehen, und darum fühlte sie sich klein und beklemmt, als sie nicht weiter sehen konnte, als bis zum Staket des Obstgartens oder dem Ende der Felder. Der See, der vom Herbstwind gekräuselt dalag, war rein gar nichts, dachte Kristin, und die alten Bäume schienen ihr so groß und dicht, daß sie sie beängstigten.

Aber als Kristin in den Stall kam, da wußte sie, daß es ihr hier gefallen würde. Nie hätte sie gedacht, daß es in einem Stall so rein und schmuck sein, oder daß es überhaupt so viele Kühe auf einem Fleck beisammen geben könnte. Alles da drin war schwarz, weiß und rot, und der Fußboden war wie eine Mauer, steinhart und eben, reinlich und glattgefegt. Sie konnte sich gar nicht genug verwundern über das viele Vieh, seine Farbe, sein Aussehen, und wenn es einem Menschen überhaupt irgendwo gefallen konnte, so mußte es ihm hier gefallen, so fein und vornehm, wie alles war. Nur däuchte ihr im Anfang, die Kühe wären eine Herrschaft, der sie aufwarten mußte. So fein hatten sie es.

Nach und nach jedoch ward ihr alles vertraut und gewohnt, und es gefiel Kristin. Die Arbeit paßte für sie, und für alles was Vieh hieß, hatte sie immer eine gute Hand gehabt und es gern leiden mögen. Tiere und Kinder, das war Kristins

Leben, und sie waren auch hinter ihr her, wohin sie kam. Kristin war ein bißchen schwerblütig und langsam und mochte nicht gern viel reden. Eben darum paßte es auch so gut für sie, Kühe um sich zu haben. Denn wenn sie saß und molk oder in den Ständen umherging und Ordnung schaffte und alles sauber machte, so brauchte sie nicht mehr zu sagen, als sie wollte. Die Kühe verstanden sie auch so, und was ihnen geschah oder sie anging, das passierte, ohne daß man mit ihnen zu reden brauchte. Das Ärgste war, wenn der Baron in den Stall kam. Er kam mit der Cigarre im Mund, dem Stock mit der silbernen Krücke und aufgekrempelten Hosen, und ein par große, gelbe Hunde liefen immer dicht hinter ihm drein. Ohne ein Wort zu sagen, ging er umher und blinzelte durch die schwarze Horneinfassung des Kneifers nach allem hin. Und Kristin war dann immer ganz außer sich vor Schreck und schwitzte den ganzen Rücken hinunter, wenn sie nur ihn sah.

Aber zuletzt gewöhnte sie sich auch an ihn; es war ja gut, daß er so selten etwas zu ihr sagte. So brauchte sie nicht zu antworten. Aber an die paarmal, die sie mit dem Baron gesprochen hatte, an die dachte Kristin ihr ganzes Lebenlang, und sie hätte jederzeit erzählen können, was er zu ihr sagte, und was sie zur Antwort herausbrachte. Nein, da war's ganz anders, wenn die Baronin kam! Die konnte schwatzen und alles mögliche reden, daß es um sie her nur so schwirrte, und ein anderer brauchte bloß zuzuhören und Ja und Amen zu sagen, und alles ging wie ein Tanz!

Am allerbesten aber gefiel es Kristin in ihrer Stube im linken Flügel, und sie hätte sie nicht um alles in der Welt gegen eine andere eingetauscht und wäre sie noch so fein gewesen. Die Stube war natürlich klein, und man mußte durchs Waschhaus, um hin zu kommen.

Wenn große Wäsche war, und der Dampf dick durch die Fenster und bis in den Hof hinaus quoll, da kam freilich so ein bißchen Scheuergeruch auch in Kristins Kammer, wie fest sie auch die Tür verschlossen hielt. Aber große Wäsche war bloß zweimal im Jahr, und sonst war der große Waschkessel nur im Gang, wenn Schlachterei war, oder wenn das Weihnachtsbier gebraut wurde. Sonst hatte es Kristin ganz friedlich in ihrer einsamen Stube, wo niemand sie störte, und um keinen Preis hätte sie tauschen mögen, weder mit der Köchin noch mit dem Stubenmädchen, die sich nicht zu rühren getrauten, weil Mamsell über ihnen wohnte, die alte Eule, — nicht einmal mit der Kammerjungfer, die unterm Dach direkt über der Schlafstube der Herrschaft wohnte, wo keine Katze niesen durfte — so still mußte es sein. Nein, Kristins Stube war klein, aber sie lag abgelegen und friedlich, und sie hatte es sich schmuck gemacht, mit der weißen Decke, die sie von daheim mitgebracht hatte, dem Tischtuch auf dem Tisch, den Photographierahmen um den Spiegel über der Kommode und den Pelargonien im Fenster.

Wollte man sich einen vergnügten Abend machen, wenn man nicht im Freien sein konnte, und Mamsell in der Küche gelöscht hatte, so kam man hinüber zu Kristin ins Flügelgebäude, — die Mädchen, die auf dem Herrenhof dienten, der Stallbursche und der Viehknecht, der Vorknecht, und alle, die im Hauptgebäude wohnten. Auch der Kutscher kam ab und zu; denn — wenn er auch verheiratet war — er lief den

Mädchen doch nach, ohne daß die Frau das zu wissen brauchte, und zu Zeiten, wo die Herrschaft es großartig gab und einen Diener hielt, kam auch der. Da war denn Leben und Heiterkeit in der kleinen Stube, und es gab Platz für alle. Wenn die Stühle nicht ausreichten, saßen die Mädchen, nach vielem Drehen und Zieren zuletzt doch auf den Knieen der Bursche. Der Vorknecht, der sich auf Musik verstand, spielte auf der Geige und der Diener sang Lieder, die er in Stockholm gehört hatte, wenn der Baron und die Baronin manchmal den Winter über dort lebten.

Bei diesen Zusammenkünften war eigentlich keiner, der sich besonders um Kristin kümmerte. Jedes der andern Mädchen hatte ihren Bräutigam, und wenn sie sich mit Kristin gut stellten, so geschah das eigentlich nur darum, weil sie sich in ihrer Stube vergnügen wollten, und sie nahmen vorlieb damit, weil es sich nun einmal nicht schickte, zu den Burschen hinaufzugehen. Und irgend welche sonstige Gelegenheit zum Umgang gab es nicht, außer natürlich im Sommer. Die einzige von allen, die keinen Burschen hatte, war Kristin. Das war so aus mancherlei Ursachen. Schön war sie ja nicht, das hätte keiner behaupten können, mit ihrem runden Gesicht, den kleinen Augen und dem fahlgelben Haar, das sich nie so legen wollte, wie es sollte. Aber manch eine hat doch einen Bräutigam, und wenn sie auch häßlich ist. Also daran lag es nicht. Auch nicht daran, daß Kristin so wortkarg war. Denn im stillsten Wasser schwimmen die größten Fische. Dafür haben die Menschen meist einen Instinkt. Und Kristin war nicht diejenige, die nein gesagt hätte. Denn wenn abends Mondschein war, oder wenn der Frühling kam, und die Kälber losgelassen wurden, da flogen ihre Gedanken weit, während sie zwischen Stall und Küche, zwischen Küche und Flügelbau ab und zu ging, und wäre im rechten Moment ein Freier gekommen, so hätte Kristins Antlitz gestrahlt wie die Sonne, und ihr Herz hätte sich weit aufgetan. Denn Kristins Herz stand der Liebe offen, und sie hatte sich nach einem Freund gesehnt, so lang sie zurückdenken konnte.

Aber gerade darum, weil sie sich so sehnte, war Kristin nicht so, daß sie einen Mann fesseln konnte. Wenn einer versuchte, mit ihr zu sprechen, so saß Kristin meist mürrisch und stumpf da, wenn ihr auch das Herz in der Brust vor eitel Lust und Wärme hüpfte, und wenn ein Mann kam, und mit ihr schön tun wollte, da war Kristin so glückselig, daß sie vor lauter Zufriedenheit purpurrot wurde und kein Wort erwidern konnte. Sich darauf zu verstehen, war nicht so leicht, und darum mußte Kristin lange seufzen.

Einmal fand sich jedoch ein junger Mann, der nicht an Kristin vorüberging. Er kam von Småland, wie sie, und hatte eine Stelle im Pferdestall gerade wie sie im Viehstall, und daß er sich von Kristins abstoßender Manier und mürrischen Mienen nicht täuschen ließ, kam vielleicht daher, daß sie beide Kinder derselben Gegend waren und einander darum leichter verstanden. Tatsache ist, daß er den richtigen Instinkt hatte in bezug auf die langsame Stallmagd, die stumm und stramm ihrer Arbeit nachging und nicht lebhaft wurde, außer wenn sie mit kleinen Kindern spielte. Er nahm Kristin um die Schultern und flüsterte ihr ins Ohr, was

er sich nicht laut zu sagen getraute, und Kristin traktierte ihn mit der Heugabel und riß ihn am Haar und gab ihm die ärgsten Scheltworte, so daß das Verhältnis zwischen den Beiden von Anfang an das allerbeste und alles in Ordnung und so war, wie es sein mußte. Kristin ging mit feuchten Augen umher und trug einen Monat lang täglich ein frisches baumwollenes Halstuch. Aber aus der Liebe wäre dennoch nichts geworden, wenn Blomkvist nicht Zug in die Geschichte gebracht und in einer schönen Frühlingsnacht, als Kristin schlief, das Fenster zu ihrer Kammer ausgehoben hätte. Als er das Fenster hatte, kletterte der Bursche hinein, ohne ein Wort zu sagen, setzte das Fenster wieder ein und hakte es fest.

Als Kristin dann endlich erwachte und schlaftrunken sah, was geschehen war, da wehrte sie sich nicht länger, hatte auch keine Scheltworte mehr zur Hand, sondern sie ergab sich, weil sie nicht anders konnte, und weinte vor Schreck und vor Rührung, erst, als sie Blomkvist sah, und dann, als er ging. Denn jetzt war der höchste Wunsch ihres Lebens erfüllt. Ohne daß sie sich damit zu quälen brauchte, ein Wort von all dem zu sagen, was in ihrem jungen Blut drängte und brannte, und wovon sie ums Leben nicht hätte reden können, vor lauter Scham und Erröten, hatte sie nun einen Freund, nach dem sie sich immer gesehnt hatte; jetzt brauchte sie nicht mehr scheel auf die andern Mädchen zu blicken. Denn jetzt wußte Kristin, was sie wußte, und jetzt war sie eben so gut, wie die, wenn sie auch in feinern Kleidern einhergingen, und feinere Arbeit hatten.

Der Frühling ging, und nach ihm kam der Sommer. Auch der Sommer ging. Es ward wieder Herbst mit Mondschein und Winter mit Schnee. Die ganze Zeit über hatte Kristin ihren Freund; ob es jemand wußte oder nicht — das kümmerte das liebende Mädchen nicht. Denn sie war niemand im Weg, das wußte sie, und ihre Arbeit tat sie so gut wie zuvor, eher noch besser. Denn jetzt brauchte sie nicht mehr zu warten und zu grübeln. Tagsüber sah Kristin Blomkvist fast nie, und wenn sie sich sahen, wußte sie nicht, was sie mit ihm reden sollte. Kam er und sagte etwas, so konnte es geschehen, daß Kristin wieder zu Heugabel und Haarzausen griff, wie damals, als sie sich zu verteidigen hatte. Aber Blomkvist mißverstand sie nie, und so oft er kommen mochte, kam er eben. Er brauchte jetzt auch das Fenster nicht mehr auszuheben. Denn Kristin war flink wie ein Fisch, immer wach und bereit zu öffnen, sobald er anklopfte, sie, die sonst geschlafen hatte wie ein Stein.

Kristin gewöhnte sich so an Blomkvist und war seiner so sicher, als hätte der Pastor sie längst zusammengesprochen; nie kam es ihr in den Sinn, daß Blomkvist sie verlassen könnte. Sie, die es so gut mit ihm meinte und es nie übers Herz gebracht hätte, ihm ein anderes Leid anzutun, als das, was nun einmal eben sein mußte, und außerdem nur gut gemeint war.

Aber als der Winter sich zu Ende neigte; kam Blomkvist eines Abends zeitiger als gewöhnlich. Und diesmal kam er zur Tür herein.

Nie in ihrem Leben war Kristin so verlegen gewesen. In ihrer Verwirrung wußte sie nichts anderes, als daß sie mit ihrer Schürze einen Stuhl abwischte und Blomkvist bat sich zu setzen.

Auch Blomkvist fand die Situation peinlich. Er setzte sich auf den Stuhl, legte aber den Hut nicht aus der Hand. Er saß und wand sich und drehte sich und faßte sich in den roten Bocksbart. Kristin wurde immer verlegener, und zuletzt ward ihr so bang, daß es nicht mehr lang gedauert hätte und sie hätte etwas gesagt.

Schließlich begann Blomkvist mit großer Anstrengung:

„Ich bin gekommen, weil ich dir doch Adieu sagen wollte. Ich habe dem Baron gekündigt. Und nächste Woche ziehe ich."

„Wann hast du das getan?" fragte Kristin.

„Schon vor einer Weile," sagte Blomkvist. „Aber ich hab' gedacht, es lohnte sich nicht, etwas zu sagen, eh es soweit war."

Da saß nun Kristin und wunderte sich, wie in aller Welt so was möglich wäre. Aber sie gehörte nicht zu der Sorte Mädchen, von denen man nur schwer und mit Mühe loskommt. Wenn Blomkvist gehen wollte — Kristin konnte ihn nicht daran hindern. Wenn sie noch so gern wollte — sie konnte nicht. Und gleich mit Weinen anfangen und sich gehen lassen, das lag nicht in ihrer Art. Aber ihr schien, kein Mensch könnte so unglücklich sein, wie sie es jetzt war, und sie fühlte, daß sie sich gern einen Arm abhauen lassen wollte, wenn nur Blomkvist bliebe.

Blomkvist fühlte sich auch gar nicht recht sicher auf seinem Stuhl, er war bang, Kristin könnte Einwendungen machen und ihn zwingen wollen, zu bleiben. Als sie dies jedoch nicht tat, fühlte er sich leichter und mutiger. Etwas mußte er aber doch sagen, dachte er, und so streckte er seine Hand aus und sagte:

„Ich dank' dir auch, Kristin, für diese ganze Zeit hier."

„Danke!" antwortete Kristin, und tastete nach seiner Hand.

Aber sie fand sie nicht. Denn vor lauter Weinen sah sie nichts, und darum nahm sie statt dessen ihre Schürze vor die Augen und weinte in sie hinein.

Da hielt es Blomkvist nicht länger aus. Er stand auf und ging. Als er draußen war, fühlte er sich ruhig. Er hatte sich bei dieser Liebschaft nie etwas gedacht, und wenn er nicht bang gewesen wäre, an Kristin hängen zu bleiben, wäre er auch nicht gegangen. Jedenfalls schien es ihm jetzt doch leid um sie — obwohl ja kein Mensch verlangen konnte, daß er ihretwegen bliebe, er, der doch jung war und tüchtig, und überall was Besseres kriegen konnte. Aber am letzten Sonnabend abend, eh er ging, kam er noch einmal vor Kristins Fenster hinter dem Fliederbusch und klopfte. Denn unfreundlich wollte Blomkvist nicht sein. Das sollte keiner von ihm sagen können. Und Kristin öffnete prompt und bereitwillig, wie immer. Sie hatte es wohl gewußt — Blomkvist war keiner von denen, die gehen, ohne Adieu zu sagen.

Aber am Tag darauf — als Blomkvist fort war, — da begann für Kristin ein neues Leben. Im Anfang wartete sie noch darauf, daß ihr Freund schreiben sollte, und im ersten Monat kam auch ein Brief. Viel stand nicht drin. Aber er war unterzeichnet mit „dein dich innig liebender Freund". Und diese Worte machten Kristin auf lange Zeit hinaus froh. Sie versteckte, was sie bekommen hatte, zu unterst in ihrer obersten Kommodeschieblade, und wenn die Sehnsucht in ihr zu stark wurde, nahm sie den Brief hervor und las ihn.

Dann erhielt Kristin keine Briefe mehr, sie wußte auch nicht, wohin sie schreiben sollte; denn davon stand in dem Brief nichts, und Blomkvist hatte auch nichts gesagt, als er in der letzten Sonnabendnacht von ihr gegangen war; und sie hatte vergessen zu fragen. Er hatte auch nicht versprochen, daß er wiederkommen, oder daß zwischen ihnen beiden je mehr sein würde. Aber Kristin glaubte viele Jahre lang daran; am stärksten ward ihr Glaube, wenn es draußen dunkel wurde, oder wenn zeitig im Frühling der Kuckuck aus dem Wald rief. Es gibt manche Menschen, dachte Kristin, die nichts versprechen und doch Wort halten. So war Blomkvist immer zu ihr gewesen, und Kristin glaubte, er würde sich gleich bleiben, so, wie er immer gewesen war. Und wenn er ihr einmal schriebe, wenn er sich seßhaft gemacht hatte, — sie würde sicher kommen, wohin es auch sein mochte.

Das wußte Kristin gewiß. Aber Blomkvist kam nicht und schließlich hörte Kristin auf, ihn zu erwarten. Schweigend und festen Trittes, wie immer, ging sie im Stall umher. Die Kühe brüllten, wenn sie ihren Schritt vernahmen, und die Schafe blökten. Mit den Jahren ward Kristin immer gesetzter und behäbiger und sie fühlte sich so daheim, wo sie war, daß ihr nie der Gedanke kam, sie könnte ihre Stelle verlassen oder eine andere annehmen. Die ganze Gegend kannte sie, und weil sie so lang auf ein und derselben Stelle war, nannte man sie die alte Kristin, noch eh sie vierzig war. Kristin ließ sich den Namen gefallen. Denn was hatte ihre Jugend ihr gefrommt? Einen zweiten Freund hatte sie nicht gehabt, — sie hatte sich auch nie nach einem gesehnt!

Kristins Stolz war es, daß, wenn es etwas zu tun gab, wozu nicht jeder zu brauchen war, der Baron und die Baronin — und auch Mamsell — sagten: „Geht zu Kristin!" Und wenn etwas fortkam, und niemand wußte, wo es war, hieß es gewiß: „Fragt Kristin!" Auf die Art ward manches getan und in Ordnung gebracht. Und Kristin bekam nach und nach ein Selbstbewußtsein, so daß sie schließlich gar nicht mehr erschrak und schwitzte, wenn der Baron in den Stall kam. Sie grüßte ihn, wie jeden andern, und machte keine Umstände. Kristin hatte jetzt auch ein Sparkassenbuch, und in ihrer Stube wurde es immer schöner. Eine neue bunte Matte lag auf dem Fußboden, und die Pelargonien im Fenster hatten Setzlinge getrieben und sich vermehrt. Und in ihrer Mitte erhob sich eine Riesenmyrte, die Kristins Augapfel war, und für die man ihr oft viel Geld angeboten hatte; sie hatte sie aber nie hergeben mögen. Sie hatte sie in einen kleinen Topf unter ein Glas gepflanzt, just in dem Jahr, als sie und Blomkvist ihre Zusammenkünfte hatten. Jetzt war sie groß geworden — ein kleiner Baum, den nie jemand beschnitten hatte.

Tief im Wald, wo der Weg zu Ende ging, wohnte auf einem kleinen einsamen Gütchen ein großgewachsener einsamer Bauer, der Jan Karlsson hieß. Jan Karlsson hatte den Hof mit Kartoffelland, Stall, einem Pferd, namens Schwärzchen, zwei Kühen, ein paar kleinen Äckern, und dem Wald, der ringsum wuchs, von seinem Vater geerbt, der seinerzeit dorthin gezogen war, das Land gekauft und angebaut hatte und so sein eigener Herr geworden war.

Der Hof hieß „die Zehe“ und vielleicht hatte er seinen Namen daher, daß wo die Zehe aufhört, auch der Mensch aufhört. Auf diesem Hof hatte Jan Karlsson sein Lebenlang gewohnt, und obwohl er sich nie damit aussöhnen konnte, daß es fast eine halbe Meile zur nächsten Landstraße und daß die Erde schwer zu beackern und wenig fruchtbar war, so mußte er nun eben doch dort wohnen. Denn sein Eigentum einfach im Stich lassen, das konnte er doch nicht, und daß sich irgend jemand fände, der sich da oben im Wald ankaufen möchte, das war kaum denkbar. Solang die Mutter lebte, ging es auch noch. Sie hielt das Haus in Ordnung und versorgte ihn, molk, solang sie es konnte, die Kühe, und half draußen im Feld. Jan Karlsson war schon über vierzig Jahre alt, als die Mutter starb, und noch immer unverheiratet; wer ihn kannte, nannte ihn nur Janne. Denn alle entsannen sich noch des Vaters, der Karlsson geheißen hatte, und der Sohn konnte doch nicht unter dem gleichen Namen gehen.

Es ward recht einsam für Janne nach dem Tod der Mutter. Freilich war es seine eigene Schuld, daß es so war. Er konnte ja, statt eine Magd zu halten, die doch Lohn beanspruchte, heiraten; und mehr als einmal hatte die Mutter davon gesprochen. Aber Janne hatte nie darauf eingehen mögen; wen die Mutter auch vorschlug — immer war etwas, was ihm nicht behagte. Die Mutter verstand wohl, daß der Sohn nicht die Last auf sich nehmen mochte, ein Weib im Haus zu haben, das er dann nie mehr los werden konnte. Aber als sie im Sterben lag, war es noch immer ihr größter Kummer, daß Janne gar nicht daran wollte, und noch zuletzt ordnete sie an, wie alles gemacht werden mußte.

Nach ihrem Tod ging Janne umher und grübelte darüber nach, wie er es nun halten sollte; und er ward übellaunig und ärgerlich, weil er keinen anderen Ausweg sah, als nach Källvik, das zwei Meilen entfernt lag, zu fahren, und dort um ein Mädchen zu freien, das im Ruf stand, einen Haushalt führen zu können. Jan Karlsson erhielt auch das Jawort, nachdem sich das Mädchen eine Weile bedacht hatte, und heiratete. Aber es war sein Unglück, daß er immer und ewig darüber nachsann, was in aller Welt er tun sollte, falls sein Weib und er nicht am gleichen Strang zögen. Ändern ließ sich dann die Sache doch nicht mehr. Der Pastor würde sich darein legen, das Weib würde zum Pastor halten, und der Mann saß fest. Aber wie er auch grübelte und grübelte, es ging zuletzt, wie es gehen mußte. Janne hielt, wie gesagt, Hochzeit in Källvik, und die Erste, um die er freite, kriegte er auch. Denn es gab recht viele ledige Frauenzimmer im Kirchspiel, und alle strebten und rangen sie darnach, einen Mann zu kriegen, der sie versorgte.

Janne war groß und derb, tüchtig zur Arbeit, langsam und träg im Sprechen. Er hatte einen schwarzen Bart und braune Augen. Seine Frau dagegen war klein und zart, raschzüngig, blauäugig und lichthaarig. Jung war sie nicht gerade, das hätte Janne auch nur Furcht eingejagt. Denn junge Dirnen denken an so vielerlei und hier handelte es sich ja nicht um ein verliebtes Spiel, sondern um Mühe und Arbeit. Indessen war Janne zufrieden mit seiner Frau, so wie sie war. Sie konnte bei allem zugreifen, sie fürchtete sich vor keiner Arbeit, und im ganzen

bereute er seine Heirat nicht. Es sah fast aus, als wäre er leichteren Sinnes geworden, seit er verheiratet war; er hatte es auch nicht mehr so einsam in seinem Wald. Aber in drei Jahren kriegte die Frau zwei Kinder. Das, meinte Janne, war doch zu viel, und er sagte es seiner Frau auch gerade heraus. Sie wich dem Mann aus und hielt ihre Laune aufrecht, so gut sie konnte. Aber eines Tages zerbrach sie sich den Rücken, als sie draußen im Wald war und ihrem Mann Holz tragen half. Von da an lag sie über ein Jahr lang zu Bett, ohne daß jemand zu sagen wußte, was für eine Krankheit es war. Dann starb sie, und Janne saß wieder allein da, diesmal aber mit zwei Kindern, von denen das jüngste nicht mehr als ein Jahr zählte.

Janne war nicht immer besonders sanftmütig gegen sein Weib gewesen, während sie krank lag und ihm nur zur Last war; aber als sie tot war, betrauerte er sie. Denn jetzt merkte er, daß er allein nicht fertig wurde. Und jetzt war es da oben im Wald zehnmal schlimmer, als es je gewesen war. Janne versuchte es mit einer Magd nach der andern. Aber mit keiner wollte es glücken. Entweder wollte die Magd nicht bleiben, oder Janne konnte sie nicht behalten. Bald ging das Gerücht, in Janne's Haus könnte es niemand aushalten. Und Janne ging tagaus, tagein umher, und dachte nichts anderes, als — wenn er nicht geheiratet hätte, so erginge es ihm jetzt nicht so übel. So daß er unter diesen Umständen als Herr auch nicht gerade leicht zu haben war.

So wirtschaftete Janne zwischen Stall und Haus umher, wo die Kinder herumsprangen, zerlumpt und ohne Aufsicht. Er sah deutlich ein, daß dies irgendwie ein Ende haben mußte. Denn die Magd, die er jetzt im Haus hatte, tat nichts, als faulenzen und dem Herrgott den Tag stehlen. Aber Janne Karlsson wagte nicht, ihr etwas zu sagen. Denn wenn er das tat, so ging auch sie, und eine neue war jetzt nicht zu kriegen, so tief im Herbst, wie es schon war.

Da kam eines Tages ein Kötner von einem der Dörfer, der ein Schaf kaufen wollte, und als der Handel abgeschlossen war und die beiden Männer bei der Schnapsflasche zusammenhockten, sagte Lars Anders:

„Du hast es gegenwärtig recht schwer, Janne, seit das Weib gestorben ist."

„Ja freilich," gab Janne zu.

„Mit dem Weibervolk ist nicht leicht auskommen," meinte Lars Anders.

„Freilich nicht," seufzte Janne.

„Es geht noch an, wenn's ein Weib ist," meinte Lars Anders. „Die läuft nicht so leicht weg und sieht zu, daß das ihrige nicht zum Teufel geht."

„Es ist auch darin ein Unterschied," wandte Janne ein.

„Das ist so," gab Lars Anders zu. „Aber mit den Mägden ist's rein unmöglich. Das sag' ich immer zu Brita Stina. Als Weib gehst du ja noch an, sag' ich. Aber der Kukuk soll mich holen, wenn ich dich zur Magd haben möcht'. Das deine, freilich, auf das würdest du achten. Aber auf das meine nicht."

„Die Mädchen sind nicht mehr, was sie früher waren," warf Janne ein.

„Zum Kuckuck, nein!" sagte Lars Anders. „Sie rennen nach der Kaffeekanne und

in die Lotterie und auch nach der Schnapsflasche, wenn's not tut. Verflucht will ich sein, wenn ich nicht Dirnen kenne, die einen bessern Zug haben als der stärkste Mann."

„Aber die Arbeit scheuen sie," meinte Janne.

„Da sagst du das wahre Wort," antwortete Lars Andres. „Aber da gibts einen Kniff. Man heiratet sie. Nimm dir erst ein Frauenzimmer als Magd und stell' sie auf die Probe. Will sie dann fort, so rück mit der Hochzeit heraus. Du sollst sehen, sie bleibt."

Das däuchte Janne wohl geredet, und weil der Schnaps jetzt zu Ende war, drückte er den Kork in die Flasche.

„Weißt du jemand, der zu mir ziehen würde?" fragte er.

„Jawohl," erwiderte Lars Anders. „Kristin vom Herrenhof. Sie ist über vierzig, und ist seit zwanzig Jahren dort. Schön ist sie nicht, aber groß und stark, und es gibt gar keine Arbeit, vor der die sich scheut. Sie kommt, wenn du mit ihr sprichst, darauf wett' ich. Denn einmal will schließlich ein Frauenzimmer zu was Eigenem kommen, und einen Antrag hat sie nie gehabt. Das weiß ich. Und ich weiß auch, daß sie Geld auf der Sparkasse hat."

Lange grübelte Janne hierüber nach. Aber eh sie auseinander gingen, wurde verabredet, daß Lars Anders, wenn er am Herrenhof vorbeikäme, auf einen Schwatz in den Stall gucken und so gleichsam im Vorübergehen zu Kristin ein Wort von Janne und seinen Wünschen fallen lassen sollte, um zu sehen, welche Wirkung es haben würde. Es gab nur eins, das gegen diesen Vorschlag sprach, und das war, daß Kristin im Nachbarsprengel eingetragen war.

„Es gibt hier einen solchen Haufen von ledigen Weibsleuten," meinte Lars Anders, „und grade genug, die auf dich gerechnet haben, jetzt, wo du Witwer bist. Wenn du Kristin heiratest, so kriegt ihr alle beide vielleicht die Hölle ins Haus."

Das gab Janne zu, aber er fand doch, wenn der Vorteil, Kristin zu heiraten, so groß wäre, wie der andere behauptete, so müßte man diese Schwierigkeit eben in Kauf zu nehmen versuchen.

„Hier im Wald hört man ja nicht, was die Leute in den Dörfern klatschen."

„Nein, nein. Aber schließlich kommt's doch bis zu einem heraus," antwortete Lars Anders. Und damit nahm er das Schaf, das er gekauft hatte, und ging.

Nie zuvor war es Kristin geschehen, daß sie von einem Mann wußte, der daran dachte, sie zu heiraten, wenn sie ihm paßte. Es kam so rasch über sie, daß sie gar nicht Zeit fand, Muh oder Mäh zu sagen, sondern nur dastand und seufzte und an ihrem Halstuch zupfte und am hellen lichten Vormittag von ihrer Arbeit weg geradeswegs in ihre Stube lief. Da saß sie, stumm und mürrisch, am Fenster hinter den Pelargonien und der Myrte und dachte eigentlich an gar nichts, obgleich der Großknecht zur Milchsuppe läutete und die Leute zum Mittagessen über den Hof kamen. Dann wachte sie auf und folgte den andern. Aber sie konnte kaum schlucken, wie sie so dasaß. Das Essen blieb ihr fortwährend im Halse stecken. Wenn sie nur daran dachte, was ihr geschehen

war, wurde sie den andern gegenüber ganz verwirrt, und so oft jemand zu ihr sprach, fuhr sie auf, als hätte sie etwas Böses getan.

Wie sie an diesem Nachmittag in den Stall gekommen war, wußte Kristin nicht. Es war noch ein Glück, daß sie gleich so viel zu tun hatte. Sonst wär' es nie und nimmer gut gegangen. Aber alles, was am Vormittag liegen geblieben war, mußte jetzt nachgeholt werden, damit niemand etwas sagen konnte. Und Kristin wirtschaftete mit Eimern und Milchkannen und schaffte und rannte, daß ihr Gesicht brannte. Und dennoch konnte sie die neuen Gedanken nicht los werden, die in ihrem Kopf hämmerten und pochten, daß es ihr vor den Ohren sauste. Sie ging in den Ständen ab und zu, striegelte das Vieh, molk und versorgte es. Drin bei den Schafen stand sie lang, und ihre Hände zitterten so, als sie etwas hineintrug, daß sie glaubte, sie würde alles fallen lassen. So sehr fürchtete sich Kristin an diesem Abend vor allem, daß sie kaum wagte, dem Vieh in die Augen zu sehen. Denn sie fühlte, wie ihr dann die Tränen in den Hals stiegen. Und wenn sie erst damit anfing, das wußte Kristin, dann war's aus mit ihr, und sie wollte doch ums Leben nicht, daß jemand sehen sollte, wie es um sie stand.

Nie hätte Kristin geglaubt, daß es überhaupt so viele Gedanken gäbe, als alle die, die sie jetzt überfluteten. Sie war nie gewöhnt gewesen, viel zu denken, und nie vorher war ihr etwas begegnet, das sie dazu gezwungen hätte. Einmal wohl, freilich, als Blomkvist ging. Aber das war so lange her jetzt, als wär' es nie gewesen, und dann war Kristin damals jung. Das war ein Unterschied. Das wußte sie jetzt, obwohl sie darüber nie viel nachgedacht hatte.

Die Zeiten waren längst vorüber, in denen Kristin sich nach einem Freund gesehnt hatte. Denn das hatte sie vom Leben gelernt und wußte es, daß Jugend vergeht, und daß die Freuden der Liebe kurz sind. Sich auf ein Mannsbild verlassen, das seinen Willen durchsetzen will, das kann man, wenn man jung ist und dumm und es einem noch Freude macht, zu spielen. Aber wenn man gelernt hat, daß die Burschе nach Belieben kommen und gehen, und daß niemand sie halten kann, so ist man froh, wenn man allein in seiner Stube mit seinen Möbeln und Blumen sitzt und weiß, daß man da bis zu seinem Tod bleiben darf und daß niemand einen stört.

Aber das war's eben, was Kristin nicht wußte, und mit jedem Jahr war ihr der Gedanke näher gerückt: „Wer kümmert sich um mich, wenn ich einmal alt bin und nicht mehr arbeiten kann?" Wenn sie nichts zu tun hatte, und nicht, wie früher, Liebesgedanken kamen und den mürrischen Ernst ihres runden Gesichtes erhellten, da begann statt ihrer der Gedanke in ihr aufzusteigen: „was soll aus mir werden, wenn ich nicht mehr arbeiten kann? Vater und Mutter sind tot, und die Verwandten, die ich noch habe, sind so weit fort, daß sie nicht wissen, ob ich lebe oder tot bin, so wenig, wie ich was von ihnen weiß. Ich bin hier in die Gemeinde eingetragen, und wenn es gut geht, komme ich einmal ins Armenhaus." Kristin war im Armenhaus gewesen und hatte gesehen, wie es da war, eng, und viele in einer Stube; traf es sich grade, alte Männer und Weiber zusammen; die Weiber keiften, die

Männer waren unanständig. Kristin ward es ganz unheimlich zumut, wenn sie nur an das dachte, was sie da gesehen hatte, sie, die am liebsten allein sein und es wenigstens sauber haben mochte. Und war im Armenhaus kein Platz, so blieb nichts anderes übrig — dann fiel sie der Gemeinde zur Last, wie so viele andere, wurde von Hof zu Hof geschickt, ob es warm oder kalt war, Sommer oder Winter, herumgejagt mit einem Bündel Kleider und einer Kommode, wenn sie eine hatte, und mußte hören, wie die Leute Gott dankten, wenn sie sie los wurden.

So war das Leben, das wußte Kristin, und so, das hatte sie oft gedacht, mußte es ihr zuletzt gehen. Aber all das war noch so fern gewesen. Es war gewesen, wie der Tod — etwas, was kommen mußte, aber an das sie nicht zu denken brauchte, solange sie gesund und kräftig war und ihre Arbeit hatte. Jetzt war all das ihr so merkwürdig nahe gerückt, jetzt, seit sie gehört hatte, daß es doch einen gab, der sie heiraten wollte, so daß sie zu etwas Eigenem käme und es ihr erspart bliebe, in fremdem Bett zu sterben.

Es vergingen Wochen und Monate, und Kristin begann während dieser Zeit immer mehr über sich selber nachzudenken und auch sich zu erkundigen. Was sie zu hören bekam, war nicht erfreulich. Auf Dalbyhof warteten die Leute darauf, daß der Baron den Hof verkaufen und nach der Stadt ziehen mußte, und wenn er das tat, so war keiner mehr auf seinem Platz sicher. Warum er das mußte, wußte niemand mit Sicherheit. Aber es gab ja gegenwärtig so viele, die gezwungen waren zu verkaufen, und es ging ja auch schrecklich ins Geld, all die Pferde und Wagen und feines Essen und Trinken jeden Tag, und Besuche aus Stockholm und Reisen ins Ausland. Und wenn dann ein Bauer kam und den Hof kaufte — man hatte das ja schon oft genug erlebt — da gab's keine Gnade. Bei einer Herrschaft dienen, das ging ja noch an, obwohl es auch schwer genug war. Aber wer bei einem Großbauern diente, und sich da nicht von Morgen bis Abend schinden konnte, oder schon bei Jahren war, der konnte nur gleich einpacken. Das wußte Kristin. Und überhaupt, wenn ein Fremder kam, mochte er nun sein, wer er wollte, — dem hatte sie nicht über zwanzig Jahre gedient, und was kümmerte es den, wie lang sie bei einem andern gedient hatte!

All das dachte Kristin, nicht einmal, nein, jeder einzige Tag kam mit irgend einer neuen Grübelei im Schlepptau, und die Gedanken, die die Möglichkeit, zu etwas Eigenem zu kommen, in ihr erweckt hatte, kamen als etwas ganz Neues und Seltsames aus ihrem ungeordneten Innern heraus; sie hätte ja nie gewagt, daran zu denken, wie jetzt, wenn nicht die Möglichkeit einer Rettung, plötzlich wie ein Licht in der Nacht aufgeleuchtet und ihr alles gezeigt hätte, wie es war.

Nie zuvor hatte Kristin für sich selbst etwas entschieden. Als sie zum erstenmal nach Stockholm fuhr, war es die Mutter, die ihr gesagt hatte, sie solle reisen. Und so reiste sie. Als sie dann in den Stall auf Dalbyhof kam, war es die Frau vom Vermietungsbureau gewesen, die sie dorthin schickte. In nichts hatte sie jemals selber bestimmt, und als sie es jetzt versuchen mußte, war es ihr so ungewohnt, daß sie nicht wußte, wo anfangen und wo aufhören.

Sie wartete darauf, daß Janne von sich hören lassen sollte, und jeden Abend wunderte sie sich darüber, daß er nicht kam. Kristin hatte Lars Anders nichts Bestimmtes geantwortet, sondern hatte nur verlegen und linkisch vor ihm gestanden. Aber das wußte sie selber nicht, sie glaubte, der andere müßte es ihr angesehen haben, daß sie gern wollte, und sie begriff nicht, daß sie, statt bloß dazustehen und zu grüßen, gleich hätte zuschnappen und grad heraus sagen müssen, so und so wolle sie es haben. Aber Woche um Woche verging, und eines schönen Tages, als Kristin auf den Hof trat, es war noch dunkler Wintermorgen, sank sie bis hoch hinauf in Schnee. Der Sturm raste um sie her, die alten Bäume auf dem Hof klapperten mit den nackten Ästen, und nur aus dem Küchenfenster leuchtete ein einsam zitterndes Licht über das Weiß der Erde.

Da wurde es Kristin klar, daß sie etwas tun mußte. Sie war ratlos und hatte niemand, den sie fragen oder um Hilfe bitten konnte. Allein mit sich selber lief sie umher, und nie hätte sie gedacht, daß sie Mut haben könnte zu dem, was sie jetzt tat. Kristin ging nämlich ganz auf eigene Faust geradeswegs zum Baron selber und klopfte an seine Tür, was sie in all den Jahren, seit sie seine Kühe molk und seine Schafe versorgte, nie getan hatte; und als sie hineinkam und der Herr verwundert fragte, was sie wolle, da war ihr, als müsse sie sich die Augen aus dem Kopfe schämen. Ums Leben nicht hätte sie ihm sagen können, was es war, das sie eigentlich wollte. Sie bat nur um Urlaub auf zwei Tage, und log, sie hätte eine Verwandte, die krank wäre, und die sie besuchen möchte.

Kristin durfte gehen, und zeitig am nächsten Morgen machte sie sich auf den Weg. Es war viel Schnee gefallen, und im Wald sah man keine Bahn mehr. Manches Pferd wäre da zurückgescheut, wo Kristin jetzt ging. Aber Kristin scheute nicht zurück. Sie ging den Weg, den sie gehen mußte. Denn sie wußte, es galt das Leben, und in ihr Blut war der Schrecken gefahren, der, von dem die armen Leute sprechen, und der den Menschen dazu treibt, das Unmögliche zu tun. Bei jedem Schritt, den sie machte, sank sie bis zu den Knieen ein, und der Weg, den sie zu gehen hatte, war lang und schwer und führte meist durch Wald. Nach dem Schneefall war Frost eingetreten, und der Schnee lag fest auf den Tannen. Wie eine weiße Decke dehnte er sich rein und dicht unter den gesenkten Baumzweigen hin, so weit das Auge reichte, und aus dem Dunkel des Dickichts klang es wie Seufzen und Rascheln; der Schnee fiel mit schwerem Fall und schlug Löcher in die weiße Decke, der Sturm heulte durch die Föhren, und die kleinen Wachholderbüsche bogen sich unter dem schweren Weiß, das sie niederzog.

Ein einziger Gedanke trieb Kristin vorwärts, der Gedanke, lieber alles auf sich zu nehmen als der Gemeinde zur Last zu fallen. So schwer war es, zu gehen, und so hart mußte sie arbeiten, um vorwärts zu kommen, daß sie gar nicht mehr an die Schande dachte, in eines Mannes Haus zu gehen, dessen Frau gestorben war, und der ihrer jetzt auf eine Zeitlang begehrte, weil er sehen wollte, ob er Lust hätte, sie zu behalten. „Es kommt nichts als Elend heraus dabei," dachte Kristin im Gehen. „Jung bin ich nicht mehr, und halten kann ich ihn nicht, wenn er nicht selber will.

Er nimmt mich für eine Weile, und dann findet er eine andere, die ihm besser paßt. Es gibt so viele, die dem Schlimmsten im Leben entgehen möchten, daß er immer eine andere findet. Dann wirft er mich weg und nimmt die, und ich muß wieder gehen, vor allen Menschen verunehrt und verachtet." So dachte Kristin. Und dennoch ging sie. Denn die Hoffnung trieb sie vorwärts, die Hoffnung, daß Janne sie doch behalten und sie nicht unglücklich machen würde, sie, die zeitlebens ein ehrbares Leben gelebt hatte.

Stunde um Stunde ging Kristin so. Ihre Füße begannen vor Kälte zu schmerzen, bei jedem Schritt, den sie tat, kam sie tief in den Schnee, am ganzen Körper war sie naß, sie fror auch, und doch tropfte ihr der Schweiß von der Stirn. Aber sie ging weiter und weiter; der Schreck trieb sie, der Schrecken, der im Blut brennt, und von dem sie zuvor nichts gewußt hatte, der erst wach geworden war an dem Tag, da ihr die Möglichkeit aufgegangen war, es besser zu bekommen. Es waren keine Gedanken mehr, die ihr durch den Kopf gingen. Es waren Fetzen von Gedanken, losgerissene Worte von alldem, was sie je in ihrem Leben versucht hatte zusammenzuhalten, ohne es zu können. In ihrem Gehirn spukte das Armenhaus, und zu gleicher Zeit sah sie den Gemeindekarren, der sie selbst und ihre Habseligkeiten von Tür zu Tür schleppte. Es kam ihr auch wie eine Schande vor, daß sie, die bei Jahren war, sich ohne Liebe einem Manne geben sollte. Vielleicht war es auch eine Sünde? Der Katechismus fiel ihr wieder ein, und was der Pastor gesagt hatte, vor langer Zeit, als sie jung war, und schwarzgekleidet im Kirchgang daheim stand. Dann kam eine große Lebensmüdigkeit über sie und ertränkte alle Erinnerungen. Wieder dachte sie an nichts anderes, als an den Schnee, der unter ihren Schritten nachgab. Der Flügelschlag eines einsamen Vogels, der durch den Tannenwald raschelte, ließ sie zusammenschrecken. Sie sah sich selber, als alt, und ihr war, als müsse sie bald sterben. Aber aufs neue arbeitete sich die Furcht in ihr empor, die Furcht, wieder heimzumüssen und nichts ausgerichtet zu haben. Sie dachte an Janne und sein Gütchen und war neugierig darauf und wie alles sein würde. Immer weiter durch den Wald ging Kristin, und zuletzt dachte sie an nichts mehr, als daß sie weiter mußte, ja, nicht einmal mehr daran.

Endlich sah Kristin durch den Wald, der sich lichtete, einen kleinen, offenen Platz. Auf diesem Platz standen zwei Gebäude, und aus den Fenstern des einen schimmerte Licht, das Streifen über den Schnee warf. Das andere lag dunkel und klein hinter dem Waldrand, über dem es wie ein goldrotes Band leuchtete. „Das ist der Stall," dachte Kristin; sie seufzte, als sie sah, wie klein er war, und daß der Weg dorthin nur ausgetreten war, nicht geschaufelt. Kristin stand draußen in der Dämmerung und sah sich um. Als sie die Treppe hinaufstieg und sich den dicksten Schnee von den Füßen trat, steckte es in ihr wie ein Gefühl von Groll darüber, daß der Stall so klein und der Weg so schlecht war. Und noch als sie die Tür öffnete und eintrat, verfolgte sie dieser Gedanke.

Aus der Stube schlugen ihr Feuerschein und Wärme so grell entgegen, daß ihr ganz schwindlig wurde, und als sie gegen das Licht geblinzelt hatte und ihre Augen

wieder klar sahen, erblickte sie Janne, der groß und breit wie ein dunkler Schatten über eine Arbeit gebückt, am Herd saß. Was er trieb, sah Kristin nicht, denn ihre Augen waren noch zu müde zum Sehen. Unaufgefordert trat sie vor und setzte sich, und der Mann, der am Herd saß, bot ihr keinen Willkomm. Er sah auf seine Arbeit nieder, es war, als hätte er niemand erwartet.

Schließlich legte Janne das, was er in Händen hielt, weg, drehte sich um und sah das wartende Weib scharf an.

„Das ist Kristin, vermut' ich, die da gekommen ist!" sagte er endlich.

Kristin vermochte nichts zu antworten, als Ja. Unglücklich saß sie da und sah sich in dem halbdunkeln Raum um. Alles war unordentlich, die Möbel standen schief, und gescheuert war sicher schon lang nicht mehr geworden. In der fernsten Ecke zwischen den Fenstern stand ein ungemachtes Bett ohne Laken, in dem sich etwas regte.

Dorthin starrte Kristin lange, und als ihre Augen sich an die Dämmerung gewöhnt hatten, sah sie, daß es zwei schlafende Kinder waren, die unter einer alten Decke lagen.

„Es sieht nicht besonders schmuck aus," bemerkte Janne, der ihrem Blick gefolgt war.

„Es muß gescheuert werden," sagte Kristin.

„Ja," antwortete Janne. „Wird wohl so sein. Aber das ist nicht meine Sache. Das wäre dann die deine. Und der Stall. Und die Kinder. Und das Essen. Essen ist da. Aber niemand, der kochen kann."

„Hast du keine Magd?" brachte Kristin heraus.

„Nein. Sie ist gestern gegangen," sagte Janne. „Die wissen nicht, was sie wollen, heutzutage."

Es war wie eine Befreiung, dachte Kristin, daß die Magd fort war, so daß außer ihr kein Frauenzimmer im Hause war. Schrecklich war es auch so. Aber wenn sie nun schon hier mit Janne war, so war es ebenso gut, wenn nicht immer eine herumlief und zuhörte, was sie beide sprachen. Sie stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus, und Janne, der es hörte, verstand sie. Aber zugleich dachte er: „Jetzt denkt sie, ich sei hilflos, und wird sich aufs hohe Roß setzen." Aber dann sah er Kristin an und bemerkte, wie harmlos und gutmütig sie aussah. Da er aber doch fürchtete, ihr gleichsam die Oberhand zu lassen, wollte er nicht gleich von Anfang an etwas Bestimmtes sagen, um sich nicht zu übereilen.

„Du bist weit gegangen, scheint mir," sagte er also.

„Ich bin den ganzen Weg gegangen," gab sie zurück.

Hm! So! dachte Janne. Den ganzen Weg ist sie gegangen? Er hatte geglaubt, sie wäre wenigstens so weit die Landstraße ging gefahren.

„Haben sie so wenig Pferde auf dem Herrenhof?" fragte er.

„Ich habe nicht sagen mögen, wohin ich wollte," antwortete Kristin und sah zu Boden.

„Nein, nein. Freilich nicht!" sagte Janne.

Bei sich aber dachte er: „Ist sie den weiten Weg im Schnee gegangen, so ist ihr viel daran gelegen, und dann hab' ich die Oberhand."

„Du willst vielleicht gleich ganz hier bleiben?" sagte er darum rasch.

„Nein," antwortete Kristin. „Man muß es sich doch erst überlegen, denk' ich."

Janne saß und sah Kristin an, und je länger er sie ansah mit ihrem soliden Körper, den großen, groben Händen, die von der Arbeit mit der Milch weich geworden waren, ihrem runden, vollen Gesicht und der etwas aufgestülpten Nase, desto mehr fand er, daß Kristin ein Frauenzimmer nach seinem Sinn war. Aber noch wollte er nichts Entscheidendes sagen. Er holte etwas zu essen und bot es ihr an. Es waren Kartoffeln und Brot. Sonst hatte er nichts. Kaffee mußte Kristin sich selber kochen.

Und wie sie nun so umherging und sich selber für Essen sorgte, überkam es sie seltsam schwer, daß sie nun ihr Lebenlang so hier umhergehen sollte. Und doch versuchte sie, alles im besten Licht zu sehen. Janne sah gutmütig aus, schien es ihr. Mit ihm war es sicher nicht schlimm. Wenn er sprach, machte er gar keinen bösen Eindruck, und mit ihr selber war auch nicht schwer auskommen, das wußte sie.

Als sie gegessen hatte, öffnete Janne die Tür zur Kammer und zeigte ihr, wo sie schlafen sollte. — „Sonst schläft niemand da," sagte er kurz.

Kristin ging in die Kammer und begann, Ordnung zu schaffen. Es war hübsch und sauber drinnen, und es schien, als hätte lang niemand mehr da gewohnt. Möbel gab es auch, und eine Wanduhr, die ging. Als sie das sah, ward es Kristin leichter ums Herz; die ganze Zeit über sah sie Janne wie einen großen, dunkeln Schatten am Herd sitzen, wo das Feuer brannte. Er sagte nichts und Kristin sagte nichts. Beide fühlten bei sich, daß in der Hauptsache alles in Ordnung war, und beide hatten das Gefühl, das über Menschen kommt, die einander brauchen. Sie waren weich und freundlich gestimmt, und jeder wollte dem andern so weit als möglich entgegenkommen.

Aber als Kristin in ihrem Bett lag und alles still war, und sie nichts mehr hörte als das Ticken der Wanduhr, da durchfuhr sie ein kalter Gedanke:

— Wenn er mich schließlich nicht heiratet, sondern mich wieder gehen läßt, dann komm' ich doch ins Armenhaus.

So müde sie war — der Gedanke hielt sie wach; noch im Schlaf quälte er sie, und als sie aufwachte, saß er noch in ihrem Gehirn und bohrte und schmerzte. Als wäre sie schon hier daheim, stand Kristin vor Janne auf, machte Feuer im Herd und setzte den Kaffeetopf auf. Als dann der Tag kam und sie sah, wie alles aussah, wollte sie schier verzweifeln. Aber das Ärgste mußte sie doch wegschaffen. Sie nahm die Kinder, wusch sie nacheinander und half ihnen beim Ankleiden. Hierauf legte sie sich ungeheißen auf den Fußboden nieder und begann zu scheuern. Die ganze Zeit über, während sie das tat, dachte Kristin: „Er soll sehen, daß ich tun will, was ich nur kann. Dann läßt er sich vielleicht erweichen und behält mich." Ein dunkler Drang, sich einschmeicheln zu wollen, überkam Kristin zum erstenmal

in ihrem Leben; die Not war es, die diesen Instinkt hervorrief. Denn nie zuvor hatte sie sich in solcher Not gefühlt, und sie war hineingeraten, ohne daß etwas geschehen war, nur weil sie, so gut sie es eben konnte und verstand, angefangen hatte zu denken.

Janne ging die ganze Zeit über aus und ein und sah all dem zu, und er konnte bei sich wirklich nicht leugnen, daß Kristin aussah, als wäre sie von anderem Schlag als die Weibsleute, die er in letzter Zeit im Haus gehabt hatte. Darum ward sein Herz weich und er versuchte, sich recht freundlich zu erweisen. Er müsse so wie so einer Besorgung wegen nach Källvik hinunter und darum das Pferd einspannen. Da könne ja Kristin mit ihm fahren, so weit sie denselben Weg hätten; auf die Weise wäre der Weg doch weniger schlimm für sie. So saß denn Kristin mit Janne auf dem Holzschlitten, und Schritt für Schritt ging das Pferd denselben Weg durch den Schnee, den sie kurz vorher gegangen war. Das Herz schlug ihr die ganze Zeit über bis in den Hals herauf, — sie wartete darauf, daß Janne von dem sprechen sollte, was sie hören wollte. Aber Janne saß groß und breit da und zog an den Zügeln. Dann und wann sagte er ein Wort über die Kühe und das Wassertragen und das Holz und den Haushalt. Aber wie es mit ihnen beiden werden würde, darüber sagte er kein Wort. Nur einmal fragte er sie etwas; seine Worte lauteten:

„Einen Bräutigam hast du doch nicht?" „Nein," antwortete Kristin.

„Und hast auch keinen gehabt?" „Das ist so lang her, daß es längst vergessen ist," antwortete Kristin und biß die Zähne zusammen.

Damit hatte das Fragen ein Ende, und Schwärzchen ging mit dem Schlitten weiter durch den Wald. Schließlich hielt Janne an der Landstraße an und sagte:

„Jetzt sind wir an deinem Weg. Meiner geht rechts."

Da blieb Kristin nichts weiter übrig, als auszusteigen und ihm zu danken, daß er sie hergefahren hatte. Das tat sie auch. Aber sie sah so unglücklich und verwirrt aus, wie sie da stand, daß sogar Janne es sehen mußte. Und als ob er sich plötzlich an etwas erinnerte, was er bisher vergessen hatte, sagte er bedächtig: „Ja, über das andere müssen wir wohl noch reden, wenn du kommst." Damit zog er die Zügel an und ließ das Pferd weiter trotten. Janne war froh, daß er nicht hatte weiter zu sagen brauchen. Die ganze Zeit über hatte er gefürchtet, Kristin würde mit Forderungen kommen, und dann hätte er wohl oder übel in den sauern Apfel beißen und gleich das Aufgebot bestellen müssen. Denn, das sah er, Kristin war keine von denen, die man gehen läßt. Wenn er aber noch warten konnte, so war das doch besser, und Janne fuhr guten Muts und mit seinem Dasein zufrieden nach dem Dorf.

Kristin aber sah dem Schlitten und der Pelzmütze des Bauern nach, die hinter dem beschneiten Kiefergestrüpp verschwanden. Da fuhr nun Janne von ihr fort und mit sich nahm er die Antwort, die sie nicht erhalten hatte auf die Frage, die sie nicht gestellt hatte. Alles, was sie gedacht und getan hatte, ward unklar für sie, und wie sie nun so dahinging, wußte sie eigentlich ebenso wenig, wie zuvor.

Aber immerhin hatte sie Janne gesehen, und so hatte sie doch die Katze nicht ganz im Sack gekauft.

Es wurde Kristin schwer, von Dalbyhof, an das sie sich so gewöhnt hatte und wo sie so lange gewesen war, wegzugehen. Es war schwer, von allem zu scheiden, das stand fest. Von den Kühen, den Schafen, den Kälbern, den Kindern, von allem, was sich zu ihr gehalten hatte, um das sie beschäftigt gewesen war, mit dem sie tagaus, tagein geredet hatte. Aber noch schlimmer war es mit der kleinen Stube hinter dem Waschhaus. So friedlich und für sich, wie sie es da gehabt hatte, so kriegte sie es nie mehr. Das wußte Kristin. Es war gut, daß sie die Kommode, die Matte auf dem Fußboden, die Pelargonien und andere Kleinigkeiten, die ihr gehörten, mitnehmen konnte. Denn das war ihr ehrliches Eigentum. Vielleicht würde ihr auch die Herrschaft etwas schenken, wenn sie ging, so lang, wie sie auf dem Hof gedient hatte. Kristin dachte auch, falls sie etwas mitbrächte, wenn sie käme, so würde das in der Hauptfrage wohl auch etwas zur Sache tun. Am seltsamsten war es, daß sie mit einer Myrte kam, und daß sie die so lange aufgespart hatte, obgleich man ihr Geld dafür geboten hatte. Das hatte doch sicher etwas zu bedeuten.

Kristin dachte nun nicht mehr länger nach, denn sie war nicht daran gewöhnt und hielt es nicht lange aus. Was geschehen war, war eben geschehen, und wo sie hin sollte, da sollte sie eben hin. Aber das Ärgste hatte sie auszustehen, als sie mit dem Baron sprechen mußte. Es ging nicht, länger damit hinter dem Berg zu halten. Denn Janne hatte gesagt, wenn sie kommen wollte, müßte sie bald kommen. „Es waren mehrere Angebote," hatte er gesagt, „und der Platz könnte besetzt sein." Ob das nun wahr war oder nicht, das wußte Kristin nicht, aber möglich war es immerhin, und das begriff auch sie, daß es besser war, in die Sache hineinzuspringen, als zu kriechen.

Darum ging Kristin zum Baron hinein, ohne zu wissen, was sie eigentlich zu ihm sagen sollte. So über und über rot im Gesicht und heiß am ganzen Leib hatte Kristin sich in ihrem ganzen Leben nicht gefühlt, wie jetzt, als der Baron vor ihr stand und sie durch den Kneifer mit der Horneinfassung ansah. Jetzt durfte sie nicht mehr mit Ausflüchten kommen. Jetzt mußte sie alles sagen, wie es war, mit klaren Worten. Freundlich war der Baron, freilich, und es ließ sich wohl mit ihm reden, das konnte Kristin nicht anders sagen. Aber er fragte nach allem, und dann redete er über die Sache. Kristin verstand nicht viel von dem, was sie zu hören bekam. Mit knapper Not hörte sie überhaupt, was er sagte. Sie schämte sich so, wie sie da stand, schämte sich ihrer selbst, ihres ganzen, armen Lebens, so, daß sie mit beiden Händen nach dem Stuhl greifen mußte, der vor ihr stand. Aber sie hielt die ganze Zeit über an sich. „Sonst — wer weiß, wie es geht? Sonst komm' ich zuletzt doch noch ins Armenhaus!" Daran hielt sie fest, als an dem Felsen, worauf ihr Glaube gebaut war. Und endlich kam sie wieder heraus und hatte die Erlaubnis, zum ersten März zu gehen, obgleich es vor dem Ziel war.

Kristin war aber auch wie aus dem Wasser gezogen. Und als sie am Abend in

ihrer Stube saß, da fühlte sie, jetzt, nachdem sie gekündigt hatte, gehörte sie nicht länger zum Hof; jetzt hatte sie niemand auf der ganzen Welt, als Janne. Sie hätte ihm schreiben und ihm sagen mögen, wie es war. Aber auch das konnte sie nicht. Denn sie wußte ja seinen Vatersnamen nicht. So saß sie denn und versuchte statt dessen ein bißchen an ihn zu denken. Doch nicht einmal das wollte gelingen. Sie konnte sich nicht darauf besinnen, ob er einen Bart hatte.

So kam Kristin aus ihrer Armut in Småland auf das Vermietungsbureau in Stockholm, vom Vermietungsbureau auf den Herrenhof und vom Herrenhof zu Janne, der tief im Wald auf Tän wohnte. Bei ihm blieb Kristin ihrer Lebtage, versorgte ihn, seine Kinder und sein Haus und zog nicht mehr weiter. Einmal mußte sie den Bogen straff spannen, und zwar, als sie dachte, Janne zögere zu lang mit der Hochzeit. Kristin hätte es selber kaum von sich geglaubt, daß sie es wagen könnte, so grade heraus zu reden, wie sie es jetzt tat. Aber sie sah, daß es wirkte, und war froh. Denn nun brauchte niemand mehr etwas zu sagen, und nun wußte sie, daß Janne sie auch nicht mehr abschütteln konnte.

Es ward Hochzeit gehalten in der Kirche und Kristin schnitt zum Fest ihre Myrte ab. Einen dickeren, reelleren Brautkranz hatten nicht viele gehabt, das sah Kristin wohl, und sie war sehr zufrieden. Die ganze Kirche war voller Leute, der Küster spielte und sang, und der Pastor redete erbaulich und schön. Feuerrot im Gesicht hörte Kristin ihm zu und dachte an ihre Myrte, und daß sie jetzt vor der ganzen Versammlung hier stand und ehrlich getraut wurde mit einem rechtschaffenen Mann. Die ganze Zeit über liefen ihr die Tränen über die Backen, und als sie, nach den Worten des Pastors, sagen sollte „Hiermit nehme ich dich, Jan Karlsson, zu meinem Ehemann," war sie so überwältigt von Stolz und Rührung, daß sie die Worte kaum herausbrachte.

Im ganzen war sie so befriedigt von diesem Tag und auch nachher, wie ein Mensch im Leben nur sein kann, und als sie von der Kirche heimkam und ihren Hochzeitsstaat abgelegt hatte, hätte sie Janne gern gedankt, daß er so rechtschaffen an ihr gehandelt hatte. Aber sie brachte es nicht zustande, denn viele Worte machen, das war nie Kristins starke Seite gewesen. Statt dessen dachte sie an ihre Jugend und an Blomkvist, wie seltsam es ihr ergangen und wie gut alles endlich geworden war. Was sie jetzt hatte, das konnte ihr keiner nehmen, und an die Einsamkeit im Wald war sie so gewöhnt, daß sie sie nicht einmal mehr bemerkte.

Briefwechsel zwischen Friedrich Ritschl und Friedrich Nietzsche

Nietzsche an Ritschl

Basel, am Tage des Collegienschlußes 25. Sept. 69.

Hochverehrter Herr Geheimrath,

Dieser Brief hat nur den Zweck, Ihnen etwas über seinen Ueberbringer, den Herrn Griesemann, zu erzählen, der mit den besten Absichten, guten Fähigkeiten und der stärksten Ergebenheit für Sie, geliebtester Meister, nach Leipzig von Basel aus übersiedelt.

Er war mir aus zwei Gründen besonders schätzenswerth, erstens weil er als ein durchlebterer Mensch urtheilen und Auskunft geben konnte, in Fällen wo meine Baseler gemäß ihrer einheimischen Scheuheit vor allem Fremden und Ausländischen den Mund nicht aufthaten: so daß ich immer gern und mit Nutzen mit Herrn Griesemann conversiert habe. Sodann hat er als Philolog das ersichtliche Bestreben, ein strenger und unnachgiebiger Denker, vornehmlich Logiker zu sein: auch diese Eigenschaft machte mir ihn werth, da meine anderen Zuhörer und Seminarmitglieder meistens rettungslos in dem Brei vager Möglichkeiten herumschwammen.

Wenn ich noch hinzufüge, daß Herr Gr. sich vornehmlich mit plautinischen Studien befaßt hat und daß er den Wunsch hegt, in näherer Weise Ihrer Leitung und Ihres Unterrichtes theilhaftig zu werden, so glaube ich alles gesagt zu haben, um Ihnen den jungen, mir vielleicht gleichalterigen Menschen, der jetzt vor Ihnen steht, zur Berücksichtigung zu empfehlen.

In der herzlichsten Ergebenheit und Treue Ihr Schüler Nietzsche.

Ritschl an Nietzsche

L(eipzig) 14/10 69.

In allster Eile, lieber Freund!

..... Hinterher als Sie fort waren*), ist mir noch so mancherlei eingefallen, was zu besprechen gewesen wäre. Aber Sie waren ja hauptsächlich von meinen Frauen, und diese von Ihnen in Anspruch genommen, so daß ich eigentlich sehr zu kurz gekommen bin. Unter anderen habe ich Ihnen ja garnicht einmal für Ihren glanzhellen Nebel- und Wolkenbrief vom Pilatus gedankt. Auch darüber kein Wort mit Ihnen gewechselt, mit welcher größeren, selbständigen Arbeit Sie etwa zunächst vor den Publicus zu treten vorhaben: was mich doch sehr interessieren würde. ıc. ıc. Das trop tard macht eben auch hier wieder einmal seine verhängnißvolle Macht geltend.

Die Meinigen tragen mir herzliche Grüße auf, auch — und dieses zwar mit

*) Nietzsche hatte Ritschl den 11. Oktober in Leipzig aufgesucht und berichtet über den Empfang an Rohde Br. II, S. 177: „Er (Ritschl) samt Zubehör war wirklich hinreißend liebenswürdig, als ich in Leipzig meine Besuche machte".

mir — an Ihr liebliches Schwesterchen, die wir sehr hoffen bald wieder einmal in Leipzig zu sehen.

Für dießmal mit einem herzhaften „Gotte befohlen"

treulich Ihr F. Ritschl.

Nietzsche an Ritschl (Naumburg) 16. Okt. 1869.

Lieber und verehrtester Herr Geheimrath,

daß ich Ihnen nur verrathe, welche ganz besondere Freude mir gestern Ihr herzlicher Brief machte, der gerade, mit „allster Eile" zur allerrechtesten Zeit kam, nämlich am Morgen meines Geburtstages. Ein schönes und fröhliches Wahrzeichen! —

Wenn Sie sich nach meiner nächsten größeren Publikation erkundigen, so wäre mir gerade in diesem Punkte ein wohlwollend-eindringlicher Rath von größtem Werthe. Um nämlich ein größeres Buch mit fortlaufender Entwicklung eines Grundgedankens fertig zu machen, fehlt es mir augenblicklich an Allem, bei der Art meiner jetzigen Collegienvorbereitung, die mich zwingt, zum Alltagsbedarf das Quantum Produktivität aufzuzehren. Doch .. es kann ja nicht immer so bleiben. — Dagegen könnte ich, nicht ohne Wollust, einen hübschen Band vermischtester Dinge, ein rechtes „Leipziger Allerlei" zusammenstellen, theils literarhistorische Erkenntnisse, theils neue Ansichten und Aussichten, drittens ein tüchtiges Bündel von Conjekturen zu Aeschylus Sophocles Lyrikern Laertius u. s. w. Warum sollte es nicht erlaubt sein, mit einer solchen lustigen Buntheit und Unordnung ans Tageslicht zu kommen, nöthigenfalls unter halber Anonymität? Vielleicht wird so ein Miscellenbuch gar nicht ungern gelesen.

Sagen Sie mir doch ein entschiedenes und entscheidendes Ja! oder Nein!

Ein größeres Buch über Laertius soll ungefähr in zwei Jahren ausgearbeitet sein. Vielleicht auch eine Ausgabe der Choephoren.

Zum Schluß meinen allerwärmsten Dank für Ihre Liebe und Sorgfalt für mich und schönste Grüße an Ihre verehrten Angehörigen: meine Schwester ist über Ihre freundlichen Worte ganz „üppig", besonders auch im Hinblick auf das in Aussicht gestellte Freiexemplar des Index. Sie hilft mir recht kräftig, wenn sie auch die Schriftennamen öfters etwas verdreht, z. B. Caesar eine Schrift über „Civilehe", eine andere vom „schönen Alexander" u. s. w. zuschreibt.*)

Mich und die Meinigen bestens empfehlend

in treuester Ergebenheit Ihr Schüler Friedr. Nietzsche.

Nietzsche an Ritschl [Naumburg, c. 1.—3. Nov. 69.]

Verehrtester Herr Geheimrath,

.... Da man nun nächstens mit dem ersten Theile des index anfangen kann zu

*) Scherze aus der Zeit der Indexarbeit; deren Erwähnung ich nicht tilgen mochte, weil sich in ihnen der Geist harmlosester Heiterkeit, wie er damals unter den Geschwistern herrschte, ausspricht.

drucken, so bitte ich mir nähere Ordre aus, wohin ich das Manuscr. zu senden habe. Nota bene mit einem Brief an den Setzer; wenn der nicht tüchtig instruirt wird, so komme ich bei der Korrektur um.

Hier in Basel habe ich wieder reiches Maaß an Examen- und Censurstrapazen. Auch ärgere ich mich über meine Wintercollegien, vor meinen drei dummen Zuhörern!

Schließlich möchte ich Sie bitten, beifolgendem Mf.*) eine Antwartschaft auf eine Stelle im rhein. Mus. zuzugestehn und zwar, wenn's sein muß, Anwartschaft mit dem Ictus auf der Mittelsilbe! Es wird ungefähr ein Druckbogen sein.

Und nun mit den besten Empfehlungen an die verehrtesten Ihrigen

in „allster" Ergebenheit und Eile Fr. Nietzsche.

Ritschl an Nietzsche

Leipzig 5. Nov. 69.

Lieber Freund! Heute müssen Sie sich Depeschenstil gefallen lassen: denn ich stecke im Collegienanfang, der mir dies Mal mehr als gewöhnlich bedeutet, da ich Metrik seit 12 Jahren zum ersten Mal wieder lese und während dieses Zeitraums so dicke Bücher über die Materie geschrieben sind, deren Verdauung keine leichte Sache ist. Von meinen weisheitsdurstigen Auditoren wollte ich Ihnen gern ein Dutzend abgeben, wenn sichs thun ließe. Aber trösten Sie sich mit dem (wirklich wahren) Spruch: was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle. Aber wie gern kehrte man in diesem manchmal wieder zurück zu der jugendfrischen Armuth!

Ihr Griesemann war bei mir und hat mir einen sehr guten und tüchtigen Eindruck gemacht. Wir müssen uns nun erst zu befreunden suchen. Besonders interessant ist mir ja auch, daß er Plautiner ist oder werden will.

Ihres Freundes Rohde Pollux-Schrift ist, wie ich höre, seit ein paar Wochen erschienen. Von mehreren Seiten, namentlich von Dindorf'scher, wird mir mit großem Lobe von ihr gesprochen. Ich habe sie noch nicht gesehen.**)

Daß die Indices von F. und L. (oder E.) N. druckfertig gemacht sind, ist ja sehr schön. Bestimmungsort: gleich direct nach Bonn an Freund Klette.

Ihre neuen, dankenswerthen Laertiana sind ebendahin sine mora expedirt worden zum möglichst baldigen Abdruck. —

Nun noch ein Hauptpunkt. Kurz und bündig, wie Sie es haben wollen. Zu Ihrem Gedanken an ein buntes Allerlei, mag es noch so anregende und meinetwegen geistreiche Bestandtheile haben, sage ich, wenn es sich um die erste Buchpublikation handelt, ein entschiedenes Nein. Später haben Sie Freiheit, in diesem lockern, kaleidoskopischen Genre zu machen, was und soviel Sie wollen. Aber das

*) Enthielt einen Aufsatz „Laertiana", der im Rhein. Mus. XXV, S. 267 ff. erschien.

**) Diese Äußerung berichtet Nietzsche an Rohde mit dem liebenswürdigen Zusatz: „Schicke ihm doch ein Exemplar wo möglich mit einem Widmungsverschen."

Recht dazu müssen Sie sich meo voto erst erkaufen durch etwas Zusammenhängendes, Einheitliches. Ob dazu ein paar Jahre mehr erforderlich sind, bis wohin noch gar nichts Umfänglicheres, Abgeschlossenes erscheint, halte ich für ganz untergeordnet gegen den Effekt, den dann das Rechte macht. Und Sie sind ja noch ein so junges Blut, das warten kann! Ich mache hiermit durchaus Realpolitik, schlechterdings die idealen, wenn auch an sich noch so berechtigten Gesichtspunkte abweisend. Und glaube mein Publicum zu kennen, welches denn doch einmal eine reale Macht ist; bis zu einer gewissen Grenze soll man m. E. der öffentlichen Stimme — oder nennen Sie es Zeitströmung oder wie Sie wollen — billige, verständige, jedenfalls kluge Rechnung tragen. Salvo meliore.

Und nun verzeihen Sie die festinatio — und auch meine saloppe Zettelwahl, die eine Art seltsamer Passion bei mir ist, wenn ich mich gehen lassen darf.

Die Meinigen tragen mir natürlich die wärmsten Grüße auf. Ich aber bin semper idem in treuer Gesinnung Ihr F. N.

Nietzsche an Ritschl [Basel, c. 19. Novemb. 69.]

Verehrtester Herr Geheimrath,

um zuerst auf Ihre letzte Zuschrift mit der wohlberechtigten Mahnung zu antworten, so denke ich, daß jetzt endlich an dem Register gedruckt wird: gestern Morgen wenigstens sind 5 dicke Hefte an Klette nach Bonn abgegangen. Das Wintersemester, im Speziellen die lateinische Grammatik hatte mich verführt, das letzte Heft des 24ten Bandes immer wieder bei Seite zu schieben. Meine Zuhörer nämlich, acht Mann hoch, verlangten von mir unisono lateinische Grammatik zu hören. Ich gehorchte, einmal aus „Realpolitik", andrerseits, weil ich auch so recht viel in diesem Winter lerne. Mögen mir die Dämonen der lateinischen Grammatik gnädig beistehen! Sie wissen, wen ich anrufe — — — —

Mit den besten Empfehlungen an die verehrten Ihrigen

Ihr getreuer F. Nietzsche.

Ich sollte nicht vergessen haben Ihnen für Brief und Rathschläge recht zu danken. Uebrigens bin ich in Allem Ihrer Meinung: es war thöricht, nur an das „Miscellenbuch" zu denken. Aber es wird so viel gedruckt, daß ich mich nächstens schäme.

Nietzsche an Frau Sophie Ritschl [Tribschen, 25. Dec. 69.]

Verehrteste Frau Geheimräthin,

hier etwas für die Weihnachtszeit, das soll heißen: etwas zur Erheiterung. Nämlich meine Antrittsrede in Basel, in einer durchaus nicht öffentlichen Form,*) die,

*) Seine am 28. Mai gehaltene Antrittsrede „Homer und die klassische Philologie" ließ N. zu Weihnachten 1869 „als Manuskript" drucken und verschickte sie an die Freunde: vergl. Biogr. II, S. 8; jetzt ist sie ediert Werke II. Abt. IX, S. 1 ff.

wie mir jetzt scheint, sehr lächerlich ausgefallen ist, weil sie gar so ernsthaft gemeint war.

Wollen Sie sie lesen und es gefällt Ihnen manches und vieles nicht, so nehmen Sie nur immer an, wohlwollend, daß ich gerade das, was Ihnen mißfällt, bei dem öffentlichen Vortrage mit Grazie weggelassen habe.

Und so sind Sie denn unter dem auf S. 4 erwähnten „allerschönsten Publikum",*) mit Ihrer gütigen Erlaubniß ebenfalls mit eingeschlossen.

Doch fürchte ich mich vor Ihrem Herrn Gemahl, meinem gestrengen Lehrer und Meister, und bitte Sie, jene Rede womöglich vor ihm zu secretiren.**)

Don Quixote aus Basel.

Tribschen bei Luzern, am Morgen des ersten Weihnachtstages 1869.

Nietzsche an Ritschl

Tribschen bei Luzern, 29. Dezember 1869.

Hochverehrter Herr Geheimrath,

Heute habe ich Ihnen gar nichts Geschäftliches mitzutheilen, nur daß ich dankbar das Honorar empfangen habe, daß ich aus Bonn noch ohne Nachricht bin und daß ich an einer homerischen Abhandlung schreibe. Überall herrscht Ferienstimmung.

Beim Abscheiden eines für mich so bedeutungsvollen Jahres dürfen Sie es mir nicht verargen, wenn ich auch einmal einen ganz ungeschäftlichen Brief schreibe, nur zum Ausdruck, daß ich viel und dankbarlich Ihrer gedenke, und daß Sie von Allem, was mir jetzt noch Angenehmes widerfährt, den gebührenden Tribut bekommen sollen. —

Daß ich zum Beispiel hier mich so zu Hause fühlen kann, wo ich die allererheblichste Förderung meiner Entwicklung täglich und stündlich erfahre, das ist Ihnen ebenfalls von mir auf das Register geschrieben worden.

Und nun weiß ich, wie viele in ähnlicher Lage sind und solche Register führen müssen, überall,

„doch in Deutschland, doch in Deutschland tausend und drei."

Sie fahren wirklich in das neue Jahr hinein wie ein Triumphator: und wir anderen laufen alle mit unsern Registern nebenher und leugnen die Unsterblichkeit, bloß damit eine Wiedervergeltung schon auf Erden stattfinden müsse.

Also, verehrtester Lehrer, salve!

Sagen Sie auch Ihren werthen Angehörigen, daß ich ihnen meine besten Neujahrsgrüße schicken will, zusammen mit den freundlichsten Empfehlungen von Richard Wagner und Frau Cosima.

In steter Dankbarkeit Ihr getreuer Friedrich Nietzsche.

---

*) Aus den Versehen, die auf der Rückseite des Widmungsblattes gedruckt waren: s. Biogr. a. a. O.

**) Diese Bemerkung steht in seltsamem Widerspruch zu der Tatsache, daß ja das Manuskript der Rede schon im Sommer „bei Vater Ritschl" gewesen war, noch dazu hatte Nietzsche von ihm „das Lob eines guten Stilisten davongetragen" (Br. II, S. 166.)

(Visitenkarte.)

Ritschl an Nietzsche

[Leipzig, 31. December 1869.]

Herzlichste Neujahrsgrüße und -wünsche von mir und den Meinigen! Zugleich mit schönstem Dank für Ihre liebenswürdige und anmuthige Schriftgabe.*) Dieses jedoch nur in anticessum, zu deutsch auf Abschlag. Denn augenblicklich sind wir von Enkeln umschwärmt.**)

Ritschl an Nietzsche

Leipzig, 26. März 1870.

Lieber Herr Professor,

Da man gar nichts von Ihnen hört, so sollen Sie was von mir hören.

Um genetisch zu verfahren: Sie wissen, daß mein College Curtius hiesige Doctordissertationen, die unter seinen auspiciis erwachsen, gesammelt als Grammatische Studien***) herausgiebt bei S. Hirzel. Daran kann man ja an sich nur sein Wohlgefallen haben. Aber ein Hauptvehikel für die jungen Leute ist dabei, daß sie in Folge dieser Veranstaltung ihre Dissertationen in so viel Exemplaren, als sie bedürfen, umsonst gedruckt erhalten. Auch dies ist ihnen ja von Herzen zu gönnen. Indessen hat die Sache doch auch ihre Schattenseite. Curtius sagt jedem jungen Doctoranden, der in der Lage ist sich ein Thema zu wählen: „wenn Sie etwas Grammatisches schreiben wollen, sollen Sie den Druck umsonst haben." Natürlich lassen sich die Meisten das nicht zwei Mal sagen. Aber die Folge ist erstlich: daß nachdem jetzt der locus de dialectis so ziemlich erschöpft ist, da es nicht viele mehr giebt, über die man etwas wissen kann, nunmehr der locus de praepositionum in l. Gr. usu an die Reihe gekommen ist, der ziemlich cum gratia in infinitum abgespielt werden kann; mit Einem Worte, daß doch durch diese fast ausschließliche Präponderanz des rein Grammatischen eine bedenkliche Einseitigkeit gefördert wird, die ich im Interesse der Leipziger Philologiestudien nicht eben wohlthätig und wünschenswerth finden kann. Zweitens aber fühlt sich auch, unter rein praktischem Gesichtspunkte, diejenige Minderzahl, welche noch etwas anderes, als gerade nur immer Grammatik, für Philologie hält, nicht wenig beeinträchtigt, nicht ebenfalls eine äußere Gunst der Verhältnisse zu genießen, wie die Mehrzahl sich ihrer zu erfreuen hat. Schon seit Jahr und Tag sind mir daher Wünsche und Anträge näher getreten, dahin gehend, daß doch eine analoge Veranstaltung für Veröffentlichung nicht-reingrammatischer Arbeiten von mir getroffen werden möchte. Ich verhielt mich lange sehr passiv dazu. Da nun aber jetzt eben auch die Firma B. G. Teubner ultro, ganz ohne mein Zuthun, mir das Anerbieten ge-

*) Bezieht sich auf die Übersendung der Baseler Antrittsrede über Homer an Frau Ritschl: s. obigen Brief.

**) Die beiden Söhne der mit Prof. Wachsmuth verheirateten ältesten Tochter Ritschl's, Marie (Walter und Richard) waren zu Weihnachten mit ihren Eltern aus Göttingen herübergekommen.

***) „Studien zur gr. u. lat. Grammatik, herausg. von G. Curtius" seit 1868.

macht hat, dergleichen Veröffentlichungen — freilich ohne besonderes Honorar, welches aber die grammatischen Protegés auch nicht bekommen — in ihren Verlag zu nehmen, so bin ich mit meinen Überlegungen dem Dinge näher auf den Leib gegangen und habe mich vorläufig entschlossen, in passender Form auf den Gedanken einzugehen.

Um nun nicht reiner Nachahmer zu sein, möchte ich event. das Ding etwa nennen 'Meletemata*) Societatis philologicae Lipsiensis', wäre aber sehr dankbar, wenn mir jemand, wie z. B. Sie, etwa einen noch passenderen Titel suppeditiren möchte. Diese Societas ist seit dem Winter 1865 in immer erfreulicheren Flor gekommen, bestand in den letzten Semestern aus 50—60 Mitgliedern und hat bereits eine sehr gewählte selbst geschaffene Bibliothek von mehreren hundert Bänden zu ihrer Verfügung. Der so gewählte Titel würde es möglich machen, nicht gerade immer nur von augenblicklich actuellen Mitgliedern Arbeiten aufzunehmen, sondern auch zu früheren Theilnehmern zurückzugreifen, da ja nichts hindert, die Mitgliedschaft als einen dauernden Charakter anzusehen. Wäre es etwa die Ausführung eines effektiv schon während der früheren actuellen Theilnahme behandelten Themas, tant mieux; aber für absolut nöthig halte ich auch dies nicht.

Sie merken wo ich hinaus will. Entweder muß mit guten Beiträgen begonnen werden, welche Ehre einlegen beim philologischen Publicum, oder man darf gar nicht anfangen.

Wäre der ganze Plan um 1 oder 2 Jahre früher geboren, so hätte vor allem — vermuthe ich — Fr. Nietzschius de Laertio oder auch de Theognide zu Gebote gestanden; vielleicht selbst von dessen Freunde Rohde etwas nach seiner Wahl. Auch mit ein paar guten Dissertationen ist es nun trop tard, da sie bereits auf eigene Kosten erschienen sind... Eröffnen müßte man meo sensu das Ganze mit einem Graecum. Sowohl unter diesem Gesichtspunkte, als unter jedem andern, wäre es daher äußerst erwünscht, ein Nietzschianum an die Spitze stellen zu können.

Bewahren Sie nun wohl, frage ich, dem alten Leipzig soviel freundliche Erinnerung und treue Gesinnung, um uns (uns sage ich lieber und richtiger als mir) irgend einen liebsamen Beitrag zu vergönnen? Sei es, daß sie irgend einen Nachtrag zu Laertius oder Theognis in petto hätten oder etwas ganz Neues geben wollten. Auf den Umfang käme gar nichts an; im Falle Mangel an Muße einem Mehr im Wege stände, würde auch 1 Druckbogen dem Zwecke vollkommen genügen. Aber allerdings, auf das „bald" käme etwas an, vor allem aber wenigstens auf eine baldige Geneigtheitserklärung. Müßte ich — wider Verhoffen, ich gestehe es — selbst auf diese verzichten, so halte ich es für höchst möglich, daß ich meinerseits auf den ganzen Plan selbst verzichtete. Also: ein paar rasche Zeilen, bitte ich schön.

*) Sie sind dann unter dem Titel 'Acta societatis philol. Lips.' erschienen.

So viel — oder wenig — für heute, vieles andere ebenso vorbehaltend, wie Sie es zu thun pflegen.

Mit besten Wünschen treulich Ihr F. Ritschl.

Nietzsche an Ritschl [Basel, 28. März 1870.]

Verehrtester und lieber Herr Geheimrath,

natürlich dürfen Sie auf mich rechnen. Eine solche Unternehmung war ja schon längst der geheime Wunsch aller braven Leipziger Commilitonen; allmählich aber scheint sie mir nothwendig geworden zu sein. Daß Sie mich aber der Ehre einer ersten Position würdigen, nehme ich mir wohl zu Herzen.

Augenblicklich habe ich das Programm des hiesigen Pädagogiums zu schreiben*), was mich jedoch nicht zu lange beanspruchen darf. Für die Meletemata Societatis philologicae Lipsiensis mache ich Ihnen nun folgenden Vorschlag.

Eine ganze Kette von Untersuchungen über Homer und Hesiod im gegenseitigen Verhältniß, angeknüpft an die kleine sogenannte Schrift „certamen Homeri et Hesiodi" ist hinreichend vorbereitet und ausgedacht, um endlich niedergeschrieben werden zu können. Mein Plan war es, bis zum Herbst ein Büchlein von 12—14 Bogen über diese Materie fertig zu machen. Dies gebe ich nun mit Vergnügen auf und bestimme den ersten Theil sofort für die „meletemata". Dieser Theil giebt eine neue Ausgabe (auf c. 12 Seiten) des certamen, die erste handschriftliche seit Henricus Stephanus (bei der auch wirklich etwas herauskommt), dann Untersuchungen über die Quellen der Schrift: zusammen vielleicht 3 Bogen oder mehr. Sind Sie damit zufrieden?

Sie erlauben mir doch, auch meinen Freund und Ihren treuen Schüler E. Rohde zu dem Unternehmen einzuladen?**) Wenn es sein muß, so bringe ich ihn noch zu einem Beitrag zum ersten Heft.

Mich freut es übrigens, wieder einmal eine Nöthigung zum Lateinschreiben zu haben, um durch Uebung meinen bald fadenscheinigen, bald fetten, immer ungesunden Stil etwas zu bessern. Auch habe ich vor, meine Laertiana buchmäßig zusammen zu schreiben.

Ich bin jetzt im Ganzen recht hoffnungsschwanger in Betreff meiner Philologie.***) Natürlich nicht jener genannten kleinen Arbeiten wegen, sondern weil

---

*) „Beiträge zur Quellenkunde und Kritik des Laertius Diogenes."

**) An Rohde, der damals in Italien weilte, hat N. alsbald geschrieben, ihm den ganzen Plan mitgeteilt und ihn mit stärksten persönlichen Akzenten („ich habe mir gelobt dem Unternehmen treu zur Seite zu stehen") geworben.

***) Ganz ähnlich schreibt N. gleichzeitig an Rohde Br. II, S. 191; die neuen Anschauungen bringen der am 18. Januar 70 gehaltene Vortrag „über das griechische Musikdrama" (Werke IX, S. 33) und der am 1. Februar 70 „Sokrates und die Tragödie" (ebd. S. 53 ff), sowie die sonstigen Notizen dieser Zeit (ebd. S. 60 ff).

ich überall in Grundanschauungen u. s. w. ein Wachsen spüre, das mir eine gute Frucht verkündet. Nur muß ich mir zu einer Hauptleistung Zeit lassen.

Jetzt habe ich nun ein Jahr im akademischen Berufe ausgehalten. Es geht, es geht! Doch nimmt das Pädagogium viel Zeit und Energie weg. Im Herbst komme ich zu Ihnen nach Leipzig (auch darf ich vielleicht einen Vortrag*) halten?) — Ihnen und Ihren verehrten Angehörigen die schönsten Grüße von

Fried. Nietzsche.

Ritschl an Nietzsche

L(eipzig), 30. 3. 70.

Lieber Freund,

Na und ob! — ich nämlich „zufrieden" bin mit Ihrem so liebsamen Vorschlage! Anzi, mille grazie. So wird ja die Sache brillant ins Leben treten. Und wenn Sie Freund Rohde gewinnen, etwa in analoger Weise — vermuthlich doch auch mit einem Graecum — das zweite Heft zu eröffnen, so wären wir ja vollends über alle Berge. Geringerer Kleinkram wird dann leicht durch Ihren Vortritt gedeckt und übertragen. Denn Mittelgut gibts doch überall, und man kann die Leute nicht gescheiter machen als sie sind, — höchstens methodischer, wenn's glückt. — —

Ueber alles, was Sie mir sonst noch andeuten von sich, Ihrem befriedigenden Ergehen, Ihrem Wachsen und Gedeihen, habe ich mich herzlich gefreut. Und das Pädagogium werden Sie wohl auch noch los zur rechten Zeit. Ich habe manchmal in praktischen Dingen einen richtigen Seherblick gehabt; täuscht mich meine Intuition, die freilich auf einigen positiven Daten beruht, nicht gänzlich, so kömmt vielleicht der Anlaß, Sie in eine freiere Stellung zu bringen, früher als Sie denken. — —

Im Herbst — zwischen 2.—6. Oktober — sehen wir Sie also hier zur Philologenversammlung. Natürlich kann uns ein Vortrag von Ihnen nur in hohem Grade erwünscht sein, und habe ich Sie augenblicklich schon dazu vorgemerkt. Das Thema wissen Sie wohl jetzt selbst noch nicht, werden es aber wohl späterhin noch angeben können.

Meine Frau, nebst Tochter, grüßt zwar schön, wundert sich aber doch, daß Sie keine Andeutung haben darüber fallen lassen, daß sie Ihnen, etwa Anfang Februar, einen Brief geschrieben, der ihr keine Antwort eingetragen hat (auch in Betreff Ihrer Homerica**). Er wird doch richtig in Ihre Hände gelangt sein?***)

Mit besten Wünschen treugesinnt Ihr F. Ritschl.

---

*) Bei der damals noch geplanten Philologenversammlung.

**) Die Baseler Antrittsrede, die Nietzsche zu Weihnachten 69 an Frau Ritschl geschickt hatte.

***) Ist zwar in Nietzsches Hände gelangt, aber leider jetzt nicht mehr aufzufinden gewesen.

Nietzsche an Ritschl [Basel, 9.(?) April 1870.]

Verehrtester Herr Geheimrath,

seit Ihrem letzten Briefe lebe ich in steter Unruhe und gönne mir keine Muße mehr. Vernehmen Sie, in welcher Constellation ich lebe. Das Pädagogiumsprogramm ist gestern glücklich fertig geworden und ich bin sofort zur neuen Arbeit übergegangen. Aber auf wie lange! Denken Sie, daß nächste Woche*) meine Angehörigen kommen und daß wir zusammen an den Genfersee reisen. Bis dahin giebt es noch die Nöthe der Examina und Versetzungscommissionen. Mit anderen Worten: ich weiß gar nicht mehr, wie fertig werden, und wenn Sie mir zurufen „periculum in mora", so muß ich zurückrufen „mora in periculo", was hier einmal ausnahmsweise soviel bedeuten soll „meine Erholungszeit geht zum Teufel!" Denn Sie kennen das Loos von Arbeiten, die man mit in die Pensionswirthschaften in schönen Gegenden nimmt. Gesetzt, sie werden fertig — so ärgert man sich hinterdrein, sowohl die Arbeit als die Ferien verpfuscht zu haben.

Ist es Ihnen denn zu spät, wenn ich das Manuskript druckfertig in der zweiten Hälfte des Mai sende? Nämlich es liegt mir etwas an dieser Arbeit und ich möchte sie nicht in zu großer Bedrängtheit niederschreiben: ich habe für den ganzen Stoff ein stilles tendre, wie Sie (und ich) für Freiburg. — —

Heute hat man mich auch zum Ordinarius gemacht.**)

Ihrer Frau Gemahlin sagen Sie doch, daß sie mir ja nicht böse sein soll. Man habe mitunter, ja gewöhnlich zum Besten keine Zeit, eben weil es das Beste ist.

Eiligst Ihr getreuer Friedr. Nietzsche.

Nietzsche an Ritschl [Clarens-au-Basset, 2. Hälfte April 1870.]

Verehrtester Herr Geheimrath,

auch so bin ich zufrieden.***)

Dies ist die eine Zeile, die Sie verlangen.

Hier ist alles blau blau blau warm warm warm, von früh bis Abends. Tinte und Feder aber versagen den Dienst. Ich habe schon oft gewünscht, daß Sie hier sein möchten, hier wo es nur eine Pflicht giebt: wie ein Murmeltier in der Sonne zu liegen. Faul, aber treugesinnt Friedr. Nietzsche.

Die Meinigen†) grüßen schönstens.

---

*) In Clarens wohnte Nietzsche mit Mutter und Schwester den 15.—30. April.

**) Demnach wäre der 9. April der Tag der Ernennung. Doch bezeichnet Nietzsche selbst wiederholt März als den Termin.

***) Der Brief Ritschls, den diese Zeilen beantworten, fehlt; er enthielt wahrscheinlich nur eine Anfrage in Betreff der Acta.

†) mit denen Nietzsche Mitte April nach Clarens gereist war.

Nietzsche an Ritschl [Basel, Anfang Juni 1870.]

Verehrtester Herr Geheimrath,

[— —] Mein certamen bekommen Sie definitiv in nächster Woche. Diese leider nur zu nothwendige Verzögerung drückt mich sehr, da ich's anders versprochen habe. Doch wer konnte, als ich das Versprechen gab, voraussehen, wie schwer mir dies Sommersemester gemacht werden sollte! Ich hätte billiger Weise Ihnen keine Zeile versprechen dürfen. Inzwischen habe ich durch plötzlichen Dispens J. Mähly's am Pädagogium 6 Stunden mehr und in summa wöchentlich zwanzig Stunden. Das giebt, bei lauter neuen Vorlesungen, eine totale Aufzehrung aller disponiblen Kräfte; wer jetzt in meiner Nähe wohnt, wird beurtheilen können, daß die kleine Gabe, die ich für Ihre acta bestimmt habe, mir ungewöhnlich schwer gefallen ist. — — —

Also Rohde, Andresen und ich
In einem Heft — sonst nich—t,

nämlich sonst bleibt es beim Alten:
was nicht wünscht Ihr ergebenster F. Nietzsche.

Nietzsche an Ritschl [Basel] 12. Juli 70.

Temperatur 29 Grad R.

Verehrtester Herr Geheimrath,

so will ich denn nur fortschicken, was ich habe, nichts mehr und nichts weniger als die editio des Certamen*) (etwa 25 Druckseiten).

Es war wirklich ein arg gequältes halbes Jahr, zuletzt noch mit wahrhaft tropischem und wochenlang gleichmäßigem Sonnenbrande. Dazu mußte ich 2 Wochen zu Bette liegen und bin jetzt an meinem linken Fuße noch etwas leidend.

Ihre Frau Gemahlin hat mir für übermorgen ihre Ankunft angekündigt: wie freue ich mich, sie in der Schweiz begrüßen zu können.

Mein mir ganz unschätzbarer Freund Rohde hat mich in Basel auf einige Zeit besucht: inzwischen wird er wohl auch bei Ihnen gewesen sein.**) — —

Und nun verzeihen Sie, daß ich schon wieder verstumme: unsere Stimmung ist nachgerade eine ganz unmögliche.

Ihr getreuer Friedrich Nietzsche.

Ritschl an Nietzsche L(eipzig), 17. 7. 70. Sonntag Abend.

Nur 2 Zeilen, l. Fr., in flüchtigster Eile. Wenn Sie irgend etwas von meiner Frau und Tochter und ihrem jetzigen Aufenthalt wissen, so theilen Sie es mir doch schleunigst mit. Ich richte gleichzeitig dieselbe Bitte an Vischer, weil möglicher Weise der eine oder der andere nicht anwesend in Basel. Die Meinigen

*) Für die Acta soc. phil. Lips., in deren Band I sie den Anfang macht.

**) Er hatte Ritschl am 18. Juni besucht und berichtete darüber an Nietzsche Br. II, S. 203 sehr befriedigt.

wollten daselbst vorigen Donnerstag Abend ankommen und mir sogleich schreiben. Ich habe aber bis zu dieser Stunde noch keine Zeile erhalten und weiß gar nicht, was ich denken soll. Für Briefe wird ja doch die Communication noch nicht gesperrt sein! namentlich aus der Schweiz etwa durch Baiern nach Leipzig. Telegraphische Privatdepeschen werden allerdings wenigstens hier nicht mehr expedirt.

Ihr dankenswerthes M[anuskript].*) richtig arrivirt und bereits in der Druckerei; die erste Correctur wird nach Ordre an Rohde, dessen Adresse ich habe, gehen; soll die 2te oder eine Revision an Sie gelangen?

Ihr Unwohlsein beklage, Ihr Wiederwohlsein begratulire ich von Herzen. — —

Gott behüte Sie und uns alle, obenan aber Deutschland!

Treulich Ihr F. N.

Nietzsche an Frau Sophie Ritschl

Axenstein bei Brunnen, [19. oder 20. Juli 1870.]

Verehrteste Frau Geheimräthin,

sehr spät und auf Umwegen — weil ich inzwischen abgereist war — kam Ihr freundlicher Brief**) in meine Hände, zugleich mit einigen Zeilen Ihres Herrn Gemahls, datiert vom Sonntag Abend, der nach schleunigen Nachrichten über Sie verlangt und an mich und Vischer gleichzeitig Briefe abgesendet hat. — Telegraphische Privatdepeschen werden in Leipzig nicht mehr expediert.***) [— — — — — —]

Meine tägliche Sorge ist nun, wie ich meine Schwester glücklich wieder in ihre Heimath expediere; dabei habe ich mich gefragt, ob Sie nicht vielleicht, unter dem Druck der entsetzlichsten Atmosphäre, Ihre Rückreise beschleunigen. In diesem Falle wäre meiner Schwester, die inzwischen hier mit mir lebt, eine kleine Notiz sehr erwünscht.

Hier bin ich vom Standpunkte meines Fußes aus, sehr zufrieden gestellt. Doch wage ich mich einstweilen noch nicht auf die Höhen; falls Sie aber noch etwas länger bleiben, so möchte ich wagen, Ihnen einen Besuch in diesem unvergleichlichen Theile des Vierwaldstätterseegebiets zu proponieren. Warm ist es freilich: aber vielleicht sehnen Sie Sich in Ihren Höhen etwas nach Wärme, was weiß ich. Wie empfehlenswerth unser Hotel ist, das zeigt die Thatsache, daß es hier immer gleichmäßig voll bleibt (110—120 Personen), trotz der beängstigenden Situation, die ja schlimmer gar nicht gedacht werden kann.

Welche beschämende Empfindung, jetzt ruhig bleiben zu müssen, jetzt wo sogar für meine feldartilleristischen Studien die geeignetste Zeit gekommen wäre!

Mein Trost ist, daß für die neue Culturperiode doch wenigstens einige der alten Elemente übrig bleiben müssen: und wie weit, durch einen solchen nationalen Er-

*) Nietzsches und Rohdes Aufsätze für die Acta.

**) Dieser Brief ist nicht aufzufinden.

***) Wegen der mittlerweile erfolgten Kriegserklärung an Frankreich.

bitterungskrieg, selbst die Traditionen der Kultur vernichtet werden können, das kann man aus traurigen Analogien der Geschichte sich vergegenwärtigen.

Für schlimme Fälle habe ich mir natürlich noch einen kräftigen Entschluß vorbehalten.

Denken Sie, daß die Kieler Studenten einmüthig unter die Waffen treten! —

Also auf Wiedersehen? Meine Schwester macht Ihnen und Ihrer Fräulein Tochter ihre Empfehlung.

Ihr ergebener Friedrich Nietzsche.

Nietzsche an Ritschl [bei Hagenau, Elsaß, 29. August 1870.]

2 Uhr Nachts, Viehwagen

bei ganz verkältetem Fußgestell trotz Flammensäule von Straßburg. Freies Feld zwischen Station Hagenau und Bischweiler. Neunstündiger Aufenthalt unter Pferden und Kavalleristen, bei feindlicher Bevölkerung.

Dies bereits gewohnte Art zu reisen. Morgen Nancy, dann Hauptquartier und weiter.

Ein Erinnerungszeichen an entsetzliches Schlachtfeld von Wörth folgt mit.

Elendes Oellicht hindert mehr zu schreiben.

Ihr getreuer Nietzsche.

Montag, 29. Aug., Nachts um 2.

Nietzsche an Ritschl Naumburg, 21. Sept. 1870.

Verehrtester Herr Geheimrath,

wer weiß ob Sie meine letzten Briefe*) bekommen haben! Dies ist der stille Zweifel, der einen in solchen Zeiten bei allem Briefschreiben überschleicht. Darum will ich Ihnen noch einmal erzählen, daß ich von Erlangen aus im Dienste der freiwilligen Krankenpflege mich nach dem Kriegsschauplatze begeben habe — bis nach Ars-sur-Moselle (ganz in der Nähe von Metz) und daß ich von dort einen Verwundeten-Transport nach Carlsruhe gebracht habe. Die Anstrengungen der ganzen Unternehmung waren bedeutend; mit den Bildern jener Wochen und einem unaufhörlich sich mir vernehmbar machenden Klageton habe ich jetzt noch zu ringen. Ich verfiel bei meiner Rückkehr zugleich in zwei Krankheiten gefährlicher Art, die ich beide in der Tag und Nacht unausgesetzten Pflege von Schwerverwundeten durch Ansteckung bekommen habe — Rachendiphtheritis und rothe Ruhr — eheu!

nobile par fratrum!

Doch sind beide Übel in der Hauptsache überwunden; vor einigen Tagen bin ich hier in Naumburg angekommen, um mich recht zu erholen und durch stille Arbeit

*) Aus der Kriegszeit hat Ritschl (laut Tagebuch) am 22. August einen Brief N's aus Erlangen erhalten, wo er sich seit 13. August als chirurgischer Krankenpfleger ausbilden ließ (Biogr. II, S. 33); er fehlt jetzt; außerdem liegt nur der oben abgedruckte Zettel vom 29. August vor: Weiteres findet sich nirgends.

wieder von den Erregungen jener Zeit zu heilen. Daß Einem immer, bei den besten Absichten für das Allgemeine, die lumpige Persönlichkeit mit all ihren Quengeleien und Schwächlichkeiten zwischen die Beine kommt! Nochmals eheu!

Von meinen Erlebnissen hoffe ich Ihnen nächstens persönlich erzählen zu können; auch bringe ich Ihnen ein paar Chassepot-Kugeln von den Schlachtfeldern mit. Alle meine militärischen Leidenschaften sind wieder erwacht, und ich konnte sie gar nicht befriedigen! Wäre ich bei meiner Batterie gewesen, so hätte ich die Tage von Rezonville, Sedan und — Laon praktisch und vielleicht auch passiv erlebt. Nun aber hat mir meine Schweizerische Neutralität die Hände gebunden. —

Ich habe gehört, daß Ihre verehrten Angehörigen wieder bei Ihnen angelangt sind. Habe ich recht gehört? Dann hoffe ich sie in nächster Woche zu sehn. Meine Schwester läßt sich bestens empfehlen. Ich freue mich darauf, wieder etwas philologische Luft zu atmen; mehr aber als das: Ich freue mich nach Jahresfrist Sie wieder zu sehen. Es war für mich persönlich ein recht wechsel- und mühevolles Jahr!

Wann aber wäre man je auf stolzeren Füßen gegangen als jetzt? Und welcher Deutsche, wenn er einen Deutschen wiedersieht, darf jetzt nicht nur weinen, sondern auch — wie zwei Augurn — lachen?

Und das wollen wir nächste Woche zusammen thun.

Auf Wiedersehn! Ihr getreuer Friedrich Nietzsche.*)

Nietzsche an Ritschl

Basel, Sonnabend 29. Okt. 70.

Verehrtester Herr Geheimrath,

leider waren die Correkturbogen**) nicht mehr in meinen Händen; ich hatte sie bei meiner Abreise in Naumburg zurückgelassen. Sofort habe ich dahin geschrieben — mit welchem Erfolg, weiß ich nicht. Inzwischen habe ich das Certamen noch einmal durchgesehn; was vielleicht noch hinzuzufügen wäre, wenn dazu noch Zeit ist — will ich auf der letzten Seite des Briefes notieren.

Die Correktur Rohde's ist mir an einigen Stellen besonders merkwürdig, wo er bei Citaten Worte streicht oder auch das Citat für falsch erklärt; nachträgliches Nachschlagen hat mich belehrt, daß ich von Anfang an das Rechte hatte. — Aber wie die Sache ohne Ihre Hülfe zu Stande gekommen wäre, sehe ich gar nicht ab. —

Hier haben wir Examinationsnöthe am Pädagogium. — Die politische Atmosphäre ist geradezu scheußlich, es giebt Leute, die offen ihren Enthusiasmus für die Verrätherei von Laon bekunden. Auch mit ruhigen und im Ganzen deutschgesinnten Baselern kann man sich nicht mehr verständigen. Der Deutschenhaß ist

*) Ritschl antwortete auf diesen Brief sofort (am 22. Sept.) [der Brief ist verloren] und am 27. Sept. kam Nietzsche von Naumburg zum Besuch herüber und war nochmals am 12. Oktober bei Ritschl.

**) Seines Aufsatzes in den Acta soc. I.

hier instinktiv und die Lust an den französischen Siegesberichten groß. Heute allgemeine Trauer wegen Metz. —

Mein Befinden ist immer noch nicht zu rühmen. Die Ruhr verdirbt auf lange hinaus die Eingeweide. Ich stecke bis über den Kopf in metrischen Fragen*), der Winter wird wohl draufgehen.

Sich Ihnen getreulich anempfehlend Ihr ergebenster Friedrich Nietzsche.

Nietzsche an Ritschl [Basel, 30. Dezember 1870.]

Verehrtester Herr Geheimrath,

auch ich wünsche Ihnen zum Jahreswechsel auszudrücken, daß ich Sie immer in dankbarster Erinnerung halte und über nichts *mehr* erfreut sein kann, als wenn ich von Ihrem rüstigen Wohlbefinden und Ihrem Wohlwollen gegen mich höre. Möge uns allen das neue Jahr eine leidliche und erträgliche Antwort auf die vielen Fragezeichen geben, zu denen uns die Gegenwart zwingt, möge vor allem die staatliche Machtentfaltung Deutschlands nicht mit *zu erheblichen* Opfern der *Kultur* erkauft werden! Einiges werden wir jedenfalls einbüßen und hoffentlich auch dies nur in Hoffnung auf eine spätere reichliche und vielfältige Wiedererstattung.

Um Ihnen etwas von meinen Studien zu berichten — so bin auch ich recht ordentlich in die Netze der Rhythmik und Metrik gerathen, bekenne Ihnen übrigens meine Ueberzeugung, daß je mehr wir von der modernen Musik zum Verständniß der Metrik hinzugewonnen haben, wir um so weiter uns auch von der wirklichen Metrik des Alterthums *entfernt haben*; wenn ich auch glaube, daß dieser ganze Prozeß von G. Hermann bis H. Schmidt einmal durchgemacht werden *mußte*. Mit Westphal bin ich fast in allen wesentlichen Punkten *nicht mehr* einverstanden. Sehr freue ich mich darauf, in dem angekündigten Buche von Brambach auch *Ihre Lehren* (so viel ich weiß, in der Vorrede) vorzufinden**); wenn Brambach selbst noch im Sinne seiner „Sophokleischen Studien" dies neue Buch verfaßt hat, so fürchte ich auch ihn auf einem Irrpfade anzutreffen***). Hier thut

*) Eine reiche Fülle metrischer und rhythmischer Gedanken, die vermutlich aus dieser Zeit stammen werden, hat sich im Nachlaß N.'s vorgefunden und harrt der Veröffentlichung. Vergl. auch Br. I (3. Aufl.) S. 174f. „Ich lese dieses Semester .... griechische Metrik und Rhythmik nach einem eignen System." Am triumphirendsten klingt Br. an Rohde S. 207, er habe eine neue Metrik entdeckt, es sei der beste philologische Einfall, den er bis jetzt gehabt habe. Die Hauptgrundzüge seiner neuen Anschauungen hat er in zwei Briefen an Dr. Carl Fuchs. (Br. I 3. Aufl., S. 462ff. u. 524ff.) gegeben. (Vgl. auch ebd. S. 406.)

**) Gemeint sind Brambach's 1871 erschienenen „Rhythmische und metrische Untersuchungen", in deren Einleitung S. IXff. wirklich Ritschl's briefliche Äußerungen zusammengestellt sind.

***) Früher stand er auf demselben Standpunkt wie Brambach; das zeigt ein

einmal ein völliger Radikalismus noth, eine wirkliche Rückkehr zum Alterthum, selbst auf die Gefahr hin, daß man in wichtigen Punkten den Alten nicht mehr nachfühlen könnte und daß man dies gestehen müßte. [— — —]

Mit meinen Baseler Verhältnissen bin ich zufrieden. Jetzt wird ein philosophischer Lehrstuhl frei, da Teichmüller nach Dorpat berufen ist. Ich lese jetzt Hesiod und Metrik, im Seminar Cicero's Academica. Wir haben 12 Zuhörer. — Was mir hier fehlt, ist eins: Zeit.

Ich komme zum Schluß und wiederhole meine Wünsche für Ihr Wohlergehen. Zugleich bitte ich Ihrer Frau Gemahlin meine herzlichen Gratulationen aussprechen zu dürfen. In steter Treue und Dankbarkeit Ihr Friedrich Nietzsche.

Freitag vor Jahresschluß.

Ritschl an Nietzsche*) L(eipzig), 3. 5. 71.

Lieber und werther Freund,

Ihre Freundschaft läßt Sie die Dinge doch noch etwas schwärzer sehen, als sie in Wirklichkeit — wenn nicht waren, doch wenigstens jetzt sind. Denn täuscht nicht

---

in Ritschl's Nachlaß gefundener an Br. selbst gerichteter Brief N's. vom 18. Mai 1870, dessen einschlägiger Passus lautet: „Werthester Herr College, ich bedanke mich zunächst bestens für Ihre letzte musikalisch-metrische Zusendung [gemeint ist der zweite seiner „kritischen Streifzüge", der über „Metrik und Musik" im Rhein. Mus. XXXV, S. 232 ff.]. Sie gefiel mir so gut und schien mir so beifallswürdig, daß ich sie sofort weiter adressirt habe, nämlich an Richard Wagner, der sich gern über die neuesten Standpunkte griechischer Metrik unterrichten möchte. Manches habe ich ihm schon erzählt, aber nie ist es mir gelungen, die Sachlage so durchsichtig darzustellen, wie es in Ihren „Streifzügen" geschehen ist."

*) Antwort auf einen am 1. Mai empfangenen Brief Nietzsches, den Ritschl in seinem Tagebuch als „verkehrten Aufregungsbrief" bezeichnet (leider ist er verloren). Dieser muß in gesteigertem Grade der Besorgniß für den geliebten Lehrer Ausdruck gegeben haben und bezog sich auf ein schon einen Monat zurückliegendes Ereigniß, das dem schwer erkrankten Nietzsche erst jetzt genauer bekannt geworden sein mag. Anfang März waren nämlich in den „Preuß. Jahrbüchern" einige während des französischen Krieges zum Vorschein gekommene Briefe deutscher Gelehrter an den Kaiser Napoleon veröffentlicht worden, darunter auch ein paar von Ritschl, der von 1860—65 mit Napoleon, zuletzt auf Anlaß der von ihm übernommenen Revision der deutschen Übersetzung des kaiserlichen Lebens Caesars, in reger Correspondenz gestanden hatte (seit 66 nicht mehr). Außerdem war auch ein ganz vertrauter Privatbrief Ritschl's an Mad. Hortense Cornu, eine alte Freundin des Hauses, die auf den Kaiser in Unterrichtsfragen einen gewissen Einfluß ausübte, aufgefunden und an die Öffentlichkeit gezerrt worden. Daran hatte sich in den Zeitungen und bei dem ungelehrten und gelehrten Pöbel eine Hetze geknüpft, deren Leidenschaftlichkeit auf derselben Höhe stand wie ihre Perfi-

alles, so ist nunmehr die Sache so gut wie begraben: NB! wenn nicht, wozu mehr als einmal Gefahr war, die Freunde mehr schaden als nützen.

— — — — — — — —*)

Das Erfreulichere ist, daß Sie Ihre Kraft und Gesundheit wiedergewonnen haben: wozu ich herzlich Glück wünsche. Daß Ihnen in Ihren Baseler Zuständen zu wünschen übrig bleibt, ist unser aller gemeinsames Loos. Aber „wer ausharrt, der gewinnt"; vielleicht nur „über ein Kleines", daß Sie Sieger sind.

Sie sehen meinem Geschreibsel die große Eile an, zu der mich Correcturen und Examina drängen.

In treuer Gesinnung der Ihrige F. R.

Meine Frau erwidert Ihre Grüße nur darum nicht, weil sie in Göttingen ist!

Nietzsche an Ritschl

[Basel], 7. Juni 1871.

Verehrtester Herr Geheimrath,

mit dem herzlichsten Danke für Ihren Brief, der mich nach jeder Seite hin beruhigt und aufgeklärt hat, verbinde ich heute die Anzeige, daß ich im Herbste nicht nach Leipzig zur Philologenversammlung kommen werde und meinen vorjährigen Antrag, einen Vortrag zu halten, zurückziehen muß. Nachdem ich weiß, daß Sie nicht präsidiren, versteht sich dies Alles von selbst. Im gleichen Sinne schrieb mir auch dieser Tage Freund Rohde aus Kiel. — Dabei ist es aber nicht unmöglich, daß ich dieses Jahr irgend wann einmal nach Leipzig komme, um Sie zu besuchen: eine Aussicht, die ich mir durch den oben gemeldeten Entschluß nicht rauben lassen möchte.

In Betreff Rohde's möchte ich mir die Anfrage erlauben, ob Sie nicht ein Mittel wissen, wie man ihn in Zürich, an Benndorf's Stelle, zum Vorschlag bringen könnte. Mir liegt erstaunlich viel daran, ihn in meine Nähe zu bekommen. — — — Ich halte ihn, ohne alle freundschaftlichen Uebertreibungen, für eine der reichsten philologischen Kräfte und Begabungen, die wir für die Zukunft zu wünschen haben. — — —

Sich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin (der ich nächstens einen geheimen Aufsatz**) von mir senden werde) bestens empfehlend, auch Namens meiner Schwester, die mich, bei meinen ungleichen Gesundheitsverhältnissen, hegt und pflegt, bin ich

Ihr getreuer Friedrich Nietzsche
in Basel.

---

die, und nur durch den damaligen Siedegrad des Chauvinismus einigermaßen entschuldigt werden kann.

*) Die hier von Ritschl gegebenen Einzelheiten zu wiederholen ist heute überflüssig und ohne Interesse; nur der Anteil, den Nietzsche nahm, interessiert.

**) Gemeint ist die Umarbeitung des früheren Vortrags „Sokrates und die griechische Tragödie", die er gerade damals auf seine Kosten in Basel drucken ließ, auch als „Manuscript".

Ritschl an Nietzsche

L(eipzig), 11. 6. 71.

Daß Sie, lieber Herr Professor, zur Philologenversammlung nicht nach Leipzig kommen, ist mir unter der Bedingung gleichgültig, daß Sie den in Aussicht gestellten anderweitigen Besuch zur Ausführung bringen. Halten Sie sich nur mit Ihrer Gesundheit recht tapfer; Ihre Handschrift scheint mir anzudeuten, daß Sie von einer gewissen Nervosität doch noch nicht ganz frei sind. Di faxint meliora.

Wenn Sie fragen, welches die ‚bewegenden Gründe' meines Rücktritts vom Präsidium seien, so diene zu bündiger Antwort, was ich um mit diesen frivolis nicht meine Zeilen an Sie zu füllen, auf dem beifolgenden Zettel kurz notirt habe. Sie können von dem Inhalt bei sich bietender Gelegenheit ungenirt Gebrauch machen.*)

Was Zürich und Rohde betrifft, so will ich zunächst einmal dort erst das Terrain recognosciren, um danach zu ermessen was sich etwa thun läßt.

Daß die Akta hier und da einigen Anklang finden, freut mich. Vor Ihnen hatte ich noch von keiner Seite irgend ein Wort darüber gehört. Es wird bereits tapfer an fasc. 2 gedruckt. — — — — Proficiat!

Die Meinigen grüßen mit ihren besten Wünschen Sie und mit mir Ihre liebe schwesterliche Pflegerin. Treugesinnt Ihr F. R.

Nietzsche an Ritschl

Basel, 18. September 71.

Mein verehrtester Herr Geheimrath,

ich kündige Ihnen hiermit an, daß ich, meinem gegebnen Versprechen gemäß, im Herbst einmal bei Ihnen erscheinen werde. Das ist nun beschlossen. Da wollen wir uns mancherlei erzählen, ich bin sehr zum Erzählen aufgelegt und weiß, daß Sie und Ihre Frau Gemahlin an mir den alten Antheil nehmen. Das hat mir der Miethling Romundt verrathen, der sich über Basel zu seinem Herrendienst nach Nizza begab.

Mit diesen Ankündigungszeilen geht zugleich eine Abhandlung ab, die sich Hoffnung macht — und wie ich denke, sich machen darf — im Rheinischen Museum gedruckt zu werden. Sie ist verfaßt von dem begabten Dr. Gelzer (dem Sohne des bekannten Professors), der hier Gymnasiallehrer ist und auch bei mir ein Kolleg gehört hat. Augenblicklich ist er mit seinem Lehrer E. Curtius in Kleinasien, der Glückliche! und gräbt vielleicht nach den Gebeinen des Hektor — was weiß ich! Ich denke mir, er wird irgend wann einmal auf den Einfall gerathen oder gebracht werden — sich zu habilitieren. Machen Sie ihm und mir das Vergnügen, das Baseler Elaborat über Lykurgus im Rhein. Museum gedruckt zu sehn.

---

*) Die Machinationen, mit denen man Ritschl aus dem Präsidium der Leipziger Philologenversammlung glücklich bei Seite chikanirte, wie Rohde Br. II, S. 241 sich ausdrückt, hatte dieser auf einem beiliegenden Zettel knapp und treffend geschildert; doch gehört ihre Erzählung nicht hierher.

Meine Schwester hat mich seit einiger Zeit verlassen. Wir sind hier in den letzten Athemzügen des Sommersemesters — wir haben hier einen langen Athem, nicht wahr?

Also auf Wiedersehen, verehrtester Lehrer!*) Ihr getreuer Friedrich Nietzsche.

Nietzsche an Ritschl

Basel, 30. Januar 72.

Verehrtester Herr Geheimrath,

Sie werden mir mein Erstaunen nicht verargen, daß ich von Ihnen auch kein Wörtchen über mein jüngst erschienenes Buch**) zu hören bekomme, und hoffentlich auch meine Offenheit nicht, mit der ich Ihnen dies Erstaunen ausdrücke. Denn dieses Buch ist doch etwas von der Art eines Manifestes und fordert doch am wenigsten zum Schweigen auf. Vielleicht wundern Sie Sich, wenn ich Ihnen sage, welchen Eindruck ich etwa bei Ihnen, mein verehrter Lehrer, voraussetzte: ich dachte, wenn Ihnen irgend etwas Hoffnungsvolles in Ihrem Leben begegnet sei, so möchte es dieses Buch sein, hoffnungsvoll für unsere Alterthumswissenschaft, hoffnungsvoll für das deutsche Wesen, wenn auch eine Anzahl Individuen daran zu Grunde gehen sollte. Denn die practische Consequenz meiner Ansichten werde ich wenigstens nicht schuldig bleiben, und Sie errathen etwas davon, wenn ich Ihnen mittheile, daß ich hier öffentliche Vorträge „über die Zukunft unserer Bildungsanstalten" halte. Von persönlichen Absichten und Vorsichten fühle ich mich — wie Sie mir glauben werden — so ziemlich frei, und weil ich nichts für mich suche, hoffe ich etwas für Andere zu leisten. Mir liegt vor allen daran, mich der jüngeren Generation der Philologen zu bemächtigen und ich hielte es für ein schmähliches Zeichen, wenn mir dies nicht gelänge. — Nun beunruhigt mich etwas Ihr Schweigen. Nicht als ob ich einen Augenblick an Ihrer Theilnahme für mich gezweifelt hätte; von der bin ich ein für alle Mal überzeugt — wohl aber könnte ich mir gerade von dieser Theilnahme aus eine gleichsam persönliche Besorgniß um mich erklären. Diese zu zerstreuen schreibe ich Ihnen. —

Das Register zum Rhein. Mus. habe ich bekommen. Haben Sie vielleicht meiner Schwester ein Exemplar geschickt?

Eine Anfrage, ob ich einen event. Ruf nach Greifswald annehmen würde, habe ich ohne einen Augenblick des Zögerns verneinend beantwortet.

---

*) Der ungewöhnlich heitere Ton dieses Briefes ist hervorgerufen durch die Vorfreude auf die vom 10. Oktober an geplante Zusammenkunft mit Rohde in Leipzig, zu der er eben an demselben Tage (18. Sept.) auch Freund v. Gersdorff eingeladen hatte, der denn auch wirklich erschien. Auch brachte N. das fertige Manuskript der „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" mit nach Leipzig, um es dort dem Verleger E. W. Fritzsch zu übergeben.

**) „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" (in den letzten Tagen des J. 1871 erschienen). R. hatte das Buch gerade am 31. Dec. 71 (laut Tagebuch) erhalten.

Bleiben Sie mir, mein verehrter Herr Geheimrath, zusammen mit Ihrer Frau Gemahlin gewogen und seien Sie herzlich gegrüßt von Ihrem Friedr. Nietzsche.

Ritschl an Nietzsche

L(eipzig) 14. 2. 72

Da Sie mir, lieber Herr Professor, Ihr Buch nur durch den Verleger, ohne eine persönliche Begleitzeile zukommen zu lassen so freundlich waren, so habe ich wirklich auch nicht geglaubt, daß Sie meinerseits sogleich eine persönliche Rückäußerung erwarteten. Darum mich denn das „Erstaunen," dem Sie in Ihrem neulichen Briefe*) Ausdruck geben, allerdings überrascht hat.

Wenn ich nun aber, trotz Ihres Wunsches, zu einer eingehenden Besprechung Ihrer Schrift, die für Sie irgend einen Werth haben könnte, mich auch jetzt noch außer Stande fühle und wohl auch weiterhin außer Stande fühlen werde, so müssen Sie bedenken, daß ich zu alt bin, um mich noch nach ganz neuen Lebens- und Geisteswegen umzuschauen. Meiner ganzen Natur nach gehöre ich, was die Hauptsache ist, der historischen Richtung und historischen Betrachtung der menschlichen Dinge so entschieden an, daß mir nie die Erlösung der Welt in einem oder dem andern philosophischen System gefunden zu sein schien; daß ich auch niemals das natürliche Abblühen einer Epoche oder Erscheinung mit „Selbstmord" bezeichnen kann; daß ich in der Individualisierung des Lebens keinen Rückschritt zu erkennen, und nicht zu glauben vermag, daß die geistigen Lebensformen und -potenzen eines von Natur und durch geschichtliche Entwicklung selten begabten, gewissermaßen privilegirten Volkes absolut maßgebend für alle Völker und Zeiten seien — so wenig wie eine Religion für die verschiedenen Völkerindividualitäten ausreicht, ausgereicht hat und je ausreichen wird. — Sie können dem „Alexandriner" und Gelehrten unmöglich zumuthen, daß er die Erkenntnis verurtheile und nur in der Kunst die weltumgestaltende, die erlösende und befreiende Kraft erblicke. Die Welt ist Jedem ein Anderes: und da wir so wenig, wie die in Blätter und Blüthen sich individualisirende Pflanze in ihre Wurzel zurückkehren kann, unsere „Individuation" überwinden können, so wird sich in der großen Lebensökonomie auch jedes Volk seinen Anlagen und seiner besonderen Mission gemäß ausleben müssen.

Das sind so einige allgemeine Gedanken, wie sie mir die flüchtige Durchsicht Ihrer Schrift eingegeben hat. Ich sage „Durchsicht", weil ich freilich bei meinen 65 Jahren nicht die Zeit und die Kräfte mehr habe, um die nothwendige Führerin Ihrer Entwickelungen, die Schopenhauerische Philosophie, zu studiren, und mir deshalb auch kein Urtheil darüber erlaube, ob ich Ihre Intentionen überall recht verstanden habe. Wäre mir Philosophie geläufiger, so würde ich mich ungestörter an den mannigfachen schönen und tiefsinnigen Gedanken und Gedankenvisionen erfreut haben, die mir nun wohl manchmal durch eigene Schuld unvermittelt geblieben sind. Ist es mir doch in jüngeren Jahren schon ähnlich ergangen mit der

*) Dem obigen Brief Nietzsches, der vom 30. Januar datirt, erst am 2. Februar in Ritschls Hände gelangt ist.

Lectüre Schellingischer Ideenentwickelung, um von den speculativen Phantasien des tiefsinnigen „Magus des Nordens" gar nicht zu reden.

Ob sich Ihre Anschauungen als neue Erziehungsfundamente verwerthen lassen — ob nicht die große Masse unserer Jugend auf solchem Wege nur zu einer unreifen Mißachtung der Wissenschaft gelangen würde, ohne dafür eine gesteigerte Empfindung für die Kunst einzutauschen, — ob wir nicht dadurch, anstatt Poesie zu verbreiten, vielmehr Gefahr liefen, einem allseitigen Dilettantismus Thür und Thor zu öffnen: — das sind Bedenken, die dem alten Pädagogen vergönnt sein müssen, ohne daß er sich, mein' ich, deshalb als „Meister Zettel" zu fühlen braucht. Daß mir so gut, wie Ihnen, das Griechentum der ewig fließende Born der Weltcultur ist, zu dem wir immer wieder mit lebendiger Empfänglichkeit zurückkehren müssen, das bedarf wohl keiner Versicherung. Ob wir deshalb zu denselben Formen zurückgreifen müssen, ist eine Frage, deren Lösung wahrscheinlich das ganze Menschengeschlecht übernimmt. Und so, dünkt mich, liegt für die Masse in dem persönlichen Mit- und Füreinanderleben, in der liebevollen Hingebung, in den mannigfachen realen Formen tiefer Humanität, auch eine aus dem Herzen der Welt emporwachsende Kraft, welche die allzuenge Individuation überwindend, zu dem erlösenden Gefühl des Selbstvergessens führt: das ist die Kraft der unmittelbaren menschlichen That, deren auch der Geringste fähig ist. —

Gegenüber Ihrer „Fülle der Gesichte" würde es wenig am Platze sein, wenn ich eine alexandrinische Frage an Sie richten wollte über historisch-bibliothekarische Laertiana oder über das Alkidamas-*Μουσεῖον**) und dergleichen frivola: daher unterlasse ich es. Vielleicht kommen Sie doch noch einmal von selbst darauf zurück wenn auch etwa nur zur Abwechselung und Ausspannung.

Für heute mit einem herzlichen Lebewohl auch von meiner Frau

treugesinnt Ihr F. Ritschl.

Daß Sie Basel nicht haben mit Greifswald vertauschen mögen, begreife ich sehr. Noch weniger Neigung würde ich aber an Ihrer Stelle für Dorpat gehabt haben, wovon ja auch die Rede gewesen.

Nietzsche an Ritschl

Basel, 6. April 1872

Verehrtester Herr Geheimrath,

ich entsende heute vier bisherige Schüler und Zuhörer nach Leipzig und möchte ihnen etwas mit auf den Weg geben, das sie in Ihre Nähe führte: damit sie später, gereift in Ihrer Zucht und durch Ihren Zuspruch angespornt, als tüchtige „alte Studenten" nach Basel zurückkehren. Denn daran muß mir vor Allem liegen, daß unsere hiesige philologische Unterweisung sich nicht gar zu ausschließlich an Studenten der ersten Semester zu wenden hat; ein Sommersemester mit voraussichtlich wenigen Studenten, wie das nächste, ist insofern mir werthvoller, als

*) Beides sind Gegenstände der bisherigen philologischen Untersuchungen Nietzsches.

manches reichere, weil ich weiß, daß inzwischen die tüchtigen Basler anderwärts — und zwar bei Ihnen — reifen und weiser werden.

Beachten Sie doch, verehrter Herr Geheimrath, diese Vier. Da ist Herr von der Mühll, der Bruder Ihres Leipziger Privatdozenten, ein zuverlässiger und bewährter Student, der zuletzt Senior unseres Seminars war. Dann Hr. Achermann, früher katholischer Theolog in Luzern, ein denkender Kopf und strenger Charakter; dann Hr. Hotz, lernbegierig und gute Hoffnungen erweckend, endlich Hr. Boos, mit Neigung für Bücher und Polyhistorie und vielleicht an der Bibliothek zu verwenden. Möchte damit diese kleine Schaar Ihnen empfohlen sein.

Indem ich diesen Brief schreibe und mich auf das Datum besinne, fällt mir ein, daß es gerade Ihr Geburtstag sein muß, an dem ich mich brieflich an Sie wende. Dies Zusammentreffen bin ich geneigt, als ein günstiges omen für meine Basler auszulegen: welche demnach vor Ihnen als eine nachträgliche achtbeinige leibhafte Gratulation erscheinen mögen, um Sie auch an den entfernten und doch sich nahe wissenden Schüler und Anhänger zu erinnern, — der Pfingsten nicht nach Leipzig kommen wird und vielleicht erst im Herbst wieder Sie persönlich begrüßen kann.

Für den schönen und ausführlichen Brief, den Sie mir über mein Buch geschrieben haben, bin ich Ihnen rechten Dank schuldig, um so mehr als ich ihn im Grunde durch ungebärdiges Drängen provozirt habe. Aber ich wollte durchaus wissen, wie Sie sich zu meinem Buche verhalten würden. Nun weiß ich es und bin beruhigt: zwar nicht vollständig. Doch darüber will ich nicht schreiben. Später wird Ihnen das, was ich will, deutlicher und einleuchtender sein, wenn meine Schrift „über die Zukunft unserer Bildungsanstalten" veröffentlicht sein wird. Inzwischen spreche ich die Überzeugung aus, daß es für Philologen einige Jahrzehnte Zeit hat, ehe sie ein so esoterisches und im höchsten Sinne wissenschaftliches Buch verstehen können. Übrigens wird sehr bald eine zweite Auflage erscheinen.

Behalten Sie mich in gutem Angedenken und sagen Sie Ihrer verehrungswürdigen Frau Gemahlin das Beste von Ihrem ergebenen Friedrich Nietzsche.

Nietzsche an Ritschl

Basel 26. Juni 72.

Verehrtester Herr Geheimrath,

von Herzen danke ich Ihnen für die Übersendung des schönen und stattlichen Catalogs,*) vornehmlich auch, weil Sie gütig genug waren, mich auf der Adresse als „Ehrenmitglied d. L. S."**) zu bezeichnen, ein Ausdruck, der mich an dem Tag, an dem Ihre Sendung eintraf, zum Lachen brachte, weil ich glaubte vielmehr als

*) Gedruckter Katalog der Bibliothek der studentischen societas philologa (Ritscheliana), den R. am 11. Juni an alle „Ehrenmitglieder" der Societät versandt hatte. Nur auf diese Zusendung kann sich die Aeußerung Nietzsches an Rohde (Br. II. S. 327 vom 19. Juni 72) beziehen: „Ritschl ist fabelhaft liebenswürdig und wohlgesinnt gegen mich".

**) d(er) L(eipziger) S(ocietät).

„Schandemitglied" angeredet werden zu müssen. Denn ich hatte mich eben in dem von Herrn Wilamowitz vorgehaltenen Spiegel beschaut und war mir der ganzen Scheußlichkeit meiner Physiognomie bewußt geworden.

Das geht nun seinen Lauf, und ich wüßte nicht, weshalb ich die Sache ernsthaft nehmen sollte — vorausgesetzt daß Sie und die wenigen Andern, die mich kennen, an mir noch nicht gerade verzweifeln. Den Berlinern habe ich aber jedenfalls einen Wuthschrei entlockt — das ist auch etwas. Denn nur so verstehe ich das Pamphlet: aus ihm redet weniger W. zu mir als andere „Höhergestellte".

Nun werden Sie inzwischen in gleicher Weise wie ich durch Wagner's offenen Brief an mich (Sonntagsbeil. der Norddeutschen Allg.*) überrascht und wie ich hoffe erfreut worden sein. Da giebt es in Berlin einen zweiten Wuthschrei. Das thut mir ganz wohl — denn das dortige freche Gesindel hasse ich und halte es für schädlich und verderblich in allen Fasern unsers Lebens und unserer Bildung.

Nun kommt aber das Dritte und Stärkste. Die ganze Perfidie, Verdrehungslust und Beschimpfungsfrechheit jenes W. hat ja nur den festen Glauben zum Hintergrund, daß kein Philologe vom Fache für meine Ansichten eintreten werde: man dachte mich gänzlich isolirt. Nun schreibt mir Freund Rohde, daß er eine Schrift unter den Händen habe, rein philologischer Natur, in der Form eines Sendschreibens an R. Wagner. Darin wird der juvenile Bursche auf ehrliche philologische Manier und zum warnenden Exempel abgethan**).

Nun habe ich eine Bitte an Sie, verehrtester Herr Geheimrath, und vertraue dabei auf Ihre Liebe zu mir. Ich möchte gern, daß die Rohde'sche Schrift (c. 40 Seiten — wie gesagt unter dem Titel eines Sendschreibens an R. W.) gerade bei Teubner erschiene und dadurch von vornherein auf den großen philologischen Markt gebracht würde. Das heißt — ich möchte nicht, daß wir wieder unsre Zuflucht zu einem Musikverleger (wie Fritzsch) nehmen müßten. Das große Aufsehn, das Rohde's Schrift hervorrufen wird, mag Teubner's den Muth zu diesem Verlage geben. — Wäre es Ihnen möglich, mich in diesem Wunsche etwas zu unterstützen? Eine gewisse Genugthuung vor den Leipzigern ist man mir ja schuldig; glauben Sie nicht auch, daß der von uns ausgehende Gegenschritt so stattlich und festlich wie möglich gethan werden müsse? —

Dies, wie gesagt, ist meine Bitte — sagen Sie mir Ja! oder Nein!, ich werde zufrieden sein. Denn ich gehöre in der ganzen Sache nicht zu den „Aufgeregten".

Meine Schwester ist bei mir. Sie hat mir viel von Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin erzählt, viel und doch noch lange nicht genug; Sie glauben gar nicht, wie sehr ich mich darüber freute, daß ich bei Ihnen und in Ihrem Hause noch ein so gutes und warmes Angedenken habe; denn wenn man solches „sonderbares

*) vom 23. Juni 1872 = Ges. Schr. IX. S. 298 ff.

**) Es ist die Schrift, die dann unter dem Titel: „Afterphilologie. Zur Beleuchtung des von dem Dr. phil. U. v. Wil.-Möll. herausgegebenen Pamphlets ‚Zukunftsphilologie!'" erschien.

Zeug" macht wie ich, fürchtet man alle Gunst und Liebe der Befreundetsten verscherzt zu haben. Das ist aber eine falsche Furcht, das weiß ich: denn gerade in jenen Momenten bewährt sich jene treue Liebe, deren immer auf das dankbarste eingedenk ist Ihr ergebenster Schüler Friedrich Nietzsche.

Ritschl an Nietzsche

Leipzig 2. 7. 72

Wie Sie aus anliegendem Brief der B. G. T(eubner) ersehen, lieber Herr Professor, ist diese Firma nicht geneigt, ohne Weiteres auf Ihren Wunsch einzugehen*). Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich in ihrer Weigerung zugleich die Abneigung erkenne, eine gegen die Philologie, in deren geschäftlicher Vertretung sie ihren wesentlichen Schwerpunkt hat, gerichtete Polemik zu unterstützen. Und so ist es auch mir nicht wohl möglich, in diesem Sinne ein Opfer von Teubners zu fordern.**)

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gewiß bin ich der Meinung, daß eine streng wissenschaftliche Zurückweisung des Wilamowitzschen Pamphlets das einzig Würdige sei. Aber es müßte ihr nicht .... der Charakter einer Feindschaft gegen die Philologie aufgedrückt werden. Wenigstens müssen Sie selbst einsehen, lieber Freund, daß ein alter Philolog wie ich ... dabei nicht Pathenstelle vertreten kann.

Wenn Sie und Ihre Freunde auf andern Wegen Ihr Heil finden, so werde ich für den Ernst und die Idealität Ihres Strebens immer die unparteiischste Anerkennung behalten; aber ich werde nie mit Ihnen darin übereinstimmen, daß nur Kunst und Philosophie die Lehrer der Menschheit seien; für mich gehört die Geschichte dazu und speziell der philologische Zweig derselben.

Es ließe sich darüber Vieles sagen und schreiben; aber zu einem wirklichen Verständniß würden wir vielleicht doch nur gelangen, wenn Sie sich einige Jahre zurückversetzen könnten. Und so lassen Sie uns auch so in persönlicher Würdigung und Zuneigung verbunden bleiben.

Treulich Ihr F. Ritschl.

Nietzsche an Ritschl

Basel, 12. August 72

Verehrter Herr Geheimrath,

hier schicke ich Ihnen die Fortsetzung meiner Abhandlung über das Certamen. Freilich möchte dieselbe c. 35 Druckseiten für sich in Anspruch nehmen; deshalb weiß ich nicht, ob ich auf einen baldigen Abdruck im Rhein. Mus. hoffen darf.***) Denn voraussichtlich ist der Platz für die nächsten Hefte schon vergeben.

---

*) Von diesem Brief der Firma erfährt man durch eine spätere Mitteilung Nietzsches an Rohde nur, daß er „kleinlich-kaufmännisch" gewesen sei und daß sich in ihm der Passus befand: „wir wetten zehn gegen eins, daß nicht hundert Exemplare verkauft werden."

**) Diese Worte haben das Mißverständnis Nietzsches veranlaßt, als sei Ritschl von „Sorge für die Teubnersche Philologie" erfüllt gewesen.

***) Die Abhandlung erschien im Rhein. Museum XXVIII S. 211—247.

Deshalb habe ich an folgende Möglichkeit gedacht. Wahrscheinlich geben Sie bald einmal wieder einen fasciculus der Acta heraus: für denselben würde Ihnen meine Abhandlung zu Diensten sein, falls Sie sie brauchen können. Nur möchte ich, in diesem Falle um Eins bitten. Im Rh. M. Bd. 25*) ist bereits ein kleiner Anfang der Abhandlung (c. 12 Seiten) abgedruckt, an den nun mein heute eingeschicktes Manuskript sich anschließt. Ich möchte nun sehr wünschen, daß, im besagten Falle, die ganze Abhandlung (d. h. 12+35 Seiten) in den Acta zusammen erschiene. Dann ist Text und Abhandlung Eigenthum der Acta.

Falls Sie, verehrter Herr Geheimrath, weder so, noch so meinem etwas länglichen Aufsatz zum baldigen Druck verhelfen können, so bitte ich um eine gefällige Rücksendung. In Form eines Programms ꝛc. werde ich ihn jedenfalls noch einmal los.

Für Ihre Bemühung bei Teubners sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank. Es thut mir leid, daß nichts daraus geworden ist; doch wird nun Rohde's Aufsatz bald genug erscheinen, und Sie sollen nun sehen, ob es auf einen „Kampf gegen die Philologie" oder gegen die „Geschichte" abgesehn ist: ich begreife nicht, woher die Teubners solche sonderbare Befürchtungen haben. Im Gegentheil: ich, als Philologe, wehre mich meiner Haut: mich will man nicht als Philologen gelten lassen; und deshalb vertritt Rohde mich, den Philologen. —

Im Herbst komme ich vielleicht einmal wieder nach Leipzig: dort hoffe ich Sie und Ihre verehrungswürdige Frau Gemahlin begrüßen zu können.

— Wissen Sie daß Romundt sich hier in Basel für Philosophie habilitirt? Wenn ich nun noch meinen Freund Rohde etwas mehr in der Nähe hätte, so wäre ich, nach der Seite der Freundschaft hin, in Basel wohl gebettet.**)

Mit den wärmsten Wünschen für Sie, verehrter Lehrer,

Ihr ergebenster Friedr. Nietzsche.

Ritschl an Nietzsche***) [Leipzig 19. November 1872†)]

(Visitenkarte)

Herzliche Grüße und zugleich aufrichtigste Glückwünsche dem tapfern Dioskuren-

*) S. 528—540.

**) In Erwiderung dieses Briefes schrieb Ritschl am 17. August eine Postkarte, sehr erfreut, daß N. wieder „in das alte vertraute sympathische Fahrwasser eingelenkt sei": s. Brief N's an Rohde vom 26. VIII 72 (S. 347); Biogr. II S. 86. Die Karte, von Nietzsche seinem Brief an Rohde beigelegt, war bis jetzt nicht wiederzufinden.

***) Diese Visitenkarte schrieb Ritschl nach Lektüre von Rohdes Schrift „Afterphilologie u. s. w.", von der er durch Nietzsche ein Exemplar zugesandt erhalten hatte (am 9. November). Schon am 15. Nov. schrieb er an O. Ribbeck: „Die Afterphilologie allerdings vortrefflich: beiden Betheiligten zu gratulieren."

†) Das Datum ist durch Ritschls Tagebuch sicher gestellt; bereits am 21. Nov.

paare zu der siegreichen Vernichtung frechsten .... Uebermuthes! Ceterum S. V. B. E. N. V.

V. F. Q. T. T.*) F. R.

Nietzsche an Ritschl

Basel, den 12. Januar 1876.

Nehmen Sie, hochverehrter Herr Geheimerath, die beiliegende kurze Abhandlung mit Wohlwollen auf! Ich habe ihrem Verfasser, Herrn Dr. Jakob Wackernagel, einem unserer trefflichsten Zöglinge, Muth zu der Hoffnung gemacht, daß er mit derselben vielleicht im Rheinischen Museum auftreten könnte**). Ich meine, es wächst in ihm ein tüchtiger Philologe auf und sicherlich hat er viel von den Tugenden seines Vaters geerbt.

Von mir möchte ich heute nichts sagen, da ich zuviel zu sagen hätte und mein Befinden gerade nicht gut genug ist,***), um mir dies augenblicklich zu erlauben. Nur glauben Sie ja, daß ich zu Ihnen und Ihrer verehrungswürdigen Frau Gemahlin stehe wie ehemals, in derselben Liebe und Dankbarkeit, auch wenn ich schweige.

Die Grüße meiner Schwester hinzufügend (welche seit August zu mir übergesiedelt ist und meinen Haushalt führt) bin ich, der ich war,

Ihr getreuer Dr. F. Nietzsche.

Ritschl an Nietzsche

Leipzig, 14. 1. 76.

(Postkarte.)

Ihren guten Wünschen und treuen Gesinnungen entsprechen in warmer Aufrichtigkeit die meinigen, die unsrigen. In solcher innern Verfassung also vorläufig wieder einmal ein Jahr weiter — gemeinschaftlich, wenn es sein kann und soll!

Nicanor—Herodian†) ist bereits besorgt und aufgehoben, soweit das nunmehr von mir abhängt. Ich freue mich der neuen, frischen Kraft, dergleichen wir brauchen.

Vale faveque T. T. F. R.

---

berichtet Nietzsche über das Eintreffen der Karte an Rohde (Br. II S. 371), der darauf Br. II S. 378 replizierte. Die Schlußworte in Nietzsches Brief S. 373 „Wir wollen schon, als Dioskuren, unsre Lebensrosse bändigen" enthalten also eine Anspielung auf das von Ritschl hier gebrauchte Bild.

*) Ceterum s(i) v(aletis) b(ene) e(st); n(os) v(alemus). V(ale) f(ave) q(ue). T(otus) t(uus). Das Letzte liebte Ritschl sehr bei Unterschriften zu verwenden.

**) Sie erschien wirklich noch in demselben Jahre im Rhein. Mus. XXXI, S. 432—39, unter dem Titel „Nikanor und Herodian".

***) Es war sogar sehr schlecht, denn am 25. Dez. hatte es nach N.'s eigenen Worten „einen förmlichen Zusammenbruch" gegeben, dessen Nachwirkungen noch am obigen Brieftag nicht behoben waren (Br. I, 3. Aufl., S. 363).

†) Nämlich Wackernagels Aufsatz über Beide.

Nietzsche an Frau Sophie Ritschl [Sorrent, Anfang 1877.]

Verehrteste Frau,

Nur andauernde Krankheit und das wirkliche Unvermögen Briefe zu schreiben, konnte der Grund sein, welcher mich abhielt, so lange Zeit abhielt, Ihnen mein tiefstes Mitgefühl*) zu erkennen zu geben; denn ich habe auf ein Jahr Basel verlassen**) und hier in Sorrent Genesung suchen müssen und fange eben erst an, die Gesundheit aus der Ferne zu sehen.

Wie oft ist die Gestalt des großen geliebten Lehrers an mir seit jener Trauerbotschaft vorübergeschwebt, wie oft verlief***) ich im Geiste jene nun schon so fernen Zeiten eines fast täglichen Zusammenseins mit ihm und erwog die zahllosen Beweise seiner wohlwollenden und wahrhaft hülfreichen Gesinnung. Ich bin glücklich, noch aus dem letzten Jahre ein kostbares Zeugniß seiner unveränderten Milde und Herzlichkeit für mich in einem Briefe†) zu besitzen und mir vorstellen zu dürfen, daß er, auch wo er mir nicht Recht geben konnte, mich doch vertrauensvoll gewähren ließ. Ich glaubte, daß er den Tag noch erleben würde, da ich ihm öffentlich den Dank und die Ehre geben könnte, so wie es längst mein Herz wünschte, und in einer Art, daß auch er vielleicht sich daran hätte freuen können.††) Heute trauere ich nun an seinem Grabe und muß, meiner üblen Gesundheit nachgebend, auch mein Todtenopfer noch auf eine unbestimmte Zukunft verschieben.

Was mit ihm, abgesehen von allem persönlichen Verluste überhaupt verloren gegangen ist, ob nicht in ihm der letzte große Philologe zu Grabe getragen wurde — das weiß ich nicht mit Sicherheit zu beantworten. Aber ob die Antwort so oder ganz anders ausfalle — daß in seinen Schülern eine unerhörte Fruchtbarkeit seiner Wissenschaft verbürgt sei —, jede Antwort fällt zu seiner Ehre aus: es ist ein gleich großer Ruhm, der letzte der Großen oder der Vater einer ganzen großen Periode zu heißen.

Empfangen Sie die wärmsten Wünsche eines Ihnen immerdar aufrichtig ergebenen und mit Ihnen trauernden Freundes. Ihr Friedrich Nietzsche.†††)

---

*) nach dem Tode R's. am 9. November 1876.

**) den 1. Oktober 1876. In Sorrent war er am 27. Oktober eingetroffen und blieb da bis 7. Mai 1877. (Anm. zu Br. I, 3. Aufl., S. 572.)

***) Wohl verschrieben für „durchlief".

†) Gemeint ist wohl die Postkarte vom 14. Januar 76.

††) Vielleicht in der unzeitgemäßen Betrachtung „Wir Philologen", die leider Entwurf geblieben ist und deren umfangreiche Vorarbeiten Werke X (2. Aufl.) S. 343—423 stehen. Im Winter 1876/77 hatte N. noch nicht den Gedanken aufgegeben den Cyklus der Unzeitgemäßen zu vollenden. Auch in dem oft geplanten „Griechenbuch" hätte sich vielleicht eine Gelegenheit gefunden Ritschl zu ehren.

†††) Der ganze Brief ist von N. eigenhändig geschrieben, obwohl man sieht, daß die Augen in Folge einer Atropinkur den Dienst nur unwillig leisteten.

Frau Sophie Ritschl an Nietzsche

Leipzig, 23. 3. 77.

Liebster Herr Professor,

Wenn mir schon Ihr warmer und verständnißvoller Brief das Herz bewegt hat, wie vielmehr hat mich noch Ihr entzückender zartsinniger Blumengruß in die schöne Zeit zurückgeleitet, in der Sie frisch und fröhlich, unser Haus in ungebrochner Kraft im Leben stand.

Seitdem ist bei Ihnen manche schwere Stunde eingekehrt und unserm Lebensbaum ist die Wurzel verdorrt und die Krone vom Blitz zersplittert.*)

Ihre Worte und Ihre Blumen haben mir aber gesagt, daß wir im Innern die Gleichgesinnten geblieben sind, und die Freude im Herzen edler Menschen zu leben, ist ja die letzte, die uns treu bleibt. Haben Sie darum wärmsten Dank, daß Sie mir diese Freude bereitet haben. Und Sie Junger, Vorwärtsstrebender, lassen Sie sich von den Lüften Sorrents, die diese herrlichen duftenden Blüten gezeitigt, wieder Gesundheit und Frohsinn zurückbringen.

In treuer Gesinnung Ihre S. Ritschl.

---

*) Das Doppelbild bezieht sich einerseits auf das Ableben Ritschls, andererseits auf das jähe, durch Diphtheritis-Erkrankung den 12. Januar 77 herbeigeführte Ende seines ältesten Enkels, Walter Wachsmuth, den Ritschl (und nicht bloß er) zärtlich liebte (Ribbeck, Ritschl II, S. 387 f.) und von dessen Entwicklung alle Ungewöhnliches erwarteten.

Drei Gedichte/ von Georg Hirschfeld

Meinem Bruder

Was wissen wir von Ewigkeiten,
Die ringsumher im Gottesacker
Der blühenden Welt geblendet schlafen?
Von all' den Blumen, die wir trafen?
Von all' den Liedern, die wir sangen,
Und Liebesworten, die erklangen
In hoher Nacht — was wissen wir?

Jenseits des Ruhmes, jenseits, Freunde,
Von Chronos' ew'ger Marmortafel,
Auf die sein Dichtergeist die Namen
Und Taten unsrer „Besten" schreibt,
Jenseits gekrönten Heldentums
Liegt auch ein lichtes Land des Ruhms.

Dort wohnt die Mutter — tausendfach
Als Trostgestalt, als Liebe einfach
Wie Sonnenlicht und Windeswehn.
Dort würdet ihr die Bräute sehn
Der Armen, Künstler ohne Namen
Und Kinder, die zum Tode kamen,
Bevor des Lebens Schuld geschehn.

Dort wohnst auch du, mein teurer Bruder,
Dort wohnst auch du, o Lichtgestalt,
Mit Lächeln rings des Daseins Wolken
Und deines Leidens Schwermut teilend,
Dem Tode wie im Spiel enteilend,
Bis du erlagst der Nachtgewalt.

Was wirktest du in tiefer Pein?
Den besten Ruhm: Ein Mensch zu sein.

Und seltsam greift es an die Seele,
Das Auge irrt vom Wege ab,
Ein Gott im Innern flüstert: Wähle!
Der Nachwelt Ruhm — des Bruders Grab.
Denn Beide, hab' ich nun erkannt,
Sind sich im Wesen tief verwandt,
Und alles, was die Könige erben,
Muß mit den Bettlern täglich sterben.

Leises Grüßen

Wie du das Leben bist in deiner Schöne
Und, wehmutvoll beschränkt, ein müder Engel,
Der einen Flügel schimmernd schleifen läßt
Auf unsrer Straße und in unserm Dasein.

Mir bist du mehr. Du bist das tiefe Rauschen
Der ewig rinnenden Vergänglichkeit —
Ein Sinnbild bist du kindlicher Natur,
Der Künstlerseele reiner Menschenadel
Mit Augensternen einer fernen Welt,
Mit Lippen, die den Bettler küssen möchten,
Weil sie ihn klagend deinesgleichen fühlen.
Denn du, auch du bist eine Bettlerin,
Wie ich ein Fremder, durch die Nacht gesendet,
Das Heil im Antlitz und den Tod im Herzen.
Ich folge dir, als folgt' ich meinem Stern.
Jenseits der Berge finden wir die Reinen,
Die uns erkennen, dich mit ihren Blicken
Und mich mit Fragen nicht zu quälen wissen —
Die meiner Seele Frau dich werden lassen,
Die deiner Seele Kind dir werden lassen
Und deinem Körper eine Ruhestatt
Auf unsrer Liebe reinem Blütenlager.

Vom Leben

Schwer lastet noch des Winters Hand
Auf der verschlaf'nen Erde,
Als schützte sie das junge Land
Vor Frühlingskraft und Werde.

Denn Frühlingsklang und Frühlingskleid
Sind harte Gottesgaben —
Sie blühen auf in Seligkeit,
Wo Mutter liegt begraben.

Wo Mutter liegt in Ahnenreihn,
Unendlich, unermessen —
Und soll es wieder Frühling sein,
Wird Winters Grab vergessen.

Der einsame Weg/ von Alfred Kerr

1

Präludium. Aus einem Bericht über Klein-Eyolf: „Nichts Gutes bleibt, keine sogenannte Liebe, keine Glücksmöglichkeit. Die holden Schleier sinken, und was lieblich erschien und verheißungsvoll, ist graue, kahle Selbstsucht. Der Mensch hat nichts so eigen wie sich selbst; nicht zwei Seelen in der weiten Welt gehören zueinander ..."

Aus dem Roman Cosmopolis von Paul Bourget. (Der Schriftsteller Julien Dorsenne steht vor einer jungen Dame; er hat eine Leidenschaft in ihr erweckt, so tief wie der Schriftsteller Sala in Johanna Wegrath): „... c'était plus vrai encore qu'il s'intéressait surtout à elle par une curiosité sans entraînement et contre laquelle il était déjà en réaction, par peur de renoncer à cette indépendence de passant intellectuel ... il eut peur de se sentir entraîné, malgré lui, dans l'atmosphère des passions complètes, exclusives et violentes, lui qui ne se complaisait qu'au monde indécis des nuances, des demi-bonheurs et des demi-malheurs, des émotions atténuées et artificielles". Der Epilogist des Werkes ruft: „Votre volupté d'intelligence? Mais cette volupté, c'est pour vous le seul motif, le but unique de votre existence ..." Julien gesteht, in seiner Generation werde Mißbrauch mit dem Geist getrieben, — „c'est la maladie d'un siècle trop cultivé ..." Die junge Dame tötet sich aus Liebe zu ihm; der Epilogist sagt über die Lebensgrundsätze des beschämten Helden: „Vous vouliez n'être qu'un spectateur de la pièce ... Ce n'est pas permis à l'homme, ce rôle-là".

2

Ich neige zu dem Glauben, daß die Großstadtdichter mehr sagen als die andren. Eine gesunde vaterländische Ästhetik neigt zum Gegenteil. Die Stadtdichter seien skeptisch, überfeinert, bleichsüchtig. Aber was soll man andres sein als skeptisch, wenn man sich nicht verstellt. Es kommt nur auf die Größe der Skepsis an.

Ich glaube, die Landdichter sind ärmer, denn die wesentlichen, die schwer erkannten Regungen haben sie nicht. Darum gröber: die feinsten malen sie nicht. Ich glaube, von zwei Dichtern, gleichbegabt an Kraft des Sehens und des Wiederschaffens, gleich an Macht des Gefühls und der inneren Herrlichkeit, ist der Stadtdichter von vornherein der Höhere, weil er auf einem entwickelteren Stern sitzt. Weil er (von unseren Anfängen meinetwegen weiter entfernt) eben dahin gedrungen ist, wohin kein primitives Wesen dringen kann, — sondern nur das letztentwickelte (und darum zerbrechlichste, bleichste; denn die Vorläufer siechen hin,

ehe die rotbackige Vielzahl den Besitz übernimmt, ihn schmerzlos einverleibt und in Gesundheit als neue Eigenschaft trägt). Was wir dem großen Landdichter Homer heut entgegensetzen könnten, um ihn zu schlagen, ist nicht das Naturweben bei Rousseau oder Goethe; oder im „Siegfried": darin war er eben so groß. Sondern wir schlügen ihn mit jedem kleinsten psychologischen Lümpchen aus einer großen Stadt. Mit jedem Französchen, das Seelenregungen malt, wovor der große Homer stände wie ein Hund vor dem Logarithmenbuch. Kurz, mit dem, was die Städter zuwegegebracht, die Überfeinerten, die Bleichsüchtigen, die Abwärtser. Der Schwindel ruht nur darin, daß sie eben die Aufwärtser sind.

Worin etwa liegt der Vorzug des Landdichters Gustav Frenssen? darin: daß er den Augenblick wundervoll festzuhalten weiß, Gesehenes köstlich nachschafft. Nicht in den Dingen, die er verkündet. Diese sind für die reifsten Menschen nicht (in den Städten), sondern für die gesunde Vielzahl, die in der Mitte des Heeres steckt und geschützt werden soll. Die Landmenschen erhalten das Menschengeschlecht, die Stadtmenschen steigern es, — möcht man sprechen. Es ist wahrhaftig kein so großer Ruhm, nur primitivere Gestalten (mit Erdgeruch) zu malen statt verfeinerter. Etwas zu geben, was der schlichten Tierheit näher kommt als den letzten uns bekannten Stufungen, Winkelregungen, Gefühlsunterarten.

Es ist kein so großer Ruhm. Der Unterschied beider Gattungen bleibt etwa so stark wie der Unterschied zwischen der plumperen Kraft Tolstois ... und der stahlfeinen Kraft Henrik Ibsens. Das Gigantenkaleidoskop der Stadt ergibt neue Kombinationsmöglichkeiten, darunter steigernde. Vielfältige Berührung der Zehntausende mit den Zehntausenden schafft feinere, höhere Spielarten, die in der Landeinsamkeit ungeboren bleiben. Die Bleichsüchtigen, Reflektierenden, Halben in der Dichtung sind Erweiterer der Kenntnis von der menschlichen Seele.

3

Schnitzler, nicht gesund und vaterländisch, hat immer dazu gehört. Doch er ist Großstadtdichter mit einem Spezialismus. Nur ein Abteilungschef sozusagen. Worin liegt seine Anziehung? Er gab nie ein selbständiges Ethos; nie war er verblüffend als Menschengestalter. Negativ: er vermied was stark unschön ist. Positiv: er gab ... wie soll ich sagen ... Reize. Aber was sind „Reize"? Nach der Wirkung gekennzeichnet: Dinge, bei deren Anblick die Betrachter rufen: „Ich möchte auch ..." Sie denken: Ich möchte auch ein süßes Mädel haben. Oder: ich möchte auch in so einer leisen Genießerwelt leben. Oder: ich möchte auch ein leichtsinnig-schwermütiger junger Mensch sein, von zwei Frauen geliebt. Oder: ich möchte auch in Bologna als Dichter hausen in einer Villa. Oder: ich möchte auch am Tode die Trauer so melancholisch auskosten (nicht an Darmverschlingung zappeln und brüllen). Oder: ich möchte auch als fünfundvierzigjähriger Mann eine Achtzehnjährige entkleiden. Oder: ich möchte auch hie und da einen Sohn in einer fremden Familie machen und davonziehen und in Schönheit dasselbe wieder tun und melancholisch sein und gewählt

und ein Liebling. Das alles sind Reize. Und Schnitzler zeichnet sie köstlich mit dem Silberstift, als ein Künstler von seltener Hand. Und zwischen diesen Reizen lugt (das ist das beste) Lebensnachdenkliches durch, den Menschen der großen Stadt wahrhaft angehende Dinge, und wenn Schnitzler keinen Abglanz der Ewigkeit gibt, so gibt er doch einen ernsten Schatten von der Pforte zu ihrem Eingang.

4

Dieses Stück nun ist der Herbst einer Jugend. Herbst eines Genießers, der traurig ist (im Grunde nicht, weil das Sündenleben ein Unrecht war, sondern weil es zu Ende geht). Dieses Stück ist der Aschermittwoch nach einem holden, eigentlich schon früher melancholischen Karneval. Katzenjammer der Seele; Entsagen; Alter; Schuldgefühl; Einsamkeit; sinkende Hüllen. Es ist der wiener Eyolf.

Heut, wo ich diese Worte niederschreibe, klingt Einiges nach. Es gibt etwas im Verhältnis dieses fünfundvierzigjährigen Mannes zu diesem blutjungen Mädchen, das restlos von einer schweigenden Herrlichkeit ist. Es ruht nur im Gegenüberstehen dieses sterbenden Auskosters ... und dieser Beginnenden. Im Gegenüberstehen dieser zwei Gestalten, ihrer Umschlingung und Abstoßung, — etwas, das mit der „Idee" des Stückes nichts zu tun hat. Wenn sie sagt: ich liebe dich; ich will es dir einmal gesagt haben; du sollst dich einmal erinnern, daß ich es gesagt habe: das klingt nach. Hier hört man das Rauschen — das Verrauschen. Diesem Sala ist die Gesamtheit des Lebens, sein Betrachten und Genießen der Gesamtbeziehungen mehr wert als ein einzelner Mensch darin. (Er hat ja recht!) Die Erinnerung mehr als irgend eine Gegenwart. Und weil zwischen beiden, der Beginnenden und dem Endenden, das eigentliche Leben normaler Menschen liegt, sind ihre Beziehungen so nachdenksam-inhaltsvoll. Wie ein Gleichnis für die Unerfüllbarkeit aller menschlichen Sehnsüchte. Er wird ihr mehr gewesen sein als später irgend ein anderer gewesen wäre. Und sie (er „gibt" sich ihr soweit, um sie zu seiner Frau machen zu wollen) sie würde ihm eines Tages mehr gewesen sein als viele andere. ... Doch von rechtswegen müßte Sala, als großer dilettante, nach ihrem Selbstmord sagen (sehr grob ausgedrückt): „Nun, das ist eine furchtbare, aber doch höchst nachdenkliche Wendung in meinem Leben; noch diese erschütternde Tragik hat ihre erschütternden Reize; ihr Tod, in meinem Teich, der nun doch ihr Bild festgehalten, wovon wir gestern sprachen, — in meinem Grauen liegt etwas, das sich erschauernd genießen läßt; ich werde noch einen letzten Genuß haben: nämlich meine Auflösung an Herzschwäche beobachten, ich werde die Annäherungen des Aufhörens kosten" (höchst grob ausgedrückt).

Statt dessen kommt etwas Schreckliches. Daß er nämlich am Schlusse, wenn die letzten Schleier gefallen, die Wahnbegriffe entkleidet sind, korrekt wird (ohne vom Dichter satirisiert zu sein, sondern vielleicht geschätzt) und daß er, dem Anscheine nach, einen geziemenden Selbstmord vollführt als einer, der sich nicht lumpen läßt: das ist schrecklich; schrecklich; schrecklich. Hier, wo er den Cylinderhut faßt,

ist das Groß-Menschliche in einer Geschmäcklersphäre versandet. Und heraus guckt: die Snob-Ausgabe vom späten Ibsen.

Aber was haben wir Besseres dieser Art in deutscher Sprache? Nichts; dies hier ist das Beste . . .

5

er zweite Held entdeckt einem Familiensohn, daß er sein Vater ist. Das bildet die zweite Handlung. (Beiläufig: es werden nicht die letzten Worte zwischen Vater und Sohn gesprochen: nur zureichende). Der Sohn weist ihn ab. Die Selbstlinge, die Auskoster des Lebens sind im Alter verlassen. Stephan von Sala ruft: „Und wenn uns ein Zug von Bacchanten begleitet — den Weg hinab gehen wir alle allein." Etwas Trauervolles dehnt sich über die Vorgänge. Eine Trauer, die nicht immer in der Zeiten Lauf gefeit sein wird gegen eine lächelnde Betrachtung. Heut ist sie es: kraft der besondren Süße dieses Dichters, den wir, die Zeitgenossen, lieben, vielleicht weil er in manchem Werk mit leiser Stimme etwas gesagt hat, das wir Jetzigen, nur wir Jetzigen, so in uns dämmern fühlten. Eine halbe Regung; ein gleitender Schatten (der vom „Anbeginn" der Welt bis zu ihrem „Ende" nur einmal so gleitet), ein verwehender Duft, ein Sekundentraum . . . Aber die Dinge selbst, die Tatsachen — sie allein schaffen Dauer. Und wenn der Hauch nicht mehr gefühlt wird, die Süße nicht mehr geschmeckt, der gleitende Schatten nicht mehr gesehn: dann werden die Kommenden vielleicht lachen — so wie wir Heutigen etwan auf Brummel mit herzhafter Barbarei sehn. Statt der Trauer über den einsamen Abstieg solcher Seelenschmecker wird aber dann noch gelten, was nicht traurig, nicht um der Geberde willen traurig ist und sich in den Worten ausdrücken läßt: „Sieh, die Sonne sinkt! Eh' sie sinkt, eh' mich Greisen ergreift im Moore Nebelduft, — Trunknen vom letzten Strahl reiß mich, ein Feuermeer mir im schäumenden Aug', mich geblendeten Taumelnden in der Hölle nächtliches Tor. Töne, Schwager, ins Horn, rassle den schallenden Trab, daß der Orkus vernehme: wir kommen."

Arthur Schnitzlers Fall wäre wohl einfacher, wenn er schlechter läge. Wenn das Stück nichts hätte, was über den Spezialismus emporsteigt. Hier aber steckt der Grund zu der Erregung, die es bewirkt. Es ist weniger eine Lebenssache . . . als eine Lebemannssache. Es ist weniger ein Weltbild . . . als ein Weltmannsbild. Es gibt weniger einen menschlichen Ausschnitt . . . als einen Ausschnitt aus Menschheitsgattungen. Zugleich aber ist es mehr als ein Weltmannsbild, mehr als eine Lebemannssache. Das verwickelt den Fall. Es zeigt allerhand ergriffen gefühlte Daseinsaspekten. Der Dichter sieht bei seinem Spezialismus ernst nach Innen. Er ist viel größer als in früheren Kunstspielereien; als in seinen gemeisterten Attrappen einer gewissen Epoche. Die Beatrice und dieses Schauspiel mit ihrem tiefen Sinn für etliche Beziehungen des Daseins (mag das Gebiet auch eng sein) diese zwei Stücke stehen in Deutschland doch ohne Mittelglied hinter den Lebensstücken von

Gerhart Hauptmann. Und wie die Beatrice zeigt dieses Schauspiel ein unerhört mißlungenes Profil; dessen Schiefheit noch rasch zu erweisen ist.

6

Zwei Sünder stehen links; sie sind einsam. Zwei Gute stehen rechts, — sie sind auch einsam. (Nämlich der gute Vater wird von Freund und Frau betrogen, von Tochter und Sohn verlassen; der andre Gute, der Hausarzt, wird nicht geliebt).

In dieser Architektonik ist die Schiefheit. Aller Anteil wird auf die zwei Sünder gedrängt; das Stück scheint um ihretwillen geschrieben; sie will der Dichter geißeln. (Geißeln! man fühlt, wie er sie liebt). Und plötzlich sagt er: nein, ich wollte die Einsamkeit aller Menschen darstellen. Aller? Man ist erstaunt.

Dann aber waren es wiederum doch nicht alle Menschen; sondern auf einmal gewisse Jahrgänge: heut wachse ein anderes Geschlecht heran. Zuerst findet man, das Stück sei ein Zwitter. Hier fragt man sich, ob es nur ein Zwitter ist.

Ach, die holde Klarheit der lateinischen Rassen fehlt. Nicht, daß der Daseinsnebel, die große wolkige Weltfülle bewußt in diesem Drama gespiegelt wäre. Sondern Schnitzler gibt eine technische Schiefheit; er gibt die schief gruppierten Verhältnisse; die unzusammenhängenden, doch unter einem Gesichtspunkt schlecht gemengten Verhältnisse. Gewiß, hinter diesem Fehler steckt ein gewisser Reichtum seines Besitzes: aber das Ordnen dieses Besitzes zeigt Abspannung. Zusammengefaßt: Der Dichter gibt nicht die Darstellung des Wirrsals, sondern das Wirrsal in der Darstellung. So ist es; nicht anders; oder ich will ein schlechter Kerl sein.

Die holde Klarheit der lateinischen Rassen. Was dankt Ibsen diesen Lehrmeistern! Ich rate dem Dichter des Einsamen Wegs, nicht Gefühlsformen von ihnen zu leihen, sondern diese Klarheit. Ich rat' es allen — auch der Kritik. Ich glaube nicht, daß Rationalismus Beschränktheit; daß scharfe Klärung Fühllosigkeit ist. Es bleibt um so vieles leichter, die Dinge nebelhaft auszudrücken. Und der blutigste Teil jeder Arbeit ist dieser: des letzten Herausarbeitens aus dem Chaos. Man stirbt daran — aber es schadet nichts. Jede Mystik, meine Lieben, ist Impotenz oder Schwindel. Wenn sie gefühlt ist, ist sie Impotenz. Tertium non datur; non datur; non datur. Bar bezahlen heißt herausgearbeitete Begriffe geben. Und nur in Deutschland, ja nur in Deutschland ist es ein Ruhm, Dinge allgemein-vieldeutig auszudrücken, sodaß man sich zehn andere dabei denken kann.

Für die Großstadtpoesie (für die heilige Großstadtpoesie) muß diese Klarheit zu erringen sein, obschon sie tiefer hineinführt in die verwickelten Seitengänge menschlicher Seelen und die heimlichsten Beziehungen der Lebenden untereinander.

Rundschau

Schmerzen

Am Ausgang des Paradieses steht der Engel mit dem Flammenschwert und schleudert der schuldigen Eva den Menschheitsfluch nach, daß sie solle mit Schmerzen Kinder gebären! Leider ist es dabei nicht geblieben und jedes Evakind, ob Mann oder Weib, hat teil an dieser düsteren Verheißung, trägt Wehen anderer und aller Art und will sich nur widerwillig schicken in den banalen Trost, daß es nun einmal so sein müsse!

Sind Schmerzen wirklich eine Notwendigkeit? Eine Buße für das vorlaute, uralte Menschengelüst, wie die Götter zu sein, wissend das Gute und das Böse? War ein Diesseits von Gut und Böse ohne Schmerzen — wird es ein Jenseits gleichfalls sein?

Als Männer des kühnen Denkens, des glücklichen Findens, des wagenden Mutes zum Versuch, mit den Dünsten des Vergessens (dem Chloroform) in der Hand der Natur gleichsam ein Schnippchen schlugen, hat es nicht an ernsten Priesterstimmen gefehlt, die es für offenbares Unrecht hielten zu erquicken, die da gebären will, und die aufrührerischen Sinne zu berücken dem, der da leiden soll. Unerhört! riefen sie, dem Gebot der Notwendigkeit des Schmerzes seine Opfer zu entziehen! Ein Eingriff in die sittliche Weltordnung! Unerhört! riefen die anderen, den Balsam des fühllosen Schlafes irgend Lebendigem vorzuenthalten! Ein Triumph des Wissens, eine Großtat der Menschheit! Und doch könnten Weise sagen: Liebet den Schmerz, er ist euer Lehrer, euer Wächter, euer Freund! Wie mahnt er zur Abwehr, wie rüttelt er auf, wie zwingt er zum Halt, zur tiefen Einkehr, zur Reue, zum Wandel! Wie Geißeln können Genien der Krankheiten daherschleichen und ihre Schatten sind Schmerz und Gefahr, meint der Theosoph und der Hygieniker sagt: Alles ist vermeidbar, so ihr sauber, reinlich und wachsam seid!

Was aber ist der Sinn des Schmerzes? Ist er wirklich, wie die Krankheit nach eines Meisters Wort: ein Ausdruck sozialer Ungerechtigkeit und Ungleichheit und eine Folge der falschverstandenen Kultur? Denn Schmerzen sind Zustände des kranken, des getroffenen, des bedrückten Lebens: sie fehlen, wo Gesundheit herrscht. Aber wie ist es mit der Krankheit? —

Der Entwicklungsgedanke ist der Traum eines erhabenen Genius! Ein bequemes Mittel, das Leben als eine Einheit zu demonstrieren, eine dankbare Methode, köstliche Funde zu machen, zu ordnen und zu klassifizieren im Reiche der Natur. Aber ist er mehr, als ein Versuch zu verstehen, wo ein Begreifen Menschen dennoch versagt ist? Ist er eine Wahrheit oder ein Lehrerkniff?

Folgen wir ihm getrost! Denn, wenn auch Zweifel mannigfach bestehen, wenn sich auch andere Möglichkeiten ihm vollwertig zur Seite stellen, er ist doch von allen Möglichkeiten die am klarsten ausgesprochene. Er gab dem Leben den beißersehnten Punkt des Archimedes, von dem aus ein Geheimnis aus den Angeln zu heben war. Und Goethe, Schiller haben ihn geahnt, Kant war er nicht fremd und die besten lebenden Geister sind in seinem Bann. Anpassung an den harmonischen Rhythmus des Daseins und Festhalten des zweckmäßig Erworbenen ist seine Formel. Die Natur des Menschen bedarf der symbolischen Formeln. Der Darwinismus ist eins ihrer besten Symbole.

Danach müßte Krankheit die Wirkung von Schädlichkeiten sein, für die der Mensch nicht oder noch nicht angepaßt ist. Und ihr Trabant, der Schmerz, wäre der Ausdruck eines Zusammenstoßes der Bewegungen der Organismen untereinander und mit der unorganisierten Materie. Hindurch! zur Gleichgewichtslage, in welcher sich das Organische einfügt in den Rhythmus alles Bewegten, ohne seinen oder anderen Bestand zu gefährden, das sei das biologische Programm der Menschheit!

Das bedeutet eine Menschheitshoffnung, deren Glut ihre Priester tagtäglich in die Werkstatt treibt, die ihnen zum Altar wird, zu helfen Jeder an kleinster Stelle, insgesamt ein Heer von Streitern im heiligen Geiste der Natur.

Der findet ein Mittel, mit holdem Schlaf die Nacht des Leidens zu überbrücken, jener eine Methode, den Schmerz an Ort und Stelle

aufzuheben und den Brandherd auszuschalten; der lehrt die Krankheit zu erkennen, ein anderer sie zu verhüten, ein dritter den Leib stark zu machen, sodaß ihr Anprall ohne Wirkung bleibt. Anpassen, ausweichen, umgehen, vorbeugen! Die Wissenschaft sei nicht geschmäht und ihre Jünger nicht, die so sichtbar am Werke sind, einst ihre Zunft überflüssig zu machen!

Vorposten sind es, die fallen im ersten Anprall mit dem Feinde: sie, die im Leide verwundet liegen und jammern. Nur ein Trost will sich dem Sehnsüchtigen auftun: wir leiden um der Menschheit willen. Jeder Dulder ist ein Christus, der für seine Brüder stöhnt. Durch! muß die Menschheit durch jedes Tor der Leiden, damit einst Formen und Kräfte erstehen, die jeden wandeln lassen mit verklärtem Leibe über himmlische Gefilde! Und doch! Welch quälender Zirkelschluß drängt sich wie ein schmerzender Keil in die hoffnungsfreudige Sehnsucht dieses trösilichen Menschheitstraumes!

Gewiß! Immer mehr Kräfte der Natur weiß der Mensch zu zähmen und in seinen Dienst zu stellen! Doch wie des wohltätigen Feuers Macht den prometheischen Bändiger bedroht mit Schmerz und Vernichtung, so wird jede neue technische Gabe zum Quell neuer Leiden und Gefahren. Fahrzeuge versinken, Bewegungskolosse prallen zerquetschend aufeinander, Luftfahrzeuge verpuffen in hilfloser Höhe und bringen unerhörten Sturz und neue Todesart.

Wer erkühnt sich, die Rechnung anzustellen, ob die Summe der Verluste durch die Kultur nicht die ihrer Segnungen um tausende von Menschenschicksalen überbietet? Wo einer ein Herr wird über eine Naturmacht, werden Ungezählte zu Sklaven und zu Opfern ihrer in einem Augenblick entfesselten Wut. Wer entscheidet, ob die Menschheit durch die Kultur mehr Gewinn als Verlust an Leben, Gesundheit, Glück auf ihr Konto zu setzen hat?

Zwar steigt in Völkern mit erkennbarer Vorwärtsbewegung die Gesundheitsstatistik merklich und der Geburtenüberschuß, während die Sterbeziffer abnimmt und das Lebensalter sich erhöht, aber warum gehen Rassen zu Grunde und degenerieren Nationen mit allen Symptomen zunehmenden Unglücks?

Wann wird aus dem Kampf aller gegen alle ein Kampf aller für alle geworden sein?

Ist es nicht ein schlimmer Gedanke, daß das Leben nur bestehen kann, indem es Lebendiges unter Schmerzen vernichtet? Denn auch die Pflanzen, von denen allein wir leben könnten, waren lebendig, und was lebendig war, wird wohl auch eine Seele gehabt haben!

In diesem Kreislauf aber liegt eine erhabene Einheit: wenn das vernichtete Leben fähig ist, Leben zu erhalten, so ist es ja unsterblich.

Karl Ludwig Schleich.

Thiers und Bismarck

Aus dem Nachlaß von Thiers ist eine lange erwartete Publikation erschienen, mit der sich die öffentliche Meinung, die durch den russisch-japanischen Krieg zu stark beschäftigt ist, nicht nach Gebühr beschäftigt hat. Allerdings ist der Historiker des ersten Kaiserreiches, der dem zweiten jahrzehntelang Opposition machte, um schließlich nach der Katastrophe Napoleon III. als Staatsoberhaupt zu folgen, nicht dazu gekommen, wirkliche Memoiren zu schreiben, er hat nur knappe Aufzeichnungen hinterlassen, die sich auf seine diplomatische Tätigkeit während des Krieges beziehen, zuerst die bekannte Reise, die ihn an die Höfe der neutralen Staaten führte, dann die Verhandlungen mit Bismarck in Versailles, in denen die Friedenspräliminarien festgesetzt wurden. Der letzte umfangreichere Teil dieser Notes et Souvenirs (Paris Calmann-Levy) gilt den drei Jahren seiner Präsidentschaft, da er nach der blutigen Niederwerfung der Kommune an der Spitze aller gemäßigten bürgerlichen Parteien sich vor die Aufgabe gestellt sah, die Ordnung wieder herzustellen, den öffentlichen Kredit zu heben, die Armee zu reorganisieren und das französische Territorium von den Okkupationstruppen zu befreien, was ihm bekanntlich wider Erwarten schnell gelungen ist.

Das Buch beginnt mit der Fahrt nach Wien, wo der französische Unterhändler den Grafen Beust für eine bewaffnete Intervention zu gewinnen sucht, einen der unruhigsten und unfähigsten Diplomaten seiner Zeit, der immer noch genug Prestige hatte, um dem von ihm mißgeleiteten Sachsen durch Österreich abgewonnen zu werden. Thiers, der sich sonst in diesen flüchtigen Aufzeichnungen wenig

Zeit zu Porträtskizzen läßt, schildert ihn als einen echten Diplomaten alten Schlages, einen stattlichen Erscheinungen von präsentablem Aeußeren, der immer lächelt, immer seine, geistreiche Worte findet und das, was er sagt, am wenigsten zu glauben scheint. Immerhin hatte Beust trotz seinem Hasse gegen Bismarck, trotz der Stumpfheit des Instinkts, die eine jeder diplomatischen Karriere gibt, doch die Stimmung der Deutschen Österreichs richtig verstanden, die die siegreiche deutsche Armee mit nationalem Stolze begleitete. So wenig wie bei Beust erreichte Thiers in Petersburg bei Gortschakow, der sich um so liebenswürdiger gegen den Franzosen benahm, da er ihm bei den bindenden Abmachungen mit Preußen nichts als Worte zu geben hat, die allerdings genau verzeichnet werden, weil sie fast ebenso viel Komplimente für den in dieser Beziehung noch unempfindlichen Staatsmann enthalten. Als einzige Ausbeute dieser Reise brachte Thiers eine Note des russischen Kaisers an König Wilhelm heim, in der für ihn nach einer persönlichen Empfehlung um freies Geleit nach Paris gebeten wurde, damit er sich mit der Regierung in Verbindung setzen könne.

Sobald Bismarck in diesen Erinnerungen auftritt, gewinnen sie mehr Stoff und Leben, ganz unwillkürlich durch den Anhauch seiner Persönlichkeit, wenn diese sich auch in ihrer germanischen Erdhaftigkeit dem Fassungsvermögen des französischen Urbourgeois und Halbliberalen zu entziehen scheint. Die erste Begegnung war geeignet, Thiers einen heilsamen Schreck einzujagen. Da er durch das deutsche Hauptquartier in Versailles eskortiert wird, fühlt er sich zu einem kurzen Besuch bei Bismarck verpflichtet, der ihn mit der Nachricht von der bevorstehenden Kapitulation von Metz empfängt und mit der kategorischen Erklärung: „Ich kann nur mit Ihnen sprechen, um Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen nichts zu sagen habe.“

Als Thiers aus Paris mit bestimmten Aufträgen zurückkehrt, wird er von dem Kanzler mit einer liebenswürdigen empfangen, die, wie er meint, die Schroffheit der ersten Begegnung vergessen machen soll. Ihn bezaubert Bismarcks Zuvorkommenheit, der sich sofort verbindlich macht, Madame Thiers über die glücklichen Aussichten ihres Gatten durch General von der Tann beruhigen zu lassen. Um so weniger entgegenkommend zeigt er sich in der Verhandlungen über den Waffenstillstand und Proviantierung mit einer Unterstützung Napoleons, der man immerhin noch an die Spitze von zwei bis dreihunderttausend Kriegsgefangenen stellen könnte, und mit dem würde dann leichter zu verhandeln sein als mit einer Regierung, die nicht verbunden ist. Nach einigen Tagen nimmt er diese Drohung als eine nicht ganz ernsthafte Phantasie zurück mit der Bemerkung, daß er als Franzose in den Bombons hätte werden müssen. Dabei hat er einen Brief in der Hand, den er von Bismarck vor Orleans empfangen hatte, jedenfalls um ihn an einen der Prätendenten zu befördern. „Er war so froh,“ schreibt Thiers, „mir ihn zu leihen, aber er bat den Brief offen und der Fürst von Bismarck mein Freund war, um er mir an, ihn zu lesen.“ Ein Anerbieten, das auch Thiers im Namen seines Staates ablehnte.

Bei der Frage Elsaß-Lothringen erhebt sich eine Debatte, in der die beiden sich gegenseitig den Länderraub ihrer Kronen vorwerfen, und nach diesem ergebnislosen Disput bringt Thiers den Entwurf eines Waffenstillstandes, der auf die Wünsche der neutralen Mächte Bezug nimmt. Bei dem Wort „Neutrale Mächte“ erhebt sich Bismarck mit einem Ausbruch, als ob er sagen wollte, daß es etwas überhaupt nicht existiert, und Thiers weicht vor dieser starken Ablehnung allerdings mehr ohne Protest zurück. „Ich werde diese Worte streichen, aber die neutralen Mächte werden nichtsdestoweniger existieren und ebenso wenig aufhören, in Europa zu zählen.“ Bismarck schenkt sich die Antwort.

Durch den Ausbruch des Kommunenaufstandes werden die Verhandlungen unterbrochen, während die beiden Staatsmänner Zeit zum Plaudern erübrigen. Bismarck läßt sich in großen Offenheit gehen, und seine Aufgabe, die sich in seinen ganze verpflichtenden Memoiren noch schärfer wiederholen, schmeichelt auch durch das Medium des Thiersschen Berichts durchaus nach der Seite seines besonders in Versailles sorgsam gepflegten Temperaments. Die Schwierigkeiten, die ihm der König dann Krone bereiten, kommentiert ihn mit der zähen Widerstand, der er seinen Plan, bei der Einzug des Nikolsburger Friedens gefunden hatte.

„Ihm verdanke ich meinen leidenden Zu-

stand," sagte er, „eines Tages, als er mich in meinem Zimmer aufsuchte, brachte er mich so auf, daß ich von meinem Bett aufstand und mich in mein Toilettenkabinett einschloß, das ich mich zu verlassen weigerte, bis er fortgegangen war." In seinem Familienarchiv habe er den ersten Entwurf zu dem Friedensvertrag aufbewahrt, der einen Vermerk von des Königs eigener Hand trug: „Ich unterzeichne besiegt durch die Gewalt, die mir mein erster Minister antut." Und man hört einen Vorklang von dem Grollen Bismarcks gegen die undankbaren Hohenzollern nach seiner Entlassung, wenn er kategorisch erklärt: „Die Monarchie macht republikanisch." An diesem Tage taucht auch zum ersten Male die Forderung der Kriegskostenentschädigung auf, die von Bismarck sehr merkwürdig formuliert wird. „Ihr habt uns viel Geld gekostet, wir werden dafür zwei Budgets verlangen." „Zwei Budgets?" fragt Thiers, „was verstehen Sie darunter, Sie meinen doch wohl zwei preußische." „Nein, zwei französische Budgets!" erwidert Bismarck, dem der Franzose ein Impossible, jamais entgegensetzt. Das französische Budget betrug damals zwei Milliarden und, wie bekannt, hat Bismarck mit der Dauer des Krieges diese Forderung auf sechs Milliarden Franks erhöht.

Am 21. Februar 1871 beginnen die Friedenspräliminarien. Wiederum wird Thiers mit großer Liebenswürdigkeit empfangen und mit gewählten Komplimenten, allerdings in einem wenig luxuriösen Raum, in dem zwei in Flaschen gesteckte Lichte die Kandelaber vorstellen. An die Vorgänge von 1866 in Böhmen erinnernd beklagt sich Bismarck, daß er nicht so unumschränkter Herr sei, wie es aussehe, aber es scheint, daß er das System befolgt, den Willen des Königs, die Ansichten der Militärs oder die Gebote der Volksstimmung vorzuschieben, wenn er den Wünschen des immer mit Auszeichnung und auch meist mit Rücksicht behandelten Franzosen nicht entgegenkommen kann. Doch er übertreibt kaum mit der Bemerkung, daß die öffentliche Meinung ihn beschuldigt, die Schlachten zu verlieren, die Moltke gewonnen habe.

Um den Einzug der deutschen Truppen in Paris zu verhindern, warnt Thiers vor der unabsehbaren Katastrophe, die das beleidigte Nationalgefühl der Pariser Bevölkerung herbeiführen könnte, worauf Bismarck ihm die entsprechenden Imponderabilien auf deutscher Seite klar macht. „Aber Sie wollen sich nie auf unseren Standpunkt stellen. Wenn Sie mit der Würde des Volkes von Paris rechnen müssen, dann habe ich mit dem Ruhme der preußischen Armee zu rechnen und vor allem zu verhüten, was Eure Zeitungen täglich behaupten, daß diese Armee bis zu den Toren von Paris gedrungen sei, ohne es gewagt zu haben, dort einzutreten." Bismarck konnte umso weniger auf den Einzug der Truppen verzichten, als man König Wilhelm vor einem Attentat gewarnt hatte, dem seine Offizierehre nun nicht mehr erlaubte, vor der Gefahr umzukehren. Während einer Unterredung mit dem Monarchen selbst fand Thiers dieselben Gründe des Widerstandes; der König wollte seine tapferen Truppen nicht um den verdienten Ehrentag bringen. Bei dem Kronprinzen, den er aufsuchte, glaubte er einige Hoffnung zu finden, aber es war nur seine persönliche Verbindlichkeit und Herzlichkeit, die ihn täuschte. Nach dieser Ablehnung markted Thiers um so zäher um die realen Opfer, die der Krieg von Frankreich fordert, und er rechnet es seinem Verdienst an, wenn Belfort von der Annexion ausgenommen wird.

Einer der stürmischsten Tage war der 24. Februar, der auch dem schweizerischen Gesandten, Herrn Kern, ein Bismarcksches Gewitter zuzog. Dieser hatte sich von Thiers bestimmen lassen, zu Frankreichs Gunsten bei dem Kanzler ein Wort einzulegen, das nicht gerade mit Sanftmut angehört wurde. „Was treiben Sie hier?" herrschte ihn Bismarck an, „worin mischen Sie sich? Das ist eine Frage, die zwischen Frankreich und uns allein erledigt werden muß, und Ihr, die Neutralen, habt da nicht drein zu reden. Wir haben unsere Bedingungen genannt, sie sind unwiderruflich gestellt, und wir werden sie nicht ändern. Wenn man sie nicht annimmt, wird der Krieg wieder anfangen." Man hört den echten Bismarckschen Ton auch aus der Wiedergabe der Thiersschen Berichte immer heraus, und es ist nur bedauerlich, daß der französische Staatsmann sich in der Hauptsache darauf beschränkt hat, den sachlichen Verlauf seiner Unterhandlungen aufzuzeichnen, ohne die Fülle der persönlichen Eindrücke wiederzugeben, die er von dem bewunderten Gegner in Versailles empfing. E—r.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Der Ölzweig/ von Maurice Maeterlinck

Vergessen wir nicht, daß wir in einer fruchtbaren und ausschlaggebenden Zeit leben. Wahrscheinlich werden unsere Nachkommen uns um die Morgenröte, die wir unbewußt durchschreiten, ganz so beneiden, wie wir die Zeitgenossen des Perikles, des schönsten altrömischen Ruhms und einiger Stunden der italienischen Renaissance beneiden. Der glänzende Staub, der die großen Gebärden der Menschen umkleidet, leuchtet nur in der Erinnerung, aber die, welche ihn aufwirbeln und einatmen, blendet er; er verbirgt ihnen die Richtung des Weges, ja den Gedanken, die Notwendigkeit oder den Instinkt, der sie leitet.

Es ist wichtig, sich darüber klar zu werden. Das Gewebe des täglichen Lebens bleibt sich fast in allen Jahrhunderten gleich, wo das menschliche Leben eine gewisse Mühelosigkeit erreicht hat. Wenn aber die Oberfläche dieses Gewebes, die von den glücklichen oder unglücklichen Ereignissen eingenommen wird, merklich die gleiche bleibt, so wird es doch heller oder dunkler nach dem Grad seiner Durchsichtigkeit, je nach dem leitenden Gedanken des Geschlechtes, von dem es gewirkt wird. Und dieser Gedanke, welches auch seine Gestalt oder Verkleidung sei, läuft in letzter Linie immer auf eine gewisse Weltauffassung heraus. Die äußeren Glücks- oder Unglücksfälle des Einzelnen oder der Gesamtheit sind nur von vorübergehendem Einfluß auf das Glück oder Unglück der Menschen, solange ihre allgemeinen Gedanken über die Gottheit, das Unendliche, das Unbewußte, den Welthaushalt, die ihre Erleuchtung und Nahrung sind, nicht dadurch berührt werden. Hier und nicht in den Kriegen oder sozialen Wirren liegt die Antwort auf die Frage, ob ein Geschlecht in Licht oder Finsternis, in Trübsal oder Freude gelebt hat; hier finden wir den Schlüssel dafür, warum manches Volk trotz vieler Schicksalsschläge zahllose Zeugnisse der Schönheit und Heiterkeit hinterließ, während manches andre, das die Natur mit Glücksgütern gesegnet hat, oder das oft siegreich war, uns nur Denkmäler eines finsteren oder verängstigten Daseins vermacht hat.

Wir verlassen — um nur von den drei oder vier letzten Jahrhunderten der gegenwärtigen Kultur zu reden — jetzt die große religiöse Epoche, in der das menschliche Leben trotz aller Jenseitshoffnungen einen ziemlich düsteren und bedrohlichen Hintergrund hatte. Allerdings rückte dieser Hintergrund mehr und mehr in die Ferne und die tausend kleinen veränderlichen und verschiedenfarbigen Vorhänge der Kunst und Metaphysik schoben sich ziemlich ungehindert zwischen seine verblichenen Falten und die letzten Menschen. Man vergaß fast, daß er vorhanden war. Er trat nur in den Stunden der großen Spaltungen wieder in die Erscheinung. Trotzdem war er immanent vorhanden; er gab der Luft und Landschaft eine gleichmäßige Färbung und dem Leben eine verworrene Bedeutung, durch die den allzu drängenden Fragen eine vorläufige Geduld auferlegt wurde.

Heutzutage hängt dieser Hintergrund in Fetzen. Was wird an seinen Platz treten und dem Horizont eine sichtbare Gestalt, eine neue Bedeutung verleihen?

Der illusorische Mittelpunkt, um den sich die Menschheit zu bewegen wähnte, ist plötzlich verschwunden, und die ungeheure Fläche, welche die Menschen trägt, hat noch einige Zeit in unserer erregten Einbildungskraft nachgezittert, um dann ruhig ihre Drehung um den wirklichen Mittelpunkt fortzusetzen, der sie immer in der Schwebe gehalten hat. Nichts hat sich geändert, als eines jener unerklärten Worte, mit denen wir die unverstandenen Dinge belegen. Bisher wähnten wir, der Mittelpunkt der Welt bestände aus geistigen Kräften; heute sind wir davon durchdrungen, daß er sich aus rein materiellen Energieen zusammensetzt. Wir schmeicheln uns, eine große Revolution im Königreich der Wahrheit vollzogen zu haben. Aber in Wahrheit fand in der Republik unserer Unwissenheit nur eine Vertauschung von Beiwörtern statt, ein Staatsstreich mit Worten; denn die Ausdrücke „Geist" und „Materie" sind nur die vertauschbaren Attribute der gleichen unbekannten Größe.

Aber wenn diese Beiwörter auch an sich nur einen literarischen Wert haben sollten, da sie beide wahrscheinlich ungenau gefaßt sind und die Wirklichkeit nicht besser versinnbildlichen, als die Beiwörter „Atlantischer" oder „Stiller" Ozean diesen Ozean selbst wiedergeben, so haben sie doch, je nachdem man sich ausschließlich zu dem ersten oder zu dem zweiten bekennt, einen eigentümlichen Einfluß auf unsere Zukunft, unsere Moral und folglich auch auf unser Glück. Wir irren um die Wahrheit herum, ohne einen anderen Führer als die Hypothesen, die gleich Fackeln ein paar luftige, aber magische Worte erleuchten; und diese Worte werden für uns bald zu lebendigen Wesenheiten und zu geistigen Leitern unserer körperlichen, geistigen und moralischen Handlungen. Wenn wir glauben, der Geist lenke das Weltall, so konzentrieren sich alle unsre Nachforschungen und Hoffnungen auf unsren eignen Geist oder vielmehr auf seine Gabe, Worte und Vorstellungen zu bilden, und wir huldigen der Theologie und Metaphysik. Sind wir hingegen überzeugt, daß des Rätsels

Lösung in der Materie zu suchen ist, so streben wir ausschließlich danach, sie zu befragen, und haben nur noch zu den experimentellen Wissenschaften Zutrauen. Inzwischen geht uns die Einsicht auf, daß Materialismus und Spiritualismus nur zwei entgegengesetzte, aber identische Ausdrücke sind für unsere Angst und Ohnmacht, zu verstehen. Nichtsdestoweniger führt uns jede dieser beiden Methoden in eine Moralwelt, die einem ganz anderen Planeten anzugehören scheint.

Aber lassen wir die Folgen aus dem Spiel. Der große Vorzug der spiritualistischen Welterklärung ist der, daß sie unserm Leben eine Moral, ein Ziel und einen Sinn leiht, die zwar imaginär sind, aber weit höher stehen als die, welche uns unsere ungebändigten Instinkte anraten. Der mehr oder weniger ungläubige Spiritualismus unserer Tage erborgt sich sein Licht noch vom Widerschein dieses Vorzuges und erhält einen tiefen, aber freilich recht gehaltlosen Glauben an die schließliche Suprematie und den unbestimmten Sieg des Geistes wach.

Die andere Welterklärung dagegen bietet uns keine über den Instinkt erhabene Moral, kein Ideal, kein Ziel außer uns und keinen anderen Horizont als das leere Nichts. Oder vielmehr, wenn sich eine Moral ableiten läßt aus der einzigen synthetischen Theorie, die hervorgegangen ist aus den zahllosen Bruchstücken der Experimentalforschung, deren imposante, aber stumme Masse das Ergebnis unserer wissenschaftlichen Eroberungen bildet, nämlich aus der Entwicklungslehre, so wäre dies die furchtbare und ungeheuerliche Moral der Natur, d. h. die Anpassung der Art an das Milieu, der Sieg des Stärkeren und all die notwendigen Verbrechen des Kampfes ums Dasein. Nun aber würde diese Moral, die in Erwartung einer anderen Gewißheit die wesentlichste Moral alles Erdenlebens zu sein scheint, denn sie beseelt die Handlungen der veränderlichen und vergänglichen Menschen ebenso, wie die langsamen Bewegungen der unsterblichen Kristalle, — diese Moral würde der Menschheit sofort verhängnisvoll werden, wenn sie bis zum Äußersten befolgt würde. Alle Religionen und Philosophien, die Ratschläge der Götter und Weisen haben kein andres Ziel gehabt, als das eine: diesem allzu glühenden Dunstkreis, der, wenn er rein und unvermischt wäre, wahrscheinlich die Auflösung unserer Art zur Folge hätte, Bestandteile beizumischen, die seine Giftigkeit abschwächen. Es waren dies namentlich der Glaube an gerechte und furchtbare Götter, die Hoffnung auf ewigen Lohn und die Furcht vor ewigen Strafen. Dazu kamen die neutralen Stoffe und die Gegengifte, denen die Natur mit recht seltsamer Voraussicht einen Platz in unserem eignen Herzen vorbehalten hat, ich meine die Güte, das Mitleid, den Rechtssinn.

Derart ist dieses unduldsame, nichts andres zulassende Milieu, das für uns das natürliche und normale sein sollte, nie rein gewesen und wird es vermutlich auch nie sein. Jedenfalls gewährt sein gegenwärtiger Zustand einen seltsamen und beachtenswerten Anblick. Es gährt und brodelt, es schlägt sich nieder wie eine Flüssigkeit, in die der Zufall einige Tropfen eines unbekannten Reagens fallen

ließ. Die Prinzipien der Religion, die ihm die Wage hielten, verdampfen und verflüchtigen sich allmählich nach oben hin, während sie sich nach unten zu einer dicken und trägen Masse verdichten. Aber in dem Maße, wie sie verschwinden, gewinnen die rein menschlichen Gegengifte an Einfluß, wiewohl sie durch den Ausscheidungsprozeß der rein religiösen Elemente stark oxydiert sind, und zeigen das Bestreben, die Mischung aufrecht zu erhalten, durch die, dank einer dunklen Vorsehung, unsere menschliche Art geläutert wird. In Erwartung von Hilfskräften, die sich noch in Geheimnis hüllen, behaupten sie das Feld, das die verflüchtigten Kräfte verließen.

Ist es nicht vor allem erstaunlich, daß trotz der Abschwächung des religiösen Empfindens und dem Einfluß, den diese auf die menschliche Vernunft haben müßte, da die Vernunft ja nun kein übernatürliches Interesse mehr hat, Gutes zu tun, und das natürliche Interesse, es doch zu tun, sehr anfechtbar ist, — ist es da nicht erstaunlich, daß die Summe der Gerechtigkeit und Güte und der Wert des öffentlichen Gewissens keineswegs geringe geworden sind, sondern vielmehr unstreitig sich gehoben haben? Ich sage unstreitig, obgleich es außer Zweifel ist, daß man es bestreiten wird. Um das zu beweisen, müßte man die ganze Weltgeschichte durchgehen, oder wenigstens die der letzten Jahrhunderte, müßte die Lage der Unglücklichen von früher mit derjenigen der Unglücklichen von heute vergleichen und die Summe der einstigen Ungerechtigkeiten neben die derer von heute setzen, den Zustand des Sklaven, des Leibeigenen, des Bauern und Handwerkers alter Regierungsformen dem unseres Arbeiters gegenüberstellen, man müßte die Gleichgültigkeit und Bewußtlosigkeit, die starre und harte Ruhe der Besitzenden von ehedem an dem Mitgefühl, der vorwurfsvollen Unruhe und dem Zögern der heutigen Besitzenden messen. Dies alles würde sehr lange Einzelstudien erfordern, aber ich glaube, daß ein aufrichtiger Geist ohne Mühe zugeben wird, daß es heute nicht nur in den menschlichen Wünschen, wo es erwiesen scheint, sondern auch in der Wirklichkeit, — trotz alles wirklichen und zahllosen Unglücks, — ein wenig mehr Gerechtigkeit, Solidaritätsgefühl, Sympathie und Hoffnungen auf Erden gibt ...

Welcher neuen Religion, welchen neuen Gedanken und Elementen soll man diese Verbesserung unseres moralischen Dunstkreises zuschreiben, die doch aller Logik zuwiderläuft? Es ist schwer, hierüber etwas Bestimmtes zu sagen; denn wenn es auch feststeht, daß diese Kräfte sehr merklich zu wirken beginnen, so sind sie doch noch zu neu, zu gestaltlos und zu wenig festgestellt, um bewertet werden zu können.

Versuchen wir trotzdem, einige Anzeichen klarzulegen, und stellen wir zuvörderst fest, daß unsere Weltanschauung sich von Grund aus und sehr merklich verändert hat, und namentlich, daß sie das Bestreben zeigt, sich immer schneller umzuwandeln. Ohne daß man sich dessen bewußt wird, verändert sich durch jede der so zahlreichen wissenschaftlichen Entdeckungen, — sei es in der Geschichte, der Anthropologie, Erdkunde, Geologie,

Medizin, Physik, Chemie oder Astronomie usw. — unser gewohnter moralischer Dunstkreis und ein wesentlich neuer Zug tritt zu dem Bilde hinzu, das wir noch nicht deutlich erkennen, aber das uns überragt, das den ganzen Horizont einnimmt und dessen ungeheure Größe wir ahnen. Seine Züge sind unzusammenhängend wie bei nächtlichen Illuminationen. Ein Giebel, eine Säulenreihe, eine Kuppel, ein Portikus erscheinen vereinzelt und plötzlich am Himmel. Man weiß nicht, was sie bedeuten und wozu sie gehören. Sie hängen widersinnig im unbeweglichen Äther; es sind unbeständige Träume am ruhigen Firmament. Doch mit einem Mal schießt eine kleine Lichtschlange in das Blau hinauf und verknüpft für eines Blickes Frist die Kuppel mit den Säulen, den Portikus mit dem Giebel, und das Bauwerk steht unerwartet da, als hätte es die Maske der Finsternis abgeworfen, und man versteht seinen Zusammenhang trotz der Nacht.

Diese kleine Lichtschlange, diese ausschlaggebende Bogenlinie, dieser allgemeine, ergänzende Feuerstrich fehlt noch in der Nacht unseres Verstandes. Aber man fühlt, er ist da, er ist vorhanden, mit Schatten in die Finsternis gezeichnet, und ein Nichts, ein Funke aus ich weiß nicht welcher Wissenschaft, genügt, um ihn zu entflammen und unseren grenzenlosen Vorahnungen und zerstreuten Kenntnissen die sich ins unerkennbare Nichts zu verlieren schienen, einen untrüglichen und bestimmten Sinn zu verleihen.

Einstweilen bevölkert sich dieses Nichts, — das Ruhelager unserer Unwissenheit, — das nach Verschwinden der religiösen Vorstellungen so grausig leer schien, allgemach mit unbestimmten, aber riesenhaften Gestalten; und jedesmal, wenn sich eine dieser Gestalten neu erhebt, erweitert sich der unermeßliche Raum, in dem sie sich bewegt, in ebenfalls unermeßlichen Verhältnissen, denn die Grenzen des Unermeßlichen verschieben sich in unserer Einbildungskraft unaufhörlich. Gewiß waren die Götter einiger positiver Religionen sehr groß. So war der christliche und jüdische Gott unermeßlich und Begriff aller Dinge in sich; seine ersten Attribute waren Ewigkeit und Unendlichkeit. Aber das Unendliche ist ein abstrakter und finsterer Begriff und gewinnt nur dadurch Leben und Klarheit, daß man seine Grenzen mehr und mehr ins Endliche rückt. Es setzt einen gestaltlosen Raum voraus, von dem wir einen Begriff nur durch einige Erscheinungen gewinnen können, die in immer größerer Entfernung vom Mittelpunkt unserer Vorstellungskraft stattfinden. Von Wirkung ist es nur durch die Vielheit der Gesichter des Unbekannten, die es uns in seinen Tiefen offenbart und die sozusagen faßbar und real sind. Begreiflich und fühlbar wird es uns, wenn es Leben und Bewegung annimmt und an den verschiedenen Horizonten des Raumes Fragen aufflammen läßt, die sich mehr und mehr von unseren Gewißheiten entfernen und ihnen immer fremder werden. Wenn unser Leben an dem seinen teilhaben soll, so muß es uns unablässig befragen und uns unablässig unsere unermeßliche Unwissenheit vorhalten, welche das einzige sichtbare Gewand ist, unter dem sein unermeßliches Dasein sich erraten läßt.

Aber die unermeßlichen Götter stellten keine solchen Fragen, wie sie uns unablässig jene Macht stellt, die von ihren Anbetern noch heute das Nichts genannt wird und die in Wahrheit die Natur ist. Ihnen war es genug, in einem leeren Raume zu herrschen, der ohne Ereignisse und Bilder war, folglich auch unserer Phantasie keine Anhaltspunkte bot und auf unser Denken und Fühlen nur einen unveränderlichen und unbeweglichen Einfluß hatte. Auf diese Weise erstarb in uns der Sinn für das Unendliche, welcher die Quelle aller höheren Betätigung ist. Will unser Verstand in seinen eigenen Schranken leben, wo sich sein höchster Beruf vollzieht, will unser Denken den ganzen Raum unseres Hirns einnehmen, so bedarf es fortwährend neuer Anregungen von Seiten des Unbekannten. Sobald es nicht täglich und gebieterisch durch irgend eine neue Tatsache zur Aufbietung aller Kräfte angefeuert wird, — und im Reiche der Götter gibt es keine neuen Tatsachen, — so schläft es ein, schrumpft zusammen, wird schwach und siecht dahin. Nur Eins vermag alle Fasern unseres Hirns in allen seinen Teilen gleichmäßig zu erweitern: das ist die tätige Vorstellung, die wir uns von dem Rätsel machen, in dem wir leben. Läuft man Gefahr sich zu täuschen, wenn man behauptet, daß die Tatkraft dieser Vorstellung nie so groß war wie heute? Nie, weder in der Blütezeit der indischen, jüdischen oder christlichen Philosophie, noch in den Tagen, da die deutsche oder griechische Metaphysik alle Kräfte des Menschengeistes in Anspruch nahm, ward unsere Weltauffassung belebt, befruchtet und erweitert durch gleich unverhoffte, gleich geheimnisvolle, gleich tatkräftige, gleich wirkliche Beiträge. Bisher nährte sie sich gleichsam mit indirekten Nahrungsmitteln, oder vielmehr nährte sie sich illusorisch von sich selbst. Sie blies sich mit ihrem eignen Atem auf, tränkte sich mit ihren eignen Wassern und nur wenig kam ihr von außen zu. Heute beginnt die Welt selbst in die Vorstellung, die wir uns von ihr machen, einzudringen. Der Haushalt unseres Denkens ist ein andrer geworden. Was unser Geist erwirbt, nimmt er von außen und fügt er seinem eignen Wesen zu. Er entleiht anstatt zu leihen. Er strahlt nicht mehr seine eigene Größe um sich aus, sondern er absorbiert die Größe seiner Umgebung. Bisher führten wir Zwiesprache mit unserer schwachen Logik oder unserer müßigen Einbildungskraft; jetzt, wo wir die Behausung unseres Inneren verlassen haben, suchen wir zu dem Rätsel selbst in Beziehung zu treten. Es stellt uns Fragen und wir stammeln, so gut wir können, die Antwort. Wir stellen ihm Fragen, und zur Antwort entschleiert es bisweilen eine lichtreiche und grenzenlose Perspektive in dem ungeheuren Ring der Finsternis, in dem wir leben. Wir waren wie Blinde, die sich in der Tiefe eines verschlossenen Gemaches einen Begriff von der Außenwelt machten. Jetzt sind wir zwar noch immer blind, aber ein allzeit schweigsamer Führer geleitet uns hinaus in den Wald, in das Blachfeld, auf die Berge und an den Meeresstrand. Unsere Augen sind noch nicht geöffnet, doch unsere zitternden und begierigen Hände können die Bäume betasten, die Ähren fühlen, eine Blume oder Frucht pflücken, auf dem Grat eines Felsens staunen oder die Frische der Wogen spüren, während unsere Ohren das tausendfache wirkliche Lied der Sonne

und des Schattens, des Windes und Regens, der Blätter und Fluten unterscheiden lernen, ohne daß sie nötig hätten, es zu verstehen.

Wenn unser Glück, wie ich oben sagte, von unserer Weltauffassung abhängt, so ist dies, weil unsere Moral zum großen Teil davon abhängt. Und diese hängt weit weniger von der Natur als von der Größe dieser Auffassung ab. Wir sind größer, edler und moralischer im Schoß einer Welt, die als unmoralisch erwiesen ist, aber als unendlich aufgefaßt wird, als inmitten einer Welt, die die Vollkommenheit des menschlichen Ideals besäße, uns aber begrenzt und ohne Mysterien erschiene. Worauf es ankommt, das ist, daß die Stätte, an der sich alle unsere Gedanken und Gefühle entwickeln, so groß wie möglich ist, und diese Stätte ist keine andere, als die, wo unsere Weltanschauung sich bildet. Wir können uns nur in der Vorstellung bewegen, die wir uns von der Welt machen, in der wir uns bewegen. Von ihr geht alles aus und hängt alles ab, und unsere sämtlichen Handlungen werden — oft ohne unser Wissen — beeinflußt von der Höhe und Ausdehnung dieses ungeheueren Kraftbehälters, der auf dem Gipfel unseres Bewußtseins liegt.

Man kann, glaube ich, sagen, daß dieser Behälter nie größer war noch höher lag. Gewiß ist die Vorstellung, die wir uns von der Organisation und der Herrschaft der unendlichen Gewalten machen, weniger deutlich als ehedem; aber das liegt an dem ehrlichen und edlen Nichtzulassenwollen von konventionellen Grenzen, deren Deutlichkeit nur illusorisch ist. Sie gibt uns keine feste Moral mehr, keinen Trost, keine Versprechen, keine gewissen Hoffnungen. Sie ist nackt und fast leer, weil nichts darin übrig bleibt, außer dem gewachsenen Fels einiger primitiver Tatsachen. Sie hat keine Stimme und keine Bilder mehr, außer um ihre Unermeßlichkeit zu bekunden und zu versinnbildlichen. Darüber hinaus sagt sie uns nichts mehr, aber diese Unermeßlichkeit, die ihr als einziges gebieterisches und unwiderrufliches Attribut blieb, ist an Energie, Vornehmheit und Beredtsamkeit allen Attributen, allen Tugenden und Vollkommenheiten überlegen, mit denen wir bis auf diesen Tag unser Unbekanntes bevölkert hatten. Sie erlegt uns keinerlei Verpflichtung auf, aber sie erhält uns in einem Zustande der Größe, der uns gestatten wird, all die Pflichten, die uns an der Schwelle einer nahen Zukunft erwarten, desto leichter und hochherziger zu erfüllen. Indem sie uns unserer wahren Stellung im Weltsystem näher bringt, mehrt sie unser geistiges und unser allgemeines Leben um alles das, was sie unserer materiellen und individuellen Bedeutung nimmt. Je mehr sie uns unsere Kleinheit begreifen läßt, desto größer wird das in uns, was diese Kleinheit begreift. Ein neues Wesen, das selbstloser ist und dem näherkommt, was sich eines Tages als die letzte Wahrheit entpuppen wird, tritt allmählich an die Stelle des ursprünglichen Wesens, das sich unter dem Druck der veränderten Auffassung auflöst.

Dieses neue Wesen hält sich selbst und alle Menschen, die es umgeben, nur für einen Punkt in der Unendlichkeit der ewigen Kräfte, der durch seine Winzigkeit nicht mehr genügt, um Aufmerksamkeit und Teilnahme zu fesseln. Unsere Brüder, unsere Nachkommen und sichtbaren Nächsten, alles, worauf sich unsere Teilnahme bisher beschränkte, räumen nach und nach einer schrankenloseren und höheren Wesenheit das Feld. Wir sind fast nichts, aber die Art, der wir angehören, behauptet einen Platz, der sich im grenzenlosen Lebensmeer wohl erkennen läßt. Wenn wir nichts mehr gelten, so erlangt die Menschheit, der wir angehören, die Bedeutung, deren wir uns entkleiden. Dieses Gefühl, das sich in der gewöhnlichen Atmosphäre unserer Gedanken und unseres Unbewußten erst Bahn bricht, macht sich auf unsere Moral bereits geltend und bereitet hier ohne Zweifel Umwälzungen vor, die ebenso groß sind wie die der welterschütterndsten Religionen. Es wird nach und nach den Mittelpunkt unserer meisten Tugenden und Laster verlegen. Es wird an Stelle eines illusorischen und individuellen Ideals ein selbstloses, unbegrenztes und doch faßliches Ideal setzen, dessen Folgen und Gesetze noch nicht abzusehen sind. Aber wie diese auch sein mögen, man kann schon jetzt behaupten, daß sie allgemeiner und zwingender sein werden, als alle, die ihr in der höheren, sozusagen astralen Geschichte der Menschheit vorausgingen. Jedenfalls läßt es sich nicht bestreiten, daß der Gegenstand dieses Ideals umfangreicher, dauerhafter und vor allen Dingen gewisser sein wird, als die besten unter denen, die vor ihm unsere Finsternis erleuchteten; denn es deckt sich in mehr als einer Hinsicht mit dem Weltall selbst.

Und wir leben gerade in dem Augenblick, wo ringsum tausend neue Gründe entstehen, Vertrauen in die Geschicke unserer Art zu fassen. Seit Jahrhunderten und Jahrtausenden bewohnen wir diese Erde und die größten Gefahren scheinen vorüber. Sie waren so bedrohlich, daß wir ihnen nur durch einen Zufall entgangen sind, der sich in der Geschichte der Welten gewiß in tausend Fällen nur einmal wiederholt. Auf der noch zu jungen Erde schwankten ungewiß die Kontinente, die Inseln und Meere, bevor sie sich festsetzten. Die innere Glut, der älteste Herrscher der Planeten, durchbrach jeden Augenblick seinen granitenen Kerker, und unser Erdball irrte zögernd im Raum umher, zwischen gierigen, feindseligen Gestirnen, die ihre eigenen Gesetze nicht kannten. Unsere unbestimmten Eigenschaften schwankten blind in unserem Körper hin und her, wie Nebelflecke im Weltäther; in den Stunden des Tastens, in denen sich unser Gehirn bildete und das Netz unserer Nerven sich verästelte konnte ein Nichts unsere menschliche Zukunft vernichten. Heute ist die Unbeständigkeit des Meeres, sind die Ausbrüche des inneren Feuers weit weniger zu fürchten; jedenfalls ist es nicht wahrscheinlich, daß sie eine Weltkatastrophe herbeiführen werden. Und was die dritte Gefahr betrifft, den Zusammenstoß mit einem aus der Bahn geratenen Gestirn, so ist die Hoffnung erlaubt, daß sie uns einige Jahrhunderte Frist lassen wird die notwendig sind, um diesen Schlag abzuwenden.

In Anbetracht dessen, was wir schon getan haben und was wir zu tun im Begriff stehen müssen, ist es keine Wahnhoffnung, daß wir eines Tages jenes wesentliche Geheimnis des Weltalls erfahren, das wir vorläufig als Schwerkraft bezeichnen, um unsere Unwissenheit zu beruhigen, wie man ein Kind beruhigt und einlullt, indem man ihm eintönige Worte ohne Sinn vorspricht. Es liegt nichts Sinnloses in der Annahme, daß das Geheimnis dieser selbstherrlichen Kraft sich in uns verbirgt, oder in unserer Umgebung und in unserem Machtbereich. Sie ist vielleicht willfährig und lenkbar, wie Licht und Elektrizität; sie ist vielleicht rein geistiger Natur und hängt von einer sehr einfachen Ursache ab, die uns durch Ortsveränderung irgend eines Gegenstandes plötzlich klar werden kann. Die Entdeckung einer unerwarteten Eigenschaft der Materie, wie diejenige, die uns soeben die verblüffenden Eigenschaften des Radiums offenbart hat, kann uns unmittelbar zu den Kraft- und Lebensquellen der Gestirne führen; und von diesem Moment ab würde das Los des Menschen ein anderes, und die Erde, für alle Zeit gerettet, wäre ewig. Sie würde sich nach unserem Willen von den Licht- und Wärmeherden entfernen oder ihnen nähern; sie würde die alten Sonnen fliehen und ungeahnte Fluida, Kräfte und Lebensformen in den Bahnen jungfräulicher und unerschöpflicher Welten aufsuchen.

Ich gebe zu, daß alle diese Hoffnungen anfechtbar sind, daß man mit fast ebensogutem Grunde an den Geschicken des Menschen verzweifeln kann. Aber es ist schon viel, wenn uns die Wahl bleibt und daß bis auf diesen Tag nichts gegen uns entschieden ist. Jede verrinnende Stunde mehrt die Möglichkeit der Fortdauer und des Sieges. Ich weiß wohl, man kann sagen, daß einige Völker, wie die Griechen und die Römer der ersten Kaiserzeit, in Hinsicht auf die Schönheit, den Genuß und die harmonische Auffassung des Lebens uns überlegen waren. Es bleibt trotzdem wahr, daß die Gesamtsumme der über unseren Erdball verteilten Kultur nie größer war als heutzutage. Eine außergewöhnliche Kultur wie die von Athen, Rom oder Alexandria bildete nur eine leuchtende Insel in dem ringsum brandenden Ozean der Wildheit, der sie von allen Seiten bedrohte und schließlich verschlang. Heute ist es — abgesehen von der gelben Gefahr, die nicht ernst ist — nicht mehr möglich, daß ein Barbareneinfall uns in wenigen Tagen unsere wesentlichsten Errungenschaften nimmt. Von außen können die Barbaren nicht mehr kommen, sondern nur aus unserer Mitte, aus Stadt und Land, aus den Niederungen unseres eigenen, Lebens; sie wären ganz durchtränkt von der Kultur, die sie zu zerstören beabsichtigten, und nur durch Benutzung ihrer Errungenschaften könnte es ihnen gelingen, uns ihre Früchte zu entreißen.

Da wir die Wahl haben zwischen einer Weltauslegung, die unser Dasein licht erscheinen läßt oder einer, die es finster erscheinen läßt, so wäre es wenig klug, zu zaudern. Unter den geringsten Umständen des täglichen Lebens, bietet unsere Unwissenheit uns meistenteils nur eine ganz ähnliche Wahl, die sich auch nicht mehr aufdrängt. Der Optimismus hat, so aufgefaßt, nichts Stumpfsinniges und Kindisches; er

schmunzelt nicht blöde vor sich hin, wie der Bauer, wenn er aus der Schänke kommt, sondern wägt bei allem, was war und was sein kann, die guten und schlimmen Aussichten ab, und wenn jene nicht Schwergewicht genug haben, so läßt er das Gewicht des Lebens mit in die Wage fallen.

Überdies ist diese Wahl nicht einmal nötig; es genügt, wenn wir uns der Größe unserer Erwartung bewußt werden. Denn wir befinden uns in dem prächtigen Zustand, in welchem Michelangelo die Propheten und die Gerechten des Alten Testamentes auf die wunderbare Decke der Sixtinischen Kapelle gemalt hat: wir leben in der Erwartung und vielleicht in den letzten Augenblicken der Erwartung. Denn die Erwartung hat Stufen, die von einer Art unbestimmter und noch hoffnungsloser Ergebung bis zum erwartungsvollen Beben reichen, wenn das Ersehnte schon in der Nähe ist und sich durch Bewegungen kundgibt. Es ist, als hörten wir diese Bewegungen schon: den Schall übermenschlicher Schritte, das Aufgehen eines Riesentores, herabströmendes Licht oder uns umschmeichelnden Odem — man weiß es nicht; doch die Erwartung auf dieser Stufe ist ein glühender, wundersamer Lebenszustand, die schönste Periode des Glückes, seine Jugend und Kindheit ...

Ich wiederhole es: noch nie gab es soviele Gründe zum Hoffen. Halten wir sie heilig. Geringere Gründe ließen unsere Vorfahren die großen Dinge vollführen, die uns als die besten Zeugnisse der menschlichen Geschicke erscheinen. Sie hatten Zuversicht, obwohl sie nur unvernünftige Gründe dafür hatten. Heute sind verschiedene dieser Gründe wirklich aus der Vernunft geboren; da wäre es schlimm, weniger Mut zu zeigen als die, die den ihrigen ebenda schöpften, wo wir nur noch Entmutigung schöpfen.

Wir glauben nicht mehr, daß diese Welt der Augapfel eines einzigen Gottes ist, der über unsere geringsten Gedanken wacht, aber wir wissen, daß sie in der Gewalt von ebenso mächtigen Kräften ist, die über Gesetze und Pflichten wachen, die wir zu erforschen haben. Darum ist auch unsere Haltung gegenüber dem Mysterium dieser Kräfte eine andere geworden. Sie ist nicht mehr furchtsam, sondern verwegen. Sie fordert nicht mehr das Niederknien des Knechtes vor seinem Herrn oder Schöpfer, sondern gestattet das Anblicken von Gleich zu Gleich; denn was wir in uns tragen, steht auf gleicher Stufe mit den tiefsten und größten Mysterien.

Kaukasusreise/ von Knut Hamsun

Wir fahren durch das Villenviertel von Moskau. Zahllose Häuser langweilig im modernen Schweizerstil. Aber nach dreistündiger Fahrt sind wir draußen in den endlosen Roggen- und Weizenfeldern, auf der schwarzen Erde von Rußland.

Man hat mit dem Herbstpflügen begonnen. Sie pflügen hier im Gänsemarsch, zwei und drei Pferde hintereinander, jedes mit einem kleinen hölzernen Pflug, dahinter kommt ein Pferd mit der Egge. Mir fällt ein, wie wir in Amerika im Red Rivertal in den endlosen Prärien pflügten, mit unseren zehn Pflügen, tage- und wochenlang. Wir saßen auf dem Pflug wie in einem Stuhl, es waren Räder darunter, und wir saßen und sangen und fuhren.

Hier und da bewegen sich Menschen auf der Ebene, Weiber und Männer bei den Erdarbeiten, die Frauen in roten Blusen, die Männer in weißen und grauen Frieshemdärmeln, einzelne mit Schaffellen darüber. Die ganze Strecke entlang liegen Dörfer mit strohgedeckten Hütten.

Durch unsere Reisegesellschaft, die Ingenieurfamilie, verbreitet sich im Coupé das Gerücht, daß hier zwei Leute wären, die über den Kaukasus wollten und nicht russisch sprechen könnten, — Ingenieurs wollen nämlich die Route über Derbent nehmen und von dort mit dem Dampfschiff über das Kaspische Meer nach Baku, während wir über die Berge und Tiflis reisen. Ein Offizier steht in der Nähe, als der Schaffner unsere Billetts abknipst, und hört, daß wir nach Wladikawkas wollen, er geht und bringt einen anderen Offizier mit sich zurück, der mich anredet und mir erzählt, daß er uns auf der Reise über die Berge gern behilflich sein will. Er hat denselben Weg, sagt er, will nur erst einen Abstecher nach Pjätigorsk machen, einer Stadt mit Schwefelquellen und Bädern und High-life. Er bleibe eine Woche dort, und wir brauchten während der Zeit nur in Wladikawkas auf ihn zu warten. Ich danke dem Offizier. Es ist ein dicker, schon etwas älterer Mann, doch von merkwürdig geckenhaften Manieren; er spricht eine Menge Sprachen laut und dreist, aber fehlerhaft. Sein Gesicht ist unsympathisch.

Der Ingenieur, der alles kann und alles weiß in diesem Land, schlägt vor, den Schaffner mit ein paar Rubeln zu bestechen, damit wir auch ein Coupé für uns bekommen. Und wir bestachen ihn und wurden umtransportiert. Später fiel dem Ingenieur ein, daß wir ihn noch einmal bestechen müßten, damit er uns unsere Billetts ein- für allemal abnähme. Sonst würden wir in der Nacht bei jedem Schaffnerwechsel geweckt werden. Und wir bestachen ihn noch einmal nach Vermögen. Das alles wurde eiligst erledigt. Ein bequemes und praktisches System, dieses Bestechungssystem. Man hält einen solchen Kondukteur auf seinem geschäftigen Amtsgange durch den Zug an und läßt ein Wort von eigenem Coupé fallen. Dieses Wort wird nicht übel aufgenommen, der Schaffner geht, kommt jedoch nach einer Weile wieder und hat dann das Coupé bereit gemacht. Er beläd

sich selbst mit dem größten Teil des Gepäcks, geht voran, wir im Gänsemarsch hinterher, und kurz darauf befinden wir uns in einer kleinen Stube, die uns ganz allein gehört. Nun ist der Augenblick da, wo wir dem Schaffner unsere paar Rubel ganz einfach in die Hand drücken. Wir gucken ihn alle mit einander an, und er guckt uns wieder an und bedankt sich, und alle Teile sind zufrieden. Freilich ist das nun so, daß man sich auch mit jedem neuen Schaffner, der kommt, ein wenig abfinden muß; doch diesen kann man, ohne schamrot zu werden, eine weit geringere Bestechungssumme anbieten, mehr eine kleine Freundschaftsgabe.

Die Nacht bricht herein, es wird dunkler und dunkler. Das Coupé wird von zwei Stearinlichtern in Glaslaternen erleuchtet, aber das Licht ist schlecht, und es bleibt uns nichts anderes übrig, als uns hinzulegen und zu schlafen.

Ich höre dann und wann im Schlaf das Pfeifen der Lokomotive. Das ist keine gewöhnliche Pfeife, wie sie die Lokomotiven an anderen Orten der Erde haben, sie klingt mehr wie eine Dampfschiffpfeife. Hier auf Rußlands Ebenen ist die Eisenbahn ja auch das einzige Schiff.

Spät in der Nacht weckt mich die Hitze im Coupé. Ich versuche mich aufzurichten und das Ventil an der Decke zu öffnen, kann es aber nicht erreichen. Ich falle also zurück und schlafe wieder ein.

Blanker Morgen, Sonntag. Es ist sechs Uhr. Wir halten außerhalb der Station in der Stadt Woronesch. Hier ist Alexej Waßiliewitsch Kolzow geboren, hier draußen auf diesen Feldern wanderte er umher und schrieb. Er soll niemals seine Sprache fehlerfrei schreiben gelernt haben, aber ein Dichter war er, und schon mit sechzehn Jahren hatte er einen Band Lyrik verfaßt. Sein Vater, der nur Viehhändler war, durfte keine Leibeigenen halten, aber er hatte die Mittel dazu und kaufte sich trotzdem welche, und hatte auch welche in Pfand. Unter diesen war nun Dunjascha, jenes junge Mädchen, das der junge Dichter Kolzow liebte und das ihn wieder liebte. An sie soll er schöne Gedichte gemacht haben. Er hütete seines Vaters Vieh draußen auf den Wiesen, und dort schrieb er sie, unzählige heiße, sehnsüchtige Gedichte. Doch einmal, als er auf Viehkauf ins Land hineingesandt wurde, nahm der Vater die Dunjascha und verkaufte sie an einen Gutsbesitzer weit unten am Don. Der junge Kolzow kam heim, und als er es erfuhr, wurde er krank, todkrank, erholte sich dann wieder, konnte aber seine Dunjascha nimmer vergessen und machte nun bessere Gedichte als je zuvor. Dann wurde er „entdeckt", von einem Edelmann mit Namen Stankewitsch, und kam nach Moskau und nach Petersburg und wurde verdorben und wurde Trunkenbold und ging in sein Grab mit vierunddreißig Jahren.

Um seiner Liebe willen ...

In Woronesch steht sein Monument.

Ein Chevaliergardist und eine Dame mit Brillantringen haben ihre Tür der Wärme wegen geöffnet. Ich sehe sie drinnen im Coupé, sie sind schon auf und

vollständig fertig, aber sie machen beide traurige Gesichter. Ein kleiner Ehezwist, denke ich. Doch etwas später denke ich auch das nicht mehr, sie flüstern miteinander auf französisch und benehmen sich dicht vor unseren Augen äußerst zärtlich. Als der Offizier hinausgehen will, hält die Dame ihn plötzlich einen Augenblick zurück und zieht seinen Kopf hintenüber und küßt ihn. Und sie lächeln sich beide an und sind ganz allein im ganzen Zuge. Das Verhältnis könnte ja gar nicht besser sein. Man sieht ihnen an, daß sie jung verheiratet sind.

Das Licht im Coupé hat, wie ich sehe, meine Jacke die ganze Nacht hindurch mit Stearin betropft. Das entdecke ich jetzt, doch zu spät, ich bin bedeutend in meinem Aussehen geschädigt und polke mit dem Taschenmesser und meinen Nägeln an dem Stearin herum. Ein Trost wär's gewesen, hätte das Stearin wenigstens auch andere als mich beschädigt, aber der Ingenieur, der Schelm, hatte seine Jacke natürlich nicht an die andere Glaslaterne gehängt. Ich erwische einen Mann vom Zugpersonal und versichere ihm in verschiedenen Sprachen, daß etwas mit mir getan werden müsse, und der Mann gibt mir durch heftiges Nicken zu verstehen, daß er ganz einverstanden mit mir ist. Danach lasse ich ihn gehen. Selbstverständlich bin ich des Glaubens, daß er im nächsten Augenblick zurückkommen wird, um sein Werk an mir auszuführen. Ich sehe ihn im Geiste schon mit verschiedenen Flüssigkeiten und heißen Plätteisen und wollenen Lappen und glühenden Kohlen und Bürsten. Denn ich bin wirklich sehr gesprenkelt.

Neben mir steht ein tscherkessischer Offizier, der folgendermaßen aussieht: er hat lackierte Stulpstiefel über weiten Hosen und einen braunen faltigen Burnus mit Ledergürtel. Vorn im Gürtel steckt ein langer Dolch schräg über den Bauch hinab, das Heft ziseliert und vergoldet. Quer über die Brust hinüber gucken die Spitzen von achtzehn runden Metalldingern heraus, so eine Art Fingerhüte mit Granatboden. Das sind imitierte Patronen. Auf dem Kopf hat er eine Astrachanmütze.

Armenische Juden gehen vorbei. Es sind Kaufleute, reiche Leute, die keine irdische Not zu bedrücken scheint. Sie tragen Kaftane von schwarzem Seidenatlas mit gold- und silberbeschlagenen Gürteln. Ein paar von den Juden sind sehr schön, aber ein Jüngling, den sie mit sich haben, hat das Gesicht und den schlaffen Körper eines Verschnittenen. Es macht einen ungemischt widerwärtigen Eindruck, ihn von seinen Reisegefährten ganz als Dame behandelt zu sehen. Zwischen Rußland und Kaukasien fahren viele solcher handelnden Juden hin und her. Sie führen die Waren der großen Städte in die Berge hinein und nehmen von dort die Stoffe und Teppiche der Bergbewohner mit zurück in die großen Städte.

Der Zug ist wieder in Bewegung. Wir machen einen gewaltigen Bogen; nach zwanzig Minuten liegt noch immer die große Stadt Woronesch mit ihren Tausenden von Häusern, Kuppeln und Türmen uns zur Seite. Dann fahren wir über Felder von Wassermelonen und Sonnenblumen, durcheinander auf demselben Acker gesät. Die Melonen liegen wie große gelbe Schneebälle an der Erde, während die Sonnenblumen sich über sie neigen wie ein feuergelber Wald. Die Sonnenblume

wird in Süd- und Mittelrußland des Öles wegen gezüchtet. Die Blütenblätter werden eingezuckert und gelten als hochgeschätzter Leckerbissen. Man sieht auch überall Leute umhergehen, die Sonnenblumenkerne kauen und die Schalen ausspucken. Das ist der reinliche und spaßige Kautabak dieses Volkes. Der Schaffner, während er unsere Billetts abknipst, mummelt gutmütig, der Kutscher auf dem Bock mummelt, der Verkäufer hinter dem Ladentisch mummelt, und die Postboten in den Städten gehen von Tür zu Tür mit ihren Briefen und kauen Sonnenblumenkerne und spucken die Schalen aus.

Fern am Horizont sehen wir einen großen dunkeln Fleck, ein Stück über der Erde. Es sieht aus wie ein Luftballon, der dort draußen auf dem Felde still steht und nicht höher steigt. Man erklärt uns, das sei ein großer Baum, dessen Krone wir sehen. Er heißt im Umkreis von Meilen nur „der Baum".

Wir sind im Dongebiet.

Unzählige Stroh- und Heudiemen ragen wie Bienenkörbe aus der Ebene heraus, hier und dort steht eine Windmühle tot und still, Viehherden grasen fast unbeweglich. Ich mache dann und wann einen Versuch, die Tiere zu zählen, einen hastigen Überschlag zu machen, was ich auf folgende Weise tue: zuerst zähle ich einigermaßen genau fünfzig Stück und berechne, einen wie großen Raum diese auf dem Felde einnehmen, dann kneife ich das eine Auge zu, und fasse einen gleichgroßen Raum ins Gesicht, den ich mit dem ersten zusammenlege, das macht also hundert Tiere. Von jetzt an zähle ich nur in Räumen von hundert Tieren, indem ich nach Gutdünken zulegen oder abziehen muß, da, wo die Tiere dicht oder vereinzelt gehen. Auf diese Weise finde ich heraus, daß es Herden von bis zu tausend Ochsen, Kühen und Kälbern und darüber sind. Zwei oder drei Hirten bewachen den Viehstand mit einem langen Stab in der Hand; sie gehen in der prallen Sonne in Schaffellen und leben gewiß Schlendertage, obwohl sie keine Hunde haben. Ich muß an das Leben auf den großen Weideplätzen in Texas denken, wo die Hirten zu Pferde sind und aller Augenblicke mal mit dem Revolver auf die Nachbarhirten, die ihnen Rinder stehlen wollen, losgehen müssen. Ich habe das freilich nicht selbst erfahren, ich versuchte ein paarmal Stellung als Cowboy zu bekommen, wurde aber aus verschiedenen Gründen verworfen. Apropos, Kurzsichtigkeit: ich sehe jetzt besser als vor zehn Jahren. Aber des Nachts, wenn ich bei der Lampe sitze, fange ich so ganz allmählich an, in der Nähe zu plieren. Und schließlich wird denn wohl nichts andres übrig bleiben, als zum Konvex überzugehen. Und dann kommt die Stangenbrille und das Gesangbuch.

Station Kolodjesjnaja. Eine Menge buntgekleideter Frauen kommt an den Zug, sie haben so viel rot und blau an sich, daß sie vom Zuge aus einem Feld voll Mohn- und Kornblumen gleichen, das auf und niederwogt. Sie verkaufen Früchte und wir fangen an Trauben zu kaufen. Ich will eine unglaubliche Menge Trauben kaufen, um guten Vorrat zu haben; aber der Ingenieur rät mir davon ab, es ist gerade die Zeit der Weinlese, und je mehr wir uns Kaukasien nähern, desto bessere Trauben bekommen wir. Die Frauen merken, daß der Ingenieur mich in meinem Handel mit

ihnen hemmt, aber sie verfolgen ihn deswegen doch nicht mit ihrem Haß, sie sprechen freundschaftlich mit diesem Mann, der ihre Sprache kann, und erzählen ihm allerlei. Es sind kräftige und gesunde Bauernweiber mit braunen Gesichtern, schwarzen Haaren und aufgestülpten Nasen. Ihre Augen sind braun. Um Kopf und Hals haben sie rote und blaue Tücher, weil heute Sonntag ist, und sie tragen rote und blaue Röcke. Die meisten haben Schaffellsarafane, die Wolle nach innen gekehrt, andere haben Stoffsarafane mit Pelzbesatz. Doch trotz all des Pelzwerkes, das sie tragen, gehen sie barfuß. Sie haben hübsche Füße.

Die Steppe beginnt, doch noch sehen wir Gruppen von Weiden oder Linden bei den Dörfern. Scharen von Gänsen gehen auf der Steppe und knabbern Gras, ich zähle bis zu vierhundert in einer großen Herde. Die nächsten drehen sich nach dem Zuge um und schnappen nach uns. Alles ist friedlich und still, weil es Sonntag ist. Die Windmühlen stehen, dann und wann hören wir Glockenläuten. Wir sehen oft wandernde Gruppen von Menschen, das sind wohl Kirchgänger, sie gehen und plaudern von ihren Angelegenheiten, plaudern genau so, wie die Leute auf den Kirchwegen daheim. In den Dörfern, wo wir vorbeifahren, winken die Kinder uns zu, und die Hühner rennen auf und davon, als gälte es das Leben.

Ich grüße den Offizier, der unser Reisegefährte über den Kaukasus sein wollte, aber er antwortet vornehm und fremd. Dann erkennt er mich plötzlich und reicht mir beide Hände ... Nicht erkannt, aber natürlich, jetzt erkannte er mich augenblicklich ... Wie ich denn geschlafen hätte? Elende Beförderung in Rußland, was? ... Also nur eine Woche in Wladikawkas, dann würde er kommen, Pjätigorsk könne er nicht entbehren, da gäbe es Damen, na!

Seine Schnauze ist unausstehlich, und er hilft mir selbst, ihm auszuweichen. Als ich von ihm wegrücke und stumm bleibe, merkt er das augenblicklich, rächt sich aber, redet andere an und übersieht mich, Gott sei Dank.

Nun wird in allen Coupés Tee gekocht und geraucht; auch mehrere Damen rauchen. Auf den Stationen wird kochendes Wasser geholt, den Samowar haben die Passagiere selbst bei sich; von da an bleibt die Teetrinkerei bis zum späten Abend in Gang.

Es ist elf Uhr, die Sonne im Coupé fängt an, eklig zu werden. Wir haben das Ventil an der Decke geöffnet und unsere Fenster halb heruntergelassen. Aber, aber der Staub!

Um zwölf kommen wir nach einer kleinen Station mit Namen Podrognoje. Hier sehen wir auf dem Sandweg Vorreiter, Soldaten, einen leeren Wagen mit Blumen bekränzt und mit vier Pferden bespannt, ferner eine berittene Kosakeneskorte auf das Stationsgebäude zusteuern. Daneben gehen ein General und ein junger Offizier zu Fuß, beide in Uniform. Beim Bahnhof stellen sich Wagen, Eskorte und Soldaten auf, in dem Moment, da unser Zug hält.

Jetzt höre ich Schluchzen und französische Ausrufe aus dem Coupé des jungen Ehepaars, die Dame mit den Brillantringen kommt heraus, bleich, verweint und verstört, sie wendet sich um und umarmt den Chevaliergardisten in der Tür, läßt

ihn dann los und stürzt plötzlich aus dem Zuge hinaus. Der Mann bleibt ganz verstört und bewegt zurück, stürzt zum Fenster und sieht hinaus.

Als die Dame mit ihrem Fuß die Erde berührt, wird das Gewehr präsentiert. Sie wirft sich dem General an die Brust, man hört frohe Begrüßungs- und Willkommensworte auf französisch; sie läßt den General los und wirft sich dem jungen Offizier in die Arme, und diese drei Menschen umarmen sich und küssen sich in stärkster Gemütsbewegung. Waren es Vater, Tochter und Bruder? Wunderlich, was für Ausrufe der Bruder ausstößt. Weine doch nicht mehr! sagen die Herren und beruhigen sie und streicheln sie. Aber die Dame weint immer weiter und lächelt nur dann und wann. Sie erzählt, daß sie in Moskau krank gelegen habe und erst in dem Augenblick telegraphieren wollte, da sie gesund und reisefähig war. Der junge Mann nennt sie seine Geliebte und ist entzückt über ihre heldenmütige Krankheit und ihr Schweigen und überhaupt ihre Seelengröße in jeder Beziehung. Der Ingenieur erfährt von einem Mann der Eskorte, es seien der Fürst ***, dessen Tochter und der Verlobte der Tochter, und die beiden jungen Leute sollten sich noch heute vermählen; gerade im letzten Augenblick sei die Braut wieder gesund geworden und heim gekommen, Gott segne sie!

Und die Dame steigt in den blumenbekränzten Wagen, Vater und Bräutigam jeder auf seinem gesattelten Pferd ihr zur Seite; sie sprechen die ganze Zeit sich zu ihr niederbeugend auf sie ein. Als aber Wagen und Reiter und Eskorte wieder auf den Sandweg gekommen sind, winkt die Dame aus dem Wagen zurück — nicht etwa, als ob sie winke, nein, nur als ob sie ihr Taschentuch ein wenig schüttele, ehe sie es benutzen will.

Dann pfeift unsere Lokomotive, und wir gleiten fort von der Station.

Der Chevaliergardist aber liegt mit dem Gesicht an der Fensterscheibe, so lange er den blumengeschmückten Wagen noch verfolgen kann. Dann schließt er seine Coupétür zu und verharrt mehrere Stunden in Einsamkeit in dem heißen Raume.

Wenn wir unsere Coupétür öffnen, kommen wir in den Korridor hinaus. Hier hat sich ein Armenier niedergelassen. Er hat sich ein Lager von Kissen zurecht gemacht. Unter sich hat er eine gestickte, gelbseidene Matratze und über sich eine Decke von rot- und brauner Seide. In diesem kostbaren Staat liegt er selbst lang ausgestreckt beim offenen Fenster in einer Staubwolke. Er hat seine Stiefel ausgezogen, und die baumwollenen Strümpfe an seinen Füßen sind tüchtig durchlöchert, die Zehen gucken heraus. Unterm Kopf hat er zwei Kissen, die Bezüge sind sehr unsauber, aber von durchbrochener Arbeit, durch die Öffnung sieht man die eigentlichen Kissen, die aus goldgestickter Seide sind.

Neue Menschen kommen hinzu und lassen sich im Korridor bei dem Armenier nieder. Es sind kaukasische Tataren. Ihre Frauen sind verschleiert, tragen Kleider von einfarbig rotem Kattun und sitzen still und wortkarg auf ihren Kissen. Die Männer sind von dunkler Hautfarbe, große Gestalten mit grauem Mantel über dem Burnus und mehrfarbiger Seidenschärpe um den Leib. In der Schärpe

tragen sie einen Dolch in der Scheide. Ihre Taschenuhren hängen an langen, silbernen Ketten.

Unsere Lokomotive heizt jetzt mit rohem Nafta von Baku, und der Geruch dieses Brennmaterials in der starken Hitze ist sehr viel unangenehmer als Steinkohlenrauch.

Wir halten plötzlich bei einem winzig kleinen Stationchen draußen in der Steppe. Der Zug von Wladikawkas soll uns hier begegnen. Während wir warten, steigen wir aus und strecken uns. Die Sonne brennt heiß und still, und ein großer Schwarm von Passagieren wimmelt schwatzend und singend durcheinander. Da ist auch unser Chevaliergardist wieder. Er trauert nicht mehr, die einsamen Stunden in seinem geschlossenen Coupé haben ihn wieder aufgerichtet; Gott weiß, ob er nicht in diesen Stunden einen stärkenden Schlaf geschlafen hat. Er promeniert jetzt mit einer jungen Dame, die eine Zigarette raucht. Sie geht ohne Hut und läßt die Sonne auf ihr reiches Haar brennen. Sie sprechen französisch und bleiben sich keine Antwort schuldig, ihr Gelächter klingt hell. Aber die Fürstentochter, die Dame mit den Brillantringen, steht vielleicht in diesem Augenblick vor dem Altar mit einem anderen.

Ein Mann mit einem Bündel in der Hand springt aus dem Zug, er ist ganz gelbbraun im Gesicht und hat rabenschwarzes glänzendes Haar. Es ist ein Perser. Er sucht sich einen kleinen Platz auf der Erde, knüpft sein Bündel auf und breitet zwei Tücher auf dem Grase aus. Dann zieht er seine Schuhe aus. Ich denke mir, daß es ein Mann ist, der Zauberkünste mit Messern und Kugeln machen will; da habe ich aber fehlgegriffen; der Perser will seine Andacht verrichten. Er nimmt ein paar Steinchen aus seinem Kaftan heraus und legt diese auf die Tücher, dann wendet er sich gegen die Sonne und beginnt die Zeremonien. Zuerst steht er lang aufgerichtet. Von jetzt an sieht er keinen Menschen mehr von dem ganzen Schwarm, der ihn umgibt, er starrt bloß auf die beiden Steine und ist ganz ins Gebet versunken. Nun wirft er sich aufs Knie und beugt den Oberkörper mehrere Male zur Erde. Hierbei läßt er die Steinchen auf dem Tuch Platz wechseln, den, der vorhin am weitesten weg war, rückt er näher und mehr nach links hin. Er erhebt sich, breitet die Hände flach vor sich aus und bewegt die Lippen. Nun braust der Zug von Wladikawkas vorbei, und unsere eigene Lokomotive signalisiert; doch der Perser läßt sich nicht stören. Der Zug wird schon nicht gehen, ehe er fertig ist, und geht er doch, so wäre auch das Allahs Wille. Wieder wirft er sich zur Erde und läßt die Steinchen Platz wechseln, überhaupt mengt er diese jetzt so unverantwortlich durcheinander, daß ich sie nicht mehr auseinander halten kann. Er ist jetzt ganz alleine draußen, alle Passagiere haben den Zug bestiegen. Beeilen Sie sich, Mann! denke ich. Doch der Perser läßt sich noch Zeit, ein paar Bücklinge zu machen und die Hände recht gründlich vor sich auszubreiten. Der Zug setzt sich in Bewegung, der Perser steht einen letzten Augenblick hoch aufgerichtet der Sonne zu, — dann sammelt er seine Tücher, Steine und Schuhe zusammen und steigt in den Zug. Und dabei ist keine Spur von Hast in seinen Bewegungen. Einige

unter den Zuschauern auf der Plattform murmeln ihm eine Art Bravo zu, doch der unerschütterliche Mohammedaner beachtet kein Wort der „ungläubigen Hunde", er geht gravitätisch auf seinen Platz zu.

Auf einer Station, wo wir halten, um Wasser einzunehmen, erblicke ich endlich wieder den Zugbeamten, der das Stearin aus meiner Jacke herausmachen wollte. Er steht draußen ein paar Wagen von mir. Ich nicke ihm zu und lächle dabei, um ihn nicht wieder fortzuscheuchen, denn ich habe die feste Absicht, ihn mir einzufangen, und als ich ganz nahe herangekommen bin, lächle ich ihm noch ein wenig vielsagender zu und sehe recht gutmütig aus. Er nickt mir auch zu und lacht, und als er das Stearin sieht, das wie eine weiße Straße meine Jacke hinabläuft, schlägt er beide Hände über dem Kopf zusammen, sagt irgend was und stürmt darauf in sein Kabinett im Zuge. Nun läuft er und holt die Flüssigkeiten und die heißen Plätteisen, denke ich. Was er sagte, verstand ich nicht, aber es hieß wohl, daß er im Augenblick zurück sein werde, Herr Graf! Und ich wartete. Die Lokomotive trank, pfiff und setzte sich in Bewegung, länger konnte ich nicht warten...

Ich bin mehrere Male dem Offizier von gestern, unserem angehenden Reisekameraden über die Berge, begegnet. Er kennt mich überhaupt nicht mehr, ich habe ihn beleidigt, Gott sei Dank. Auf einer Station, wo wir zu Abend aßen, saß er dicht neben mir. Er legte sein dickes Portemonnaie recht sichtbar neben sich. Es war wohl weniger, um mich in Versuchung zu führen, das Portemonnaie zu stehlen, als um mir zu zeigen, daß eine silberne Krone darauf war. Aber Gott weiß, ob die silberne Krone echt war, und ob er überhaupt das Recht hatte, eine Krone zu haben. Als ich bezahlte, sagte er kein Wort und griff auch nicht ein; aber ein Herr auf meiner anderen Seite machte mich darauf aufmerksam, daß ich zu wenig herausbekommen hätte. Er berichtete den Fehler beim Kellner und ich bekam augenblicklich mein Geld. Ich stand auf und machte eine dankende Verbeugung nach dem Herrn zu.

Wir haben beschlossen, den Offizier nicht als Reisebegleiter zu nehmen, sondern ihm in Wladikawkas zu entwischen.

Um neun Uhr abends ist es schon ganz pechfinster. Aus den Dörfern in der Steppe schimmern Lichter, sonst sehen wir nichts. Dann und wann passieren wir ein einzelnes kleines Licht, aus einer einsamen strohbedeckten Hütte, wo wohl furchtbar arme Menschen wohnen.

Der Abend ist mild und dunkel, schwül und dunkel. Ich stehe im Korridor am offenen Fenster und halte noch dazu die Tür nach der Plattform hinaus ein wenig offen, aber trotzdem ist es so warm, daß ich die ganze Zeit über mein Taschentuch in der Hand behalten und mich abtrocknen muß. Von den armenischen Juden weiter hinten im Wagen her klingt Gesang, ein fetter alter Jude und der fette Eunuch singen eine Art Wechselgesang. Das Unwesen dauert endlos lange, zwei Stunden; ab und zu lachen sie beide über das, was sie gesungen haben, und fangen dann ihren monotonen Gesang wieder von vorne an. Die Stimme des Eunuchen ist mehr die eines Vogels, als die eines Menschen.

In der Nacht passieren wir die große Stadt Rostow, von der der Dunkelheit wegen fast nichts zu sehen ist. Viele von unseren Mitreisenden steigen hier aus.

Es traf sich, daß ich auf dem Bahnsteig eine Schar Kirgisen zu sehen bekam. Wie die sich aus den Steppen des Ostens hierher verirrt haben mögen, weiß ich nicht; aber ich hörte, daß sie Kirgisen genannt wurden. Für meine Augen unterschieden sie sich nicht viel von Tataren. Es ist ein Nomadenvolk, das seine Schafe und Kühe von Ort zu Ort treibt und die Steppen abweiden läßt. Das Schaf ist ihr Münzfuß, einen anderen haben sie nicht: für eine Frau bezahlen sie vier Schafe, für eine Kuh acht Schafe. Für ein Pferd geben sie vier Kühe und für ein Gewehr drei Pferde. Das habe ich mal irgendwo gelesen. Ich gucke mir die dunkelgelben, etwas schiefäugigen Leutchen an und nicke ihnen zu; sie nicken mir wieder zu und lachen. Ich schenke ihnen ein paar Nickel und sie freuen sich darüber und bedanken sich. Wir sind jetzt zwei Europäer, die da stehen und sie angucken, und der andere Europäer kann ein wenig mit ihnen sprechen. Schön sind sie nach unseren Begriffen nicht, aber sie haben etwas Kindliches in ihrem Blick, und ihre Hände sind außerordentlich klein, ich möchte sagen, hilflos. Die Männer haben Schaffelle und grün und rote Stulpstiefel an; als Waffen haben sie Dolch und Lanze. Die Frauen haben gesprenkelte Kattunkleider an; eine der Frauen hat einen Strohhut auf, der mit Fuchspelz eingefaßt ist. Sie tragen keine Schmucksachen und sehen aus, als wären sie sehr arm. Der Europäer neben mir gibt ihnen einen Rubel, und sie bedanken sich wieder und knüpfen ihn in ein Tuch.

Ein schöner klarer Morgen über der Steppe; das Gras steht hoch und braun gebrannt und säuselt leis im Winde. Die Ebene dehnt sich unermeßlich weit nach allen Seiten.

Es gibt drei Arten von Steppen: Grassteppen, Sandsteppen und Salzsteppen; aber hier sind bloß Grassteppen. Nur im frühen Frühjahr kann das Gras als Viehfutter dienen, schon im Juli ist es steif und holzig geworden, und die Tiere können es nicht mehr fressen. Dann naht der Herbst, wie jetzt, da regnet es bisweilen heftig, und die Sonne ist weniger brennend; da keimt es eilig auf unter dem trocknen, raschelnden Steppengras, weiche, feine, grüne Gräserchen und eine Menge schöner Blumen. Und Insekten und Vögel und Tiere erwachen wieder zum Dasein, weit draußen erklingt das Trillern und Flöten der Zugvögel, und Schmetterlinge gaukeln auf und nieder, hin und wieder in der Luft. Aber wenn man nicht genau darauf achtet, wird man meilenweit umher nichts anderes sehen, als das hohe versengte Gras; um diese Jahreszeit gleicht die Steppe daher nicht dem Meer, sondern sie ist verwandt mit der Wüste.

Von der Poesie aller Steppenbewohner ist wohl die der Kosaken die innigstgefühlte und schönst gesungene. Weder über die Steppe der Kalmücken, noch die der Kirgisen, noch die der Tartaren sind so schöne und zarte Worte gesagt, wie über die Kosakensteppe. Und doch ist die Steppe aller dieser Völker auf Rußlands weiter Erde so einigermaßen gleich. Aber der Kosak unterscheidet sich von allen

übrigen Steppenbewohnern. Erstens ist er der Ureinwohner der Steppe, während die anderen Eingewanderte sind, einige der Überbleibsel von der „goldenen", andere von der „blauen" Horde. Ferner ist er Krieger, während die anderen Hirten und Ackerbauern sind. Er ist niemals Sklave unter einem Khan, einem Pan oder Bojar gewesen, wohl aber die anderen. „Kasak" bedeutet „freier Mann", habe ich gelesen.

Die Kosaken bewohnen ihr eigenes Land. Sie besitzen große Strecken äußerst fruchtbarer Erde. Sie sind frei von Steuern an das Kaiserreich, müssen aber in Kriegszeiten ihre Ausrüstung selber besorgen. In Friedenszeiten bebauen auch sie ihre Felder, ziehen Mais und Weizen und Wein und jagen Tiere in den Steppen, in Kriegszeiten aber sind sie das abenteuerlich tapfre Kontingent mitten in dem tapferen russischen Heer.

Nun fahren wir durch das Land der Kosaken ...

Hier draußen fern von allen Stationen und fern von allen Städten begegnen wir einer Telega mit einem Offizier mit rotgeränderter Mütze. Er führt eine Kosakeneskorte. Er steuert in schräger Richtung von uns in die Steppe hinein. Vielleicht will er nach einer Stadt, vielleicht liegt irgendwo dort draußen in der Steppe eine Stanitza, eine Kosakenstadt, wir können aber nichts davon sehen, da ja die Erde eine Kugel ist. Nach einer Weile fahren wir vorbei an einem tatarischen Aul. Die Zelte sehen aus wie Heustapel. Tataren findet man wie überall in Südrußland, so auch hier im Lande der Kosaken. Es sind größtenteils Hirten, tüchtige hochbegabte Menschen, sie können alle ohne Ausnahme lesen und schreiben, was, wie ich gehört habe, nicht alle Kosaken können.

Einer der armenischen Juden sagt etwas zu mir, wovon ich nur den Namen Petrowsk verstehe. Njet, antworte ich auf gut russisch, njet Wladikawkas, Tiflis. Er nickt und versteht jedes Wort. Ich kann also eine Unterhaltung auf russisch beginnen. Jetzt sollte mich einer zu Hause gehört haben! Da ich mir denke, daß der Jude vielleicht gern dem Offizier in der Telega draußen in der Steppe nachsehen möchte, reiche ich ihm mein Opernglas. Er schüttelt den Kopf und nimmt es nicht. Dagegen macht er seine silberne Uhr von seiner langen silbernen Uhrkette los, hält sie vor mich hin und sagt: Woßjemdjeßjatj Rublj! Ich schlage in meiner Zahlenliste nach und sehe, daß es achzig Rubel sind, was er verlangt. Ich sehe mir zum Spaß die Uhr an, sie ist groß und schwer und gleicht den altmodischen Spindeluhren. Ich halte sie ans Ohr, sie steht. Dann nehme ich meine eigene goldene Uhr aus der Tasche und will den Juden durch diesen Anblick zerschmettern. Doch er zeigt nicht das geringste Zeichen von Bestürzung, gerade als ob er Wind davon bekommen hätte, daß ich diese Uhr habe, um sie im Notfall zu versetzen. Ich denke: was würde ich wohl auf seine Uhr bekommen? Vielleicht zehn Kronen. Aber mit meiner eigenen habe ich es bis auf vierzig gebracht. Von einem Vergleich konnte also gar keine Rede sein. Njet! sage ich bestimmt und weise seine Uhr zurück. Doch der Jude hält sie fortwährend vor sich hin und zögert und legt den Kopf auf die Seite. Kurz und gut, ich kriege sie noch einmal

in die Hand und zeige ihm, wie alt und ordinär sie ist, und ich lege sie noch einmal ans Ohr und höre keinen Laut. Staju, sage ich kurz und bündig, denn ich wünsche keine weitere Unterhaltung mit ihm. Da lächelt der Jude und nimmt die Uhr zurück. Er gibt mir zu verstehen, daß jetzt etwas kommen soll. Er öffnet den hinteren Deckel und läßt mich hineinsehen. Die Uhr ist von innen ja ganz spaßhaft, durchbrochen und ziseliert, aber was übertrieben Merkwürdiges ist sie nicht. Aber nun bittet der Jude mich, aufzumerken, was jetzt kommt. Er öffnet auch den ziselierten Deckel und läßt mich hineinsehen. Drinnen ist ein äußerst obszönes Bild. Das Bild scheint ihm Spaß zu machen. Er lacht und guckt es an und legt den Kopf auf die Seite, und wieder fordert er mich auf, doch ja recht gut aufzupassen. Nun steckt er einen Schlüssel hinein und dreht ihn ein halbes Mal herum. — Die Uhr geht. Doch nicht allein die Uhr geht, sondern auch das Bild geht, das Bild ist in Tätigkeit.

In demselben Augenblick bin ich natürlich ganz klar, daß die Uhr einen größeren Geldwert hat, als die meine. Es gäbe gewiß manchen, der viel dafür bezahlen und sie sehr hoch schätzen würde.

Da sieht der Jude mich an und sagt: Pjatj Tyßjatscha! Fünftausend! schreie ich entsetzt und verstehe gar nichts. Doch der Jude klappt die Uhr zu, steckt sie in die Tasche und geht ab. So ein altes Vieh! Zehntausend Kronen für eine unsittliche Uhr. Wäre er an einen weniger festen Kerl geraten, wäre der Handel geschehen. Guck mal einer an, gönnte sich's nicht mal, die Uhr aufzuziehen, sondern drehte den Schlüssel nur ein halbes Mal herum, um den kostbaren Mechanismus zu schonen . . .

Es ist erst neun Uhr, aber die Sonne ist schon ebenso heiß wie gestern um elf; wir halten uns im Schatten. Hier auf der Steppe sehen wir bekannte Blumen, Malven, Butterblumen, Glockenblumen. Im übrigen ist die Landschaft ebenso wie gestern, nur Flächen und wieder Flächen, Roggenfelder, Maisfelder, Herden; hier und da Heu- und Strohdiemen, hier und da auch ein Dorf mit Gruppen von Weiden ringsum. Ein paar Bäume muß selbst der Steppenbewohner haben, bei den größeren Stanitzas mit Kirchen gibt es sogar Akazien. Überall auf den Äckern sind Menschen und Pferde bei der Arbeit; über einer Schafherde in der Ferne kreist langsam ein Adler.

Wir fahren auf einmal ganz langsam, und ich könnte mit der Übung, die ich von meiner Kondukteurzeit in Amerika her habe, gut vom Zug springen und den letzten Wagen fassen und wieder aufspringen. Wir passieren eine Strecke, wo der Bahnkörper repariert wird, darum geht es so langsam. Es ist Essenszeit, und alle Arbeiter sind im Zelt, um Schatten zu haben, aber aus der Zelttür lugen weibliche und männliche Köpfe heraus. Ein Hund sitzt vorm Zelt und bellt uns an.

Wir kommen nach Station Kawkaskaja, wo wir fünfzehn Minuten Frühstückspause haben. Dies ist der Anfang von Kaukasien. Wir sehen große Maisfelder und große Felder von Sonnenblumen, auch sehen wir jetzt große Weingärten. Zur Linken liegt eine fürstliche Residenz. Ich sehe durch mein Opernglas das Schloß

mit seinen Flügeln und Kuppeln, das Dach schimmert grellgrün. Rings um das Schloß herum liegen viele andere Gebäude mit roten und goldenen Dächern. Dahinter liegt ein Wald, wahrscheinlich ist es der Park. Alles steigt hier in der schwarzen Erde mitten aus der Steppe empor. In der zitternden Sonnenluft ist es, als hinge es ein Stückchen über der Erde, und schwebe in den Raum hinaus.

Je mehr wir uns den Bergen nähern, desto weniger Leute bleiben im Zuge. Der Armenier mit der seidenen Matratze hat sich einen anderen Platz mit Sonne gesucht, und ich habe den seinen genommen, da er im Schatten liegt. Doch zur Sicherheit bürste ich ihn erst recht gründlich und lange ab. Der gute Armenier hatte nämlich in seinem Staat etwas unruhig gelegen.

Stunden gehen.

Bei der Stadt und Station Armawiror kaufen wir wieder Birnen und Trauben. Die Trauben sind das Herrlichste, was ich je in meinem Leben gekostet habe, und ich schäme mich ein bißchen, daß ich in früherer Zeit solches Zeug wie europäische Trauben mit Wohlgefallen gegessen habe. Im Vergleich zu diesen sind französische, ungarische, deutsche, griechische Trauben wie Waldbeeren. Diese zergehen im Munde. Und die Schale schmilzt mit dem Fleisch zusammen zu einem Mundvoll Wein. Sie haben überhaupt gar keine Schalen, es ist kaum eine Haut darauf. Das sind die kaukasischen Trauben. Von Farbe sind sie wie die Trauben anderer Länder, braun, grün und blau, nur vielleicht ein bißchen größer.

Auf dem Bahnsteig geht unter vielen anderen Leuten ein junger tscherkessischer Offizier auf und ab. Er ist folgendermaßen gekleidet: lackierte Reiterstiefel mit goldenen Schnallen an der Außenseite der Wade. Die braune Tuchtscherkeska, die ihm fast bis auf die Knöchel reicht, wird um die Taille von einem vergoldeten Gürtel zusammengehalten, aus dem ein goldbeschlagener Dolch schräg über den Bauch herausragt. Quer über die Brust stehen die Spitzen von achtzehn vergoldeten Patronhülsen. An der Seite trägt er einen langen schmalen Säbel, der Säbel schleppt, das Heft ist mit Türkisen eingelegt. Er trägt ein Hemd oder Unterkleid von weißer Rohseide; die Tscherkeska ist vorn an der Brust offen, und das weiße rohseidene Hemd blinkt in der Sonne wie Silber daraus hervor. Er hat schwarzes, glänzendes Haar und eine schneeweiße Mütze von langhaarigem Tibet, dessen Wolle ihm tief in die Stirn herabhängt. Seine Kleidung macht einen gigerlhaften Eindruck, doch sein Gesicht nicht. Man erklärt mir, daß seine Uniform allerdings reglementsmäßig sei, aber was andere von Leinen haben, habe er von Seide, was andere von Messing haben, habe er von Gold. Er ist ein Fürstensohn. Alle auf dem Bahnhof grüßen ihn, und er antwortet allen; einige redet er auch an und hört ruhig die langen Antworten an. Ich denke mir, er fragt sie, wie es geht und steht, was die Frau macht und ob die Kinderchen gesund sind. Etwas Unangenehmes scheint er jedenfalls nicht zu sagen, denn alle danken ihm und sehen zufrieden aus. Zwei Muschiks, Bauern, in Blusen mit Ledergürteln gehen auf ihn zu und grüßen ihn, sie nehmen die Mützen ab und stecken sie unter den Arm und verbeugen sich und sagen etwas. Und auch sie hört der junge Offizier

an und gibt ihnen eine Antwort, mit der sie zufrieden scheinen. Nun aber wollen sie noch mehr sagen, sie wollen etwas auseinandersetzen und fallen dabei einander ins Wort. Der Offizier unterbricht sie mit einem kurzen Wort, und sie setzen die Mützen wieder auf. Das hatte er ihnen wohl der Hitze wegen befohlen. Dann fahren sie fort, zu schwatzen; da aber lacht der Offizier und schüttelt den Kopf und sagt Njet, Njet, worauf er seines Weges geht. Doch die Muschiks gehen ihm nach. Plötzlich dreht sich der Offizier um, zeigt mit der Hand auf sie und sagt: Stajatj! Und die Muschiks stehen. Aber sie winseln noch immer und hören nicht auf. Andere lachen über ihr Gejammer und reden sie zurecht, aber sie lassen nicht nach; ich höre ihre kläglichen Stimmen noch, als der Zug sich schon in Bewegung gesetzt hat.

Dieser Offizier und die beiden Muschiks wollen mir nicht aus dem Sinn. Er war wohl ihr Herr. Ihm gehörte vielleicht die Stadt, in der wir waren, und vielleicht gehörte ihm auch das Schloß Soria Moria, das wir heute morgen sahen, und all die endlosen Meilen von schwarzer Erde, die wir seitdem durchfahren haben. Stillgestanden! hatte er zu den Muschiks gesagt, und sie standen. Als Nikolaus I. einmal in den Straßen von Petersburg von einem drohenden Pöbelhaufen verfolgt wurde, drehte er sich nur um, reckte die Hand aus und rief mit seiner dröhnenden Stimme: Aufs Knie! Und die Menge fiel aufs Knie.

Einem Mann, der befehlen kann, gehorcht man. Einem Napoleon gehorchte man mit Wonne. Da ist es Genuß, zu gehorchen. Und das russische Volk kann es noch immer.

Walischewski erzählt in seinem Werk über Peter den Großen: als Bergholz im Jahre 1822 in Moskau war, wohnte er einer dreifachen Hinrichtung durch das Rad bei. Der Älteste der Verbrecher starb nach sechsstündiger Folterung, die beiden anderen überlebten ihn. Als der eine unter großen Qualen seinen verstümmelten Arm ein wenig erhoben hatte, um sich das Gesicht zu trocknen, merkte er, daß er ein paar Bluttropfen auf das Rad vergossen hatte, worüber er lachte. Dann erhob er den verstümmelten Arm noch einmal und wischte das Blut ab, so gut er konnte. Mit solchen Menschen kann man weit kommen. Aber wo es gilt, ihre natürlichen Instinkte, ihre Vorstellungen und Vorurteile zu überwinden, wird man mit Milde kaum weit kommen. Dann verrichtet der Befehl, das Zarenwort, die Knute Wunderdinge. Stillgestanden! hatte der Offizier gesagt. Und die Muschiks standen ...

Ein Herr, der neben mir steht, sagt etwas zu mir. Ich verstehe nicht die Worte, aber da er gleichzeitig auf meine Jacke deutet, merke ich, daß er von den Stearinflecken spricht. Ich erkläre ihm in biedern alten norwegischen Worten, daß ich bloß auf einen Mann warte, der gleich mit allerlei Flüssigkeiten und Plätteisen kommen wird, um die Stearinflecke herauszumachen. Doch da nimmt sein Gesicht einen mitleidigen Ausdruck an, so als ob er kein besonderes Zutrauen dazu habe, daß dieser Mann jemals kommen würde. Und ohne weiteres fängt er an, mit seinem Ärmel an meiner Jacke herumzureiben. Er trägt einen Klemmer, und der Klemmer

fällt ihm herunter, er aber achtet nicht darauf, sondern reibt weiter. Nach einem Weilchen beginnt das Stearin zu verschwinden. Ich sehe zu meinem Erstaunen, daß ich einen Fachmann vor mir habe und daß die weiße Straße auf meiner Jacke schließlich ganz verschwindet. Ich überlege, was ich dem Manne geben soll, meine Karte, eine Zigarre oder einen Rubel. Ich entscheide mich für die Karte als das eleganteste; aber als ich nach meinen Karten suche, kann ich sie nicht finden, sie stecken vermutlich in einem der Koffer. Ich beschränke mich also darauf, dem Herren zu danken, und ich bedanke mich in meinen sämtlichen Sprachen, und der Mann lacht und nickt aus Leibeskräften zurück. Und nun ist es, als ob wir Freundschaft fürs Leben geschlossen hätten; der Mann leitet eine Konversation auf russisch mit mir ein. Alles verstehe ich zwar nicht, das ist mir leider unmöglich, aber daß er von Stearin spricht, merke ich, denn das Wort Stearin kommt mehrmals drin vor. Das Hauptthema seiner Rede ist mir also klar, aber antworten kann ich ihm nicht, er scheint keine einzige meiner Sprachen zu verstehen. Er ruft noch mehrere andre heran und zieht auch diese in die Unterhaltung hinein, zuletzt stehen zehn Stück um mich herum. Nun kann ich doch nicht mehr wortlos dastehen, ich fange also wieder an, lustig drauflos norwegisch zu sprechen, und ich spreche keineswegs am wenigsten. Das geht über alle Erwartung gut, sie nicken mir zu, und jedesmal wenn ich etwas sage und sie mit lauter Stimme übertöne, sind sie vollständig einig mit mir. Unter meinen Zuhörern befindet sich jetzt auch jener Zugbediente, der mir mehrere Male versprochen hatte, das Stearin aus meiner Jacke herauszumachen, und als ich ihm meine Jacke zeigte, aus der die Flecken nun heraus sind, sagt er etwas und nickt, auch seinerseits äußerst zufrieden mit der Sache.

Aber nun stecken meine Reisegefährten drinnen im Zuge die Köpfe zur Tür heraus und können nicht begreifen, was in aller Welt ich denn da plötzlich für Norweger aufgegabelt habe. Bald fangen die da drinnen an, laut und ungebildet zu lachen, und dieses Lachen macht meine Zuhörer stutzig, worauf einer nach dem andern verstummt und seines Weges geht.

Bei einer kleinen Stanitza, wo wir halten, wird auf dem festgestampften Lehmboden der Steppe Korn gedroschen. Der Weizen wird in vielen Bändern über das Feld gelegt. Dann fährt man mit Pferden und Ochsen auf den Weizenbändern umher, bis die Ähren kaput getreten sind. Das nennt man hier Dreschen. Jetzt wunderts mich auch nicht mehr, daß im russischen Korn soviel Sand und Steinchen sind. Ich erinnere mich aus meiner Kindheit in Nordland, daß die finnmärkischen Fischer archangelsche Kornwaren mit sich heimbrachten und daß meines Vaters kleine Mühle ihre Mühe und Not hatte mit diesem Getreide. Ja, es kam sogar vor, daß ich Funken aus der Mühle sprühen sah, wenn sie russisches Brotkorn malte. Das fand ich sonderbar. Ich hatte damals noch nicht alle Dreschmethoden gesehen. Aber jetzt habe ich sie alle gesehen. Alle von der Methode auf den Weizenprärien in Amerika, wo wir das gewaltige Dreschspiel mit Dampf betrieben und Spreu und Erde und Halme wie Wolken über die Prärie stoben. Die amüsanteste Methode aber ist die, die wir hier sehen, wo junge Kosakenmädchen

mit Ochsen dreschen. Sie halten eine lange Peitsche mit beiden Händen empor und rufen den Tieren ermunternd zu. Wenn sie mit der Peitsche knallen, beschreibt diese eine schöne Figur in der Luft. Und die Kosakenmädels selbst sind ja auch nicht gerade dick und fett und reichlich bekleidet, ganz im Gegenteil.

Die Ebene schlägt jetzt mehr Wellen, sie ist nicht mehr so glatt, weit, weit draußen links werden wir sogar einen zusammenhängenden Bergrücken am Horizonte gewahr, das sind die ersten Vorläufer des Kaukasusgebirges. Die Gegend ist hier sehr fruchtbar, die Städte in der Ebene werden zahlreicher, und am Abhang des Gebirges liegen Dörfer. Große Weinfelder und Obstgärten, aber immer noch kein Wald; nur um die Städte herum kleine Akazienhaine. Die Hitze nimmt zu; wir gehen der Reihe nach in unser Coupé, um uns das dünnste Unterzeug, das wir bei uns haben, anzuziehen.

Die Telegraphenstangen, die uns die ganze Zeit begleitet haben, haben bisweilen mehr, bisweilen weniger Drähte; hier sind sie neundrähtig.

Schlimmer und schlimmer wirds mit der Hitze; eigentlich bin ich etwas erstaunt, über diese große Hitze, ich bin doch schon viel südlicher in der Welt gewesen. Allerdings sind wir weit im Osten, aber wir befinden uns auf dem Breitengrade von Serbien, Norditalien und Südfrankreich. Auch ist es nicht etwa so windstill, daß es schwül wäre, alle Fenster und Türen stehen offen, und es bläst ein Sturm, daß wir unsere Hüte festhalten müssen. Aber es ist ein heißer Wind, wir können kaum drin atmen. Wir sehen aus wie dunkle Päonien, und die Damen bekommen zu unserem Gaudium Blasen im Gesicht und komische dicke Nasen. Die Damen haben sich natürlich heute früh gewaschen. Aber solche Eitelkeit auf einer langen Eisenbahnfahrt rächt sich.

Petroleum- und Naphtazüge von Baku sausen an uns vorbei. Der Ölgestank verpestet noch obendrein die heiße Luft.

Auf der linken Seite draußen liegt Pjätigorok; wir halten an einer kleinen Station und setzen Kurgäste ab. Gott sei Dank, hier verläßt auch der Offizier den Zug; er kennt mich absolut nicht mehr; wir wollen nur ja machen, daß wir von Wladikawkas wegkommen, ehe er uns dorthin nachkommt!

In Pjätigorok, den fünf Bergen, sind Kurorte und Bäder. Die Berge stehen jeder für sich mit ihren fünf Gipfeln. Es gibt dort heiße Quellen bis zu 40 Grad, und Schwefelquellen, die so schwefelhaltig sind, daß, wenn man eine Weintraube einige Stunden lang in dieses Wasser legt, sich der Schwefel daran abkristallisiert und steife Zweige und Trauben von Schwefel bildet. Auf der Station werden derartige Raritäten feilgeboten.

In weiter Ferne sehen wir Schneeberge, die mit den weißen Wolken am Himmel fast in eins verschmelzen. Es ist wie ein Märchen, wie da diese gewaltigen Bergmassen aus der Steppe aufsteigen und in der Sonne glänzen.

Um sieben Uhr abends ist die Hitze gelinder geworden, die Kaukasusberge liegen zur Linken, und es wird kühler und kühler. Wir schließen allmählich die Türen im Zuge. Nach ein paar Stunden wird es so kalt, daß wir die Fenster schließen. Da

erscheint auf einmal der Stearinfleck auf meiner Jacke wieder, die Kälte macht ihn wieder sichtbar. Mein Fachmann war also doch ein Pfuscher, ein Blender gewesen.

Die Sonne ist längst am Horizont untergetaucht, die Berge sind weißlich-grün geworden, sie sehen in ihrer Unnahbarkeit und Majestät aus wie eine Welt für sich. Zinnen und Türme und Sättel und Minarets, alles in Schnee. Und wir Fremden lernen jetzt verstehen, was Puschkin, Lermontow und Tolstoi über den ersten Anblick dieser mystischen Herrlichkeit geschrieben haben.

Es dunkelt schnell. Wir nähern uns der Station Beslan, wo Ingenieurs umsteigen müssen, um direkt nach Baku zu reisen. Von da an müssen wir also alleine weiter. Der Mond ist aufgegangen, er ist im ersten Viertel, aber eine Menge Sterne sind auch angezündet. Die Bergmassen brüten die ganze Zeit uns zur Seite. Nach einigen Stunden bewölkt sich der Himmel, Mond und Sterne verschwinden, und es wird rabenschwarze Nacht. Mitten in dieser Finsternis sehen wir draußen auf der Steppe zwei mächtige Feuer; das sind Kalkbrennereien unter offnem Himmel. Dann und wann sprühen die Funken hochauf, Gestalten bewegen sich um das Feuer herum, Hunde bellen.

Bei der Station ist es ziemlich dunkel, nur hier und da gibt eine Laterne spärliches Licht, und wir können beim Abschied unsre Reisegefährten kaum sehen. Noch lange, nachdem der Zug nach Petrowsk und Derbent mit der Ingenieursfamilie abgegangen ist, wandern wir im Dunkel auf dem Bahnhof Beslan umher. Wovor stehen wir hier? Ja, wer das wüßte! Aber wen könnten wir fragen? Und wer könnte antworten? Über zwei Stunden gehen wir bei der Station auf und ab und gewöhnen uns mehr und mehr an das Dunkel, sodaß wir zuletzt ganz gut sehen. Ein betrunkener Bauer ist an einer Mauer umgefallen. Er schläft oder ist bewußtlos, und gibt kein Lebenszeichen von sich. Ein Herr mit Uniform und Band um die Mütze ordnet an, daß der Bauer weggebracht wird, und zwei Eisenbahnleute schleifen ihn an den Armen über den ganzen Perron in einen Winkel hinein. Er hat keine Hosenträger, Beinkleider und Weste klaffen über dem Bauch auseinander, und da sehen wir, daß er auch kein Hemd anhat. Und er wird fortgeschleppt wie ein Tier, wie ein Toter. Aber leider ist jetzt keine Zeit mehr dazu, ihm ein wenig zu helfen. Ein Zug braust vorbei und unsre Linie wird endlich frei, es pfeift und wir klettern eiligst in unser Coupé und fühlen, daß wir in die Nacht hinausrollen.

Nach anderthalb Stunden sind wir in Wladikawkas. Es ist halb zwölf. Wir haben drei Stunden Verspätung.

Wladikawkas. — Naßilschtschik! rufen wir ein paarmal. Endlich wird das Wort mit unserer Aussprache verstanden, ein Gepäckträger kommt. Er bringt unser Gepäck zu einem Iswoschtschik, einem Droschkenkutscher. Und der Iswoschtschik fährt uns nach der Herberge.

Es ist ein Uhr Nachts, aber das Gasthaus ist noch erleuchtet. Zwei Portiers mit goldgeränderten Mützen kommen uns vor dem Tor entgegen.

Sprechen Sie französisch? Njet. Deutsch? Njet. Englisch? Njet. Nur russisch, tatarisch, georgisch, armenisch und persisch. „Nur."

Wir steigen trotzdem ab, bezahlen den Kutscher und werden mit samt unserer Bagage auf Nr. 3 gebracht. Hier steht nur ein Bett. Wir bestellen durch Zeichen noch ein zweites Bett und man antwortet mit einem zustimmenden Nicken. Es ist spät, und wir sind hungrig, es heißt also, schnell ehe sich der Koch zur Ruhe begibt, etwas zu essen zu kriegen. Mein Reisekamerad läßt etwas von einer gründlichen Reinigung vorher verlauten. Ich kenne meine Pflicht und schlage ein wenig auf den Tisch, nein, erst mal essen und hinterher Tand und Putz und Eitelkeit. Und ich trumpfe meinen Willen durch.

Unten in der Wirtsstube bekommen wir gebratenes Hammelfleisch, Piroggen und Schtschi. Der Kellner kann russisch, er kann auch beer und meat auf englisch, aber gerade das können wir auch auf russisch, also nützt es uns gar nichts. Aber alles geht vergnüglich und nett. Nur das Essen ist merkwürdig teuer.

Nach dem Essen gehen wir aus. Es ist schon zwei Uhr nachts, aber drüben auf der andern Seite der Straße sehen wir noch eine Menge Obst- und Tabaksbuden offen. Wir gehen hinüber und kaufen uns Trauben.

Als wir nach Hause kommen, steht allerdings ein zweites Bett im Zimmer, aber gar nicht zurecht gemacht. Wir klingeln. Ein Mädchen kommt. Sie geht barfuß und ist auch sonst sehr leicht gekleidet der Hitze wegen. Wir geben ihr zu verstehen, daß mit dem zweiten Bett etwas vorgenommen werden müsse, und sie nickt und geht ab. Sie sagt kein Wort, so daß wir also nicht herausfinden können, welcher Sprache sie wohl mächtig sei, aber sie sieht mir aus, als müsse sie tatarisch können. Wir gehen in der Zwischenzeit wieder aus und kaufen wieder Obst, zwei große Tüten, um recht gut versorgt zu sein. Dann schlendern wir noch eine Weile draußen in der lauen Nacht umher.

Es ist pechfinster, aber an den offenen Buden, wo Obst und Tabak und warme Piroggen verkauft werden, hängen Lampen. In jeder Bude steht ein Lesghier oder Kiste oder was er nun sein mag, scharf bewaffnet und verkauft friedliche Trauben und Zigaretten, im Gürtel hat er Säbel, Dolch und Pistole. Unter den Akazien gehen Leute auf und ab, hier und da kauft einer etwas, die meisten aber gehen nur und summen vor sich hin und träumen stumm; ein paar sind unter den Bäumen stehen geblieben, und da stehen sie. Je weiter nach Osten man kommt, desto weniger sprechen die Leute. Die alten Völkerschaften haben das Stadium des Schwatzens und Lachens überwunden, sie schweigen und lächeln. Und das ist auch vielleicht das beste. Der Koran hat eine Lebensauffassung geschaffen, über die man keine Versammlungen halten, über die man nicht debattieren kann, deren Sinn aber ist: das Leben ertragen, das heißt Glück, später kommt's besser. Fatalismus.

Vor einer der Buden sitzt ein Mann und klimpert auf den Saiten einer Balalaika, einfach, unbestimmt, eine Musik aus dem fossilen Leben. Wir denken: Gott sei Dank, daß der Mann dasitzt und immer losklimpert. Er bereitet uns allen

eine kleine innige Freude damit, und da er nicht aufhört, so erfreut er wohl auch sich selber dadurch. Ein wunderliches Volk in einem wunderlichen Land! Es hat Zeit, zu spielen, und Talent, den Schnabel zu halten. Ein wahrer Segen, daß es solche Länder mitten in dieser Welt noch gibt! Und sie könnten keinen besseren Nachbar haben als den Slaven, denn der Slave hat selbst Saiten in der Brust. Als die Griechen um das Jahr 500 mit den Arabern Krieg führten, nahmen sie einmal eine feindliche Abteilung gefangen. Unter den Gefangenen waren drei Slaven. Sie trugen Guslen, Saiteninstrumente in den Händen. Das waren ihre Waffen.

Nun fängt der Musikant an, zu seinem Geklimper leise zu singen. Wir können kein Wort verstehen, aber die wiegende, halbheisere Innigkeit dieses Summens wirkt eigentümlich auf uns. Drachmanns „Sakuntala" kommt uns in den Sinn, das ist auch eigentlich nichts, gar nichts — nur ein goldener Strom. Dann und wann kommt einer der christlichen russischen Offiziere, die hier in Garnison liegen, vorüber. Er muß an all diesem Mohammedanismus vorbei. Aber er tut es ohne Unwillen, denn er ist Slave. Er kommt vielleicht aus seinem Klub und will nach Haus ins Bett. Aber der Lesghier geht nicht heim, er musiziert weiter in die Nacht hinein. Es ist weit gekommen mit uns Europäern, wir legen uns gern zu Bett, und unser Bett ist voll von Kissen. Wir sind sogar so weit gekommen, uns nach dem Winter zu sehnen, wenn wir ein paar Wochen Sommer gehabt haben, wir fühlen Behagen am Schnee, an dem starren Tod. Kein Mensch fühlt sich niedergeschmettert, wenn der Sommer vorbei ist, niemand fühlt ein Weh, niemand trauert, so verrückt, so unbegreiflich das auch scheinen mag. „Die schlimmste Verurteilung des Lebens ist es, daß niemand über dessen Tod trauert." Und wenn wir dann unsern Herzenswunsch wieder erfüllt sehen und den Winter wieder haben, dann kriechen wir nicht verzagt ins Winterversteck, was doch das natürlichste wäre, sondern wir arbeiten, zappeln und wühlen im Schnee. Und an den langen Abenden, wenn sich draußen vor Frost nichts Lebendes regen kann, dann heizen wir unsere Öfen und lesen. Lesen Romane und Zeitungen. Aber die alten Völker lesen nicht, sie sind die Nächte durch im Freien und klimpern Lieder. Da sitzt nun der Mann unter der Akazie, wir sehen und hören ihn spielen, — was ist das doch für ein Land! Als ein Barbarenkaiser europäisiert wurde, fing er an, Kaukasien als — Verbannungsort zu gebrauchen. Und er verbannte hauptsächlich Dichter dorthin.

Die Nacht verrinnt, aber so sind nun die Leute hier, zur Ruhe gehen sie doch nicht. Das Leben ist ihnen lieber als der Schlaf, sintemalen die Nacht auch warm und sternenbesät ist. Der Koran hat den Leuten nicht alles mögliche verboten, die Leute dürfen sich gern an Trauben laben, sie dürfen gern unter den Sternen singen. Die Waffen in den Gürteln hier haben eine Bedeutung, sie bedeuten Krieg und Herrlichkeit und Sieg und Trommeln. Aber die Balalaika hat auch eine Bedeutung daneben; sie bedeutet Liebe und wogende Steppe und säuselndes Akazienlaub. Als der letzte Krieg zwischen Griechen und Türken ausbrach, sagte ein türkischer Offizier als etwas ganz Selbstverständliches voraus, wer verlieren

würde. Und er setzte hinzu: O, Blut wird in die Ströme fließen, und Blut wird auf die Blumen kommen, so werden die Griechen fallen! Das las ich einmal irgendwo und es berührte mich durch die Sprache und die eigentümliche Vorstellung. Blut auf die Blumen! Ihr Herren preußischen Offiziere, wann sprächt Ihr so? ...

Als wir nach Hause kommen, sind die Betten allerdings in ihrer Art zurecht gemacht, aber es fehlen Waschwasser, Handtücher und Streichhölzer. Und eigentlich zurecht gemacht sind die Betten überhaupt nicht, über jedes sind nur schief ein paar Laken gebreitet. Meine Reisegefährtin streckt und glättet die Laken, allerdings weniger, weil sie selber großen Nutzen davon haben könnte, sondern mehr, um dem Mädchen diese edle Kunst beizubringen, also aus Liebe zur Sache. Die beiden gehen einander zur Hand, und da sie gegenseitig ihre Sprachen nachahmen, bekomme ich die seltsamsten Dinge zu hören. Wir machen der Magd den Vorschlag, uns nun auch noch Bettdecken zu verschaffen, weil nur Laken da sind, — sie geht und kommt zurück mit einer Decke. Wir bitten um noch eine Decke, eine für jedes Bett und das Mädchen bringt noch eine Decke. Nun war es also noch das Waschwasser; ob wir etwas Waschwasser bekommen könnten? Das Mädchen versteht keinen Mucks. Wir erklären es ihr mit Aufbietung aller unserer Kraft, und endlich geht ihr ein Licht auf, daß wir Wasser haben wollen. Aber diesmal sind wir die Blamierten. Das Mädchen setzt nur ihren nackten Fuß auf ein Pedal am Waschtisch, und gleich strömt das Wasser als Strahl in das Waschbecken hinein. So sind die Waschtische hier eingerichtet; in Rußland wäscht man sich immer in fließendem Wasser, das hätten wir von Moskau her noch wissen müssen. Ihr Fremden wascht Euch ja in Eurem eigenen Schmutz, sagt der Russe. Nun aber zu allerletzt noch die Handtücher, ob wir auch Handtücher bekommen könnten? Das Mädchen geht und kommt wieder mit einem Handtuch. Ob wir um noch eins bitten dürften? Das Mädchen bringt noch eins. Streichhölzer habe ich selbst in der Tasche, so, nun nicken wir dem Mädchen einen Gutenachtgruß zu und schließen hinter ihr zu, um sie los zu sein.

Die lange Eisenbahnfahrt hat die verschiedenen Teile in unsern Köpfen durcheinander geschüttelt, eine Menge loser Gegenstände tanzen da drinnen herum, wir fahren noch immer; ich fühle noch obendrein eine kleine Zugabe von Mattigkeit, Unbehagen und Fieber. Das wollen wir schon durch ein Schnäpschen kurieren, sage ich. Und ich ergreife die Gelegenheit beim Schopfe, Kognak in ein Bierglas zu gießen.

Nach einer Stunde wache ich wieder auf durch die drückende Hitze im Zimmer, und nun wird mir klar, daß ich beileibe keine Decken hätte verlangen sollen. Ich schlafe wieder ein, diesmal nur mit dem Laken über mir. Gegen fünf Uhr wache ich wieder auf, weil ich friere und nun wird mir klar, daß ich die Bettdecke beileibe nicht hätte abwerfen sollen. Kurz und gut, ich hatte den Anfang des kaukasischen Fiebers bekommen und mußte eine unruhige Nacht verbringen.

Ach, ich sollte noch viele solche Nächte verbringen.

Fortsetzung folgt.

Aufgaben der Kunstgeschichte/ von Freiherr Eberhard von Bodenhausen

Wie jede Wissenschaft, so ist auch die Kunstgeschichte dem Wandel unterworfen. In dem vorwiegend historischen Charakter des 19. Jahrhunderts lag es begründet, daß auch die Kunstgeschichte ihre Aufgabe vorwiegend historisch auffaßte und daß sie zu dem wurde, was ihr Name besagt, zu einer Darstellung der Geschichte der Kunst. Die Aufgabe war groß und sie ist groß und glänzend gelöst worden. In das Chaos der auf uns gekommenen Werke bildender Kunst ist in bewundernswerter Weise Klarheit gekommen. Die Männer der reinen Wissenschaft, als die Lehrer an den höheren Bildungsanstalten und die Männer vorwiegend der Praxis, denen unsere Museen ihre Ausgestaltung verdanken; sie alle arbeiteten an der gemeinsamen Aufgabe, sie alle haben zusammengewirkt, um ihre Wissenschaft zu einer Höhe zu erheben, von der aus sie zu einem der bestimmenden Faktoren in unserem Geistesleben geworden. Ihre Vertreter leben mit dem, was sie lehren, in dem Bewußtsein ihrer Zeitgenossen in stärkerem Maße, als die Vertreter vieler anderer Zweige der Wissenschaft. Ihre Stellen gehören zu den exponiertesten, ihre Worte zu denen, auf die man zumeist hört. Das beweist, daß sie es verstanden haben, mit ihrer Zeit in lebendigem Kontakt zu bleiben. Und es zeugt weiter für den Umfang, den das Interesse an den Erscheinungen der bildenden Kunst bei uns angenommen. Keine andere Periode unserer Kulturentwicklung kann hier den Vergleich aushalten. Dieses gewaltige Interesse, das alle unsere Museen, alle unsere Ausstellungen füllt und die Kunstliteratur zu unerhörtem Umfang anschwellen läßt, ist eines der sichersten Merkzeichen dafür, daß unsere bildende Kunst in der Aufwärtsbewegung begriffen ist. Und hier nun erwächst dem Kunsthistoriker die schönste Aufgabe, die über jene erste notwendige Grundlage historischen Wissens weit hinausweist: zum Führer zu werden für die anderen in allen Fragen, die die bildende Kunst unserer Tage an uns richtet.

Jener erste Teil der Aufgabe, der die Darstellung des Historischen in der Kunst zum Gegenstand hatte, kann im wesentlichen als gelöst gelten. Zwar, wer in das innere Getriebe hineinsieht und die Fülle auch rein historischer Probleme gewahrt, die hier noch zu lösen sind, der mag vielleicht anderer Meinung sein. Ganze Gebiete harren noch ihrer Klärung. Es fehlt uns an einer Geschichte der Schwäbischen Malerei. Das ganze 15. Jahrhundert in Deutschland und Frankreich ist noch nicht hinreichend untersucht. Eine Reihe anderer Beispiele ließe sich nennen. Am schwersten wiegt es, daß alles, was an Malerei und Skulptur diesseits Rembrandt und Velasquez liegt, noch ganz ungenügend berücksichtigt ist. Hier harrt des Historikers noch eine große Aufgabe. Im allgemeinen aber stehen die Ergebnisse fest

und es ist nur eine folgerechte Entwicklungserscheinung, wenn überall da, wo ein sicherer Boden geschaffen ist, der Ästhetiker den Historiker abgelöst hat und die Kunstgeschichte auf dem Wege ist, ihre Aufgabe vorwiegend in einer Wertung der gewonnenen Ergebnisse zu sehen. Damit wendet sich der Kunsthistoriker unmittelbar an einen jeden von uns, er tritt zu uns in eine lebendige Beziehung. Der Kontakt mit dem Leben ist hergestellt, indem wir in ein erlebtes Verhältnis zu den Kunstwerken der Vergangenheit gebracht werden. In diesem Sinne gefaßt liegt der entscheidende Unterschied zwischen dem Kunsthistoriker und dem Laien darin, daß jener, über das Genießen des Kunstwerks hinaus und zurück, zergliedernd den Gründen nachgeht, die dieses ästhetische Genießen bedingen. Primär natürlich muß immer das Erlebnis vor dem Kunstwerk bleiben. Das ist die große Gefahr für den Kunsthistoriker, daß vor lauter Analyse die Kunst ihm schließlich verloren geht. — „Der Kunstgeschmack kann leicht wegstudiert werden. Einmal vertrieben kommt er selten oder spät wieder" (Herder). — Nur wenn die Analyse auf eigenem Erlebnis fundiert ist, wird sie sich auch anderen als Leben mitteilen können, dann aber ist sie von entscheidendem Wert und um so wertvoller und wirkungssicherer, je bewußter sie das Ziel im Auge behält — das wichtigste neue Ziel der Kunstgeschichte —: zu dienen der lebenden Kunst.

Mitten hinein zu stehen in das atmende, drängende Leben der Gegenwart, Werte der Vergangenheit zu neuem Leben zu wecken, daß sie den Weg uns weisen zu Werten der Gegenwart, das ist die große Aufgabe. Daß unsere Kunsthistoriker diese Aufgabe begriffen haben, sichert ihnen die Stellung, die sie heute einnehmen. Differenzen im einzelnen sind irrelevant und bringen nur vermehrtes Leben in den großen Organismus. Die Wissenschaft nicht um der Wissenschaft, sondern um des Lebens willen. Oder, wie Goethe es ausgedrückt hat: „Übrigens ist mir alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne unmittelbar zu beleben." In diesem unmittelbar belebten und „belebenden", wie es von unserer Kunstgeschichte ausgeht, und in sehr verstärktem Maße noch wird ausgehen müssen, liegt das Moment, das den Kunsthistoriker vom Akademiker scheidet. Der Akademiker findet sein Verhältnis zur Kunst der Vergangenheit darin, daß er gewisse Epochen und Persönlichkeiten herausgreift, ihre Schöpfungen ausgibt als etwas Endgültiges und schlechthin Vorbildliches und den entscheidenden Maßstab erblickt für den Wert aller neuen Kunstwerke in möglichster Annäherung an das Vorbild. Er hat es nicht gelernt, sich den „Gegenständen unterzuordnen". Von ihm gilt das Goethesche Wort, daß er „mit starrem Eigensinn strebt, seine kleinliche Einseitigkeit in die höchsten Werke der Kunst zu übertragen." Der Kunsthistoriker dagegen sucht in die unendliche Mannigfaltigkeit der überkommenen Kunstwerke sich nachschaffend einzufühlen und je weiter er sein Gebiet umfaßt, je tiefer sein Verständnis dringt, um so klarer erkennt er, daß es endgültige Werte so wenig gibt in der Kunst, wie im Leben und daß in der Kunst, wie sie zu unserer Kultur herleitet, den höchsten Wert hat allein die stets neue, ganz individuelle Persönlichkeit.

Vor der Persönlichkeit lernt er sich beugen. Ihr lernt er dienen. Jeder Verkehr

übt ja auf uns seinen bestimmenden Einfluß aus. Der Kunsthistoriker ist immer in der Gesellschaft von Königen; und wenn er das Maß für ihre Größe in sich trägt, so wird er vor allen anderen Dingen Bescheidenheit lernen und die große Ehrfurcht vor der Macht aller Persönlichkeit. Und diese Ehrfurcht wird er mit hinein nehmen in das Leben und sie wird ihm zur Seite stehen, wenn unter den Lebenden eine Gestalt eigenen Stempels ihm entgegentritt. Sein durch die Fülle nacherlebter Künstlerpersönlichkeiten gereiftes Verständnis, sein vor ihren Werken geschärfter Blick werden ihm hier zum zuverlässigen Wegweiser. Und darum kann er auch anderen als Führer dienen. Dafür, daß ein lebendiges Verständnis alter Kunst Auge und Herz weit macht für alles, was in der Kunst nach Leben ringt, dafür ist der Beweis erbracht. Nur über die Art, wie dieses Verständnis anderen mitteilbar zu machen ist, darüber gehen die Meinungen auseinander. Hier wird die Kunstgeschichte immer wieder nach neuen Wegen suchen müssen, um dieser ihrer wichtigsten Aufgabe gerecht zu werden.

Daß die ausschließlich historische Betrachtung hier völlig versagt, ist selbstverständlich. Sie findet ihr Ziel in sich selbst. Die immer mehr in den Vordergrund tretende ästhetische Wertung bedeutet einen entscheidenden Schritt vorwärts in der gewollten Richtung. Weiter aber werden wir erwarten müssen, daß die Kunstgeschichte, um sich konsequent in den Dienst des Lebens zu stellen, die Berührung mit der lebenden Kunst sucht und nicht wieder aufgibt. Sie wird von Anschauungen auszugehen haben, die unsere heutigen sind, von der modernen Raumanschauung, von der modernen Bewegungsdarstellung, von den Farbenproblemen, wie sie uns bewegen; und sie wird von hier aus das Verständnis gewinnen für die Probleme der Vergangenheit, deren Erkenntnis dann wieder klärend auf die Kunst unserer Tage zurückwirkt. Daß für ein derartiges Verständnis in allererster Linie formale Fragen entscheidend sind, ergibt sich aus solcher vergleichenden Betrachtung von selbst. Und daß auf dem so entscheidend wichtigen Gebiet formalen Kunstverständnisses trotz aller Handbücher und Führer noch sehr viel zu tun ist, kann jeder Besuch lehren in jedem Museum der Welt. Die Ratlosigkeit der großen Mehrzahl der Besucher springt in die Augen. Und dabei ist das Interesse so rege und das Streben nach Verständnis so lebendig. Es gilt eben diesem Interesse immer mit den rechten Mitteln zu begegnen und das Streben nach Verständnis in die rechten Bahnen zu lenken. Wie oft erklingt die Frage: was soll ich lesen, um mich kunsthistorisch zu bilden? Man verweist dann auf die wenigen Bücher, die wir von Künstlern selbst haben und auf die guten Werke unserer kunsthistorischen Literatur. Aber wie wenige haben die Zeit, um Werke zu lesen, wie Bodes Studien, Justis Velasquez, Thodes Franz von Assisi, Wölfflins Klassische Kunst, oder Schmarsows Masaccio! Und mit dem Lesen ist es nicht getan. Ohne die lebendige Anschauung sind selbst diese Bücher tot. Die Anschauung bleibt Hauptsache. Und hier nun ist es eine der allerersten Aufgaben der Kunstgeschichte, von lebendigsten Gesichtspunkten aus Handbücher zu schaffen, die

vor den Kunstwerken selbst als Ratgeber dienen wollen, als Führer, die nicht totes Wissen übermitteln, sondern lebendiges Sehen, die die Augen hell machen und die Herzen weit. Was die deutsche Wissenschaft nach dieser Richtung geleistet, steht turmhoch über verwandten Leistungen anderer Nationen. Man denke an den Cicerone für Italien, der den Zugang zur italienischen Kunst großartig und entscheidend beherrscht. Eine wertvolle Ergänzung hat dieses Standard-Werk neuerdings gefunden in dem „Modernen Cicerone", der von neuen Gesichtspunkten aus für die wichtigsten Kunststätten als Führer dienen will.

Der erste Band behandelt Florenz. Wie ist hier die Aufgabe angefaßt? Diese Frage gehört zu denen, die für unsere ganze Kulturentwicklung von Wichtigkeit sind. Nun kann man diesem glänzend geschriebenen und geistvoll behandelten Werk rückhaltlose Anerkennung zollen und darf doch lebhaft bedauern, daß es grundlegenden formalen Problemen, die gerade in Florenz ihre Lösung gefunden haben, nicht die genügende Beachtung schenkt. Über die Entstehungszeiten der Kunstwerke, über deren Veranlassung und Inhalt, über ihren Zusammenhang mit dem Leben ihrer Zeit werden wir auf das beste unterrichtet. Niemand möchte dieses Material missen. Erst dadurch gewinnt diese Kunst volle Lebendigkeit und zieht uns mitten hinein in all die bewegten und bewegenden Momente, die ihre Entstehung umgeben. Dieses Interesse aber findet Ziel und Ende eben in jener Zeit selbst. Während die rein künstlerischen, formalen Elemente jener Kunst weit darüber hinaus weisen, nach rückwärts und nach vorwärts; daher von hier aus das Interesse an der Kunstentwicklung von Florenz so aktuell ist, wie das lebendigste unter den Problemen der Gegenwart. Und hier beschränkt sich der Führer auf kurze Hinweise, auf Anregungen, denen nachzugehen der großen Mehrzahl seiner Leser nicht möglich ist.

Gerade über eine der Fundamentalfragen aller Malerei, über die Frage nach der Raumgestaltung, kann man sich nirgends besser unterrichten, als in Florenz. Wann und wie ist der Malerei das Raumproblem entstanden? Wie hat es sich entwickelt? Welche Mittel haben zu dessen Bewältigung gedient? Das sind Fragen, wie sie gerade dort sich aufdrängen und wie sie nirgends besser eine Antwort finden. An solchen leitenden Fragen gilt es, den Gang der Kunstgeschichte sich klar zu machen. Lebendigkeit und Aktualität der Kunstbetrachtung ergeben sich dann von selbst.

Treten wir zum erstenmal vor eine Schöpfung Giottos oder seiner Schule, so fühlen wir uns einer fremden Welt gegenüber. Die meisten, wenn sie ehrlich sind, gehen vorüber, selbst wenn ihnen der Führer sagt, das sei monumentale Kunst, von Schaustellung sei nirgends die Rede, alles beruhe auf innerer Notwendigkeit und der Maler habe keine andere Absicht gehabt, als die eine, sein Thema ergreifend vorzuführen. „Das ist nur für Kenner, für Fachleute" — hört man dann immer wieder vor solchen Werken sagen. Der Führer also hat seine Aufgabe nicht gelöst. Einigen gelingt es dann, sich in die psychologischen Vor-

gänge einzufühlen. Für eine große Anzahl gerade der eifrigsten Freunde der Kunst bildet ja die Darstellung psychischer Vorgänge deren nahezu ausschließliches Thema. Dann aber bleibt das Befremden über die steife Haltung. Unbewußt ist uns die momentan erfaßte Bewegung geläufig als eines der entscheidenden Kunst-Probleme unserer Zeit. Die erstarrte Ruhe und die vereinfachte typisierte Geberde sind uns fremd. Hier muß die Erläuterung einsetzen, damit es nicht abgetan sei mit dem Schlagwort der „monumentalen" Kunst. Denn monumental ist Degas wie Giotto und Monumentalität ist nicht gleichbedeutend mit Ruhe. Man gehe nach Hamburg und sehe dort, wie auf Liebermanns zitternd lebendigem Bild der Polospieler Pferd und Reiter, in blitzartiger Bewegung erfaßt, auf uns zustürmen. Auch das ist schlechthin monumental und ist doch in jeder Beziehung strikteſter Gegensatz zu Giotto. Auch so aber ist der für die Fremdartigkeit des Eindrucks in erster Linie entscheidende Punkt noch nicht gefunden. Und hier tritt nun die Raumfrage in ihr Recht.

Für uns ist das Räumliche im Bild zu etwas schlechthin Selbstverständlichem geworden, die Voraussetzung, auf der alles andere erst aufbaut. Daß Liebermann in jenem Bild eine Raumgestaltung schafft, ist selbstverständlich. Was hier in erster Linie gewollt ist, das ist die Bewegungs-Impression; daß diese dann weiter im raumgestaltenden Sinne Verwendung findet, ist erst sekundär. Wir können keine Photographie in die Hand nehmen — von selbstverständlichen Ausnahmen abgesehen — ohne daß der Eindruck einer bestimmten Räumlichkeit uns übermittelt würde. Die Photographie nennen wir instinktiv schlecht, die infolge ungünstiger Wahl ihres Aufnahmepunkts irgend welche räumliche Unklarheit aufkommen läßt. Für die Kunst ist die Bewältigung des Räumlichen schon seit Jahrhunderten nicht mehr Ziel, sondern nur noch Mittel und für die Kunst unserer Tage, deren Ziele anders gesteckt sind, ist die Räumlichkeit etwas so absolut Selbstverständliches, daß sie darüber hinaus des Räumlichen zuweilen schon nicht mehr achtet und über dem Streben nach einheitlich und momentan erfaßter Bewegung oder nach reinem Farbenzusammenklang das Räumliche vernachlässigt. So sind etwa Degas — einer der größten Raumkünstler aller Zeiten — und Gauguin diesseits der Forderung nach klarer Räumlichkeit zur Darstellung der Bewegung oder der Farbe in einer der Ebene genäherten Raumlosigkeit gelangt, wie sie sie jenseits jener Raumdarstellung ähnlich — freilich wieder mit fundamentalen Unterschieden — die Kunst von Mykenae und die Kunst der Japaner angestrebt hatte. Darüber aber vergessen wir leicht, daß es Zeiten gab, in denen die Darstellung des Raumes eines der wesentlichsten Ziele der Malerei bildete und daß es darüber hinaus und zurück Zeiten gab, in denen das Problem als solches noch gar nicht gestellt war. So durch die ganze Antike hindurch.

Schiebt man hier das Wörtchen „noch" ein, so gilt es, sich darüber zu verständigen, daß dieses „noch" lediglich zeitbestimmend gemeint ist und nicht wertvergleichend, daß nicht eine Unterordnung einer Kunstepoche unter die andere beabsichtigt wird. Denn die Kunst ist überall am Ziele. Nicht welche Probleme sie sich

stellt, kann über ihren Wert entscheiden, sondern allein, wie sie die gestellten Probleme löst.

Auch für Giotto aber lagen die Ziele seines künstlerischen Schaffens so, daß die einheitliche Raumdarstellung ausgeschlossen blieb. Und wer hier nicht klar sieht, wird seinen Schöpfungen nie völlig nahe kommen können.

Man rufe sich seine Darstellung von Gebäuden ins Gedächtnis. Nahezu ausnahmslos stehen sie über Eck, zeigen uns also so viel Fläche als möglich, springen so wenig als möglich in die Tiefe zurück. Wo ein Innenraum dargestellt wird, fehlt die Einheitlichkeit des Augenpunktes, ein für unser modernes Auge zunächst selbstverständliches Erfordernis jeder Malerei. Immer laufen die Linien der Architektur so, daß deren Einzelglieder möglichst verdeutlicht werden. Nicht also auf den die Architektur umgebenden Freiraum kommt es Giotto in erster Linie an, oder auf den durch sie gebildeten Innenraum, sondern auf ihre den Raum erfüllenden und umschließenden Einzelteile. Nicht das Bauwerk als solches springt in die Augen, sondern dessen Teile.

Diese sind es, die an die Phantasie des Beschauers appellieren und Erinnerungsvorstellungen wecken an Bauten der Wirklichkeit. Und im gleichen Verhältnis, wie hier die Teile zum Ganzen, so stehen wieder die Bauten zum Ganzen des Bildes; nicht als Darstellungen der Wirklichkeit, sondern als deren Symbole. Ihre Größenrelation zur menschlichen Figur entspricht nirgends der der Wirklichkeit. Gebäude und Bäume sind durchgehend von etwa doppelter Höhe der menschlichen Figur, die Innenräume oft noch niedriger. Deutlicher kann es nicht gesagt werden, daß hier der Raum als Ganzes keine Rolle spielt und keine Rolle spielen soll. Was hier im Vordergrund steht, das ist der Mensch, der Mensch als Erscheinung und vor allem als beseeltes Wesen. Alles andere tritt dagegen völlig zurück und ist diesem Thema absolut untergeordnet. Ganz gewiß ist Giotto eine der gewaltigsten Persönlichkeiten der Kunstgeschichte auch im Hinblick auf die künstlerische Bewältigung der Erscheinungswelt; auch hierin ein Neuerer größten Stiles. Immer aber nur im Hinblick auf deren Relation zum Menschen; immer nur, um deren völlige Unterordnung unter den Menschen sinnenfällig zum Ausdruck zu bringen. Alle Räumlichkeit ist an diese Erde gebunden, ist erdgeboren und erdverhaftet; der Mensch aber auf dieser Erde nur Gast und Wanderer. So werden deren Erscheinungen nur zu Symbolen, deren im einzelnen der Wirklichkeit entnommene Darstellungen nicht als Mittel gewollt sind zur Anregung und Verdeutlichung von Raumvorstellungen, sondern als Elemente zur Lokalisierung bestimmter Vorgänge. Der starke Wirklichkeitssinn Giottos, seine hingebende Liebe zu den Erscheinungen der Natur haben diese Grenze nie überschritten. Die anthropozentrische Weltauffassung hat für das Verhältnis von Mensch und Welt einen gewaltigeren künstlerischen Ausdruck nie gefunden. Der menschliche Vorgang in seinem psychischen Ausdruck, in seiner psychischen Veranlassung und Wirkung bildete das durchgehende Thema seiner Kunst, alles andere ist accessorisch und dient zur Lokalisierung und Verdeutlichung des Vorgangs. Für diese Accessorien, aber auch

nur für sie, gilt das Wort von der „erzählenden" Kunst Giottos — im Gegensatz zu einer Gestaltung im Sinne der Wirklichkeit. In dem psychologischen Wertausdruck seiner menschlichen Figuren und in deren Unterordnung unter ein Gemeinsames und Herrschendes liegt die auch formal zum Ausdruck gebrachte Einheit seiner Kunst. Zu einem völligen Erfassen aber dieser Einheit ist zunächst die negative Erkenntnis erforderlich, daß eine der uns heute als selbstverständlich geltenden Einheiten des malerischen Schaffens, die Einheit des Raumes, hier nie angestrebt war.

Hundert Jahre lang hat die italienische Kunst in immer neuen Abwandlungen in analoger Weise die Fragen gestellt und beantwortet. Dann kam Masaccio.

Mit ihm hält das Problem der Raumdarstellung seinen Einzug in die Geschichte der Malerei und bedeutet einen der ganz entscheidenden Wendepunkte dieser Kunst. Vor seinen Bildern zuerst spricht der Cicerone für Italien, und mit vollem Recht, von einer naturwahren Räumlichkeit. Freilich gilt das Wort im vollen Umfange nur für seine letzten Werke, während in seinen früheren Schöpfungen die naturwahre Räumlichkeit immer nur für bestimmte Teile und Gruppen der Darstellung, nicht aber für deren Ganzes angestrebt ist. Gerade solcher Kunstentwicklung von entscheidender Bedeutung gilt es vor den einzelnen Werken liebevoll nachzugehen. Auch bei Masaccio ist die zentrale Betonung des Themas Mensch absolut herrschend. Bei ihm, der das räumliche Problem aufnimmt, gelangt diese Vorherrschaft darin zum Ausdruck, daß er die menschliche Gestalt als Träger seiner Raumdarstellung verwendet. In zweifachem Sinne schon weiß er sie sich nach dieser Richtung dienstbar zu machen. Einmal gestaltet er sie in sich tiefenanregend und tiefesuchend. Die nackte männliche Figur auf der Taufe in der Brancaccikapelle wirkt in ihrer plastischen Modellierung und in ihrer Schrägstellung in die Tiefe gleichzeitig raumausfüllend und raumumflossen. Der in der Verkürzung gesehene Engel auf der Paradiesvertreibung scheint aus der Tiefe des Weltalls aufzutauchen, ähnlich schon wie hundert Jahre später die Gestalten Michelangelos. Weiter aber schafft Masaccio durch die Art der Gruppierung seiner Gestalten festumrissene Raumausschnitte. Man denke an die Gruppe der Knieenden vor dem thronenden Petrus in der Brancaccikapelle. Oder man trete vor die Anbetung der Könige in der Berliner Galerie. Hier sind um ein ideelles Raumzentrum herum eine Anzahl von Figuren sitzend, knieend und stehend so angeordnet, daß die Vorstellung eines durch diese Gruppe gebildeten und von ihr erfüllten Raumgebildes uns auf das Deutlichste übermittelt wird. Sobald wir nun aber weiter aus dieser Gruppe heraustreten, werden die Wirklichkeitsrelationen aufgehoben und die Raumvorstellung wird damit unterbrochen. Wollte Maria aufstehen, so würde sie das Dach der Hütte hinter ihr weit überragen und wollten die Verehrenden die neben ihnen stehenden Pferde besteigen, so müßten ihre Füße nahezu am Boden schleifen; — ähnlich wie am Parthenonfries, wo auch nicht Wirklichkeitsdarstellung das künst-

lerische Ziel bedeutet, sondern rhythmische Verwendung der der Wirklichkeit entnommenen Formen. Die Vorstellung eines einheitlich-naturähnlichen Raumes ist mithin hier nicht angestrebt. Noch ist alles andere sekundär, der Mensch absolut primär. Aber schon ist seine absolut absorbierende Vorherrschaft gebrochen; der erste Schritt ist getan, ihn einzubegreifen und einzugliedern in die Welt der Wirklichkeit, er tritt in die Erscheinung raumerfüllend und raumumgebend. Das Interesse am Raum aber ist nur insoweit wach, als dieses im unmittelbaren sinnenfälligen Zusammenhang steht mit dem Thema Mensch; dieser allein dient jenen als Träger und Gestalter. Am deutlichsten tritt dies in der „Schattenheilung" der Brancaccikapelle zu Tage. Hier ist die Luftzirkulation, in die hinein uns die gewaltige Gruppe von Petrus mit den Kranken stellt, wie abgeschnitten oberhalb der Köpfe. Die gegebene Größenrelation zwischen Figuren und Gebäuden wirkt hier sofort im Sinne einer Hemmung der Raumvorstellung. Auf der „Erweckung der Thabita" ebendaselbst sind es wieder in erster Linie die menschlichen Figuren der vorderen Gruppen, die als raumgestaltende Elemente wirken. Es ist erstaunlich, mit welcher Kraft Masaccio sie in diesem Sinn zu verwerten weiß, mitten hindurch durch die ganz unwirklichen, erzählenden, accessorischen Gebilde der Vordergrundarchitektur. Hätte er der Architektur die gleiche raumbildende Bedeutung verliehen, wie den Figuren, so wären diese ihrer sinnenfällig dominierenden Stellung entkleidet gewesen. Nun werden wir aber durch zwei der genannten Gruppen hindurch bis zu einer Hintergrundgruppe kleinerer Figuren in die Tiefe geführt und daran vorbei dann bis zu einer den Hintergrund abschließenden Häuserreihe, die an zwei Stellen durchbrochen ist von je einem in die Tiefe führenden Straßenzuge. In dieser staffelförmigen Vertiefung liegt also die Absicht einer Raumgestaltung, in deren Dienst neben der menschlichen Gestalt weiterhin architektonische Gebilde bewußt Verwendung finden. Die erzählende Darstellung hat sich hier auch für die Accessorien in eine der Wirklichkeit nachgestaltende umgewandelt; daher diese nunmehr im Sinn einer — naturähnlichen — räumlichen Einheit des Ganzen wirken. Da aber die Vordergrundaccessorien, wie gesehen wurde, diese Einheit wieder aufheben, so war eine solche als durchgehend nicht beabsichtigt. Jene mit architektonischen Elementen gegebene Raumanregung bedeutet daher auch nicht den Raum, der die Gruppen der eigentlichen Darstellung umfängt und in dem sie sich bewegen; sie bedeutet vielmehr den räumlich gebildeten Hintergrund, gegen den sie sich abheben. Hier liegt einer der Punkte, in dem Masaccio bei allen fundamentalen Unterschieden sich berührt mit seinem größten Zeitgenossen unter den Malern, mit van Eyck.

Gerade bei Masaccio ist es von entscheidender Wichtigkeit, in erster Linie den Elementen nachzugehen, die der Vorstellung eines Raumganzen entgegenwirken. Denn auch da, wo der Künstler den großen Schritt getan — einen der größten der ganzen Kunstgeschichte — auf die Darstellung eines Raumganzen loszugehen — Kreuzigung San Clemente Rom und Zinsgroschen Brancaccikapelle — sind jene Elemente nicht ganz unterdrückt. Soweit hier noch einzelne Größenrelationen als unwirklich gegeben sind, wirken sie zwar nicht mehr im Sinn einer Hemmung der

Raumvorstellung, lassen aber erkennen, daß das Raumganze nicht als ein gesehenes, sondern als ein in ganz bestimmtem Sinne aus einzelnen Elementen zusammengesetztes gewollt war. Diese Erkenntnis aber ist unerläßlich zum lebendigen Verständnis des Meisters und seiner Großtat. Ohne Abbildungen läßt solche Untersuchung sich nicht weiter vertiefen, auch nicht weiter verfolgen über Mantegna hinaus bis zu Leonardo. Aber jeder, der nach Florenz kommt, sollte gerade dort über diese Fragen sich Klarheit zu verschaffen suchen.

Und in diesem Sinne steht der Kunstgeschichte noch ein weites Feld offen. Wo zum Beispiel hört die Kunst auf zu erzählen? Wo liegen die Grenzen zwischen erzählender und gesehener Darstellung? Welcher Meister zuerst stellt ein Bild dar als eine gesehene Einheit im Gegensatz zu einem aus gesehenen Einzelheiten zusammengesetzten Bildganzen? Von Velasquez führt hier der Weg zurück über Greco bis zum älteren Breughel und Hieronymus Bosch, vorwärts über Guardi und Goya bis zu Manet und Whistler. Und hier taucht dann gleichzeitig die für eine lebendige Kunstbetrachtung vielleicht wichtigste Frage auf: nach dem Wandel des Verhältnisses von Inhalt und Form. Geht man diesem Problem nach, so wird es bald deutlich, daß die Steigerung des Formalen, die zunehmende Verdrängung des Inhalts zu Gunsten eines verstärkten Interesses an der Form, eine steigende Verinnerlichung der Kunst bedeutet, und nicht, wie oft geglaubt wird, deren zunehmende Veräußerlichung; und Monet, der denselben Heuschober zehnmal darstellt unter stets wechselnder Beleuchtung, tritt auf die gleiche Wertstufe wie Dürer, der kraft seiner gewaltigen schöpferischen Phantasie ein und derselben Passionsdarstellung eine zehnfache Gestaltung verleiht.

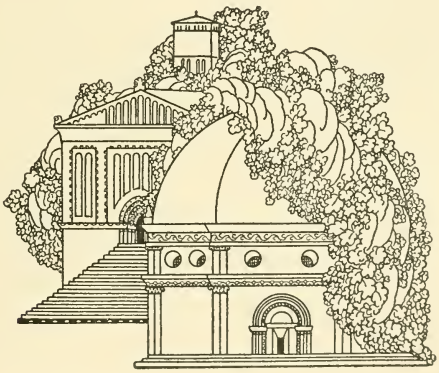
Und weiter! Welche Phasen durchläuft die Bewegung? Warum ist der alte Breughel das bahnbrechende Genie für unsere heutige Bewegungsdarstellung? Und warum leitet der Weg von ihm bis hin zu Degas, Liebermann und Ludwig von Hofmann nicht über Velasquez oder Rembrandt, sondern über Rubens?

Und nun gar das Licht; wie es gespiegelt und gebrochen wird von den tausend Objekten, denen es auf seinem Weg begegnet; von dem silbrigen Glanz eines venezianischen Herbsttages bis zu der satten Farbenpracht schwer fallender Stoffe. Wie hat man das gesehen und wie sehen wir es heute? Und welche Bedeutung nehmen Licht und Farbe an bei der Raumgestaltung, bei der Bewegungsdarstellung? Für uns heute sind Licht und Farbe eins; alles Licht ist Farbe und alle Farbe ist Licht. Aber es hat lange gedauert, ehe man es so sah. Viel früher hat die Kunst in das Bereich ihrer Darstellung das gebrochene Licht aufgenommen — die Farbe — als das relativ ungebrochene Licht der atmosphärischen Erscheinungen und der glänzenden, spiegelnden Körper. Wieder ist es Masaccio, der auch hier entscheidend wirkt, indem er das farblose Licht in die Kunst einführt, als ein neues Einheitsmittel zwar, aber als ein der Farbe feindliches Prinzip. Mit ihm setzt der Dualismus und damit auch der Kampf von Licht und Farbe ein, der von da ab in immer neuen Abwandlungen den Entwicklungsgang der Malerei erfüllt bis tief hinein

in unsere Tage; bis dann mit der Entdeckung, daß Licht und Farbe eins sind, der Malerei ein neuer Einheitswert entstand und der Kunstgeschichte eine neue Epoche. So gesehen erhalten lebende Kunst und historische Kunst in ihren gegenseitigen Relationen ein Interesse von solcher Aktualität, daß die Probleme des Masaccio, des Piero della Francesca und Leonardo uns ebenso lebhaft und unmittelbar bewegen, wie die eines Menzel, eines Claude Monet oder eines Signac.

Und das sollte das Ziel sein aller neuen Kunstbetrachtung: zu überbrücken all die Gegensätze von alt und modern; aufzudecken die tausend Fäden, die Vergangenheit und Gegenwart verbinden, die aus jener herüber- und aus dieser zurückleiten, und so zu finden und zu lehren, wie aus den tausend Mannigfaltigkeiten der Erscheinung heraus die großen Einheiten sich auslösen, die die Kunst aller Zeiten als einen großen zusammenhängenden Organismus erkennen lassen.

Auf diesem Wege wird die Kunstgeschichte immer gerechter werden ihrer Kulturmission: vor Werken, deren Autorität außer Frage steht, unserem Auge die Erziehung zu geben, deren wir zu der schweren und verantwortungsvollen Aufgabe bedürfen, vor dem die Probe zu bestehen, was heute aus unserer Mitte heraus zum Leben ringt.



Schwüle Tage/ von E. Graf Keyserling

Schon die Eisenbahnfahrt von der Stadt nach Fernow, unserem Gute, war ganz so schwermütig, wie ich es erwartet hatte. Es regnete ununterbrochen, ein feiner, schiefniedergehender Regen, der den Sommer geradezu auszulöschen schien. Mein Vater und ich waren allein im Coupé. Mein Vater sprach nicht mit mir, er übersah mich. Den Kopf leicht gegen die Seitenlehne des Sessels gestützt, schloß er die Augen, als schlafe er. Und wenn er zuweilen die schweren Augenlider mit den langen, gebogenen Wimpern aufschlug und mich ansah, dann zog er die Augenbrauen empor, was ein Zeichen der Verachtung war. Ich saß ihm gegenüber, streckte meine Beine lang aus und spielte mit der Quaste des Fensterbandes. Ich fühlte mich sehr klein und elend. Ich war im Abiturientenexamen durchgefallen, ich weiß nicht durch welche Intrigue der Lehrer. Bei meinen bald achtzehn Jahren war das schlimm. Nun hieß es, ich wäre faul gewesen, und statt mit Mama und den Geschwistern am Meere eine gute Ferienzeit zu haben, mußte ich mit meinem Vater allein nach Fernow, um angeblich Versäumtes nachzuholen, während er seine Rechnungen abschloß und die Ernte überwachte. Nicht drüben mit den anderen sein zu dürfen, war hart; eine glatt verlorene Ferienzeit. Schlimmer noch war es, allein mit meinem Vater den Sommer verbringen zu müssen. Wir Kinder empfanden vor ihm stets große Befangenheit. Er war viel auf Reisen. Kam er heim, dann nahm das Haus gleich ein anderes Aussehn an. Etwas erregt Festliches kam in das Leben, als sei Besuch da. Zu Mittag mußten wir uns sorgsamer kleiden, das Essen war besser, die Diener aufgeregter. Es roch in den Zimmern nach ägyptischen Zigaretten und starkem, englischen Parfüm. Mama hatte rote Flecken auf den sonst so bleichen Wangen. Bei Tisch war von fernen, fremden Dingen die Rede, Ortsnamen wie Obermustafa kamen vor, Menschen, die Pellavicini hießen. Es wurde viel französisch gesprochen, damit die Diener es nicht verstehen. Ungemütlich war es, wenn mein Vater seine graublauen Augen auf einen von uns richtete. Wir fühlten es, daß wir ihm mißfielen. Gewöhnlich wandte er sich auch ab, zog die Augenbrauen empor und sagte zu Mama: „Mais c'est impossible comme il mange, ce garçon!“ Mama errötete dann für uns. Und jetzt sollte ich einen ganzen Sommer hindurch mit diesem mir so fremden Herrn allein sein, Tag für Tag allein ihm gegenüber bei Tisch sitzen! Etwas Unangenehmeres war schwer zu finden.

Ich betrachtete meinen Vater. Schön war er, das wurde mir jetzt erst deutlich bewußt. Die Züge waren regelmäßig, scharf und klar. Der Mund unter dem Schnurrbart hatte schmale, sehr rote Lippen. Auf der Stirn, zwischen den Augenbrauen, standen drei kleine, aufrechte Falten, wie mit dem Federmesser hineingeritzt. Das blanke Haar lockte sich, nur an den Schläfen war es ein wenig grau. Und dann die Hand, schmal und weiß, wie eine Frauenhand. Am Handgelenk klirrte

leise ein goldenes Armband. Schön war das alles, aber Gott! wie ungemütlich! Ich mochte gar nicht hinsehn. Ich schloß die Augen. War denn für diesen Sommer nirgends Aussicht auf eine kleine Freude? Doch! Die Warnower waren da, nur eine halbe Stunde von Fernow. Dort wird ein wenig Ferienluft wehn; dort war alles so hübsch und weich. Die Tante auf ihrer Couchette mit ihrem Samtmorgenrock und ihrer Migräne. Dann die Mädchen. Ellita war älter als ich und zu hochmütig, als daß unsereiner sich in sie verlieben konnte. Aber zuweilen, wenn sie mich ansah mit den mandelförmigen Samtaugen, da konnte mir heiß werden. Ich hatte dann das Gefühl, als müßte sich etwas Großes ereignen. Gerda war in meinem Alter und in sie war ich verliebt, — von jeher. Wenn ich an ihre blanken Zöpfe dachte, an das schmale Gesicht, das so zart war, daß die blauen Augen fast gewaltsam dunkel darin saßen, wenn ich diese Vision von blau, rosa und gold vor mir sah, dann regte es sich in der Herzgrube fast wie ein Schmerz und doch wohlig. Ich mußte tief aufseufzen.

„Hat man etwas schlecht gemacht, so nimmt man sich zusammen und trägt die Konsequenzen," hörte ich meinen Vater sagen. Erschrocken öffnete ich die Augen. Mein Vater sah mich gelangweilt an, gähnte diskret und meinte:

„Es ist wirklich nicht angenehm ein Gegenüber zu haben, das immer seufzt und das Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, spielt. Also — etwas tenue — wenn ich bitten darf."

Ich war entrüstet. In Gedanken hielt ich lange, unehrerbietige Reden: „Es ist gewiß auch nicht angenehm, ein Gegenüber zu haben, das einen immer von oben herunter anschaut, das, wenn es was sagt, nur von widrigen Dingen spricht. Ich habe übrigens jetzt gar nicht an das dumme Examen gedacht. An Gerda habe ich gedacht und ich wünsche darin nicht gestört zu werden."

Jetzt hielt der Zug. Station Fernow! — „Endlich," sagte mein Vater, als sei ich an der langweiligen Fahrt schuld.

Es hatte aufgehört zu regnen. Die Linden um das kleine Stationsgebäude herum waren blank und tropften. Über den nassen Bahnsteig zog langsam eine Schar Enten. Mägde standen am Zaun und starrten den Zug an. Es roch nach Lindenblüten, nach feuchtem Laub. Das alles erschien mir traurig genug. Da stand auch schon die Jagddroschke mit den Füchsen. Klaus nickte mir unter der großen Tressenmütze mit seinem verwitterten Christusgesichte zu. Der alte Konrad band die Koffer auf. „Lustig Grafchen," sagte er, „schad nichts." Merkwürdig, wir tun uns selber dann am meisten leid, wenn die anderen uns trösten. Ich hätte über mich weinen können, als Konrad das sagte. „Fertig," rief mein Vater. Wir fuhren ab. Die Sonne war untergegangen, der Himmel klar, bleich und glashell. Über die gemähten Wiesen spannen die Nebel hin. In den Kornfeldern schnarrten die Wachteln. Ein großer, rötlicher Mond stieg über dem Walde auf. Das tat gut. Beruhigt und weit lag das Land in der Sommerdämmerung da, und doch schien es mir, als versteckten sich in diese Schatten und diese Stille Träume und Möglichkeiten, die das Blut heiß machten.

„Bandag's in Warnow müssen wir besuchen," sagte mein Vater. „Aber der Verkehr mit den Verwandten darf nicht Dimensionen annehmen, die dich von den Studien abhalten. Das Studium geht vor."

Natürlich! das mußte gesagt werden, jetzt gerade, da ein angenehmes, geheimnisvolles Gefühl anfing, mich meine Sorgen vergessen zu lassen.

Es dunkelte schon, als wir vor dem alten, einstöckigen Landhause mit dem großen Giebel hielten. Die Mamsell stand auf der Treppe, zog ihr schwarzes Tuch über den Kopf und machte ein ängstliches Gesicht. Die freute sich auch nicht über unser Kommen. Die Zimmerflucht war still und dunkel. Trotz der geöffneten Fenster roch es feucht nach unbewohnten Räumen. Heimchen hatten sich eingenistet und schrillten laut in den Wänden. Mich fröstelte ordentlich. Im Eßsaal war Licht. Mein Vater rief laut nach dem Essen. Trina, das kleine Stubenmädchen, von jeher ein freches Ding, lachte mich an und flüsterte: „Unser Grafchen ist unartig gewesen, muß nu bei uns bleiben?" Die Examengeschichte war also schon bis zu den Stubenmädchen gedrungen. Ich spürte Hunger. Aber in dem großen, einsamen Eßsaal meinem Vater gegenüber zu sitzen, erschien mir so gespenstig, daß das Essen mir nicht schmeckte. Mein Vater tat, als sei ich nicht da. Er trank viel Portwein, sah gerade vor sich hin, wie in eine Ferne. Zuweilen schien es, als wollte er lächeln, dann blinzelte er mit den langen Wimpern. Es war recht unheimlich! Plötzlich erinnerte er sich meiner. „Morgen," sagte er, „wird eine praktische Tageseinteilung entworfen. Unbeschadet der Studien, wünsche ich, daß du auch die körperlichen Übungen nicht vernachlässigst. Denn" ... er sann vor sich hin, „zu — zum Versitzen reicht's denn doch nicht." „Was?" fuhr es mir zu meinem Bedauern heraus. Mein Vater schien die Frage natürlich zu finden. Er sog an seiner Zigarre und sagte nachdenklich: „Das Leben."

Es folgte wieder ein peinliches Schweigen, das mein Vater nur einmal mit der Bemerkung unterbrach: „Brotkügelchen bei Tische zu rollen, ist eine schlechte Angewohnheit." Gut! mir lag gewiß nichts daran, Brotkügelchen zu rollen! Endlich kam der Inspektor, füllte das Zimmer mit dem Geruch seiner Transtiefel und sprach von Dünger, von russischen Arbeitern, vom Vieh, von lauter friedlichen Dingen, die da draußen im Mondenschein schliefen. Zerstreut hörte ich zu und blinzelte schläfrig in das Licht. „Geh schlafen," sagte mein Vater. „Gute Nacht. Und morgen wünsche ich ein liebenswürdigeres Gesicht zu sehn." — Ich auch, dachte ich ingrimmig.

Meine Stube lag am Ende des Hauses. Ich hörte nebenan in der leeren Zimmerflucht das Parkett knacken. Die Heimchen schrillten, als feilten eifrige, kleine Wesen an feinen Ketten. Meine Fenster gingen auf den Garten hinaus und standen weit offen. Die Lilien leuchteten weiß aus der Dämmerung. Der Mond war höher gestiegen und warf durch die Zweige der Kastanienbäume gelbe Lichtflecke auf den Rasen. Unten im Parkteich quarrten die Frösche. Und dann drang noch ein Ton zu mir, dort aus dem Dunkel der Alleen, eine tiefe Mädchenstimme, die ein Lied sang, eine eintönige Folge langgezogener Noten. Die Worte verstand

ich nicht, aber jede Strophe schloß mit rai-rai-rah-r-a-h. Das klang einsam und traurig in die Sommernacht hinaus. Ich mußte wirklich weinen. Es tat mir wohl, dabei das Gesicht zu verziehn, wie als Kind. Dann legte ich mich zu Bett und ließ mich von der fernen Stimme im Park in den Schlaf singen: rai-rai-r-a-h. —

Ich hatte den Tisch an das Fenster gerückt und die Bücher aufgeschlagen, denn es war Studierzeit, wie mein Vater es zu nennen liebte. Draußen sengte die Sonne auf die Blumenbeete nieder. Der Duft der Lilien, der Rosen drang heiß zu mir herein, benahm mir den Kopf wie ein sehr süßes, warmes Getränk. Dabei leuchtete alles so grell. Die Gladiolen flammten wie Feuer, die Scholtias waren unerträglich gelb. Der Kies flimmerte. Alle standen sie unbeweglich in der Glut, müßig und faul unter dem schläfrigen Summen, das durch die Luft zog. Mir wurden die Glieder schlaff. Das Buch vor mir atmete einen unangenehmen Schulgeruch aus. Nicht um eine Welt konnte ich da hineinschauen. Nicht einmal denken konnte ich: selbst die Träume werden undeutlich und schläfrig. „Gerda — Gerda —" dachte ich. Ja, dann kam das angenehm gerührte Verliebtheitsgefühl in der Herzgrube. Ach Gott! mir fallen die Augen zu! Nichts geschieht. Etwas muß doch kommen, etwas von dem, was da draußen hinter der warmen Stille steckt, etwas von den Heimlichkeiten. Plötzlich fielen mir Geschichten ein, die wir uns in der Klasse erzählten, wenn wir die Köpfe unter die Bänke steckten, weil wir herausplatzen mußten mit dem Lachen. Ach nein — pfui! häßlich! Also „Gerda". — — Der Kies knirschte. Langsam ging das Hausmädchen Marguscha am Fenster vorüber. Vorsichtig setzte sie die nackten Füße auf den Kies, als fürchtete sie, er sei zu heiß. Sie wiegte sich träge in den Hüften. Die Brüste stachen in das dünne Zeug des weißen Kamisols. Das Gesicht war ruhig und rosa. Die Arme schaukelten schlaff hin und her. Teufel! Wohin mochte die gehn? Ach, die ging gewiß auch zu den Heimlichkeiten, die draußen in der Mittagsglut liegen und schweigen, und an denen nur ich keinen Anteil habe!

Konrad kam. „Ankleiden," sagte er, „wir fahren nach Warnow".

„Hat er's gesagt?"

„Wie denn nich'."

„Wie fahren wir?"

„Jagdwagen und die Braunen."

Unterwegs war es so staubig, daß mein Vater und ich die Kapuzen unserer Staubmäntel über den Kopf ziehn mußten. Ganz eingehüllt waren wir in die warme, blonde Wolke, die leicht nach Vanille roch und unleidlich in der Nase kitzelte. Ich wunderte mich, daß mein Vater heiter darüber lachte. Er sprach viel, kameradschaftlich, fast sympathisch: „Was? Antigone hast du studiert? Na, die wird dir heute auch ledern vorgekommen sein. Bei diesen Damen kommt es doch auch auf Beleuchtung an, und Mittagssonne, die ist gefährlich. Was?" Was war es mit ihm heute? Freute er sich am Ende auch auf Warnow? Links und rechts flimmerten die Kornfelder. Der Klang der Sensen drang herüber. Arbeiter, die Gesichter

von Hitze entstellt, standen am Wegrain und grüßten „Arme Racker!" sagte mein Vater. Nun bemitleidete er sogar die Arbeiter!

Vom Hügel aus sahen wir Warnow vor uns liegen: die Lindenallee, das weiße Haus zwischen den alten Kastanienbäumen, die weiß und roten Jalousien niedergelassen, alles in kühle grüne Schatten gebettet. Es wehte ordentlich erfrischend in unsere Sonnenglut herüber, als ob Ellita mit ihrem großen, schwarzen Federfächer uns Luft zufächelte.

In Warnow war alles, wie es sein mußte. Ein jedes Zimmer hatte noch seinen gewohnten Geruch. Der Flur roch nach Ölfarbe und dem Laub der Orangenbäume, die dort standen, der Saal nach dem von der Sonne gewärmten Atlas der gelben Stühle, das Bilderzimmer nach der Politur des großen Schrankes und bei der Tante roch es nach Melliſſen und Kamillentee. Die Tante lag auf ihrer Couchette. Sie trug ihren weinroten Morgenrock, die Perlenschnur um den unheimlich weißen Hals. Das Gesicht war mager, freundlich, weiß von Poudre de riz, das rotgefärbte Haar sehr hoch aufgebaut. Neben ihr auf dem Tischchen stand die Altsèvre-Tasse mit ein wenig Kamillentee darin.

„Da bist du, mein lieber Gerd," sagte die Tante mit ihrer klagenden Stimme, „Gott sei Dank! jetzt werde ich ruhig. Du wirst Ordnung schaffen." Mein Vater behielt die Hand der Tante in der seinen und nickte zerstreut. „Ach," fuhr die klagende Stimme fort, „ich, ein einsames, altes Frauenzimmer, was kann ich tun? Da ist auch mein kleiner Bill," wandte sie sich an mich, „armer Jung, muß zu uns in die Einsamkeit. Aber quält ihn nicht. Nur nicht quälen!" Dann wurde von der Landwirtschaft gesprochen. Ich durfte Cheri, das Hündchen der Tante streicheln. „Heute ist Cheris Geburtstag —" erzählte sie, „ich habe einen Kringel backen lassen und alle großen Hunde haben auch davon bekommen. Er wird acht Jahre alt. Ja wir werden alt. Bill, willst du nicht hinausgehn zu den anderen? Die Marsowschen sind auch da. Jugend will zu Jugend. Was sollst du hier bei einer alten kranken Frau. Gerd, willst du nicht auch die Mädchen begrüßen? Später haben wir viel mit einander zu sprechen. Ja — geht — geht."

Unten auf dem Tennisplatz fanden wir die anderen. Die Mädchen in hellen Sommerkleidern, die Tennismützen auf dem Kopf, ganz von wiegendem Blätterschatten umschwirrt.

„Oho Bill!" rief Gerda und schwenkte ihr Racket. Alles glänzte an ihr wieder zart und farbig. Ellita stand sehr aufrecht da und schaute uns entgegen. Als mein Vater ihre Hand küßte, wurde sie ein wenig blaß und blinzelte mit den Wimpern. Dann lachte sie nervös und griff mir in das Haar: „Da ist ja unser großer, fauler Junge," sagte sie. Das mit dem faulen Jungen war taktlos. Aber, wenn Ellita Einem in die Haare faßte, so war das doch eigen. Die beiden Marsowschen Mädchen, in rosa Musselinkleidern mit goldenen Gürteln, waren wieder zu rosa. Dazu die blonden Wimpern, wie bei Ferkelchen. Mein Vater machte Witze, über die alle lachten. Er hatte es leicht, Witze zu machen! „Komm," sagte Gerda mir leise. Sie lief mir voran die Kastanienallee hinunter. In der Fliederlaube setzte sie sich auf

die Bank ein wenig atemlos, sie hustete, dabei wurden ihre Augen feucht und rund und sie lächelte dann so hilflos: „Gut, daß du da bist, Bill," sagte sie. Wir schwiegen: „Warum sprichst du nicht?" fragte sie dann: „Ach ja! es ist schade, daß du dein Examen nicht gemacht hast. Warum konntest du auch nicht lernen?" Das empörte mich: „Hast du mich gerufen, um davon zu sprechen?" Gerda erschrak.

„Nein, nein. Es ist ja ganz gleich. Aber weißt du, der Vetter Went kommt."

„So? Na gut," warf ich hin.

„Freust du dich?"

Ich zuckte die Achseln: „Ich liebe solche hübsche Männer nicht."

Das ärgerte wieder Gerda: „Das finde ich dumm," sagte sie und errötete: „er kann doch nichts dafür, daß er hübsch ist. — Er — er soll Ellita heiraten."

„O!"

„Ja, es ist alles hier so unverständlich. Ellita ist böse und traurig. Und ich weiß nicht . . . Vielleicht kannst du etwas lustig sein. Nimm dich recht zusammen." Damit lief sie wieder die Allee hinab. Die Füße in den gelben Stiefelchen spritzten den Kies um sich, sorglos wie Kinderfüße. Die blaue Schärpe flatterte im Winde. Den Nachmittag über mußten wir mit den Marsowschen Tennis spielen. Angenehm wurde es erst, als die Sonne unterging. Ich spazierte mit den Mädchen langsam an den Blumenbeeten entlang und machte sie lachen. Am Gartenrande blieben wir stehn und sahen über die Felder hin. Rotes Gold zitterte in der Luft. Der Duft von reifem Korn, blühendem Klee wehte herüber. Die blauen Augen der Mädchen wurden im roten Lichte veilchenfarben. Die Marsowschen Mädchen ließen in tiefen Atemzügen ihre hohen Busen auf- und abwogen und sagten: „Nein — sieh doch!" Ihre Mieder krachten ordentlich, denn sie trugen noch hohe, altmodische Mieder. Gerda lächelte die Ferne an. Ich wollte etwas hübsches sagen, aber wo nimmt man das gleich her! Durch die Kornfelder kamen Ellita und mein Vater gegangen. Ellita ohne Hut unter ihrem gelben Sonnenschirm. Mein Vater sprang über einen Graben, wie ein Knabe. Ellita beschäftigte sich mit der Landwirtschaft und hatte meinem Vater wohl die Felder gezeigt.

Beim Mittagessen trank ich etwas mehr von dem schweren Rheinwein als sonst. Das Blut klopfte mir angenehm in den Schläfen, als ich später draußen auf der Veranda saß. Die Nacht war sternhell. Alle Augenblicke lief eine Sternschnuppe über den Himmel und spann einen goldenen Faden hinter sich her. Fledermäuse, tintenschwarz in der Dämmerung, flatterten über unseren Köpfen. Aus der Ferne kamen weiche, schwingende Töne. Die Mädchen saßen vor mir in einer Reihe und hielten die Arme um die Taillen geschlungen, helle Gestalten in all dem Dunkel. Schön, schön! Ich hatte das Gefühl, Emmy Marsow sei in mich verliebt, und Gerda — Gerda auch; alle. Warum bestand nicht die Einrichtung, daß man in solchen Sommernächten die Mädchen in die Arme nehmen durfte und küssen.

Ellita kam aus dem Hause. Sie blieb einen Augenblick stehn, aufrecht und weiß. „Bill," sagte sie dann: „Komm mit mir ein wenig in den Garten hinunter, es ist so schön."

„Gut!" erwiderte ich ein wenig verdrossen. Sie legte ihren Arm um meine Schultern und faßte meinen Rockaufschlag, was mich daran erinnerte, wie klein ich für meine achtzehn Jahre war. So gingen wir zwischen den Lilienbeeten den Weg hinunter. Ellitas Arm lag schwer auf meiner Schulter. Ich glaubte zu spüren, wie das Blut sich in ihm regte. Lieber wäre ich eigentlich auf der Veranda geblieben. Ellita war nie recht gemütlich. Jetzt aber begann ich langsam die Hand, die meinen Rockaufschlag hielt, zu küssen. Ellita sprach schnell, ein wenig atemlos von gleichgültigen Dingen: „Gut daß du diesen Sommer bei uns bist. Auch für Gerda. Sie ist so einsam. Wir reiten zusammen aus, nicht? Denk dir, den Talboth darf ich nicht mehr reiten, er ist so unsicher geworden."

Über dem Gerstenfelde auf dem Hügel stieg eine rote Mondhälfte auf, es war als schwimme sie auf dem feinen, schwarzen Granen: „das ist schön," meinte Ellita: „Machst du noch Gedichte? Ach ja, das mußt du." Während sie zum Monde hinüberschaute, blickte ich in ihr Gesicht. Es mußte sehr bleich sein, denn die Augen erschienen ganz schwarz und glitzerten in dem spärlichen Lichte.

Schritte hörte ich hinter uns. Ellitas Arm auf meiner Schulter zitterte ein wenig. Der Duft einer Zigarre wehte herüber, dann hörte ich meinen Vater sagen: „Ah, ihr laßt euch vom Monde eine Vorstellung geben."

„Ja, er ist so rot," erwiderte Ellita ohne sich umzuschauen.

Als wir den Weg zurückgingen, schritt mein Vater neben uns her. Ich hätte mich gern zurückgezogen, die Lebenslage verlor für mich an Reiz, allein Ellita hielt meinen Rockaufschlag fester als vorher. Ich sollte also bleiben. Mein Vater zog die Augenbrauen empor und sog schweigend an seiner Zigarre.

„Wie stark die Lilien duften," bemerkte Ellita.

Da begann er zu sprechen. Seine Stimme hatte heute einen wunderlichen Celloklang, den ich bisher nicht bemerkt hatte, so etwas, wie eine schwingende Saite. „Hm — ja. Sehr hübsch — alles sehr hübsch. Weich und süß. Nur — so süße Watte ist mir immer ein wenig verdächtig."

„Süße Watte, wie so?" fragte Ellita gereizt.

Mein Vater lachte, nicht angenehm wie mir schien: „Hm! Sommernacht und Lilien und Einsamkeit, das ist ja schön, aber, mir, auf meinen Reisen, geht es so, wenn's ganz weich und süß um mich wird, dann denke ich an das Packen. Ich fürchte mich davor, mich zu versitzen, nicht weiter zu wollen, verstehst du? Man läßt sich gern von dem, was einen etwas glücklich macht, überrumpeln. An allem, was uns binden will, glaube ich, müssen wir ein wenig herumzerren, um zu sehen, ob wir nicht zu fest gebunden sind. Nicht?"

„Nein," sagte Ellita hart. Ich hörte ihrer Stimme an, daß sie böse war. Warum? Gleich viel. Ich nahm jedenfalls leidenschaftlich für sie gegen meinen Vater Partei: „Nein. Ich behalte, was ich habe. Wenn es auch häßlich ist — oder meinetwegen gestohlen, wenn es mich ein bißchen glücklich macht ... Ein anderes? weiß ich denn .....?" Es war, als könne sie vor Erregung nicht weiter sprechen. Sie stützte sich schwerer auf mich; ich spürte, wie dieser Mädchenkörper von einem

innerlichen Schluchzen sachte geschüttelt wurde. Ich hätte mitweinen mögen. Mein Herz klopfte mir bis in die Kehle hinauf.

Mein Vater sann vor sich hin, dann sprach die wunderlich schwingende Stimme weiter: „Ich habe einen guten Freund in Konstantinopel, einen Türken. Der sagte mir, wenn er ein Pferd ganz zugeritten hat, wenn er es ganz in seiner Hand hat, dann gibt er es fort und nimmt sich ein frisches. Zugerittene Pferde, an die man sich gewöhnt hat, meint er, sind gefährlich. Man wird unaufmerksam und dann passiert ein Unglück."

„Er ist sehr vorsichtig, dein alter Türke," meinte Ellita.

„— Ja — hm" mein Vater schlug einen leichtern Ton an: „er scheint dir nicht sympathisch zu sein, mein Türke? Aber richtig ist es, das im Zügel halten ist doch ein Genuß. Und das verstehen die Frauen so schön, ihr — unsere Frauen. Gut, was wild ist, läßt man eine Weile laufen und dann — ein Ruck — und es steht still und es geht wieder, wie wir wollen . . ."

„Wie kannst du das sagen!" Ellita schüttelte leidenschaftlich meinen Rockaufschlag. „Du glaubst, wenn du immer wieder sagst, ihr — könnt das, ihr seid solche herrliche Wesen, es ist Eure Eigentümlichkeit so zu sein — dann — dann werden wir so, wie du willst, dann tun wir, was du willst. Und wenn wir dann zu gefügig werden —; was — dann? wie sagt der alte Türke —?"

„Ellita" unterbrach mein Vater sie hastig, dann lachte er gezwungen laut: „Ich denke, wir wollen uns über diese Philosophie nicht ereifern. Ich werde nicht sobald mehr deine Lilien angreifen. Übrigens ist es spät; Bill geh und laß anspannen."

Als ich mich von den beiden trennte, hörte ich deutlich, wie Ellita sagte: „Gert, warum quälst du mich?"

Auf dem Heimwege sprachen wir kein Wort miteinander. Die Nacht hatte ihr einsames Singen in den Feldern und an den Wassern. Das Land lag farblos im Mondlichte da. Mir war, als hätte ich etwas Schmerzliches erlebt. Zu Hause kroch ich zubette, sehr schnell, als wollte ich mich vor etwas flüchten. Unten im Park sang wieder die Mädchenstimme ihr Rai-rai-rah. Nebenan hörte ich das Parkett knarren. Es war mein Vater, der ruhelos durch die mondbeschienene Zimmerflucht auf- und abschritt.

Nach jenem mir so unverständlichen Gespräch mit Ellita war mein Vater mir zwar nicht sympathischer, aber interessanter geworden. Ich sah ihn mir den nächsten Tag besonders genau an. Er war ein wenig gelber in der Gesichtsfarbe, an den Augen zeigten sich die feinen Linien deutlicher. Sonst war er wie immer. Keine Spur von Celloklang in der Stimme. Beim Frühstück fragte er Konrad: „Wer singt da des Nachts unten im Garten?"

„Ach," meinte Konrad, „das is nur die Marguſch, das Hausmädchen."

„Was hat die des Nachts zu singen?"

Konrad lächelte verachtungsvoll: „Das is so'ne melancholische Person. Sie ging mit dem Jakob, dem Gartenjungen, nu' is der auf dem Vorwerk, hat woll 'ne andere gefunden. Nu is die Marguſch doll."

Mein Vater winkte mit der Hand ab, was so viel hieß als: „das ist ja gleich-

gültig." Ich mußte darüber nachdenken. Um alle, auch um die Hausmädchen spannen sich diese sommerlich verliebten Dinge, die uns unruhig machen und des Nachts nicht schlafen lassen.

Am Nachmittage ging ich auf das Feld und legte mich auf ein Stück Wiese, das wie eine grüne Schüssel mitten in das Kornfeld eingesenkt lag. Die glatten Wände aus Halmen dufteten heiß und stark. Um mich summte, flatterte und kroch die kleine Geschäftigkeit der Kreatur. Ich schloß die Augen. Gab es denn nichts Verbotenes, das ich unternehmen konnte? Das geschähe meinem Vater schon recht, wenn ich einen ganz tollen Streich beginge. Zügeln, sagte er, das Wilde zügeln. Ich möchte wissen, was ich zügeln soll, wenn ich so abgesperrt werde? Nun kommt noch dieser Went. Die Mädchen sind immer um ihn herum, ekelhaft! Gerda machte ein besonderes Gesicht, als sie von ihm sprach. Unruhig warf ich mich auf die andere Seite. In der Nacht mußte etwas unternommen werden, wobei man aus dem Fenster steigt, Bier trinkt, zum Raunen der Sommernacht gehört.

Auf der Landstraße klapperten Pferdehufe. Ich spähte durch die Halme. Mein Vater und Ellita ritten dem Walde zu; sie im hellgrauen Reitkleide, den großen, weißen Leinwandhut auf dem Kopfe. Sitzen kann die auf dem Pferde! Stunden könnte man sie ansehn. Ich wollte, ich wäre der dumme Went. Ob das immer so mit den Weibern ist, daß, wenn wir sie ansehn, es uns die Kehle zusammenschnürt, als müßten wir weinen? Mein Vater, der wird sich nicht versitzen. Immer ein Mädchen wie Ellita zur Seite und in den Wald geritten, keine Gefahr, daß der sich langweilt. Ich wollte gleich zu Edse, dem kleinen Hilfsdiener gehn, der mußte sich für die Nacht etwas ausdenken.

Edse saß am Küchenteich, hatte Schuh und Strümpfe ausgezogen und kühlte seine Füße im Wasser.

„Du Edse, können wir heute Nacht nicht etwas tun?"

„Was denn, Grafchen?" Edse bog seinen großen, blonden Kopf auf die Seite und blinzelte mit den wasserblauen Augen.

„Irgend was. Ich steig zum Fenster hinaus. Er merkt's nicht."

Edse dachte nach: „Wenn kein Wind is, kann man Fische stechen auf dem See."

Das war es: „Gut, und Bier muß da sein — und — und, werden auch Mädchen da sein?"

Edse spritzte ernst mit den Füßen das Wasser um sich: „Nee —" meinte er: „beim Fischestechen sind keine Mädchen. Der Krugs-Peter und ich."

„Gut, gut. Ich weiß" sagte ich befangen.

Es ging bereits auf Mitternacht, als ich aus meinem Fenster in das Freie hinausstieg. Der Himmel war leicht bewölkt, die Nacht sehr dunkel. Wie ein warmes, feuchtes Tuch legte die Luft sich um mich. In den Kronen der Parkbäume raschelte der niederrinnende Tau und flüsterte heimlich. Ein Igel ging auf die Mäusejagd den Wegrain entlang. Eine Kröte saß mitten auf dem Fußpfad und machte mir nicht Platz. Alles nächtliche

Kameraden des Abenteurers. Vom See her leuchtete ein flackerndes Licht. Edse und Peter waren schon bei dem Boot und machten Feuer an auf dem Rost. Ich ging quer durch ein feuchtes Kleefeld, dann durch einen Sumpf, in dem jeder Schritt quatschte und schnalzte. Das war gut, das gehörte dazu.

„Aha," sagte Edse, und wischte sich mit dem Ärmel die Tränen fort, die der Rauch ihm in die Augen getrieben hatte. „War woll nich leicht, wegzukommen?"

„Ja, es dauerte," sagte ich kühl. Edsens Vertraulichkeit mißfiel mir: „Nun können wir losfahren."

Peter stieß mit einer langen Stange das Boot lautlos über das Wasser. Edse und ich standen mit unseren Dreizacken am Bootsrande und lauerten auf die Fische. Das Feuer auf dem Rost an der Bootsspitze erfüllte die Luft mit Rauch und Harzgeruch. Lange Schwärme von Funken zogen über das schwarze Wasser, zischten und flüsterten beständig. Wir schwiegen alle drei, sehr aufmerksam in das Wasser starrend. Wunderlich war die Glaswelt unten mit den fetten Moosen, den fleischfarbenen Stengeln, dem lautlosen Abundzu langer Beine, dünner sich schlängelnder Leiber. Zwischen den Schachtelhalmen zogen die Karauschen hin, breite, goldene Scheiben. Wo es klar und tief war, lagen die Schleie tintenschwarz im schwarzen Wasser: „Fettes Schwein" sagte Edse, wenn er einen am Eisen hatte. Nahe dem Ufer aber, auf dem Sande, schliefen die Hechte, lange, silbergraue Lineale. Ein angenehmes Raubtiergefühl wärmte mir das Herz. Wenn wir in das Rohricht gerieten, dann rauschte es an den Flanken des Bootes, als führen wir durch Seide und hundert kleine, erregte Flügel umflatterten uns. Ein Taucher erwachte und klagte leidenschaftlich. Edse und Peter kannten das alles, sie waren Stammgäste in dieser wunderlichen Nachtwelt: „Aha, die Rohrschwalben," sagte Edse: „Na, na, geht nur wieder schlafen kleine Biester. Was schreit der Taucher heute so, als wenn einer ihm seine Mutter abschlachtet?" Plötzlich wurde das Wasser von unzähligen Punkten getrübt: „Es regnet," meldete Peter. „Nicht lange" entschied Edse. Das Boot wurde unter eine überhängende Weide gestoßen, wir legten die Eisen fort und begannen zu trinken. Selbst das Bier schmeckte nach Rauch und Harz. Edse sprach von den Fischen, blinzelte in das Feuer und wenn er trank, wurden seine Augen klein und süß. Zuweilen horchte er in die Nacht hinaus und deutete die Geräusche: „das is der Kauz. Jetzt bellen die Hunde am schwarzen Krug. Die fremden Arbeiter gehn jede Nacht zu den Marjellen." Ich war ein wenig enttäuscht. Das Fische-Stechen war ja gut, aber es sollte doch noch etwas Besonderes kommen. Jetzt gähnte Peter, sein ho-ho-ho-Laut auf den See hinausrufend. Nein, so ging es nicht. Ich begann schnell zu trinken. Das half. Ein leichter Schwindel wiegte mich. Die Gegenstände nahmen eine wunderliche Deutlichkeit an, rückten mir näher; die schwarzen Zweige, der Frosch auf dem Blatt der Wasserrose. Dabei hatte ich das Gefühl, als säße ich hier in einer gewagten und wüsten Lebenslage. Wenn Gerda mich so sähe, ihre Augen würden ganz klar vor Verwundrung werden. Mit der mußte ich auch anders sprechen, sie war doch auch nur ein Weib: „Warum sprecht ihr nicht? Erzählt was," befahl ich.

Edse grinste. „Ja" begann er langsam: „morgen wirds wieder gut, das Wetter."

„Nicht so was" unterbrach ich ihn und spie mit einem Bogen in den See: „was anderes. Sag, was ist denn die Marguscha für 'ne Person?"

„Dumm is sie," meinte Edse.

Peter kicherte: „Da wollt' ich mal heran zu ihr . . .", aber Edse unterbrach ihn: „Das wollen Herrschaften nich' hören." Hören wollte ich es zwar, allein ich sagte nichts. Der Regen hatte aufgehört. Wir griffen zu den Eisen. Aber die Glieder waren mir schwer und die Fische wurden mir gleichgültig. Auch kroch schon eine weiße Helligkeit über das Wasser und machte es spiegeln: „Ans Ufer," kommandierte ich.

Während ich am Ufer auf einem Baumstumpf saß und zuschaute, wie die Jungen die Fische zählten, merkte ich, daß ich anfing traurig zu werden. Wie die Nacht sich langsam erhellte, wie sie anfing grau und durchsichtig zu werden und die Gegenstände farblos und nüchtern dastanden, das war mir unendlich zuwider. „Jetzt noch was," sagte ich mit Anstrengung. „So?" meinte Edse und gähnte. „Gähne nicht", befahl ich: „dazu bin ich nicht herausgekommen. Zu Mädchen gehen wir." Die Jungen schauten sich schläfrig an. Ich hätte sie schlagen mögen.

„Na, dann gehen wir zum Weißen Krug. Die Marrie und die Liese schlafen im Heu", beschloß Edse gleichmütig.

Wir schritten quer durch den Wald, schlichen gebückt durch das Unterholz, das seine Tropfen auf uns niederregnete, die Farnwedel schlugen naß um unsere Beine. Das war heimlich, das gab wieder Stimmung. Jetzt noch durch einen Kartoffelacker, dann lag der Weiße Krug vor uns auf der Höhe an der Landstraße. Sehr still schlief er in dem grauen Lichte des heraufdämmernden Morgens, selbst grau und schäbig. An dem Gartenzaun entlang kriechend, gelangten wir zum Stall: „Rauf" sagte Edse und wies auf die Leiter, die zum Futterboden hinauf führte.

Oben war es finster und warm. Das Heu duftete stark. Überall knisterte es seidig: „No," sagte Edse wieder. Vor mir lagen zwei dunkle Gestalten. Also die Mädchen. Ich setzte mich auf das Heu am Boden. Das Blut sang mir in den Ohren. Die Augen gewöhnten sich an die Dämmerung. Die Jungen raschelten im Heu und flüsterten. Jetzt mußte ich etwas tun. Ich streckte die Hand aus und ergriff einen heißen Mädchenarm. Das Mädchen richtete sich schnell auf, griff nach meiner Hand, befühlte langsam jeden Finger. Dann kicherte sie, ich hörte, wie sie dem anderen Mädchen zuflüsterte: „Du Liese, der Jungherr." Nun hockten beide Mädchen vor mir, große, erhitzte Gesichter von weißblonden Haaren umflattert, die nackten Arme um die Knie geschlungen. Sie sahen mich mit runden, wasserblauen Augen an und lachten, daß die Zähne in der Dämmerung glänzten. „Was der für Hände hat!" sagte Marrie. Nun griff auch Liese nach meiner Hand, befühlte sie, betrachtete sie, wie eine Ware und legte sie dann vorsichtig auf mein Knie zurück. „Sei nicht dumm, komm," sagte ich mit heiserer Stimme. Aber sie entzog sich mir: „Es is Zeit runter zu gehn" meinte sie.

Raschelnd, wie die Wiesel, schlüpften die Mädchen durch das Heu und glitten die Leiter hinunter.

„Es ist zu hell, da sind die Biester unruhig," behauptete Edse.

„Sie haben den Jungherrn an den Händen erkannt," meinte Peter und gähnte wieder sein lautes ho-ho: „Muß man auch runter."

Unten im kleinen Garten standen die Mädchen zwischen den Kohlbeeten. Sie traten von einem Fuß auf den anderen, denn die nackten Füße froren in dem tau-feuchten Kraut. Die Arme kreuzten sie über den großen, runden Brüsten und sahen mich ernst und neugierig an.

„Stehn, wie so'n Vieh", äußerte Edse. Da ging Marrie zu einem umgestürzten Schiebkarren, wischte mit ihrem Rock den Tau fort und sagte: „So, hier kann der Jungherr sitzen."

Ich thronte auf dem Schiebkarren. Peter hatte angefangen, mit Liese zu ringen. Sie fielen zu Boden und wälzten sich auf dem nassen Grase. „Er ist nicht schläfrig" bemerkte Marrie zu Edse und deutete auf mich, wie man von einem Kinde in seiner Gegenwart zu einem Dritten spricht. Dann brach sie einige Stengel Rittersporn und Majoran ab. „Da," sagte sie, „damit Sie auch was haben." Als ich meine Hand auf ihre Brust legen wollte, trat sie zurück und lächelte mütterlich.

Peter und Liese hatten sich durch den Garten gejagt und waren hinter dem Holz-schuppen verschwunden. Marie wandte sich jetzt ruhig ab und ging, die Füße hoch über die Kohlpflanzen hebend, ihnen nach. Dann war auch Edse fort. Hinter dem Schuppen kicherten sie. Es wurde schon ganz hell, solch eine nüchterne strahlenlose Helligkeit, die müde macht. Über mir sangen die Lerchen in einem weißen Himmel unerträglich schrill und gläsern. Ich fühlte mich sehr elend und allein mitten unter den Kohl-pflanzen. Ein großer Zorn stieg schmerzhaft in mir auf, aber ein Zorn, wie wir ihn als Kind empfinden, wenn wir am liebsten die Hände vor das Gesicht schlagen und weinen. Ich stand auf und schlich mich durch den aufdämmernden Morgen heim.

Vetter Went war in Warnow angekommen. Von der kleinen Wiese im Gerstenfelde aus sah ich ihn, Ellita und meinen Vater, wie eine Vision von bunten Figürchen, fern am Waldessaum entlang reiten. Ich war so gut wie vergessen, an mich dachte niemand. Dann kam Went eines Tages zum Frühstück herüber geritten. Ich liebte ihn nicht sonderlich. Er war von oben herab mit mir und nannte mich Kleiner. Dennoch war es angenehm, ihn anzusehn. Die scharfen, ruhigen Züge hatten etwas Festliches. Dazu das krause, blonde Haar, der ganz goldene Schnurrbart. Es mußte etwas wert sein, mit dieser Figur und diesem Gesichte am Morgen aufzustehn, sie den ganzen Tag über mit sich herumzutragen, nachts damit schlafen zu gehn. Mit dieser Figur und diesem Gesichte konnte keiner sich ganz gehn lassen.

„Also durchgefallen?" sagte er zu mir: „Na, so beginnen wir alle unsere Karriere."

Während des Essens sprach er mit meinem Vater über militärische Sachen. Mein Vater war heute besonders ironisch. Er widersprach Went beständig, setzte

ihn mit kurzen Warums und Wiesos in Verlegenheit und lachte unangenehm. Wents: „nein, bitte sehr, lieber Onkel" klang immer gereizter und hilfloser.

Später ging ich mit Went die Gartenallee hinab. Wir schwiegen. Went köpfte mit seiner Reitgerte die roten Floxblüten.

„Er hat was gegen mich," murmelte er endlich.

„Ja, natürlich," erwiderte ich: „gegen mich auch. So ist er immer."

„Gegen dich?" Went lachte: „Ja so, wegen des Nachlernens."

Das ärgerte mich: „Dir kann es gleich sein, aber ich bin in seiner Macht. Hier eingesperrt zu werden, wie ein Kanarienvogel, ist lächerlich. Er ist ja gewiß ein feiner, patenter Herr, aber er denkt nur an sich. Die anderen liebt er nicht, wenn — wenn es nicht zufällig Damen sind."

Went schaute überrascht auf: „Na Kleiner, du machst dir keine Illusionen über deinen Erzeuger. Du hast übrigens unrecht. Hier ist es hübsch."

Ich zuckte die Achseln: „Ach, so 'ne süße Watte."

„Süße Watte? Wo hast du das her?" bemerkte Went.

Nach einigen Tagen sagte mein Vater mir beim Frühstück: „Wir fahren heute nach Warnow. Deine Kusine Ellita hat sich mit Went verlobt. Heute ist Verlobungsdiner."

Ich brachte nur ein: „Ach wirklich" hervor.

Mein Vater beugte sich über seinen Teller und murmelte: „Wieder ist das Filet hart — Ja" fügte er dann hinzu: „Ein freudiges Ereignis. Ich freue mich."

Er sah heute müde aus, aber das stand ihm gut. Er bekam dadurch einen fein unheimlichen Römerkopf. Behaglich war es nicht, ihm gegenüber zu sitzen, aber nicht alltäglich. Es war etwas an ihm, das neugierig machte.

Daran dachte ich, als ich im Wohnzimmer mich auf dem Divan ausstreckte. Die grünen Vorhänge waren vor der Mittagssonne zurückgezogen. Die Fliegen kreisten summend um den Kronleuchter. Die Blumen welkten in den Vasen. Draußen kochte der Garten in der Mittagsglut. Ich hörte es ordentlich durch die Vorhänge hindurch, wie das leise Singen eines Teekessels. Ich schloß die Augen. Heute war wenigstens etwas Angenehmes vor. Ich dachte an Gerda, ließ das schöne Liebesgefühl mir sanft das Herz kitzeln. Dann standen die beiden Krugsmädchen deutlich vor mir — in den graublauen Kohlpflanzen, die Haare voller Halme und gleich darauf war es wieder Ellita, sie legte ihren warmen, königlichen Arm um meine Schultern und duftete nach Heliotrop. Ach ja, alle diese Mädchen, diese lieben Mädchen! Die Welt ist voll von ihnen! Das ließ mich tief und wohlig aufatmen.

Ich fuhr aus dem Halbschlummer auf. Es mußte Zeit sein, sich anzukleiden. Die tiefe Ruhe im Hause war mir verdächtig. Daß die Fahrt nur nicht in Vergessenheit gerät! Ich beeilte mich mit dem Ankleiden, lief in den Stall, um Kaspar anzutreiben. Ich war froh, als der Wagen vor der Tür hielt. Konrad stand auf der Treppe und sah nach der Uhr.

„Kommt er?" fragte ich.

„Fertig is er," meinte Konrad.

So warteten wir. Die Pferde wurden unruhig. Kaspar gähnte.

„Er hat's vergessen," bemerkte ich.

Konrad zuckte die Achseln: „Gemeldet hab' ich. Noch 'n mal geh ich nich'."

„Dann geh ich", beschloß ich.

Ich lief zu dem Arbeitszimmer meines Vaters, öffnete zaghaft die Türe und blieb regungslos stehen. Dort geschah etwas Unerklärliches. Mein Vater, in seinem Gesellschaftsanzuge, saß am Schreibtisch auf dem großen Sessel. Er stützte die Ellbogen auf die Knie, barg das Gesicht in die Hände, wunderlich in sich zusammengekrümmt, und weinte. Ich sah es deutlich, — er weinte; die Schultern wurden sachte geschüttelt, die Stirn zuckte, das Haar war ein wenig in Unordnung geraten, der Saphir an dem Finger der über das Gesicht gespreizten Hand leuchtete in einem Sonnenstrahl, der sich durch den Vorhang stahl. Angst erfaßte mich, eine Angst, wie wir sie im Traum empfinden, wenn das Unmögliche vor uns steht. Ich zog mich zurück und schloß leise die Türe. Vor der Türe stand ich still. Ich fühlte, wie meine Mundwinkel sich verzogen, als müßte auch ich weinen.

„Er kommt schon," meldete ich draußen.

„Wie sehen Sie denn aus, Jungherr?" fragte Konrad.

„Ich sehe aus, wie ich will," antwortete ich hochmütig.

Ich setzte mich auf die Treppenstufen und sann dem Bilde nach, das ich eben gesehen hatte. Hier lag wieder alles unverändert alltäglich im gelben Sonnenschein vor mir und dort drinnen saß die in sich zusammengekrümmte Gestalt mit den tragisch über das Gesicht gespreizten Händen. Etwas Unbegreifliches war in der Verschwiegenheit der Mittagsstunde entstanden.

Dann kam mein Vater, in seinen weißen Staubmantel gehüllt, das Gesicht ein wenig gerötet vom Waschen: „Du schimpfst wohl schon," sagte er lustig. Auf der Fahrt unterhielt er mich liebenswürdig. Er sprach ernsthaft mit mir über Familienangelegenheiten. Er freute sich über die gute Partie, die Ellita machte. Für eine starke Natur wie Ellita war es ungesund, Jahr für Jahr in der ländlichen Einsamkeit zu sitzen und sich in den kleinen Verhältnissen abzumühen. Solche Frauen müssen mitten in der großen Welt auf hohen, kühlen Postamenten stehen, sonst wird ihr Gemütsleben krank.

In Warnow saß die Tante in großer Toilette unter ihren Gästen auf der Veranda; neben ihr der alte Hofmarschall von Teifen, das Haar kohlschwarz gefärbt und unerträglich stark parfümiert. Die Mädchen trugen weiße Kleider und Rosen im Gürtel, die Herren hatten sich Tuberosen in das Knopfloch gesteckt. Die Ranken des wilden Weines streuten zitternde Schatten über all die Farben, machten mit ihrem grünlichen Grau die Gesichter blasser, die Augen dunkler. Der alte Marsow hatte eine weißseidene Weste über seinen runden Bauch gezogen und sprach sehr laut schlecht von den Ministern. Dazwischen erzählte die klagende Stimme der Tante dem Hofmarschall von einer Gräfin Bethusi-Huk, die vor langen Jahren in Karlsbad freundlich zu ihr gewesen war. Ellita saß abseits.

Sie streichelte nachdenklich die Federn ihres Fächers und machte ihr schönes, mißmutiges Gesicht: „Ihr alle hättet auch fortbleiben können", stand darauf zu lesen.

„Wo ist der Bräutigam?" fragte mein Vater.

Er sei mit Gerda unten im Garten, hieß es.

„Der hat mit einer Schwester nicht genug," dröhnte die Stimme des alten Marsow. Niemand lachte über diese Taktlosigkeit.

„Bill, willst du nicht hinuntergehen, sie rufen," sagte Ellita.

Ich fand die beiden unten bei der Hängeschaukel. Went stand auf der Schaukel und schaukelte sich. Er flog sehr hoch, fast bis in die Zweige der Ulme hinauf. Tadellos fein sah er aus. Sehr schlank in seine blaue Uniform geknöpft, der Kopf in der Sonne wie mit Gold bedeckt. Gerda schaute zu ihm auf, die Lippen halb geöffnet, die Augen rund und wie in einen erregenden Traum verloren. Die Hand legte sie auf die Brust in einer Bewegung, die ich an ihr nicht kannte, ganz fest die rechte Brust zusammendrückend. Sie bemerkte es nicht, daß ich neben ihr stand, und die Eifersucht machte mich ganz elend.

„Tag Gerda," sagte ich heiser.

Sie schreckte zusammen und sah mich mit dem unzufriedenen Blick eines Menschen an, der im Schlafe gestört wird. Das hatten beide Warnower Mädchen, sie konnten plötzlich aussehen wie schöne, böse Knaben.

„Ach, du Bill!" sagte sie. Freundlich klang das nicht.

„Ihr schaukelt hier?" fragte ich, um etwas zu sagen.

„Ja — sieh ihn," erwiderte Gerda, schaute empor und wieder legte sich das Traumlächeln über ihr Gesicht.

Went hatte mit dem Schaukeln aufgehört und ließ die Schaukel ausschwingen. Er lehnte sich leicht gegen eine der Stangen, präsentierte seine gute Gestalt sehr vorteilhaft. Mir war er zuwider, wie er so dastand und sich von Gerdas Augen anstrahlen ließ.

„Statt zu schaukeln, solltest du zu den anderen gehen," rief ich zu ihm hinauf: „Ellita fragt nach dir."

Er sprang ab: „Ellita schickt dich? Ist sie unzufrieden?" fragte er.

„Natürlich," log ich.

„So — so: Na, dann, Kinder, geh ich voraus." Ich fand, er sah aus wie ein ängstlicher Schuljunge. Eilig lief er dem Hause zu. Ich lachte schadenfroh.

„Er hat Angst vor ihr," bemerkte ich.

„Er! Was fällt dir ein!" Gerda wandte sich böse von mir ab und setzte sich auf die Bank. Dann versank sie in Gedanken.

„Was habt ihr beide so viel miteinander zu besprechen?" fragte ich gereizt.

„Von Ellita sprechen wir natürlich, immer von ihr," erwiderte Gerda noch immer sinnend.

„Went hat mir viel zu denken gegeben."

„Er sollte lieber selbst für sich denken!" Ich war so böse, daß ich ein Ahornblatt mit den Zähnen zerreißen mußte.

Gerda schaute auf. Wirklicher Kummer lag auf ihrem Gesichte, etwas Er-

staunte und Hilfesuchendes. Die Augen wurden feucht: „Warum sprichst du so? Du weißt doch nicht" . . .

„Was hat er dich traurig zu machen," murmelte ich kleinlaut. Die Liebe schnürte mir die Kehle zusammen. Am liebsten hätte auch ich geweint, wenn das angängig gewesen wäre.

Gerda begann zu sprechen, schnell und klagend. Es war nicht für mich, daß sie sprach, sie mußte es herausagen: „Warum muß Ellita so schlecht gegen ihn sein? Er liebt sie doch. Und nun kann sie ja fort von hier, hinaus. Das will sie doch. Er tut ihr nur Gutes. Aber sie war immer so, ich weiß, jetzt wird sie nicht mehr einsam sein und arm."

„Arm?"

„Ja, Ellita sagt, wir sind arm."

„Aber es ist doch alles so fein hier bei Euch?" wandte ich ein.

„Ach!" meinte Gerda: „das ist nur wegen der Mama, weil sie bei Hof war und eine beauté, da muß sie das haben."

„Ach ja, das war damals, als sie sich so schrecklich tief dekoltierte, wie auf dem Bilde im Saal," bestätigte ich.

„Sei nicht dumm," fuhr Gerda mich an: „Gewiß sind wir arm und müssen immer hier sitzen. Und wenn alles verschneit ist und keiner zu uns kommt und in den Zimmern die Öfen heizen und Kerzen gespart werden, dann geht Ellita durch die Zimmer, immer auf und ab, wie ein Eisbär und spricht mit keinem und sieht Mama und mich böse an. Oder sie geht in ihr Zimmer und tanzt stundenlang allein Bolero, in der Nacht weint sie. Ich hör' es nebenan. Sie tut mir leid, aber es ist auch zum Fürchten. Aber jetzt hat sie ja alles. Warum ist sie nicht froh? Warum quält sie Went? Warum weint sie nachts? Warum tanzt sie noch allein Bolero?" jetzt hingen Tränen an Gerdas Wimpern, runde Tröpfchen, die in der Sonne blank wurden: „Ja — etwas Trauriges geht jetzt immer zwischen uns herum. Ich weiß nicht was es ist."

Ich wußte auf alldas nichts zu sagen. Ich griff daher nach Gerdas Hand und begann sie zu küssen. Aber sie entzog sie mir: „Bill sei nicht lächerlich. Komm, schaukle mich lieber."

Sie setzte sich auf die Schaukel, bog den Kopf zurück, schaute mit verzückten Augen empor, ganz regungslos, nur die Füßchen in den weißen Schuhen bewegten sich nervös und ruhelos. Während ich die Schaukel hin und her warf, hing ich meinen trüben Gedanken nach: Natürlich war Gerda in diesen Went verliebt. Sie weinte um ihn, jetzt dachte sie an ihn und erlebte aufregende, traurige Dinge mit ihm, und ich war ein gleichgültiger Schuljunge, der arbeiten sollte und nicht mitzählte. Das kränkte mich so, daß ich nicht mehr schaukeln mochte.

„Warum schaukelst du nicht?" fragte Gerda aus ihrem Traum heraus.

„Weil ich nicht will," erwiderte ich: „Weil," ich suchte nach etwas Grausamem, das ich sagen könnte: „Weil ich nichts davon habe, dich zu schaukeln, damit du besser an deinen Went denken kannst."

„Meinen Wunsch?" Gerda errötete wie immer, wenn sie böse war, ein warmes Zentifolienrosa, das bis zu den blanken Stricheln der Haarwurzeln hinaufstieg.

„Gewiß, ihr seid alle in diesen Affen verliebt." Es tat mir zwar leid, daß ich das sagte, aber gesagt werden mußte es.

Schweigend stieg Gerda von der Schaukel, zog ihre Schärpe zurecht, dann, sich zum Gehen wendend, bemerkte sie mit einer Stimme, die überlegen, erwachsen klang, die Gerda weit von mir fortrückte: „Weißt du Bill, bei dem allein in Fernow-Sitzen hast du recht schlechte Manieren bekommen. Es tut mir leid, daß ich mit dir gesprochen habe."

„Bitte", sagte ich trotzig.

Gerda ging. Ich blieb noch eine Weile auf der Bank sitzen. Also die einzige Freude, die ich diesen Sommer hatte, war mir auch verdorben. Nicht einmal mich ruhig zu verlieben, hatte ich das Recht. Die anderen liebten und wurden geliebt, sie hatten ihre Geheimnisse und ihre Tragödien; ich hatte nur die verschimmelten Bücher. Denn, wenn Gerda sagte, ich hätte schlechte Manieren, so war das nicht einmal etwas, das man Schmerz nennen kann. Na, sie sollten sehen. Ich würde mir schon etwas ausdenken!

Während des Mittagessens versuchte ich mein Elend niederzutrinken. Das brachte wieder ein wenig Festlichkeit in mein Blut. Ich fand die lange Tafel lustig. Wenn ich an den großen Rosensträußen vorüber auf die Mädchengesichter sah, erschienen sie mir sehr weiß mit unruhigem Glanz in den Augen und zu roten Lippen. Alles zitterte vor meinen Augen. Ich mußte lachen und wußte nicht worüber. Ich saß zwischen den beiden Marsows. Die fetten, weißen Schultern streiften meinen Rockärmel. Ich glaubte die Wärme der runden Mädchenkörper zu spüren. Sie kicherten viel über das, was ich ihnen sagte.

Mein Vater hielt eine Rede. Während er dastand, die Tuberose im Knopfloch, das Sektglas in der Hand und ein wenig lächelte, wenn die anderen über seine Witze lachten, versuchte ich an die Gestalt dort im Arbeitszimmer zu denken. Aber es schien, als hätten diese beiden Gestalten nichts miteinander zu tun.

Er sprach von Vorfahren, und von der Ehe, daß sie ein beständiges Friedenschließen sei. Darüber wurde gelacht. Dann wurde es ernst. Aber — hieß es — sie ist auch ein Postament, ein Altar — „unsere Ehen," auf dem die Frau — „unsere Frauen" geschützt und heilig steht. Denn unsere Frauen sind die Blüte unserer adeligen Kultur, sie sind Repräsentantinnen und Wahrerinnen von allem Guten und Edlen, das wir durch Jahrhunderte hindurch uns erkämpft. Das „unser" wurde mit einer weiten Handbewegung begleitet, welche die ganze Gesellschaft zusammenzuschließen und sehr hoch über die anderen, die nicht wir waren, empor zu heben schien. Alle hörten andächtig zu. Die alte Exzellenz nickte mit dem Köpfchen. Der alte Marsow lehnte sich in seinen Stuhl zurück, machte einen spitzen Mund und versuchte sehr würdig auszusehen. Ich fühlte selbst einen angenehmen Hochmutskitzel. Es war doch gut zu hören, daß man seine eigene Kultur hatte. Es wurde Hoch gerufen und man stieß mit den Gläsern an. Der Schluß der

Mahlzeit war für mich ein wenig verschwommen. Ich war froh, als es zu Ende war und ich auf die Veranda hinausgehen durfte.

Ich setzte mich in den Mondschein, wie unter eine Dusche. Angenehm wilde Gedanken gingen mir durch den Kopf.

Gerda erschien auf der Veranda. Sogleich war ich bei ihr. Ich faßte das Ende ihrer Schärpe: „O Bill du bist es. Warum bist du hier allein?" fragte sie.

„Ich bin hier allein," begann ich: „weil ich verzweifelt darüber bin, daß wir uns gezankt haben. Wollen wir uns versöhnen. Du weißt, wie sehr ich dich liebe."

Sie trat ein wenig zurück, als wäre sie ängstlich: „Pfui Bill," rief sie, „du hast zu viel getrunken. Schäm' dich."

Dann war sie fort. Was sollte ich tun. Sie fürchtete sich vor mir. Sie sagte Pfui zu mir. Nun war alles aus. Nun hatte ich meinen großen Schmerz. Ich setzte mich auf die Bank, schlug die Hände vor das Gesicht, saß da — wie — wie er — dort im Arbeitszimmer. Weinen konnte ich nicht. Es war mehr Grimm gegen die da drinnen, was mir das Herz warm machte. Ich stieg auf die Bank und schaute durch das Fenster in den Saal.

Da saßen sie alle beieinander. Wie sie die Lippen bewegten, ohne daß ich ihre Worte hörte, wie sie den Mund aufsperrten, ohne daß ein Ton zu mir drang, das sah gespenstisch aus. Die Tante in ihrem weißen Spitzenburnus lag in der Sofaecke wie eine abgespielte Puppe, die man neu bekleidet hat. Der alte Marsow streckte sich in einem Sessel aus, sehr rot im Gesicht. Die Exzellenz saß zwischen den Marsowschen Mädchen und schnüffelte mit der spitzen Nase, wie eine Maus, die Zucker wittert. Und plötzlich machten sie alle andächtige, süße Gesichter, denn im Nebenzimmer sah ich Went am Klavier stehen. Er sang: „Sei mir gegrüßt — sei mir geküßt —" die Augen zur Decke emporgeschlagen, wiegte er sich sachte hin und her, und sein Tenor goß den Zucker nur so in Strömen aus. Wie unverschämt diese süße Stimme war! Wie sie den Raum füllte, die Leute kitzelte, daß sie die Gesichter verzogen, die Mädchen auf die feuchten, halbgeöffneten Lippen zu küssen schien. Mir war sie zuwider. Währenddessen kamen, wie Bilder einer Laterna magica, zwei Gestalten vor meinem Fenster aufeinander zu. Ellita, aufrecht und weiß, den Kopf ein wenig zurückgebogen, die Lippen fest geschlossen. O! die ließ sich nicht von der schmachtenden Stimme küssen! Ellita hatte eine Art zu gehen, die ihr Kleid ganz gehorsam ihrer Gestalt machte. Es schien mir immer, als müßte der weiße Musselin warm von ihrem Körper sein. Von der anderen Seite kam mein Vater. Sie standen sich gegenüber. Er sagte etwas, lächelte, strich mit der Hand über den Schnurrbart. Sie aber lachte nicht, ihr Gesicht wurde streng, böse — sie schaute meinem Vater gerade in das Gesicht, wie jemand, der kämpfen will, der nach einer Stelle sucht, auf die eine Wunde gehört. Ich fühlte es ordentlich, wie ihr Körper sich spannte und streckte. Mein Vater machte eine leichte Handbewegung, sein Ausdruck jedoch veränderte sich, er biß sich auf die Unterlippe, seine Augen blickten scharf, erregt, gierig in Ellitas Augen, grell von der Lampe beleuchtet sah ich, wie sie flimmerten, wie sie sich in Ellitas Gesicht fest-

sogen. Sie beugte langsam den Kopf, schlug die Augen nieder, schloß sie. Sie wurde sehr bleich und stand da demütig, als wäre alle Kraft von ihr genommen. Ich konnte das nicht mit ansehen. An alledem war etwas, das mich seltsam verwirrte. Ich trat von dem Fenster zurück. Meine Gedanken irrten erregt um etwas herum, das ich doch nicht zu denken wagte. Gibt es so etwas? Er und sie? Er und sie? So etwas also kann man erleben — so unheimlich ist das Leben? ... Da sitzen sie alle ruhig und Went girrt sein „Sei mir gegrüßt, sei mir geküßt" — und mitten drin steht etwas Wildes — etwas Unbegreifliches.

Jetzt rauschte eine Schleppe. Ellita kam durch die offene Glastüre die Stufen herab. „Ellita" mußte ich sagen.

„Du Bill?" fragte sie: „Bist du hier allein? Komm gehen wir hinunter."

Sie legte wieder ihren Arm um meine Schulter und wir gingen die Lindenallee hinab. Ellita sprach leise und mit fliegendem Atem: „Warum gehst du von den anderen fort? Bist du traurig? Hat dir jemand etwas getan? Sag? Ist Gerda schlecht mit dir gewesen? Du liebst doch Gerda, nicht? Ja lieb sie nur; es ist ja gleich was geschieht! Das kann dir keiner verbieten. Gerda wird wieder gut werden, das arme Kind."

Die leise, klagende Stimme rührte mich, erfüllte mich mit Mitleid mit mir selber. Die Tränen rollten mir über die Wangen. „Weinst du kleiner Bill?" fragte Ellita. Es war so dunkel in der Allee, daß sie nicht sehen konnte. Mit ihrer kühlen Hand fuhr sie leicht über mein feuchtes Gesicht: „Ja, du weinst. Das schadet nichts. Weine nur. Hier sieht er uns nicht. Hier brauchen wir nicht tenue zu haben."

Schweigend gingen wir einige Schritte weiter. Hie und da huschte ein wenig Mondlicht durch die Zweige über Ellitas Haar, über das weiße Kleid, ließ den Ring an ihrem Finger, das kleine Diamantschwert an ihrer Brust aufleuchten, und dann wieder die weiche Finsternis voll Duft und Flüstern. Am Ende der Allee stand die alte Steingrotte, eine halbverfallene kleine Halle, die der Mond mit den sich sachte regenden Blätterschatten der Ulme füllte.

„Hast du mich Bolero tanzen sehen?" fragte Ellita plötzlich. „Komm, ich tanze dir vor."

Ich setzte mich auf die Steinbank in der Grotte und Ellita, mitten unter den Blätterschatten, tanzte lautlos auf ihren weißen Schuhen, an denen die Schnallen im Mondschein aufblitzten. Sie warf die Arme empor, bog den Kopf, als hielte sie Trauben in die Höhe, und die halbgeöffneten Lippen dürsteten nach ihnen. Oder sie warf einen unsichtbaren Mantel stolz um die Schultern oder pflückte unsichtbare Blumen; alles mit dem weichen, rhythmischen Biegen des Körpers, den die Musselinschleppe, wie eine weiße Nebelwelle, mit ganz leisem Rauschen umfloß. Schweigend und eifrig tanzte sie. Ich hörte, wie sie schneller atmete. Das war geisterhaft, unwirklich. Alle Aufregung verstummte in mir. Es war mir, als sei ich weit fort, an einem Orte, den ich aus irgend einem Traume kannte, jetzt blieb sie stehen, strich sich das Haar aus der Stirn und lachte: „Sieh so. Das war gut. Jetzt gehen wir wieder zu den anderen. Jetzt haben wir wieder tenue."

Während wir dem Hause zugingen, sprach Ellita wieder ruhig und ein wenig gönnerhaft wie sonst. Drinnen im Saal lächelte sie Went an und sagte: „Hast du dich ausgesungen, mein Lieber?“ —

Zu Hause, in meinem Zimmer, fühlte ich mich bange und erregt. Das Leben erschien mir traurig und verworren. Schlafen konnte ich nicht. Aufdringliche und aufregende Bilder kamen und quälten mich. Die Nacht war schwül. Regungslos und schwarz standen die Bäume im Garten. In der Ferne donnerte es. Unten im Park sang Marguscha wieder ihre ruhige, ein wenig schläfrige Klage. Diese Stimme tat mir wohl. Ich wollte ihr nahe sein, mich von ihr trösten lassen, die Augen schließen und nichts denken als: rai — rai — rah.

Ich stieg aus dem Fenster und ging der Stimme nach. Über der Wiese stand ein schwarzer Wolkenstreifen, in dem es sich golden vom Wetterleuchten regte. Zuweilen schüttelte ein warmer Wind die Kronen der Linden. Am Teich unter den Weiden fand ich Marguscha. Das große, blonde Mädchen kauerte auf dem Rasen, hatte die Arme um die Knie geschlungen, wiegte sachte den runden Kopf und sang, eintönig, als säße sie an einer Wiege:

„Näh' ein Hemden auf der Weide,
„Meß es an dem Eichenstamm.
„Ach! mein Liebster wachse, wachse,
„Wie die Eiche grad und stramm!
Rai — rai — rah . . .“

Ich kam leise heran und hockte neben ihr nieder. Sie schreckte ein wenig zusammen, dann sagte sie: „Gottchen, der Jungherr!“

„Ja, Marguscha, sing weiter.“

Marguscha schaute ruhig und müde über den Teich hin und zog die Knie fester an sich. „Ach!“ meinte sie: „wozu ist das Singen gut! Warum schlafen Sie nicht, Jungherr?“

„Ich konnte nicht. Ich wollte nicht allein sein. Ich hörte dich singen, da kam ich.“

Marguscha seufzte: „Ja, ja, den Herrschaften geht es auch nicht immer gut. Alle haben was. Der Herr gibt nu auch sein Fräulein fort. Was kann man machen.“

„Sein Fräulein“, das klang in dem Munde dieses Mädchens wie eine klare, melancholische Geschichte, eine Geschichte, wie die zwischen Jakob und Marguscha „Jeder hat was.“ Ich drückte mich nah an Marguscha heran. Dieser heiße Mädchenkörper schien mir Schutz zu geben vor allem Unheimlichen, das mich quälte. Sie lächelte, legte ihren schweren Arm um mich, wiegte mich langsam hin und her und wiederholte: „Unser Jungherr is traurig, unser Jungherr is traurig.“ Dunkle Wolkenfetzen zogen über den Mond. Der Teich wurde schwarz. Die Frösche schwiegen, nur ab und zu ließ einer sich vernehmen, als riefe er jemanden.

Marguscha streichelte meinen Arm: „Unser Jungherr is traurig.“ Erregt und fiebernd klammerte ich mich an den warmen, ruhenden Mädchenkörper fest. Da gab sie sich mir hin, gutmütig und ein wenig mitleidig.

Es war finster geworden. Ein feiner Regen begann in den Weiden und im Schilf zu flüstern.

„Es regnet," sagte Marguſch, „muß man heimgehen."

Ich weigerte mich. Nur nicht in das Haus gehen, nur nicht allein sein! So saßen wir eng umschlungen da. Marguſch summte leiſe vor sich hin. Es begann zu dämmern. Enten hoben sich aus dem Teich und flogen mit pfeifendem Flügelschlage dem See zu. Auf der anderen Seite des Teiches ging eine dunkle Gestalt die Allee hinauf dem Hauſe zu.

„Der gnädige Herr," flüsterte Marguſch. „Der ist oft nachts draußen. Dort unten spaziert er auf und ab. Der kann auch nicht schlafen."

Um die Mittagsstunde, als der Hof voll grellen Sonnenscheins lag, schlenderte ich langsam dem Stalle zu. Ich war müde, hatte Lust zu nichts, da war es das Beste zuzusehen, wie Kaspar die Pferde putzte, das beruhigt und strengt nicht an. Am Stallteich stand Marguſch und wuſch einen Eimer.

„Nun, Marguſch," sagte ich und blieb stehen. Sie hob den Kopf und sah mich mit den glasklaren Augen gleichgültig an.

„Heiß is'," bemerkte sie.

„Aber vorige Nacht —" setzte ich leiſe hinzu.

Sie lächelte matt, seufzte und beugte sich wieder über ihre Arbeit.

Mein Vater kam aus dem Stall, er sah flüchtig zu mir herüber und wandte den Kopf ab.

Später, während des Mittageſſens, als Konrad hinausgegangen war, hielt mein Vater sein Portweinglas in der Hand und sagte, eh' er trank, das war immer der Augenblick, in dem er unangenehme Dinge vorbrachte: „Sich hier mit den Bauermädchen einzulaſſen, ist nicht empfehlenswert." Ich errötete. Mein Vater trank und fuhr dann fort, indem er an mir vorbei zum Fenster hinausſah: „Abgesehen davon, daß dieſe Dinge für dich nicht zeitgemäß sind, du sollst nur deine Studien im Auge haben, so finde ich, daß Affairen mit dieſen Mädchen die Instinkte und Manieren vergröbern." Eine peinliche Pauſe entstand. Mein Vater sann vor sich hin, dann sagte er, wie aus seinen Gedanken heraus: „Mein Freund in Konstantinopel sagte gern" — „Natürlich!" dachte ich, „wo ein unangenehmes Beiſpiel nötig ist, da hat der alte Türke es gegeben!" „Er sagte, er sei nur deshalb der feine Weinkenner geworden, der er ist, weil er wegen des Verbotes seiner Religion in der Jugend sich die Zunge nicht mit schlechten Weinen verdorben habe."

Ich verstand sehr wohl, was der alte Türke meinte, nur erschien es mir wunderlich, daß mein Vater das zu mir sagte. Es machte mich verlegen. Ob er das merkte? Jedenfalls tat er den Ausſpruch, als er die Tafel aufhob: „Du bist jetzt in dem Alter, in dem man mit dir über dieſe Dinge vernünftig reden kann, hoffe ich."

Das ließ sich hören.

Ich hatte Erlaubnis erhalten, mit Went auf die Rehpürsch zu gehen. Wir zogen gleich nach Mitternacht in den Wald und saßen bei einem Feuer auf. Der Waldhüter schnarchte unter einem Wachholderbusch. Went hüllte sich in seinen grauen Mantel, lehnte sich an den Stamm einer Tanne und blickte nachdenklich in das Feuer. Ich streckte mich behaglich auf das Moos hin. Die Freude auf die Jagd war so stark, daß sie mich all meine Aufregungen vergessen ließ. Um uns herum war es sehr dunkel. Die heimlichen Töne des Waldes gingen unter den großen stillen Bäumen hin, ein leichtes Knacken, ein vorsichtiges Gehen, ein plötzliches Flügelrauschen. Sehr ferne riefen zwei Käuzchen sich klagend an.

„So ist's doch gut?" fragte ich zu Went hinüber, „im Walde ist alles gleich."

„Was ist gleich?" fragte Went streng zurück.

Ich hätte gewünscht, Went wäre heiter und kameradschaftlich gewesen, statt tragisch und erhaben zu sein. Gut sah er übrigens aus, wie er in das Feuer starrte.

„Du, Went," begann ich wieder, „wie ist es eigentlich, wenn man so aussieht wie du, so — daß alle Weiber sich in einen verlieben?"

„Teufel, Kleiner, was du dir für Gedanken machst." Jetzt lächelte Went und das wollte ich. „Gehört das auch zu den Examenarbeiten?"

„Das Examen hat hierbei nichts zu tun —" sagte ich gereizt, „man kann auch an die Weiber denken, wenn man nicht das Examen gemacht hat. Alle denken an Weiber."

„Alle?"

„Ja alle."

„Dumm genug," bemerkte Went.

„Das ist so," fuhr ich fort, „ich habe das früher nicht gewußt, aber jetzt . . ."

Went schaute mich ironisch an: „der Aufenthalt hier ist, scheint es, für deine Erziehung bedeutungsvoll."

Ich errötete, ich hatte damals diese dumme Angewohnheit, und sagte heftig: „Denkst du auch schon über meine Erziehung nach. Das fehlt noch!"

„Trinken wir einen Kognak, Alter," besänftigte mich Went. Er holte seine Flasche hervor und trank zwei Kognaks schnell hintereinander. „So, das ist gut und macht keine Umstände. Da," meinte er befriedigt und reichte mir die Flasche. Wie gequält er dreinschaute! Er tat mir leid. Während ich mir den Kognak eingoß, tat ich den Ausspruch: „Ja, es ist gut, daß wir uns nicht darüber zu quälen brauchen, ob der Kognak auch von uns ausgetrunken sein will, ob er das liebt. Uns schmeckt er eben."

Das gefiel Went nicht. Er kehrte mir den Rücken zu und brummte: „Unsinn! Schlafe lieber."

Ich aber wollte mich unterhalten. „Du — Went, sag, es muß ganz fein sein Soldat zu sein?"

Das regte ihn auf, er wurde heftig.

„Hol der Teufel das Soldatsein. Sei froh, daß du keiner bist."

„Warum?"

„Weil, Gott! weil einen das sentimental macht!"

„Sentimental?" fragte ich. „Ich wüßte nicht, daß das für den Krieg nötig ist."

„Mit dir kann man nicht vernünftig reden," fuhr mich Went an, „Krieg? Wo ist denn Krieg? Natürlich sentimental", seine Stimme klang, als zankte er sich mit jemandem. „Mit dem Dienst und den Rekruten und alldem, kommt dann sowas, das nach Sentiment aussieht, so fallen wir jedesmal darauf herein. Man weiß nicht, wie man das anfassen soll. Ihr anderen hier habt Zeit, ihr könnt auf Euren Gefühlen sitzen, wie die Henne auf ihren Eiern, und werdet ihr so — so —, kein Teufel kann das verstehen." Nach diesem Ausbruch schloß er die Augen und tat, als schliefe er. Ich schlang meine Arme um meine Knie und starrte in das Feuer.

In letzter Zeit hatte ich wunderliche Dinge erlebt, unheimliche und unverständliche. Wenn ich Went etwas davon sagte, würde er nicht mehr so ruhig daliegen. Seltsam ist es, wie ein Mensch von dem anderen nichts weiß und doch sitzt und lauert in dem einen Menschen gerade das, was dem anderen Schmerz bereiten kann. Das war eine Erkenntnis, die mir in jener Stunde plötzlich kam und mich ergriff, wie es in den Jahren zu geschehen pflegt. Es ist wie hier im Walde. Ich sitze auf dem kleinen, hellen Fleck. Um mich ist die Nacht ganz schwarz und voll von dem Knistern und Gehen unsichtbarer Wesen. Jeden Augenblick kann aus dem Dunkel etwas hervortreten, etwas Entsetzliches. Warum ist das so? Meiner jungen Seele tat es weh, diese Luft zu atmen, die voll drohender, unverstandener Schmerzen liegt. Ich drückte mich fest an den dicken Tannenstamm, legte die Hand auf seine taufeuchte Rinde. Diese Stillen hatte ich immer gern gehabt. Wenn auf der Treibjagd so eine alte Tanne mit ihren schwerniedergebogenen Zweigen und grauen Bärten dastand und mich vor dem Wild oder das Wild vor mir verbarg, da hatte ich sie als eine der großen Unparteiischen des Waldes empfunden, vornehm und kühl. Daran zu denken, beruhigte mich jetzt. Ich konnte mich darüber freuen, daß mir so tragische und seltsame Gedanken kamen. Ich war doch ein ganzer Kerl. Das vermutete wohl keiner hinter dem kleinen Bill. Wenn Gerda das wüßte, die würde mich dann anders anschauen!

Es dämmerte bereits. Aus den Föhrenwipfeln flogen die Krähen aus und riefen einander ihre heiseren Nachrichten zu. Es war Zeit aufzubrechen. Ich weckte den Waldhüter, weckte Went. „Nu geht's los," rief ich ihm zu. „Schon!" sagte Went, gähnte und blickte mißmutig in den aufdämmernden Morgen. Also nicht einmal die Aussicht auf einen Bock konnte ihn aufrichten. Dann stand es schlimm mit ihm!

Köstlich war es, leise und schweigend durch den Wald zu schleichen. An einer kleinen, sumpfigen Waldwiese nahm ich meinen Stand. Das Gras war grau von tauschweren Spinnweben. Eine Wasserratte schlüpfte durch die Halme, sprang mit leisem Geplätscher in die Wasserlöcher, kam mir ganz nahe. Sie

hielt mich wohl für einen Baum, und das schmeichelte mir. Dann plötzlich standen zwei Rehe auf der Wiese, eine große Ricke und ein kleiner Bock. Die Ricke äste ruhig und sorgsam, den Kopf niedergebeugt, langsam vorwärtsgehend. Der kleine Bock war zerstreut, hob häufig den Kopf, schüttelte ihn, machte kleine Sprünge. Vom Waldrand kam ein großer alter Bock herangetrabt. Ich sah deutlich sein ärgerliches, verbissenes Gesicht. Er begann sofort den jungen Bock zu jagen. Als dieser auf mich zusetzte, schoß ich. Ich hörte noch den alten Bock bellen. Der Kleine lag da und bewegte schwach die Läufe, wie steife, rote Bleistifte. Ich ging zu ihm, streichelte sein blankpoliertes Gehörn. Die Oberlippe war ein wenig hinaufgezogen. Das gedrungene, kindliche Gesicht sah aus, als lächelte es verschmitzt.

Als Went kam, war er verstimmt. Mein Schuß hatte auf der anderen Wiese seinen Bock verscheucht. Er sagte mir unangenehme Dinge, weil ich nicht den stärkeren Bock geschossen hatte und wir zankten uns tüchtig auf dem Heimwege. Das verdarb mir die Freude. Mit müden, verdrossenen Augen sahen wir in die Sonne, die mit großem Aufwande von rosa Wolken und rotgoldenem Lichte über dem gelben Brachfelde aufging.

Nun kam eine stille Zeit. Die Leute klagten über zu große Trockenheit und fürchteten für die Wintersaat. Im Garten begannen die Stockrosen und Georginen zu blühen und es roch nach Himbeeren und Pflaumen. Blauer Dunst lag über den Hügeln. Die Gänse wurden auf die Stoppeln getrieben. Davon, daß ich nach Warnow fahren sollte, war nie die Rede. Meinen Vater sah ich nur zu den Mahlzeiten. Sein Gesicht erschien mir grau und müde, er sprach wenig. Fiel sein zerstreuter Blick auf mich, so fragte er wohl: „Nun, wie geht es mit den Studien?“ aber die Antwort schien ihn nicht zu interessieren. Seine Gegenwart hatte für mich nicht mehr das Aufregende, das sie gehabt hatte. In diesen Tagen mit dem gleichmäßig blauen Himmel, dem gleichmäßig grellen Sonnenschein, den gleichmäßigen Geräuschen der Landwirtschaft, verlor alles an Interesse und Farbe. Ich hörte, in Warnow würde gepackt, die Möbel seien schon mit weißen Bezügen bedeckt. Nächstens sollte die ganze Familie abreisen. Auch das noch! Marguscha sang nicht mehr im Park. Ich sah sie mit Jakob an der Schmiede stehen und lachen. Mir blieben die Bücher. Ich lag auf der Haide und studierte. Das ἀκτὶς ἀελίου der Antigone verschmolz untrennbar mit dem Schnattern der Gänse, dem Dufte der sonnenheißen Wacholderbüsche. Antigone sah wie Ellita aus und die ängstliche Ismene wie Gerda. Ach! nicht einmal zu einem ordentlich verliebten Gefühle brachte ich es in dieser Zeit! Und kam der Abend, schlugen die Stalljungen mit den Milchmädchen sich in die Büsche, klang fern von der Wiese eine Harmonika herüber, dann fieberte all das unverbrauchte Leben in mir und ich fluchte darüber, daß all die hübschen und heimlichen und die furchtbaren und erregenden Dinge nur für die anderen da waren.

Schweres, rotgoldenes Nachmittagslicht floß durch die Parkbäume. Ich saß hochoben auf einer alten Linde, die ihre Äste zu einem sehr bequemen Sitz zusammenbog. Der Baum war voll von dem Summen der Insekten, wie von einem feinen, surrenden Geläute. Das macht schläfrig. Ich schloß die Augen. Unten auf dem Kiesweg wurden Schritte laut. Faul öffnete ich halb die Lider. Ellita und mein Vater kamen den Weg entlang. Ellita trug ihr blaues Reitkleid und den kleinen blanken Reithut. Mit der Rechten hielt sie ihre Schleppe, in der Linken die Reitpeitsche, mit der sie nach den Kümmelstauden am Wege schlug. An der Ulme mir gegenüber blieben sie stehen. Ellita lehnte sich an den Baum. Ihre Wangen waren gerötet. Ich sah es gleich, daß sie böse war. Die kurze Oberlippe zuckte hochmütiger denn je.

„Gut, ja. Ich gehorche dir, du siehst es," begann sie.

Mein Vater stützte sich mit der Schulter leicht gegen ein Birkenstämmchen, kreuzte die Füße und klopfte nachdenklich mit seinem Stöckchen auf die Spitzen seiner Stiefeln, jetzt neigte er den Kopf und sagte höflich: „Du weißt, wie sehr ich dir dafür danke."

„O! Du hast mich wunderbar erzogen," fuhr Ellita fort, „das hast du wunderbar gemacht! Als du wolltest, daß ich das einsame, kleine Mädchen vom Lande sein soll, das nur an dich denkt und auf dich wartet, da war ich es. Und jetzt soll ich wieder — wie sagtest du doch — ‚die Blüte der adeligen Kultur' — so war es — also — die Blüte der adeligen Kultur sein, gut — ich bin es."

Mein Vater nahm seinen Strohhut vom Kopfe und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Er fing an zu sprechen mit leiser, diskreter Stimme, als führe er eine Unterhaltung an einem Krankenbette.

„Ich komme jetzt nicht in Betracht. Nur du. Ist es dir ein Bedürfnis, mir all das zu sagen, mir Vorwürfe zu machen, bitte, tue es. Nur geh den vorgeschriebenen Weg weiter ... nur das."

„Ich will keine Vorwürfe machen," sagte Ellita heftig. „Warum ließest du mich nicht weiter hier einsam sitzen? Ich hätte weiter auf dich gewartet und wäre schlecht gegen Mama und Gerda gewesen, und hätte mich um das dumme Geld gesorgt, das nie da ist, wenn man es braucht ... und, wenn du dann kamst, hätte ich geglaubt, ‚das ist das höchste Glück' — schlecht sein —, mit dir schlecht sein, glaubte ich, sei groß ..."

„Sag es nur heraus," warf mein Vater ein und schaute wieder auf seine Stiefelspitzen.

„Gewiß," fuhr Ellita fort, „darum hätte ich dir keine Vorwürfe gemacht. Aber jetzt, wo all das nur eine häßliche Inkorrektheit sein soll, die vertuscht wird, jetzt schäme ich mich. Wie deine Nippfigur komme ich mir vor, die du wieder in den Salon auf die Etagere zurückstellst—, sie soll wieder ihre Pflicht tun, repräsentieren."

„Sehr hübsch," bemerkte mein Vater und lächelte matt. Das brachte Ellita noch mehr auf: „Du siehst, ich habe von dir und deinem alten Türken gelernt, Vergleiche zu machen. Ach wie das alles häßlich ist! Was ging es dich an, was aus

mir wurde. Wenn ich in den Parkteich gegangen wäre, wie Mamas kleine Kammerjungfer um den neuen Gärtner, das wäre schöner gewesen als all dies jetzt."

Mein Vater zuckte die Achseln. „Ich glaube," sagte er, „du und ich sind zu gut erzogen, um in ein Drama hineinzupassen." Da hob Ellita ihre beiden Arme empor, die Augen flammten, zwei große Tränen rannen ihre Wangen herab: „Gott, wie ich sie hasse, alle diese Worte — — nicht wahr, ich muß auf ein Postament — und bin ein Kunstwerk — und eine Kulturblüte, ich kenne deinen Katechismus gut. Wie ich das hasse!"

Gott! wie schön sie war! Mein Vater schien das auch zu sehn. Er blickte sie einen Augenblick mit gierigen, flackernden Augen an, wie an jenem Abend in Warnow. Dann sagte er leise und sanft: „Es schmerzt mich, dich leiden zu sehen. Das geht vorüber. Du bist von denen, die sicher ihren Weg gehn, wie — wie Nachtwandlerinnen —, die dabei vielleicht auch ein wenig wild träumen."

„Und ich könnte mich peitschen, dafür, daß ich von denen bin," antwortete Ellita und schlug mit der Reitgerte gegen ihr Knie. „Und dann — er — der arme Junge — er liebt mich doch?"

„Ehre genug für ihn," meinte mein Vater.

„Du bist sehr genügsam für andere!" höhnte Ellita.

Er lächelte wieder sein müdes Lächeln: „Gott! ja — jetzt kommst nur du in Betracht."

„Das klingt ja fast, als ob du mich noch liebtest?"

Mein Vater zuckte schweigend die Achseln. Sie schwiegen beide, Ellita ließ ihre Arme schlaff niedersinken, wie ermüdet, und müde klang auch ihre Stimme, als sie kummervoll sagte: „Wozu? Jetzt ist ja alles gleich. Ich tu ja, was du willst. Das ist nun alles vorüber."

„Ich danke dir, Kind," die Stimme meines Vaters klang wieder metallig und warm. „Wenn du nur in Sicherheit bist — wenn sie dir nichts tun dürfen, nur das." Er trat jetzt ein wenig vor, eine flüchtige Röte auf Schläfen und Wangen: „Ich danke dir dafür Kind — und — auch für — für das, was hinter uns liegt... für das letzte Glück — das du einem alternden Manne gabst — —" Jetzt zitterte seine Stimme vor Erregung — er breitete die Arme aus. Ellita drängte sich fester an den Baum, sie reckte sich an ihm hinauf — bleich bis in die Lippen: „Rühr mich nicht an, Gert!" stieß sie leise hervor, und die rechte Hand mit der Reitgerte hob sich ein wenig. Mein Vater trat zurück, bückte sich, hob den Handschuh, der ihr entfallen war, von der Erde auf und überreichte ihn ihr. Dann schaute er nach seiner Uhr und sagte ruhig: „Es wird spät. Du mußt sehn, daß du vor dem Gewitter nach Hause kommst, denn wir kriegen es heute doch endlich."

„Ja — gehn wir —" meinte Ellita.

Sie gingen wieder den Weg zurück. Wie friedlich und höflich diese beiden Gestalten nebeneinander herschritten; Ellita mit ihrem sachte wiegenden Gang, schmal und dunkel in dem Reitkleide, mein Vater ein wenig seitwärts gewandt, um sie beim Sprechen ansehn zu können; dabei machte er Handbewegungen, die seine hübschen Hände zur Geltung brachten.

Still auf meinem Aste zusammengekauert, blieb ich auf der Linde sitzen. Zuerst hatte ich das Gefühl eines Kindes, das sich fürchtet, bei einem Unrecht ertappt zu werden. Gedanken hatte ich nicht — Bilder kamen, begleitet von einer schmerzhaften Musik des Fühlens: das schöne, aufrechte Mädchen am Baum, das tränenfeuchte, böse Gesicht, die erhobene Hand mit der Reitgerte ... und der Mann mit dem kummervoll gebeugten Kopfe ... ich hörte die leise, heiße Stimme ... davon kam ich nicht los. Mit dem Herren, der zu Hause sagt: Mais c'est impossible, comme ce garçon mange, mit Ellita, die wohlerzogen mit meinem Vater über die Landwirtschaft spricht, hatten diese beiden nichts gemein. Ich wollte gar nicht mehr von der Linde herunter. Die Welt da unten erschien mir jetzt unheimlich verändert und unsicher. Die Sonne sank tiefer. Die Linde stand voll roten Lichtes. Dann zog das Gewitter auf. Einzelne Tropfen klatschten auf die Blätter, die für Augenblicke schwarz und zitternd im blauen Lichte der Blitze standen. Im Garten hörte ich Konrads Stimme: „Jungherr — hu — hu!" Er rief zum Abendessen. Das gab es also noch wie immer. Widerwillig kletterte ich hinunter. Der Regen war stärker geworden nnd eine Fröhlichkeit kam mit ihm über das müde Land. Alles duftete und bewegte sich sachte. Im Hof standen die Leute vor den Ställen und blickten lächelnd in das Niederrinnen. Die Mägde stapften mit nackten Füßen in den Pfützen umher und kreischten.

Im Eßzimmer, unter der großen Hängelampe war der Tisch wie gewöhnlich gedeckt. Mein Vater ging im Zimmer auf und ab und sagte freundlich, als ich eintrat: „Nun, dich hat der Regen noch erwischt."

Wir aßen die wohlbekannten kleinen Koteletts mit grünen Erbsen. Alles war wie sonst, als sei nichts geschehn. Ich dachte an ferne Kinderjahre, in denen das Kind deutlich in den dunkeln Ecken unheimliche Gestalten sah, während die Erwachsenen unbekümmert sprachen und an den unheimlichen Ecken vorübergingen, als ob nichts dort stünde.

Mein Vater sprach vom Regen, von der Wintersaat, von der Abreise der Warnower. Er sprach ungewöhnlich viel und mit lauter, heiterer Stimme. Sein Gesicht war bleich und die Augen glitzerten blank und intensiv graublau. Er goß sich reichlich Portwein ein und seine Hand zitterte ein wenig, wenn er das Glas nahm. Als der Inspektor kam, wollte ich mich fortschleichen. Das Sitzen hier war mir eine Qual. Ich wollte zu Bette gehen. Vielleicht, wenn ich still im Dunkeln lag, konnte ich mich selbst als tragisch und wunderbar empfinden. Mein Vater jedoch sagte: „Bleib noch ein wenig, Bill, wenn du nicht zu müde bist." Gehorsam setzte ich mich wieder. Der Inspektor ging. „Trink einen Tropfen," sagte mein Vater und schob mir ein Glas hin. Dann schwiegen wir.

Es schien nicht, als hätte er mir etwas Besonderes mitzuteilen. Er dachte wohl über ein Thema nach. Als er endlich zu sprechen begann, war von Pferden, von dem neuen Schmied, dann von meinen Studien die Rede. Das hatte ich erwartet! Das schien ihn auch zu interessieren, er biß sich daran fest, pflegte seinen Stil. „Na, und wenn du dann das Examen hinter dir hast," hieß es, „dann tritt also

die Wahl eines Studiums an dich heran. Es ist wohl diese oder jene Wissenschaft, die dich besonders anzieht. Ja! aber meiner Ansicht nach, darf das nicht bestimmend sein. Gott! unseren Neigungen entlaufen wir ohnehin nicht. Von anbeginn muß ein Studium gewählt werden, das sozusagen als neutraler Ausgangspunkt dienen kann, von da aus kann dann zu dem, was wir sonst wissen und erleben wollen, übergegangen werden. In unserer Familie ist die Jurisprudenz traditionell. Ein ruhiger, kühler Ausgangspunkt, der sowohl zu anderen Wissenschaften, wie zum praktischen Leben die Wege offen läßt." Er sprach sehr fließend und betonte so wirksam, als hielte er eine Rede in einer Versammlung. Dabei sah er über mich hinweg, als stünde die Versammlung hinter mir. Es war recht unheimlich!

„Vor allem," fuhr er fort und erhob die Stimme, „müssen wir von vornherein wissen, welch eine Art Leben wir leben wollen. Bei einem Hause, das wir bauen, entscheiden wir uns doch für einen Stil, machen einen Plan, nicht wahr? Na also! Wir bauen ein Haus, das einen besonderen Stil hat. Gut!" Er schnitt mit der flachen Hand durch die Luft, um vier unsichtbare Wände auf den Tisch zu stellen, dann wölbte er eine unsichtbare Kuppel über die unsichtbaren Wände: „Bin ich mir einmal des Stiles bewußt, dann kann ich an Ornamenten, Grillen, Liebhabereien manches wagen, denn ich werde all das mit dem Ganzen in Einklang zu bringen wissen. Weil ich mir des Stilgesetzes bewußt bin, kann ich jede Kühnheit wagen, ohne den Bau zu verderben." Nun begann er mit der Hand an das Haus auf dem Tische die wunderlichsten Balkons zu kleben, zog Galerien die Wände entlang. „Irrtum ist Stillosigkeit," rief er und funkelte mit den Augen die Versammlung hinter mir an. „Das ist es! Jede architektonische Waghalsigkeit ist erlaubt, wenn wir sie schließlich mit den großen, edlen Linien des Ganzen in Einklang zu bringen verstehn.' Er sann ein wenig vor sich hin, schien das Haus auf dem Tische zu betrachten, versuchte hie und da noch einen Balkon anzubringen. Das gefiel ihm jedoch nicht recht. „Und dann," versetzte er langsam, „können wir auch genau den Zeitpunkt bestimmen, wenn es fertig ist, wenn es geschmacklos wäre, noch etwas hinzuzutun. Nur an stillosen Baracken kann man immer wieder anbauen. Unser Haus weiß, wann es fertig ist. Er schlug mit der Hand auf den Tisch, mitten in das unsichtbare Haus hinein, als wollte er es zerdrücken, er lächelte dabei, nahm sein Glas, und während des Trinkens schaute er über sein Glas hin die Versammlung hinter mir an, trank ihr zu. Als er das Glas wieder niedersetzte, kam eine Veränderung über ihn. Er sank ein wenig in sich zusammen, das Gesicht wurde schlaff und alt und die Hand klopfte müde und sanft die Stelle, auf der sie das Haus eingedrückt hatte. Als er mich ansah, war das flackernde Licht in seinen Augen erloschen. Er lächelte ein befangenes, fast hilfloses Lächeln. „Ja, mein Junge," sagte er und es schien mir, daß seine Zunge ein wenig schwer war, „du sagst nichts. Was meinst du zu all dem?"

O! ich meinte nichts! Ich hatte die ganze Zeit über dem Redner mit unsäglichem Grauen gegenüber gesessen. Jetzt mußte ich etwas sagen und ich sagte etwas Sinn-

loses, über das ich mich wunderte, wie wir uns im Traume über das wundern, was wir sagen.

„Ja — aber — der Turm von Pisa," bemerkte ich.

Mein Vater schien nicht weiter erstaunt. „Der!" meinte er nachdenklich, „der ist soweit ganz hübsch. Weil er schief ist, meinst du? Ja, da hat er Unrecht. Wenn man schief steht, soll man umfallen, das wäre logischer. Aber — Gott! Das ist seine Sache!" Über diesen Gedanken lachte er leise in sich hinein und sah mich von der Seite an, als seien wir im Einverständnis. Ich lachte auch, aber ich war mir selber so unheimlich wie mein Vater. Am liebsten hätte ich mich von beiden leise fortgeschlichen. „Ich bin müde," brachte ich tonlos heraus.

„Müde?" wiederholte mein Vater ohne aufzusehn, „das kann schon sein. Gute Nacht..." Dann bekam die Stimme wieder etwas von ihrem gewohnten Klange, als er hinzufügte: „Morgen dürfen die Studien nicht vernachlässigt werden."

Wenige Tage später fuhren wir am Nachmittage zur Eisenbahnstation, um von den Warnowern Abschied zu nehmen. Mich regte das an. Daß die Mädchen fortreisten war traurig, aber man wußte doch, warum man traurig war. Es würde geweint werden, man würde sich umarmen, hübsche, rührende Dinge sagen. Wie würde Ellita sich benehmen? Was würde er tun? Ich würde doch wieder ein wenig bewegte Dramenluft atmen dürfen. Später konnte ich dann ehrlich unglücklich sein, vielleicht konnte ich dichten.

Im Wartesaal war die ganze Familie versammelt. Die Tante weinte. „Ach Gert!" rief sie, „und du mein kleiner Bill, jetzt geht es an das Scheiden." Cheri kläffte unausgesetzt. Die Mädchen, in ihren grauen Sommermänteln, graue Knabenmützen auf dem Kopf, saßen auf den Bänken, die Hände voll Warnower Blumen. Ich setzte mich zu ihnen, wußte aber nichts zu sagen. Went rannte hin und her, um das Gepäck zu besorgen. Mein Vater sprach mit der Tante vom Umsteigen. Die Zeit verging, ohne daß etwas Besonderes getan und gesagt wurde. Ja, alle schienen heute verstimmter und alltäglicher denn je zu sein.

Endlich ging es an das Abschiednehmen. Da kam ein wenig Schwung in die Sache. Gerda küßte mich. „Wenn wir uns wiedersehn," sagte sie, „wollen wir wieder lustig sein, armer Bill." Das trieb mir die Tränen in die Augen. Ich hörte meinen Vater etwas sagen. Ellita lachte. Er hatte wohl einen Witz gemacht. Dann saßen sie alle im Wagen. Wir standen auf dem Bahnsteig und nickten ihnen zu. Zu sagen hatte man sich nichts mehr.

Mit einem widerlichen Gefühle der Leere und Enttäuschung blickte ich dem abfahrenden Zuge nach. Das war wieder nichts gewesen! Melancholisch pfiff ich vor mich hin. Der Stationsvorsteher stand mitten auf den Schienen und gähnte in den gelben Nachmittagssonnenschein hinein. Als seine dicken Enten langsam an mir vorüberzogen, nahm ich kleine Steine und warf nach ihnen. Das tat mir wohl.

„Wer wird nach Enten mit Steinen werfen?" sagte der Stationsvorsteher ärgerlich. Am liebsten hätte ich ihn selbst mit Steinen beworfen!

„Fahren wir?" fragte Konrad.

Ich ging in den Wartesaal, nach meinem Vater zu sehn. Da stand er und spritzte sich mit einer kleinen, goldenen Spritze etwas in das Handgelenk. Als ich kam, steckte er hastig die Spritze in die Westentasche und ließ sein goldenes Armband klirrend über das Handgelenk fallen. „Wieder die Migräne," meinte er.

Auf der Heimfahrt kutschte er selbst. Ich wunderte mich darüber, daß er dem Blessen heute durchließ, daß er nicht zog und alles dem Braunen überließ. Gesprochen wurde anfangs nichts. Ich dachte daran, daß Gerda mich geküßt hatte. So etwas kann man lange Zeit immer wieder denken. Eine gute Einrichtung für einen, der gezwungen war, so freudlos zu leben, wie ich.

Plötzlich wandte sich mein Vater zu mir. Er lächelte ein gütiges, sehr jugendliches Lächeln, wie damals, als er im Garten Ellita den Handschuh aufhob. „Na," sagte er, „dir ist wohl auch ein bißchen trüb zumute?" Ich wunderte mich über das „auch". Er lachte: „Ja, das verstehn sie alle famos, hinter sich so — so 'ne Leere zu lassen — ha — ha. Das haben sie so an sich." Er knallte mit der Peitsche. „Da bleibt nun nichts anderes übrig, als sich fleißig an die Studien zu machen." Der Anfang der Betrachtung war hübsch gewesen und hatte mich gerührt. Schade, daß der Schluß so trivial war!

Traul und mißmutig ging ich einige Tage umher. Ich war traurig, aber ohne sentimentalen Genuß. Wenn ich daran dachte, daß dort, wo die Mädchen — die anderen waren, das Leben bunt und ereignisvoll weiterging und ich das alles versäumte, dann bekam ich Wutanfälle und schlug mit dem Spazierstock den Georginen die dicken roten Köpfe ab. Meinen Vater sah ich wenig. Zu den Mahlzeiten war er oft abwesend oder aß in seinem Zimmer. Wenn wir uns begegneten, sah er mich fremd und zerstreut an und fragte höflich: „Nun — wie geht es?" Auch er begann uninteressant zu werden.

In einer Nacht hörte ich wieder Margusch unten im Park singen. Ich konnte nicht schlafen. Eine quälende Unruhe warf mich im Bette hin und her. So in der finstern Stille nahm alles, was ich erlebt hatte, und alles, was kommen sollte, eine wunderliche, feindselige Bedeutung an. Das Leben schien mir dann ein gefährliches, riskiertes Unternehmen, das wenig Freude bereitet und doch schmerzhaft auf Freuden warten läßt.

Die Nacht atmete schwül durch das geöffnete Fenster herein. Das Rai-rai-rah klang aus der Dunkelheit eintönig und beruhigt herüber, beruhigt, als wiederholte es beständig: „Es kommt ja doch nichts mehr."

Es wurde mir unerträglich, dem zuzuhören. Ich kleidete mich an und stieg zum Fenster hinaus, um dem Gesange nachzugehn.

Die Nacht war schwarz. Einige welke Blätter raschelten schon auf dem Wege. Wenn ich auf die grüne Kapsel einer Roßkastanie trat, gab es einen leisen Knall. Plötzlich hörte ich Schritte hinter mir. Ich horchte, schlug mich zur seite, drückte mich fest an einen Baumstamm. Der rote Punkt einer brennenden Zigarre näherte

sich. Eine dunkele Gestalt ging an mir vorüber. Mein Vater war es. Er blieb stehn, führte die Zigarre an die Lippen. Im roten Schein sah ich einen Augenblick die gerade Nase. Ich hörte ihn leise etwas sagen. Als er weiter ging, klang das eifrige Gemurmel noch zu mir herüber. Ich wartete eine Weile. Am liebsten wäre ich umgekehrt. Dieser einsame Mann, der der Nacht seine Geheimnisse erzählte, erschien mir gespenstisch. Es mußte furchtbar sein, jetzt von ihm angeredet zu werden. Aber zu Hause in meinem Zimmer war ich allein. Das konnte ich jetzt nicht. Dort unten am Teich, bei dem großen, warmen Mädchen würde es sicherer und heimlicher sein. Ich schlich weiter.

Marguſch hockte an ihrem gewohnten Platz. Als ich mich zu ihr setzte, sagte sie: „Ach! wieder der Junghherr!" „Ja Marguſch. Du singst wieder?"

Sie seufzte. „Man muß schon," meinte sie. „Ist deiner wieder fort?" fragte ich.

„Alle sind fort," erwiderte sie mit ihrer tiefen, klagenden Stimme.

„Sieh Marguſch, deshalb müssen wir zusammen sein." „Ja Junghherr, kommen Sie, was kann man machen?" Und wir drückten uns eng aneinander.

Ein später Mond stieg über den Parkbäumen auf. Mit ihm erhob sich ein Wind, der die Wolken zerriß und sie in dunkeln, runden Schollen über den Himmel und den Mond hintrieb. Es war ein Gehn und Kommen von Licht und Schatten über dem Lande. Das Schilf und die Zweige rauschten leidenschaftlich auf. Ein Enterich erwachte im Röhricht und schalt laut und böse in die Nacht hinein.

„Muß man nach Hause gehn," beschloß Marguſch und blinzelte zum Monde auf.

„Schon?" „Ja, wenn sie alle hier unruhig werden," meinte sie.

„Weißt du, daß er auch hier unten ist?" flüsterte ich. Marguſch nickte: „Ja, ja — er is immer hier bei Nacht. Gehn Sie bei der großen Linde vorüber. Da geht er nicht. Ich komm' nach. Zusammen können wir nicht gehn."

Nachdenklich schritt ich den Teich entlang. Das starke Wehen um mich her, das bewegte Licht taten mir wohl. Es war mir, als hätte mein Blut etwas von dem sichern, festen Takte von Marguſchs Blute angenommen. Ich glaubte zu spüren, wie es warm und stätig durch meine Adern floß, eine stille und sichere Quelle des Lebens.

Als ich scharf um die Ecke in die Lindenallee einbog, stutzte ich, denn ich stand dicht vor jemandem, der unten auf den Wurzeln der großen Linde saß. Es war dort so finster, daß ich nichts deutlich unterscheiden konnte, dennoch wußte ich sofort, es sei mein Vater. Ich trat ein wenig zurück und blieb stehn. Ich wartete, daß er mich anrede. Die Gestalt lehnte mit dem Rücken gegen den Baumstamm, etwas zur seite geneigt. Der Kopf war gesenkt. Schlief er? Nein, ich fühlte es in der Dunkelheit, wie er mich ansah. Ich mußte etwas sagen.

„Ich bin ein bißchen spazieren gegangen," begann ich beklommen: „Es war so schwül drinnen." Er antwortete nicht. „Ist dir vielleicht nicht wohl?" fuhr ich zaghaft fort: „Kann — ich für dich — etwas . . . ."

Die Wolken waren am Monde vorübergezogen, etwas Licht sickerte durch die Zweige, fiel auf den gebeugten Kopf des Sitzenden, beleuchtete den Schnurrbart, die dunkle Linie der Lippen, die ein wenig schief verzogen, verhalten lächelten.

Macht er einen Scherz? Muß ich höflich mitlachen? — dachte ich. „Weil es so heiß war" — sagte ich stockend. Die Dunkelheit breitete sich wieder über die schweigende Gestalt. Ich lehnte mich gegen einen Baum. Die Knie zitterten mir. Ich muß zu ihm gehn, sagte ich mir, allein ich vermochte es nicht. In der leicht in sich zusammengefallenen Gestalt war etwas Fremdes, etwas Namenloses. Verlassen durfte ich ihn nicht, aber hier zu stehn, war entsetzlich. Marguſch bog um die Ecke. Als sie dort jemand stehn sah, zögerte sie. „Marguſch" rief ich, „Marguſch — sieh — er — er — spricht nicht, ich weiß nicht . . ."

„Er schläft," meinte sie. „Ach nein — ich — ich weiß nicht, ob er schläft."

Marguſch trat an ihn heran; „Gnädiger Herr" — hörte ich sie sagen, dann faßte sie ihn an, richtete ihn auf, lehnte ihn mit dem Rücken an den Baumstamm mit fester, respektloser Hand, wie man eine Sache aufrichtet. Etwas Blankes rollte über das Moos und klirrte auf einen Stein. Es war die kleine, goldene Spritze.

„Er ist tot," sagte Marguſch. Sie trat wieder zu mir, seufzte und meinte: „Ach Gottchen! der arme Herr, der hat nu auch nich' mehr gewollt!"

Ich schwieg. Tot — ja, das war es, das hier so fremd bei mir gestanden hatte.

„Leute muß man rufen," fuhr Marguſch fort. „So'n Unglück. Sie wollen wohl nich' allein bei ihm bleiben?"

„Doch!" stieß ich hervor: „Ich — ich bleibe. Geh nur!" Marguſch ging. Gierig lauschte ich auf die Schritte, die sich entfernten, erst als sie verklungen waren, wurde ich mir bewußt, mit dem Toten allein zu sein. Das fahle Gesicht mit der hohen Stirn, die im Mondlicht matt glänzte, lächelte noch immer sein verhaltenes, schiefes Lächeln, die Augen waren geschlossen, die langen Wimpern legten dunkle Schattenränder um die Lider. Aber, wenn der Mond sich verfinsterte, schien es mir, als bewegten sich die Umrisse der Gestalt, ich fühlte wieder, daß er mich ansah. Ein unerträglich gespanntes Warten und Aufhorchen wachte in mir; wie einem Feinde gegenüber. Ich glitt an dem Baumstamm, an dem ich lehnte, nieder, hockte auf der Erde und bedeckte mein Gesicht mit den Händen. Das, was mir dort gegenüber saß, hatte nichts mit dem, den ich kannte, zu tun; es war etwas Tückisches, Drohendes, etwas, das das Grauen, welches über ihm lag, gegen mich ausnützte und darüber lachte. Ich weiß nicht, wie lange wir uns so gegenüber saßen, endlich hörte ich Stimmen. Leute mit Laternen kamen. Ich richtete mich auf, gab Befehle, war ruhig und gefaßt.

Schon hatten sie drüben im Saal aufgebahrt. Die Zimmerflucht war voll hellen Morgensonnenscheines und feiertäglich still. Ich saß schon geraume Weile allein im Wohnzimmer und schaute zu, wie die Blätterschatten über das Parkett flirrten. Nebenan hörte ich zuweilen die Dienstboten flüstern. Sie vermieden es, durch das Zimmer zu gehn, in dem ich mich befand, und war es nicht zu vermeiden, dann gingen sie auf den Fußspitzen und wandten den Kopf rücksichtsvoll von mir ab. Sie wollten mich in meinem Schmerz nicht stören.

Dieser Schmerz, über den wachte ich die ganze Zeit. Er enttäuschte mich. Ich hatte seltsame, furchtbare Dinge erlebt, ich hatte also einen großen Schmerz. Ich glaubte, das müsse etwas Starkes sein, das uns niederwirft, uns mit schönen, klagenden Worten füllt, mit heißen, leidenschaftlichen Gefühlen. Gab es nicht Fälle, daß Leute, die so Furchtbares erlebten, nie mehr lachen konnten? Nun saß ich da und dachte an kleine, alltägliche Dinge. Wenn die Gedanken zu dem zurückkehrten, was sich ereignet hatte, dann war es, wie ein körperliches Unbehagen, mich fror. Alles in mir schreckte vor den Bildern, die kamen, zurück, sträubte sich gegen sie. Wozu? All das war nicht mein Leben. Ich brauchte das nicht zu erleben. Ich kann das fortschieben. Das gehört nicht zu mir. Und wieder führten die Gedanken mich zu den Vorgängen des Lebens zurück, zu der bevorstehenden Ankunft der Meinigen, zu dem Begräbnis und den Leuten, die kommen würden, den Pferden, die an die Wagen gespannt werden sollten, dem schwarzen Krepp, der aus der Stadt geholt wurde und den Konrad um meinen Ärmel nähen mußte. Ich wußte wohl, ich sollte zum Toten hinübergehn, das wurde von mir erwartet. Allein ich schob es hinaus. Es war hier in der sonnigen Stille so behaglich, so tröstend hinauszuhorchen auf die heimatlichen, landwirtschaftlichen Geräusche, auf das Summen des Gartens. Ich wunderte mich darüber, daß ich nicht weinte. Wenn ein Vater stirbt, dann weint man, nicht wahr? Aber ich konnte nicht.

Der alte Hirte kam, um mir sein Beileid auszusprechen. Er faltete die Hände, sagte etwas von vaterloser Waise. Das rührte mich. Dann meinte er, nun würde ich wohl ihr neuer Herr sein, das freute mich, es machte mir das Herz ein wenig warm. Aber ich winkte traurig mit der Hand ab.

Der Pastor kam. Sein rotes Gesicht unter dem milchweißen Haar war bekümmert und verwirrt. Er klopfte mir auf die Schulter, sprach von harter Schickung, die Gott über meine jungen Jahre verhängt habe und von Seinen unergründlichen Ratschlüssen: „Der Verstorbene war ein edler Mann," schloß er, „Wir irren alle. Die ewige Barmherzigkeit ist über unser aller Verständnis groß."

Nach ihm erschien der Doktor. Seine zu laute Stimme ging mir auf die Nerven. Er schüttelte mir bedeutungsvoll die Hand: „Ein großes Unglück," meinte er, „dieses Morphium, das läßt einen nicht los. Mit dem Herzen des Seligen war es nicht ganz in Ordnung. Ein Unglück geschieht bald." Er sprach unsicher und eilig, als wünschte er bald fortzukommen. „Also er weiß es auch" — dachte ich — „und wir machen uns etwas vor. Aber das würde der Selige loben. Das würde er tenue nennen."

Als sie alle fort waren, beschloß ich zu dem Toten hinüber zu gehn. Es mußte sein. Ich hatte das Gefühl, als läge er dort nebenan und warte. Ich war noch nie mit einem Toten zusammen gewesen, denn das — gestern Nacht, war kein Erlebnis, es war ein böser Traum. Als ich in das Zimmer trat, wo er aufgebahrt lag, war meine erste Empfindung: „O! das ist nicht schrecklich!"

Konrad war da. Er hatte noch an dem Anzug seines Herrn geordnet. Jetzt trat er zur Seite und stand andächtig mit gefalteten Händen da. Ich faltete auch die Hände, beugte den Kopf und stand wie im Gebete da. Als ich glaubte, dieses

habe lange genug gedauert, richtete ich mich auf. Da lag der Tote, schmal und schwarz, in seinem Gesellschaftsanzuge, mitten unter Blumen. Das Gesicht war wachsgelb, die Züge messerscharf, sehr hochmütig und ruhig. Die feine bläuliche Linie der Lippen war immer noch ein wenig schief verzogen, wie in einem verhaltenen Lächeln. Eine kühle Feierlichkeit lag über dem Ganzen. Und rund um die stille, schwarze Gestalt die bunten Farben der Spätsommerblumen; Georginenkränze, wie aus weinrotem Samt, Gladiolen, wie Bündel roter Flammen, große Spätrosen und Tuberosen, eine Fülle von Tuberosen, die das Gemach mit ihrem schweren, schwülen Dufte erfüllten. Konrad schaute mich von der Seite an. Ob er sich darüber wunderte, daß ich nicht weinte? Ich legte die Hand vor das Gesicht. Da ging er leise hinaus.

Nein, ich weinte nicht. Aber ich war erstaunt, daß der Tote so wenig schrecklich war, daß er ein festliches und friedliches Ansehn hatte. Ich konnte mich hinsetzen und ihn aufmerksam, fast neugierig betrachten, die schwere, kühle Ruhe, die ihn umgab, auf mich wirken lassen. Wie überlegen er da lag; geheimnisvoll wie im Leben, mit seinem verhaltenen hochmütigen Lächeln: „Man muß wissen, wenn das Haus fertig ist" — klang es in mir. Jetzt verstand ich ihn. Das hat er gewollt. Aber Widerspruch und Widerwille gegen diese Lehre regte sich in mir, wie damals als er die Lehren des alten Türken vorbrachte oder über gute Manieren sprach. O nein, das nicht! Nicht für mich! Alles, was in mir nach Leben dürstete, empörte sich gegen die geheimnisvolle Ruhe. Es war mir, als wollte der Tote mit seinem stillen Lächeln mich und das Leben ins Unrecht setzen. Er hatte das gewollt, aber ich — ich wollte das nicht, noch lange nicht. Ich brauchte nicht zu sterben, ich lehnte den Tod leidenschaftlich ab. Leiden, unglücklich sein — alles — nur nicht so kalt und schweigend daliegen! Ich erhob mich und verließ eilig das Zimmer, ohne mich umzuschauen.

Der Sonnenschein dünkte mich hier nebenan wärmer und gelber als dort drinnen. Ich ging an das Fenster, beugte mich weit hinaus, atmete den heißen, süßen Duft des Gartens ein. Große Trauermäntel und Admirale flatterten über dem Resedebeet, träge, als seien ihre Flügel schwer von Farbe. Fern am Horizont pflügte ein Bauer auf dem Hügel, ein zierliches, schwarzes Figürchen gegen den leuchtendblauen Himmel. Töne und Stimmen kamen herüber. Drüben hinter den Johannesbeerbüschen lachte jemand. Das Leben war wieder heiter und freundlich an der Arbeit; es umfing mich warm und weich und löste in mir alles, was mich drückte. Jetzt tat der stille, feierliche Mann dort nebenan mir leid, der all das nicht mehr haben sollte, der ausgeschlossen war. Ich mußte weinen.

Edse, der kleine Hilfsdiener, ging unten am Fenster vorüber. Er blickte scheu zu mir auf. Es war gut, daß er mich weinen sah, denn ein Sohn, der nicht um seinen Vater weinen kann, ist häßlich.

Maskenzüge/ von Oskar Bie

Kleider machen Charaktere. Der eine gibt seiner unruhigen Seele durch die gewählte und gepflegte Tracht, die seinen Körper gleichsam bestätigt, den schauspielenden Schein von Ruhe. Der andere entflammt seine Alltäglichkeit durch eine Maskerade zur Leidenschaft, zur ekstatischen Unruhe, zur hinreißenden Philosophie des bewußten Augenblicks. Beide wissen, daß sie spielen, aber sie wissen auch, daß die Illusion in guten Stunden stärkere Kräfte besitzt als die Wahrheit, und daß der Genuß des Scheins weitläufiger ist als der der Wirklichkeit. Wir können den Schein schaffen, die Wahrheit nicht. Wir können immer schauspielern, nicht immer ehrlich sein. Immer? Es ist eine Gabe, wie jede andere Kunst. Die Romanen besitzen sie ausnahmslos, die Nordländer nur strichweise. Nur wer die karnevalistische Ader hat, kann die Wirklichkeit dieser schönen Lüge ungestraft genießen, gestalten, wiederholen. Er besitzt eine Feder in sich, die er nur aufzuschnellen braucht, um die Künste der Maske zu wünschen und zu vertragen. Der unmaskierte Tänzer fühlt durch das gute Kleid sich selbst stärker — vielleicht die schönste Lüge gegen das Leben. Der maskierte fühlt durch das fremde Kleid sich als einen anderen — sicherlich von den schönen Lügen die bunteste. Aber es bleibt eine Fratze zurück, wenn die Maske über den maskenunfähigen Menschen geworfen wird: eine Lüge gegen die Lüge, die der Sünden größte ist. In einem nordischen Zimmer, ein Nachdenker, ein armer Historiker und Ästhetiker schreibe ich diese Apologie der Maske, die meinem Körper fern geblieben ist, und berausche mich an den Flügelschlägen karnevalistischer Lust und Lüge, die aus weiten Zeiten und Ländern heraufklingen, ein starker sinnlicher Ton, ein heißer Schrei des Selbstvergessens, das in Schmerz und Freude des Menschen letzte Gnade ist.

Wir spielen in der Maske Theater und erlösen uns von dem heimlichen Theater des Lebens. Das Eingestandene befreit uns von dem Uneingestandenen. Wenn uns am Tage ein närrisches Rittertum in den Gliedern steckt und lächerlicher Ehr-

geiz, am Abend dürfen wir Narren der Ehre und der Ritterlichkeit sein. Wenn wir uns am Tage des wahnsinnigen Königs in uns schämen, am Abend darf uns niemand den Lear verargen. Am Tage schweigen sie, am Abend sagen sich König Marke und Tristan die Wahrheit in der Lüge. Don Juan und der Komthur, Figaro und der Page, die Kameliendame und die Carmen steigen aus uns heraus, um hinter der Maske auf wenige Stunden ihrer Verzauberung zu entgehn. Schwarze, genußfrohe, heimlich verstehende Augen, der Mund, der im Lächeln die Zähne zeigt, das Haar, das dem Knoten entfließen will, der biegsame, hüftenweiche Körper, endlich darf er die entstellende Tracht des Alltags von sich werfen und hineingleiten, sich strecken in den fließenden, den tiefgegürteten Gewändern des Orients, die sein Wesen enthüllen, indem sie es verkleiden. Was von japanischer Zierlichkeit in dem Fräulein versteckt war, das wie eine fremde Prinzessin in das Kleid der zivilen Tochter verurteilt wurde, das wird am Abend frei und wahr, und der Bann ist gebrochen. Und was an Galanterie und Gefälligkeit verborgen war in unseren arbeitenden Gedanken, in unserem Kampfe um die Ruhe, in unserem ernsten Handeln und Sagen und Schreiben, das löst nun ohne Scham und Schande das Kostüm des Casanova aus, und Seidenstrümpfe, Escarpins, Ärmelspitzen und Puderperrücke machen uns abenteuerlich, gelenkig, frivol, unsere Sinne schweben, unsere Finger jonglieren, unsere Gefühle musizieren, — was ist Welt und Weltenglück? Der Narrheit süßer Augenblick.

Es gibt eine Skala von Phantasiereizen der Maske. Am tiefsten stehen die Atrappenallegorien, die nicht die Mode der letzten Jahrzehnte erfunden, eher abgedämmt hat: Aufsätze, die auf öffentliche Denkmäler oder neue technische Erfindungen anspielen und den Träger mehr belasten als befreien. Köpfe stecken in eisernen Öfen, auf der Frisur türmt sich ein betreffendes Rolandmonument, der Körper wackelt in der Litfaßsäule oder man läuft vierfüßig als Klavier, das am Ende des Rückens automatisch spielt. Ein anderes Extrem: statt der Verpackung die Entkleidung. Nacktheit ist die unzivilste der Masken, eine Nebenwirkung der erregten Tanzsinnlichkeit, die die Renaissance auf mehr als einem Adamsfest, und nicht bloß am Hofe der Régence pflegte. Wir staunen nicht, auf den Festen der Katharina von Medici Edelmädchen, fast nackt, mit aufgelösten Haaren, bei Tisch bedienen zu sehn. Sie singen frivole Lieder, die gesammelt, gedruckt, bibliophil gebunden erscheinen, in vier Goldschnittbänden mit Vermeil-Ecken und -Agraffen. Die tolle Laune treibt Weiber in Männerkleider und Männer in Weiberröcke, ein Maskenmotiv, das sich länger bewährt als das adamitische, dessen letzte öffentliche Reste auf den Bällen der Quatre' 'z arts verboten werden. Heinrichs III Ära ist die der Geschlechtsverkleidungen: er geht als Weib auf den Ball, er läßt bei Festen Weiber als Männer — bedienen. Die feine Nüancierung der Maske, ihre Emanzipation von Theatertypen bringt das maskierteste aller Jahrhunderte, das achtzehnte. Der Chevalier d' Eon zieht durch die Welt von Opernpagen begleitet. Die Gesellschaftsmaske wird kultiviert. Es ge-

nügt ein ganz kleiner Phantasiereiz, um Stimmung zu schaffen. Eine Cyranonase, ein Redoutenhut, ein grüner Shawl, ein Haremsschleier, ein schwarzes Lärvchen. Die Larve macht die Frau frei. Sie tritt aus der Gebundenheit der Konvention und lebt einige wilde Stunden. Indem sie ihr Gesicht versteckt, enthüllt sie ihre Heimlichkeiten. Sie duzt. Sie betrügt. Sie verführt. Sie verrät. Sie träumt. Sie lacht. Alles schadlos, bis das Karnevalskerzchen ausgelöscht ist. Es tut sich ein Paradies augenblicklicher Gefühle auf, in dem die Gedanken, die Wünsche, schließlich die Füße tanzen.

Es ist nach dem Dreikönigstag in Venedig vor der pariser Revolution. Die maschera buffa wird jetzt den ganzen Tag getragen. In der sala di ridotto strömt die Menge zusammen, man spielt. Die Piazetta ist umgeräumt für die Seiltänzer, Taschenspieler, Marionetten. Tausende von Masken wimmeln auf dem schöngepflasterten Tanzboden des Markusplatzes. Stumme Masken, die nur flanieren, und redende, die das Volk um sich sammeln: Advokaten mit Akten, Perrücken, langen schwarzen Kurialwesten, Karikaturfranzosen mit ihren Weibern, Gondolieri, die sich streiten und in den Pausen das Tassolied singen, quäkende Pulcinelli, die bewegliche Hörner tragen und sie je nach der Begegnung symbolisch aufrichten, der Sior Todero Brondolon, die quattro rustici, der Sior Zanetto della buona grazia, der stammelnde Fischer Tita und was sich sonst noch goldoni'sch maskieren läßt. Contrabandieri dazwischen mit Eseln und Hunden, Kalabreser Musikanten, ein Improvisatore. Wenn ein Mönch entdeckt wird, fliegt ihm das Wort an den Kopf: heut ein Schwein, morgen ein Heiliger. Stierhetzen regen die Geister auf. Ochsen werden feierlich geköpft, Schweine vom Markusturm herabgestürzt. Nach den Schweinen läßt sich ein Arsenalarbeiter am Strick vom Turm herab, überreicht dem Dogen das Sonett, gleitet auf demselben Wege wieder in die Galeere zurück. Stadtparteien kämpfen, wer die Turnerpyramide, die forze d'Ecole besser macht. Gefechtstänze in der alten Moreskenmanier. Feuerwerk am hellen Tage. Abends in eines der sechs Opernhäuser. Die Mara singt diese Saison für 1500 Zechinen. Man spricht in den Logen über Riesenhonorare, man besucht sich, man ißt zusammen und macht aus mehreren Logen einen balco di conversazione. Zuletzt versammelt man sich, per far tardi, nochmals auf dem Markusplatz. Endlich läuten die Glocken: per la morte del Carnevale. Aber nur per piacere della Chiesa. Denn nirgends, sagt der Chroniqueur, ist die Andacht so zur Galanterie geworden wie in der Charwoche des schönen Venedig.

Dies ist die Hochblüte des freien Karneval, der nur von der Laune und von der Phantasie des Einzelnen abhängt. Nicht Konfetti, nicht Moccoli machen ihn. Es ist der unthematische Maskenscherz, der keine Geschichte und wenig Leiden hat. Der thematische aber, die Maskerade mit Überschrift ist der Stoff einer langen Historie, die kurzweiliger erscheint als sie verlaufen mußte. Hier wurde die Maske eine öffentliche Angelegenheit, mit künstlerischen Ehrbegriffen, verpflichtenden Forderungen, persönlichen Arrangements, man arbeitete, stilisierte und entwickelte sich

in alle Perspektiven, in alle Widersprüche hinein. Nur ein paar Skizzen davon sollen hier gezeichnet werden.

Turnier und Kirche treffen sich zuerst in größerem Stile beim guten König René. Provençalischer Gesang mischt sich mit Mimik, Heilige mit Helden. Die Renommée auf einem Pferd, das Urbiner Herzogspaar auf Eseln führen einen Fête-Dieuzug mit einem olympischen Götterwagen, worauf einige Teufel den König Herodes quälen, Juden das Goldne Kalb umtanzen, Jesus sein Kreuz trägt und die Königin von Saba ihre Toilettenkünste entfaltet. Der König selbst hatte sich das alles so gedacht und gemacht.

Die Provence, Burgund, Mailand, Paris sind vier Zentren des Tanzes. Ein burgundisches Fest gibt Karl der Kühne, Olivier beschreibt es. Die rhythmischen Genüsse des Menus auf einer Tafel, die dem Modell eines Staates mehr glich als einem Eßtisch, werden von Intermezzi unterbrochen. Es erscheint ein Leoparde mit dem englischen Banner und einer Perle — zu Ehren der Dame Margarete von England. Es folgt ein goldener Löwe, auf dem Madame de Beauprant, die Zwergin des herzoglichen Fräuleins, als Schäferin mit der burgundischen Fahne sitzt, geleitet von den Herren de Ternant und Tristan de Thoulonjon, und der Löwe öffnet den Mund und deklamiert ein schönes Huldigungsgedicht. Endlich ein künstlich bewegtes Dromedar, mit wackelndem Kopfe, auf dem ein phantastischer Wilder sitzt mit den bunten Vögeln Indiens. Trompeten und Zinken. Man schmaust weiter.

Das berühmte Mailänder Fest wird 1489 von Bergonzio di Botta de Tortone zu Ehren der Hochzeit des Herzogs Galeazzo mit Isabella von Aragonien gegeben. Das Menu, die Tafelfreuden werden als Ballett rhythmisiert. Jason und die Argonauten decken den Tisch mit dem goldnen Vließ. Merkur bringt ein feistes Kalb, Diana einen Hirsch, Orpheus einige gebratene Vögel, indem er versichert, daß diese Hochzeit seine erste Freude seit dem großen Malheur mit der Euridice gewesen wäre und er nichts besseres hätte zu tun wissen, als die Vögel, seine begeisterten, aber törichten Zuhörer, diesem Zweck zu opfern. Theseus und Atalante bringen den Eber von Calydon, Isis mit leichtgeschürzten Nymphen die Pfauen, Tritonen die Fische, Hebe die Früchte und den Käse, der hohe Gastronom Agicius erklärt zum Schluß die ganze Begebenheit. Das war ein kunstvoll rhythmisiertes und mythologisiertes Menu, von entsprechenden Balletten und einer wechselnden charakteristischen Musik begleitet. Den Schluß bildet eine kleine Pantomime, in der die „schlechten" Königinnen Semiramis, Helena, Medea, Phädra, Kleopatra von Grazien und Amoretten gestraft werden, um der Huldigung der „guten" Lucrezia, Penelope, Thomyris, Judith, Porzia, Sulpicia Platz zu machen — worauf ein Bacchanälchen das Fest bekrönt.

Hundert Jahre später, 1581, unter dem Einfluß der Katharina von Medici findet am französischen Hofe das große balet comique de la reine statt, bei Gelegenheit der Hochzeit des Herzogs von Joyeuse. Arrangeur ist ein italienischer

Geiger, Baltasarini, genannt Beaujoyeux, den uns Brantôme in seinen Memoiren als plaudersamen Freund und famosen Kerl beschreibt.

Prachtvolle Festkostüme, Gold und Steine, wie man sie bis dahin nicht sah. Bunte Prozessionen, Wasserfeste mit Wasserwagen, die von 24 Booten gezogen werden, verkleidet als Tritone und Delphine mit Musik (die schmählich mißlangen), Feuerwerk, künstliche Sommergärten und das große Ballett: Circe übt ihr Handwerk, Merkur entzaubert, sämtliche dii majores und minores mischen sich in die Affäre, die Tugenden machen sich mit ungeheuren Attributen wichtig, Götterauf-züge, Wasserpantomimen, Wolkenausbrüche, Drachenfeuer blenden die Sinne, kostümierte Musiker brillieren in der Individualisierung der Instrumente und Ballette werden getanzt, „so geometrisch, daß Archimedes sie nicht hätte besser setzen können." Eine wüste Geschichte mit wahrhaft primitiver Musik, triefenden Apotheosen und dem ganzen Apparat künstlichster Künste, die mit den Elementen und Blumen und Soldaten in diesem ersten großen pariser Renaissancefeste die Reinheit der Mathematik über allen edlen Ausdruck stellten, der später das Ideal des Franzosen wurde. Gewaltige Pferde-Balletts, als florentiner Tradition, werden hinzugefügt. Aber das Fest verhält sich zu seinen italienischen Mustern, wie die erste pomphafte Dekoration von Fontainebleau zu Raffaels Loggien.

Alle Motive sind in diesen vier hervorstechenden Ballettfesten des 15. und 16. Jahrhunderts gegeben: die Auseinandersetzung der ritterlichen Giostra mit dem religiösen Schauspiel, die Ausführung des Prozessions- und des Intermezzotypus. Heraldisches, Alttestamentarisches und Mythologisches, das Gesamtkunstwerk des Amüsements bestehend in Attrappen, Apotheosen, Verkleidungen, Musik und Gesang. Ist es ein wandelndes Ballett, so beteiligen sich die Gastgeber: wie König René einst, so spielen jetzt im Circeballett Hofleute den Jupiter und seine Kinder, Edelfräulein die Tugenden, die Königin führt die Najaden, unter denen die Fürstin von Lothringen, die Herzogin von Aumale, die Marschallin von Retz figurieren. Ist es ein Intermezzo, so wird es mit den Tafelfreuden in einen wohlwollenden Zusammenhang gebracht und die Herrschaften haben das Vergnügen, ihre Speisen im verklärenden Nimbus ihrer Wappentiere oder der Olympier zu genießen. Heut um 1900 gibt es nur vereinzelte Fälle exklusiver aristokratischer Aufführungen, in denen Gesellschaft und Theater sich als Subjekt und Objekt noch nicht trennen, und unser festliches Menü gewinnt seine rhythmischen Reize weniger durch mythologische Verpackungen als durch innere verfeinerte Skandierung, durch die Ausbildung der Auftakte von hors d'oeuvres, durch Strophierung vermittels eines eingeschobenen Hummeranfangs oder Punschfinales, durch die zarte Harmonisierung wechselnder edler Weine.

Unter den großen Ludwigs tritt die vollkommene weltliche Emanzipation des Balletts ein: allmähliche Loslösung des Theaters von der Gesellschaft, Loslösung des stummen Tanzes von der gemischten Kunst, Etablierung des Theatertanzes als zünftige Gattung.

Die Ballettphantasie bemächtigt sich sämtlicher Hilfsmittel. Berge, Meer, Luft,

Erde, Winde, Tiere, einige besonders dekorationswürdige Figuren der alten Mythologie, wie Prometheus und Venus, moralische Allegorien, die Wahrheit als Siegerin, die Herrlichkeit des Ruhms, satirische Anspielungen wie le grand bal de la douairière de Billebahault et de son Fanfan de Sotteville folgen fast Jahr für Jahr. Die Lustra des Lebens von Louis XIV. müssen als Tänzer auftreten. Die dreizehn vorhergehenden Ludwigs (eine getanzte Siegesallee!) werden ballettisiert. Die Crieurs de Paris, die Straßen, die Alchimisten, die Träume, der Tabak mit seinem indianischen Festapparat, die Kartenspiele müssen daran glauben. Der père Mambrun erdenkt sich ein Ballett mit dem Titel: „daß es leichter ist, Völkerzwiste durch Religion als durch Waffen beizulegen!" Madame Chétienne de France, Duchesse de Savoye liebt das gris de lin über alles, und so komponiert Philipp d'Aglié in Turin ihr zu Ehren ein Ballett, in dem eine Farbenkonkurrenz aller schönen Dinge stattfindet. Was gibt es für Arten von Neugierde? Die unnütze, die gefährliche, die nützliche, die notwendige: so ist das Ballett Curiosité fertig. Flüsse, Nymphen, Dryaden überreichen den geehrten Herrschaften als Geschenke Goldmedaillen mit Devisen, die Königin von Spanien tanzt als Minerva zwischen dreißig Luftgenien, das Trio mazarinesque ulkt die Politik, und zum hundertsten Mal besiegt Venus und Amor alle Mächte der Erde und des Himmels und triumphieren die Tugenden nur so im Tanze über die Laster mit Feuerwerk. Einige von diesen bacchischen Scherzen werden als Intermezzi in sehr berühmte Dramen eingelegt.

Ludwig XIV. tanzte das erste Mal 13jährig 1651 in der Mascarade de Cassandre. Er kam von dieser neronischen Schwärmerei nicht los, bis er 19 Jahre später hörte, wie Racine sich über Nero äußerte — sagt man. Das war die hohe Zeit des Gesellschaftsballetts. Er tanzte in 27 großen Balletts, im Triomphe de Bacchus sogar einen Dieb, sonst nur Ganz- oder Halbgötter, einschließlich der Ceres. Im großen Ballet de Carrousel von 1662 hatte er die Römer angeführt, sein Bruder die Perser, der Prinz Condé die Türken und der Duc de Guise die Amerikaner. In der Prosperité des armes de France war das Hochgefühl der Zeit am buntesten maskiert worden: in der Hölle sieht man alle Laster mit Pluto und den Parzen und Furien, dann kämpfen sämtliche Flüsse Italiens, Spaniens, Frankreichs miteinander, worauf Arras erobert wird, und ein Défilé der Olympier die Reise durch die Elemente beschließt. Ludwig XIV. hatte in dieser göttlichen Komödie die Hauptrolle getanzt. Er hatte sein eigenes Waffenglück verfestlicht. Es machte ihm nichts aus in einer Rolle des komischen Balletts Impatience zu sagen:

De la terre et de moi qui prendra la mesure,
Trouvera que la terre est moins grande de moi.

Als das Ballett schon weniger majestätisch, unter Lamotte und Pécour schon anakreontischer geworden war, lebte die Erinnerung an diese alten bizarren und puppenhaften Schauspiele noch in einigen Nachbarkünsten fort. Liebhaber älterer Klavierliteratur werden zwischen den Bühnentypen dieser Jahre und den Titula-

turen der Stücke aus der Couperinschule die Familienähnlichkeit erkennen. 1634 tanzte man in Savoyen die Vérité ennemie des Apparences et soutenue par le Temps. Falsche Gerüchte und Verdächtigungen treten als Hähne und Hühner auf und gackern ihre Gemeinheiten. Die Apparence erscheint mit Pfauenschweif und Flügeln, gekleidet in Spiegel. Aus Eiern kriechen Lüge, Trug und List, auch nette Lügen und Schmeicheleien, auch lustige Lügen und Plaisanterien und Petits Contes. Jede in einem eignen Kostüm: bald in schwarz mit Schlangen, bald als Jäger, oder als Affen, als Krabbenfischer mit Laternen, als Krüppel. Schließlich kommt die „Zeit", schlägt sie alle mausetot, und die „Wahrheit" steigt aus der Sanduhr heraus, worauf die „Stunden" das Schlußballett ausführen. Couperins „Fasten der großen und alten Menestrandise" bringen in fünf Akten eine ähnliche Galerie von clownierten Figuren, seine „Folies françaises" kleiden alle Tugenden und Untugenden in die ihnen zukommende symbolische Farbe und schließen am Aschermittwoch. Für die Ideenassociationen des alten kleinen französischen Genrestücks waren die Vorbilder des Balletts unentbehrlich. Hier konstatiert man eine der ersten wirksamen Emanzipationen der Ausdrucksmusik vom Tanze. Die Bühnentypen verblassen — die Musik verfeinert ihren Charakter.

Solange man diese alten Balletts eifrig ausbildete und vermehrte, solange man blutige politische Pläne unter diesen Kinderträumen und Bilderbüchern gastronomischer Tiermythologie und dichtender Löwen, auf denen Zwerginnen reiten, versteckte, war nicht Zeit sich die Sache ernster zu überlegen. Auch hier mußte die Kunst sich beruhigen, ehe die Wissenschaft anfing. Das Zeitalter Ludwigs XIV., das die italienischen und altfranzösischen Überlieferungen des Balletts in so großem Stile durchgebildet hatte, zeigte sich reif. Die Akademie der Tanzkunst war gegründet. Am Ende des Jahrhunderts, 1682 erschien das erste Ballettbuch der europäischen Literatur, die ballets anciens et modernes des Père Menetrier. Es ist eine kompilierende Mischung von Festgeschichte und Vergleichen mit der Antike, sehr sittsam, auf Logik bedacht und für Methode interessiert. Die Regeln des Aristoteles, Plato, Plutarch, Lucian werden auf das Festballett des französischen Hofes angewendet. Stellen des Strabo werden umgewandelt zu einem Huldigungsballett für „Auguste Louis". Wie einst, hundert Jahre vorher, sich der erste geistliche Autor eines Gesellschaftstanzbuches in Frankreich, der Mönch Arbeau mit seinem dichtenden Vorgänger Arena auseinandergesetzt hatte, so führt dieser Père seinen Diskurs mit Père Mambrun, der über das Wesen des Balletts in lateinischer Sprache gefabelt hatte. Das war ein Tummelplatz. Es wimmelt von Belegstellen aus Suidas, Marius Victorinus, Sidonius Apollinaris und anderen fürchterlichen Klassikern. Naive Vergleiche mit Malerei sind die ersten Zeugen der späteren ästhetischen Ballettauffassung. Die Tabelle aller bisherigen großen Ballette ist reichhaltig. Jetzt fragt man sich: wie komponiere ich ein Ballett? Menetrier verkündet die Theorie der Zerlegung des Themas. Zum Beispiel:

Thema „Alles gehorcht dem Gelde." Man zerlegt erstens Alles, zweitens Gehorchen, drittens Geld. Das Geld besteht aus pistoles, écus, deniers, aus verschiedenen Münzen der Länder mit ihren Fürsten, ihren Symbolen, den lettres de change, brevets d'affaire, assignations, billets d'épargne — das alles muß tanzen, alle Stände tanzen, alle Gehorsamkeiten tanzen: voilà le ballet. Es muß die Aufgabe jedes Ballettdichters sein, ordentlich in den Attributen und Symbolen Bescheid zu wissen. Dafür sind die Poeten tüchtig zu studieren. Das Ballett selbst hat die äußerste mathematische Ordnung zu wahren. Zur Hochzeit des Herzogs von Parma mit Maria d'Este wurde 1667 ein Ballett getanzt, dessen Figurenstand, natürlich ohne die Wege, Menetrier ganz in der Art der späteren Contreschriftsteller aufzeichnet: erste Figur, das Wort MARIA, dann Tritonen, dann Statuen, dann die zwölf Nachtstunden, alles nur als Bild, als geschlossene Menschenfigur, ein soldatisches Maskenvergnügen.

Der praktische erste Ballettmeister ist Beauchamps, ein kleiner, aber lebhafter Mann, wie soviele seiner Kollegen. Als Theaterkuli beginnt er seine Laufbahn, wie ebenfalls viele seiner Kollegen. 1661 — er war fünfundzwanzig Jahre — kommt sein großer Tag. Molière wählt ihn für ein Divertissement in seinen Fâcheux. Lulli, der sich schon persönlich so sehr für die Tanzerei interessiert und die Tempi zeitgemäß ein wenig verschnellert, wird krank, Beauchamps rückt ein. Die Amours déguisés, die 1664 im Louvre getanzt werden, entscheiden seine Karrière. Eine der vielen kleinen Amoretten, die in diesem berühmten „Grand ballet du roi" von den Olympiern über die Römerhelden bis in die romantischen Regionen der Armide und des Regnault ihr verstohlenes Wesen treiben, schlich sich auch in das Zimmerchen des kleinen Beauchamps und brachte ihm das Diplom des Akademiedirektors und Hofballettmeisters. 1672 tanzten Herzöge und Marquis vor den Damen des Hofes seinen Amour et Bacchus, zu dem Lulli die Musik geschrieben hatte. Im Triomphe de l'Amour 1681 tanzt er in St. Germain mit Ludwig XIV als Weib. Aber dieses selbe Ballett brachte das Ende des Männertanz-Monopols. Als es später in Paris öffentlich aufgeführt wurde, wagte man den großen Schritt, auch vor dem zahlenden Publikum tanzende Damen einzuführen, wie sie in der Gesellschaft schon lange umworben waren. Der Beruf der Tänzerin wird geschaffen — eine folgenreiche Tat. Die Freude am Weibe und die Freude am Tanz schlagen nun auch im Theater zusammen. Die Tänzerin wird der strahlende Stern des Balletts, eine liebenswürdige und geliebte Person, um die Kunst und Sinnlichkeit Guirlanden schwingen. Aber freilich ging die Verweiblichung des Balletts erst langsam vorwärts. Im 17. Jahrhundert herrscht durchaus der Tänzer. Im 18. teilen sich beide Geschlechter gleichmäßig in diese Ehre. Im 19. siegt das Weib. Etwas von Effemination ist in jeder Verfeinerung der Kunst und des Lebens. Auch in jedem Verfall.

Die Franzosen hatten von Anfang an eine starke Neigung, nicht bloß Ballettaufführungen und Intermezzi jeglicher Art zur Belustigung der Sinne zu pflegen, sondern sie auch in den Rahmen der Oper stärker aufzunehmen, als die Italiener.

Immer wenn die italienische Oper in Paris ein Gastspiel gab, sah man zu, sie durch Balletteinlagen für den Geschmack der Franzosen herzurichten. Schon 1645, als die Italiener sich in Paris etablierten, verzierten Ballettkünste ihre Oper. Die Finta pazza wird mit den mimischen Tänzen des Achill und Odysseus, der Deidamiaabenteuer, der Affen und Bären, Straußen und Indianer ausgestattet. Noch 1660, als Cavalli's Serse an die Reihe kam, streute man sechs Balletteinlagen ungenierteste Zusammenhanglosigkeit ein: baskische Bauern, Spanier, Scaramuzzen, Matrosen, die Affen ausschiffen, Bacchus mit seinen Satyrn. Im ganzen Operngeschlecht um 1700, das die französische Nationaloper begründete, spielt das Ballett seine ständige Rolle. Die Ochsentreiber, die Feldarbeiter, die Gespenster, die Dämonen finden einen Grund, oder auch keinen, die Sinne in geometrisch steifen Entrées zu ergötzen. Beauchamps brauchte erst nicht durch die Taubenfütterung (wie man sich erzählte) zu Balletttouren angeregt zu werden, um zu Camberts Pomone die Tänze zu schaffen. Es wäre sonst gar nicht gegangen. Bei der Komödie schon liebte man diese rhythmischen Intermezzi, bei der Oper blieben sie unentbehrlich. Die Passepieds, die Musettes, die Tambourins und Chaconnen standen in der Oper gleichmäßig verteilt wie lyrische Höhepunkte der Bewegung, die durch keine dramatische Handlung in der Entfaltung ihrer mathematischen Harmonien behindert werden. Die Liebhaberei blieb Spezialität von Paris bis in unsere Tage. Wie Cavalli für seinen Serse, mußte Wagner für seinen Tannhäuser das Ballett ausbauen. Denn die große französische Oper setzt sich über die ästhetische Schwierigkeit, aus jedem Drama einen Tanz zu destillieren, mit dem Machtbewußtsein des Jockeyklubs hinweg. Selbst ein Faust erlebt ja seine Walpurgisnacht.

Man teilte um jene Zeit die Balletts in historiques, fabuleux und poetiques, die ersten historisch ernst, die zweiten spielend phantastisch, die dritten auf einen bestimmten tendenziösen Hintergrund, sowie man die Gattungen der Tänzer in seriöse, demi-caractère und groteske unterschied. Die „poetischen" Balletts konnten allegorisch sein oder moralisch oder buffonesk, wie die „vagabundierende Wahrheit", die in Venedig viel bewundert wurde mit den Ständeschichten der Mediziner, Apotheker, Kapitäne, Kaufleute, die man aus den bürgerlichen Possen liebte und hier im Lichte einer höheren getanzten sittlichen Weltordnung sah. Der Geschmack der Zeit wandelte sich immer mehr vom Seriösen ins Galante. Die große Quinaultsche Tragödie in schweren fünf Akten wurde vergessen, seine Typen erstarrten. Lamotte gewann die jungen Herzen durch seine graziösere Hand, die ohne viel Raisonnement lauter kleine verschiedene Tänze und Gesänge miniaturartig aneinanderreihte, choreographierte Watteaus. Die Europe galante leitete die anakreontische Gattung ein. Issé, Carnaval, Folie waren ihre Erfolge, die das Barocke in das Rokoko verzärtelten.

Langsam wird aus den Festballetten mit Gesang und Gerede die amüsante Feerie und schließlich die ausdrucksvolle Pantomime, wie aus den Tänzern der

halbitalienischen Kapriolenzeit Darsteller und Interpreten wachsen. Beauchamps hatte in seinem Neffen Blondi einen großen Springer vor dem Herrn als Schüler hinterlassen, der mit Ballons Kunststücken wetteiferte. Als er 1705 starb, wurde Pécour sein Nachfolger im Dienste, der als Fünfzigjähriger schon auf eine bedeutende Vergangenheit zurückblickte. Beauchamps war ein Arbeiter und Eiferer gewesen, Pécour tanzte nicht nur plastischer, sondern bewegte sich auch weltmännischer, verkehrte in den Salons der Gesellschaft, für die er die noblen Tänze des Menuettzeitalters formierte, und hatte seine vielgenannten lebemännischen Abenteuer. Ein modernerer Lebenstyp des Tanzmeisters verrät sich in der Szene, da Pécour bei der Ninon d' Enclos mit dem Duc de Choiseul zusammentrifft, ohne den Lakaien spielen zu müssen. Im übrigen tanzte er und komponierte er gleichzeitig, wie alle seine Kollegen. Seine Balletts, das Parisurteil, die Lebensalter, die Elemente, Proteus, das Fest von Villers-Cotterets zeigen die traditionellen Stoffe mit einem leichten schäferlichen Ausklang. 1722, sieben Jahre vor seinem Tode, wird er von Dupré überschattet, dessen Künste die einstimmige Bewunderung der Zeitgenossen sind. Dupré aber ist der Lehrer Noverres, mit dem der pantomimische Ausdruckstanz zum Durchbruch kam.

Nach der Ausdruckskunst drängt nun alles. Bonnets histoire générale de la danse vom Jahre 1724 war noch durchaus „mittelalterlich" ausgefallen. Indem er die Menetrierschе Tabelle des Balletts bis zum Jahre 1723 fortführte, konnte er doch von den humanistischen Idealen sich so wenig frei machen, daß er sogar alle Seiltänzer, auch die berühmte Schwerttänzerin Belle Tourneuse auf die Antike zurückführen zu müssen meint, und den Dädalus braucht, um einen sanktionierten Ursprung des Contres festzustellen. In Cahusacs danse ancienne et moderne von 1754 hat sich das humanistische Ideal verfeinert. Etwas von der hehren Feierlichkeitsstimmung, dem theatralischen Kultus, den das ausgehende achtzehnte Jahrhundert dem Ballett gegenüber empfand, liegt in seinem eleganten Buche zu Tage. Das Ballett ist das große Fest künstlerischer Ideale, ein Gottesdienst der tiefsten Vorstellungen von Natur und Leben. Pylades und Bathyllos, die antiken Mimiker, werden zu Heroen, und man versüßt ihr Andenken durch einige dialektische Auseinandersetzungen über das Verhältnis der Künste, in denen man mit Du Bos' Reflexions sur la Poésie et la Peinture leicht polemisiert. Beziehungen des Tanzes zu den Künsten und zum Leben werden ästhetisch kultiviert, Ratschläge für die Karriere in weltmännischem Tone eingeflochten. Auch der Tanz hat sich aus einer mathematischen Lehre zu einer Darstellung der Wirklichkeit zu entwickeln. Die „Entrées", in denen typische Figuren ihre formalen, stilisierten Tänze ohne jeden inneren seelischen Zwang ausüben, müssen der Aktion, der Handlung auch auf diesem Gebiete weichen. Il faut, que la nature soit en tout le guide d'art.

Am schwierigsten vielleicht war die Überwindung des alten Tanzkostüms. Die Renaissance Italiens hatte auch hier gegenüber der gotischen Individualität ein Einheitssystem geschaffen, im bürgerlichen und im Bühnenleben. Nicht nur, daß

die Mode alle Trachten stärker harmonisierte, es gab besondere feierliche Gelegenheiten, die einen bedeutenden stilisierenden Einfluß ausübten. Die Festkleidung uniformiert sich, die Trauer fühlt sich in der Gemeinsamkeit der Farbe. Diese Zeit hatte Organ dafür, bei fünebren Gelegenheiten nicht bloß die Kirche schwarz auszuschlagen, auch die Menschen gleichmäßig schwarz zu kleiden und Briefe schwarz zu umrändern. Das wirkliche Theater zog Effekte aus dieser Uniformierung. Sie symbolisierte gut. Die orchestrische Idee zerlegte sich augenfällig in ihre soldatischen Elemente. Tritonen sind immer grünsilbern, Dämonen immer feuerrot, Furien immer schwarzbraun. Das Entrée wird eine tanzende Armee. Persönlichkeit und Ausdruck gehen im dekorativen Spiel der Kostümkünste unter.

Man scheute keine Kosten für die üppige Symbolik der Kleider. Von der Rechnung für das Versailler Ballett von 1668, die 52 972 Pfund betrug, gehen 2400 auf die Kostüme. Die Coiffeuse des Flora-Balletts, das 1688 im Trianon getanzt wurde, steckte 128 Pfund ein. Sinnbilder, Anspielungen, Attribute häufen sich. Welche Phantasie war nötig, um die Typen des 1657er ballet de nuit festzustellen, in dem sämtliche Wesen auftraten, die zur Nacht eine Beziehung hatten, Laternenanzünder, Zeitungsverkäufer, Wasserausrufer, Bäcker, die Gattungen des Amüsements: Bal, Ballet, Comédie, Festins, Concert, Sabat. Oder das Jeu de Piquet, das 1676 in Corneilles Triomphe des dames eingefügt wurde: die Buben machen Platz, die Könige kommen mit ihren Damen, deren Schleppen die Bälle, Billards, Würfel und Trictracs tragen, und mit den Assen, Achten, Neunen wird ein Tanz gestellt, der in Abwechslung roter und schwarzer Farben die wichtigsten Kartenkombinationen in effigie stilisiert. Die Jeux selbst sind in dieser Zeit mit noch dickeren Allegorien bepflastert, sie werden zu wahren Emblemen historischer Gelehrsamkeit. Indem man spielt, setzt man Geschichte und Heraldik in kleine Dramen des Zufalls um. Die Allegorie zerstört die Natur. Menetrier noch begeistert sich an dem Ballettkostüm der „Welt", die als Frisur den Olymp trägt, als Kleid eine Landkarte, wo man auf dem Bein Italien, auf dem Bauch Deutschland, auf dem Herzen Frankreich verzeichnet findet.

Die Solotänzer als Studien über gelehrte Anhäufung von Symbolen, das Korps als uniformierte Truppe ist der Standpunkt des alten Kostüms. Der Typus und die Klassifikation herrschen. Das Kostüm ist ein Bau auf dem Gerüst von Korsetts und Reifröcken. Eine zeitlose, traditionelle Tracht. Die Tänzer gehen noch bis ins 18. Jahrhundert in kurzen Röcken, die Tänzerinnen in längeren Kleidern, die, wenn sie nicht in Symbole versteckt sind, eine architektonische Ausführung desselben Schemas darstellen. Nur die „Plaisiers" erlauben sich ein wenig Nudität, wie sie dann von der Direktoirezeit an allgemein sich durchsetzt. Charakteristik vermißt man. Pygmalionstatuen gehen noch im 18. Jahrhundert im Reifrock, Schatten treten als nette, liebenswürdige Menschen auf, Furien verlassen sich auf ihre Schlangen — und noch 1807 erschien die Jannard als „Haß" in diesem alten Furientyp. Die Konsequenz des äußerlichen Maskenstils ist die Gesichtsmaske, die den Ausdruck stilisiert, versteinert, wie das Kostüm die Figur.

Es ist unglaublich, daß sie erst 1772 fiel. Castil Blaze in seiner kleinen Tanzgeschichte, die die Menetrier-Bonnat-Cahusacliteratur weiter spinnt, erzählt: man spielte am 21. Januar 1772 Rameaus Oper Kastor und Pollux. Gaetano Vestris sollte im fünften Akt die Entrée des Apollo tanzen. Er stellte ihn mit einer schwarzen Riesenperrücke, Maske und Kupferstrahlenkranz auf der Brust dar. Maximilian Gardel mußte ihn im letzten Augenblick vertreten. Er tat es nur unter der Bedingung, mit seinen natürlichen blonden Haaren, ohne Maske und ohne das Attributengepäck zu tanzen. Er hatte Erfolg und die neue Sitte ging allmählich von den Solisten in das Korps über.

Kostümzeichnungen alter Ballette, die diese Entwickelung aufzeigen, sind ein Lieblingsgegenstand von Sammlern geworden. Auf diesen zierlichen Blättchen wird das Groteske zur Drolerie, das Revolutionäre zum Charme. Für die königlichen Amüsements zeichneten Gissel, Berain, Meissonier, Challes, die verschiedenen Slodtz, Gillot, Boucher. Schon im 18. Jahrhundert besaß Quentin de Lorengère 1850 dieser niedlichen Skizzen. Es waren fünfzehn Bände, deren augenblicklicher Aufenthaltsort unsicher ist. Die de Soleinnesche Kollektion von 500 Kostümzeichnungen gehört jetzt Rothschild. Die Goncourts hatten diese Spezialität nicht übersehen. Die Pariser Oper- und die Nationalbibliothek sind damit gesegnet. Aus ihrem Schatze gab Guillaumot zwei verbreitete Bände mit farbigen Reproduktionen heraus: Costumes de l'opéra (17. und 18. Jahrhundert) und Costumes des Ballets du roy. Nuitter schrieb die lehrreichen Einleitungen. Es sind Typen und es sind Porträts: die Tänzer Jeliot, Gardel, Vestris, Malter, die Damen Allard, Asselin, Vestris, Larrivée, Perceval, Pitro, Lionnois, Gandot, Guimard in bestimmten Rollen. Wir empfinden etwas von der Süßigkeit anachronistischer Stilreize vor diesen Blättern: Dianen im Reifrock, Apollos im Federbusch, Venusse im geblümten Muster alter Meißner und Nymphenburger Porzellane.

Auf den Namen Noverre geht die große Reformation, die das Renaissanceballett an Kopf und Gliedern, in der Form und in der Erscheinung modernisierte. Aber auch diese Reformation war vorbereitet. Alle literarischen Köpfe, alle gebildeten Künstler fühlten längst, daß das wachsende Ausdrucksbedürfnis weder mit Geometrie noch mit Reifrock und Maske sich vertragen könne. Alle festlichen Schemen italienischer Überlieferung mußten dem Organ für Menschlichkeit und Seelenromantik weichen, und diese gemischt poetische Quelle war eine der ersten, die man umlenkte. Schon im Anfang des 18. Jahrhunderts gibt die Herzogin von Maine in ihren berühmten Festen, den Nuits de Sceaux ein Vorspiel. Sie läßt von ihrem Intendanten Mouret Stücke über die Szene des vierten Aktes der „Horatier" komponieren, in der der junge Horatier Camillus tötet: und ein Paar von Tänzern mimte den Vorgang nach der bloßen Musik. Es war die erste „Pantomime", die die starren mathematischen Regeln des Balletts in eine psychologische Rhythmik auflöste. Die berühmte Sallé tanzte später antike actions dramatiques, die Ariadne, den Pygmalion, und wagte das Unerhörte, in einem

gräzisierenden Musselinüberwurf pantomimische Gesten und Stellungen zu vollführen. Wieder ein Menschenalter später erschienen als bemerkenswerteste der modernen Schriften die anonymen Remarques sur la musique et la danse (Venedig 1773), die zum ersten Mal eine natürliche Abneigung gegen alles Antiquarische zeigen. Ein geistvoller Mann ließ seinen Spott gegen das Nonsens des Balletts sprühen — aus Bonsens. Die Ballettprogramme, die stillosen Mischungen mit Gesang, die ewigen Süßlichkeiten der Triomphes d'Hymen regen ihn auf. Diese steifen Tänze erinnern ihn an die Soldaten des großen Friedrich. Es fehlte nur noch, die Annalen des Tacitus zu choreographieren, wo das ganze römische Reich tanzt, die Gründung Roms und die Eroberung Afrikas zum Ballett wird, Cannä und Carthago in Capriolen exekutiert werden, Hannibal und Scipio einen pas de deux ausführen, Cicero in doppelten Entrechats zum Senat spricht und zum Schluß Cäsar von Brutus en cadence getötet wird. Doch der Autor ist bitter. Er geht selbst über die Pantomimen seiner Zeit spöttelnd hinweg: stumme Dramen, wie von stummen Menschen, ein unerträgliches Vergnügen. Common sense zersetzt zuletzt die ganze Kunst, die nicht eine äußere, sondern eine innere Wahrheit und Ehrlichkeit verlangt.

Der Einfluß der ersten Briefe von Noverre, die von 1760 an erschienen, liegt hier schon vor. Doch ist Noverre niemals so radikal geworden, aus Vernunft auch die Pantomime zu verurteilen. Er befestigt die Pantomime, das Ballet d'action gegen die alte symmetrisch-mathematische Schule, er versucht durch die Pantomime das Ballett zu retten. An Höhepunkten der Handlung läßt er, wie Wagner in der Oper, das Ensemble zu. Das Ensemble, die Entrée soll nicht aufhören, es soll nur lyrische Accente geben einer Handlung, die in dramatischer Mimik, ohne Singen, ohne Sprechen einen würdigen Stoff darstelle.

Noverres berühmte Briefe über les arts imitateurs en général et sur la danse en particulier wurden in der Petersburger Ausgabe von 1803/4 gesammelt, und mit einer Auslese seiner Balletttexte vereinigt, die bei der Seltenheit erhaltener Pantomimen des 18. Jahrhunderts ihren literarischen Wert haben. Sie wurden ins Deutsche, Englische, Italienische übersetzt, und sind nicht bloß die wirksamste, sondern auch die beste und kultivierteste aller Schriften über Tanz geblieben, die einer vom Bau verfaßt hat. Eine gewisse weitschweifige Selbstverständlichkeit löst sich im Original vollkommen in die Eleganz der diskutierenden französischen Sprache auf. Noch heut leben sie vom feurigen Geist eines Reformators. Ein Optimismus, eine reine Leidenschaft spricht aus ihnen, wie aus Glucks Vorreden und Wagners Schriften. Obwohl die antiken Ideale, das Heroentum des Bathyllos und Pylades noch keineswegs überwunden sind, steht Noverre doch auf der vollen literarischen Höhe seiner Kunst, noch mehr: der Künste seiner Zeit. Manchmal geht er ihnen sogar voraus, wie die merkwürdige Schwärmerei dieses Rococomenschen für die Gotik beweist. Man liest seine Seiten oft wie die Prophetien eines ersten Ruskin, der mit seinen konstruktiven Tendenzen die Begeisterung für jene wunderbare Epoche nordischer Kunst verband,

in der Logik und Phantasie zu einem Gebilde märchenhafter Sicherheit verschmolzen.

Rationalist und Evolutionär in Einem ist auch Noverre. Die Psychologie des Balletts ist das Erste, die Virtuosität das Letzte. Die alte Zeit kannte Rubrikentänze — ein Passepied, weil die Prevost es gut tanzt, eine Musette verfertigt für die Sallé und Herrn Dumoulin, die Tambourins für die Camargo, die Chaconnes und Passacaillen für Monsieur Dupré. Wie kann ein Ballett von den Spezialitäten der Tänzer abhängig sein? Frl. Lany ist Noverres Ideal: sie tanzt alles gut. Das Ballett ist nicht dazu da, die Anciennität der Tänzer in Szene zu setzen. Es ist Zeit mit folgender Logik zu brechen: Vestris ist der erste Tänzer, kann also nur im letzten Akt tanzen.

Noverre ist ein Nivelleur der Virtuosität, und ebenso der Gattung. Die raisonnierende Denkweise seiner Zeit führt ihn noch näher an die Vergleiche mit Poesie und Malerei, die bei seinen Vorgängern schon gern anklangen. Der Rubenscyklus aus dem Palais Luxembourg, der die Geschichte Marias von Medici ganz in den allegorischen und mythologischen Verbrämungen alter Feststile erzählt, gibt seiner Phantasie Reize. Aber ein schönes Bild ist nur die Kopie der Natur, ein schönes Ballett ist mehr, ist die Natur selbst, durch sämtliche Künste verschönert. Gesamtkunstwerk-Gedanken ziehen durch seinen Kopf, wie sie die Vorstellungen aller bewußten Theaterreformatoren bestimmt haben. Die Malerei, die Architektur, die Perspektive, die Optik, die Musik erhöhen die Wirkung der guten Balletts, die wie verdichtete Schönheiten poetischer Stoffe gebildet sind, ohne den realistischen Zwang der Dialoge und die Idealität der Gesänge. Sie sind Abstrakta berühmter mythischer und zeitgenössischer Dichtungen. Noverre fühlt sich in diesem Gedankengange so wohl, daß er das Potpourri von Motiven des Diderot, Molière, Crebillon, Racine, das er in seinem Jaloux sans rival in spanische Kleider steckt, wie ein Muster beschreibt. Mit Diderots bürgerlichem Drama hält er sich eng verwandt. Garricks Schauspielkunst, der er einige fanatische Briefe widmet, befreit ihm die Mimik. Die Maler teilt er in die drei Ballettklassen: Vanloo ist der serieux, Boucher demi-caractère, Teniers comique. Von den Schulregeln hält er nicht viel, die Chorcographie hat er „gelernt und vergessen" — Bilder von Boucher und Cochin sind die wahre Schule des Tänzers.

Dreißig Balletteusen machen sechs Pirouetten zu sechs Touren — das sind 1080 Pirouettentouren in einem Ballett. Wen befriedigt die Fülle dieser Achsendrehungen? Der Derwisch Menelaus hatte sich sogar vierzehn Tage lang ohne aufhören gedreht. Aber er war dadurch kein Künstler geworden. Die körperlichen Exerzitien haben ihren großen Wert zur mechanischen Ausbildung, aber das Kunstwerk verlangt Seele. Gerade Noverre ist ein zu scharfer Körperkenner, um nicht das Recht zu haben, gegen die Seelenverächter aufzutreten. Seine Briefe über die anatomischen Grundlagen des Gehens und Stehens, über den Einfluß der Körperanomalien, der X- und O-Beine auf den Darstellungsstil, die elastischen Fähigkeiten, die Technik der Battements sind das Eindringlichste und Kenner-

hafteste, was in dieser Beziehung geschrieben worden ist. Das Auswärtsdrehen der Füße und der Beine bei jeder Übung wird als das notwendigste Mittel der Körperherrschaft erkannt. Noverre weiß sehr gut, daß dies gegen die Natur ist, aber wie eine edle Baumzucht oder auch ein gutes Violinspiel nur durch gewisse anfängliche Gewaltsamkeiten zu erreichen ist, so hat nicht minder die Tanzlehre ihre Nature changée, um als Tanzkunst Nature vraie zu bleiben.

Der natürliche Eindruck des Bühnenbildes wird durch eine wohlabgewogene Mitte zwischen Nachahmung und Verschönerung erreicht. Das Ballett ist die verschönerte Nachahmung. Die Figur der typisierte Charakter. Es ist ebenso gefährlich, sagt dieser kluge Dialektiker, das Modell zu sehr zu verschönern als zu verhäßlichen. Das Rampenlicht verzerrt die Beleuchtung, darum ist es von Übel. Beleuchtung, Koloristik muß in einer vollendeten Harmonie sich dem Auge bieten. Auch in der Dekoration und Kostümfrage ist die Uniformität wie die Virtuosität vergangener Stile zu überwinden. Ausdruck und Wahrheit ist alles. Um die Wahrheit der Proportionen zu erreichen, sind abziehende Truppen von immer kleineren Figuranten darzustellen, die die Illusion der Perspektive hervorrufen, und diese „dégradation" wird von einer Musik begleitet, die immer leiser und leiser verklingt — ein Effekt, den das Ballett fortan durch die Abstufung ganz-, mittel- und halberwachsener Truppen gern benutzt hat. Wie die Verhältnisse, sind die Farben abzustufen. Die Farben müssen sprechen, nicht maskieren. In seinen Fêtes du serail freute er sich über die neue und feine Nuancierung des Blau und Rosa, das als crescendo und decrescendo von den hellsten und zartesten bis in die kräftigsten Töne flutete und ebbte. Die Zeit besiegt den Raum, die Entwicklung die Tektonik. Das Ballett wird inhaltlich und darstellerisch aus dem geometrischen und virtuosen Schema der Renaissance zum modernen bewegten seelischen Prozeß, wie die Garten- und Wasserkünste, wie Sport und Militär, wie die Gesellschaftsvergnügungen, wie alle Ausdrucksformen künstlerischer Feierstunden. Noverre ist der Prophet einer neuen Zeit in seinem Lande. Und er verdammt nur folgerichtig alle die Renaissancegerüste auch der Kleidung, die typischen Masken, die steifen Röcke, die uniformen Symbole, die man im Magazin des Herrn Ducreux einkaufte und nach dem Kodex verwendete. Nicht Schema, sondern Verwandlungskunst, Spiel des Ausdrucks, Beweglichkeit der Glieder ist des Pantomimen Ideal. Was die Sallé und Clairon, die Chassé und Gardel aus erwachendem persönlichen Interesse an ihrer Kunst gegen alle Theorie der Körpertonnen und Kopffederbüsche durchsetzten, das ist die Echtheit und Selbständigkeit. Mit welchem Mitleid blickte Noverre auf die Darsteller seiner Horatier, die von ihrer Tracht erdrückt wurden, statt sie in den Dienst ihres Ausdrucks zu stellen: Camillus mit zwei monströsen Schenkelkörben, einer drei Fuß hohen Coiffure aus Blumen und Bändern, die Horatier und Curiatier mit fünf reifgepuderten Haarlocken jederseits und einer Pyramidenfrisur, die selbst für uns den Stilreiz dieser anachronistischen Masken verloren hätte. Sehr langsam erreichte er die Moralisierung dieses Betriebs.

Gerade seine Horatier wurden verspottet. Man hatte vergessen, daß die Herzogin von Maine einst mit demselben Corneilleschen Stoffe die ersten pantomimischen Versuche gewagt hatte. Jetzt war man so unverständig, zu erwidern, man würde erst applaudieren, wenn die Maximen des La Rochefoucault in Pirouetten gesetzt würden. Noverre hatte es nicht leicht gehabt und als er, 75 Jahre alt, seine sämtlichen Werke einleitete, konnte er nicht viel mehr sagen, als daß einiges indessen wohl besser geworden sei. Er war viel herumgekommen. Am Berliner Hofe hatte er sich mit dem charmanten Heinrich besser gestanden als mit dem sparsamen Friedrich. In London hatte er von der Kunst Garricks mehr gewonnen, als vom Hofe. Wie Gluck kam er erst über das Ausland nach Paris. Stuttgart und Wien führten ihn ein. Nachdem er in Lyon vier reifrockloſe Balletts ohne pariser Erfolg versucht hatte, mußte man seine Pantomimen als Intermezzi einschmuggeln, um sie gefallen zu lassen. Erst Marie Antoinette schenkte ihm die Gunst, die er sich durch eine fast zu zeitige Reformation eines konservativen Kunstkörpers verzögert hatte. Er, der Streiter der Raison, hatte es sich bieten lassen müssen, auf seine Medea den Spottvers zu lesen:

Jusques dans les ballets il faut de la raison,
je n'aime point à voir les enfants de Jason
Egorgés en dansant par leur mère qui danse,
sous des coups mesurés expirer en cadence.

Dazu hatte er geschrieben und geschrieben, daß das Ballett kein Tanzvergnügen sei. Daß es textlich vor der Musik zu konzipieren sei, wie er selbst Gluck den Inhalt des ballet des sauvages in der tauriſchen Iphigenie angegeben hatte, ehe dieser es komponierte. Er hatte ein Lebenswerk an Kämpfen, Aufklärungen, Briefen, Kompositionen hinter sich, anakreontische Stoffe wie die Toilette de Venus, Embarquement de Cythère, Rejouissances flamandes, fêtes de Vauxhall, Jalousies de sérail, Moralisches und Allegorisches hatte er geschrieben, Ajax, Medea, beide Iphigenien, Agamemnons Tod mit dem tragischen Schluß des von Eumeniden umrahmten Orest, Orpheus, Psyche, Dido, Alceste, er hatte sich niemals, als Erster, vor tragischen Ausgängen gefürchtet, noch ehe die Oper an solche Experimente dachte. Er hatte von Voltaire eine höfliche Zusage erhalten, aus der Henriade einen Ballettstoff nehmen zu dürfen. Hatte über die richtigen Theaterfälle, Anatomie, Dichtkunst, Feuerwerk und die Unterschiede der italienischen und französischen Musik Ansichten geäußert. Er hatte sogar den Christusorden erhalten. Aber er hatte sein Blut verspritzt. Die Tragik seiner Reformation lag in der Teufelaustreibung, die dem Ballett statt der heißen Unvernunft und ehrgeizigen Virtuosität die Tugenden der Logik, Verständigkeit, Verständlichkeit geben wollte. Es war kein Wunder, daß sich diese Kunst so schwer zu der dramatischen Konsequenz entschloß, und sich zuletzt doch entschließen mußte. Sie wußte, daß sie ihren Glanz, vielleicht ihre Existenz verliert, wenn sie die Festesfreude der Renaissance aufgibt. Aber alle Aufklärung ist unbarmherzig gegen Dionysos.

Che è mai la gloria. Das ganze rauschende Schauspiel, die ideale Verehrung

des Balletts als einer Apotheose höchster Abstraktionen verschwinden im Strome der Zeit. Noverres Einflüsse beherrschen das folgende Jahrhundert, zwingen alle Kulturtheater, aber seine Werke versinken und ihre Begeisterung und ihr Glaube verlischt. Mimen sind tot, wenn sie gestorben sind, doch die Dichtung lebt. Pantomimen sind an dem Mimenschicksal beteiligt. Noverre schon weiß, daß man ein Ballett nicht beschreiben, nur sehen kann. Mit seinen Aufführungen lebt es, mit ihnen stirbt es. Vergeblich versuchen wir die verführerischen Bewegungen seiner Darsteller zu rekonstruieren, glänzende Namen klingen uns im Ohr, Blumen und nichts als Blumen sehen wir gestreut, aber die Literatur gewinnt kein festes Erbe. Nicht bloß im alten Rom werden Tänzerinnen zu Kaiserinnen und Göttinnen, ohne auch nur einen Hauch ihrer Kunst zu hinterlassen, während Homer, dem sie die Stoffe entnahmen, sich aus dem Geiste der Zeiten immer wieder neu verjüngt hat.

Familien haben sich am Tanze abgearbeitet. Die Laval, die Vestris, die Gardel, die Malter, die Lany, die Blasis, die Blache, die Taglioni versorgten generationsweise die Balletbühne. Die Sterne wurden doppelt bewundert, wenn sie sich in berühmten Ensembles zusammenfanden: wenn die Pelin und Allard mit den Lany und Dauberval einen pas de quatre inszenierten, oder der junge Vestris mit Dauberval, der Guimard, der Agelin in den Petits riens sich vereinten, die Noverre und Mozart zu Autoren hatten. Die Tanzliteratur, besonders Barons lettres à Sophie von 1825, die die begabteste Nachfolge Noverres bedeuten, überschüttet uns mit Geschichten von Tänzern und Tänzerinnen, die im Interesse des Tages untergehn. Man schwärmt für die ernste, noble Eleganz des Vestris, für die Kraft Gardels, für die Ausdrucksfähigkeit Daubervals, für die komischen Künste Lanys. Was wissen wir davon? Endlose Zetteleien finden zwischen der Dauberval- und der Gardelgruppe statt. Über ein Kapitel dieser Kabalen schrieb Jullien in seiner Opéra secret au XVIII. siècle unter dem Titel mariage chorégraphique. Es sind in Daubervals, des Noverreschülers, Leben dieselben typischen Reisen nach der Provinz und in die große Welt, wie im Kurrikulum aller Kollegen. Dauberval verfertigte vielgespielte Balletts: das schlechtbewachte Mädchen, der Deserteur, Epreuve villageoise, Telemaque, Sylvie, meist im Stil demi-caractère, den er vertrat. Gardel der Alte, etwas jünger als sein Feind Dauberval, Pierre Gabriel Gardel bewegt sich in etwas ernsteren Bahnen: er komponiert seinen Telemach, Paris, Rückkehr des Zephir, Achill auf Skyros, Paul und Virginie, Alexander und Apelles, Marsfest, Pomona, Andromeda, l'Enfant prodigue, und als Tänzer gibt er erst der Mode gehorchend langsam seinen Ernst, der ihn an die Seite des alten Vestris rückte, zu gunsten einer größeren Virtuosität auf, in der er mit dem jungen Vestris rivalisieren wollte. Seine Frau, eine berühmte Gesellschafterin, ist Berufsgenossin, wie es auch Daubervals Frau war. Dauberval war ein Jäger, Gardel aber ein Violinist, und so komponiert er seine Dansomanie auf ein eigenes Violinsolo. Sein größter Erfolg blieb die Psyche. Sie ist 912 mal gegeben worden. Ihr Programm findet man im „Neuen Tanz- und Ballkalender von 1801."

In Italien klingen die Namen der Pallerini, die für mythologische Statuen

geschaffen scheint, und deren Kunst wie die der großen, schönen, leichten Molinari sich am besten ohne Profil gibt. Die Maria Conti bezaubert die Sinne. Giuseppe Bocci ist der alte Buffo. Die Plejade der Scala wird unendlich oft besungen: die Bocci, Baderna, Domenichettis, Fabbri, Ferraris, Fuoco, Granzini. Die Tänzerinnen verdrängen die Tänzer. Maria Taglioni fliegt als Sylphide über Bühne und Leben. Und der letzte große Tänzer, Clodoche, der einst mit einigen Beamten der pompes funèbres berühmte Quadrillen getanzt hatte, zieht sich als Philosoph und Möbelfabrikant ins Privatleben zurück. Über seiner Tür steht: Au vieux Clodoche.

Die Taglioni hatte 1832 den Grafen Gilbert des Voisins geheiratet. Aber er hatte es vergessen. Sie wird ihm gelegentlich als seine frühere Frau vorgestellt, und er findet die Worte: Après tout, c'est possible. Die Maillard war Royalistin gewesen, aber es hinderte sie nicht, in der Revolutionszeit die Liberté so bezaubernd darzustellen, daß alle Welt vor ihr auf den Knieen lag. Die Revolutionäre sagten zu ihr: ich würde dich zur Guillotine schicken, aber erstens lohnt es sich nicht mit dir, und zweitens brauche ich dich zu meinem Amusement. Die Geschichte von der Maillard ist besser als die von der Taglioni. Denn man braucht zu dem Erlebnis mit dem Grafen Gilbert nicht tanzen zu können, aber zu dieser Ironie führt nur die Gemeinheit des Theaters und der Politik. Castil Blaze hat die Ballets depuis Bacchus jusqu'à Mlle Taglioni geschrieben. Er ist die plaudersamste Quelle für die Tänzerinnenabenteuer jeden Stils, die nicht immer den typischen Wert gut gesetzter Anekdoten haben.

Die Sallé, die Camargo, die Guimard, mit aller Höflichkeit gegen ihre Nachfolgerinnen bis zu diesem Tage, die von dem kühlen Historiker verschwiegen werden — bleiben die besungensten, bedichtetsten, bemaltesten Stars der hohen Zeit des Balletts. Die Geschichte hat ihre Akten in epigrammatischen und feuilletonistischen Papieren wohlgeordnet in einem Archiv bewahrt, dessen Wand Lancrets berühmtes Camargobildnis, eine Blume des Rococo, ziert. Dieses sind drei Typen: die Camargo als Virtuosin, die Sallé als Expressionistin, die Guimard als Lebenskünstlerin.

Die Camargo ist die Nichte eines spanischen Inquisitors, der Juden und Hexen verbrannte. Durch eine übergroße Anzahl von Entrechats findet sie Absolution für die Sünden der Familie. Ihre Größe ist die Royale und der Entrechat coupé sans frottement. Die Entrechats macht sie 1730 à quatre, was eine spätere Zeit, die sie wie die alten Italiener wieder à seize machte, nur belächeln konnte. Im übrigen war sie im Leben ebenso traurig, wie auf der Bühne vergnügt.

Die Sallé hat nie einen Entrechat oder eine Pirouette gemacht. Sie war, was man voluptueuse nannte, voll von suggestiver und reizender Bewegung. Sie ist die erste große Künstlerin der Pantomime. Die Londoner interessierten sich sehr dafür und warfen ihr Börsen und Guineen auf die Bühne, die wie Bonbons in Banknoten gewickelt waren. Ihre Satyrn trugen sie in Säcken fort.

Das Bild der Guimard ist literarisch am wertvollsten gefaßt worden. Edmond de Goncourt hat ihr einen Band gewidmet, in dem der größte Kenner des 18. Jahrhunderts alles an Gemälden und Statuen, an Polizeiakten und Memoiren vereinigte, was sich auf diese Dame bezog, die das Leben sicher noch besser verstanden hat als ihre Kunst. Goncourt hat den rechten Griff getan. Ihre Erlebnisse sind die vollkommenste Galerie aller Tänzerinnenschicksale, ihre Abenteuer sind ein farbiges gerahmtes Gemälde.

Die Allard ist einmal verhindert, als Vertreterin debütiert die Guimard. Erste Liebelei mit einem Tänzer namens Léger. Kontraktsorgen und -erfolge. Gleitet vom Grafen Boutourlin zum Grafen Rochefort. Ein Liebesphilosoph und Kammerdiener, Jean Benjamin de la Borde wird der amant utile. Amant honoraire in größtem Stile ist für lange Zeit de Soubise, der Sultan des Balletts, den man von Moreaus Stich „Petit loge" kennt, wo ihm soeben eine Novize vorgestellt wird. Er gibt ihr von 1768 an 2000 écus monatlich. Typische Armverletzung durch Dekorationen: also erneuter Beifall beim Auftreten. Drei schwärmende wöchentliche Soupers: das erste für die Hofgesellschaft und die Ehrenmänner, das zweite für die Künstler und Schriftsteller, das dritte eine Orgie verführerischer und lasciver Schönheiten. Requisiten des großen Lebens: ein Amoretten- und Grazien-Wagen auf der promenade de Longchamps und eine effektvoll inszenierte Wohltätigkeit. Ein kleiner Bankrott. Ein ländliches Theater in Pantin mit niedlichen unanständigen Stücken und Späßen: das Trio des pochettespielenden Prinzen von Soubise, des taktschlagenden Laborde und des hornblasenden Herzensfreundes Dauberval. Als Zahlender rückt der Bischof von Orléans ein. Typischer Spott über Magerkeit — die Sophie Arnould sagt: ich verstehe nicht, wie dieser kleine Seidenwurm nicht fett wird, er lebt auf einem so guten Blatt. Ein neues Hotel wird eröffnet: der Temple de Terpsichore in der Chaussée d'Antin, verbunden mit Theater. Triumphe in der Oper — ein Theaterzettel des Gardelschen Balletts Chercheuse d'Esprit nach Favarts komischer Oper von 1777: Reiche Farmerin Frl. Allard, Dorfnotar Herr Despreaux, Gelehrter Herr Gardel, Nicette Frl. Guimard, Alain Gardel der Ältere, l'Eveillé Dauberval. Die Guimard erfindet Toiletten, nach denen sich Marie Antoinette richtet. Ihre Kleider kosten der Oper im Jahre 30000 Livres. Bocquet zeichnet ihre Kostüme, Delaistre führt sie aus. Neue typische Abenteuer: Brand des Theaters, Rettung im Hemde, fortgesetzte Kabalen, Eifersüchteleien, Liebschaften, Rücktrittsgesuche, Gehaltserhöhungen, londoner Reise, zum Schluß Lotterie-Verkauf ihres Hauses. Das Alter naht. Sie heiratet 46 jährig den 15 Jahre jüngeren Kollegen Despreaux, einen vortrefflichen Chansonnier, der sofort sein Glück besingt. Politische Verschiebung: die Guimard wird Citoyenne. Auf der vorletzten Seite ihres Lebens steht ein wunderbarer Abschied: in einem kleinen Haustheater tanzen Despreaux und die Guimard bei halbaufgezogenem Vorhang — nur die Beine sind sichtbar. Auf der letzten Seite: sie tanzt nur noch mit den Fingern vor einem kleinen Zuschauerkreis: Sie stirbt 1816 — unbeachtet.

Unter den Tanzdichtern verdienen zwei Porträts einen besonderen Platz: Viganò, der halb vergessene Noverre Italiens, und Blasis, der internationale Stilist.

Salvatore Viganò ist Neapolitaner, 1769 geboren, wieder ein kleiner, beweglicher Mensch, wieder ein Sanguiniker, zu Zeiten aufgeregt, zu Zeiten stumpf, aber ein großer Arbeiter vor dem Herrn, der die Nächte lang über Pantomimen nachdenkt und sie aller Arten ohne Modelle und Szenen erfindet: Prometheus, Tochter der Luft, Richard Löwenherz, Isthmische Spiele, Coriolan, die Sterlitzen, die Hussiten, Numa, die Mirra nach Alfieri, Psammi Re d'Egitto, Othello, Vestalin, Titanen, Alexander in Indien, Sabinerinnen, der neue Pygmalion, der Schuhmacher von Montpellier, die Falschmünzer — mehr kann man nicht verlangen. Noch schätzte man die Tanzdichter und behandelte sie wie Alfieri, Goldoni oder Metastasio. Noch gaben verliebte und reiche Venezianerinnen für diese Klasse von Poeten ein Vermögen aus. Es war die Hochkultur der Pantomime. Man sagte: der stumme Chor ist eigentlich viel logischer als der unisonoredende antike. Man sagte: im Ballett Othello geht die Handlung viel schneller, knapper, dramatischer als im Stücke Shakespeares. Die eine Angst nur verwirrte die Köpfe: wie kann man diese großen Apotheosen der Menschheit und ihrer Kultur der Nachwelt überliefern? Viganò versuchte es mit Erfindungen mimischer Alphabete, oder mit Friesen, die die Ballette als laufende Bilder aufzeichneten, nach Takten geteilt. Die Mühe seines Lebens war nicht zu retten. Die Illusionen flammten und verloschen, wie alle Feste der Erde. Seine Grabschrift hieß: A Salvatore Vigano, sommo tra i coreografi. Seine Biographie und Arbeitsliste erschien 1838 in einem bibliophilen Bändchen von Ritorni, das nur in 505 Exemplaren gedruckt wurde. In antiker Umgebung starrt seine Porträtbüste. Man muß solche Bücher lesen, um die Begeisterung und Diskussionswut jener großen Mailänder Ballettjahre zu verstehen: eine traurige Komödie, an so viel Augenblickskunst so viel Ewigkeitsmaßstäbe zu legen.

Wie Gardel in Paris, ist Viganò der geschickte Massenfeldherr in Mailand. Er begründet den Massenstil der Scala, der bis zu Manzottis Zeit von dort die europäischen Theater beherrschte und zuletzt in primitive Freiübungen billiger Statisten entartete. Wie Noverre kehrt er die Handlung und die Psychologie des Stückes heraus, um die geschlossenen Nummern nur als rhythmische Akzente zu benutzen. An sich schon tanzen die Italiener in der Pantomime mehr als die Franzosen, ihre azione ist nicht pedestre, sondern misurata — aber freilich wenn die Franzosen tanzen, tanzen sie besser. Das allgemeine Ballabile, die dekorative französische Coppia (pas de deux bis quatre) geht dem italienischen Pantomimiker gegen den Strich. Er liebt nationalere Farben: im Othello eine Furlana, im Psammi einen ägyptischen Tanz, in der Bianca einen sizilianischen, in der Vestalin einen ritualen. In den Titanen ist der ganze erste Akt von prägnanteren Balletts gefüllt. So steht die italienische Kunst zwischen den Überlieferungen des alten Balletts und der Reformation der neuen Pantomime.

Viganòs Prometeo war unter allen seinen bewunderten Mimiken die bewundertste. Seine Aufführung 1813 wurde zu einem Festtag für Mailand. Man glaubte endlich das Faustproblem gelöst zu haben. Es ist ein Stück, charakteristisch für seine Gattung, ein Beispiel für tausende. Der Vorhang hebt sich über einer Szene auf wilder unbebauter Erde. Verstreute kulturlose Menschen. Athletische Kämpfe um den Apfel. Eine Verwandlung führt durch Wolken in den Sternhimmel, die Sonne als transparente Kristallkugel, Lucifer, Aurora auf artigen Pferden. Die Schöpfungsmusik Haydns wird dazu gespielt. Mit ihrem Prometheus beschaut sich Minerva diese Ordnung der Welt. Der aber zündet die Fackel an. Zeus erscheint in Wolken und Gewitter. Bald sind wir wieder auf der Erde, in einem Wald. Überall steigen die vernünftigen Wesen heraus und laufen herum, nach Prometheus Willen. Amoretten zügeln sie. Sie gehn zum Tempel der Tugend. Verwandlung: Höhle des Vulkan. Amor streikt: er kann mit der prometheischen Ordnung nichts anfangen und zieht die unvernünftigen Menschen den vernünftigen vor, fliegt davon. Vulkan arbeitet an der Kaukasuskette. Fünfter Akt: allegorische Szene mit Musen und Kunstgenien im Tugendtempel. Amor schießt und findet in Lino und Eone seine unvernünftigen Opfer. Liebesszene, zu der sich Viganò nicht nehmen ließ eine sehr poetische Musik zu schreiben. Hymenäus traut. Da steigen die Zyklopen auf, um Prometheus zu fesseln. Die Tugend aber beschließt flugs, Jupiter zu versöhnen. Sechster Akt: Kaukasus, die Befreiung des Prometheus in der Noverreschen Dégradation. In drei Größenverhältnissen, von Kindern bis zu Erwachsenen, mit kleinen und großen und ganz großen Tieren, kommt ein perspektivisch zunehmender Siegeszug mit Herkules aus der Ferne. Allgemeine Versöhnung mit Himmelsapotheose in Puppen à la Mysterium.

Ein zeitgenössischer Rival von Viganò ist Gaetano Gioja, der durch einen Besuch von Vestris aus einem Jesuiten zu einem Balletttänzer wurde. Er ward als Trabant eingeschätzt: verhält sich zu Viganò wie Monti zu Alfieri, Nota zu Goldoni, Zeno zu Metastasio. Dies störte ihn nicht, 221 Ballette zu machen: Napoleon als César en Epypte, Mineurs Wallaques, Figaros Hochzeit, Nina pazza per amore, die beiden Grenadiere, Sapho, Donna militare, die Zauberflöte, Niobe, Kenilworth — von denen viele, etliche Male durchgesiebt, fast autorlos seitdem durch Europa gelaufen sind.

Die nationalen Farben, die hier schon ihre Buntheit in das mythologisch-historisch-romantische Gewebe werfen, sind die Spezialität von Blasis. Blasis ist vielleicht der meistgedruckte und meistgelesene aller Ballett- und Tanzschriftsteller. Die europäische Kunst des Mailänder und Pariser Balletts um den Anfang des 19. Jahrhunderts, das feenhafte Augenschauspiel, das aus diesen stummen Festen sich entwickelt hatte, findet in ihm einen Maestro. Er hat sich Mühe gegeben über das Gesamtkunstwerk nachzudenken und hat eine Unmenge Schriften veröffentlicht, deren vollständiges Verzeichnis, einschließlich der historischen und philosophischen, man in seinen Notes upon dansing, London 1847 abgedruckt findet. In die Notes sind historische Stücke, frühere Schriften und Familiennachrichten aufgenommen.

Die Grundlage bildet sein Manuel, dessen Übungstheorie im 1820er Traité schon enthalten ist. Das Manuel heißt in der englischen Ausgabe Code of Terpsichore. In dieser Weise wiederholen und verschieben sich seine Aufsätze über Nationaltänze, Ballettgeschichte, Übung und Komposition innerhalb der verschiedenen Ausgaben. In seinem l'huomo fisico, intellettuale e morale gibt er synoptische Tabellen von Bewegungen und Gesten, auf ein philosophisch-malerisch-ethisches System gebracht. Ein bezeichnendes Werk über hundert nationale Tänze hinterließ er ungedruckt. Er ist ein Großliterat des Tanzes, ein internationaler Ästhetiker des Nationalen, unter den Tanztheoretikern der romantische Akademiker, in dem die historische Bildung und Praxis, die seine Zeit schwärmerisch aufnahm, den choreographischen Ausdruck fand. Durch seine Schriften geht ein kultiviertes Theaterstilgefühl, eine reiche Literaturkenntnis und viel Lebenserfahrung. Aber es fehlt ihnen nicht die Reklamespiegelung des Virtuosen. Seine Schule ist gut mechanistisch, seine Logik nicht zu phantastisch, seine Geschmacksrichtung geklärt von antikischen und renaissancelichen Statuen, ein wenig Giovanni da Bologna gemischt mit Canova, eine Anwendung von Thorwaldsen auf den Masseneffekt des Skalastils, kunsthistorische Bildung in ein Tableau gestellt, in die „Arabeske" gegossen.

Blasis tanzt seine berühmten pas de deux mit der Virginia Léon; ein Venezianer zeichnet sie; zu den Bildern macht Barbaro anakreontische Verse; diese komponiert Paganini. Zu Hause aber sitzt der Meister in seinem Mailänder Heim zwischen Büchern und Noten als Sammler von Gravuren, Zeichnungen, Statuen, Bildern, Schnitzereien, Kameen und Juwelen, Instrumenten und Antiquitäten, die auf 200000 Mark geschätzt wurden. So wandeln sich die Tänzertypen. Aus dem bestallten Beauchamps, weltmännischen Pécour, literaturehrgeizigen Noverre wird der artiste-amateur Blasis, der seine Familie auf ein augusteisches Geschlecht zurückführt.

Die Ballette des Sammlers sind Sammelwerke der Kunst, gesehen durch das Temperament eines Tänzers. Nach Goethe macht er das Faustballett, er macht den Sommernachtstraum und den jungen Figaro, Byron in Venedig und den Don Quixote, Patroklos Tod und Hermann und Lisbeth, Dibutade oder die Erfindung des Zeichnens und den falschen Lord, die orientalische Mokanna und den holländischen Maler, Cyrus und Dudley, Marcus Licinius und das nächtliche Abenteuer.

Er komponiert die neue Cachucha für die Baderna. Er bringt die nationalen Soli zu ihrem Weltruhm. Die Fanny Elßler exzellierte in der Cachucha, in der Varsovienne. Seitdem berauschte man sich an diesen nationalen Bewegungsrhythmen, die die Balletts der Opern zu färben begannen. O Marietta, wer deinen schlanken Leib sah, wie er sich, vom grünen Kleide überhaucht, in süßer Lust warf, deine braune Haut sich spannte, deine Augen tanzlüstern brannten, der Kopf und die Arme mänadisch sich senkten und hoben, in einer unwillkürlichen Harmonie ihrer Rhythmik, der weiß, daß alle Gesetze über die Opposition der Glieder und alle Choreographie der Drehungen vor diesem Zauber des lebendigen Lebens zu Papier

wird. Dein Leib war in dem Leibe aller der Spanierinnen und Asiatinnen, die ihre Chicas und Houras daherrasten und in einigen Bühnenminuten einen Daseinsrausch ungezügelter Leidenschaft verkörperten. Als ich dich auf dem kleinen Podium des Kabarets sah, fühlte ich vor deiner Antillenkunst alle Bücher ethnologischer Gelehrten erröten, Tanznamen und Tänzernamen aller Zonen wurden zu Schatten, Fragonards und Watteaus zu staubigen Vorhängen, die plakatgepriesenen Variétédivas zu frechen Schauspielerinnen und ich selbst zu einer grämlichen Schreiberseele, die nichts vermag, als wortlose Sinnlichkeit mit unsinnlichen Worten anzurauchen.

Ich doziere die Geschichte der nationalen Typentänze aus alten Scharteken. Weiß noch, wie ich mich freute, als ich eine vollständige Ausgabe des alten Lambranzi fand, beide Teile 1716 Nuova e curiosa scuola di balli teatrali, mit einem Titelblatt, auf dem das Porträt des Autors, die Choreographie einer Loure und ein Scaramuz sich findet, mit zahlreichen Puschnerschen Stichen, witzig dekoriert, darunter Predellen, die immer eine Clownerie oder einen Lebensspiegel zum Tanztypus bringen, Musik und Schrittlehre: was einen Kunsthistoriker in seiner Rarität und Güte über die Maßen erfreut. Ein altes Variété sämtlicher Bauernpantomimen, Rüpeltänze, italienischen Theaterfiguren vom „romanischen Habit", id est die französische Ballettuniform seriöser Tänzer, bis zum Scaramuz mit seinen Weitschritten, Zwergmenschen, die lang werden, kleine Scaramuzzen in Körben, Scheintote, die steif gekugelt und weggetragen werden, Blindenspäße à la Breughel, rautengemusterte Harlekins, gestreifte und zipfelmützige Skapins, ornamentierte bebrillte Mezzetins, farbenhalbierte Mattos, die Pantalons und Pulcinellen und die Bologneser Doktoren, alle mit ihren entsprechenden Weibern und ihrer entsprechenden Musik. Venezianische Kaufleute, englische und holländische Schiffer, lanzenbewehrte Schweizer, Fahnenträger und Gärtner mit römischen Statuen, eine Keilerei im Rhythmus, Köche mit Bratspießen, Winzer mit Bacchus, Steinmetzen mit Stuckfigur, Schmiede, Schneider, Schuster, Jäger, Racketspieler, Grenadiere, Türken, Mohren, gekettete Sklaven, Akrobaten vor Ruinen, Magier mit Zigeunerinnen — ein Rhythmusspiel aller Gewerbe, Stände und Theater, die sich beliebig vermehren ließen durch sämtliche Isabellen, Bagolins, Cintios, Brigadels und Ragonden, aufgelöst in die Tingeltangelornamentik des Lebens, eingekettet in die Stilgeschichte des Körperrhythmus von der commedia italiana über die Altweimarer Schauspielerregeln zur japanischen Gauklerimpression: es ist genug. Man schaudert vor den Grenzen dieser Perspektive und bittet um Vergebung für ein wenig Intuition, die sich nicht als Buch einbinden läßt.

Hogarth komponierte 1728 eine Tänzerreihe, an deren abwechselnd eleganten und karikierten Bewegungen er graphisch seine berühmte Wellentheorie auseinandersetzte. Goethe pries den Schauspielern die Geradlinigkeit und Frontalität des Bühnenbildes. Degas schneidet die Ballettsäle mit japanischer Kaprice aus, um in einer künstlichen Bewegung künstliche Ruhe zu genießen. Renouard zeichnet Mappen von Balletteusen, um die Rokokoplastik dieser Spitzenrockprinzessinnen in

allen Typen spielen zu lassen. Thomas Theodor Heine entwickelt aus der Gemeinheit der Barrisons suggestive Symbole ausgestreckter Füße und hängender Stoffe, die Anton Lindners Buch auf seine dekorative Lebenstendenz illustrieren. Aus dem Tanz gewinnt Heine das Ornament, Somoff und Walser den Stil, Stuck das dionysische Relief des Lebens. Die Variétélinie Eherets tanzt die cancanierende Saharet, die einen australischen Wein im französischen Sektglas serviert, diejenige Toulouse Lautrecs stellt die Yvette Guilbert, die unsere Tragikomödie wie den Refrain eines Volksliedes zur Arabeske verdichtet, vor die Bühnenwand, diejenige Utamaros spielt und tanzt Sada Yacco in der kunstgewerblichen Harmonie plötzlicher Körperrhythmen mit wohlgestimmten Kostümfarben. Die Bewegungskontur des Menschen wird durch die Weltliteratur hindurch eine freiere, persönlichere, ihre Stilisierungen folgen den Anregungen des artistischen Geschmacks von der Antike bis zum Plakat, und aus dem Ballettkorps taucht immer schärfer umrissen die Solistin hervor, die die künstlerische Sehnsucht ihrer Zeit im Bilde ihres bewegten Körpers vollenden will.

Die Prevost tanzte als Erste Instrumentalsoli, die Rebel für sie schrieb: die virtuose Solistin. Die Hamilton, Frau des englischen Gesandten in Neapel, „tanzte" um 1800 die antike Statue: völlig unvirtuos, eine gebildete Dilettantin, vermied sie die Virtuosität, der Pose wegen. Eine große, schlanke Figur, eine antike Gesichtsform prädestinieren sie zu ihrem Beruf, die klassizistischen Neigungen der Zeit in lebendige Geste umzusetzen. Ihren Shawltanz schildert Frau v. Krüdener in der Valérie: in dunkelblauem Mousselin, das Haar zurückgestrichen, lächelnd den Shawl werfend, halb im Verhüllen, halb im Enthüllen bietet sie „schreckliche und rührende" Momente. Ihre Attituden der Niobe, Galatee, Sibylle, Maria Magdalena, Heiligen Rosa, Medea, Iphigenie, Sophonisbe, Kleopatra, Terpsichore sind Typen der Sehnsucht, Reue, Furcht, Verzweiflung, Schwärmerei. Zwölf davon werden nach Rehbergs Zeichnungen gestochen, die Almanache und Tanzkalender schwärmen sie an. Ihre Rivalin wurde die Hendel-Schütz. Wie die Prevost mit der musikalischen Bildung sich gutgetan hatte, tun es diese mit der künstlerischen. Loie Fuller hundert Jahre später wird die Solistin der tanzenden Farbe. Die Prevost hatte virtuos getanzt, die Hamilton sich plastisch bewegt, die Fuller bewegte nur ihr Kleid, das vielgefaltete, schlingende, spiralige, hochgeschwungene weiße Kleid, auf dem die gemischten farbenwandelnden elektrischen Reflektoren ihren Serpentintanz vollführten. Wir berauschten uns in tiefem Entzücken an diesem bewegten Impressionismus, der den elementaren Prozeß reiner aufwallender Farben, die sich glühend umarmen, um sich zu verlieren und wiedergeboren zu werden, mit dekorativem Raffinement in Rhythmus brachte. Es war Zeitgefühl darin, eine schwebende menschliche Figur in einem tiffanyflüssigen Ornament untertauchen und vergleiten zu sehn, das unsere keramischen Neigungen in Musik setzte. Aber Loie Fuller hielt die Reinheit nicht aus. Sie verlor sich in tektonische und zuletzt in philosophische Spielereien. Miß Isadora

Duncan, wie sie eine Amerikanerin, scheiterte sofort an der Bildung. Die Prevost konnte tanzen, die Hamilton wollte nicht, die Fuller sollte nicht, aber die Duncan konnte nicht. Sie tanzte ohne Trikot, aber ihr Körper war ein Säulenbau mit schwachem Gebälk. Sie lächelte nicht das stilisierte Balletteusenlächeln, aber ihre Mienen hatten den Ausdruck einer Gouvernante. Sie versuchte malerische Stellungen durch lebhafte Bewegungen zu verbinden, aber ihr Rumpf war gänzlich unausgebildet. Sie ersetzte das Tänzerinnenkostüm durch poetisch gemeinte natürliche Festkleider, aber sie zeigte darin die Phantasie eines Schullehrers, der zwei Jahre seines Lebens verbummelt hat. Sie studierte Vasenbilder und Gemälde, aber hatte nicht die Spur von Einbildungskraft in der Erfindung und Versbildung orchestischer Motive. Sie tanzte zu bewährten klassischen Musikstücken, aber verriet sich in der falschen Rhythmisierung als höchst unmusikalisch. Sie tanzte Couperin und Chopin, Gluck und griechische Chöre, aber sie betrog uns um die Reformation des Balletts.

Griechische Chöre! Es war der letzte Traum der Halbbildung, antike Rhythmen unserer nüanzierten Bewegungsanschauung zuzuführen. Man hatte mit den Erinnerungen an den antiken Tanz kirchliche Karnevale verteidigen, Hofballetts beschönigen, Pantomimen sanktionieren, lebende Bilder verklären wollen, aber unsere Sinne blieben an diesen humanistischen Promemorien kalt. Emmanuel in Paris hatte ein dickes Buch über den griechischen Tanz geschrieben, in dem er versuchte aus der Ballettschule der Oper Namen und Stellungen antiker Tanzbilder zu gewinnen, und er hatte sich gefreut, aus den 95 140 Kombinationen, die zwischen den Bewegungen sämtlicher Körperglieder möglich sind, unsere Hauptpas und einige Nebenpas auch in der alten Überlieferung aufweisen zu können. Aber das lebendige Bild des antiken Tanzes hat er so wenig geschaffen, wie es uns der lucianische Dialog über diese Kunst gibt, der nichts ist als Rhetorenübung, nichts als Chrie über mythologische Orchestik. Der antike Tanz war Mimik mit typischer Geberdensprache, die Bewegung ist persönlich und natürlich, keine Grammatik der Schritte bindet ihn und keine überliefert ihn: Mimische Szenen, die im Augenblick vergehn. Sie wachsen nicht in das Gedächtnis der Nachwelt, nicht in die Schule der Kunst, sie werden einzig und allein versteinert in der Plastik, die in hellenischem Geiste diese zwei Brücken zum Leben hatte: Athletik und Orchestik. Die Statuen sind die festgefrorenen Augenblicke dieser großen rhythmischen Vergänglichkeiten: Liebes-, Kampf- und Kultmotive. All den Humanisten hätte der alte Athenäus schon die Wahrheit sagen können: „Es sind aber auch die Werke der alten Bildhauer Überreste des ehemaligen Tanzes." Diese Statuen schauten mit klassischer Ruhe auf die kommenden Zeitalter herab, denen die beweglichen Reize ihrer Kunst mit den Empfindungen der Romantik und Musik aufgehn mußten. Um die pyrrhichischen Kämpfer spielen jetzt die Mädchen der Wedekindschen Mine-Haha-Pension, mit ihren gegürteten Leibchen, die die nackten Beine freilassen, die Hände hinter dem Kopf gefaltet, sie laufen leise mit den Fußspitzen über den Boden, daß sich kein Kieselstein rührt, schmale verjüngte Waden und ein Rumpf, der

selbständig aus den Hüften herauswächst. Aber bleiben diese Mädchen in der paradiesischen Landschaft einer englischen Züchtung biegsamer nackter Körper? Sie werden zum Ballett befohlen, dessen Zinsen ihre Schule zahlen, sie hüllen ihre Schönheit in die Kostüme eines Berufs.

Die Meinung ist besser geworden, doch die Kunst ist verloren. Ausdruck ruft man, doch man hat nichts zum Ausdrücken. Die Pracht alter Feste verklingt in einer sentimentalen Neigung zur dekorativen Schönheit stummer bewegter Bilder. Die Kostüme befreien sich. Das stereotype Gazeröckchen, das das erste Empire geschaffen, das zweite verkürzt hatte, weicht mit unwilliger Erkenntnis den Tanzgewändern moderner Phantasie, und jedes Jahr entschließt sich eine andere Diva europäischer Bühnen schweren Herzens, die Künste ihrer Beine unter dem langen Kleid zu verstecken, das Malerei und Regie dem bildlichen Denken empfehlen. Ein letztes Gerüststück der fürstlichen Stile schwindet vor dem verfeinerten, konstruktiveren Wunsch dekorativ gebildeter Augen, die Tänzerin nur als Dienerin der bewegten Malerei und Plastik sehn zu wollen, nicht als Virtuosin eigenwilliger Akrobatik, sie mit Gewändern zu bekleiden, die als ein Echo dem Körper folgen und seine Formen in eine ausdrucksvolle verklingende zeitliche Rhythmik überführen, sie in Farben zu hüllen, die alle zarten Harmonien von Mattgrün und Violett, von Perlgrau und Silber, von Ocker und Kupfer durch Schnitt, Ausschnitt, Überschnitt des Kostüms in tausendfachen Spielen phantastischer Mischung permutieren lassen. Doch alle Florafeste Walter Cranes, alle Künstlerfeste Ludwig v. Hofmanns, alle Weiheprogramme von Behrens, alle Blumenmädchen in Libertyseiden können keinen Parsifal zwingen, aus einem mitleidsvollen Toren zu einem dionysischen Narren zu werden. Ballette sind Feste der Sinne, wir aber sind auf einer anderen Seite unserer Seele festlich geworden.

Ein letzter toller Karnevalszug bewegt sich um die große Null, die das Ballett als Literatur darstellt. Ein unerhörter festlicher Apparat wird angefahren. Zur großen Pariser Oper tritt die Konkurrenz von Porte St. Martin, London wird zur Metropole der Ausstattungskünste, in Wien werden um 1800 jährlich an zwanzig neue Ballettstücke gegeben, auf der Skalabühne wimmeln damals schon fünfhundert Personen, Kopenhagen unter Galeotti und Bournonville, der seine Memoiren schreiben mußte, Berlin in der Taglionizeit, Rußland vor allem, das diese französische Überlieferung am teuersten bewahrte, verschwenden Mittel und Kräfte an das Ballett: alles, um eine rauschende Kunst über die Kataraкte der vieux jeux in den stillen unbeachteten Dichterstuben einiger Idealisten verfluten zu lassen. Ausdruck, Ausdruck! Die Wahrheit hat seit Noverre die liebliche Karnevalslüge schön aber sicher getötet.

Fünfundzwanzigtausend Menschen feierten das Fest des „höchsten Wesens", das der Maler David entworfen hatte: religiöse Rhythmen in antiken Kostümen unter patriotischen Klängen. Statuen der Weisheit, Wagen der Freiheit, Trabanten der Lebensalter, Berge mit dem Vaterlandsaltar, die Nationalkonventler

mit Blumen und Früchten, rosenbekränzte weiße Revolutions-Mädel, Verbrüderung, Hymnen, ein Volksrausch unter der Maske der Menschlichkeit: vive la république. Noch glaubte man an die Kraft der Volksfeste mit ihren Reigen unter ländlichen Bäumen. Fürstenglanz und Volksamüsement schmelzen an ihren Enden zusammen. Das Theater bleibt übrig. Man fliegt durch die Lüfte, man fährt Schlittschuh und tanzt zu Schiffe über das Meer. Man spiegelt die pas de huit, man läßt die Kinder menuettieren und der lange Henri veroffenbacht die Antike. Nur die Mormonen noch eröffnen und schließen ihre Tanzfeste mit der Bitte um den Segen des Höchsten. Immer hilft es historisch zu sein. Man übt sich durch Bälle à la Maria Stuart, Trianon lebt auf, Lafontaine wird getanzt, alte Uniform wird diktiert, noch einmal probiert man die ländlichen Wirtschaften, man affektiert sich in Pavanen und Volten, man watteaut, blumenfestelt und fackeltanzt. Die Versuchung des heiligen Antonius wird 1832 zu einer Rekonstruktion des alten Opera-Balletts mit Gesang und Tanz, 1837 wird in Versailles die historische Revue von Scribe und Auber abgenommen: ein tanzender Fries aller Geister Frankreichs in alten Kostümen, von einer symphonischen Musik begleitet, die die erfreuliche Entwicklung dieses Landes bis 1830 mutig illustriert. Hat man genug Historie, so faßt man sie chronologisch zusammen. Man chronochoreographiert die Wiener Walzer und die deutschen Märsche. Man baut der Geschichte des Tanzes einen Tempel auf der Weltausstellung, und im Palast Guadalcazar zu Madrid entwirft Meister Carbonero seine kleine Encyklopädie des großen spanischen Tanzes, in der Padrillas Liebeshof, Fortunys Vicaria und Valeras Novelle Pepita Jimenez in Bewegung gesetzt werden.

Indessen ergötzt man sich am Korsaren, dem Adam seine Musik verschrieb, an der Sakuntala, die Gautier und Reyer vertanzten, dem Papillon vom Herrn Offenbach, der Coppelia und Sylvia unter Delibes' graziösen Rhythmen, der weise Nuitter versucht es noch mit Gretna-Green und Namouna, die Guirand und Lalo komponieren, Coppée und Widor umarmen sich in der Korrigane, Messager läßt die deux pigeons auffliegen und St. Saens streut seine geistreichen Einfälle über Fräulein Javotte. Keine schlechten Tänzer, die uns amüsieren wollen. Das Publikum aber landet in den Massenfreiübungen des Manzottischen Excelsior. Man vergaß die polnischen Milchmädchen und Soldatentöchter, die in jeder Saison neu aufgelegt wurden. Man vergaß die Adam-Taglionische Weiberkur, in der das Landmädchen Mazurka mit Schluck- und Jaugefühlen zu einer Gräfin wird. Hoguets Robert und Bertrand, die Diebe, tanzen Bankdirektoren und retten sich in einem öffentlichen Garten auf dem abgeschnittenen Luftballon. Satanella, ein feines Kaliber, überwindet ihren faustischen Studenten in vier Milieus, die abgeschiedenen Willybräute walzen ihre Kavaliere tot, Arquelin wird in die Luft geschossen, packt seine Knochen zusammen, erlebt Seestürme und Liebeshändel, venezianische und chinesische Abenteuer und verwandelt und verkleidet sich bis in die Puppen. Noch spukt die altehrwürdige Pomona in Laucherys Kopf, die Danaiden bei Hoguet und die Undine bei Taglioni. Doch lieblich-dumm klingen kleine bürger-

liche Polterabendscherze, naive Militärbengalismen, viel unterbrochene Hochzeiten, Seeräuber, Brastlaffen und hinkende Teufel, mit unermüdlichen Intriguen auf dem Maskenball, in der Garderobe, auf der Bühne und beim Gewitter mit Schlußregenbogen. Man beginnt mit jungen Mädchenpensionaten, führt in ungarische Modewarenhäuser, und schließt in der Narrenanstalt. Flick und Flock aber sitzen die längste Zeit auf dem Kabel, um mit den Nereiden und Flußgöttern zu spielen, die wahrlich keine Holländer sind.

Was hatte Heine die Mythologie beschworen, um ballettanzende Ritter wieder zum Leben heidnischer Feste zurückzurufen? Kaum ein Theater kümmerte sich um seinen Liebhaber der Diana und seinen Doktor Faust, die mit den Göttern und Teufeln tanzen sollten. Die Götter bleiben im Exil und Faust heiratet, glaube ich, doch die Bürgermeisterstochter, weil er die Tänze um den goldenen Bock, die ihm seine Mephistophela durch sämtliche Zeitalter vorzaubert, nicht mehr sehen will. Wenn wir Bacchus leibhaftig zu schauen meinen, ist es ein verkleideter Kellermeister, und Jupiter lebt nicht mehr, er ist ein alter schwindelnder Greis auf der Kaninchenins el, der die Dichter verrückt macht. Die armen Dichter. Sie vertrauen ihre letzten Wahrheiten den Balletteufenbeinen an und ihre letzten dekorativen Schönheiten den Maschinenmeistern. Richard Dehmel baut in seinem „Lucifer" ein gewaltiges tanzendes Triptychon zusammen, von Klingerscher Gedankenschwere, das die alte Freundschaft des sternlockenden Lucifer mit der serpentinenen Venus und ihre Trennung und ihre neue Himmelfahrt zur Mutter mit dem Kinde durch die Sphären klingen und tanzen läßt. Aber es wird dem Heidengott nicht besser gehn als dem Bierbaumschen „Pan im Busch", der die ganze schöne Pension mit ihren Professoren und Gouvernanten angrinst, nachdem er ein paar Menschenkinder glücklich gemacht zu haben glaubt. Die Ballettbesucher schrecken vor diesem Pan, wie er vor den Glocken unserer Theater schreckt. Arme idealische Dichter. Sie wollen ein Feld erobern, das von Gauklern eingenommen ist. In ihren stummen Stunden schaudern sie vor der Rücksichtslosigkeit des redenden Lebens und hängen den schönen Vorstellungen nach, die die lautlose Linie bewegter geistiger Bilder zeichnet. Hugo von Hofmannsthal schrieb, er schrieb nur das sinnvollste und das dekorativste aller Ballette, die jemals rhythmische Sinne bezauberten: den Triumph der Zeit. Zerbrochene Herzen und die Schwankungen liebenden Rausches, Tänzerinnenglück und Mädchenblüte, wehmutsvolle Erinnerung und die Trägheit des Vergessens, Ruhe antiker Haine und alle Götterfreundschaft, sie sinken in der Stunde dahin. Der Harfner aber steht auf der gespannten Brücke, und sie fängt zu leuchten an und der Brückenbogen ist nichts als ein Gewinde aus schönen, in einander verflochtenen lebenden Gestalten, die eine wundervoll leuchtende Atmosphäre umgibt und über dem Abgrund hält. Was ist Jugend, was Alter? Die große Stunde nimmt sie in sich auf, um sie ewig zu wechseln, zu verflechten, wiederzugebären. Wir zählen die Stunden, aber die Zeit, sie triumphiert. Und alle amours déguisés, die an Fürstenhöfen lüsterne Augen ergötzten, beugen sich vor der Majestät dieses letzten aller Trionfi, den unsere Weisheit ersann, des

Triumphzuges der Zeit, in der die bunten Stunden im Tanze von Augenblicksamoretten umspielt sind, in der die trägen, geflügelten, erhabenen und traurigen Stunden täglich ihre selbe Pantomime aufführen und das Kind seine Hindin verläßt, der Knabe die Schmetterlinge vergißt, der Jüngling seine geliebte Stunde aus den Armen gibt, um als Mann wie der Pensiero auf dem Mediceergrab das Greisenalter zu erwarten: vita somnium breve.

Die Bühne hört nicht auf diese Träume. Der Triumph der Zeit zwingt sie, auch ohne aufgeführt zu werden. Sie hört nicht einmal auf das Satyrspiel der Wedekindschen Pantomimen, in denen Flöhe die Hofdamen zum Cancan reizen, Mücken unter der Bettdecke geschwollene Bäuche verursachen, und eine Kaiserin sich erwürgt, weil ein Athlet nicht mehr kann. Der Mummenschanz hat die Narrheit verloren und die Weisheit nicht verdient. Die Masken liegen herum, die Beine wirbeln, die Gesichter lächeln noch, aber die Glocke hat geläutet. Die Bühne verfinstert sich. Zwei kalkweiße Clowns springen hervor, sie kegeln mit ihren Köpfen und machen einen Überschlag an der Tabakspfeife, die der abnehmende Mond sich in den Mund gesteckt hat.

Aus Venedig/ Lyrisches Tagebuch/ von Hermann Hesse

Welle

Von meiner Fackel rauhem Licht geweckt
Glänzt eine schmale Welle flüchtig her,
Schwillt purpurlodernd aus der Schwärze, leckt
Am Bug empor — erlischt — stirbt sanft im Meer.
Es war ein Augenblick. Mir aber drang
Ein Bilderschwall mit stürmisch jähem Glanz
Vors Auge: einer Siegesfeier Tanz,
Ein Seegefecht, ein Mord, ein blutig Haupt,
Ein trunkenes Volk in Glückesüberschwang,
Ein Königreich mit frechem Streich geraubt,
Ein kluger ränkevoller Rat, ein Meer
Von Blut, von Gold, von Freude, und ein Heer
Von ruhmbekränzten Seligen ... Und nun?
Es war ein Augenblick. Die Toten ruhn.
Die Gassen liegen schlafend in der Nacht
Zu schattenhafter Ewigkeit verdammt,
Und lang ist Kriegsgeschrei und Ruhm und Pracht
Spurlos wie meiner Fackel Rot verflammt.
Mitleidig malt im Weitergehn die Zeit
Den alten Marmorhof mit goldenem Braun
Und legt mit spöttischem Ernst den blassen Frau'n
In altehrwürdigen Faltenwurf das Kleid,
Ahmt der Ca'd'oro goldgeschmücktes Dach
Mit falbem Mondeslicht ironisch nach
Und stößt in unvergessener Helden Grab
Gleichgültig auch die Heutigen hinab.

Aufschreckend werd' im Dunkel ich gewahr
Ein still vorübertreibend Nachenpaar,
Im einem Nachen Sie, im andern Er,
Und mit verlorenem Flüsterklange zieht
Ein uralt venezianisches Liebeslied
Leis, leis gesungen flatternd hinterher.
Seltsame Stadt! Ihr Leuchten ist verloht,
Ihr Ruhm dahin, und doch ist sie nicht tot.

Sie birgt in Fall und Trümmern ewig fort
Des seligen Giorgione Liebeshort,
Die weiche Kunst des Werbens, den Genuß
Des kurzen Heute, der enteilenden Frist,
Deß Meisterin sie war und heut noch ist.
— Du Schmeichlerin, es sei! um einen Kuß,
Um einer Locke Weh'n, ein Wort der Gunst
Treib ich das rasche Ruder durch die Nacht;
Der schönen Stunden Kreis sei hingebracht
Im Dienst der holdesten, der Liebeskunst.
Schlank streift mein Nachen den Kanal entlang
Der Riva näher, wo Guitarreklang
Herüberlockt — nun heißt es leis geschwommen.
Mein Boot knirscht an. Ihr Mädchen, seid willkommen!

Schönes Heute!

Morgen — was wird morgen sein?
Trauer, Sorge, wenig Freude,
Schweres Haupt, vergossener Wein —
Du sollst leben, schönes Heute!

Ob die Zeit im schnellen Flug
Wandelt ihren strengen Reigen,
Dieses Bechers voller Zug
Ist unwandelbar mein eigen.

Meiner losen Jugend Brand
Lodert hoch in diesen Tagen.
Tod, da hast du meine Hand,
Willst du mich zu zwingen wagen?

Regennacht

In mildem Takt ein leiser Tropfenfall,
Ein klirrend schwaches Tönen im Kanal,
Sonst nichts — sonst keiner Gondel rascher Kiel,
Kein Schritt, kein Wort, kein nächtlich Lautenspiel,
Kein Ruf, kein fernster Laut, kein Vogelschrei!
Mir ist in meinem kühlen Bett, ich sei
Fern, märchenfern an einer Insel Strand
Allein und abgetrennt von jedem Land,
Das Menschen trägt und Menschenlaute kennt.
Und Dunkelheit! Nicht Stern- nicht Mondlicht trennt
Der Dächer Umriß in der schwarzen Welt,

Die vor den Fenstern stumme Wache hält.
Wo bin ich doch? Vielleicht in einem Wald,
Wo jedes Blattes Fall im Moos verhallt.
Vielleicht gebannt in einem Märchenschloß,
Wo ehmals Leben, Licht und Jugend sproß
Und nun um Schläfer ohne Lust noch Leid
Hinflutet Dunkel — Sage — Ewigkeit.
Vielleicht in eines Grabes engem Schacht,
Umhegt von Einsamkeit — Vergessen — Nacht.
Aus jener Welt, die ich vordem gekannt,
Wie kam ich doch in dieses stumme Land,
Das so geheimnisvoll und nachtbeschwert
Sich dehnt und jedes kleinsten Tons entbehrt?
Ich weiß nichts mehr davon. Allein ich weiß:
Nicht lang, so wird ein schmales Pförtlein gehn
Und eine schöne Frau verschämt und heiß
Im regenschweren Mantel bei mir stehn,
Und leise grüßen ..... Mit verschlafenem Ton
Knarrt eine Tür. Prinzessin, kommst du schon?

Sonntagabend

Verblutet ist der warme Tag,
Nun wacht Kanäle ab und auf
Guitarre, Lachen, Ruderschlag,
Gesang und Liebe auf.
Nun schrillt aus allen Booten
Der Flötenbläser Pfiff,
Vorüberfährt im roten
Laternenglanz das Sonntagsschiff.
Die Geigen werden schon gestimmt
Mit leisem Liebesstrich —
Nun komm, nun komm und küsse mich,
Eh' Fest und Lied ein Ende nimmt!
Die Stunden sind geschwinde
Und haben schnellen Schritt,
Sie flattern weg im Winde
Und nehmen Klang und Jugend mit;
Wir müssen frech sie fassen
Im Rausch der kurzen Nacht
Und nicht vom Herzen lassen,
Eh' sie uns beide müd gemacht.

Chioggia

Wetterbraune, dichtgedrängte Fassaden,
Marienbilder in verborgenen Nischen,
Wasserspiegel und rasche Gondeln dazwischen
Und breite Barken mit braunen Fischern beladen,
Überall aber, auf jeder bröckelnden Mauer,
In allen Gassen, auf Treppen und in Kanälen
Liegt eingeschlummert eine verzweifelte Trauer
Und will von vergangenen Jahren erzählen.
Leise geh ich und mit verborgenem Schrecken
Über die Fliesen — ängstlich, ich möchte sie wecken.
Wenn sie erwachte! Ich könnte nimmer entrinnen!
Eilend schreit ich vorbei und suche den Hafen,
Suche das Meer und ein nahes Schiff zu gewinnen.
Hinter mir zögern traurig die Gassen und schlafen.

Bonifazios Bild

Ich kenne eine, die dich wohl erreicht
An mildem Liebreiz, eine fremde Schöne,
Zart von Gestalt und Meisterin der Töne,
Die dir wie eine liebe Schwester gleicht.
Den Namen weiß ich leider nicht genau
Der schönen fremden dunkelblonden Frau.....
— Nun schmollst du schon! Doch diesmal ohne Grund.
Ich habe jener Dame schmalen Mund
Und weiße Hand im Leben nie berührt
Und nie ihr süßes Liebeslied gehört
Und niemals ihren sanften Blick gespürt,
Und dennoch hat ihr Zauber mich betört;
Ich liebte sie lang, eh ich dich gekannt
Und eh ich Rast in deiner Liebe fand.
Die schöne Frau ist manch Jahrhundert alt,
Ein Bonifazio hat sie einst gemalt;
Sie starb und ließ uns ihres Wesens Spur
In jenem schönen Meisterbilde nur.
Ihr Name ist verschollen. Nicht verscholl
Das Lied, das sie zur Liebeslaute sang
Und das betörend und geheimnisvoll
Seither unzählige Lauscher zart bezwang
Mit wunderlicher Jugendschwermut Reiz.

Es bebt darin die Ahnung voller Luſt
Und Ahnung alles namenloſen Leids,
Es ſchlägt darin wie in belebter Bruſt
Ein wildes, dunkles, liebekrankes Herz
In unverſtandener Fülle leiſem Schmerz.
Nicht Wort noch Melodie des Liedes kennen
Wir heute mehr, das ſie vor Zeiten ſang,
Und dennoch lauſchen wir und dennoch brennen
Die Herzen uns bei dem verlorenen Klang,
Den ungehört wir doch ſo wohl verſtehen .....
Ich zeige dir das Bild, komm laß uns gehen!

Hier! Eines Reichen Garten, luſtbelebt.
Ein Bettler, der die dürftige Hand erhebt,
Ein Falkner mit dem Vogel auf der Fauſt,
Ein Reiter, der auf wildem Roſſe brauſt,
Ein blanker Hof, den manche Säule ziert,
Ein Durchblick auf entfernter Hügel Zug,
Ein Laubengang, der endlos ſich verliert
In Grün und Duft und fernen Wolkenflug.
Und nun inmitten dieſer frohen Welt
Auf niederm Schemel eine Wohlgeſtalt,
Die ſchmeichleriſch mit heimlicher Gewalt
Den Blick bezaubert und gefangen hält,
Die Lautenſpielerin! Mit feiner Hand
Hält ſie der Mandoline Hals umſpannt,
Die Rechte iſt im Spielen weich gebogen,
Der Blick iſt ohne Ziel, traumüberflogen.
Die Zweite, Ältere, ſchaut zu und ſchweigt,
Das reife Haupt gedankenvoll geneigt.
Die Männer lauſchen. Aus dem jungen Mund
Wird all den Schweigenden im ſtillen Rund
Das dunkelſchöne Rätſel aller Luſt
Und aller Sehnſucht ahnungsvoll bewußt,
Das alte wehe Lied vom Liebesglück,
Vom lieben Frühling, von der Jugendzeit —
Wie iſt ſie ſchön! und ſchließlich iſt ſie weit,
Vorbei, verblüht und kommt nicht mehr zurück.
Mir iſt, ich ſeh' der Jugend ſchönen Geiſt,
Wie er mit trübem Lächeln ſich entfernt,
Den welken Liebeskranz vom Scheitel reißt
Und vor ſich her die weite Nacht entſternt ...

Du kennst sie nun. Und wenn ich jemals wieder
Schweigsam des Abends bin und ohne Wort
Dem lauten Kreis der losen Rivalieder
Entrinne in die dunklern Gassen fort,
Dann weißt du, was mich in die Stille zieht,
Und schiltst nicht mehr. Es ist der Schwester Lied.

Gondel

Bläue über dir und Sonnenglut,
Unter dir die ewig stille Flut,
Auf dem schmalen, leichtbewegten Kiel
Trägst du Saitenklang und Liebesspiel.

Schwarz und ernst sind deine leichten Wände —
Süß, solang das frohe Heute loht,
Süß und seltsam ist der Traum vom Tod,
Von der Jugend und der Liebe Ende.

Meine jungen Jahre gleiten
Unbekannten Zielen zu
Durch beglänzte schöne Weiten,
Schlanke Gondel, rasch und leicht wie du.

Bei Giacomuzzi

Zuweilen freut es mich, still und allein
In kühler Stube ruhevoll zu zechen,
Mit einem alten, liebgewordenen Wein
Ein gutes treues Freundeswort zu sprechen.

Dann wünsch' ich hoffend mir die Zeit herbei
Da mir und meiner Pilgerfahrt auf Erden
Doch noch einmal, ob's auch in Schmerzen sei,
Der reinen Reife Tage kommen werden.

Dann aber sei ein Freund mir auch beschert,
Der meines Lebens überfüllten Becher
Mit dankbar schonendem Genusse ehrt,
Dem reifen Wein ein ebenbürtiger Zecher.

Bummeltag

Paläste stehn wie Perlen aufgereiht
An einem gold und blauen Wasserband —
Ich seh' es nicht. Die Stirne in der Hand
Sitz' ich und träume von der Kinderzeit.

Da war ein Bilderbuch mein größter Schatz
Und in dem Buche war der Markusplatz,
Rialto und Ca'd'oro. Und beglückt
Saß ich so manchen Sonntag drauf gebückt,
Die Bilder mit dem Pinsel überfahrend
Und Blau und Gelb und Rot und Gold nicht sparend,
Oft ungewiß, was Land, was Wasser sei,
Doch immer stolz auf meine Malerei.
Nun schreck' ich lächelnd auf. Die Barke hält.
Noch halb im Traume geb' ich Schiffergeld,
Geh' über'n Steg und wandle durch die Stadt,
Die nimmer meine Kinderfarben hat.
Dort ein Gebäu, verwittert und verblichen,
Das hätt' ich froh mit Purpurrot gestrichen,
Hier eine Kirche kümmerlich und alt,
Ich hätte sie mit Blau und Gold bemalt.
Und doch steht alles schöner, größer da
Als jemals es mein Kinderauge sah.
Nachsinnend denk' ich mir mit halbem Schmerz:
Wieviel gemalt hab' ich auch anderwärts!
Wie bunt und prahlend hab' ich mir erschafft
Ein Dichterbildnis meiner Pilgerschaft,
Und sehe täglich nun mit stiller Scham,
Wie falsch es war, wie anders alles kam.
Anfangs war ich enttäuscht. Nun seh' ich ein,
Daß Leben besser ist als Dichtersein.
Wie anders gehen mir die Tage hin,
Seit ich in jedem seinen Wert und Sinn
Erfühlen will, statt ihn mit farbenreichen
Und knabenhaften Träumen zu vergleichen!
Nun mag es sein, daß mählich mit der Zeit
Doch noch ein Dichterlein aus mir gedeiht,
In dem das Leben, hält er ihm nur still,
Sich spiegeln, formen, weitergeben will.

Poeta christianissimus/ von Rudolf Kassner

Über Charles Baudelaire

Vive le mal, o dieux, qui me dévore.
Etienne de la Boëtie

Daß er Parfüms und seltene Steine und Stoffe und den Blick der Katzen, daß er die bleichen und unentschiedenen Tage und den wie unterlaufenen, fiebrigen Himmel liebte und von Ländern, die er nie gesehen und den Ländern der Erinnerung und Landschaften, die nur Stein sind und Licht und Wasser, träumte, daß er ein Gesetz, eine Schönheit im Verkehrten sah und die Schminke der Dirnen und den verlachten Helden, daß er die Verführten und Rebellen, die Blinden, die nach dem Himmel ihre hohlen Augen kehren, und den Propheten, den der Wahnsinn zum Spott der Kinder und zum Tiere macht, daß er den Rausch der Bettler, den Stolz des Sünders, den verschwiegenen Schmerz der Herrn und die List der Sklaven, daß er den Tod preist als den Meister alles Lebendigen, daß er ein Leben in den Leichen und die Wollust in der Hölle noch sucht und alles Unerbittliche ihn bezaubert und der Tod ihm überall wiederkehrt und mit Kronen und Lumpen, mit dem reinen Leib der Vestalin, dem Traum des Dichters, den Rosen der Braut oder mit Angst und Reue und mit den Ringen und der Seide der Hure sich kleidet, daß die Sünde stark wie ein Glauben sein kann und die Lust ihre Opfer martert, das alles lesen heute die Schüler in den Gedichten des Meisters, das und noch mehr erzählen die Schüler dem Meister nach. Doch vergessen wir es nie: ein Meister hat stets alles gesagt; es steht immer alles im Buche eines Meisters geschrieben. Die Schüler lesen nur das Einzelne, sehr vieles Einzelne. Und darum können sie den Meister nur übertreiben. Oder darum wollen sie den Meister sogar überwinden. Das ist immer die Art der Schüler, ihre Liebe und ihr Haß, gewesen. Sie meinen auch, das sei Entwicklung und Geschichte. Ja, aber die Geschichte der Schüler ist niemals das Leben, das Geschehnis des Meisters wert. Baudelaire ist ein Meister, ein Ganzes; Baudelaire ist durch die vollkommene Durchbildung von Geist und Leidenschaft eine Kultur. Ich will, da ich von ihm reden soll, nicht wiederholen, was er selbst unvergleichlich gesagt hat: ich will nur sagen, wie weit er reicht, wie seine Grenzen Form wurden, ich will von dem Unüberwindlichen, dem Unendlichen, dem Ganzen in ihm sprechen.

Vor einigen Monaten ist Maurice Rollinat gestorben. Er war, wenn ich so sagen darf, der anerkannte Schüler Baudelaires. In allem, was die Zeitgenossen und Spätere an Baudelaire reizte, in allem Oberflächlichen hat Rollinat Baudelaire übertroffen. Ein Mitglied der Akademie nannte ihn unlängst sogar begabter; es wird vielen selbstverständlich scheinen, daß einem Mitglied der Akademie das Talent be-

gabter erscheint als das Genie. Rollinat aber war nur eine Geberde, und Baudelaire ein Charakter. Es übertreibt und übertrifft die bloße Geberde ja stets den Charakter.

Ich könnte den einen Alfred de Musset und den anderen Stendhal nennen. Ich will aber kurz sein und heiße Alfred de Musset Oktave, der Name des Helden in Les confessions d'un enfant du siècle, und ich heiße Stendhal Julien Sorel. Julien Sorel ist der Held in Le rouge et le noir. Beide, Oktave und Julien, lebten um 1821, um das Geburtsjahr Baudelaires.

Oktave ist ein Idealist in dem heute noch ebenso vagen Sinne eines jungen Menschen, der zum erstenmal liebt und betrogen wird. Oktave ist ein Idealist ohne Gedanken oder mit anderer Leute Gedanken, ein Idealist auf fremde Kosten. Und erst nachdem er betrogen wurde, hat er eigene Gedanken. Kein Ideal mehr und eigene Gedanken! Am liebsten möchte Oktave gar nicht denken; nicht denken: das wäre sein Ideal; denn von jetzt an nennt er die Gedanken Wirklichkeit, Betrug oder, wenn er Faust zitiert — und das tut er — Mephisto. Seit dem Souper, an welchem die Maitresse den Achtzehnjährigen unter dem Tische mit seinem besten Freunde betrog, hat ihn alles enttäuscht, woran er sonst noch geglaubt hatte. Oktave war also auch gläubig, solange er nicht gedacht hat. Was geschieht nun jetzt? Nach dem entscheidenden Souper? Ich will es ganz schnell sagen: Oktave wird Dichter wie Musset. Oder Oktave wird Philosoph und spricht endlos über den Gegensatz von Vernunft und Gefühl, Wissen und Glauben, Alter und Jugend. Etwa wie Musset selbst in der Einleitung: Il est certain qu'il y a dans l'homme deux puissances occultes qui combattent jusqu'à la mort: l'une clairvoyante et froide s'attache à la réalité, la calcule, la pèse et juge le passé, l'autre a soif et s'élance vers l'inconnu. Quand la passion emporte l'homme, la raison le suit en pleurant et en l'avertissant du danger; mais dès que l'homme s'est arrêté à la voix de la raison, dès qu'il s'est dit: «C'est vrai, je suis un fou, où allais-je», la passion lui crie: «Et moi, je vais donc mourir» usw. usw. Man weiß schon nach diesem Beispiele, daß dieser Philosoph später Cousin, vielleicht auch Hegel lesen wird. Oder Oktave wird — das ist seine dritte Möglichkeit — mittelmäßig und zwar ganz mittelmäßig. Denn so muß ich mich hier korrigieren: in den beiden ersten Fällen war Oktave auch mittelmäßig, aber nur zur Hälfte, jetzt ist er es ganz. Das Gefühl des Dichters war groß, ja übertrieben, aber seine Vernunft war mittelmäßig. Oder der Gedanke des Philosophen war groß, ja übertrieben — große Gedanken hat er Ideen genannt —, aber sein Gefühl war mittelmäßig. Oder Gedanke und Gefühl gleichen sich aus, und der Erfolg ist jene vollkommene Mittelmäßigkeit, zu der eben ein betrogener Dichter und ein befriedigter Raisonneur die Wirklichkeit machen. Ein merkwürdiges Schauspiel: da alles seinen Gegensatz will — hier sehnt sich der Idealist nach der Mittelmäßigkeit. Oder mit anderen Worten: der Dichter singt — oft so schön wie Alfred de Musset — vom Ruhm, vom Glück, von der Wahrheit und Schönheit, von Gott und der Liebe und will als Mensch sich in diese Gefühlssummen mit allen anderen gerecht teilen. Er ist noch

immer Dichter, aber jetzt im Augenblicke nach der Teilung geschieht das Unglück: da der Wunsch in Erfüllung gegangen ist, so wird der Dichter ein mittelmäßiger Mensch. Und dem Zurückblickenden werden dann sehr leicht die Dichtung und der Wunsch der Jugend eine Illusion erscheinen. Und für die Vernunft wird ein Dichter etwas sein, was man nebenbei ist, gleich wie ein Kaufmann nebenbei auf die Jagd oder eine Tänzerin in die Kirche geht oder ein Ehemann bei Gelegenheit gern eine Zote hört.

Ich darf hier weder alle historischen noch psychologischen Zusammenhänge aufdecken. Dieser Idealist vor einem Parterre der Mittelmäßigkeit lebt heute noch, aber nach dem Zeitalter der großen Raisonneure, nach dem Empire hatte er Form, Bekenntnisse, Systeme und in einem so leidenschaftlichen Kopfe wie Stendhal einen entschlossenen Gegner. Denn um die Sprache der Geschichtsmoralisten zu reden: Julien Sorel war ein Protest gegen Oktave oder irgend einen Helden Lamartines. Stendhal hat es selbst mit anderen Worten eingestanden. Oktave ist Idealist, aber daneben ungenau; seine Verwandten sagen: Oktave ist zerstreut. Julien ist auch Idealist, aber daneben sehr genau und immer, in jedem Augenblicke gesammelt, berechnend! Gibt es so etwas: Idealist und berechnend? werden Oktave und seine Verwandten fragen. Oktave ist gewissenlos und meint, das Gewissen sei etwas ganz ohne Phantasie; Juliens Einbildungskraft ist sein Gewissen. Oktave sagte entschieden: der Ehrgeizige ist undankbar; der Schwärmer vergeßlich; ich schwärme und der Bourgeois oder mein Vater haben das Gedächtnis; oder ich phantasiere und der andere rechnet; oder ich weiß und der Dumme glaubt; oder ich bin der Löwe und du bist der Fuchs! Oktave ist ohne Physiognomie, sein Mund ist dumm und sein Auge übersieht. Julien ist immer beides, ehrgeizig und dankbar, ein Schwärmer und ein gutes Gedächtnis, wissend und gläubig, Löwe und Fuchs, ein Kind und verdorben, er ist gespannt und konsequent bis in den Tod: der Charakter jener Menschen, die Einbildungskraft besitzen. Um seinen Mund ist Bitterkeit und im Auge die Sehnsucht nach irgend etwas noch Weitem. Ihn fördert alles, er hört nicht auf und altert nicht. Idealisten wie Oktave hören plötzlich auf und werden alt, leer, unwissend, bigott, Parlamentarier, Majorität. In der Jugend waren sie Demokraten und wurden nicht gewählt, im Alter schließen sie sich der Regierungspartei an. Julien ist Nihilist und Despot zugleich und würde jede Partei erschöpfen. Um abzuschließen: Oktave wird auf alle Fälle zuerst betrogen und dann mißtrauisch und hart. Julien trägt von vornherein eine Maske und ist mißtrauisch, um nicht betrogen zu werden, er ist zart und hart. Oktave ist oft ein wahrer Dichter wie Alfred de Musset, und Oktave ist immer Dichter, Poet der Jugend wie man von jemand sagt: er hat Gefühl. Flaubert hat das strenge Wort über Musset gesagt: Il prend le sentiment pour de la poesie. Aber seine Dichtungen verpflichten zu nichts und sind in ihrer Wirkung zufällig. Julien ist Künstler.

Da beide, Oktave und Julien, lebten, wurde Baudelaire geboren. Baudelaire hatte die Zufälle eines Dichters, eines Verliebten; das heißt: er liebt und wird betrogen oder umgekehrt, er ist heute oben und morgen unten; aber Baudelaires Blut

und Geist waren das Blut und der Geist Juliens. Und darum hatte er für seine Einheit von Mensch und Dichter das Wort: Künstler, artiste. Niemand hat vor ihm das Wort so bedeutend ausgesprochen. Für Musset gab es keinen Künstler, es gab für ihn nur Handwerker und Dichter, Handwerker und Schwärmer; Baudelaire wußte: Als Mensch bin ich zu wenig, beinahe nichts, etwas von heute auf morgen, ohne Vertrag; und als Dichter bin ich wiederum zu viel, als Dichter bin ich alles und überall und ewig, aber auch ohne Vertrag. Oder wie er es in seinem schönen Gedichte sagt: Als Mensch ward ich verflucht und als Dichter gesegnet. Und der Künstler nun schloß den Vertrag, den Bund zwischen oben und unten, zwischen Segen und Fluch. Baudelaire war Künstler, wie der andere, der Laie, Charakter hat. Der Künstler verhält sich zum Genie wie der Charakter zur moralischen Vollkommenheit, zur Heiligkeit. Heute, da so vieles, das keinen Charakter hat, sich Künstler nennt, ist es gut, auf die Menschen zu weisen, die das Wort mit reinem Munde ausgesprochen haben. Und durch dieses starke Streben nach einer hohen Selbstbildung gehört Baudelaire in die Reihe jener großen Unentschiedenen, die nach Napoleon, nach Byron, nach der Romantik und ihrer Philosophie kamen: Heinrich von Kleist hat sie früh schon in Deutschland vertreten, ich nenne Flaubert, Kierkegaard, Hebbel, D. G. Rossetti. Die Zahl mag mich aber nicht beschränken. Flaubert hat in seinen Briefen beinahe täglich gesagt, wie sie alle empfänden. Einmal schreibt er auch: Je suis mystique et je ne crois à rien. Und noch etwas anderes neben vielem hatten sie gemeinsam: sie wußten auf das schönste das Handwerk und das Schwärmen zu verbinden und die Sorge so zu gestalten, daß man sie nicht mehr von der Freude unterschied.

Ich weiß augenblicklich nicht, wo ich es las, daß man vieles, was Baudelaire selbst über sein äußeres Leben erzählt, mit Vorsicht von ihm hätte hören müssen. Er habe, so las ich, gerne von seinem Leben in Indien gesprochen und soll in der Tat, da ihn die Eltern sehr gegen seinen Willen dorthin schickten, nach seiner Ankunft eigentlich nur auf das nächste Schiff, das ihn zurück nach Marseille brächte, gewartet haben. Oder er soll viel von seinen Opiumträumen geredet haben und Opium nie geraucht oder höchstens nur einmal versucht haben. Und so wird ihm noch viel Ähnliches von Freunden und Pedanten der Wahrheit vorgeworfen. Ich möchte diesen mit einem Satze Gautiers, der alles verstand, erwidern: Dans sa conversation toute métaphysique Baudelaire parlait beaucoup de ses idées, très peu de ses sentiments et jamais de ses actions. Ich weiß nicht, ob es den Pedanten ebenso begreiflich erscheint: aber wenn jemand grundsätzlich nicht von seinem Leben, seinen täglichen Handlungen spricht, so wird ihm im äußersten Falle die Lüge ebenso wahr sein wie die Wahrheit. Und da derselbe der Wahrheit und Lüge in diesen Fällen auch jeden bedeutenden Zweck nimmt, so werden beide, Wahrheit und Lüge, nur Formen des Ausdruckes, und so wird die Lüge in vielen Fällen die bessere Form, überhaupt eine Form sein. Ja, Baudelaire hat vor Oskar Wilde das Paradox ausgesprochen,

daß, wer von Indien oder Opiumträumen gut zu erzählen weiß, viel öfter und länger in Indien gewesen sei oder viel mehr Opium getrunken habe als der andere, der wohl wirklich in Indien gereist ist und Opium trinkt, aber nicht gut davon zu erzählen versteht. Niemand vor Baudelaire, niemand außer Goethe und Keats vielleicht, hat so klar über seine Existenz als Dichter nachgedacht. Sein Paradox, seine Lüge war die Form einer vollendeten und schmerzvollen Selbsterkenntnis. Baudelaire wollte alles Eigene und Notwendige in seinen Gedichten gesagt haben, und so blieb ihm für das Andere, das Zufällige nur der Witz, die Pose, die Maske, das Paradox, die Lüge übrig. Baudelaire wollte nicht zwischen die Wahrheit und Lüge, sondern zwischen das Eigene und Fremde die Grenze setzen. Im Eigenen hatte er keinen freien Willen, unter dem Fremden da wollte er dann wählen können. Er wählte eben nur zuweilen die Lüge wie man eine Waffe, einen Stoff, eine Farbe wählt. Und darum war er auch mit Absicht, wie der Mittelmäßige sich ausdrückt, äußerlich. Er schnitt die romantische Haarlocke ab und kleidete sich nach englischer Mode, oder er wiederholte gerne, ein Dichter müsse sehr fleißig sein, viel im Lexikon lesen, leicht verdauliche Kost essen, vormittags nicht viel trinken und mindestens acht Stunden täglich schlafen. Ich verweise auf seinen Essay über Th. Gautier und seine Conseils aux jeunes Littérateurs. Einige Sätze aus diesen: C'est parceque tous les vrais littérateurs ont horreur de la littérature à de certains moments, que je n'admets pour eux, âmes libres et fières, esprits fatigués, qui ont toujours besoin de se reposer leur septième jour, que deux classes de femmes possibles: les filles ou les femmes bêtes. Oder: L'orgie n'est plus la soeur de l'inspiration: nous avons cassé cette parenté adultère .... Oder: Une nourriture substantielle, mais regulière, est la seule chose nécessaire aux écrivains féconds. L'inspiration est décidément la soeur du travail journalier.... Endlich: N'ayez jamais de créanciers; faites, si vous voulez, semblant d'en avoir, c'est tout ce que je puis vous passer.

Und dann hat man Baudelaire seine Neigung zum Künstlichen vorgeworfen, zum maquillage im weitesten Sinne. Ja, das ist wahr: Baudelaire war ohne Vorurteile, und Baudelaire hatte zuletzt nur ein geistiges Verhältnis zu den Dingen. Und darum übersah er nichts. Wer ein geistiges Verhältnis zu den Dingen hat, der darf nichts übersehen. Moralische Fehler können auf einem anderen Gebiete Tugenden sein, geistige niemals. Die meisten Menschen verwechseln das Künstliche mit ihren eigenen Lücken und ihrem Mangel an geistiger Konsequenz, an Dialektik: sie übersehen. Und dann liebte Baudelaire niemals die Absicht und den Erfolg, sondern immer nur die Geberde und den Widerspruch. Er liebte den König und er liebte den Sklaven und konnte sich darum nie für eine Absicht und einen Erfolg entscheiden. Von anderen besingen immer diese den König und jene den Sklaven, diese die Tugend und jene die Sünde. Beide verwechseln die Geberde mit der Absicht, das Bild mit dem Begriff, das Gefühl mit der Poesie. Von den fünf Stufen menschlicher Würde und Fähigkeit nannten die Neuplatoniker die erste und tiefste die der „bürgerlichen Tugend". Auf dieser

Stufe bleiben die immer Entschiedenen. Baudelaire aber empfand wie Flaubert La bêtise n'est pas d'un côté et l'esprit de l'autre. C'est comme le vice et la vertu; malin qui les distingue. So hatte es auch Stendhal immer gemeint.

Ich kenne übrigens die Menschen, welche Dichtern ihre Neigung zum Künstlichen vorwerfen. Sie meinen, der Dichter sei da, um zu urteilen und wissen nicht, daß Dichter ihr Urteil immer als ein Vorurteil, als ein Künstliches, Gewaltsames empfinden. Dem Dichter wird alles zum Symbol, und es gibt nicht einerseits künstliche und andererseits natürliche Symbole. Man wundere sich nicht, daß ich hier so allgemeine, so ursprüngliche Fragen beantworte, aber das ist ja das Eigentümliche des Meisters: Alles Allgemeine wird durch ihn wieder ganz einzig, zu einem ersten Ereignis. Wen nur das scheinbar Exotische zu Baudelaire zieht, der ist ein Dilettant und ein Streber.

Das Künstliche noch einmal! Ja, man kann Baudelaire nicht widerlegen, denn Baudelaire forderte nicht, sondern schuf sich die Dinge. Ein Beispiel! Alle Leute von métier und alle Dilettanten im allgemeinen, alle Parteien werden den Dandy verurteilen, aber Baudelaire schuf mit seinem Dandy einen ganz neuen Begriff. Was soll dann alles Erwidern? Man lese in seinem außerordentlichen Essay: Le peintre de la vie moderne den Abschnitt: Le Dandysme. Die Apologie eines so Zweideutigen, wie der Dandy es ist, wird ihm zu einer Schöpfung. Was ist für Baudelaire ein Dandy? Ich kann hier leider den ganzen Abschnitt, ein Meisterstück von Prosa, nicht zitieren. Baudelaire sah sich im Spiegel und sah den Dandy. Aber der Dandy ist auch sein Humor. Oder: Lessing fragt, was aus Raffael geworden sein würde, wenn er ohne Hände geboren wäre! Ich wette, Baudelaire würde geantwortet haben: Ein Dandy! Der Dandy ist etwas aus der allgemeinen Bewegung Ausgeschlossenes, für jede Partei Überflüssiges; er ist der Menschheit zugleich überlegen und unterlegen, alles und nichts. „Priester und Opfer zugleich!" Er ist ein Held ohne Wirkung nach außen, ein Dichter ohne Sympathie, ein Künstler ohne Material, ein Mystiker ohne Glauben. Seine Äußerung findet kein Ziel, keinen Anschluß und bliebe eitel, wenn er aus dieser Zwecklosigkeit und Eitelkeit sich nicht seine Grenze, seine Form zu schaffen verstände. Ich möchte sagen, der Dandy kommt nur bis zur Eitelkeit, bis zur Ironie und nicht darüber hinaus. Vielleicht war es ursprünglich sein Zweck und sein Wunsch, König von Griechenland zu werden oder die Polen zu befreien. Aber er kam nur bis zur Ironie, bis zur Eitelkeit. So genießt er sich selbst und ist unfruchtbar wie der Leib einer Dirne und die Schönheit. Er könnte alles sein und bleibt doch verschlossen. Der Dandy fürchtet nur eines: er fürchtet lächerlich zu werden, er fürchtet das mehr als den Tod, und der Dandy ist darum durchaus untragisch. Baudelaire hätte den Begriff ausdehnen dürfen, wie ich ihn hier auszudehnen versuche. Jener Papst, den Dante in die Vorhölle warf, weil er nicht gut und nicht böse war, Celestin V. war ein Dandy. Ja, der Dandy reicht bis zu jenen Menschen, die eine eigentümliche Mischung von Genie und Verbrecher sind, bis zu Raskolnikow. Aber hier wird er tragisch und überwunden, hier kehrt er um.

Baudelaire liebte das Zweideutige und Unfruchtbare und haßte darum jede Begriffsverwirrung, jede Vermengung des Moralischen und Ästhetischen, des Guten und Schönen, der Natur und der Kunst. Sätze wie: Natur ist Kunst, das Gute ist das Schöne oder Rousseaus Forderung einer belle âme waren für Baudelaire nur der Ausdruck einer Verzweiflung und Mangel an Formensinn. Und ich glaube, gerade die Leute, die, um schnell fertig zu werden und etwas zu verdienen, das Gute und das Schöne verwechseln, gerade sie werfen konsequent Baudelaire die Neigung zum Künstlichen vor. Baudelaire konnte beim besten Willen und der Logik zu liebe nichts gegen Puder, Schminke, Kohle und tout le maquillage einwenden. Man lese seinen Eloge du maquillage. La femme est bien dans son droit, et même elle accomplit une espèce de devoir en s'appliquant à paraître magique et surnaturelle; il faut qu'elle étonne, qu'elle charme; idole, elle doit se dorer pour être adorée. Elle doit donc emprunter à tous les arts les moyens de s'élever au-dessus de la nature pour mieux subjuguer les coeurs et frapper les esprits. Il importe fort peu que la ruse et l'artifice soient connus de tous, si le succès en est certain et l'effet toujours irrésistible. ..... ainsi, si je suis bien compris, la peinture du visage ne doit pas être employée dans le but vulgaire, inavouable, d'imiter la belle nature et de rivaliser avec la jeunesse. On a d'ailleurs observé que l'artifice n'embellissait pas la laideur et ne pouvait servir que la beauté. Nur die Schönheit, ich setze hinzu, das Unfruchtbare darf sich schmücken. Der Schmuck könnte das Fruchtbare aufhalten oder würde von ihm nur abgestoßen werden. Wenn das Häßliche sich schmückt, so ist das zwar nicht unmoralisch, aber lächerlich. Und im Grunde gab es für Baudelaire nur eine unverzeihliche Sünde: Die Lächerlichkeit. The only sin is limitation, schreibt irgendwo Emerson. Man bringe das zusammen.

Und Baudelaire haßte die Vermengung von Natur und Kunst. Passez en revue, analysez tout ce qui est naturel, toutes les actions et les désirs du pur homme naturel, vous ne trouverez rien que d'affreux. Tout ce qui est beau et noble, est le résultat de la raison et du calcul. Le crime, dont l'animal humain a puisé le goût dans le ventre de sa mère, est originellement naturel. La vertu, au contraire, est artificielle, surnaturelle. Das war nicht die Anschauung Rousseaus und des achtzehnten Jahrhunderts und der Menschen wie Oktave. Baudelaires Philosophie steht in Schopenhauer, im heiligen Augustinus, in den Kirchenvätern und im Pascal. Man könnte Baudelaire einen poeta christianissimus nennen. Und vom ganzen Christentum war ihm nichts so — wie soll ich sagen — so sympathisch und teuer wie das Dogma von der Erbsünde. Ja, das begeisterte ihn. Baudelaire hätte ohne die Erbsünde nicht leben wollen. Wer an die Erbsünde nicht glaubt, der war für Baudelaire nicht nur ein schlechter Christ, — das hätte er ihm schließlich noch verziehen — nein, wer an die Erbsünde nicht glaubt, war vor allem mittelmäßig und ein Realist und Bourgeois, ein Dilettant, ein Parvenu, ein... Baudelaire liebte die Erbsünde so, daß sie ihn beinahe eitel gemacht hat. Baudelaire kam immer wieder auf die Erbsünde zurück. Ja, er be-

ruhigte sich bei ihr. Sein Kopf und sein Herz beruhigten sich bei der Erbsünde. Die Erbsünde war im Helden und im Dandy. Baudelaire hätte ohne die Erbsünde nicht leben wollen.

Ich muß gestehen, daß mir kein Schlagwort so unerträglich geworden ist, wie das Wort Décadence. Im allgemeinen verbirgt sich hinter ihm nichts anderes als eine platte moralische Ausbeutung geschichtlicher und moralischer Vorgänge. Und im besonderen, in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts, war es nur für die Dummheit und Eitelkeit, für den Eigensinn und die Schwärmerei ein anderer Vorwand Partei zu bilden geworden. Man scheint heute die Décadence „überwunden" zu haben. Ja, die Söhne der alten décadents erzählen laut und schreiben es auf, sie hätten sich alle zu einer Partei der Gesunden vereinigt. Ein anderes Schlagwort! Ich glaube nicht, daß die Menschen je das Wechselfieber der Schlagwörter werden entbehren können.

Aber Baudelaire hat mit diesem Worte ganz bestimmte Vorstellungen verbunden. Er hat darüber gründlich nachgedacht und auch dieses Wort eigentlich erst geschaffen. Um seinetwillen ist es auch lebendig. Il est agréable que quelques explosions de la vieille verité sautent ainsi au visage de tous ces complimenteurs de l'humanité, de tous ces dorloteurs et endormeurs qui répètent sur toutes les variations possibles de ton: »Je suis né bon et vous aussi, et nous tous nous sommes nés bon« oubliant, non feignant d'oublier ces égalitaires à contre-sens, que nous sommes tous nés marquis pour le mal. Diese Sätze schreibt Baudelaire über eine merkwürdige, wenig gekannte Erzählung E. A. Poes Le démon de la perversité. Hier spricht E. A. Poe von der „Erbsünde" sehr eindringlich mit den Worten eines Psychopathologen. Dem Menschen, so meint er, ist es angeboren, das zu tun, was er nicht soll. Ein ursprüngliches, nicht mehr abzuleitendes Gefühl treibt ihn zur Tat, die ihn vernichtet. Der Mensch tut das Böse um des Bösen willen. Er lebt den Tod. Ich erinnere mich, daß vor Jahren mir einmal André Gide, der viel über die Gesundheit der Kranken und die Krankheit der Gesunden nachdenkt, den décadent sehr klar definierte als den Menschen qui aime ce qui le dévore. Das Böse um des Bösen willen! Baudelaires Kunsttheorie entspricht vollkommen seiner Ethik. L'art pour l'art — das heißt auch: der Mensch bleibt in seinem Wesen und ist von Geburt an gezeichnet und ist tragisch. De leur fatalité jamais il ne s'écartent: Die Tragödie der Erbsünde mit einem einzigen Akteur, der dann natürlich auch sein eigener Chor ist. Die Dichter vor Baudelaire haben die Illusionen beklagt, der Mensch Baudelaires, seine „weise Liebe" le savant amour, klagt, daß er keine Illusionen mehr habe.

Doch ich vergesse das Beispiel E. A. Poes: Ein Mensch steht vor einem Abgrund und fühlt ganz plötzlich: Was geschähe, wenn ich mich in den Abgrund stürzte? Welche Gefühle werde ich haben? Was wird dann sein? . . Neugier, Schrecken, Wollust, Wollust, Schrecken, Schwindel. . . . Wenn diesen Menschen jetzt nicht von

rückwärts, von außen etwas Stärkeres zurückhält, so wirft er sich hinein. Das Beispiel ist symbolisch. Wir stehen oft, in Augenblicken grenzenloser Verlassenheit, vor diesem Abgrund! Ganz plötzlich tut er sich vor unseren Füßen auf. Ganz plötzlich sind wir irgendwo am Ende — décadent — und der Blick fällt senkrecht hinab ins Nichts. Wir sind am Ende, ohne Motiv mehr, ohne Grund, ohne Boden — das, worauf wir stehen, ist ein Brett, eine Bühne, leicht unter den Füßen weggeschoben — und wir kehren uns gegen uns selbst und morden uns und morden, was wir liebten. Der Abgrund: Heillos lieben und heillos hassen wir uns selbst vor dem Abgrund. Vor ihm vermischt sich die Lust und die Pein, Ich und Du, Kalt und Warm, der Mut und die Angst:

Et d'autres, dont la gorge aime les scapulaires
Qui recélant un fouet sous leurs longs vêtements,
Mêlent, dans le bois sombres et les nuits solitaires,
L'écume du plaisir aux larmes des tourments.

Ich sage, man muß noch einen Grund, ein Motiv haben, noch zeugen und gebären können, um mehr zu lieben als zu hassen, um mehr Mut als Angst zu haben. Das ist es. Man muß noch etwas wollen, damit die Lust größer sei als die Pein — oder die Pein größer als die Lust. Und der Abgrund ist unfruchtbar. Der Mensch kann alles in ihn werfen, und der Abgrund gibt nichts zurück. Und es gibt Menschen, die ihre Liebe und ihren Haß in den Abgrund säen. Der Abgrund ist in uns selbst, und kein Samen geht in ihm auf, kein Werk blüht in ihm. Die leidenschaftlichsten Denker nannten immer gerne das Böse so. Und in ihrer Sorge, den Samen der künftigen Dinge zu retten, und damit das Leben überhaupt gelebt werden könne, nennen ohne weiter zu streiten diese Menschen von wahrer Einbildungskraft das Fruchtbare, jeden Grund mehr dann gut und das Unfruchtbare, den Abgrund böse. Die Einbildungskraft gibt den Menschen immer eine Freiheit, die sie nur selten und unter Bedingungen, gegen Schwüre gleichsam verraten dürfen. Der Mensch kann diese Moral — sie war auch die Moral Baudelaires — schließlich doch nur tätig oder in Gedichten mitteilen. Baudelaires Mensch ist unfruchtbar. Er schlägt sich selbst, er trifft niemand anderen mehr:

Je suis la plaie et le couteau
Je suis le soufflet et la joue,
Je suis les membres et la roue
Et le victime et le bourreau.

Oder:

Mon âme est un tombeau que, mauvais cénobite,
Depuis l'éternité je parcours et j'habite;
Rien n'embellit les murs de ce cloître odieux.

O moine fainéant! quand saurai-je donc faire
Du spectacle vivant de ma triste misère
Le travail de mes mains et l'amour de mes yeux.

Und die Schönheit ist unfruchtbar. Sie gibt nichts mehr weiter und behält alles bei sich. In der Schönheit ist alles vermengt. Wenn du der Schönheit den Haß und den Schrecken nimmst, so nimmst du ihr auch die Liebe und den Mut. Neben der Schönheit ist das andere Partei. Sie ist unbewegt und unberührt. Sie isoliert sich und ist selbstgenügsam. Das Kind genügt sich nicht selbst und will mehr; die Dirne genügt sich nicht selbst und will mehr. In der Mischung von Kind und Dirne aber findet Baudelaire die Schönheit, das Unbewegte, das Selbstgenügsame. Alles eilt nach dem Tode und will — ungenügsam bis zuletzt — vernichtet werden. Nur die Schönheit eilt nicht und bleibt zurück und läßt das andere vorbeigehen, und die schönen Dinge — ja die schönen Dinge verkehren sich — wenn ich das Wort so gebrauchen darf —, sie verkehren sich vor dem Tode und bleiben vor ihm in sich gekehrt und bleiben in sich gerettet, und die Sünde verkehrt sich in Trotz — allein müßte sie ja in den Tod — und die Reue verkehrt sich in Feigheit, und die Verzweiflung rettet sich in ein Prahlen, und die Wollust wird Pflicht und Sorge, und der Segen ein Fluch, und was für wahr galt, eine Lüge.

Und diese Schönheit und nur sie hat Baudelaire in den Fleurs du mal besungen. Die Schönheit, eine Geburt aus Leben und Tod, aus Himmel und Hölle, aus Blut und Ironie. Und ihr hat er sich in seinem verkehrten Leben geopfert, ja geopfert. Die zweite Strophe seiner Hymne à la Beauté lautet:

Tu contiens dans ton oeil le couchant et l'aurore;
Tu répands des parfums comme un soir orageux;
Tes baisers sont un philtre et ta bouche une amphore
Qui font le héros lâche et l'enfant courageux.

Rundschau

Rhythmus und Musik

Die Theorie der Musik hatte sich bisher ziemlich stark mit der Harmonie, etwas weniger mit der Melodie, fast gar nicht mit dem Rhythmus beschäftigt, obwohl sich der musikalische Eindruck gleichmäßig aus diesen drei Faktoren zusammensetzt. Die musikalische Rhythmuslehre war vollständig auf den Holzweg der Antike geraten und hatte dabei nur zerstört, statt aufzubauen. Mit den griechischen Versfüßen wird man niemals das rhythmische Leben einer komplizierten modernen Tondichtung erklären. Nur einige Philologen hielten sich dessen fähig. Man denke: Westphal versuchte mit Aristoxenos Bach rhythmisch zu verstehen. Selbst einsichtigere Kunstkenner, wie noch Saran, glaubten von der sprachlichen Metrik zur musikalischen kommen zu können. Hugo Riemann war es vorbehalten, mit dieser unfruchtbaren Schule aufzuräumen. Sein „System der musikalischen Rhythmik und Metrik" (Breitkopf & Härtel) ist keine musikalische Verslehre, sondern eine Motivlehre. Und hier fängt diese Wissenschaft erst an.

Denn die kleinste rhythmische Einheit, wie sie die Sprache zu brauchen scheint, ist für die Musik sofort eine Abstraktion, ein Atom, das nur experimentellen, aber keinen Ausdruckswert besitzt. Der Ausdruck beginnt sozusagen beim musikalischen Molekül, beim Motiv, bei der Phrase. Rhythmische Kunst entsteht erst, wenn uns eine zeitliche Folge ein bestimmtes darstellendes Bild gibt, wenn wir mit Bewußtsein und Gefühl zeitlich ordnen. Nicht ein Achtel ist das rhythmische Interesse der Musik, sondern das Verhältnis zweier oder dreier Achtel, Takte, Sätze. Rhythmus beginnt erst mit dieser Beziehung, die immer ein Auf und Ab, eine Aufstellung und Beantwortung, ein Schwer und Leicht sein wird. Es muß die Zeit kommen, da man diese an der Musik gewonnene Einsicht auch auf die Poesie zurückübertrügt, vom Versfuß an gerechnet bis zum großen Rhythmus ungebundener Sprache, des Essays, der Kapitel, der Akte. Die Atomlehre bleibe den Wundtianern, die die Maschine im Menschen lieben. Die Motivlehre wird das Eigentum der Kunstkenner sein. Darin sehe ich die einschneidende Bedeutung der Riemannschen Untersuchungen, die weit über eine Facharbeit hinausgeht.

Aber es ist mit Riemann nicht so einfach. Er ist der fruchtbarste unter den lebenden Theoretikern der Musik, doch nicht der freieste. Wer fast jedes Jahr ein Gebäude einer systematischen Stadt aufführt, kann kein durchtriebner Seelenkenner sein. Er arbeitet sozial. Er findet philosophische Erlösungsgedanken, die er hurtig durchführt. Dabei wird er und muß er vergessen, daß aller Dinge Wesen der Widerspruch und die Wechselseitigkeit ist. Riemann ist Hegelianer der Melodie. Er sieht gegenüber der architektonischen Musik des 18. Jahrhunderts nur die „Phrase", das melische Motiv, und doch methodisiert er sie, wie ein moderner Rameau. Aber es gibt nichts Subjektiveres als diese Phrase, diese Analyse auf Gefühlswellen. Der Taktstrich ist rudimentär, aber objektiv klar. Die Phrase mit ihren agogischen und dynamischen An- und Abläufen ist psychologisch, aber wandelbar. Sie ist nur ein Teil des musikalischen Empfindens, denn Musik ist wie nichts anderes in der Welt die Kongruenz von Ausdruck und Arabeske, von Stimmung und Baulichkeit. Genug — er kam von der Phrasenlehre auf die motivische Rhythmuslehre und befreite so die Musik vom Schema des Aristoxenos, unter dem ihre Theorie bis heute geseufzt hatte!

Die altgriechische Lehre vom Zeitatom und seiner Reihenbildung sinkt vor der Polyrhythmie unserer Musik beschämt darnieder. Nicht ein mathematisch skandierter Takt schlägt in ihr, sondern der leidenschaftliche Puls tausendfach gewandelter, unterbrochener, verschränkter und geschichteter zeitlicher Formen, die eine grandiose Mannigfaltigkeit des Ausdrucks darstellen. Was wir aus der Natur und dem Leben nur dumpf und willenlos an rhythmischen Gebilden heraushören, das ist hier von einem der kompliziertesten künstlerischen Organe scharf und bewußt gestaltet. Alle Wünsche, die

wir je vor dem geheimen Rhythmus der Welt empfanden, finden ihre hörbare und beinahe sichtbare und greifbare Linie in der rhythmischen Kraft der Beethovenschen Symphonie und in der freihändigen Metrik Richard Straußscher Gedichte. Der griechische Chor ist gegen unsere Musik eine Leseübung geworden. Der gerade und unschuldige Rhythmus hat sich aus einem Naturgesetz zu einem bewußten Mittel dargestellter rhythmischer Naivität und Unschuld gewandelt. An elementarer Kraft gibt uns der Rhythmus eine schon größere Illusion als Harmonie und Melodie, deren Boden er darstellt. So trocken die metrische Wissenschaft erscheint, so tief ist das metrische Organ. Nietzsches Interesse zeigte, wie sich der Geist zartester tänzerischer Empfindung über diese Theorie hinaufheben kann. Beethovens Naturell beweist, wie aus einem hervorragend starken und persönlichen rhythmischen Gefühl Harmonie und Melodie ihre Größe und Eigenart empfangen.

Die Geschichte der Harmonie und die der Melodie, ja die Geschichte der Tektonik kann man sich leichter geschrieben denken, als die der Rhythmik. Aber wenn sich jemand einmal an diesen tiefverwurzelten und weitverzweigten Stoff heranmachen sollte, wird er dieses System der Motivanschauung nicht umgehn können. Das System gibt in einer annähernden Vollständigkeit wenigstens der rationalen Teile alle Möglichkeiten und Wirklichkeiten. Ich kann sie nicht aufzählen, ich müßte sie wiederholen. Mit Notenbeispielen ausgestattet, verwickeln sich langsam und sicher die einfachen Dupel- und Tripelmotive mit allen Unterteilungen und Zusammenziehungen, Synkopen und Mischungen, Taktwidersprüchen und den interessanten Minuswerten, die wir Pausen nennen und die in aller rhythmischen Kultur ihre raffinierteste Bedeutung haben: gleichsam zeitliche Bauglieder, Giebellücken, Linienschnitte, die, weil sie positiv fehlen, negativ die Phantasie verstärken. Seltene schematische Reize liegen in den Variierungen der Auftakte und Endungen. Fünfteiliges, Siebenteiliges — abnorm für unser Gefühl — zerlegt sich wieder in Zweier und Dreier. In diesen Kämpfen und diesen Versöhnungen der Zwei- und Dreitakte scheint eine Welt von elementaren Kunstempfindungen eingeschlossen. Die Motive verschränken sich, sie schichten sich verschieden über einander, sie ergänzen sich oder sie stören sich in diesen Schichten: und wieder blüht die ganze Organisation der Komplementär- und Konfliktsrhythmen auf. Und dann geht es weiter vom Motivbau zum Satzbau. Das vielfältige Spiel kleiner Motivteile wiederholt sich in der Disposition der Sätze. Die naive Achttaktperiode des Volksliedes wird bewußt benutzt und bewußt gestört. Die Störungen steigen mit dem Triebe persönlichster und momentanster Ausdrucksverstärkung. Die Sätze scheinen mit dem zweiten, dem vierten Takte oder ganz ex abrupto anzufangen. Vorhänge leiten sie ein, Anhänge lassen sie ausklingen, Einfädelungen Beethovenscher Sprache spielen mit den Themeneinsätzen, Zerkleinerung, Dehnung, Abbau ornamentiert die einfache Phrase und macht sie zum zeitlichen Dokument einer seelischen Vorstellungsentwicklung. Die Anfänge und Enden verschränken sich, die Teile springen in einander über, Ausführungen deuten sich auf ihre Vorbereitungen zurück, Schlüsse überstürzen sich, oder sie ziehen sich hinaus, wie in all den wundervollen, ewig neu sich gestaltenden Dehnungen der vorletzten Periodentakte, die vom uralten Chanson bis in das Davidsmotiv und das Preislied der Meistersinger zu verfolgen sind: eine Ästhetik der „Penultima", eine Sonderkunst der Quartsextstimmung, das große rhythmische Reich der süßen Erwartung des Schlusses und der sich selbst genießenden Hinauszögerung der letzten Befriedigung.

Wer das mit sehenden Augen liest, dem ist es keine Schulmetrik mehr, es ist ein Abbild des Lebens, eine Menschenkultur in den Zeichen des Rhythmus. Das rhythmische Meisterwerk ist ihre Bezwingung, ihre Organisation durch die Intelligenz der Kunst. Unter ihrer Harmonie und Melodie, ihrer Farbe und Sprache, ist die Beethovensche C-Moll-Symphonie rein rhythmisch die Schöpfung einer Welt, deren zeitliche Bewegung in jener vollkommenen Entwicklung verläuft, die wir vom Leben ersehnen, um sie vom Künstler zu erfahren, und die dieser uns schenkt, damit wir sie draußen erproben: die pochenden Schläge mit ihrem zitternden Echo, das diminutive Spiel über

dem beschwichtigenden Liedmotiv, die hastige Unruhe und die triumphierende Gleichmäßigkeit des Siegs.

Freilich diesen Landschaftsblick in die rhythmische Bedeutung der Musik darf man von Riemann nicht verlangen. Seine Materialsammlung geht noch gar nicht so weit, sie beschränkt sich auf die Permutation der Einzelmotive und die Deformationen der Achttaktperiode.

Ist das alles? Auch hier reicht die Kultur der Kunst von der Abstraktion zeitlicher Mathematik bis zum Naturalismus romantischer Hingabe. Die Regularität wächst sich in die letzte Ausdrucksfreiheit aus, bis es Pedanterie wird, mit dem Lineal und Maß die seelischen Ströme messen zu wollen. Auf der einen Seite blüht die ganze Ästhetik der Crescendi und Diminuendi, der Accelerandi und Ritardandi, die zur Rhythmik der rationalen Motive die irrationale Dynamik und Agogik hinzufügen. Das weiß Riemann. Auf der anderen Seite aber können sich und werden sich die Viertaktperioden ergänzen — durch Dreitaktperioden, durch dieselben Mischungen, die in den Einzelmotiven festgestellt wurden, auch hier bis zur irrationalen Ungesetzmäßigkeit im psychologischen Sinne. Mittelalter und Neuzeit schrieben Millionen Motive und Perioden, die sich mit dem Tanzlied nicht messen lassen. Und die Periode wächst sich zum Stück aus, das Stück zur Symphonie, alles unter den gleichen rhythmischen Bedingungen und Kämpfen der Zweier- und Dreiergruppen bis zum erklärten Naturalismus — die Formen der Musik, Arie, Sonate, Rondo, bis hinauf zu unserer evolutionistischen Freiheit verlangen dieselbe Analyse, erfahren dieselben rhythmischen Gesetze, Konflikte, Rubati und Ritardandi. Riemann rückt die Linse der Beobachtung nur bis zu dem Punkte, da das aufrechte Bild anfängt verwischt zu werden. Aber überall muß man den Mut haben, über diese Grenze weiterzugehen, plötzlich schlägt das Bild über, die Richtungen sind umgekehrt, aber die Schärfe ist die gleiche. Auch die Irrationalität des Rhythmus hat ihre Gesetze. Sie beruhen nicht in der mehr oder minder durchsichtigen Richtigkeit der Zahlregel, sondern in der Wahrheit empirischer Empfindung. O. B.

Aus dem Porzellan-Säkulum

Echo du temps passé umweht uns in der Porzellanausstellung des Kunstgewerbemuseums ... Rokoko, verstaubt und lieblich ... Was die Feinschmeckerei und den delikaten Parfümsinn der Stil-Amateure reizt, was voll koketter Sehnsucht sich auf Somoffs und Vogelers Bildern spiegelt, durch d'Alberts Abreise und Bahrs Crampus klingt, das steigt hier im Urbild auf, bald schelmisch-grazienhaft, von Amorettengekicher keck umspielt, bald pomphaft-feierlich in preziös-höfischer Repräsentation, bald lieblich-innig als bürgerliche Anakreontik.

Eine Kultur-Symphonie spielt sich ab, des Lebens Überfluß ballt sie wieder. Alle Vorstellungen, Neigungen, Geschmacksnuancen einer ganzen Epoche haben vielfältigste Ausstrahlungen in dieser Porzellankunst gefunden, und nie hat ein Material sich so bereit und fähig erwiesen, dem Jahrhundert den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. Das Leben, die Bilder, die Dichtung empfängt ein echtes Spiegelbild in den Figurinen aus Porzellan. Einen zierlichen Mikrokosmus stellen sie dar.

Theater spielen sie, Mummenschanz und Schönbartschwänke, Allegorien und emblematische Reigen führen sie auf. Die Belustigungen der Höfe, im bunten Bild beziehungsvollen Sinn zu suchen, schmeichelnde Gleichnispointe zu finden, kehren in der Porzellanwelt wieder. Und die Devise ist: mit Bedeutung gefällig sein. Die Bühne solcher Porzellanmaskenzüge ist meistens die Prunktafel, auf der sich mit Dekorationen, Versatzstücken und der Staffage die Szene aufbaut. Vordem war Regisseur der Konditor und der Stoff Zuckerguß und Tragant. Nun ist es das Porzellan.

Mannigfach wie in der großen Welt sind die Stoffe. Idyllen und Pastoralen, Lob des Landlebens, Winzerfeste, Trianonschäfereien, Park- und Gartenkünste werden aufgeführt. Aber bevorzugter noch sind für diese feierlichen Schaubilder die allegorischen Huldigungen. Die altitalienischen Trionfi, die ihren letzten Nachhall in Goethes Maskenzügen, in den

Tiefurter und Weimarer Apotheosen fanden, halten in Miniaturen hier ihren Kehraus. Wie Goethe vor der russischen Fürstin, die nun die Erbprinzessin von Weimar war, einen Maskenzug russischer Nationen aufmarschieren ließ, so huldigt Friedrich der Große der Kaiserin Katharina mit einem Porzellan-Ausstattungsstück, das figurenreich die Herrscherin in erhabenem Rundtempel zeigt, umschart von den Sendboten unterjochter Völker. Der galante Olymp steigt gern hernieder und seine Götter bewegen sich wie in der hohen Schule zu Versailles. Daneben blühen die leichten Tänze und die luftigeren Spiele à la mode.

Der Carneval de Venise, die Gozzi-Lustspiele, die italienische Comedia dell' arte finden hier ihre Doppelgänger. Pantalon und Colombine intrigieren, Kartenfiguren tauchen auf, Larven erscheinen (die Augen werden dabei durch Brillanten markiert). Die Bühnenmotive der Zeit, die Liebesanträge, das belauschte Stelldichein, Postillon d'amour-Gewandtheit, das Billet doux verstohlen zuzustecken, werden variiert. Sehr beliebt ist der Mummenschanz der fremden Volkstracht. Romantische Ferne reizt. Und wie in der Dichtung der Zeit gern von entlegenen Zonen gesprochen wird, von den Völkern „weit hinten in der Türkei", vom Prinzen Heraklius und von der Mondstadt Konstantinopel, so wählen auch die Porzellanpuppen gern phantastische Tracht. Als zopfige Chinesen kommen sie, als spanische Tänzerinnen, als italienische Dudelsackpfeifer, als ritterliche Polen, als Muselmänner aus Tausend und einer Nacht mit dem krummen Säbel und dem Turban.

Doch so einseitig bleibt dies kleine Welttheater nicht. Es läßt auch die Masken des Alltags aufziehen. Wie Chodowiecki mit seiner scharfen Brille die Stände musterte, so holt es sich auch für seine Szene die Gewerke und Zünfte. Musikanten marschieren voran und es folgen die Schmiede, die Seiler, die Kesselflicker, die Bäcker und der Schneider auf dem Ziegenbock — eine liliputanische Meistersinger-Festwiese.

Von der Wiese nicht weit, in Büschen und Hecken, auf verstohlenen Wegen blüht Arkadien. Der Schäfer putzt sich zum Tanz. Pan bläst die Flöte und das Hirtenzeitalter bricht von neuem an. Zu Leipziger Liedern wiegen sich Meißner Grazien. Blumen und Bänder gaukeln um Phyllis, und Damon überrascht die Schlummernde, als der kosende Zephyr ihr gerad' den Busen lüftet und das Röckchen hebt, daß man sie sieht „die weißen Strümpfe feingestrickt mit Blumenzwickeln ausgeschmückt". Belinde tänzelt im Porzellankleid, bestreut mit kleinen Blumen, kleinen Blättern und auf dem Mörtenbäumchen sitzt ein kleiner Amor und zielt und trifft geschwinde die allerliebste Schäferin.

Alle Situationen der Lyrik, des Goetheschen Leipziger Liederbuches der Hagedorn-, Voß- und Gleim-Anakreontik gewinnen im Porzellan zierliche Auferstehung, und die Vignetten der galanten Kleinmeister, der Gravelot und Moreau, der Geßner, Meil und Stork, die alle die Philosophie der Grazien lehren, kehren lebendig plastisch wieder in den Souvenirs und Necessaires, den Bonbonnieren, den Flacons, den Büchschen und Tabatieren. Der Buchschmuck wird zum Lebensschmuck.

Den ganzen Umkreis äußeren Lebens schöpft die Porzellankunst aus. Die höfische Welt spiegelt sie wie die Bürgerstube. Sie ist wirklich abgekürzte Chronik des Zeitalters. Das galante Sachsen erkennt man besser als aus Memoiren und Geschichten mit einem Blick auf die Kändlerschen Kriveline-Figuren. Kändler ist der Mode-Skulpteur des Augusteischen Hofes. Er verewigt den Typus der „grande dame". Und seine Modellierungen sind voll Geist und Geschmack. Großzügig formt er die Reifrockwölbungen und nutzt ihre Höhen und Tiefen ornamental aus. Koloristisch nuanciert er, und er erreicht mit aufleuchtenden Dekoren auf tiefem Grunde die Lusterwirkungen des Email cloisonné.

Kändler belauscht seine Damen im preziös-zeremoniellen Tageslauf. Sie stehen in majestätischer Positur, sie thronen pompös im schweifigen Fauteuil, den à la mode-Mops auf dem weitläuftigen Schoß; der Petit-Maître erstirbt vor ihnen im Handkuß und lispelt mit aimablem Gesicht seine Devotion, der Kammermohr erscheint von links mit der Schokolade.

Und dann trifft man die beiden in der Assemblée wieder am Spieltisch, auf dem die Kerzen brennen und die Dukaten rollen. Doch auch — seltsam genug — indiskrete Heimlichkeiten verrät die höfische Chronik. Sie kompromittiert den starken August in den schwachen Stunden seiner Gicht, von seinen Töchtern am nackten Bein gerieben, und von Flaschen umringt, in denen kein Malvasier ist.

Sprühender als der Hofstil Vieux Sare ist die Mondaine von Nymphenburg. Dort Versailler Schloßstarre, hier Klein-Trianon und Watteau. Diese Figuren sind voll vibrierender Bewegung, mit karessantem Griff gefaßt, sie wehen daher im Schwung ihrer Schleppe, sie stehen da in frappanten Silhonetten, ein Lächeln liegt über ihnen, Esprit und Charme umsprüht sie. Und dies Nymphenburger Frou-Frou kehrt seelenwandernd heute wieder in den modernen Frauen-Impressionen der Desjean, de Feures und des Fürsten Troubetzkoi.

Von den Fêtes galantes und den Robes de la cour kann man dann in die bescheiden trauliche Enge der bürgerlichen Interieurs einkehren. Die Genügsamkeit und die Familien-Innigkeit der Vossescheu Landpastoreien und der Chodowieckischen Bourgeoisien mit ihrer Mischung treuherzlichen Philistertums und Sentiments für den Hausgebrauch hat auch in der porzellanenen Welt ihre Provinz. In den kleineren deutschen Manufakturen, in Höchst und in Ludwigsburg, haben Johann Peter Melchior und Christian Wilhelm Beyer dies Genre beschaulich gepflegt.

Goetheverse sprechen ihre Stimmung aus:

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
Von Tür zu Türe sieht es lieblich aus;
Der Künstler froh die stillen Blicke begt,
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her; da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Häusliche Behaglichkeiten bilden diese Künstler: Familien beim Vesperbrot, das Hündchen zur Seite; das junge Paar beim Morgenkaffee (die Schlußszene der „Abreise" mit ihrer echten Porzellan-Situation wird dabei gegenwärtig), vor allem aber die Kinderstube mit fröhlichem Durcheinander zerdrückter Kissen, aufgewühlter Betten, dem Krabbeln und Krauchen der Hosen- und Hemdenmätze um die strahlende Mutter, die stolz das jüngste fängt, während der redliche Vater in der „Kalmankenen Jacke" glücklich zusieht.

Und weitere Blicke tun sich noch auf. Allerlei Getier erscheint, Raritätenkammern öffnen sich mit Wunderhöhlen voll kurioser Geschöpfe.

Monströse und phantastische Tierformen und -Farben (Kopenhagen bevorzugt heut dagegen la noble simplicité) zeigt die Porzellanplastik des Rokoko. Wie beim Menschenmummenschanz sucht man auch in Tierballett das exotische Kostüm: die „Kalekuttischen" und „indianischen" Hähne mit ihrem Schillergefieder, den Wundervogel der Zeit, den buntgeschreckten Kakadu, der als Pert-Pert sogar der Held eines Gressetschen Epos wurde, den Affen, der auf des Chinesen Schoß ehrbar sich füttern läßt.

Mit dieser Neugierneigung zu den Seltenheiten entlegener Länder eint sich ein naiver Hang zu dem Abarten überhaupt. Schaubuden-Sensation („um das Rinoceros zu sehn, beschloß ich auszugehn") herrscht, es ist das Zeitalter der Hofnarren und Zwerge. Und sie fehlen im Porzellanbild nicht. Zahlreich sind sie vertreten. Sie haben sogar einen Spezialsammler in Herrn Wilhelm Gumprecht gefunden, der mit ihnen und verwandtem Gelichter eine ganze Vitrine ergötzlich füllte.

Hier wimmelt es, wie auf einer Elendenkirchweih, von gebirgig verpuckelten Kurzbolden und hinkenden kleinen Unsälern; Kielkröpfe grinsen, Zwerge reiten auf Fledermäusen, possierliche Märchen-Sultane spreizen sich, so dick als groß, und groteske Räuber schleichen. Fabelgeschöpfe und monströse bestialische Kreuzungen tummeln sich durcheinander — Callotsche Phantasiestücke, Goyasche Capriccios in Porzellan . . .

Incubus, Incubus, tritt hervor und mache den Schluß . . .

F. P.

Chronik des Dramas

I.

Der Winter ist aus. Otto Brahm übernimmt das Theater des Herrn Blumenthal; gibt das Deutsche Theater an P. Lindau. Ein Abschnitt. Ein ... sagt der Feuilletonist nicht „Markstein"? Ein Markstein.

Otto Brahm. Ich habe dieses Charakterbild schon früher gezeichnet; bleibt nicht viel zu sagen. Er steckt voller Rätsel. Dieser Ibsenherold, Anzengruberfreund, Kleistforscher hat als Direktor den Ibsen, den Kleist, den Anzengruber zurückgedrängt. Seltsam. Der Freiebühnengründer (wer weiß?) sah klar, wer Sudermann, und daß Dreyer eine Mittelmäßigkeit ist; doch wenn er etwan den Hebbel links liegen ließ (zur Jugend besaß er kein Verhältnis) und die zwei pflegte: so stand ihm vielleicht fest, daß eigentlich Hebbel pflegenswert sei, und die zwei eher liegen zu lassen. Bloß in Sachen Hauptmann war sein Vorgehen anormal; denn obschon er ihn bedeutend fand, bat er ihn aufgeführt. Allerdings hat Hauptmann mehr für Brahm geleistet, als Brahm für Gerhart Hauptmann.

... Brahm war tüchtiger und ursprünglich von ernsterem Wert als die meisten deutschen Direktoren vor ihm. Er trieb (durch das Spiel; nicht etwa durch die Wahl der Stücke) die Erziehung des Publikums zum Psychologischen. Er gab sein Theater zu keiner schreienden Kunstunanständigkeit her. Er hat eine Anständigkeit der Vorsicht gewahrt. Er, vormals Wegfinder einer neuen Richtung, hat nachmals, meine Lieben, just die Talmiprodukte dieser Richtung unterstützt. Otto Brahm beging nie eine Schnödheit: er hat sich (unter dem Schutz der mittleren Linie) freundlich an den legitimen Verrat gehalten. Darum ist der Jugend zu sagen: Seht hier einen umgekehrten Kämpfer. Und wenn Ihr ein bißchen pereat rufen wollt ...

Aber sie rufen schon. Hören Sie die Stimmen, Lieber? Manche sind fast zu wild. Wollen Ihnen schon gar nichts mehr lassen. Ihr Theater hat jedoch Meisterliches gegeben in einer begrenzten Gattung, — jetzt ist die Gattung überholt, das Unternehmen in die zweite Reihe gedrängt.

Ersetzt hat den Dr. phil. Otto Brahm einer, der etwas wagt, etwas sucht, Keimendes fördert. Nun ja, Hauptmann und Schnitzler sind aus Gewohnheit ihm noch überlassen. Doch während er nun wieder seinen alten Fulda vorkramte (der nicht mehr als Hüter der Kunst, sondern des Ladens gilt), hat Herr Reinhardt den Bernard Shaw herausgebracht; einen jungen Deutschen zum erstenmale gespielt; ganz zaubervoll den Maeterlinck vergegenständlicht (Brahm pflegt den Maeterlinck der Verfallzeit); von der Medea des Euripides einen Begriff gegeben; die Minna von Barnhelm in geistreicher Form auf die Füße gestellt; und ... in dem elenden „Königsrecht" eines Holländers ein kräftiges Symptom von Wahllosigkeit gezeigt. (Er öffnete nur Emanuel Reichern den Raum für ein Episödchen, das recht himmlisch war.) Andre Werte sind rasch ans Licht geholt worden. Neben der Eysoldt tritt mehr und mehr Hedwig Wangel heraus; wandlungsfähig zum Erstaunen (und in jeder Wandlung staunenswert); eine köstliche Natur. Daneben Fräulein Durieux mit ihrer seltnen Zeichengabe. Am schönsten wirkt die große Fruchtbarkeit einer glücklichen Regie, die in raschem Wechsel Bemerkenswertes, oft Hervorragendes schafft — und etwas wagt.

Hier ist nun der Platz der Jugend. (Und der Mannbaren.) Wir selbst aber wollen zu dem jetzt führenden Reinhardt stehn, je nach seinem Verhalten, wie bei Shakespeare einer zum Cäsar: „Weil er dies tat, freu ich mich; weil er dies tat, ehrt' ich ihn; und weil er dies tat, erschlug ich ihn." Die Sachlichkeit soll nicht vor die Hunde gehn. Herr M. Harden beispielsweis (auch ein Kritiker, ihr Himmlischen) lobt Reinhardt ebenfalls. Sein Intellekt reicht immer soweit, den einen zu loben, weil ein anderer ihn ärgert. Das ist nah verschwägert mit der, sagen wir, geistigen Schlichtheit, welche den eigentlichen Kern des Bismarckentdeckers ausmacht. Ich möchte jedoch Irrtümer vermieden sehn. Reinhardt verdient ernstlich und von einem geistigen Standpunkt aus Dank: weil er den Kunstidealismus über das Kaufmannstum gesetzt hat. Nicht etwa bloß von solchen, die zur Reinhardtschen Kunst ungefähr so tiefe Beziehungen haben wie zur Brahmschen, nämlich keine.

Ich freue mich, daß er heute jung ist, kraftvoll und aufrecht.

2.

Bernard Shaw. Ich nehme seine Technik. Er ist ein Glossierer von Augenblicken. (Nicht so sehr ein Gestalter von Vorgängen.) Seine Kraft liegt in der scharf gebannten Minute. Er holt das technische Mittel aus Regiebemerkungen. Regiebemerkungen sind aber ... Epik. Die „Geberden der Rede" (um Otto Ludwigs Ausdruck zu nehmen) liegen bei Shaw nicht mehr in den gesprochenen Worten; sondern in den Worten des Dichters über sie. Epik, — aber doch vielleicht eine Hilfe zur Verfeinerung? zur psychologischen Stufung? Von dem, was er beschreibt, kommt dramatisch zwar nur der zwanzigste Teil heraus. Es käme jedoch weniger heraus, wenn er gar nichts beschriebe. Es ist ein Hilfsmittel. Man fühlt zarte Partikelchen von Seelenkunde, im Flug zum Bewußtsein gebracht, die „nur" dramatisch nicht auszudrücken sind. So jedoch haben sie immerhin eine letzte Hoffnung auf Ausdruck. (Der Fall bleibt mit den Fingerspitzen anzufassen.) Die Art ist ja nicht neu: doch bei Shaw am konsequentesten angewandt. Etliche Dramatiker — Tolstoi, Halbe — geben vorn einen (epischen) Steckbrief der Gestalten; Shaw gibt ihn bei jeder Bewegung; ecco. Alles in allem: sein neues Mittel ist die verfeinerte Pantomime.

Den Schauspieler schränkt er folglich ein; überläßt ihm weniger (indem er mehr vorschreibt). Musikalisch zu reden: die andren Dichter geben dem Schauspieler einen bezifferten Baß; Shaw setzt auch die oberen Stimmen selbst. Und manche seiner Töne sind auf der Klaviatur nicht vorhanden.

Vielleicht aber ... sind sie es eines Tages. (Das ist der Kern des Technikers Shaw.)

3.

Gestalten. Mit dieser Technik schafft er Gestalten, die schillern und biegsam sind (nicht einfarben und gradförmig). Meine Lieben, was ist ein Charakter? Oft sein Gegenteil (möcht' man sprechen). Charaktere sind wir ... auf Minuten. Ein Seelenkenner wie Balzac meint: „Nous mourons tous inconnus." Shaw hat Balzacs Wort von allen am nachdrücklichsten gefühlt. Beiläufig ist es eine teuflische Waffe gegen Kritiker. Jeder Stümpernde kann den Satz in Anspruch nehmen. Die dramatische Willkür darauf herumreiten. Bei Shaw denk' ich manchmal: er reitet ein bißchen. Ich denke: es könnte jetzt auch ganz anders kommen. Nun, — im Leben nicht? Jawohl; doch an gewissen Wendungen, Plötzlichkeiten gewahrt man, daß er sprunghafter, zusammenhangloser, überraschender ist als das Leben. Es ergibt sich: dieser Skeptiker, durchdrungen von der blinden Komödienhaftigkeit des Daseins, ist auch skeptisch gegen das strenge Gestalten in der Kunst. Er treibt Ironie. Er treibt Ironie? Kann er den Ernst? Er ist ein Skeptiker. Ich bin ein noch größerer Skeptiker; ich glaube manchmal: auch wenn er keiner wäre, hätt' er nicht weitergekonnt ... Ihre Freunde, nicht diese Töne! Im Sprunghaften liegt auch sein köstlicher Humor. Ob er (im Augenblick) die Leitung unterbricht, oder ob die Leitung stockt: ihm käme wirklich das Aushalten der Stimmung puppenhaft und starr vor. (Der Fall ist mit den Fingerspitzen anzufassen.) Denn er weiß, daß jeder Ernst im Leben flimmernd umspielt wird vom Gegenteil. Und das läßt sich erkennen aus Shaws Grundneigung: die Kehrseiten aufzudecken.

4.

Die Kehrseiten. Shaw ist (im Grundzug) ein Entlarver des Erhabenen. Er eilt hinter menschlichen Posituren her. Drollige Züge beleidigter Eitelkeit macht er glänzend. Von glänzender Komik, wenn etwan ein bulgarischer Offizier Kaffee trinken soll, sich aber nicht gut genug behandelt fühlt; er lehnt den Kaffee ab und stellt sich an eine Säule. Oder in der Candida-Komödie wird fortwährend jemand entlarvt. Oder die korsische Pose wird mit überkaltem Lächeln entheiligt. Und so weiter. Ich sehe in Shaw den geborenen Feind der Corneilleschen Tragödie (die für ihn als Schwank sublim wäre).

Und hier halt' ich ihn für einen Dichter. Denn vom Komisch-Unzulänglichen dieser Erd- und Menschenzustände gibt er einen wetterleuchtenden Abglanz. Denn am Edlen, Hohen zeigt er die Nebenlichter und die

flimmernde Kehrseite. Kurz: ein Dichter. Derart, daß mir Shaw, wenn er in diesem Flimmerspiel, diesem augenblicksweis allgemeinen Schwanken der Begriffe die Frau Candida Morell einmal als festen Pol hinstellt (beiläufig: durch eine Regiebemerkung!) — sodaß er mir da fast schwächlich erscheint. Warum sie? Madonnenkult? Das Gedächtnis seiner etwa fünfzigjährigen Sinnlichkeit beeinflußt hier eine moralische Wertung. Und er haucht mit Wolfgang Goethe: es zieht uns hinan. Statt brutal zu sagen: es zieht ihn hinan.

Heldentum! Ich bin von je für die karthagischen Kaufleute gegen Hamibal eingetreten, ich verfocht den Satz „lever Sklaav als doodt!“ und die Ansicht, daß des Helden Cäsar einzig bleibende Tat heute die Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek ist. Auch scheint mir der „Wille zur Macht“ etwas der Dummheit sehr Verwandtes zu sein. (Nicht der Wille zur Größe.) Darum bin ich froh, in Bernard Shaw einen humorhaften Streiter für eine natürliche Sache zu treffen, einen Bürger Derer, welche kommen werden. Andre mögen nach ihm den Heldenbegriff beklopfen. Wir ahnen, daß alle Geschichtsbetrachtung wahrer ist, wenn sie die Menschlichkeiten an den großen Nummern sucht. Wir wissen, daß die ganz Großen ausziehn eine Eselin zu suchen, wenn sie ein Königreich finden. (Eines Tages, nachher, entdecken sie, daß sie ein Königreich gründen wollten.) Ich glaube, die Planenden erreichen gemeiniglich die mittelhohen Stellungen, fast nie die ganz hohen. Ja, im Falle des Gegenteils darf man sagen: er hat sie vielleicht geplant, aber nicht deshalb hat er sie erreicht. Wir glauben an den Unsinn in der Weltgeschichte. (Wer an großen Stätten der alt- und neuen Welt gesessen und gedacht hat, kann nicht anders.) Ein Tohu wa bohu! Die Leute sagen: weil er das größte Genie war, hat er diesen Platz bekommen. Statt zu sagen: weil er diesen Platz hat, gilt er als das größte Genie. Ein Zufall weist ewige Geltungen an. Unwesentliches stiftet einen Jahrtausendruhm, ohne Recht; wie es einen Jahrtausendabscheu stiften kann ohne Recht. Selbst in der Geschichte der Kunst gibt es Irrtümer von zweitausend Jahren. Im übrigen Justizmorde von Aonen. Diesen Zustand nun sieht Bernard Shaw mit einem Lächeln an; mit einem Ewigkeitslächeln. Und er tritt für die Namenlosen ein. Darin liegt seine Hauptbedeutung.

Wie er den feierlichen Helden Napoleon herabsetzt: so erhöht er die Unfeierlichen zu Helden. Bald einen Galgenvogel. Bald einen realistischen Schweizer; eine halb drollige Gestalt, der aufrecht ist und tüchtig und tapfer. Alle posieren: Bonaparte, der Prediger, der Kaufmann, der Dichter, der Eroberer Sergius, die Schreiberin Proserpina; nicht dieser Hoteliersson, der prunklos das Naheliegende ergreift und Tatsachenprosa recht ulkig der Feierlichkeit entgegenschiebt, dabei seine verborgene Romantik haben will. Hier leuchtet ein Schein der kaufmännischen Weltanschauung von allerhand Zukunftsrepubliken; eine maschinellere, vernünftigere, — jenseits der Phrase. Hier kommt mir Shaw am stärksten als ein Wert vor, mit dem zu rechnen ist.

Bernhard Shaws Summe: Ein skeptischer Mensch; oft mit stockender Leitung; (aber diese Halbheit kann der Größe näher sein als eine, leicht beschränktere, Ganzheit). Kein Schöpfer ersten Ranges; doch ein Verfeinerer der dramatischen Psychologie. Ein erster Gossierer des Augenblicks. Und zweifellos ein ethischer Gewinn. Ich ziehe den Hut vor ihm.

5.

Das wäre die Hauptsache. Was bei Wilhelm Schmidt-Bonn nachklingt, ist die Melodie seines Werkes. Sie klingt ... für mich, der ich sie höre, — und heut; am sechsten April 1904. Somit ist er für mich und heut ein Dichter; steht nicht fest, daß er für Alle und morgen einer sein wird. Imponderabilien. Shaw hat diese Musik nicht. In Frau Candida Morell ist eine gewisse Süße, doch kaum Musik. Höchstens in der Gestalt des jungen Dichters; eine zu ahnende, — unhörbar. Das Stück müßte beiläufig heißen: „Der Dichter“ ...

Schmidt-Bonn gibt zwei Dinge: die Milde der Mutter Landstraße ... und die Härte eines Vaters. Nur das zweite kommt heraus. Ausschließende, ganze Gefühle. Die nur eine Seite haben. Ihre Träger werden darum fast zu Symbolen; (wie Elektra). Der Alte (ob man ihn auch einmal weinen sieht, schandenhalber)

ist erbarmungslose Starrheit von oben bis unten, von vorne bis hinten. Unzerlegte Gestaltungen. Warum also wird man sehr erschüttert ... und spürt nachher wenig? Darum: man weiß nicht genug, weshalb er haßt. Schmidt-Bonn wird rufen: wer haßt, ist nach seinen Gründen nicht zu fragen; Primat des Willens vor dem Intellekt! Aber wir müssen entscheiden zwischen Vater und Sohn. Entscheiden? wenn er bart ist? (wird er rufen). Ja. Diese Härte kann, je nachdem, ganz blödsinnig oder fast billigenswert sein. Für die Dauerwirkung kommt es nicht bloß auf einen Kampf; sondern auf den Gegenstand des Kampfes an. Auch auf Sonderzüge der Kämpfer. Wir kennen den Alten nicht, wir kennen den Jungen nicht: wir sehn nur eine Erbarmungslosigkeit ... und eine Erbarmungswürdigkeit. So geht alles hinaus auf eine Impression.

Doch sie wird mit der Gewalt eines Dichters gegeben. Und nachklingt . . . ihre Musik. (Heute.)

6.

Medea. Den Euripides zu lieben soll ein Merkmal niedriger Gesinnung sein. Dann hab' ich sie. Er scheint mir unser Bruder. Wenn wir den Sophokles bewundern, bewundern wir eine verschwimmende Vorstellung der Phantasie. Er ist so fremdartig, daß wir, durch den Glanz seines Namens zur Verehrung gezwungen (o laßt uns wahr sein, vielgeliebte Freunde), uns etwas errichten, um es an seiner Stelle verehren zu können. Dieser jedoch starb gestern.

Ein Schauer, wie er vom Sophokles herweht, könnte von einem ungeheuren Stümper alter Zeiten, der uns gleich fremdartig, am Ende gleichfalls herwehen; Sophokles ist ein Mythos. Dieser Andere ist mehr: nämlich ein hochbegabter Bühnenschriftsteller. Unsre Stimmung vor ihm ist nicht so gesteigert: weil wir ihn kennen lernen! Sophokles hat vielleicht die Religiosität vermehrt; Euripides aber die Kenntnis der menschlichen Seele. Auch der Drachenwagen am Schluß ist nur ein Zugeständnis an die Dummheit des Publikums. Der Zauber des Sophokles scheint großenteils verweht mit dem Volk, das er bezauberte, mit der Zeit, die ihn schmeckte. Der Tatsachendichter Euripides lebt heut, für viele Zeiten. Der eine war vielleicht im Nationalen ein Genie; . . . aber der andre ist unser Bruder.

Wer ihn erkannt haben muß, ist Wilamowitz-Möllendorff: da er diesen großen Realisten in taghell gefärbten kühlen Wendungen unsres Zeitalters übersetzt hat.

7.

Bleibt Maeterlinck. Er hat ein paar tausend Jahre vor dem Ebenerwähnten gelebt. Die heilige Jungfrau, eine Nonne vertretend; der heilige Antonius, einen Toten erweckend...

Deutschland sieht in unsren Läuften allerhand wolkiges Zeremoniell; Mittelalter; wer in diesem Staat emporsteigen will, muß erst unter das Joch des tiefsten Unsinns gekrochen sein. Der Schwachsinn ist sakrosankt; jede schwer errungene Erkenntnis darf aber bespuckt werden. Das ist ein ungünstiger Zeitpunkt für die dramatische Pflege des Antonius Erwecker und der Jungfrau Vertreterin. In der Mystik des Beatrix-Wunders fehlt mir außerdem das Logische. Die Jungfrau wahrt den guten Schein der Beatrix vor den Nonnen, — läßt sie aber die furchtbarsten Leiden durchmachen. Ich verstehe das nicht. Mögen die Nonnen schlechter von ihr denken, und mög' es ihr besser gehen. Das Gelall der Legende läßt sich auch durch emporgehobenen Weisheitszeigefinger in gar keinen Sinn für uns Heutige verwandeln. Nun, es ist ein Opernlibretto.

Aber Maeterlincks Inhalte waren der Zeit immer fremd. Er ist ein Nachzügler der deutschen Romantik. Der Wert dieses versonnenen Atavisten lag in der Technik (die neu ist), nie in der Weltanschauung, (die der Zeit nichts sagt). Und diese Technik braucht er nicht mehr.

Kann er sie noch brauchen? Wäre sie für Dinge der Gegenwart anwendbar? Ist er für „unsere" Bühne somit ein Gewinn?

... Die Aufführung bei Reinhardt war ein Stück Bayreuth. Immerhin: o schöner Parsifal, du bist abscheulich.

Kerr.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Naturwissenschaft und Weltanschauung
von Max Verworn

Es gährt in der Naturwissenschaft. Dinge, die Allen klar und durchsichtig erschienen, haben sich heute getrübt. Langerprobte Symbole und Vorstellungen, mit denen noch vor kurzem ohne Bedenken jeder auf Schritt und Tritt umging und arbeitete, sind ins Wanken geraten und werden mit Mißtrauen betrachtet. Grundbegriffe, wie die der Materie, erscheinen erschüttert und der festeste Boden beginnt unter den Schritten des Naturforschers zu schwanken. Felsenfest stehen allein gewisse Probleme, an denen bisher alle Versuche, alle Anstrengungen der Naturwissenschaft zerschellt sind. Der Verzagte wirft sich bei dieser Erkenntnis resigniert der Mystik in die Arme, die von jeher die letzte Zuflucht war, wo der gequälte Verstand keinen Ausweg mehr sah. Der Besonnene sieht sich nach neuen Symbolen um und versucht neue Grundlagen zu schaffen, auf denen er weiter bauen kann.

So kommt es, daß heute die Beschäftigung mit allgemeinen, ja mit den letzten Fragen für die Naturwissenschaft wieder einen neuen Reiz gewonnen hat. Während noch vor wenigen Jahrzehnten Naturforscher, die von ihrem engen Arbeitstische aufblickend ihr Auge auf umfassenderen Problemen ruhen ließen, fast durchweg der geringschätzigen Kritik der Fachgenossen verfielen, ist heute, fast möchte ich sagen eine Überproduktion an naturwissenschaftlichen Publikationen zu verzeichnen, die nicht nur den allgemeinen Fragen der Naturwissenschaft, sondern weit darüber hinaus den tiefsten philosophischen Problemen gewidmet sind. Es mehren sich wieder die alten Versuche, die Naturwissenschaft zu einer Weltanschauung zu erweitern und auszubauen.

„Die Welt, des Menschen Herz und Geist
Möcht jeglicher doch was davon erkennen."

Bei diesem Stande der Dinge scheint es in erster Linie geboten, Kritik zu üben und zu prüfen, ob und wieweit die alten und neuen Symbole und Vorstellungen der Naturwissenschaft überhaupt ausreichen für den Entwurf eines allumfassenden Weltbildes.

Wenn ich mich durch irgend etwas ermutigt fühle, dieser Aufgabe näher zu treten, so ist es lediglich durch meine Eigenschaft als Physiologe, denn das Gebiet des Lebendigen ist von jeher der Ausgangspunkt für die Bildung einer Weltvorstellung gewesen. Hier hat man seit alter Zeit den wichtigsten Teil des Problems gefunden in der Vereinigung zweier Reihen von Vorgängen, zwischen denen bereits der Mensch in vorgeschichtlicher Zeit eine tiefe Kluft konstruiert hatte. Man hat die Reihe der körperlichen und die Reihe der geistigen Vorgänge, die noch heute

unserer gewohnten Betrachtungsweise einen scharfen Dualismus zeigen, fast immer nur durch die Erforschung der Lebensvorgänge zu einem einheitlichen Weltbilde vereinigen zu können geglaubt. So hat man in der Naturforschung von der Physiologie stets ganz besonders erwartet, daß sie uns einst die Lösung des großen Weltproblems bringen wird, denn daß es möglich sein müßte, die beiden Reihen von Vorgängen naturwissenschaftlich zu erklären und so eine monistische Weltanschauung auf naturwissenschaftlicher Basis zu schaffen, hat man in der Naturforschung in der Regel von vornherein vorausgesetzt.

Für die Entwicklung unserer kritischen Betrachtung wird es gut sein, an bekannte und gebräuchliche Vorstellungen und Gedankengänge anzuknüpfen. Dabei können wir die Fixierung gewisser Begriffe nicht umgehen, denn volle Klarheit tut hier vor allen Dingen not. Es handelt sich also in erster Linie für uns um die Festlegung des Begriffs der naturwissenschaftlichen Erklärung in demjenigen Sinne, wie er heute gebräuchlich ist.

Seit alter Zeit bedeutet Natur die Gesamtheit aller sinnlich, d. h. objektiv wahrnehmbaren Dinge, kurz die Körperwelt im Gegensatz zu der Welt der psychischen Vorgänge, die nur subjektiv wahrnehmbar sind. Es würde also naturwissenschaftliches Erklären bedeuten: Zurückführen der Dinge auf die Elemente oder Prinzipien der Körperwelt.

Ich fasse hier den Begriff absichtlich etwas weiter als Du Bois-Reymond in seiner bekannten Rede über „die Grenzen des Naturerkennens", wo er den Begriff definiert: „Naturerkennen — genauer gesagt naturwissenschaftliches Erkennen oder Erkennen der Körperwelt mit Hilfe und im Sinne der theoretischen Naturwissenschaft — ist Zurückführen der Veränderungen in der Körperwelt auf Bewegungen von Atomen, die durch deren von der Zeit unabhängige Zentralkräfte bewirkt werden, oder Auflösen der Naturvorgänge in Mechanik der Atome". In dieser Definition ist schon die Annahme der Zusammensetzung der Körperwelt aus Atomen vorausgesetzt. Ich möchte aber in meiner Definition auch die Möglichkeit offen halten, daß man das, was wir Körperwelt nennen, etwa zweckmäßiger aus sinnlich wahrnehmbaren Faktoren anderer Art bestehend denken könnte, was uns neuere Bestrebungen in der Naturwissenschaft annehmbar zu machen suchen. Ich spreche daher nur allgemein von „Elementen der Körperwelt". Dann würde der Versuch, eine Weltanschauung auf naturwissenschaftlicher Grundlage aufzubauen, kurz gesagt in dem Problem gipfeln, nicht bloß die objektiven, sondern auch die subjektiven Vorgänge zurückzuführen auf die Elemente der Körperwelt.

Ist das möglich? Die hervorragendsten Naturforscher haben diese Frage bejaht. Sehen wir zu, wie die Lösungsversuche ausgefallen sind.

Der eine ist bekannt genug. Noch heute steht eine nicht unbedeutende Zahl von Naturforschern mehr oder weniger bewußt auf seinem Boden. Es ist der Versuch des Materialismus. Der Materialismus erklärt kurz und bündig, daß alle psychischen Vorgänge physiologische Funktionen der Gehirnsubstanz sind. Ich erinnere an den berüchtigten Vergleich, der aus des großen Friedrich philosophischer Zeit

überliefert ist, und durch den später Karl Vogt in seiner derben Weise alle prüden Gemüter entsetzte, als er erklärte, „daß die Gedanken etwa in demselben Verhältnis zum Gehirne stehen, wie die Galle zu der Leber oder der Urin zu den Nieren". Ich erinnere aber auch an den glänzenden Erfolg, mit dem Du Bois-Reymond auf der Naturforscher-Versammlung zu Leipzig in unübertrefflicher Anschaulichkeit zeigte, daß die materialistische Auffassung in Wirklichkeit eine naturwissenschaftliche Erklärung der psychischen Vorgänge garnicht gibt, noch jemals geben kann.

In der Tat, selbst wenn wir die vollkommenste Kenntnis besäßen von den physiologischen Ereignissen in den Zellen und Fasern der Großhirnrinde, mit denen das psychische Geschehen verknüpft ist, selbst wenn wir in die Mechanik des Hirngetriebes hineinschauen könnten, wie in das Getriebe der Räder eines Uhrwerks, wir würden doch niemals etwas anderes finden als bewegte Atome. Kein Mensch könnte sehen oder sonst irgendwie sinnlich wahrnehmen, wie dabei Empfindungen und Vorstellungen entstehen. Die Resultate, welche die materialistische Auffassung bei ihrem Versuch der Zurückführung geistiger Vorgänge auf Atombewegungen gehabt hat, illustrieren denn auch sehr anschaulich ihre Leistungsfähigkeit: Solange die materialistische Anschauung besteht, hat sie nicht die einfachste Empfindung durch Atombewegungen erklärt. So war es und so wird es sein in Zukunft. Wie wäre es auch denkbar, daß jemals Dinge, die nicht sinnlich wahrnehmbar sind, wie die psychischen Vorgänge, ihre Erklärung finden könnten durch eine bloße Zerlegung großer Körper in ihre kleinsten Teile! Es bleibt ja das Atom doch immer noch ein Körper und keine Bewegung von Atomen ist jemals im stande, die Kluft zu überbrücken zwischen Körperwelt und Psyche. Die materialistische Auffassung, so fruchtbar sie gewesen ist als naturwissenschaftliche Arbeitshypothese, so fruchtbar sie in diesem Sinne auf begrenztem Gebiet auch zweifellos noch in Zukunft bleiben wird — ich verweise nur auf die Erfolge der Struktur-Chemie — so unbrauchbar ist sie doch als Grundlage für eine Weltanschauung. Hier erweist sie sich als zu eng. Der philosophische Materialismus hat seine historische Rolle ausgespielt. Dieser Versuch einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung ist für immer mißlungen.

„Wir tragen
Die Trümmer ins Nichts hinüber
Und klagen."

Oder sollte sich aus den Trümmern doch noch ein Haus bauen lassen, etwa auf einem anderen Grundstück? Man hat das geglaubt, aber man hat bei den Versuchen nach dieser Richtung zum Teil schon den Boden rein naturwissenschaftlicher Erfahrung verlassen.

Ich meine hier die Bestrebungen, eine monistische Weltanschauung zu gewinnen dadurch, daß man sich bereits die kleinsten Teilchen der Materie, die Atome mit psychischen Fähigkeiten ausgestattet denkt. Es ist hauptsächlich dem unermüdlichen Kampfe Haeckels für diese Anschauung zu verdanken, daß sie wohl heute in der

Naturwissenschaft die meisten Anhänger aufzuweisen hat. Konsequent die Entwicklungsidee auch auf geistigem Gebiet durchführend stellt sich Haeckel vor, daß eine primitive, noch unbewußte Seele schon eine Eigenschaft jedes Atoms ist, genau so wie bereits jedes Atom nach materialistischer Auffassung mit Kraft begabt ist, und daß durch die Zusammenordnung von Atomen zu Molekülen und weiterhin zu lebendiger Substanz von den einzelligen Protisten an durch die ganze Deszendenz bis zu den komplexen Zellenstaaten der höheren Pflanzen und Tiere eine immer weitergehende, höhere Entwicklung und Komplikation der Seele entsteht, die ihren Höhepunkt erreicht in dem äußerst subtilen Empfinden, in dem unendlich reichen Gedankenleben des Dichters und Denkers. Die ganze Entwicklung bis zu diesen höchsten Spitzen menschlicher Geistestätigkeit hinauf beruht allein auf der Kombination der Atomseelen.

Man wird gestehen, daß diese Ideen durch ihre einfache Klarheit etwas ungemein Bestechendes gewinnen, namentlich wenn sie mit so packender Begeisterung und Anschaulichkeit vorgetragen werden wie von dem großen Jenenser Zoologen. Auch die unmittelbare Herleitung aus der Entwicklungslehre muß dieser Auffassung unter den Naturforschern überall Sympathien erwecken, und die Klippe, an welcher der Materialismus vollständigen Schiffbruch litt, scheint hier in einfachster Weise glücklich vermieden. Aber ist denn damit der alte Dualismus von Leib und Seele wirklich in monistischem Sinne aufgelöst?

Wir müssen uns hier vor allem einmal die Forderungen klar machen, die wir an eine streng monistische Erklärungsweise stellen müssen, wenn unser Erkenntnisbedürfnis davon befriedigt sein soll.

Die Forderung, alle Dinge auf ein einheitliches Prinzip zurückzuführen, ist eine Konsequenz, die sich aus der Natur des Erkenntnisprozesses notwendig ergibt. Der Prozeß des Erkennens stellt ja das Zurückführen einer Vielheit auf ein gemeinsames Prinzip vor. Denken wir uns diesen Reduktionsprozeß weiter und weiter fortgesetzt, so muß er in konsequenter Weise zuletzt führen zu einem einzigen Prinzip. Aber der Prozeß des Erkennens enthält nicht bloß diese Reduktion an sich, sondern die Zurückführung muß auch eine Zurückführung auf bekannte Dinge sein. Nur, wenn eine Vielheit von unbekannten Dingen zurückgeführt ist auf ein bereits bekanntes Prinzip, sprechen wir von einer wirklichen Erkenntnis. Wir müssen also verlangen, daß das letzte Prinzip einer monistischen Weltanschauung uns unmittelbar als bekannt gegeben ist und keiner Erklärung weiter bedarf, denn es muß ja das einzig wirklich existierende Prinzip sein und es wäre daher ein völlig absurdes Unternehmen, das einzig existierende Prinzip noch weiter definieren zu wollen. Schließlich aber wird uns die Zurückführung der Vielheit nur befriedigen, wenn sie ohne Hypothese auf logischem Wege erfolgt. Jede Hypothese würde unbefriedigend sein, weil sie dem Zweifel Tür und Tor offen läßt. Also: eine monistische Erklärung ist nur da verwirklicht, wo es gelungen ist, die Dinge in hypothesenfreier Weise auf ein einziges bekanntes Prinzip zurückzuführen.

Diese unbedingte Forderung scheint mir von der Konzeption beseelter Atome

nicht ganz erfüllt zu sein. Ich gerate hier mit meinem hochverehrten Lehrer und Freunde Haeckel in eine von uns beiden oft und viel erörterte Differenz. Wir kommen damit nämlich eigentlich nicht über die Zweiheit von Körper und Seele hinaus. Beide bleiben genau betrachtet immer noch unerklärt durch ein gemeinsames Prinzip nebeneinander bestehen. Ich habe ja in Wirklichkeit nichts anderes gemacht, als daß ich von der Körperwelt das einfachste Element genommen und ihm die einfachste Form der Seele zugeschrieben habe. Das Verhältnis von Körper und Seele ist dabei genau dasselbe und genau so unverständlich geblieben wie beim großen menschlichen Organismus. Der Dualismus ist nicht beseitigt, denn wir sind durch nichts imstande, beide wirklich als Einheit zu erkennen.

Man hat aber dennoch den Monismus zu erreichen gesucht. Fechner, Herbert Spencer, Haeckel, Ebbinghaus und andere sind hier auf Spinoza zurückgegangen und haben ihre Zuflucht wieder zu der Identitätslehre genommen, indem sie sagten: In letzter Linie ist beides dasselbe, Leib und Seele, nämlich die verschiedene Anschauungsform einer und derselben Substanz. Die Substanz selbst ist nur in ihren beiden Attributen oder Anschauungsformen Körper und Geist oder, wie Spinoza sagt, Ausdehnung und Denken zu erkennen, je nachdem wir sie objektiv von außen oder subjektiv von innen betrachten. Man hat das durch allerlei Allegorien plausibel zu machen gesucht. Bekannt ist der Vergleich Fechners mit der Kreislinie, die man einmal von der konkaven, das andere Mal von der konvexen Seite betrachtet.

Wie erfüllt nun die Identitätslehre unsere monistischen Forderungen? Sehen wir zu! Die Zurückführung beider Reihen auf Ein Prinzip scheint in der Tat gelungen. Allein dieses Eine letzte Prinzip ist eine unbekannte Größe. Man wird einwerfen: Sie ist ja bekannt durch ihre Attribute. Richtig! Aber sie ist durch diese nicht einheitlich bekannt. Wir kennen nicht die Substanz selbst, sondern wir kennen nur ihre beiden Attribute, eben die beiden Dinge, die wir gerade monistisch erklären, d. h. auf Ein Bekanntes zurückführen wollen. Also genau betrachtet, was leistet die Identitätslehre? Entweder sie führt die beiden Reihen zurück auf Ein Prinzip, die Substanz, dann ist dieses Prinzip ein Unbekanntes und bleibt eine reine Hypothese, die uns nicht befriedigen kann; oder sie hält an dem Bekannten fest, dann stehen die beiden Reihen so unvermittelt nebeneinander wie vorher und der Dualismus der eben herausgeworfen erschien, grinst wieder zur Türe herein.

Mag man sich drehen und wenden wie man will, weder die Konzeption der Atombeseelung noch die Identitätslehre überwinden den Dualismus. Es hat sich also als aussichtslos erwiesen, die Trümmer der materialistischen Vorstellung retten zu wollen, um aus ihnen Bausteine für eine andere Weltanschauung zu gewinnen. Man muß offenbar radikaler vorgehen und die ganze materialistische Anschauung bis auf ihre Grundlage hinab preisgeben, wenn man zu einer monistischen Weltanschauung gelangen will.

Es ist das Bestreben des genialen Leipziger Chemikers Ostwald, diese Erkenntnis in der Naturwissenschaft zur Geltung zu bringen. Ostwald hat den Begriff

der Materie zunächst aus der Naturwissenschaft völlig eliminieren zu können geglaubt, indem er alle Naturvorgänge als energetische Prozesse d. h. als Arbeitsleistungen darzustellen versuchte, und auf dieser naturwissenschaftlichen Grundlage ist er bemüht gewesen, eine vollständige energetische Weltanschauung aufzubauen, die auch die psychischen Prozesse als Arbeitsleistungen in sich mit einschließt.

Ostwalds Versuch ist symptomatisch ungemein interessant, denn er bedeutet für die Naturwissenschaft den ersten elementaren Durchbruch der richtigen Erkenntnis, daß sich mit den materialistischen Voraussetzungen der Naturwissenschaft eine einheitliche Weltanschauung nicht gewinnen läßt. Allein es bleibt unsere Aufgabe zu prüfen, ob dieser destruktiven Seite von Ostwalds Naturphilosophie ein ebenso starker konstruktiver Erfolg hinsichtlich eines monistischen Weltgebäudes gegenübersteht. Jedenfalls verdient dieser neuste Versuch, auf naturwissenschaftlicher Basis eine Weltanschauung zu errichten, eingehendere Berücksichtigung.

Die speziell naturwissenschaftliche Seite des Ostwaldschen Standpunktes ist ja bekanntlich schon oft Gegenstand der Diskussion gewesen. Es hat mancherlei erregte Debatten über die Frage gegeben, ob es überhaupt möglich ist, die Naturvorgänge als Energieumsetzungen zu betrachten. Mir scheint diese Frage unbedingt bejaht werden zu müssen. Der naturwissenschaftliche Begriff der Energie, den wir kurz als Arbeit oder Arbeitsfähigkeit definieren können, wie sie in allen Vorgängen der Natur zum Ausdruck kommt, ist älter als die energetische Weltanschauung. Wir haben ihn in der neueren Naturwissenschaft schon lange bei den verschiedensten chemischen, thermischen, elektrischen und anderen Prozessen verwendet, und selbst die zahllosen Naturforscher, welche die atomistischen Begriffe von der Konstitution der Materie ihrem naturwissenschaftlichen Denken zugrunde gelegt haben, sind immer von der Vorstellung geleitet worden, daß mit jeder Atomumlagerung auch stets ein Energieumsatz, eine Arbeitsleistung untrennbar verknüpft ist. Es müssen also von diesem Standpunkte aus alle Naturvorgänge als Energieumsetzungen betrachtet werden können, mag man nun das Bedürfnis fühlen, die Arbeitsleistungen an einem materiellen Substrat sich abspielen zu lassen wie bisher, oder mag man den Begriff der Materie als elementaren Faktor vollständig bei Seite lassen wie Ostwald. Es sind das schließlich nur äußerliche Zweckmäßigkeitsfragen für die Darstellungsweise der Naturwissenschaft. Die Möglichkeit, die Naturvorgänge darzustellen, muß jedenfalls für die rein energetische wie für die atomistische Betrachtungsweise die gleiche sein, wenn auch die Schwierigkeiten für die erstere vielleicht etwas größer erscheinen.

Aber hier liegt der Kern unserer Frage nicht. Für unsere Betrachtung handelt es sich darum, ob es, wie Ostwald meint, möglich ist, auch die psychischen Vorgänge als Arbeitsleistungen im naturwissenschaftlichen Sinne zu betrachten und auf diesem Wege zu einem energetischen Monismus zu gelangen. In der Tat findet Ostwald die monistische Lösung des alten Problems darin, daß er in den psychischen Vorgängen die Äußerungen einer besonderen Energieform erblickt. Er ordnet damit

also die geistigen Vorgänge dem allgemeinen einheitlichen Prinzip unter, das für ihn den Naturvorgängen zugrunde liegt.

Dieser einfache Gedanke erscheint zunächst außerordentlich kühn, denn man ist seit alter Zeit zu sehr daran gewöhnt, die geistige Welt für eine Welt ganz anderer Art zu halten, als die sinnlich wahrnehmbare. Bei genauerem Zusehen aber verliert dieser Lösungsversuch doch mehr und mehr das Abenteuerliche, das ihm zunächst anzuhaften scheint, und man sucht ihn ruhig zu prüfen. Wenn es sich in Wirklichkeit bei den geistigen Vorgängen um die Entstehung und Umwandlung einer besonderen Energieart handelt, so muß natürlich in erster Linie das oberste Gesetz aller Energetik, das Gesetz von der Erhaltung der Energie gewahrt sein. Man muß also erwarten, daß die psychische Energie bei jedem psychischen Prozeß aus anderen Energieformen, z. B. aus chemischer Energie durch Umformung entsteht und bei dem Ablauf des psychischen Prozesses in andere Energieformen, etwa in Wärme übergeht. Ostwald macht tatsächlich in konsequenter Weise diese Annahme. Hier stößt er freilich schon auf die Schwierigkeit, daß es bis jetzt nicht gelungen ist, die geistige Arbeitsform mit den Methoden der Naturwissenschaft, d. h. sinnlich nachzuweisen, wie das sonst mit allen bekannten Energieformen der Fall ist. Allein Ostwald hält die Möglichkeit eines solchen objektiven Nachweises in Zukunft doch nicht für ausgeschlossen.

Es wäre allerdings eine Umwälzung in unserem Leben, wie sie die Menschheit noch nicht gesehen hat, wenn es gelänge, die geistigen Vorgänge objektiv wahrnehmbar zu machen, wie das Schattenbild der Knochen auf einem Röntgenschirme. Der Gehirnspiegel, von dem Kurd Laßwitz in seinen kühnsten Utopien geträumt hat, wäre realisiert und die intimsten Regungen der menschlichen Seele wären dem kalten Auge der Öffentlichkeit enthüllt. Indessen es hat noch keine Gefahr und es will mir scheinen, als wenn wir auch der Zukunft in dieser Hinsicht ruhig entgegensehen können.

Betrachten wir nämlich die „psychische Energie" Ostwalds etwas kritischer, so nimmt sie allen bekannten Energieformen gegenüber eine durchaus eigenartige Ausnahmestellung ein. Alle anderen Energieformen sind nur objektiv, d. h. sinnlich wahrnehmbar; subjektiv, d. h. ohne Vermittelung unserer Sinnesorgane wären sie uns völlig unbekannt. Mit der psychischen Energie verhält es sich gerade umgekehrt. Sie ist objektiv nirgends nachweisbar und wir kennen sie nur durch subjektive Erfahrung. Wir sehen, es ist eine Energieform, die in ihren Grundeigenschaften gänzlich von der Gesamtheit der uns bekannten Arbeitsleistungen in der Natur verschieden ist. Diese Verschiedenheit ist aber nichts anderes als die alte Kluft, welche die energetische Anschauung gerade überbrücken wollte, die Kluft, die eben zwischen der Reihe der psychischen und der Reihe der körperlichen Vorgänge besteht. Es scheint mir daher mit der Annahme, daß den psychischen Vorgängen eine besondere Energieform zu Grunde läge, nichts gewonnen zu sein, denn wenn wir auch den naturwissenschaftlichen Begriff der Energie auf das psychische Geschehen übertragen, so bleibt die „psychische Energie" immer eine Energieform sui

generis, die mit der Gesamtheit der anderen Energieformen nichts Wesentliches gemein hat. Das alte Problem ist nicht gelöst.

Es gibt für eine energetische Weltanschauung offenbar überhaupt nur zwei Wege: entweder die psychischen Vorgänge auf die uns aus der Natur bekannten Energieformen zurückzuführen oder für die psychischen Vorgänge eine besondere Energieform anzunehmen, wie wir sie nicht aus der Natur kennen. Jedes Unternehmen in der ersteren Richtung würde genau so scheitern, wie der Versuch des Materialismus, die psychischen Prozesse aus den Bewegungen von Atomen zu erklären, und man könnte die klassische Betrachtung Du Bois-Reymonds, in der er dem Materialismus sein „Ignorabimus" zurief, mit geringen Veränderungen auch hier zutreffend anwenden, indem man nur die Worte „Materie" und „Atom" durch das Wort „Energie" ersetzte. Man hätte hier nur das energetische Gegenstück zum Materialismus. In der „guten Stube" der Naturwissenschaft könnten die beiden Weltbilder ganz wohl neben einander über dem Sopha hängen, ohne daß die heilige Symmetrie irgendwie gestört wäre. Schlägt man dagegen wie Ostwald den zweiten Weg ein, indem man das psychische Geschehen als den Ausdruck einer besonderen Energieform betrachtet, so ist man zu Hypothesen gezwungen — im Ostwaldschen Sinne dieses Wortes — die ad hoc gemacht werden müssen, die jeder Prüfung unzugänglich sind und die deshalb unser Erkenntnisbestreben unbefriedigt lassen. Man muß annehmen, daß die psychische Energie umwandelbar ist in die bekannten Energieformen, und daß sie einst naturwissenschaftlich, d. h. objektiv nachgewiesen werden kann. So ist also ein energetischer Monismus nur mit Hilfe von Hypothesen zu gewinnen, die nach unseren bisherigen Erfahrungen wenig Aussicht auf Bestätigung haben.

Blicken wir noch einmal zurück auf die verschiedenen Versuche, von naturwissenschaftlicher Basis aus eine monistische Weltanschauung zu gewinnen, so können wir das Ergebnis nur mit einem Gefühl der Depression verzeichnen. Keiner von diesen Versuchen hat in wirklich befriedigender Weise die Forderungen erfüllt, die wir an eine einheitliche Weltanschauung stellen mußten.

Angesichts dieser Tatsache werden sich viele der Resignation kaum verschließen und mancher wird auf die Vermutung kommen, daß es vielleicht überhaupt nicht möglich sei, die alte Frage allein mit Hilfe naturwissenschaftlicher Erfahrung zu lösen. Aber was dann?

In solchen Fällen ist es angezeigt, wieder einmal bis auf die Prämissen zurückzugehen und diese auf ihre Gültigkeit zu prüfen.

Wir waren ausgegangen von dem Dualismus von körperlicher und geistiger Welt, wie ihn die gewöhnliche Betrachtungsweise voraussetzt, und es hat sich uns gezeigt, daß die Naturwissenschaft vergeblich versucht hat, diesen Dualismus zu beseitigen. Wie wäre es, wenn dieser Dualismus von vornherein auf einer Täuschung beruhte? Wie wäre es, wenn die ganze Fragestellung falsch wäre, die dem unüberwindlichen Problem zu Grunde liegt?

Mir scheint, wir versuchen hier von einer Erbschaft zu leben, die aus einer Zeit

stammt, als unsere Vorfahren eben erst angefangen hatten, sich Gedanken über sich selbst zu machen, von einer Erbschaft, die aber im Lauf der Zeit ihren Wert völlig verloren hat. Die Frage, wann die Unterscheidung von Leib und Seele in das menschliche Denken ihren Einzug gehalten hat, wird kaum je mit einiger Genauigkeit zu beantworten sein. Vielleicht haben die Menschen der paläolithischen Zeit diese Unterscheidung noch nicht gekannt. Mit einem Anflug von Wahrscheinlichkeit dagegen können wir uns wohl einen Begriff davon machen, was den Menschen der Urzeit zu dieser in die ganze Entwicklung des menschlichen Denkens so tief einschneidenden Unterscheidung geführt hat. Alle ethnologischen und prähistorischen Erfahrungen weisen darauf hin, daß es die Beobachtung des Vorgangs ist, der ins Menschenleben am jähesten eingreift, die Beobachtung des Todes.

Unstreitig mußte die Beobachtung der gewaltigen Gegensätze, die hier plötzlich in die Erscheinung treten, das Nachdenken mächtig anregen. Der nächste Verwandte, der eben noch warm war und atmete, der eben noch tätig war und sprach, jetzt plötzlich liegt er da ohne Atem und Herzschlag, er bewegt sich nicht mehr, er antwortet nicht mehr, wenn man ihn anruft, er regt sich nicht mehr, wenn man ihn anrührt und schüttelt. Was lag da näher, als die Annahme, daß plötzlich etwas aus ihm entwichen sei, davongeflogen in die Luft, etwas Unsichtbares, Hauchartiges, das vorher in ihm atmete und fühlte und sprach. So entstand der Begriff der Seele, die als unsichtbare Triebfeder der Handlungen in dem sichtbaren Körper wohnt wie in einem Hause, die aber das Haus verlassen, und die — das war nur eine konsequente Weiterbildung des Gedankens — wieder andere Körper, etwa Tiere oder künstliche Abbilder des menschlichen Körpers als Wohnstätte aufsuchen kann. Dieser einfache und naheliegende Gedanke hat eine ganz unabsehbare Tragweite gehabt in der Entwicklung des menschlichen Lebens, denn dieser einfache Gedanke ist der Keim geworden, aus dem der Seelenkult, der Geisterglaube, der Heroenkult, die Tierverehrung, die Idolatrie, der Götzendienst und schließlich die höheren Religionsformen entsprossen sind. Alle Völker der Erde bewahren Bruchstücke dieses Entwicklungsganges in ihrem Denken und Glauben, und alle Naturvölker zeigen uns die primitiven Glieder dieser Entwicklung noch heute in reiner Form. Der Gedanke, daß die Seele als etwas Unsichtbares im sichtbaren Körper wie in einem Hause wohnt und diesen verlassen kann, dieser Gedanke, der besonders plastisch in der Seelenwanderungslehre der alten Ägypter und Inder zum Ausdruck gekommen ist, dieser selbe Gedanke sitzt auch heute noch in unserem Denken mit großer Zähigkeit fest. Es scheint, als ob solche uralten Vorstellungen der Menschheit im Laufe der Zeit besonders feste und tiefe Wurzeln schlagen im menschlichen Geiste und daß es schließlich kaum noch gelingt, sie auszurotten.

Aber fragen wir uns, ob diese dem naiven Denken der Urzeit entsprungene Konzeption eines Gegensatzes von Leib und Seele mit ihrer Idee von einem räumlich lokalisierten Sitz der Seele im Körper wirklich auch heute noch einer scharfen Kritik standhält, so finden wir nicht die leiseste Berechtigung dafür. Der Dualismus von Leib und Seele, der so tief in unserem ganzen Geistesleben wurzelt,

erweist sich bei genauerem Zusehen nur als ein scheinbarer, und unser ganzes Streben, die psychischen Erscheinungen naturwissenschaftlich, d. h. durch die Faktoren der Körperlichkeit zu erklären, war ein Kampf mit Windmühlen.

Analysieren wir nur, was wir von der Körperwelt wissen! Das Resultat ist für manchen verblüffend. Ich nehme einen Stein in die Hand. Was weiß ich von ihm? Er ist schwer — das ist eine Empfindung —, er ist kalt — auch eine Empfindung —, er ist hart — wieder eine Empfindung —, er ist schwarz — eine Empfindung —, er hat eine Form — ein Komplex von Empfindungen —, er fällt und bewegt sich — ebenfalls ein Komplex von Empfindungen. Etwas anderes als Empfindungen kenne ich nicht von ihm. Ich kann suchen, soviel ich will, ich finde nur Empfindungen. Kurz, was ich „Stein" nenne, ist nur eine bestimmte Kombination von Empfindungen. Dasselbe gilt für jeden Körper, auch für meinen eigenen, auch für den Körper anderer Menschen. So zeigt sich mir, daß die ganze Körperwelt nur aus Bestandteilen sich aufbaut, die ich als psychische zu bezeichnen gewöhnt bin. Der Gegensatz zwischen Körperwelt und Psyche existiert also in Wirklichkeit garnicht, denn die gesamte Körperwelt ist nur Inhalt der Psyche. Es gibt überhaupt nur eins, das ist der reiche Inhalt der Psyche.

Wir sehen also, der Dualismus von Leib und Seele ist eine Täuschung. Es ist gar kein Dualismus da. Die Körperwelt existiert nicht neben der Psyche, sondern in der Psyche. Es gibt also auch gar kein Problem da, wo wir es glaubten. Wir haben nur Gespensterfurcht und Alpdrücken gehabt, als wir uns ängstlich quälten, den Dualismus zu überwinden. Für eine ganz vorurteilslose Betrachtung besteht in Wirklichkeit von vornherein ein Psychomonismus.

Die Erfahrung zeigt indessen, daß wir nur äußerst schwer aus gewohnten Gedankengängen und Anschauungen herauskommen, namentlich, wenn sie dem menschlichen Denken so in Fleisch und Blut übergegangen sind, wie die uralte Vorstellung des Dualismus von Leib und Seele. Unser ganzes Denken ist nach dieser Konzeption zentriert und alle Ideen selbst des täglichen Lebens sind von ihr durchsetzt. Man muß daher in jeder Einzelfrage den Dualismus immer wieder von neuem überwinden und kann sich nur allmählich mit der monistischen Auffassung befreunden, indem man nach und nach alle Konsequenzen zieht, die sich daraus ergeben. Das geht nur langsam und man findet dabei immer wieder von neuem Schwierigkeiten, indem man unwillkürlich immer wieder in die dualistische Denkweise zurückverfällt. So ungeheuer fest sitzt dieser alte Menschheitsgedanke.

So wird man auch in der Frage, wie die Naturwissenschaft zur Welterklärung stehen soll, immer wieder versucht sein, in die Fehler und Schwierigkeiten der dualistischen Denkweise zurückzugleiten, so lange man sich nicht für diese Frage die Konsequenzen klar macht, die sich von unserem Erkenntnisstandpunkte ergeben. Man wird sagen: es läßt sich doch nicht leugnen, daß zwischen dem Körper und der Empfindung eines Menschen der fundamentale Unterschied tatsächlich besteht, daß ich den einen sinnlich wahrnehmen kann, die andere nicht, ein Unterschied, über den ich auch nicht hinwegkomme, wenn ich die

Körperwelt ebenfalls als Empfindungskomplex bezeichne. Dann gäbe es immer zwei Arten von Empfindungen, die einen, die Körper, sinnlich wahrnehmbar, die anderen nicht, und ich wäre so klug wie zuvor. Kurz, man wird hier denselben Einwand machen, den ich vorhin gegen Ostwalds energetische Weltanschauung erhoben habe, die auch zwei Arten von Energie kennt. Allein hier liegt wieder ein typisches Abspringen vom konsequenten Verfolg des monistischen Gedankens nach der Seite des Dualismus vor. Es spukt hier wieder die alte Vorstellung von dem räumlichen Sitz einer unsichtbaren Seele im Körper. Aber wie absurd ist diese Idee, wenn man die Körperwelt als Empfindungskomplex erkannt hat! Ein Empfindungskomplex als Sitz einer Empfindung! Alle diese Schwierigkeiten bestehen in Wirklichkeit gar nicht. Man konstruiert wieder ein Problem, wo keins ist. Wir brauchen ja nur die Grundvorstellung, daß die ganze Welt aus psychischen Bestandteilen sich aufbaut, konsequent zu verfolgen. Dann kann die Aufgabe aller Wissenschaft nur darin liegen, diese Inhaltsbestandteile zu ordnen und ihre Beziehungen zu einander zu ermitteln.

Ich kann also beispielsweise folgendes feststellen. Die Empfindung „blau" besteht bei einem Menschen, wenn ein Lichtstrahl von bestimmter Wellenlänge durch Vermittelung seines Auges in bestimmten Zellen der Großhirnrinde bestimmte Stoffwechselvorgänge hervorruft. Sind diese Bedingungen erfüllt, so muß er die Empfindung „blau" haben. Sie ist gebunden an diese Bedingungen. Das ist eine wissenschaftlich ermittelte Gesetzmäßigkeit. Gehört das Auge und der nervöse Apparat mir, so ist die Empfindung mit dem Empfindungskomplex „Ich" verknüpft. „Ich" habe die Empfindung. Gehören die Organe einem anderen Menschen und sind sonst die gleichen Bedingungen erfüllt, so hat „Er" die Empfindung „blau". Daß ich nicht die Empfindung „blau" sehen oder sonstwie wahrnehmen kann, die der andere hat, liegt doch einfach daran, daß eben die Empfindung „blau" in diesem Falle verknüpft ist mit dem Empfindungskomplex „Er", nicht mit dem Empfindungskomplex „Ich". Er sieht „blau", nicht ich. Ich kann ja nur etwas wahrnehmen, was sich mit dem Empfindungskomplex „Ich" verknüpft. Ich kann nicht als Er sehen, denn „Ich" und „Er" stehen ja einander gegenüber und schließen sich aus. Es liegt also ein ganz absurder Widerspruch in der Forderung, die Empfindungen anderer objektiv wahrnehmbar zu machen. Hier existiert eben in Wirklichkeit gar kein Problem, und damit fallen die Schranken zwischen der Naturwissenschaft und der Psychologie, denn die gesamte Welt ist der naturwissenschaftlichen Erforschung ebenso zugänglich wie der psychologischen. In Wirklichkeit analysieren wir in beiden Fällen die Welt nur psychologisch. Darin besteht alle Forschung.

Wir suchten eine Weltanschauung, die alles zurückzuführen vermag auf Ein Prinzip. Dieses Prinzip sollte bekannt sein, und die Zurückführung sollte ohne Hypothese geschehen. Ich glaube diese Forderungen sind von dem hier entwickelten Standpunkte aus, der in manchen Beziehungen den Anschauungen verwandt ist, wie sie in neuerer Zeit von Avenarius, von Mach, von Ziehen und anderen geäußert worden sind, in vollem Umfange erfüllt. Wir haben alles auf Eins zurück-

geführt, das ist die Psyche; das Eine ist uns bekannt, denn der Inhalt der Psyche ist uns direkt gegeben; und die Zurückführung hat jede Hypothese vermieden.

Aber man wird fragen: Was ist damit erreicht? Ich muß sagen: wenig und viel. Wenig, wenn man die Arbeit auf den einzelnen Forschungsgebieten betrachtet. Hier bleibt alles beim alten. Die Methoden, die Symbole, die Tatsachen, die Zusammenhänge werden nicht berührt. Die Arbeit geht ihren Weg. Viel, wenn man die allgemeinen Voraussetzungen aller Forschung ins Auge faßt. Hier haben wir den großen Vorteil gewonnen, daß wir davor bewahrt werden, immer und immer wieder Zeit und Mühe zu vergeuden an die Lösung eines Problems, das in Wirklichkeit nicht existiert.

Schließlich noch Eins. Der prähistorische Mensch hatte die Idee einer Trennung von Leib und Seele gebildet beim Anblick des Todes. Die Seele trennte sich vom Leibe und führte ein selbständiges Dasein. Sie fand keine Ruhe und kam wieder als Geist, wenn sie nicht durch sepulkrale oder fetischistische Zeremonien gebannt wurde. Die Reste dieser Anschauungen haben sich bis in unsere Zeit gerettet. Furcht und Aberglauben ängstigten den Menschen. Die Furcht vor dem Tode, d. h. vor dem, was nachher kommen wird, ist noch heute weit verbreitet. — Wie anders gestaltet sich das alles vom Standpunkte des Psychomonismus! Da die psychischen Erlebnisse des Individuums nur zu stande kommen, wenn bestimmte, gesetzmäßige Verknüpfungen existieren, so fallen sie weg, sobald diese Verknüpfungen irgendwie gestört werden, wie das ja schon während des Tages unaufhörlich geschieht. Mit den körperlichen Veränderungen beim Tode hören diese Verknüpfungen ganz auf. So kann also keine Empfindung und Vorstellung, kein Gedanke und kein Gefühl des Individuums mehr bestehen. Die individuelle Seele ist tot. Dennoch leben die Empfindungen und Vorstellungen und Gefühle weiter. Sie leben weiter über das vergängliche Individuum hinaus in anderen Individuen, überall da, wo die gleichen Komplexe von Bedingungen existieren. Sie pflanzen sich fort von Individuum zu Individuum, von Generation zu Generation, von Volk zu Volk. Sie wirken und weben am ewigen Webstuhl der Seele. Sie arbeiten an der Geschichte des menschlichen Geistes.

So leben wir alle nach dem Tode weiter als Glieder in der großen, zusammenhängenden Kette geistiger Entwicklung.

Schlaraffenland / Novelle von Wilhelm Schmidt-Bonn

ie Kinder saßen wieder auf dem Erdrand, der in einiger Höhe immer mit dem Strom lief. Dicht eins ans andere gerückt, die Beine senkrecht nebeneinander gestellt, hielten sie sich mit den Händen an dem schon gelb gewordenen Gras fest, um nicht vom Sturm umgeworfen zu werden. Hinter jedem Kopf standen die blonden Haare wie Bretter wagerecht in die Luft. Von ferne gesehen, bauten sich alle die Köpfe, neben- und übereinander, mit Schultern und Stücken von erhobenen Armen, wie eine Art Gebirge schwarz in den hellen Himmel hinein, das von beiden Seiten aufstieg und in der Mitte seinen alles überragenden Höhepunkt erreichte.

Hier, in der Mitte, saß ein Mädchen, das zwölf Jahre zählen mochte, während von den anderen, Jungen und Mädchen durcheinander, keins älter als sieben oder acht war. Alle trugen nicht viel mehr als Lumpen am Leibe, einige der Buben hatten nicht einmal eine Jacke an; der kleinste von allen, ein Kerl nicht größer als der Stiefel eines Erwachsenen, saß sogar im Hemdchen da. Und gerade an dem Hemdchen hatte der Wind seine besondere Freude gefunden und blies es unaufhörlich und von allen Seiten auf, obwohl die kleinen Hände sich ebenso unaufhörlich bemühten, es am Leibe festzuhalten.

Alles an den Kindern trug die Spuren einer gelben Erde. Sie hing ihnen in den Haaren, in den Augenbrauen, überzog die ganzen Backen, so daß die Augen weißlich daraus hervorsahen. Die Hemden und Kleider schienen alle von derselben gelben Farbe zu sein, und all die nackten Beine und die Füße darunter, die in einer geraden Reihe da standen, sahen aus, wie aus dem gelben Lehm selber geformt.

Alles rundumher war gelb, das Gras, die Steine; sogar der Rhein trug einen Streifen gelben Wassers längs des Ufers her mit sich. Die großen Ziegelfelder hatten in das weite, flache, mit Gras und Ackererde bedeckte Land, das kaum übersehbar zwischen dem Strom und der fernen, feierlichen, unbeweglichen Linie des Forstes lag, einen gelben, öden, gras- und fruchtlosen Fleck gerissen.

Wenn die Sonne schien und der Himmel sich in einem tiefen Blau weit ausbreitete, dann sah das Gelb schön aus, strahlte, und die einstöckigen Häuschen darauf, aus neuen Ziegeln erbaut, glänzten in einem schimmernden Rot, von dem die weißen Fensterkreuze sich abzeichneten. Sogar die lehmigen Kleider der Männer und Frauen, die gebückt bei der Arbeit standen, leuchteten wie mit goldener Farbe gestrichen. Da hörte man lachende Rufe; es lief ein Bursch mit der im Scherz drohend gehobenen Schaufel einem hochgeschürzten Mädchen nach, so daß der Klang der nackten Sohlen auf den hingelegten Brettern weithin schlug; und abends, in der Schwüle der Dämmerung, wenn aus dem Dorf die letzten Peitschenhiebe herüberschallten und die ersten Lichter weit am andern Ufer über dem Strom aufblitzten, dann zog wohl auch ein Lied, gemeinsam von den Männern und Frauen

auf den Bänken vor den Türen angestimmt, in das weite dunkle Land hinaus dem Strom zu.

Dann lag in der Tat etwas Schönes und Freudiges in der Arbeit hier, wie sie mit jedem Tag von neuem anfing und fortschritt. Immer ausgedehnter und tiefer wurden die eckigen Gruben, die die paar Dutzend Menschen, Männer nur in Hemden und Hosen, Frauen in hochgeschürzten Röcken und roten Tüchern um den Kopf, halberwachsene Burschen und Mädchen, alle mit nackten Armen und Füßen, in den Leib der endlosen Erde schnitten. Die Jungen gossen Wasser aus, die Männer warfen geschickt die nasse, schwere Erde in die Holzform und bildeten längliche, gerade, zierliche Stücke wie Kuchen daraus, und die Frauen, denen der schwerste Teil der Arbeit zugefallen war, fuhren die Stücke auf einräderigen Karren über lange, schmale Bretter hin zu den immer höher sich aufschichtenden Haufen, die eben so gerade abgeschnitten wie die einzelnen Stücke, aber groß wie kleine Berge waren. Über jedem der würfeligen Haufen war ein Dach gebaut, und wo nur an dem ganzen, mit Stroh gefütterten und in Glut gesetzten Stoß eine Öffnung war, da kam ein blauer Rauch heraus, der sich in großen Strichen sammelte und unter dem Dach herzog, dessen vier Ränder er gleichmäßig umkräuselte, als ob das Holz des Daches brenne.

Auf der Landstraße fuhren unterdessen ununterbrochen große, zweiräderige Karren, von starken Rossen gezogen und mit den festgewordenen, roten, sorglich in Stroh gepackten Ziegeln beladen; die Fuhrleute lagen ausgestreckt obenauf, hielten die Pfeife zwischen den Zähnen und schliefen. Am Ufer wieder lagen große Schiffe mit niedergelegten Masten; Bretter führten zu ihnen hinüber und Männer, mit einer Last Ziegeln auf den Schultern, liefen hin und her.

Und so ging die Erde, aus dem stillen und endlosen Land hier herausgenommen, ohne Aufhören den Rhein hinunter nach dem großen Köln hin, wo neue Menschen mächtige Häuser und Paläste daraus errichteten, in denen wieder neue Menschen endlich eine Heimstätte, einen Ort der Ruhe im Leben fanden. Es war, als ob etwas von der weiten, ewigen Ruhe hier, in der Tag und Nacht das Rauschen des Stromes weit in das ebene Land hinein hörbar war, in die Häuser da unten übergehe.

Durch all dieses Starke, in der Sonne Fröhliche, Lebensreiche ging nur eins wie ein schmerzhafter Schnitt mitten hindurch: das war die lange Linie der Kinder, die mitten zwischen den Gruppen der die Arme hebenden Männer, der hin- und hergehenden Frauen gebückt dastanden, die Linie der Halberwachsenen fortsetzend und die vor ihnen hingestellten Schubkarren wieder und wieder mit Erde füllend. Nicht so groß wie die Schaufeln, die sie in den Händen hielten, mit knochigen, alten Gesichtern, von denen das eine oder andere einem bekümmerten Mütterchen oder Väterchen anzugehören schien, verrichteten sie ihre Arbeit, ohne nur einmal die Augen zu heben, ohne den Mund zu öffnen, mit breit hingestemmten, dünnen, von der Anstrengung zitternden Beinen, mit mageren, alle Kraft aufbietenden, aber rastlos und gleichmäßig wie bei alten Arbeitern bewegten Armen. Kaum aus der

Dorfschule zurückgekehrt, morgens und nachmittags, fanden sie sich auf ihren Plätzen ein, sahen nicht einmal nach den Erwachsenen hin, nahmen schweigend ihre Arbeit auf — ihrer zwanzig, Mädchen und Jungen. Im Anfang, als sie, sieben oder acht Jahre geworden, zum ersten Male zur Arbeit zugezogen wurden, strahlten sie vor Stolz, schien ihnen alles ein Spiel, arbeiteten sie, bis der ganze Körper naß von Schweiß war, machten eifrig die Bewegungen der anderen, älteren, nach, waren kaum zu Bett zu bringen. Dann kam die Zeit des Nachlassens, des Müdeseins, der Unlust, des plötzlichen Trotzes und Weinens, die Zeit des Freiheitsdranges, wo sie sich hinter den Häusern versteckten und mit Gewalt und scheltenden Worten hervorgezogen werden mußten. Dann endlich kam die Ruhe, die Ergebung, das Dulden, das fast wie Zufriedenheit aussah, nicht mehr klagte, unaufgefordert seine Arbeit tat. Aber die Gesichter wurden sonderbar ernst und alt dabei, es blieb etwas Unausgesprochenes, in Schmerzen Schweigendes, Trauerndes und Gebrochenes über der Linie schweben — trotz der Sonne und der strahlenden gelben Erde.

Und nun erst, wenn der Regen vom grauen Himmel niederfiel — dann ging alles in ein einziges, schmutziges, zähes Braun über, wurde alles zu Lehm. Dann quirlte bei jedem Schritt braunes Wasser unter den Sohlen hervor, die Beine sanken bis an die Waden in die Erde ein, und es verursachte jedesmal Mühe, sie wieder herauszuziehen. Der Rauch vermochte nicht in die Höhe zu dringen, wurde von dem Regen und der schweren Luft immer wieder nach unten geschlagen und drang in den Mund und in die Augen. Endlich mußten die Karren in die Schuppen gestellt werden, die Männer zogen ihre Jacken an, die Frauen ließen ihre Röcke herunter, und alles ging langsam und verdrossen in die Häuser. Dann war plötzlich alles still draußen, nur der Regen rauschte gleichmäßig weiter.

Das war auch das Bild, das der Platz im Winter bot — denn hier in der Ebene, die sich von den letzten Bergen an ohne Erhebung bis zum Meer hinzog, so daß die Weststürme ungehindert ihre Regenwolken herführen konnten, die sich dann an die Gipfel der Berge festhingen und über der Ebene schweben blieben, war der ganze Winter ein Regen. Dann waren draußen die letzten Schaufeln und Wassertonnen weggeräumt, über den Lehmboden liefen tausend kleine Bäche, die sich hier und da zu gelben Seen vereinigten. Nur das Wasser lebte noch hier — das Wasser, das im Strom hinuntertrieb zum Meer, und das Wasser, das mit den Wolken vom Meer wieder zurückkam. Selbst unter den Dächern der Schuppen, wo der Regen nicht hinkam, waren die Karren feucht und hingen voll Tropfen — so durchsättigt war die Luft von dem kalten, scharfen Wasserdunst.

Alles, was warmes Leben, Blut in sich hatte, hatte sich in die Häuser verkrochen. Da saßen die Väter, die Mütter, die Halberwachsenen in einem Kreise um das Fenster herum, abends um den Tisch, auf dem die Lampe stand. Alle zogen weiße, geschälte Weidenruten durch die Hände und flochten sie zu runden, länglichen, eckigen, großen und kleinen Körben zusammen. Aber obwohl dies eine hübsche, fröhliche Art der Arbeit zu sein schien, waren alle verdrossen; über jeder Be-

wegung, die nur irgendwo gemacht wurde, lag ein Mißmut, ein Groll, der in der weißen Wolke, die sich aus der Pfeife des Vaters über dem Tisch ansammelte: Gestalt anzunehmen schien. Wenn gesprochen wurde, dann war es nur im Streit, denn jedes war dem anderen im Licht, hinderte den andern, die Arme frei zu bewegen. Es war ein unaufhörlicher Kampf um Platz und Licht. Allen war die strahlende Sonne, die köstliche Luft, die weniger beschränkte Freiheit, der größere Verdienst des Sommers genommen. Alle schienen mit starren Augen nur von dem Tag zu träumen, an dem die Hähne im Dorf hinten wieder fröhlich wie sonst krähen würden, an dem endlich wieder die Sonne über dem fernen Forst aufsteigen, an dem endlich der Frühling wieder da sein würde.

Die schlimmste Zeit aber war der Winter für die Kinder. Man ließ ihnen nicht mehr Platz als einen Winkel. Da saßen sie zusammengedrückt auf der Erde und zogen wie die Erwachsenen Ruten durch die Hände. Die Hände waren ganz zerschnitten von dem Anziehen der starken, widerstrebenden Ruten. Beine und Rücken schmerzten kaum noch erträglich von dem gebeugten Sitzen, aber die Kinder wagten keine Bewegung zu machen, um sich anders zu setzen. Die Nähe der Erwachsenen lag wie ein Druck auf ihnen. Von Zeit zu Zeit stand der Vater auf, um an den Schrank zu gehen und einen Schnaps zu trinken. Dann trat er zu den Kindern, musterte ihre Arbeit, riß sie ihnen, so sehr die Kinder sich angestrengt hatten, heftig aus den Händen und ließ sie von neuem anfangen. Oft aber auch drehte er sich vom Tisch her plötzlich nach den Kindern um und warf in einer Wut, die im Sommer, wo er keinen Schnaps trank, nie an ihm zu sehen war, irgend einen Gegenstand nach ihnen hin — nur weil er glaubte, sie vermöchten noch schneller zu arbeiten. Das war in einem Haus wie im anderen so, gleichwie auch der schwere, weiße Regen gleichmäßig auf all den Dächern lag.

Aber auch außerhalb der Häuser hatten die Kinder keine Freude mehr. Die Tage waren so trüb, daß die Berge wochenlang nicht zu sehen waren. Noch in der Dämmerung mußten die Kinder schnellen Schritts über die Äcker zur Schule laufen, während ihnen der Atem um die Lippen fror und während sie die roten Fäuste abwechselnd zum Munde führten, um sie durch den Hauch zu erwärmen. Das waren die Tage, an denen sie den Spott und das laute Lachen der Bauernkinder ertragen mußten, die in warmen Röcken, Halstüchern und Handschuhen steckten und deren Lachen die Ziegelkinder nichts als ein erschrecktes, verwundertes Schweigen entgegenzusetzen vermochten. Und während die Lehrerin ihre Fragen stellte und auf Antwort wartete — vermochten sie an nichts anderes zu denken als daran, wie sie der Magen schmerzte; denn sie durften zu Hause nicht wie im Sommer, wo den Vätern oft das Geld in den Taschen klang, um Brot bitten. —

Der Sturm, der den Winter verkündete, nahm immer mehr zu. Die Kinder, die jeden Sonntag, wenn die Arbeit sie endlich einmal losließ, hier auf der Erdwelle saßen und auf den Strom hinaus sahen, bückten die Köpfe, um sich klein vor ihm zu machen. Stoßweise kam er heran; es war als ob jemand, der unsicht-

bar und ungeheuer groß war, mit den Händen eine gleichfalls unsichtbare, feste Masse aufgriffe und sie gegen die Kinder werfe. Dazu heulte der Sturm mit sonderbar wütenden, in der Tiefe anfangenden und pfeifend nach oben steigenden Tönen, ließ die Schürzen und Röcke der Mädchen knattern wie Fahnen. Hin und wieder trug er pfeilgeschwinde, gelbe Blätter vom weit entfernten anderen Ufer her, die den Kindern so fest wie kleine Steine gegen die Backen flogen. Und oben am Himmel trieb er es noch wilder. Da jagte er Wolken, schwarz wie Tümpel, in denen Kohlen angemacht werden, vor sich her. Das war, wie wenn ein Hund hinter einer Herde schwarzer Schafe, sie in die Füße beißend, hertobe. Oft stemmte sich eine Wolke dem Sturm entgegen, wollte nicht weiter. Dann nahm er alle Kraft zusammen, trieb sie um sich selber herum wie einen Kreisel, riß Stücke von ihr ab, bis sie endlich, dünn und länglich geworden, den Mut verlor, hinter den übrigen hereilte und sich schnell zwischen breite und dicke andere versteckte. Andere Wolken wieder wollten nach der Seite entfliehen, eilten plötzlich nach rechts oder links davon. Aber im Nu hatte der Sturm sie eingeholt, packte sie und warf sie wieder zu der Herde zurück. Dann waren zwei, die Freunde zu sein schienen, die zwischen allen anderen durch aufeinander zukamen, sich aneinander hingen und zusammen weiter eilen wollten. Kaum hatte der Sturm das gesehen, so war er schon da, voll Wut, riß sie auseinander, jagte die eine hierhin, die andere dorthin. Schließlich, als der Sturm immer tobender wurde, unaufhörlich schrie, gaben die Wolken, die sich in der freien Luft nicht wie die Kinder an irgend etwas festhalten konnten, den Kampf auf und flohen dahin, in einem einzigen Entsetzen.

Auch das Wasser ließ er nicht in Ruhe. Er schien zornig, daß es aus einer andern Richtung kam und nach einer andern Richtung hin wollte als er. Deshalb biß er hinein wie in die Wolken, so daß sich das Wasser, wie im Schmerz, in langen Wellenkämmen aufbäumte. Diese Kämme, die weiß wie Schnee waren, während das übrige Wasser die schwarze Farbe der Wolken angenommen hatte, nahm er und trieb sie, so schnell wie die Wolken, vom linken Ufer zum rechten her. In der Ferne noch sahen die Kämme nur wie weiße Striche aus, aber von der Mitte des Stromes an wuchsen sie, wurden immer höher, kamen immer schneller heran, trieben eine ganze Strecke übers Land hin, da wo sonst trockener Boden war und die Kinder zwischen den Steinen nach angeschwemmten Dingen suchten. Schließlich waren die Kämme so hoch, wie die Kinder selber — dann aber brachen sie unten an der Erdwelle, die ein früheres Ufer und fester war als sie, zusammen; der Schaum zerlief sich, das Wasser wurde wieder grün, bis neue Kämme kamen und alles wieder aufwirbelten.

Das Wasser nahm den Zorn des Sturmes auch nicht so schweigend hin wie die Wolken. Die Wolken gaben keinen Laut von sich; von dem ganzen Kampf oben drang kein Ton herunter, obwohl die Wolken dicht über den Köpfen der Kinder daherjagten. Das Wasser aber wurde selber zornig, brauste laut, schlug wie Holz an die Erde an, wollte seinen Zorn an den Kindern auslassen.

Die Kinder jedoch saßen oben, auf der Erdwelle, sahen auf das Wasser hinunter,

und es vermochte ihnen nicht mehr anzuhaben, als daß es ihnen die Fußsohlen bespritzte. Hin und wieder versuchte eins, das Wasser zu necken, streckte das Bein aus bis dicht ans Wasser hinunter, und zog es, wenn ihm eine Welle brausend bis zum Knie heraufstrebte, schnell wieder unter den Schutz des Rockes zurück. Dann entstand ein Gelächter von vielen hellen Stimmen.

Ein blauäugiges Mädchen mit zwei fingerlangen Zöpfchen hinten, wollte seinen Mut und seine Kraft zeigen und stellte sich aufrecht, mit ausgestreckten Armen, auf den Boden. Aber dann geriet der Sturm so in Wut darüber, daß das Kind bald den Kopf und den Rücken nach vorne beugen und mit den Fäusten, nach dem Gleichgewicht suchend, in der Luft herum schlagen mußte — bis es schließlich wieder ins Gras zurück fiel. Und wieder klang das helle Lachen in den pfeifenden Sturm hinein, schwach, wie entfernte kleine Glocken.

Aber nach und nach, wie die Wolken schwärzer, die Luft dunkler und der Sturm immer lauter wurden, erklang das Lachen seltener. Schweigend, mit starr vorgestreckten Köpfen und klein gemachten Augen saßen die Kinder und sahen auf das Wasser hinaus, gerade dem Sturm entgegen. Das andere Ufer, an dem sonst ganz deutlich ein weißes Haus mit einem einzelnen Baum daneben zu sehen war, ging langsam mit der Grenze des Wassers in ein düsteres, unbestimmtes Grau über. Eine Schar Krähen, in der Dämmerung kaum noch sichtbar, kam kreischend mit dem Sturm über das Wasser herübergejagt, wurde nach unten geworfen und strebte immer wieder nach oben, verschwand dann plötzlich.

Die Kinder begannen etwas Unheimliches zu spüren, um sich her zu fühlen, das sie nicht begriffen: wo kamen die schwarzen Wolken her? wo gingen sie hin? was war das, das heulte und die Wolken vor sich hertrieb? Diese Fragen sprachen, ohne daß sie laut wurden, aus ihren Augen. Sie rückten noch enger zusammen, schmiegten sich eins dicht ans andere, nahmen sich bei den Händen, und wenn eines sprach, sprach es so leise, daß sich die Stimme im Tosen der Luft verlor.

Alle Sommersonntage hatten die Kinder hier auf dem abfallenden Grasrand gesessen.

Schon in aller Frühe, kaum daß die Kirchenglocken ausgeläutet hatten, kamen sie über das Stück Wiese, das zwischen dem Wasser und dem Ziegelfeld lag, zum Rhein her. Hier war ihr Reich, hier wurde jedes andere Kind aus dem Dorf, das sich sehen ließ, mit schnell geworfenen roten Ziegelstücken zurückgetrieben. Stundenlang saßen sie hier, wenig sprechend, sahen den Schiffen entgegen, die sich in der Ferne zeigten, und drehten die Köpfe mit ihnen, bis sie hinter der Ecke des Ufers verschwunden waren. Es war unerklärlich, was das war, was die Kinder hierherzog. Sie gaben keine Auskunft, wenn sie darüber gefragt wurden. Die Eltern hatten ihnen längst verboten hinzugehen, weil es sie unruhig machte, die Kinder nicht lachen und schreien zu hören. Aber die Kinder waren vom Ufer nicht wegzuhalten. Sogar die ganz Kleinen, die noch nicht zur Schule gingen und noch nicht mit arbeiten konnten, hingen sich an die Kleider der Großen und wanderten mit ans Ufer.

Was die Kinder hierherzog und was nur ihnen bekannt war, waren die zwei Wunder, die es hier, in der Mitte zwischen Bonn und Köln, gab. Das war unten, bei Köln, der weiße Dom, der von der Sonne beleuchtet, riesenhaft, wie ein Märchenwerk seine zwei zugespitzten Türme über das Gras der fernen Wiesen erhob, über die sonst nichts von der Stadt herausragte — und das waren oben, über dem unsichtbaren Bonn, die sieben Berge, die sich in einer langen Reihe, in einem blauen Fernduft, rund und doch scharf gezogen in dem weißen Horizont des Himmels abzeichneten. Diese zwei Wunderdinge waren es, die die Kinder, die hier an dem einsamen Ufer saßen, in eine geheimnisvolle, traumähnliche Verbindung mit der unbekannten, fernen Welt da draußen brachten. Sie gaben Kunde, daß da noch etwas war außer dem gelben Ziegelfeld, den Schieferdächern des Dorfes und dem schwarzen Wald dahinter. Dazu kam das Rätsel der Wellen, die, solange die Kinder zurückdenken konnten, da unten vorbeiströmten — woher kamen sie? Wohin gingen sie? Woher kamen die Scharen der wilden Enten, der weißen Möven, die im Winter den Steinrand des Ufers füllten? Woher kamen die Massen der Zugvögel, groß und schwarz wie Wolken, die über den Köpfen der Kinder dahinflogen und über dem wagerechten Strich ferner Weiden verschwanden? Woher endlich kamen all die Schiffe, auf denen Männer umhergingen, Hunde bellten, fremde niegesehene Kinder am Rande standen und herüberwinkten — wo gingen sie hin? Was war da, wie sah es da aus, wo die Türme, weiß wie Zucker, und wo die fremdartigen, blauen Schatten der Berge sich befanden?

Alle diese unerklärlichen Erscheinungen hatten in den Kindern ein merkwürdiges Leben wachgerufen, das sich, den Erwachsenen unbekannt und vor ihnen verborgen gehalten, weiterspann. Eine sonderbare Sehnsucht, ein ungewisser Hang nach dem Weiten, Geheimnisvollen, merkwürdige Gedanken entstanden, denen die Kinder mit großen Augen nachhingen, die nur das eine oder andere von ihnen mit flüsternd hervorgebrachten Worten zum Ausdruck brachte.

Am tiefsten war von diesen halb unbewußten Stimmungen das älteste der Mädchen in Bann genommen, das mit seinem Brüderchen auf dem Schoß dasaß, während ihm auf den Füßen wie ein zusammengerolltes Bündel ein winziger ausgezehrter Hund lag.

Das Mädchen war einen Kopf größer als alle übrigen Kinder, hatte aber ein Gesicht, blaß und so schmal, daß eins der Kinder es mit seinen kleinen Händen hätte ganz bedecken können. Ohne das überreiche, dicke blonde Haar, das ihr in einem Zopf, der so dick wie einer ihrer Arme war, hinten herunterhing, und ohne die merkwürdig großen blauen Augen — das einzige, was an dem Mädchen Farbe zeigte — hätte es eher einem vertrockneten, eingesunkenen Großmütterchen gleichgesehen, hatte die Backenknochen vorstehen, die Stirn und die Hände voll langer, gleichmäßig laufender Falten. So schwach, daß es jedem Bauer, der vorüberging und sie Lehm in die Karren füllen sah, leid tat, wurde sie von einem finster blickenden, selten sprechenden Vater, den auch seine junge schwarzhaarige, sanfte Frau vor einem

Jahr schon verlassen hatte, doppelt scharf zur Arbeit angehalten. Sonntags dann saß sie da, in der Mitte der Kinder, unabläßig die blauen Augen auf die Berge gerichtet, und flüsterte mit fremd anmutenden, sonderbar erregten Worten von alledem, was sie dahinten, hinter den Bergen, sich dachte.

So wurden die Kinder noch erregter, das Traumleben in ihren blonden, eckigen Köpfen noch verstärkt. Mit der Zeit gewannen die runden, blauen Linien der Berge die ausschließliche Herrschaft über ihre Gedanken. Die Augen gingen nicht mehr von den Bergen weg — zumal sie, da auch das große Mädchen noch klein und nicht so klug wie die Erwachsenen war und deshalb doch keine richtige Auskunft geben konnte, immer rätselhafter wurden. Wenn abends bei den Kindern hier die Sonne untergesunken war und ein kühler Luftzug plötzlich vom Wasser heraufkam, dann leuchteten die Berge noch in einem goldenen, strahlenden Glanz. Die Kinder wußten wohl von den Erwachsenen und aus der Schule, daß es Berge waren, das da, da hinten — woraus aber waren sie zusammengesetzt, worauf standen sie? Wie kam es, daß sie nicht umfielen? Warum blieben sie immer an der einen Stelle, gingen nicht weg, kamen nicht näher? Warum standen sie nicht hier auf den Wiesen, zwischen dem Wald und den Weiden? Und was endlich war hinter ihnen? Bis zu ihnen hin konnte man sehen, da war nichts anderes als Äcker und Gras wie hier unten — was aber war hinter den Bergen? Was war das für etwas Geheimnisvolles, das die lange Wand der Berge vor sich hingestellt hatte, damit man es nicht sehen konnte?

Das eine schien den Kindern sicher, daran schien nie ein Zweifel aufzukommen: es war schön da oben, da hinter den Bergen — es war etwas Strahlendes da, was man sich nicht weiter vorstellen konnte. Es mußte etwas der Art da sein; denn Sonntags, wenn die großen, weißen, mit Fahnen geschmückten Schiffe, mit unzählbaren Menschen darauf, den Strom hinauf, den Bergen entgegendampften — dann drang lautes Lachen und Singen, Gläserklingen gedämpft über das Wasser herüber. Es wurde mit dröhnenden Böllern geschossen, wie bei der Dorfkirmeß, Musik spielte — was war es nur, was zu sehen die Menschen sich so freuten? Und abends, wenn die Schiffe zurückkamen, dann war der Jubel noch lauter. Dann brannten tausend bunte Lichter, man lachte und sang noch ausgelassener, die Musik spielte ohne Aufhören, und die Kinder, in den Hemden an den Fenstern stehend, sahen deutlich, wie alle die Menschen miteinander tanzten. Was war es nun endlich, was die Menschen da oben, hinter den Bergen, gesehen hatten und was so schön war, daß sie solche Freude darüber empfanden?

Nun aber kam der Winter — die Zeit der Freudlosigkeit, der lastenden Schwere, des Hungerns und des Frierens. Die Sonntage am Ufer, in der warmen Sonne waren vorbei. Schon rief eine Stimme von den Häusern her: „Ihr Aöster — wat es dat? wollt ihr jlich naoh Huus komme!" Und andere Stimmen, scharf und schneidend, schlossen sich der ersten an: „Waat nor, ech well üch prüjjele, dat die Splitter von üch jonn."

Die Kinder schreckten zusammen. Da war es: schon warfen ihnen die Mütter,

die doch die letzten sonnigen Tage, die Aussicht auf noch lange Arbeit draußen gegeben hatten, freundlich mit ihnen gewesen waren, Schimpfworte entgegen — auch die Mütter fingen schon an, wie der Winter scharf und zornig zu werden.

Schnell standen die Kinder auf, die kleinen faßten mit den Händen nach den Kleidern der großen, und, vom Sturm getrieben, der ihnen im Rücken saß, trippelten alle, bald schneller, bald wieder zögernd, über das Gras und den weiten Lehmboden zu den Häusern hin.

Plötzlich aber schrieen die letzten auf, blieben stehen, hielten die ersten an den Kleidern zurück und starrten hinter sich. Da kam in der Tat eine Gestalt auf die Kinder zu, die sich schwarz und riesenhaft gegen das breite Grau des Wassers abhob. Zugleich heulte der Sturm laut auf, warf sich gegen die Kinder, wollte sie zu Boden werfen. Nun fingen sie alle zu schreien an; einige weinten leise, ruhig, wie schon in ihr Schicksal ergeben.

Aber da kam von der Gestalt ein silberhelles Lachen her, das der Sturm in Stücke riß und davontragen wollte, das aber doch zu den Ohren der Kinder hindrang.

Und mit einemmal waren sie still, nur eins oder das andere gab noch einen Laut von sich — dann liefen sie, immer noch schweigend, zu der Gestalt hin, indem sie sich mit vorgehaltenen Köpfen und an den Leib gelegten Ellenbogen gegen den Sturm stemmten.

Nichts anderes als die Lehrerin steckte in der Gestalt, die immer fröhliche, wie ein Kind schmale Lehrerin aus dem Dorf, zu der die Kinder jeden Morgen und Mittag in die Schule gingen. Aber auch die kleineren kannten sie; denn sie kam öfter zu den Kindern ans Ufer hin — die einzige Geduldete — setzte sich zu ihnen, an den Erdrand, ließ die Beine herunterhängen wie sie und erzählte ihnen Märchen und Geschichten, die sich in uralter Zeit hier am Ufer ereignet hatten. Sie kam immer mit diesem silberhellen, überraschten Lachen, wenn sie die Kinder von weitem sah — deshalb erkannten die Kinder sie auch sogleich daran. Niemand der anderen Erwachsenen lachte so, niemand der anderen ging überhaupt so mit ihnen um wie sie, ohne ein hartes Wort, immer lachend, immer mit den Händen streichelnd, nie schlagend. Deshalb hingen die Kinder auch an niemand so, und die Frauen schimpften deshalb wieder über die Lehrerin.

Als sich die Gestalt aus dem Dunkel löste, war ein junges, schmales und gesundes Gesicht zu erkennen — fein wie der volle, schlanke Körper darunter, wie die weißen Hände, die schmalen Schuhe. Wie aus einem fremden Land gekommen, in einem Kleid aus hellem, weichen Tuch, mit einem Hut, um den ein zierlicher, weißer Schleier gelegt war, stand das Mädchen da, in diesem Land der hageren, breitnackigen und derbfäustigen Männer. Nie überhaupt sah man sie mit noch jemand gehen; immer, wenn einer der Männer zufällig am Strom zu tun hatte, weiter unten, wo nur noch Weiden wuchsen, stand sie auf einem Stein, der schon vom Strom umspült war, und hielt den Kopf auf das Wasser hinaus gewendet.

Die Kinder hingen sich ihr an Hände und Kleid; wo Platz war, drängte sich eine kleine Hand hin, um auch ein Stück der Liebe da, des Lachens da, des Schutzes

anzufassen. Mit jedem Knie, das sie vorsetzte, mußte das Mädchen eine Last Kinder vor sich herschieben.

In einem merkwürdigen Schweigen ging der kleine Zug weiter. Die Lehrerin sprach und lachte wohl; die Kinder aber machten ernste, ängstliche Gesichter und eilten, nach Haus zu kommen.

„Ja, was habt ihr denn, ihr Dummen? Geht doch langsam! Es ist ja so schön, sich so von dem Wind treiben zu lassen — man kommt ja weiter, ohne daß man zu gehen braucht. Und hört nur, wie er heult und uns doch nichts tun kann!"

Keins der Kinder antwortete, hielt ein; alle drängten weiter. Die Furcht vor den zornigen Worten und Schlägen der Mütter war so groß, daß sie nicht einmal davon zu sprechen wagten. Diese Furcht lag ihnen wie ein Stein in der Brust, schnürte ihnen wie etwas Ungeheuerliches, Entsetzliches den Atem ab. Sie hätten den Mund nicht einmal aufgebracht — so fest wurde er von dieser Furcht zugehalten. Zugleich hatten sie ein Gefühl, daß sie vor dieser schönen, so reinen und lustigen Frau nicht von etwas, was so häßlich war, sprechen durften.

„Ach was, jetzt bleibt einmal stehen und seht mal die Berge an! Habt ihr schon so etwas Schönes gesehn?"

Die Kinder drehten die Köpfe hin und blieben dann in der Tat stehen. In dem schwarzen Gewölk war hinten, in der Ferne, eine blutrote Öffnung. Und aus dieser Öffnung brachen dicke, rote Linien wie Strahlen heraus. Die Strahlen glühten wie Dachsparren, die in einer Feuersbrunst stehen. Immer unter der schwarzen Masse der Wolken her gingen sie, wie ein Fächer auseinandergebreitet, nach der Wand der Berge hin. Und die Berge strahlten in einem roten, klaren, feurigen Licht, als ob sie durchsichtig wären und in ein Meer von strahlendem, rotem Licht, das hinter ihnen war, sehen ließen. Alles zeigte sich in einer merkwürdigen Deutlichkeit: Bäume standen da, Wipfel an Wipfel; dazwischen war eine Wiese zu erkennen, die in einer lieblichen Wölbung abfiel und an deren Rand ein Schloß, wie Feuer strahlend, mit hundert Fenstern und Türmen, sich über die Wipfel der Bäume in den schwarzen Himmel hob. Und das alles leuchtete, wie ein Zauber, durch den gelben, dicken Schleier der späten Dämmerung hindurch.

Die Kinder starrten wortlos hin, Augen und Mund weit geöffnet, während ihre Gesichter von dem roten Schein wiederglühten und in dem Schein noch bleicher und schmäler aussahen.

Und schon war alles vorbei: die Wolken schlossen sich; der Sturm trieb dicke, schwarze Massen vor die Berge hin — einen Augenblick noch drangen sie mit ihrer Glut durch die Schwärze, dann war nichts mehr von ihnen zu sehen.

Die Kinder standen immer noch und starrten hin. Die Lehrerin, die ihnen ein wenig verwundert zusah, stimmte ein Lied an und zog sie mit sich fort, weiter den Häusern zu, in denen schon die Lampen angezündet waren.

Plötzlich drehte sich das älteste der Mädchen, das, ihren Bruder an der Hand, vor der Lehrerin herging, um, sah die Lehrerin mit dem vollen Gesicht an und sagte leise, schnell: „Fräulein — wat es hinger de Birg?"

Die übrigen waren erschrocken, atmeten nicht, ließen die Lehrerin los, als fürchteten sie, daß sie erzürnt sei. Nun war unvorhergesehen an das Geheimnis, an das Verbotene gerührt.

Aber das Fräulein lachte nur über den sonderbaren Ausdruck im Gesicht des Mädchens, band dem Mädchen, während sie weitergingen, die Schleife im blonden Haar fest und sagte: „Hinter den Bergen? Ja, da ist freilich etwas, von dem ihr in euren kleinen Köpfen noch nichts wißt. Da ist kein endlos flaches Lehmfeld wie hier und nicht so kümmerliche Grashalme sind da, sondern da geht's anmutig Wiesen hinauf, Wiesen hinab, Bäche sprudeln lustig zu Tal und alles ist eine einzige Fülle von Obst und Trauben — dicken, blauen Trauben. Und wo doch noch ein Fleckchen dazwischen frei ist, da stehen Blumen — Rosen, rot und weiß und so dick wie eure Köpfe, und Tulpen und Lilien. Hei, was das ein Duft ist! Da solltet ihr einmal eure Nasen hineinstecken! Und wie die Vögel da singen — bunte, geschwinde Vögel, nicht so grau und langweilig am Boden hüpfend wie unsere Spatzen hier. Sie singen vom Morgen bis zum Abend; denn sie haben Zeit genug, brauchen nicht lang ihr Futter zu suchen. Und die Menschen, die singen noch lauter und noch fröhlicher als die Vögel. Da gibt es keine solchen, die so dumm sind oder so böse, daß sie kein Wort von sich geben den ganzen Tag — ihr wißt schon, welche ich da meine im Dorf. Da gibt's auch keine, die streiten oder die andern schlagen. Da hört man nichts als fröhliches Lachen — hoch von den Felsen herunter und weit vom Strom her klingt es den ganzen Tag. Und die Kinder — wie die erst lustig sind! In jedem Obstbaum sitzen ihrer ein Häuflein, drei oder sechs — aus jedem Wald heraus hört man ihre hellen Stimmen, wenn sie sich im Spiel zurufen. Ja, da solltet ihr einmal auf einen der Berge klettern und von oben in dieses Land hinuntersehen!"

Die Kinder schwiegen, indem sie die Beine immer schnell dicht eins vor das andere setzten. Denn wenn die Pausen nach jedem Schritt, wo nur ein Bein die Erde berührte, zu lange gedauert hätten, dann wäre es leicht geschehen, daß der Sturm die ganzen Kinder davongetragen hätte. Zwei von ihnen gingen, eins an der rechten, eins an der linken Hand der Lehrerin. Die übrigen hielten sich das eine an der Hand des andern, so daß sie zu beiden Seiten der Lehrerin Flügel bildeten, deren Enden, vom Sturm getrieben, der Mitte ein wenig voraus waren. Und bei den Worten der Lehrerin drückte eine Hand die andere fest, wie in Angst, im Schutzsuchen.

Die Lehrerin sah nach rechts und links zu all den Gesichtern hinunter und lachte hell auf: „Ja, glaubt ihr es nicht? Ei, ich bin ja selber da zu Hause, ich komme ja daher, es ist ja meine Heimat da! Aber das alles ist noch nichts. Geht nur ein Stündchen weiter, da liegt ein Land, das heißt Schlaraffenland — habt ihr von dem schon gehört? Nur ein Stündchen hinter den Bergen — dann seid ihr mitten darin. Denkt euch: da fließen alle Bäche voll süßer Milch und gelbem Honig. Und der Honig ist so dick, daß der Löffel darin stecken bleibt. Und wenn es regnet, dann regnet es Reisbrei, und der Zucker und Zimmt fällt auch gleich mit hinunter. Da

fliegen gebratene Tauben durch die Luft, und wenn ein Kind den Mund aufmacht, so sitzt sie ihm auch schon darin, und es braucht nur noch zu beißen und zu knacken. Und Schweinchen laufen umher, rund herum gebraten, goldbraun und knusperig, wie es die beste Köchin nicht besser könnte braten. Denen steckt Messer und Gabel gleich im Rücken, und sie bleiben von selber vor den Kindern stehen, und die Kinder dürfen sich herunterschneiden so viel sie wollen. Und wo ein Stein an der Erde liegt, da braucht ihr nur euer Sacktuch auszubreiten, dann steht gleich das schönste Essen vor euch — Fische, Braten, Kuchen und süße Speisen mit rotem Saft darüber, und auch eine Flasche Wein steht daneben, die in der Sonne funkelt, als wenn sie aus lauter Gold wäre. Alles, was die Kinder da sich wünschen, das fliegt ihnen zu — so schnell, daß sie nicht einmal merken, woher es eigentlich kommt. Will eins ein kleines Pferd mit Glocken am Hals — flugs sitzt es schon darauf. Will eins ein Schifflein, ganz aus Gold und mit bunten Fähnlein, um auf den Rhein hinaus zu fahren — so sitzt es auch schon drin, und die Fische im Wasser schwimmen mit und funkeln alle vor Gold und Sonnenschein. Da ist es immer Sommer und warm, und immer ist es Tag, so daß die Kinder sich nicht im Dunkeln zu fürchten brauchen. Das Christfest aber feiern die Kinder da oben zweimal im Jahr — ihr müßt nämlich auch wissen, daß da nur Kinder wohnen — es gibt gar keine großen Leute da, nur Kinder, alle mit dicken, roten Backen und goldenen Haaren. Wenn die Kinder sich mit der Hand übers Haar streichen, dann ist die Hand ganz voll Gold. Und was für wunderschöne Kleider die Kinder anhaben! Wenn da ein Mädchen nur in Kattun oder Wolle daherkommt, dann lachen die andern es aus, und wenn es auch hier die feinste von allen wäre. Denn da wird nichts als weiße Seide getragen, weiße, knisternde Seide. Und Flügel sitzen an jedem Kleid hinten — damit können die Kinder fliegen, wohin und so hoch sie nur wollen. Und drei, zwei Mädchen und ein Junge, die sind einmal so hoch geflogen, daß die andern, die unten standen, sie gar nicht mehr sahen; sie sind auch nie mehr wiedergekommen, und man muß deshalb annehmen, daß es da oben, wo sie hingeflogen sind, noch viel schöner ist als unten, weshalb sie nun nicht mehr zurückwollen."

Das junge Mädchen hatte das alles anfangs mit klarer, lachender Stimme erzählt. Aber nach und nach — vielleicht durch die merkwürdige Stimmung des Abends, die Einsamkeit des Landes rundum, die Stille der Dunkelheit, das Sausen des Sturmes, durch die rätselhafte, schweigende Aufregung der Kinder, durch ihr Mitleid endlich mit diesen Kindern — nahm ihre Stimme einen sonst nie von den Kindern gehörten, leisen, tiefen, erregten Klang an, so als ob die Erzählerin selber an ihre Erzählung glaube und selber aus diesem Land, wo das Schicksal sie hinvertrieben, sich hinaussehne nach jenem Wunderland da — — oder schien dies alles den Kindern nur so?

Nun aber wurde die Lehrerin unterbrochen durch neue Rufe von den Häusern her, die wie zischende Pfeile, gegen den Sturm geschossen, heranflogen, verflatterten, in irgend einer Ferne noch einmal auftauchten. „Soll ich üch holle komme — ihr Teufelspack — ich rießen üch dä Kopp vom Hals —"

Die Lehrerin war für einen Augenblick selber erschrocken. Dann aber lachte sie mit ihrem alten, silberhellen Lachen, hielt die Hände an den Mund: „He! Sie sind ja bei mir — es geschieht ihnen nichts —". Sie küßte das älteste der Mädchen, das bewegungslos, den kleinen Bruder immer an der Hand, mit keuchendem Atem dastand, schnell auf die Stirn, versuchte ihr noch flüchtig ins Gesicht zu sehen. Dann drückte sie von dem Haufen der anderen, so viel sie umfassen konnte, an sich, glättete mit der Hand schnell ihr Haar, hob ihre Röcke hoch und eilte mit langen, leichten Schritten über die Schollen der Äcker den Lichtern des Dorfes zu, war nach wenigen Augenblicken schon in der Finsternis verschwunden.

Die Kinder liefen, ohne noch ein Wort zu sprechen, nur die Geschwister eines nach dem anderen rufend, über das Ziegelfeld hin, stolpernd, hier und da an Bretter und Fässer stoßend, aber ohne sich aufzuhalten, vom Sturm mit den rischelnden Blättern und den ersten, schweren Regentropfen zusammen vor sich her gejagt.

Bald war das kreischende Schelten der Frauen und das klappernde Geräusch von schnell mit den flachen Händen ausgeteilten Schlägen zu hören, aber kein Widerwort, kein weinender Laut der Kinder.

Bei dem rauschend und unaufhörlich niederströmenden Regen der nächsten Tage sahen sich die Kinder nur auf dem Weg von den Häusern nach der Schule und von der Schule zurück nach den Häusern. Da war denn eins oder das andere, das einen aufgespannten Regenschirm trug. Um das herum sammelte sich ein Haufe der andern, die sich fest an das Kind in der Mitte anschlossen, sodaß der Regen nur an ihren äußern Armen niedertroff.

Der gewöhnliche Weg, durch die Räder der Karren von selber entstanden, war nur noch ein Sumpf, aus dessen gelbem Brei rote Steine und Strohhalme herausſahen. Deshalb gingen die Kinder über das Gras. Aber auch da hatten sich Seen und Bäche gebildet, über die sie hinüberspringen mußten, schnell, um wieder unter den Schutz des Schirmes zu kommen.

Das alles geschah in einem unveränderlich gleichen, merkwürdigen Schweigen. Sonst hatte der Regen sie nie abgehalten, sich gegenseitig ins Wasser zu stoßen, unversehens den Schirm wegzuziehen, sodaß alle darunter übergossen wurden, in der Geschwindigkeit kleine Brücken und Dämme aus Lehm zu errichten, Schiffe aus Papier zu bauen, die sie schwimmen ließen. Nun aber gingen sie, in einzelnen Gruppen, alle wortlos und gleichmäßig trippelnd, daher. Daß dabei in allen Köpfen derselbe Gedanke lebte, stellte sich heraus, als das älteste Mädchen auf einen Steinhaufen kletterte und nach der Richtung Ausschau hielt, in der sonst die sieben Berge zu sehen waren. Gleich kletterten alle hinterher und sahen ebenso in den grauen Regen hinaus. Aber keines sprach dabei. Es lastete immer eine sonderbare Furcht auf allen, von dem Geheimnisvollen, Unbegreiflichen zu sprechen, von dem ihnen erzählt worden war, das sie, ohne nur einmal zu zweifeln, vollkommen ernst nahmen und das da hinten lag. In der Schule, wenn sie in den Bänken saßen, unter die Kinder des Dorfes verteilt, hielten sie die Augen unaufhörlich auf das

Gesicht der Lehrerin gerichtet, um da ein stilles Einverständnis zu lesen, ein Gestehen, daß alles wahr sei, ein Wissen von neuen, noch größern Wundern. Aber die Augen da gingen über die Reihen der Kinder weg in der alten Fröhlichkeit, die den Ziegelkindern nun etwas Fremdes, Kaltes zu haben schien, suchten nur nach Faulen und Schwätzern. Der Mund da, aus dem doch jene geheimnisvollen, strahlenden Worte herausgekommen waren, öffnete sich nur noch zu trockenen, einzeln ausgesprochenen Buchstaben, zu Zahlen und wieder Zahlen, und einmal sogar zu einem Schelten.

Dadurch waren die Kinder nun auf sich selber gestellt, hatten keinen Freund mehr; niemand war mehr, den sie fragen mochten und der auf ihre Fragen Antwort gegeben hätte. So fingen die Gedanken hinter den noch kugelig gewölbten, unfertigen Stirnen von selber zu arbeiten an, gerieten in eine Hast, in ein Fieber, in dem alle Bilder und Vorstellungen riesenhafte Umrisse annahmen. Immer unter dem Druck des tiefen Ernstes, mit dem die Kinder nach wie vor in sonderbarer, komischer Weise an das erzählte Märchen glaubten, hörten die Gedanken nicht mehr auf zu arbeiten; bei Tag und Nacht wälzten sie sich in den zarten, zu keinem Widerstand fähigen Gehirnen herum; sprangen einzeln, dann von allen Seiten zugleich auf, riefen immer neue nach, türmten sich schließlich zusammen und trugen auf ihrer Spitze nur noch den einen Gedanken: „Herrjott! könnt mer doch dosen, hinger de Birg!"

Noch war der Gedanke kalt, starr, ohne Leben, ohne Bewegung und Kraft. Aber schon brannte unter ihm etwas wie ein Feuer, auf das er gestellt schien und das ihn langsam und unaufhaltsam erwärmte. Er stieg auf wie Wasser auf dem Ofen, vergrößerte seinen Umfang, fing an Leben zu gewinnen, zu rauschen, zu springen, kochte schließlich wild auf und tobte mit einer unerklärlichen, unwiderstehlich drängenden Kraft.

Die Glut in den Köpfen wäre wohl in den Augen der Kinder zu sehen gewesen, die einen Glanz zeigten, den sie nie gezeigt hatten; aber es war niemand da, dem es wert genug gewesen wäre, auf die Augen der Kinder zu achten.

Und es war diese Kraft, die die Kinder eines Abends in der Stille und dem Dunkel eines Schuppens zusammenbrachte. Ohne daß Zeit und Ort ausgemacht war, fanden sie sich alle nach dem Abendbrot ein, während die Männer um den Tisch in einem der Häuser saßen, tranken und würfelten. Jeden Augenblick ging die Brettertür leise auf, und eins der Kinder, mit vom Regen genäßten Haaren, trat ein. Und weil auch durch das Dach des Schuppens hier und da der Regen drang, setzten sie sich unter die Karren, stellten Bütten halb auf, bauten Dächer von Brettern über sich.

Nur die größeren unter den Kindern waren gekommen, die ganz kleinen schliefen schon; die Mütter glaubten auch die größeren schlafend. Durch das eine Fenster des Schuppens drang der Lichtschein von den Häusern herein, sodaß Gesicht und Hände von jedem, und was eines Weißes an sich hatte, zu erkennen war.

Über gleichgültige Dinge sprachen sie; das hatte neue Schuhe erhalten, die einem

größeren Bruder zu klein geworden — dieses hatte eine Katze mitgebracht, die ihm draußen zugelaufen und die es in seine Schürze gewickelt hatte; ein Mädchen — so klein, daß, als die Bütte, unter der es saß, ihm über den Kopf fiel, es nicht einmal mit dem Kopf anstieß — zog den größeren Mädchen an den Röcken und bat in einem eigensinnigen, flüsternden Ton um ein Stück Brot.

Von den Häusern schallte das Lärmen der Männer durch das plätschernde Geräusch des Regens hindurch herüber. Hin und wieder stiegen laute, streitende Stimmen über den allgemeinen Lärm empor.

Endlich kam das älteste Mädchen, mit dem Bruder an der Hand. Beider Füße waren nackt und von Lehm bedeckt — ihrem Vater war noch nicht der Einfall gekommen, den Kindern Schuhe zu geben, und selber wagten sie nicht darum zu bitten. Das Mädchen lachte, etwas Geheimes andeutend, indem es den großen hagern Mund breit zog und mit den Augen ein Zeichen gab, still zu sein. Sie mußte die Tür noch einmal öffnen, um den Hund hereinzulassen, der, alle Winkel durchsuchend, wie ein gelber Fleck durch das Dunkel des Schuppens schwankte. Dann drehte sie eine Bütte um und setzte sich darauf, zog die nassen Füße unter die Wärme des Rockes, nahm den Bruder wie immer auf den Schoß und ließ den Hund wie immer sich auf ihre Füße legen. Auch ein paar der andern kamen noch zu ihr und setzten sich auf den Rand der Bütte, indem sie die Große mit den Armen umschlangen und die Köpfe an ihren Rock lehnten.

Eine Weile hörten alle dem Streiten draußen zu, das immer drohendere Laute annahm. Man hörte entsetzliche Flüche und das Schlagen der Fäuste auf den Tisch.

Mit einem Mal kamen von der ältesten helle, sonderbar jauchzende Worte her, ohne daß sie eine Bewegung dazu machte: „Saht — ech weiß dä Wäg!"

Keine Stimme antwortete; alle wußten, wovon das Mädchen sprach.

„Saht — ech jonn, morje oder üvvermorje. Ech jonn hen, ech blieven net mieh he."

„Weiß du dä Wäg?" flüsterte eine Stimme irgendwoher.

„Och — ech jonn emmer am Wasser vürbei — einmaol moß ech esu doch henkumme."

Ein Junge, der einen Ziegelstein in der Hand trug, ohne daß der Zweck ersichtlich war, kroch unter einer Karre her auf das Mädchen zu, faßte sie an den Arm und sagte in komisch kurzer entschlossener Weise: „Ech jonn met dir, Marieche."

„Nä", erwiderte sie nach einer Weile, „ech jonn allein, du kanns net esu weit jonn — et sen jeweß vier Stond."

Der Junge ließ den Arm los und blieb bewegungslos stehen, schien nichts mehr sagen zu wollen. Dann aber setzte er sich an die Bütte nieder und sagte trotzig: „Ech jonn doch met."

Ein leises Weinen kam von einer Karre her, auf der oben ganz allein ein Mädchen saß, mit einer blauen Schürze, auf die gerade der Lichtschein fiel: auch der Kranz von strähnigem, weißen Haar, der rund um ihren Kopf lag, war deutlich

zu sehen. Jetzt verschwand der Kopf aus dem Licht — es hatte den Anschein, als ob ihn das Mädchen in ihren Schoß senke, um da unten in der Dunkelheit besser weinen zu können.

Marieche sah nach der Karre hinauf, zögerte, fragte aber dann: „Woröm kriesch du? Saag —"

„Ech well och metjonn — lommich doch, lommich doch" — weinte die leise Stimme.

Die große überlegte, zog ihren Zopf durch die Hände, um das Wasser herauszudrücken. „No jo — jod — du solls metjonn. On och du", sagte sie zu dem Jungen, „ihr sollt alle zwei metjonn — ävver ihr dörft et keinem verraode, et moß janz onger ons blieve, ihr dörft kein Waörtche redde dovon."

Der Junge sprang auf, sprang umher. Man hörte ihn mit dem Kopf und den Schuhen an den Geräten anstoßen. Er atmete so erregt, daß er anfangs kein Wort herausbrachte. Schließlich rief er: „All — all möt ihr metjonn — mer jonn all zosamme — morgen en der Fröh — ech trekken ming Sonndagsschohn aan."

Aber nirgendwo regte sich eine Zustimmung. Nur das knisternde Geräusch der Kleider ließ darauf schließen, daß hier und da sich ein Kind bewegte.

„Weiß it sicher dä Wäg?" zitterte es schließlich in einer entfernten Ecke.

Marieche flocht mit hastigen, trotzigen Händen an ihrem Zopf. „Nä, näh — mieh net, mieh net! Mer jonn allein, mir drei! Wenn ihr all dobei seid, dann wird et verraode — dann merken se't, dann kumme se hinger ons her."

Plötzlich ging der Lärm draußen in ein Toben über. Eine kreischende Stimme war zu hören, die, obwohl sie von einem Manne kam, in der Wut so hoch klang, als ob sie von einer Frau herrühre. Eine andre Stimme warf in kurzer, regelmäßiger Folge lachende, höhnisch klingende Töne dagegen, die den Tönen einer Ziege, die Salz will, ähnlich waren. Zugleich gab eine Anzahl anderer Stimmen ein zischendes Geräusch von sich, wie es die Dorfkinder von sich gaben, wenn sie die Hunde gegen die Ziegelkinder aufhetzten. Dann schlug eine Tür auf, das schallende Geräusch schneller Schritte erklang, die durch den Regensumpf liefen.

Der Junge mit dem Ziegelstein kletterte geschwind auf den Karren hinauf, öffnete das Fenster und steckte den Kopf hinaus. „Hei," rief er, „et es minge Vatter, er lööf däm Rudkopp naoh — er es schon bei im, er pack in schon." —

Man hörte einen dumpfen Fall, dann war mit einem Mal alles still.

„Er hät in jestoche, me'm Metz", rief der Junge, stolz, fast freudig, „äh, minge Vatter es stärker als üere all."

Die andern Kinder waren aufgestanden, hatten sich in einen Haufen zusammengedrängt, standen um die älteste her, steckten die Köpfe eins in die Kleider des andern — der ganze Haufen zitterte, als wenn er umfallen wollte, weinte leise.

Der Junge, von der Stille betroffen, stieg von der Karre herab, trat hinzu, sah alle weinen, schien nun die Bedeutung des Ereignisses zu erkennen, fing auch mit zu weinen an, lauter als die übrigen.

Ein anderer Junge, der Sohn des Gestochenen, der wie der Vater rote Haare hatte, begann daraufhin, mit offenem Mund laut zu heulen.

Und jetzt weinten alle, laut, mit schluchzenden, abgebrochenen Tönen.

Da drängte sich Marieche durch und rief mit ihrer hellen, klaren Stimme: „Jöp — Sting — ühr zwei! Vorwärts — mer jonn jetzt, mer maachen ons op dä Wäg — mer jonn net ens mich naoh Huns, mer jonn naoh de sivve Birg." Die Häßlichkeit dessen, was draußen geschah, schien in dem Mädchen den plötzlichen Entschluß hervorzurufen.

Sofort war alles still. Alles blieb stehen, wie es stand, drehte nur die Köpfe nach dem Mädchen hin, hob die Arme in die Luft, ganz erschrocken, in äußerster Spannung.

Aber die zwei, denen der Ruf galt, regten sich nicht, versteckten sich hinter die Wand der vor ihnen stehenden, antworteten nicht.

Ohne noch eine Sekunde zu warten, faßte Marieche ihren Bruder fester an der Hand, der sich, ohne zu verstehen, ohne zu fragen, vertrauend wie ein Blinder an die Schwester schmiegte. Dann pfiff sie dem Hund, wandte sich, schritt zur Tür, öffnete die Tür, zog den Rock eng um die Knice zusammen und ging mit festen, langen Schritten, ganz andern Schritten als sonst, in die Nacht und den Regen hinaus.

Die Kinder drängten alle in die Tür, standen da, Kopf an Kopf, sahen dem Mädchen nach, wie sie daherging, wie die Lichtstreifen aus den Häusern auf sie fielen. Aber mit einemmal lief eins, dann ein zweites, dann alle, in einer lautlosen, entsetzten Eile hinter dem Mädchen her, hängten sich an sie, flehten, nicht mit Worten, nur mit großen, aufgerissenen Augen und zuckenden, geöffneten Lippen.

Marieche sann wieder eine Weile nach, streichelte einigen über die Köpfe, wie sie es von der Lehrerin gesehen hatte, und dann begann sie mit einer ruhigen, klaren Bestimmtheit: „Saht" —

Es lag etwas Unausgesprochenes, Verheißungsvolles schon in dem ersten Wort, sodaß alle zu ihrem Gesicht aufsahen.

Sie stand im Kreis der andern, ließ die Arme am Leib hängen, legte den Kopf schief auf die Schulter, in einer Art Verlegenheit, so, unter den Blicken aller, etwas was Bedeutung hatte, sagen zu müssen. Aber dann hob sie die Arme wie ein Redner, streckte den Kopf vor, wie um mit ihrer Stimme näher an den fremden Gesichtern zu sein und sagte: „Saht — mir jonn all zosamme. Nömmes bliev zoröck. Ech han mir alles üvverläág — all jaoht ihr met mir. Do sollt ihr dä Hunig on die Druwe sin, do welle mer wüße Kleider aandoon on dä janze Dag spazeere jonn. Do welle mer die Büjjel singe hüre on dene Fesch em Wasser zosin. On — saht — do sen noch esu vil ander Kinder — die han all wüße Kleeder aan — die sen all wüß wie Prinzessine. Die kumme ons entjäje on zeijen ons alles, on dann pflöcke mer ons Druwe on laache on spille zosamme — dä janze Dag. Do bruche mer net zo arbeede, nömmes schläg ons do." —

Das alles sagte sie immer in dem merkwürdigen, feierlichen, fast komischen Ernst, der alle Kinder erfaßt zu haben schien, während nur sie ihm Worte zu geben

vermochte, begeistert auch von Dingen, die sie sich in ihrem Gehirn außer den ausgesprochenen noch vorzustellen schien. Sie atmete tief auf und legte sich die Hand auf die Brust, als ob sie da einen Schmerz verspüre. Ihre Augen waren noch größer als sonst und starr; sie sahen über die Köpfe der Kinder weg immer in die Richtung der Berge hin, wie wenn sie schon in die Wunder da hineinsähen. Dabei ging ein Licht von ihnen aus, verschwand, kam immer wieder.

Nun hob das Mädchen die Beine und schritt aus, ohne Zögern, ohne einen Zweifel, ob alle ihr folgten.

Und wirklich blieben alle Füße, ohne ein Zaudern, neben und hinter den ihren, wie von den ihren mitgezogen, traten in die Regenlachen, leise wegen der Nähe der Häuser und doch deutlich in der Nacht zu hören.

Schon war der Zug an den Häusern vorbei, schritt den Hang von dem tiefen Ziegelfeld zu dem höheren Grasboden hinauf—immer schweigend, Fuß an Fuß, Atem an Atem. Jedes ging für sich allein, niemand hielt sich an einem anderen fest, wie ganz ausgefüllt von dieser Kraft und diesem Selbstvertrauen. Keines wandte den Kopf, um noch einmal zurückzusehen. Ohne Zögern verließen sie die Heimat, das Lehmfeld, die Ziegelhäuschen, Väter und Mütter. Immer weiter schritten sie, kamen schon an den einzelnen Baum, der das letzte war, was sie von ihrem Platz am Ufer zu sehen vermocht hatten. Nun traten sie schon auf fremden Boden, mußten an einem Zaun entlang, den sie nie gesehen.

„Nur net schnell jonn," sagte Marieche, mit Bruder und Hund immer vorne, „schnell jonn macht möd. Mir han ene weite Wäg — janz jeweß vier Stond — do moß mer langsam jonn on nie stonn blieve. On emmer am Wasser vürbei — sulang mer dat Wasser nevven ons han, sen mer rääch."

„Wat es?" fragte ein Mädchen, das ein kurzes Bein hatte und deshalb hinkte, aber vor allen anderen gleich hinter der Führerin war, „darf der Hond och en't Land erein?"

„No jo," sagte Marieche überlegend, „der Hond es doch noch kleiner als e Kind — nur Jruße dürfe net erein."

Sie kamen durch Weiden, die schon ganz ohne Blätter waren und ihnen beim Vorgehen mit nassen Schlägen unaufhörlich ins Gesicht schlugen. Sie mußten immer eins hinter dem anderen gehen, um durch das Gebüsch zu dringen. Marieche zählte alle — es waren ihrer zwanzig. Sie ließ die Kleinsten in die Mitte treten und stellte ein Mädchen, das die breiteste und stärkste von allen war und sich nicht fürchtete, ans Ende des Zuges, damit keins der Kinder verloren gehe. Sie selber schritt an der Spitze gemach und gleichmäßig aus.

So ging es immer weiter. Ein jedes hielt die Arme vors Gesicht, den Kopf gebückt; jedes nahm die Weiden dem vorhergehenden aus der Hand und gab sie dem nachkommenden, damit sie nicht schlugen, ein jedes horchte unablässig, immer in Angst um den Weg, nach dem Rauschen des Rheins hin, das von dem Plätschern des Regens nur schwer zu unterscheiden war.

Von Zeit zu Zeit kam ein Ruf von dem Mädchen am Ende her, um Sicherheit zu geben, daß die Verbindung der langen Reihe noch bestand. Oft auch trat eine Stockung im Zuge ein, sodaß die letzten einen plötzlichen Stoß bekamen, oder wenn die vordern so schnell gingen, daß die hintern nicht nachkamen.

Dazwischen war das leise Lachen eines Jungen zu hören, der sich aus seinem roten Sacktuch einen Hut gemacht hatte und schnell und unbesorgt weiterschritt, sodaß er dem Mädchen vor ihm ein über das andere Mal auf die Fersen trat. Da keins ihn nach der Ursache seines Lachens fragte, fing er von selber an. „Saht — ech wönschen mir e Flaütche — der Vatter hät mir ming aal avjenomme, ävver ech well e neu, ech well flöte — — wat, do küt der Vatter doch net hen?"

Jetzt fingen alle an, sich auszumalen, was sie sich wünschen, wie sie jeden Tag verbringen würden. Es entstand sogar ein kleiner Streit in der Mitte, da zweie dasselbe wollten und nicht anzunehmen schienen, daß im Schlaraffenland ein Ding mehr als einmal vorkomme. Was aber allen Wünschen gemeinsam war, was als der letzte, eine, große Wunsch übrig blieb, war: sich einmal so recht satt und voll zu essen, einmal den ganzen Tag nichts anderes zu tun brauchen, als zu essen und nur zu essen.

Aber die Große vorne sprach laut in die anderen Stimmen hinein, sodaß sofort Stille entstand. Sie blieb dabei nicht stehen, sondern drehte nur den Kopf nach den hinteren um: „Nä — ihr — esu möt ihr net denke. Ech — ech jonn net nur wäje mir hen, ech jonn och wäje mingem Vatter hen. Wenn et wirklich esu schön do es on mer alles han kann, wat mer well — dann nemmen ech nen jrußen Sack on donn von jedem jet erein. On dä brengen ech däm Vatter. Denn ech weiß wahl, woröm er esu drurig es on nix sprich: er hät kein Jeld wie die Buere em Dörp. On och jedem von üch singe Vatter — all sen se drurig, all han se kein Jeld, mösse arbeede on emmer arbeede on könne sich doch kein neu Jack koofe, könne doch net met däne ander Leut op dä schöne Schiffe fahre. On die Fraue — die han kein Fleisch on kein Nix zom koche wie die Buerschfraue. Nä, dat es secher: die jingen och jän met ons, all, all, och die Wiever — ävver sie könne net, nur mir Kinder dürfen en't Land do. No jo, on deshalv mösse mer ine jet brenge von all däm Richdhom — oder mer zeijen ander Kinder dä Wäg, die sollen et hendrage."

Die Kinder schwiegen, gingen lautlos weiter. Vor ihnen stand die Not der Eltern, von der sie zum erstenmal hörten, wieder in den riesenhaft vergrößerten Umrissen, die alle Vorstellungen bei ihnen annahmen. Sie waren erschrocken, bedrückt. Dann wachte das Mitleid in ihnen auf, das eigene Leid trat zurück: ja, schnell machen, nicht stehen bleiben, nur hinkommen, den Eltern von all dem, was da oben war, mitgeben, damit sie auch mit den anderen Menschen auf den strahlenden Schiffen fahren konnten, damit sie sich neue Jacken und Fleisch kaufen konnten.

Und wirklich, trotzdem ihre Beine begannen, sich schon nicht mehr so leicht vom Boden zu heben und zu schmerzen anfingen, schritten sie nun noch eifriger weiter aus.

Ein Junge, unter den letzten, mit sauber geschnittenem Haar und weißem Kragen um den Hals, auch wärmer gekleidet als die anderen, fing zu weinen an. Seine Mutter war im Dienst — irgendwo, die Kinder wußten nicht, wo. Sie kam nur jeden Sonntag Mittag über die Äcker her, einen kleinen Korb am Arm, und ging abends wieder in derselben Richtung zurück. Sie nahm zu Hause den Jungen auf den Schoß, gab ihm aus dem Korb zu essen, Brot und Butter, wusch ihm die Hände, kämmte ihm das Haar, steckte ihm ein neues Tuch in die Tasche. Und nun sollte die Mutter, die heute noch dagewesen war, am nächsten Sonntag wieder kommen und er, der Junge, sollte nicht mehr da sein, sollte nicht auf ihrem Schoß sitzen können! Er blieb stehen und wollte nach Haus. Aber die älteste vorne kam zurück, nahm ihn bei der Hand und führte ihn einem der größeren Mädchen zu, gab seine Hand in die Hand des Mädchens: „Süch — et Trina nimmb dich op dä Schuß, am nächste Sonndag!" Und der Junge wischte sich die Tränen ab und ging weiter.

Auch der, der die Schuhe des größeren Bruders zum erstenmal trug, auf die er so stolz gewesen war, wollte nicht mehr mit: sie waren ihm zu weit, jeder blieb am Boden, wenn er den Fuß hob, und schnitt ihm, wenn er den Fuß niedersetzte, hinten in die Ferse.

Aber die Mädchen lachten ihn aus: immer waren es die Jungen, die weinten — aber sie, die Mädchen, sie klagten über nichts, sie waren keine kleinen Kinder mehr, waren schon ganz erwachsen! Flugs zog der Junge die Schuhe aus, warf sie sich an den zusammengeknüpften Riemen über die Schulter, sodaß einer vorne und einer hinten hing, und schritt tapfer mit nackten Füßen durch den Regen, wie Marieche und ihr Bruder.

Sie waren aus den Weiden heraus, gingen, in einer Reihe nebeneinander, die Große wieder in der Mitte, über hochaufgeworfene Ackerfurchen, stolperten, fielen hin und hielten sich schließlich gegenseitig an den Kleidern fest, um sich nicht zu verlieren. Denn die Nacht war so schwarz geworden, daß eins nur die nächsten zwei erkennen konnte, die rechts und links neben ihm gingen — von den anderen waren nur die unveränderlich trippelnden Schritte, hin und wieder ein Husten, ein Keuchen, ein ängstliches Rufen zu hören.

Marieche hatte jedem eine Zahl gegeben und rief von Zeit zu Zeit, ohne stehen zu bleiben, alle Zahlen mit lauter Stimme aus. Dann erfolgte auf jede Zahl ein lautes: „Hee!"

Der Regen strömte weiter und weiter, ohne schwächer und ohne stärker zu werden, in einem mitleidlosen Gleichmaß. Den Kindern lagen die Haare längst so glatt um den Kopf wie ein dünnes nasses Tuch, von dem Zipfel auf allen Seiten herabhingen. Und von den Zipfeln rieselten unablässig kleine Bäche jedem übers Gesicht, drängten sich zwischen Kleider und Körper und liefen kalt am Leib hinunter. Aus jedem Ärmel troff das Wasser in dicken Strahlen zur Erde. Es war längst nicht mehr möglich, sich mit den Ärmeln das Wasser aus dem Gesicht zu wischen.

Und doch ging der ganze Zug ohne Zögern weiter, ohne schneller zu werden, ohne langsamer zu werden, obwohl eine Stunde der anderen folgte und obwohl die eine ebenso naß, ebenso schwarz, ebenso unendlich lang war wie die andere. Aber es lebte eine Kraft in den Beinen, die die Beine hob und wieder hob, die von der Großen in der Mitte, die von jedem der anderen rechts und links auszuströmen schien, die die kleine, stumme Schar unaufhaltsam, wie ein Wind, der im Rücken saß und das Gehen leicht machte, vorwärts schob.

Auf die Äcker folgten Weiden, auf die Weiden wieder Äcker — es war ein immerwährendes Wechseln, nur das Rauschen des Stromes, das eintönig aus der undurchdringlichen Dunkelheit drang, blieb unverändert, unterdrückte jede verschwiegene Angst, jeden ängstlich ausgesprochenen Zweifel, ob der Weg noch der richtige war.

Die vier Stunden waren längst vorbei, und immer noch schritten sie aus, ohne gegen die Wand der Berge zu stoßen.

Einmal hörten sie von irgend einem Dorf, abseits im Lande, her hallende, vom Regen halb überrauschte Stundenschläge. Das war die Zeit, wo ihnen im Sommer schon die Mutter die Decke vom Bett, in dem sie zu zweien und dreien schliefen, wegzog, wo sie aufstehn und, ehe sie zur Schule gingen, im Lehm arbeiten mußten — die Zeit, wo es im Sommer schon Tag war. Gingen sie so lange schon? Aber nun konnte doch auch der Tag nicht mehr weit sein. Und wenn der Tag da ist, wenn diese schwarze, unheimliche, furchtmachende Dunkelheit gewichen ist — dann werden sie um sich sehen können, dann werden die sieben Berge ganz nahe vor ihnen sein, sodaß sie sie mit den Händen anfassen können.

Und immer weiter — Fuß vor Fuß, alle die Köpfe vorgestreckt und in die Finsternis spähend, nach den Bergen hin. —

Und da zeigte sich zu ihrer Linken ein weißer Streifen, so breit wie eine Hand, der nicht allmählich gekommen, sondern mit einem mal da war. Das Schwarz um sie her wurde zu einem Grau, das in wogender Bewegung schien, so als ob unzählige schwarze Punkte und unzählige weiße Punkte sich, wie Mücken, die einen um die andern drehten. Der Streifen wurde so schnell breiter, daß man ihn wachsen sehn konnte. In dem Weiß waren schon die Umrisse ungeheurer Wolkenstücke zu erkennen; zugleich wehte den Kindern plötzlich eine kalte Luft durch die nassen Kleider durch an den Leib.

Schon sahen sie auch eine Strecke weit auf den Strom hinaus, der sein Wasser vorbeischob wie am vorigen Tage, so als ob sich in der Nacht nichts ereignet hätte. Der Ackerboden zu ihren Füßen aber ging so weit, als das Grau sie sehen ließ, schien ohne Ende, neben ihnen, hinter ihnen und vor ihnen.

Krähen flogen auf, flogen mit dem Zug, als gehörten sie dazu, hätten sich auch mit verabredet, in das neue Land zu gehen.

In dem Weiß des Streifens, der wuchs und wuchs, zeigten sich nun einzelne Bäume, entblättert, stumpf — einsame, rätselhafte und uralt scheinende Weidenstämme genau wie der, den sie von ihrem Ufer aus in der Ferne stehen sahen.

Dann erschien der Rand eines fernen Waldes — schwarz und unbeweglich stand der Wald da wie der Wald bei ihnen. Dasselbe große Gesicht, das sie aus der Natur jeden Tag ansah, bei ihnen da unten, sah die Kinder auch hier oben an. Dazu der Regen, der Regen — wie immer.

Der Zug stockte, die Kinder gaben leise, stöhnende Seufzer von sich, schienen verzweifeln und stehen bleiben zu wollen: waren sie nun so lange gegangen, und es war immer noch so wie es immer war?

Sie fühlten plötzlich ihre Müdigkeit, verspürten die Kälte des Regens, sahen, wie der Hauch einem jeden wie eine Wolke vor dem Mund stand. Sie ließen die Köpfe hängen, standen endlich wirklich da, gingen nicht mehr weiter, sahen eins das andere an, sahen verwundert, wie jedes blaß und abgemagert war und merkwürdig weite, tiefliegende Augen hatte, faßten sich, wie in einem Schutzbedürfnis, alle bei den Händen, standen da und sahen angstvoll der Großen nach, die, zwischen Bruder und Hund, unbekümmert weiter ging, die nackten Füße aus den Schollen zog, einen Platz suchte, die Füße aufs neue hinzusetzen. Dabei hielt sie den Kopf immer vorgestreckt, ging ganz aufrecht, obwohl sie sonst immer müde und nach vorne gebeugt wie eine Alte einherging.

Endlich merkte sie, daß die anderen nicht mehr hinter ihr waren, drehte sich um und rief: „Wat — wollt ihr schon möd wäde — noch e bitzche, dann sen mer do!"

Aber die Kinder blieben stehen; es entstand eine Aufregung unter ihnen, die eine fremde, neue Ursache hatte. Marieche ging zurück, und es stellte sich heraus, daß der Junge, der den Ziegelstein mit sich getragen, fehlte. Angst und Verwirrung zeigten sich auf allen Gesichtern: er war im Dunkel verloren gegangen, was war ihm geschehen?

Aber da fing ein Mädchen, eins der kleinsten, zu sprechen an, das bis jetzt den Mund noch zu keinem Wort geöffnet hatte: „Nä — er es zoröck jejange, er well ons verraode, er well et fingem Vatter sage."

Ein Geschrei entstand, alle wandten sich, wollten nach Hause. Selbst Mariechens Gesicht zeigte einen Augenblick einen unentschlossenen Ausdruck: Herrgott, der erste, der hatte mitgehen wollen, war der erste, der umkehrte — die Männer werden kommen, sie schlagen, zurückholen —

Aber dann rief das Mädchen schnell, listig: „Do — seht — do sen de Birg!"

Die Kinder sahen um, hastig — aber da war nichts als Regen.

„Hei!" rief das Mädchen, und ihr Gesicht strahlte, als ob sie wirklich die Berge sehe, „de sivve Birg, de sivve Birg! Ech sin se, ech sin se! Esu huh, esu huh!, Do sen Böom drop on Wiese —".

Die Kinder drängten zusammen, streckten die Köpfe vor — aber nichts als der Regen war da.

„Och ühr sed zo klein — ühr seht et net." Marieche nahm einen drei Spannen hohen Burschen auf den Arm, hob ihn hoch und sagte: „Sühs du se, saag, sühs du de Birg? Sühs du, wie sie stonn do, alle sivve, esu huh wie die Wolke? Saag jao — saag jao —"

„Jao," sagte der Junge, nachdem er eine Weile unglaübig geschaut hatte.

„Och sin — och sin!" riefen alle.

„Nä — vorwärts! Nur en Stond noch, en halve — dann seht ühr se all, dann sen mer dicht draan —"

Und weiter ging der Zug, trippelnder, unaufhaltsamer als je. Mariechens Bruder, den die Schwester zeitweilig auf dem Arm trug, wollte sogar von dem Arm hinunter, wollte mitlaufen, lief sogar allen andern voraus, mit seinen kurzen Beinen, die in Hosen steckten, die bis auf die nackten Zehen herabhingen. Dabei sah er mit seinen schwarzen Augen, die er von der Mutter hatte, während das gelbe Haar der Schwester vom Vater kam, immer nach vorne aus, nicht starrend und stumm wie die andern, sondern, da er zu klein war, um alles zu verstehen, jauchzend und geschäftig, als ob er auf irgend etwas Lustiges warte.

„Hat ihr Hunger?" fragte die Große lachend, schon sicher, eine solche Frage stellen zu dürfen.

„Nä — nä," kam es auch wirklich von allen Seiten zurück.

Sie kamen an ein Stück Straße, das braun und breit, mit tief ausgefahrenen Karrenspuren, durch grünes Weideland führte; denn hier hatten die Weiden alle noch ihre spitzen, grünen Blätter, und es schien den Kindern auch zuweilen, als ob eine mildere Luft wehe und als ob die Regentropfen langsamer fielen. Sie bildeten nun drei Reihen, die Kinder jeder Reihe nahmen sich bei den Händen; die Große ging in der Mitte der vordersten Reihe, schneller ausschreitend als bis jetzt, die kleinsten der Kinder zu beiden Seiten neben sich. Das hinkende Kind, das stechende Schmerzen am Fuß verspürte, kroch sogar mit, setzte Hände und Füße unentwegt in den Kot, hielt den Kopf immer vorgestreckt, um nicht später als die andern die Berge zu sehen, und bewegte sich auf diese Weise fast so schnell wie die andern vorwärts. Und niemand lachte darüber, wie es sonst wohl geschehen wäre — alle schienen es natürlich und selbstverständlich zu finden, warteten hin und wieder, um das Kriechende beikommen zu lassen.

Und mit einem Mal begannen sie zu singen:

„Der Frühling ist gekommen,
Nun macht die Fenster auf!"

Alle stimmten ein, als ob wirklich Frühling sei, sangen, wie sie's in der Schule gelernt hatten, mit hellen, klaren Stimmen — und immer die Augen dahin gerichtet, wo die Berge sich zeigen mußten.

Ein Mädchen trug ein sonderbares Kleid. Es war nichts andres als ein Unterrock der Mutter, in den oben Löcher geschnitten waren für zwei Ärmel aus anderer Farbe. Das Kleid war so lang, daß das Kind es wie eine Dame aufheben mußte und doch immer hineintrat. Kurz entschlossen schnitt ein Junge, der ein gefundenes Messer mit sich trug, das, was zuviel war an dem Kleid, herunter. Jetzt reichte es nicht mehr weiter als bis zu den Knieen, wie die Kleider der andern Mädchen — es zeigte sich aber auch, daß das Kind wohl Schuhe, aber keine Strümpfe trug.

Die Große vorne sang mit klarer, durchdringender Stimme über alle übrigen Stimmen weg, war den übrigen Stimmen immer etwas voraus, um sie mit sich zu ziehen, gab durch kurzes, eckiges Wiegen des Kopfes den Takt an — alles, wie sie es von der Lehrerin, die sie überhaupt in allem, in Stimme, Geberde, Bewegungen, nachzuahmen schien, gelernt hatte.

Und da — was war das? Der Streifen links am Himmel war nicht, wie im Anfang, langsam weiter gewachsen, sondern der ganze Himmel hatte mit einem Mal, so weit er war, jene weiße Farbe angenommen. Der Regen hatte aufgehört, nur von den Weiden fielen noch Tropfen — und hinten, gerade über der Öffnung der Straße, zeigte sich ein dunkler, hoher, spitzer Berg, der nach beiden Seiten, allmählich und gleichmäßig fallend, hinunterging. Eine weiße Wolke stieg an ihm von unten herauf in die Höhe, ging nach dem Gipfel hin, ging an ihm entlang, wie um sich einen geeigneten Platz zum Ausruhen zu suchen, stieß sich dann plötzlich ab und zog schnell davon, nahm alles, was an kleinen Wolken da war, mit sich. Ein Blenden und Schimmern ging durch die Luft, sodaß die Kinder die Augen klein machen mußten, und die Spitze des Berges strahlte mit einem Schlage in funkelndem Gold. Aber dann — unversehens — war wieder alles eine Wolke, ein Grau. Auch der Regen war wieder da, erst in dicken Tropfen, dann in endlosen Fäden. Weiter ging der Zug, schneller, trippelnder. Die fieberhafte Erregung der Kinder, die während des Singens einer ruhigen, nicht mehr überlegenden Sicherheit Platz gemacht hatte, war nun wieder da, stieg aufs höchste. Aller Backen glühten, die Augen brannten. Kein Wort war mehr zu hören — ein letztes, feierliches Schweigen lag auf allen, so nahe war ja das neue Land, waren ja all die Wunder, war das Strahlen.

Zwischen den Ruten der Weiden durch war der Strom bis an sein anderes Ufer zu sehen. Dort zeigte sich ein Dorf — schöner als das, das die Kinder kannten. Kleine, weiße Häuser waren dicht an das Wasser gebaut, standen alle in einer ordentlichen, geraden Reihe da. Jetzt fingen sogar die Glocken zu läuten an — ganz deutlich war es durch den Regen hindurch zu hören.

Auch ein Schiff trieb langsam, ohne Segel, den Strom hinunter — allein es war niemand darauf zu sehen als der Mann am Steuer, der bewegungslos, schwarz, wie aus Holz, dastand. Aber Dorf und Schiff schienen den Kindern schon nicht mehr aus der gewöhnlichen Welt zu sein, schienen schon der neuen strahlenden Welt anzugehören. Immer schneller schlugen den Kindern die Herzen. Füße und Rücken, die sie seit einer Stunde dahinschleppten, als ob sie aus Blei gefertigt seien, schmerzten sie nicht mehr — sie spürten die Füße nicht einmal mehr, trugen die kleinen Rücken gerade wie Soldaten und trippelten immer schneller und unaufhaltsamer. Wie ausgeschüttete Steine klangen all die kurzen, geschwinden Schritte auf dem Boden. Nur ein bißchen noch, nur noch so weit, wie sie jeden Tag zur Schule brauchten: dann war der Berg da, den Berg hinauf — und das neue Land lag vor ihnen da. Wenn sie an das Land dachten, sahen sie nun keine bestimmten Bilder mehr — es war alles nur noch ein einziges Strahlen, hin und

wieder tauchte ein weißes Kind auf, das lachte und etwas in den Händen hielt, dann über dem einen Kind viele, Kopf über Kopf, einen Hügel hinauf, alle weiß, alle lachend.

Ein Bauer in blauem Kittel, der einen Schirm aufgespannt hielt und an einem Strick ein braunes Kalb mit sich zog, kam ihnen entgegen.

Die Kinder atmeten nicht vor Schrecken, denn der Mann sah durch den Regen durch wie ein Riese aus. Der Mann ging aber an den Kindern vorbei, ohne sie anzusehen, trat nicht einmal mit dem Fuß nach dem bellenden Hund aus.

Aber nun kam ein Hindernis, an das keins gedacht hatte. Ein Fluß zeigte sich, viel, viel schmäler als der Rhein, und doch so breit, daß selbst von den Stärksten geworfene Steine nicht einmal seine Mitte erreichten. Er kam seitlich aus dem Land und floß in den Rhein hinein, aber seine Strömung war nicht so stark wie die des Rheins und seine Färbung eine andere. Er war, bis in unabsehbare Ferne, von niederem Weidengebüsch umgeben, in das hier und da kahle Stellen geschnitten waren. Eine unermeßliche Menge niegesehener Vögel, weiß und groß wie Enten, strich mit unaufhörlichen, kurzen, schreienden Lauten, die manchmal von Menschen herzukommen schienen, über das Wasser oder über die weite, ebene Fläche des Gebüsches hin.

Jedoch die Kinder verloren keinen Augenblick die Besinnung, als sie das unbekannte Wasser sahen — für sie gab es jetzt kein Halten mehr. Marieche, die den andern zwei Jahre in der Schule voraus war und mehr wußte, rief sogar wie in Jubel: „Die Sieg! die Sieg!"

Schnell trippelten alle, wie Ameisen, die an ein plötzliches Hindernis stoßen, am Wasser vorbei, in ungeregeltem Haufen. Ein jedes spähte, lief den andern vor, sodaß Marieche, um nicht zurückzubleiben, längere Schritte machen mußte. Aber sie behielt ihre Ruhe, prüfte mit scharfen Augen immer die nächste Strecke des Ufers, rief endlich: „Do lidd ene Naache aanjebunge!'

Alles krümmte die Arme, streckte die Fäuste vor und lief so, mit hochgehobenen Füßen — ohne zu sprechen, immer in dem feierlichen, aufs höchste erregten Schweigen.

Als die Große kam, war der Nachen schon bis zur Spitze, die ins Wasser hineinstand, mit dem stummen, laut atmenden Kinderhaufen angefüllt. Während sonst bei einer solchen Gelegenheit alles nur ein Streiten und Schlagen war, saßen sie nun, wohlgeordnet in zwei Reihen auf den Längsbänken. Drei kleine hockten zwischen den Füßen der andern auf der Erde, die Köpfe aus dem Hals gehoben, um über die Schultern der andern wegsehn zu können. Ein Mädchen, das ein rotes Kleid trug, über welches der Regen mißfarbene Streifen gezogen hatte, kniete frierend im Winkel der Spitze. An den Pflöcken war eine Lücke gelassen für die Bewegung der Ruder, die Ruder waren schon eingehackt und ins Wasser gelegt — so schnell war alles geschehen, daß niemand wußte, wer es getan. Alle saßen da, kaum die Bank berührend, auf die Hände gestützt, bereit, gleich wieder aufzustehn, ans Land zu springen und die Füße wieder in Bewegung zu setzen,

zitternd, hastig, atmend, wortlos, immer mit den weiten, brennenden Augen, die, obwohl sie gleich gegen die Wand der Weiden trafen, durch die Weiden hindurch in die kommende Ferne zu sehen schienen. Alle hielten den Mund weit offen wie schmachtend, ausgetrocknet; nun, nachdem der Körper seine gewohnte Bewegung verloren hatte, nicht mehr die Beine fortsetzen konnte, ohne Bewegung auf dem Holz da sitzen mußte, waren mit einem Mal die Schmerzen wieder da. Überall am Körper machten sie sich bemerkbar: die Füße brannten in den Schuhen wie zwei Feuer, auch im Magen schien ein Feuer zu sitzen; die Schenkel waren lahm, hart, wie mit Stöcken zu Holz geschlagen, und im Kopf saß etwas, das größer und größer wurde, die Augen aus den Höhlen trieb, die Backenknochen auseinanderriß, den ganzen Kopf sprengen wollte. Aber über alle Schmerzen hob sich das Strahlen, das hinter den Weiden lag, das schon blendete, seine Wärme entgegenschickte.

Die Große setzte ihren Bruder und den Hund in den Nachen, löste die Kette, mit der das Fahrzeug am Boden befestigt war, und setzte schnell den Fuß aufs schwankende Holz, um einzusteigen und ihren Platz an den Rudern einzunehmen.

Aber mit einem Mal ging eine Bewegung durch das Boot, die nur durch das veränderte Anschlagen der Wellen an das Holz bemerkbar wurde, und plötzlich gab die Große einen merkwürdigen, keuchenden Ton von sich, der so tief aus der Brust herausklang, als ob er von einer Frau herrühre.

Und jetzt laute, schlagende, geschwinde Schritte über den Kies des Ufers — Rufe von wohlbekannten Stimmen, in denen erst etwas wie Schreck und Freude klang, die aber dann, ohne rauh wie sonst zu werden, zu Flüchen und wie hustend hervorgebrachten, spöttischen, aber ganz gutmütig klingenden Worten wurden: „Hä — hä, hä — seht aan — Schlaraffenland — ühr Löste —"

Einer der Männer ging den andern weit voraus, mit mächtigen Schritten, die Hand sonderbar lange in die Luft erhoben, als wolle er die hinter ihm gehenden auf den Nachen da aufmerksam machen. Aber bald, als sie den Nachen ohne Bewegung daliegen und die Kinder ruhig dasitzen sahen, machten die Männer langsamere Schritte, der vordere wartete auf die andern, und nun kamen sie alle zusammen in einer Art Fröhlichkeit daher, indem sie die Arme, mit denen sie die Kinder aus dem Boot heben würden, schon schwenkten, wie um sie auf ihre Arbeit vorzubereiten.

Da flog einem, der in der Mitte ging und gerade seine Pfeife anzündete, wobei er wegen des Regens die Hand darüber hielt, ein Stein gegen diese Hand. Die Männer sahen erst schnell nach dem Getroffenen hin, sahen dann noch, wie das älteste Mädchen sich aus gebückter Stellung aufrichtete — dann war das Mädchen auch schon im Boot, warf die Kette unter die Bank, schüttete einen Schoß voll Steine auf den Boden, sprang mit einem weiten Satz in die Mitte, saß da und holte schnell und kurz mit den Rudern aus.

Der Nachen, etwas festgefahren, bewegte sich, ging vom Ufer weg. Das Mädchen schlug ein über das andere Mal immer rasch und kurz mit den Rudern ins Wasser. Die Kinder, immer ohne zu sprechen, bückten sich, nahmen die Steine

hastig vom Boden und warfen sie, durch häufige Übung geschickt, gegen die Männer, trafen den am Arm, den am Stiefel, warfen immer aufs neue, warfen schließlich, ohne zu zielen, mit beiden Händen schnell hintereinander, keuchend vor Aufregung, mit ganz weiß gewordenen, aber ungewohnt trotzigen und entschlossenen Gesichtern — immer aber ohne einen Laut von sich zu geben.

Die Männer hielten die Arme zum Schutz vor's Gesicht, wurden aber nicht erzürnt, lachten nur und setzten die Füße etwas schneller vorwärts. Einer, der so groß war, daß er seine Schultern erst da hatte, wo die anderen schon ihre Hüte hatten, und der Stiefel trug, die höher waren als die größten der Kinder, trat ohne Zögern ins Wasser hinein und hob die Beine, gegen die Strömung ankämpfend, immer schnell, setzte sie immer weiter voneinander nieder. Nach fünf, sechs langen Schritten, ohne daß ihm das Wasser höher als bis zur Mitte der Jacke ging, stand er neben dem Nachen, streckte beide Arme aus und zog den Nachen an sich. Die Kinder warfen ihm die letzten Steine mitten ins Gesicht. Aber er schloß nur die Augen und prustete die Steine wie Sandkörner von sich, schüttelte seinen blonden Bart, der ihm, vom Regen glatt wie ein Tuch, ums ganze Gesicht hing, öffnete die Augen wieder und lachte breit und laut zu seinen beiden Kindern, einem Mädchen und einem Jungen, hin. Er drehte das Boot so lange, bis er neben seinen Kindern stand, die beisammen saßen, sah ihnen einen Augenblick, prüfend und plötzlich ernst, ins Gesicht und zog dann das ganze Fahrzeug, indem er ihm den Rücken kehrte und mit den Händen hinter sich griff, wie eine Karre hinter sich her nach dem Ufer zu.

Marieche schlug vergeblich mit den Rudern immer kürzer und geschwinder ins Wasser; schließlich schlug sie, stehend und ein Ruder hochhebend, dem Mann auf die breiten, von der Nässe roten Hände.

Der Mann wuchs immer größer aus dem Wasser heraus — endlich saß der Nachen fest am Land. Arm auf Arm streckte sich aus, nahm eins der Kinder nach dem anderen von den Bänken — dann war das Boot leer und nur noch Marieche, Bruder und Hund zu den Füßen, stand da, das Ruder gehoben, am ganzen Leibe so sehr zitternd, daß es deutlich zu sehen war, das Gesicht so weiß wie mit der Schulkreide bestrichen und ganz mager geworden; nur die blauen Augen strahlten und gingen, während der Kopf nach der eigenen Gewohnheit des Mädchens schief auf der Schulter lag, über die Männer hin.

Einer der Männer, der seinen Jungen auf den Boden gestellt hatte, griff auch nach ihr, aber sie schlug, alle Kraft aufwendend, mit dem Ruder nach seiner Brust, hob dann in der Luft das Ruder, ehe es die Brust getroffen hatte und schlug nach seiner Stirn. Er wich schnell zurück. „Mingetwäje," rief er, „ech ben üere Vatter net — jod, üere Vatter soll selver komme on üch holle —."

Als das Mädchen das Wort Vater hörte, ließ es das Ruder sinken, sah schnell über die Männer hin, um den Vater zu suchen. Einen Augenblick leuchtete sogar etwas wie Freude aus dem schmalen Gesicht. Aber der Vater mit seiner breiten Brust, über der das Hemd immer offen stand, und seinem gelben, mit der Hand

nach unten gestrichenen Schnurrbart, der ihn von allen andern Männern unterschied, war nicht darunter.

Der kleine Bruder, der die Männer sich wenden sah, sprang plötzlich aus dem Nachen, lief zu den Männern hin, hing sich einem an die Hand, schreiend, wollte mit, sah sich nicht einmal nach der Schwester um.

Marieche streckte keine Hand aus, zuckte nicht mit der Schulter, ließ ihn davoneilen.

Die Männer mit den Kindern gingen. Sie schimpften auch jetzt noch nicht, schlugen nicht, lachten nur, die Zähne zeigend, zufrieden, sogar froh und erregt, die Kinder gefunden zu haben. Wer nur eins hatte, trug es auf dem Arm. Wer zwei hatte, ließ eins an der Hand neben sich herlaufen — nur der Große trug beide auf den Armen. Einige der Männer hatten ihre Jacken ausgezogen und sie den Kindern übergehangen, so daß sie selber in den wollenen, bunten Hemdsärmeln durch den Regen gehen mußten. Einer nahm sogar sein Mädchen und küßte sie, sah sich dann nach den anderen um, wie über sich selber verwundert und verlegen.

Die Kinder waren ohne Bewußtsein. Die geheimnisvolle Kraft in ihnen, die ihre Füße hierher geschoben hatte, war tot. Wenn das große Mädchen im Nachen gerufen hätte, wenn sie ihnen nahe geblieben wäre, sie an Kleider und Arme gefaßt hätte — dann wäre die Kraft vielleicht lebendig geblieben. Aber nun war es nur noch die Kraft der Männer, die aus den breiten Händen, die die Hände der Kinder hielten, aus den harten, eckigen Armen, die die Kinder trugen, herauskam und in die Körper der Kinder überströmte — der sie sich hingaben, ohne eigene Kraft, ohne Willen. Sie waren so stumm und regungslos, als ob sie geschlagen wären. Sie schienen nicht glauben zu wollen, daß ihre Väter anders wie sonst, sanft, gutmütig waren, schienen immer noch mit geduckten Köpfen und zusammengezogenen Schultern auf die scheltenden Worte und die niederfallenden Schläge zu warten. Der strahlende Ausdruck war von ihren Gesichtern gegangen, auf den Gesichtern war nichts mehr zu lesen, als daß die Kinder eine Nacht nicht geschlafen hatten, eine Nacht, ohne zu essen, gewandert waren. Sie waren wieder die Kinder von sonst, die Ziegelkinder, blasse, magere, scheue, schmutzige Geschöpfe. Sie ließen die Schultern und Arme ohne Kraft hängen, sahen viel kleiner aus als vorher. Die Augen halb von den Lidern bedeckt, aßen sie mit langsamer Bewegung der Zähne das Brot, das die Männer ihnen gaben, trippelten neben den Männern her, taumelnd, immer im Begriff zu fallen, oder hingen ihnen wie Bündel, die das Bestreben hatten, jeden Augenblick zur Erde zu gleiten, auf dem Arm.

Der letzte der Männer drehte sich, schon entfernt, noch einmal nach dem Mädchen um und rief: „Jang met, du Dommkopp! Bes du net naß wie die andere, häs du keine Hunger wie die andere?" Und als das Mädchen nicht antwortete, nicht einmal den Kopf schüttelte, nur dastand und nach ihm hinsah, rief er: „No jod — dinge Vatter waar och eigensinnig, hät net met ons jonn welle on üch holle. No jo — bliev do! Du wiersch schon kumme!" Damit wandte er sich um und ging den übrigen nach.

Das Mädchen stand, bis die Männer hinter den Weiden verschwunden waren, bis schließlich selbst der letzte Klang der einander zurufenden Stimmen verhallte. Ihr Gesicht hatte einen traurigen, bekümmerten Ausdruck angenommen. Immer noch sah sie in die Weiden hinein, als müsse auch zu ihr der Vater kommen, sie anlachen, sie an die Hand nehmen und ihr Brot aus seiner Tasche geben. Und plötzlich, obwohl niemand mehr da war, der sie sah, erglühten ihre Backen dunkelrot, brannten wie mit flachen Händen geschlagen, in einer merkwürdigen Scham.

Der Hund stand im äußersten, dem Land zugekehrten Teil des Bootes, hielt den Kopf vorgestreckt und horchte den Männern nach, bellte kurz, als wolle er sie zurückrufen, als wolle er seinem Wunsch Ausdruck geben, mit ihnen zu den Häusern auf dem Lehmfeld zurückzugehen. Dann aber lief er zu der Herrin zurück und legte sich, wie immer, auf ihre Füße — der einzige, der nicht ging, der blieb, der treu war.

Das Mädchen ließ die Arme am Leib herunterhängen, senkte den Kopf, zeigte nichts mehr von der alten Erregung und Kraft. Sie drehte sich langsam nach der Richtung um, in der die Berge lagen, als wolle sie Abschied von ihnen nehmen.

Aber als ob die Berge, durch den Regen hindurch, völlig unsichtbar, nur durch ihre Nähe wieder ihren Einfluß auf das Mädchen gewönnen, hob sie plötzlich den Kopf, streckte die Arme aus, griff nach den Rudern, saß wieder da und schlug den Kahn nach dem anderen Ufer hinüber, mit den festen, kurzen Schlägen den sieben Bergen zu.

„Es et Marieche jekumme?" fragten die Frauen am Abend, indem sie an die Fensterscheibe klopften. Drinnen brannte nicht einmal Licht, und eine der Frauen mußte die Lampe, die sie mit sich trug, dicht ans Glas halten, um ins Zimmer sehn zu können. Da saß Mariechens Vater, wie gewöhnlich, im Dunkel vor dem Tisch, rauchte seine kurze Pfeife und stierte mit seinem finstern Gesicht, wie immer, vor sich hin. Er hob den Kopf langsam zu den Frauen hin. „Sie soll do blieve", schrie er mit einem Mal so heftig, daß die langen gelben Bartenden neben seinem Kinn schwankten, „jod, dat dä Balg weg es."

Am nächsten Abend standen die Frauen vor einer Tür versammelt und berieten den Fall. Auch ein und der andere der Männer trat hinzu.

Der Vater des verschwundenen Kindes ging vorbei, die Kappe auf, die Pfeife im Mund, die Hände in den Taschen.

„Wao jehs du hen?" riefen die Frauen. „En't Wirtshuus," schrie er noch heftiger als gestern, ging weiter.

„Mer moß zur Polizei jonn, mer moß dat Kind söche," riefen die Frauen durcheinander.

Aber der Mann ging weiter, ins Dunkel hinein, dem Dorf, dem Wirtshaus zu. Sonderbarer Weise aber wandte er sich mitten auf dem zweiten Acker, wo ihn die Frauen nicht mehr sehen konnten, unversehens seitwärts, sah flüchtig nach dem

Himmel auf, wo hinter weißen Wolken der Mond schimmerte, ging dann dem Rhein zu, ging den Rhein entlang weiter — denselben Weg, den die Kinder gemacht hatten.

Er machte lange, schnelle Schritte, während er den Rauch der Pfeife in kurzen Stößen ausblies. Dabei spähte er unaufhörlich in das Land vor sich, zu beiden Seiten neben sich — immer mit einer Art Scheu, die Augen unter dem Schirm der tief in die Stirn gezogenen Kappe verborgen, als fürchte er, von den übrigen beobachtet zu werden.

Ein Fuhrwerk holperte daher. Er setzte sich auf die Karre und bot dem Fuhrmann eine Handvoll Tabak an, damit er schneller fahre.

Er fand den Nachen an derselben Stelle, an der ihn die Kinder gefunden; zwar war der Nachen diesmal mit einem Schloß versehen, aber er riß das Schloß durch und setzte über den Fluß.

Groß und im Mondlicht glänzend standen die sieben Berge vor ihm.

Als es morgen wurde, setzte er die Füße schon über die Äcker hin, die sich den untern Teil eines Berges bis zum Wald hinauf erstreckten. Er fragte jeden, der des Wegs daherkam — Bauern, die Kühe zum Markt führten, Frauen, die mit kleinen Karren Holz in den Wald fuhren. Er fragte mit rauher, unwirscher Stimme, so als ob er auf einem sehr unlieben, lästigen Weg begriffen sei — nach und nach als er nie und nie eine günstige Antwort zu hören bekam, legte sich in seine Stimme, in die Art seines Fragens etwas von einer Hast, einer Angst, die er nicht mehr verbergen konnte.

Endlich fand er eine Frau, die das Mädchen gesehen hatte. Ja, da war so ein merkwürdiges Ding im Regen, spät am Abend, schon in der Dunkelheit — war es vor zwei oder drei Tagen? — den Berg hinauf. Sie hatte ihm zugerufen — denn was soll so ein Kind da oben, wo keine Menschenseele mehr wohnt? Es hat ja geschneit da oben! Aber die war schon weg, ohne Antwort zu geben.

Auch der Mann war schon weg, ehe die Frau noch ausgesprochen hatte. Nur ein Laut kam aus seinem Mund, fast jubelnd, sonderbar schreiend, als ob er sich mit Gewalt seinen Ausweg gesucht hätte. Und ein wenig später, nachdem er sich vorsichtig umgesehen, machte der Mann mit den Armen schnelle, schüttelnde Bewegungen in der Luft, wie einer, der sich vor Freude nicht zu lassen weiß, der etwas anpacken und an sich ziehen möchte. Und mit einem Mal fing er an, mit sich selber zu sprechen — Herrgott, endlich war er auf ihrer Spur, jetzt wird er sie finden, bald wird er sie haben!

Er wandte sich noch einmal um nach dem Dorf, das schon so weit unter ihm lag, daß er auf die Dächer sah. Er betrachtete es, wie es zwischen einem Wald von Obstbäumen lieblich versteckt war, betrachtete die eingezäunten Gärten, die noch in den wechselnden, überall abgegrenzten Farben des Gemüses heraufleuchteten, während bei ihnen unten schon der Winter die Fluren kahl gemacht hatte.

Dann kletterte er mit langsamen, weit hingesetzten Schritten den Berg hinauf, hielt sich an den Bäumen fest, zog das Gestrüpp auseinander — einmal, als etwas

im Holze raschelte, stand er schnell still, die Füße in einen Haufen abgefallener, brauner Blätter gestemmt, hielt die Hände an den Mund und rief: „Marieche — Marieche. —"

Dann stieg er weiter, und je höher er stieg, je mehr fühlte er, wie etwas Sonderbares in ihm vorging. Da, in seiner Brust, löste sich etwas, das hart gewesen war, geriet in Bewegung, nahm Wärme an, schien seine Bewegung und seine Wärme dem ganzen Körper mitzuteilen, hob die Füße schneller, machte die Arme geschwind und stark, gab ihnen, die sonst nahe am Leibe waren, mit dem Leib eine feste, starre finstere Masse bildeten, den Drang, sich vom Leibe weg zu bewegen, gab den Augen die Fähigkeit, die sie so lange nicht mehr gehabt hatten, sich frei und nach allen Seiten in ihren Höhlen hin und her zu drehen — frei, frei! ein plötzliches Freiwerden, Freisein, das war das, was der Mann in sich spürte, ein Freisein von irgend etwas, das er nicht mit Worten zu nennen wußte, das in ihm gesessen hatte und das nun gegangen war, nicht mehr da war.

Er widerstrebte nun seinen Gedanken nicht mehr, die immer zu dem Kind hingingen, zog sie nicht mehr weg, ließ sie da, ließ sie sich wie einen wärmenden, schmückenden Mantel darum legen. Er stellte sich sein Kind vor: in irgend einem Haus auf der anderen Seite des Berges sitzt sie, denn sie ist nicht weiter gekommen. Sie sitzt in warme Tücher gepackt, ist vielleicht sogar in ein Bett gelegt — denn sie ist krank, ein wenig; es ist nicht anders möglich, das kann ein Kind nicht aushalten: den Weg, ohne zu essen, im Regen, vielleicht im Schnee oben, im Frost.

Das Kind! Herrgott, wie schlecht muß sie es bei ihm, bei dem Vater gehabt haben, daß sie davonging, sich eine neue Heimat suchen ging! Anfangs hatte er geflucht, dann hatte er lachen müssen über die Dummheit der Kinder, die ein solches Märchen ernst nahmen. Dann war ihm mehr und mehr das Bewußtsein gekommen, daß hier nichts zu lachen war, daß hier eine Schuld war und daß die Schuld bei ihm, dem Vater lag. Na ja, es ist schwer, sich selber schlecht machen zu müssen, und jeder versteckt sich da wohl, wie er getan, anfangs hinter eine Hecke von Wut und Gleichgültigkeit.

Aber nun soll alles anders werden! Jetzt erst weiß er, wie lieb er sein Kind hat — seine Beine sagen es ihm, die ihm unter seinem Leib davonlaufen wollen, seine Augen, die schon durch den Berg hindurch in das jenseitige Tal sehen, wo sein Kind, sein Mädchen bei fremden Leuten ist, die es nicht kennen, nicht verstehen, es vielleicht für eine Ausreißerin, eine Landstreicherin halten. Wahrhaftig, von nun an soll sie's besser haben, sie und der Kleine. Sie sollen es so gut haben, wie er es ihnen geben kann. Er will eine Zeit lang nicht mehr ins Wirtshaus gehen und für das ersparte Geld den Kindern etwas Warmes zum Anziehen kaufen. Ach was, nicht nur das ist nötig! Er weiß wohl, was den Kindern am meisten fehlt: freundliche Worte! Ja, von nun an will er mit ihnen sprechen, will ihnen erzählen, will sie fragen, damit er erfährt, wie es in ihren Köpfen, in ihren Herzen aussieht — sie haben ja keine Mutter, die Kinder! Und haben ein Leben in sich, haben Wünsche, Gedanken, Kummer, genau wie er, der Vater! Und sie

soll nicht mehr arbeiten, die Große — sie ist zu schwach. Sie ist überhaupt zu besserm geboren — man sollte mit dem Pfarrer sprechen, sie etwas lernen lassen, sie in die Stadt in den Dienst geben. Wahrhaftig, das Mädchen ist wie die Mutter, sie hat das reiche Haar der Mutter, wenn sie auch die Farbe vom Vater hat — und auch die Mutter ist davongegangen, hat sich eine neue Heimat gesucht, weil er, der Mann — bei Gott, es war immer nur sein alter Jähzorn, im Herzen war er immer gut gewesen — aber er konnte es nicht leugnen: er hatte sie oft geschlagen.

Auf einmal hatte er die Augen voll Tränen, so daß er sein rotes Schnupftuch zog, um sich die Augen zu trocknen — wieder vorsichtig sich umwendend, ob ihn niemand gesehen.

Er kletterte weiter, über zerstreute Felsblöcke, Schuttrümmer weg, aber immer durch Wald, endlosen, hochaufgebauten, im Sterben des Herbstes begriffenen Wald. Er glitt aus, stand auf, kletterte weiter.

Endlich war er oben, stand da auf wieder ebenem Boden. Er streckte den Rücken gerade und wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn. Ein kalter Wind blies, packte die Äste der Bäume, die hier oben schon ganz kahl waren, jetzt von dieser, dann von der entgegengesetzten Seite. Dazu strömte ein starker Duft aus dem nassen, verwitterten Moder des Bodens. Der Schnee war weggeschmolzen, nur hie und da lag noch eine Hand breit davon, vom Wind gegen die Kälte eines Steines getrieben.

Der Mann trat ganz an den Rand der Kuppe, um in das neue Tal hinunterzusehen. Aber da waren nichts als weitgebreitete Wolkentücher, die von irgend welchen Kräften in Bewegung gesetzt, sich eins über das andere schoben, hier eins frei in die Höhe steigen ließen, dort schnell ein anderes zudeckten und in die Tiefe drückten. Über die weite weiße Masse sahen nur drei einzelne, schwarze Bergkuppen heraus, die in der allgemeinen Bewegung auch nicht mehr fest zu stehen schienen.

„Nor zwei Minute," sagte der Mann zu sich selber, wie sich entschuldigend, setzte sich an einen breit dastehenden Baum hin, legte den Rücken an den Baum und steckte sich seine Pfeife an. Er reinigte seine Schuhe von dem Kot, der sich daran gesetzt hatte, sah dann in die Bewegung der Wolken hinunter.

„Herrjott," dachte er, „ob sie amend och he jesesse hät? No — baal — baal ben ech bei ihr, kann se op minge Schuuß setze."

Er sah in einer Art sicherer Behaglichkeit um sich. Plötzlich nahm er die Pfeife aus dem Mund, ließ die Hand mit der Pfeife in der Luft stehen, hielt den Mund geöffnet und die Augen starr und groß auf einen Punkt geheftet. Nach zwei, drei Sekunden nahmen die Augen ein Aussehen an wie verstaubtes Glas, traten wie Kugeln unter den starken Stirnknochen heraus. Ohne daß ein Laut aus dem Mund kam, zeigte sich eine kleine, runde Schaumblase zwischen den offenstehenden Lippen, der schnell ein paar andere folgten, von denen jede die vorangehende zum Platzen brachte.

Neben dem Mann, an demselben Baum, saß das Mädchen, wie plötzlich dahin-

gekommen. Zwischen weißen, großen Felsstücken saß es, klein, in seinem grauen, starren Kleid, seiner Unbeweglichkeit selber einem zwischen die anderen gefallenen Trümmerstück ähnlich. Der Kopf war nicht viel größer mehr als eine Faust, hing schief auf die Brust herab, das Gesicht war nicht weiß, sondern gelb, von einer glatten Haut, die alle Knochen sehen ließ — einem gelben Wachstuch ähnlich, das auf Stöcke gespannt war. Die ganze Gestalt war von einer sonderbaren Kleinheit, es war nur mehr das Halbe von dem Mädchen da. Unter dem gefrorenen Kleid zeichnete sich jeder Knochen ab; die Schulterhöhlen waren so tief geworden, daß das Kleid hineingefallen war und selber Höhlen da bildete. Die Füße, so gelb und wachsähnlich wie das Gesicht, waren eng zusammengerückt. Die hoch unter den Rock gezogenen und in den Knien gebogenen Beine standen dünn wie Stäbe unter dem Kleid. Die Hände sahen braun aus, wie aus Erde geformt, die Finger waren runzelig wie die Finger einer Greisin: eine schief über die andere, lagen die Hände auf den Knien, und auf jeder Hand lag ein kleiner Rest von Schnee.

Zur Hälfte waren die Füße bedeckt von dem zusammengekrümmten Bündel des Hundes, der auf ihnen lag, nicht von ihnen gehen wollte und den Mann mit angstvollen, großen Augen unbeweglich von unten herauf ansah. Auch er war so mager geworden, daß es schien, er weiche schon aus Schwäche zu gehen nicht von seinem Platz.

Der Mann drehte sich, nicht schnell, ganz langsam auf den Knien herum, rutschte auf den Knien vor, streckte langsam eine Hand nach den Händen des Mädchens aus. Aber er war noch nicht nah genug, die Hand reichte nicht hin, fing plötzlich zu zittern an.

Und da, statt näher zu rücken, zog der Mann die Hand wieder zurück, wandte sich um, saß wieder wie vorher da, sah nicht einmal mehr nach dem Mädchen hin, das Gesicht nahm den alten, finstern Ausdruck an. „No jao — no jao — it es dud — do nötz kee Jammere mieh — it es verfrore — ech kann nix doför —"

Auch der Mann sah kleiner geworden aus, hockte da, als warte er, daß einer komme, der sage, was nun zu tun sei.

„Jt hät sich henjesatz he ovve," sprach er dann, zu sich selber, aber so laut, als ob er zu sonst jemand spreche, „it es en der Naach he eroop jekumme, hät wade welle, bes et Dag wood, bes it sing Schlaraffenland sin künnt. No jao — no jao — it es verfrore — do es nix zo maache —"

Er klopfte mit einem irren Lächeln seine Pfeife an dem harten Knochen seines Knies aus. Dann stand er auf, stand da, suchte den Weg, den er herauf gekommen, steckte die leere Pfeife noch einmal in den Mund, um daran zu ziehen.

Plötzlich aber wandte er sich um, wie von einem Blitz herumgedreht, starrte auf das Kind. „Jt schlaöf — it schlaöf —" schrie er so laut, als wolle er es irgend einem, der weggegangen und schon weit entfernt war, zurufen. Er warf sich vor dem Kind auf die Knie, riß ihm die Hände fort, hob ihm den Kopf auf: „Marieche — Marieche — du — saag —"

Dann, als alles vergebens war, als das Mädchen starr wie aus Stein dasitzen

blieb, als ihm der Kopf wieder in die vorige Lage auf die Brust herunter fiel — ward aus dem Mann mit einemmal ein anderer. Sein Körper zuckte, überall, vom Kopf an bis zu den Füßen; seine Füße hoben sich und schlugen wieder mit den Schuhspitzen an den Boden, als wollten sie etwas dort treffen. Er drückte die Hände des Mädchens immer wieder an sein Gesicht, und dazu schrie er unaufhörlich mit einer komischen, hohen Stimme, nicht anders, als ob er das Geschrei der Katzen, die in den Sommernächten über sein Dach gingen und durch ihr Schreien seinen Zorn erregten, nachahmen wolle. Dazwischen brachen Worte aus seinem Mund heraus, tief, rauh, wie von einer zweiten Stimme: „Ech han dich leev jehatt — bei Jott, bei Jott! Wäd waach — wäd waach — domet du mich hürsch! Nä — nä — ech weiß et wahl — et es zo spät — et es zo spät — ech ben et schold — ech — ech —"

Es war ein klarer schöner Tag, der unvermutet den Regentagen gefolgt war. Alle arbeiteten auf dem Ziegelfeld draußen, das wieder, wie im Sommer, seine gelbe, strahlende Farbe zeigte. Wie sonst war der Lehm von sich bewegenden, sich bückenden, hin und her gehenden Gestalten erfüllt. Die Arbeit geschah mit Hast, denn dem Sonnenschein war nicht mehr als ein paar Tage Dauer zuzutrauen. Aber doch waren alle voll Freude; einmal ertönte sogar ein lachender Aufschrei, der von einem schon erwachsenen Mädchen herkam, dem ein Bursch im Begegnen an den Arm griff.

Nur die Kinder, die die einräderigen Karren mit dem feuchten Lehm füllten, verhielten sich noch schweigsamer als sonst, unterließen noch mehr als sonst jede andere Bewegung als das unaufhörliche, nur durch den Zwang schnelle Heben und Senken der Arme. Nur wenn hin und wieder das Geräusch einer knarrenden Tür von den Häusern herüberdrang, drehten sie alle die Köpfe hin, sahen nach einem der Häuschen hin, an dem die zwei kleinen Fenster mit Läden gedeckt waren, und ließen die Hände eine Weile mitten in ihrer Bewegung stehen.

Sie wußten es wohl, sie hatten es wohl aus den Gesprächen der Mütter entnommen, daß in dem Sackbündel, das gestern von einer kleinen Karre heruntergehoben und in das Haus getragen wurde, das Marieche gesteckt hatte. Der böse Vater hatte auch sie zurückgeholt, und weil sie nicht gutwillig hatte mitwollen, hatte er sie einfach in einen Sack gesteckt — das alles war leicht auszudenken.

Das Merkwürdige war nur bei der Sache, daß die Mütter eine zur anderen leise gesprochen hatte: „Dat Kind es dud, der Herrjott han et sillig!"

Was es mit dem Totsein auf sich hatte, wußten die Kinder nicht, fragten auch nach ihrer Art nicht darnach. Sie fühlten nur und sahen aus allem, daß es etwas Trauriges, Geheimnisvolles sein müsse. Sie dachten dabei an irgend etwas Böses, das der Vater dem Marieche angetan habe: denn warum waren sonst die Läden vor die Fenster gelegt? warum arbeitete das Mädchen nicht hier bei ihnen auf dem Lehmfeld? warum sahen sie sie nicht wenigstens hin und wieder in die Flur treten?

Dazu kam, daß der Priester aus dem Dorf heute über die Äcker her gekommen war und, wohl weil er ein äußerst großer Mann war, mit gebeugtem und entblößtem Kopf in das Häuschen hineingegangen war. —

Jetzt stellte sich eine dicke Frau, die die Kinder schon oft im Dorf gesehen hatten, in die Tür, hielt wegen der Sonne die Hand vor die Augen und sah nach den Kindern hin. Schließlich kam sie mit breitem, hin und her schaukelndem Gange, als ob der Boden unter ihr schwankend sei, heran, blieb in einiger Entfernung vor den Kindern stehen und rief mit ein wenig gedämpfter Stimme: „Na, kot hä — kot jetz —".

Dabei winkte sie ihnen mit der Hand.

Die Kinder sahen erschrocken, ängstlich fragend nach den Erwachsenen hin. Da trafen sie nur auf plötzlich ernst gezogene Gesichter. Dann rief einer der Männer, der weit weg stand, laut und in der alten, rauhen Art: „Zoo — jaoht doch — maht nor schnell!"

Da legten die Kinder, ohne zu wissen, worum es sich eigentlich handele, alles, was sie in den Händen hatten, hin, warteten eins auf das andere, bis endlich die Größeren vorgingen.

Die Frau schritt neben den ersten her, drehte sich nach den hintern um. „Er well et esu han," sagte sie mit einem gutmütigen, freundlichen Ausdruck, der den Kindern Mut machte, „ühr sollt dat Marieche noch ens sin, ih er dä Sarg zomäht. Trett nor leis op!"

Die Frau trat zuerst in die Tür, dann folgten die Kinder, eins nach dem anderen, jedes auf der Schwelle aus Ziegelsteinen ein wenig zögernd, in Furcht vor dem bösen Vater, und sich die lehmigen Hände an den Kleidern abwischend — aber doch von der Neugier und der Erwartung ins Haus hineingezogen.

In dem vorderen Zimmer brannten zwei Kerzen, die auf dem Tische standen. Zwischen den Kerzen war etwas wie eine gelbe, längliche Kiste hingestellt, die wie ein Bett weiß ausgefüllt war. Rund um den Rand ging ein weißes, zackiges Papierband, wie um eine Kuchenschüssel im Bäckerladen.

Neben dem Tisch saß der Mann, die Ellenbogen auf die Schenkel gestützt, seine Pfeife rauchend. Unten an seinen Füßen saßen Mariechens Bruder und der Hund, beide nach den Kindern hinsehend. Der Mann saß ganz ruhig da, tat nichts Böses, sah die Kinder unter seinen dicken gelben Brauen her mit freundlichen blauen Augen an. Es lag sogar etwas Heiteres in seinem Blick, der die Kinder einzuladen schien: „ja kommt nur — seht euch einmal an, was ich da habe!"

Die Kinder dachten nun nicht mehr, daß es etwas Schlimmes sei, was auf sie warte; sondern sie hatten den Eindruck von etwas Freundlichem und Guten. Sie traten näher an den Tisch, stellten sich auf die Zehen, einige faßten sogar die Kiste, und so sahen alle, rund um den Tisch stehend, in die Kiste hinein.

Da lag Marieche, als schliefe es in seinem Bett — nur daß das Bett viel schöner und weißer war als sonst, und nur, daß sein Gesicht ganz gelb, ganz klein war, so daß es einen Augenblick schien, es sei garnicht das alte Marieche. Es hatte

die Hände gefaltet und hielt darin einen kleinen Strauß von zwei Rosen und einem Bündel Veilchen. Dazu lag es in einem weißen Kleid da, so schön, wie die Kinder nie eins gesehen hatten. Selbst die zwei Füße, die unten an dem Kleid herausſahen, steckten in kleinen, weißen Schuhen. Das Mädchen lag da und schlief, ohne auch nur einmal einen Finger oder einen Fuß oder den Kopf zu bewegen — merkte garnicht, daß die Kinder um den Tisch herumſtanden. Und das alles hatte etwas so Merkwürdiges und Feierliches an sich, daß die Kinder nicht laut zu sprechen, nicht einmal von einem Fuß auf den anderen zu treten wagten.

Nur der Junge, der damals zuerst umgekehrt war und die Kinder verraten hatte, machte plötzlich den Mund auf und sagte, über die Kiste hinüber, zu dem Mann hin: „Du — saag — nä: es it wahrhaftig do jewäs, do ovve —?"

Der Mann regte sich eine Weile nicht, dann aber hob er den Kopf, sah freundlich über den Tisch zu dem Jungen hin und sagte: „Jeweß es it do jewäs. Ech han et nur deshalb jeholt, weil it kein weiß Kleidche aanhatt. Do ovve ävver moß jedes Kind e weiß Kleid aanhan, sonst wird et net erenjelosse. Seht ühr — jetz han ech im no e weiß Kleid aanjetrokke on jetz dragen ech et wedder hen — jetz dragen ech et wedder zoröck. Sed nor stell — domet it net waach wied — it darf nix dovon merke." Damit drehte der Mann, noch einmal freundlich über die Kinder hin lachend, seinen Kopf um und rauchte weiter, fuhr auch seinem Jungen mit der Hand durch das schwarze Haar.

Die Kinder atmeten nicht mehr, sahen voll Verwunderung in das stille, kleine Gesicht Mariechens. Der Junge aber hob ganz leise, daß der Mann es nicht wahrnehmen sollte, einen Arm, führte ihn zu der Kiste hin und schob ihn dem Mädchen unter den Rücken. „Flüjjel — hät it Flüjjel?" kam es aus seinem Mund, so leise, daß nur die neben ihm stehenden Kinder es hörten. Aber da zugleich die dicke Frau, die bisher in einer Ecke des Zimmers zu schaffen gehabt hatte, sich umwandte und auf die Kinder zukam, um sie wieder wegzuführen, zog der Junge seinen Arm schnell zurück. — Eine Stunde später, als die Kinder längst wieder im Lehm standen und Erde in die Karren luden, trat der Mann aus dem Haus. Er hatte seinen Sonntagsanzug an, die Schuhe schwarz gewichst und den Hut auf. Und an einem Strick, dessen Enden vorne in einen dicken Knoten zusammengebunden waren, trug er die Kiste, die vorher auf dem Tisch in seinem Zimmer gestanden hatte, auf dem Rücken mit sich. Sie war nun zugenagelt, und man sah, daß sie aus gehobelten Brettern von dem Mann selber zusammengesetzt und mit gelber Farbe gestrichen war. Trotzdem der Mann breit und starkschulterig war wie wenige unter den Männern, ging er unter der Last der Kiste krumm, wie ein Alter nach vorne gebeugt.

An der Hand führte er den Jungen, der auch sauber und festtäglich gekleidet war und drei Schritte machen mußte, wo der Vater einen machte. Er ließ aber seine Hand zutraulich der Hand des Vaters und lief wacker mit, als ob er sich freue auf alles, was es heute noch zu sehen gebe, sah auch ganz stolz zu den

anderen Kindern hinüber, die in Lumpen gekleidet waren wie immer und arbeiten mußten wie immer.

Auch der Hund lief mit, erst zögernd; als aber der Vater sich nach ihm umdrehte und ihm pfiff, bekam auch er Vertrauen und lief immer dicht hinter der Kiste her, den Kopf zu ihr aufgehoben.

Alle hörten auf zu arbeiten. Endlich blieb der Mann, der oben am Rand der Lehmgrube entlang ging und schon an den Arbeitenden vorüber war, stehen und kehrte sich nach ihnen um.

„Wao jehs du hen? rief einer.

„No jo — do hen — — sie soll dat Kind noch ens sin, ih et unger die Erd küt," antwortete der Mann und wies mit dem Arm den Rhein hinauf, in die Richtung der Stadt, wo seine Frau wohnte. Dabei leuchtete hinter dem ruhigen, traurigen Blick seiner Augen wieder etwas wie eine Heiterkeit und eine Hoffnung.

„Wat? Küs de widder?"

„Nä — nä — ech kommen net widder — ech — ech wäden wahl do blieve." Der Mann war schon weiter gegangen.

„Adschüß! adschüß och!" riefen alle hinter ihm her, Männer und Frauen, richteten sich auf und sahen ihm nach, bis er hinter einer Welle der Wiese, dem Strom zu, verschwunden war.

Die Kinder, die abseits standen und die Worte des Mannes nicht hörten, waren ganz voll Schreck, spürten, wie ihnen das Herz zu schlagen aufhörte, mußten den Mund öffnen, um weiter atmen zu können. Aber sie hoben auch die Arme weiter und senkten sie, als wenn nichts wäre, um die Augen der Erwachsenen nicht auf sich zu ziehen.

Erst am Abend, als die Geräte zusammengeräumt und alle Erwachsenen in die Häuser gegangen waren, liefen sie, eins schneller als das andere, lautlos zum Ufer hin.

Da standen sie auf ihrem Erdrand, streckten die Köpfe vor, als müßten sie den Mann mit der Kiste noch sehen — drehten die Köpfe bei jedem Geräusch geschwind hin und her, sahen fieberhaft verlangend nach einem Schiff aus, das von oben käme, als müsse es ihnen Nachricht bringen, sahen wieder den Strom hinunter nach einem Schiff, das von unten käme und den Strom heraufffahre, als hätten sie ihm einen Auftrag zu geben.

Herrgott, Marieche war jetzt oben, war in dem neuen herrlichen Land, war alle Tage da, morgen und immer, kam nicht wieder!

Erst als es anfing Nacht zu werden, wurden die Kinder ruhiger, setzten sich und saßen wie sonst da, hielten die Beine senkrecht nebeneinander gestellt und sahen nach den Bergen hin, die dunkelblau, leuchtend, ganz in der Ferne, dastanden.

„Laot nur jewäde — nur afwaade — et duert net mieh lang, dann jonn ech och hen, dann jonn ech doch, dann jonn ech däm Marieche naoh," sagte ein Mädchen, eins der kleinsten, nicht leise, sondern mit lauter, mutiger Stimme.

„Ech och — ech och —" rief es erst hier, dann da, dann überall.

„Nur keinem jet ſage — mer möſſen et janz för ons behaale," ſagte das erſte Mädchen, nun wieder flüſternd. „Mir maachen ons ſelver wiiſſe Kleedche on trekken ſe aan. Ech föhren üch, ech brengen üch hen."

Zugleich mit den letzten Worten kam plötzlich der Wind wieder, mit den erſten Stößen, von Weſten, vom fernen Meer her — morgen wird er wieder zum Sturm geworden ſein und übermorgen zum Regen.

Die Kinder gingen nach Haus, ſchnell, heimlich, leiſe auftretend, ſtumm, aber die Herzen bis zum Springen angefüllt mit einem machtvollen Jauchzen und Singen: denn die alten Tage ſind nun bald vorbei, die neuen Tage kommen, gewiß und unzweifelhaft — ſie ſehen die Häßlichkeit der Tage, die da ſind, nicht mehr vor der alles überſtrahlenden Schönheit der Tage, die kommen werden, ſpäter, bald, bald, nur noch ein Weilchen, bis die weißen Kleider fertig ſind, die ſie heimlich, hinter der Treppe, aus alten Hemden ſchneiden werden. In zwei, in ſeiner Woche! In drei, zwei Tagen!

Neue Bücher/ von Arthur Eloesser

Frühere Schriftsteller pflegten sich erst im Alter hinzusetzen, um ein persönliches Bekenntnis über ihre Entwicklung aus den Anfängen heraus in einer Autobiographie oder in einem autobiographischen Roman niederzulegen. Wenn es anfing, Herbst zu werden, dachten sie an den Frühling, sie zogen die Fäden der Reflexion zwischen den Jahreszeiten des Lebens, sie spannen daraus ein Netz der Gesetzmäßigkeit, und von einer Trübung des Gedächtnisses, das sich unwillkürlich nach den vorgezogenen Linien richtete, glücklich unterstützt, brachten sie alle die holden und unholden, die unerklärlichen Wunder des Lebens auf ihrem Kanevas an, so daß es zugleich bunt aussah und doch ordentlich her ging. Die Wahrheit muß wie von selbst zur Dichtung werden, wenn ein Mensch sich soweit von sich selbst entfernt hat, daß er seine früheren Zustände rein als Objekt behandeln kann, wenn er sie von weitem sieht unter den Schatten der Erinnerung, die ihnen das Kleid einer eigen anhaftenden Körperlichkeit anzuziehen scheinen. Die Erinnerung ist immer Poesie, und jedes Individuum, das sich seiner Vergangenheit entsinnt, ist sich selbst gegenüber ein Dichter, der einen fortwährenden Prozeß künstlerischen Gestaltens und zweckmäßigen Umwandelns betreibt. Der dümmste Mensch kann im Gespräch interessant werden, der ganz schlicht ein Ereignis aus seinem Leben berichtet, und wenn wir auch sonst nicht viel mit ihm gemein haben und nur die Unterschiede bemerken wollen, so kann er uns doch zu einer Mitergriffenheit bringen durch das brüderliche Gefühl, daß wir alle unter derselben Sonne und denselben Winden gewachsen sind, und daß das Leben trotz der scheinbar unendlichen Abwechselung der Zufälle und Gelegenheiten doch zu jedem nur mit wenigen ziemlich gleichen Fragen kommt, auf die wir Ja oder Nein sagen müssen, wobei sich ein Unterschied erst durch die Feinheit und Bewußtheit in der Umschreibung dieser Antwort ergibt. Junge Menschen, die immer eitel sind, und eitle Menschen, die als solche immer jung bleiben, bemerken allerdings diese Bescheidenheit des Sachverhalts nicht, daß sie in einer Flasche wohnen, in der ein anderer Homunculus ebenso gut sitzen würde, sie halten sich für Individualitäten, weil sie den Eltern zu widersprechen wagen, und glauben kaum noch, daß sie von ihnen gemacht worden sind. Die meisten Bücher bekenntnisartigen Charakters, die heute erscheinen, gelten der widersprechenden Jugend und sind von Leuten verfaßt, die über dieses Stadium des Widerspruches gegen die Eltern und Älteren, was zugleich Schule, Familie, Staat, Religion bedeutet, noch lange nicht hinaus sind, die sich noch nicht zu der Erkenntnis beschieden haben, daß ihr individuelles Pünktchen auf einer langen Linie typischer Wiederholungen liegt. Alljährlich schwärmen in Deutschland eine Menge Grüner Heinriche aus, die gar von einem begeisterten Kritiker zum Wilhelm Meister erhoben werden, und diese Grünen machen häufig ein unberechtigtes, aber erklärliches Aufsehen, weil sie

einen rohen Lebensstoff bringen, an dem jeder einmal gekaut hat, so daß der biedere Leser gern dem Autor die Hand drückt, der genau wie er die Schulbänke gedrückt und hart gefunden, der genau wie er sich mit dem Vater gezankt, das Bestehende verworfen und durch Vermittlung von Ibsen und Nietzsche den Weg zum unerschütterlich modernen Menschen gefunden hat. Diese modernen Menschen haben uns im allgemeinen nichts anderes zu versichern, als daß sie Zeitgenossen und aus den Zwanzigern glorreich in die Dreißiger gerückt sind. Sie schildern mit großer Verliebtheit die eigene Nase, über die sie hinaus zu blicken glauben, und wir entnehmen aus ihren höchst umständlichen, eifrigen, pathetischen Berichten über die eigene wertvolle Entwicklung eben die Sicherheit, daß es tatsächlich Nasen von verschiedener Form gibt. Doch nach guter Gewohnheit will ich über diese nichtssagenden Produkte wichtigtuerischer Banalität auch meinerseits höflich schweigen, nicht ohne Überwindung, weil der Krach, mit dem so ein „Buch unserer Zeit" von einem glücklich Entwickelten auf den Büchermarkt geworfen worden ist, einen kalten Wasserstrahl der Kritik herausfordern sollte, aber wir wollen der Reklame, die das Buch sehr nötig braucht, selbst diese Gegenwirkung nicht zugeben.

Eine gerechte Entschädigung und höchst angenehme Überraschung wurde uns schon in diesen Blättern die erste Begegnung mit einem anderen Bekenner, Hermann Hesse, der in einer Art von autobiographischem Roman „Peter Camenzind"* die Geschichte einer Jugend oder seiner Jugend erzählt hat. Das Buch wäre wahrscheinlich besser geworden, wenn er es später geschrieben hätte, aber auch so trotz allem Sprunghaften und Fragmentarischen ist es ein ganz famoser Band mit seiner merkwürdigen, dem oberdeutschen Stamme häufig eigenen Mischung von Schwärmerei und Trockenheit, von Verzagtheit und Unverschämtheit, von Naivetät und Durchtriebenheit. Auch Peter Camenzind ist dem „Grünen Heinrich" in mehreren Beziehungen verwandt, aber er macht seiner Schule Ehre, und es schadet seinem Schöpfer auch nicht, daß er die Heimat seines Helden, das Schweizer Dörfchen Nimikon, etwas nahe an Kellers Seldwyla herangebaut hat, da er sich nur für die architektonische Anlage nach seinem berühmten Vorbild richtet, ohne aus der unsterblichen Republik der Narrheit auch noch die Steine zu stehlen. Jedenfalls hat Hesse das hohe, enge Windloch an einem Schweizer See, in das der südliche Föhn so aufreizend hineinbläst, sehr anschaulich hingepflanzt mit den Bäumen, die unter dem Druck der Stürme ängstlich ans Gestein geklammert die wunderlichsten Formen annehmen, und den Menschen, die von der Lebensnot ebenso abgerupft oder lächerlich verbogen sind. In dieser engen Kümmerlichkeit des Lebens sind sie von einem Schleier unbewußter Bedrücktheit umfangen und sie bekommen eine Neigung zum Tiefsinn, der aber keine erfreulichen Früchte zeitigt, es sei denn ein Narrentum, zu dem sich aber nur wenige offen bekennen. Heimlich aber steckt ein Narr in jedem Nimikoner, und

* Berlin, S. Fischer 1904.

wenn er selbst in die Welt geht und mit Wissen und Erfahrung zurückkehrt, in Nimikon wird er es wieder.

Auch unser Peter steigt von seinem Nestchen herab ins Unterland zu den sauberen Ortschaften mit den blanken Türmen, wo die Menschen so gewandt, freimütig und poliert sind, aber der schwere Bursch vom Oberland merkt bald, daß er mit ihnen nie so natürlich wird umgehen können wie oben mit seinen Felsen, mit den Bäumen und Tieren. Mit den Männern wird seine Bauernschlauheit noch fertig, aber was die Frauen betrifft, dieses schöne, fremde, rätselhafte Geschlecht, da kommt er über das dumme Stadium der Anbetung nicht hinaus, er stellt sie immer auf einen hohen Sockel und sich selbst davor als weihenden Priester, der leicht zum gefoppten Narren wird. Im Anschluß an ein bekanntes Motto von Daudet scheint unser Peter zu sagen, daß jeder Mensch ein wenig aus Nimikon ist.

Dem reizend erzählten Buche der Kindheit und der Natur folgt ein ebenbürtiges Buch der Freundschaft, ein etwas blasseres Buch der Liebe, ein Buch des Schenken, dann die Bücher des Lebens und der Weisheit, die allerdings, indem sie die Runzeln des Alters etwas vorzeitig annimmt, mehr nach Altklugheit aussieht. Da Peter nach Zürich geht, um seine Stipendien als Philologe zu verzehren, fällt er gleich mitten hinein in die moderne Kultur und geistige Internationale, die dort ein anerkanntes Zentrum hat. Hermann Hesse ist geschmackvoll genug, um sich der pathetischen Wichtigtuerei zu enthalten, mit der sonst in modernen Romanen die ersten Früchte vom Baum der Erkenntnis gerissen werden, er ironisiert mit wenigen erschöpfenden Bemerkungen die bunte Gesellschaft von Studenten, Künstlern, Literaten, Philosophen, die alle an der Weltverbesserung arbeiten, von denen aber niemand das Bedürfnis zu kennen scheint, ohne allen äußeren Zweck an sich selbst zu bauen und sein Verhältnis zu Zeit und Ewigkeit zu klären. Peter Camenzind macht das alles mit, er wird sogar Journalist, der über vieles zu schreiben weiß, aber er merkt doch, daß dies noch nicht das richtige Leben ist, das immer nur als gelegentliche Anregung und Zufälligkeit kommt, und er wartet immer noch auf das eigentliche, das große Leben, das mit gewaltigem Brausen daherfährt und ihn auf seinen Flügeln zu irgend einem Gipfel von Glück oder Ruhm tragen muß.

Nach dieser Züricher Episode beginnt das Buch zu springen und mit langen Gedankenstrichen zu arbeiten. So wird der ganze Journalismus Peters mit wenigen Seiten abgetan, als ob der Beruf gar keine umformende Kraft auch über den inneren Menschen hätte. Wenn die Erzählung die Dichtigkeit der Zusammenhänge verliert und nur noch einzelne entscheidende Blätter aus der Erinnerung zu sammeln scheint, so stammt diese Verlegenheit nicht allein aus einer gewissen Magerkeit der Vision, die trotz der Knappheit des Buches einige Wiederholungen der Situation verschuldet, sondern sie findet noch einen anderen tieferen Grund in der Differenz, die sich zwischen dem Erzähler und seinem Helden durch die Ichform des Romans erhebt. Hermann Hesse hat den Peter Camenzind von den eigenen inneren Erlebnissen genährt, aber da es nicht lange her ist, daß er selbst noch Peter war, so hat er dieses Geschöpf seiner Phantasie noch nicht ge-

nügend von sich abgelöst, um es rein als Objekt behandeln zu können, und man sieht den Dichter zuweilen recht deutlich in seinen Helden hineinschlüpfen, weil der sich allein noch nicht fortbewegen kann. Die nötige Distanz zwischen Hermann Hesse und Peter Camenzind hätte der Verfasser vielleicht besser erreicht, wenn er den Roman in die dritte Person statt der Ichform gebracht hätte. Wie fein auch die letzten Kapitel überlegt und wie sauber die Linien der Entwicklung gezogen sind, der Roman geht eben gegen den Schluß auf einer Luftlinie, unter der die zuerst vorauszusetzende Parallele äußeren, scheinbar unberechneten Geschehens vermißt wird. Peter Camenzind geberdet sich etwas literarisch, indem er in die Schule des Franz von Assisi geht, wenn uns auch der Aufenthalt in der Stadt des Heiligen die hübsche italienische Episode einbringt, und die lebendige Lehre der Demut, die er von dem buckligen Boppi empfängt, gibt wohl eine zu eilig und zu widerspruchslos ausgebildete Harmonie trotz der bewunderungswürdigen Zartheit, mit der das Freundschaftsverhältnis zu dem Ärmsten der Armen angefaßt wird. Von diesem Heiligen lernt Peter, daß die Schwachheit sich nicht ihrer selbst schämen soll, daß man das Leben, selbst das kargste und elendeste, nur mit täglicher Dankbarkeit als ein unbegreifliches Geschenk der Gnade empfangen kann, und mit dieser Erkenntnis kehrt er in Nimikon wieder ein, um dort wie die Väter am Dach seines Hauses weiterzuflicken und die einzige von der Welt so teuer erkaufte Weisheit als eine stille Narrheit in sich zu hüten unter den anderen Sonderlingen, denen er auch bald gleichen wird. Dieser Schluß, der zum Anfang zurückkehrend etwas überraschend ins Mauseloch schlüpft, ist mit einer Feinheit und Schnelligkeit gemacht, die uns im ersten Augenblick nicht bemerken läßt, wieviel Lücken wir übersprungen haben, aber auf die Dauer wirkt er doch nur mit der Gefälligkeit einer fein berechneten Konstruktion, da wir dem Peter, der einst zur geistigen Internationale gehörte und in Paris Journalist war, die ältliche Reife für Nimikon durchaus noch nicht zutrauen können. Er hat eben noch zu viel von seinem Verfasser, der so wenig Nimikoner ist, daß er dieses von Geist und Humor durchleuchtete Büchlein ironischer Selbstbekenntnisse schreiben konnte. Jetzt hat er nur noch die Pflicht, etwas älter zu werden, und wenn es ihm in dem Maße gelingt, daß er einer schon allzu fertigen Behutsamkeit und Reife nicht mehr vorgreift, bis sie so mit den Jahren ganz ungerufen kommen, werden wir von seinem Talent noch stärkere und zwingendere Töne erwarten dürfen.

Wenn man von diesem bei aller jugendlichen Liebenswürdigkeit bereits so zweckmäßig angelegten Buche zu dem neuen Roman von Ricarda Huch kommt, der „Von den Königen und der Krone“* handelt, so scheinen alle Ufer und Grenzen zurückzuweichen von dieser wie zwecklos schaukelnden Phantasie, die nicht ein bewohnbares Inselchen des Gedankens hervorspült. Im Anfang macht das Buch den Eindruck, als ob es auf eine satirische Behandlung des Themas abgesehen sei. In den dalmatinischen Bergen, von denen schon

* Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1904.

Daudets Könige ins Exil gingen, hält ein Volk von Jägern und Hirten, das sich der Fremdherrschaft unterwerfen mußte, seinem alten Königshause unwandelbare Treue. Der im Geheimen anerkannte König hütet eine alte verrostete Krone, und wenn er sie sich entreißen läßt, ist das Volk befugt, ihn ohne Urteil zu töten. Damit aber der Verdacht der Sieger, die dem jeweiligen Prätendenten nachstellen, nicht auf den rechten falle, wird der Träger der Krone in die unauffälligste Niedrigkeit verwiesen, und je schlechter man ihn behandelt, desto besser glaubt man ihn beschützt, so daß die Patrioten sich gewöhnt haben, jede böse Lust an ihrem Könige auszulassen. Bis dahin ist die Sache verständlich, nun aber beginnt die ausgezeichnete Schriftstellerin, mit ihrer so wurzellos und fahrig gewordenen Phantasie uns in der Irre herumzuführen, als ob sie die prinzipiell zwecklose Kunst unserer alten Romantiker wieder beleben wollte, mit denen sie sich vielleicht so innig befreundet hat, daß sie allmählich aus der Gefühlssphäre ihrer eigenen Zeit herausglitt. Der letzte heimliche König, der schöne, wilde Lastari, läßt die Krone im Stich, er schweift durch die Welt als Arbeiter, Lehrer, Unternehmer, Buchhalter und Bauer, in Mexiko wird er von einer schönen, frechen Kreolin ausgebeutet, die sich auch erlaubt, seinen Sohn aus erster Ehe, den echten Königssproß, da sie ihn nicht verführen kann, zu mißhandeln, und er nähert sich schließlich wieder der Heimat bis zu einem adriatischen Nest, wo dieser Sohn Lasko Fuß faßt und eine reiche Dame holländischer Abstammung zugleich mit einer Ölfabrik heiratet. Es wäre müßig, ihre komplizierten Schicksale, in die noch weitere durchweg heimatlose in fremden Boden verpflanzte Personen eingreifen, umständlich wiederzugeben, und es ist auch kaum möglich, diese aus Romantik und Realismus widerspruchsvoll zusammengefügte Welt nachzuzeichnen, in der die Menschen bei allem von Ricarda Huch gepflegtem Schönheitskultus einen unheimlichen und abstoßenden Eindruck machen wie edle Marmorfiguren, denen einzelne Glieder aus wirklichem Fleisch angesetzt sind. Verständlich sind diese Leute nur, wenn sie dichten, wenn sie von ihrer wilden, harten Kindheit in den Bergen träumen, bis die schlummernden Lieder der Heimat wieder in ihrer Seele erwachen, aber es fehlt ein Weg von diesen romantischen Voraussetzungen zu der modernen, bürgerlichen Existenz, die sie im allgemeinen als selbstverständliche Gewohnheit führen, und ihre Schicksale scheinen in jeder Beziehung willkürlich und unfruchtbar, da sie sich weder unter äußeren Bedingungen natürlich entwickeln noch in eine innerliche Verbindung von symbolischer Bedeutung treten. Am verständlichsten bleibt immer noch die alte rostige Krone, die alle Preisgüter des Lebens aufwiegt, die den Vertriebenen in den lautersten Stunden droht und winkt als der königliche Schmuck der heiligen Unverantwortlichkeit, den nur eine reine Stirn ertragen kann. Dieses merkwürdige Königstum dient hier keiner Satire, wie es zuerst scheint, sondern es beansprucht die Bedeutung eines ernsten Lebenssymbols, nur daß nichts in dem Roman geschieht, was zu seiner Erklärung dient. Ricarda Huchs großes Talent, das schon an sich wenig Erdhaftes hat, verliert immer mehr die Anhänglichkeit nicht nur an den Boden der Heimat, sondern auch an unsere gesamte Zeitwirklichkeit, und

ihre hohe Stilkunst würde vielleicht ein neues Fundament finden, wenn sie mit einer resoluten Wendung zur Vergangenheit ihren Menschen ein historisches Kostüm geben wollte, die jetzt als zeitlose Kreaturen der Bildung ein mit aller willkürlicher Inszenierung illusionsschwaches Dasein führen.

Diesen Weg zur Historie ist Adolf Paul mit seiner altlübischen Geschichte „Die Madonna mit dem Rosenbusch“* gegangen, die in umgekehrter Beziehung sündigt, da diese Hanseaten zur Zeit Wullenwebers nicht existieren können, ohne einige Zellen ihres seelischen Organismus aus dem zwanzigsten Jahrhundert zu beziehen. Adolf Paul hat zweifellos Talent, aber man weiß noch nicht recht wozu, und man wird vorläufig abwarten müssen, bis sein unruhig springendes, zu flotten Antithesen geneigtes Temperament sich begnügt, originell zu sein, statt es in jeder Äußerung scheinen zu wollen. Dieser Roman ist trotz vielen guten Seiten im ganzen ein großes Mißlingen, weil der Verfasser für die Behandlung der Historie noch keinen künstlerisch entschiedenen Standpunkt gefunden hat, weil er sich nicht gezwungen fühlt, auf eine ausschließliche Art zu sehen, und so durch mehrfachen Wechsel der Distanzen sich selbst die eben hergestellte Illusion verdirbt. Im Anfang geht er mit einem kecken Realismus vor, der sich von der Ehrwürdigkeit der Jahrhunderte nicht imponieren läßt, er nimmt die religiösen Händel zwischen Katholiken und Protestanten ziemlich respektlos von der geschäftlichen Seite, er gibt ihnen einen komisch drastischen Verlauf, indem er sie mit den Fäusten ausfechten läßt, und amüsiert uns mit den kleinlichen, fast lächerlichen Erscheinungsformen, in denen auch weltbewegende Dinge unter einer nahen Beobachtung auftreten. Es ist nun das Recht des Künstlers, so nahe an die Dinge heranzutreten, bis man von dem Eindruck der Monumentalität befreit, nur noch die Brocken des Materials sieht, aber Adolf Paul hält diese Distanz, die nur eine humoristische Behandlung zur Folge haben kann, auf die Dauer nicht fest und er verlangt von uns, daß wir plötzlich im großen sehen, damit wir den Ereignissen, wenn sie im Interesse des Romans eine schicksalbildende Macht ausüben sollen, gefälligst die Wichtigkeit wiedergeben, die er ihnen selbst genommen hat.

Das flotte Scherzo auf altlübisches Leben, mit dem die Schilderung anhebt, stimmt zu allem anderen eher als zu der tragischen Geschichte eines jungen Malers aus edlem Geschlecht, der unwissentlich eine nächtliche Stunde mit seiner Mutter in Blutschande lebt und in seiner Frau die Schwester entdeckt. Die Mutter hat den Sohn immer eifersüchtig behütet, und da sie ihn in dunkler Nacht anstatt einer Magd, die sich ihm ergeben hat, erwartet, um ihm die Leviten zu lesen, unterliegt sie selbst dem Reiz der Situation und gibt dem nichts Ahnenden, was ein Weib eben zu geben hat. Da der Sohn die Jungfrau heimführen will, die diesem Augenblick der Schwäche ihr Leben verdankt, kämpft sie ähnlich wie Mutter Alving, nur daß sie dem furchtbaren Zwang des Geheimnisses gehorcht, ohne eine bewußte Durchbrechung des Sittengesetzes zu wagen. Der Sohn er-

* Hamburg, Alfred Janssen 1903.

fährt das Geheimnis erst nach ihrem Tode, nach dem Tode des Kindchens, der von der Alten absichtlich herbeigeführt die junge Frau in Wahnsinn stürzt, und im geistigen Kampfe mit ihrem Beichtvater, der den Fluch der Erbsünde bereit hält, versucht er sich als Richter zu behaupten und als eigener Schicksalsherr das Wort der Gnade zu sprechen, bis er unter dieser Last zusammenbricht, die nur ein Gott für einen Sterblichen tragen kann. Schon vor dem Menschen ist der Künstler untergegangen, weil er die Gabe, die er in Demut dienend hätte ausüben sollen, wie ein Schöpfer mit göttlicher Unverantwortlichkeit verwalten wollte. Wenn Adolf Paul am Schlusse von einem Grabe mit einer halb verwischten Inschrift spricht, das die Katastrophe den späteren Geschlechtern rätselhaft andeutet, so kann man sich ziemlich genau vorstellen, wie ein Theodor Storm, dem er sich damit nähert, die Sache geführt haben würde. Der Meister des „Aquis submersus" hätte das Grab als die ursprüngliche Anregung jedenfalls an den Anfang und nicht an das Ende der Erzählung gesetzt, er hätte es nach der guten Überlieferung der tragischen Novelle so von Ungefähr im Umherschlendern gefunden und aus der geringen Andeutung die Lebensschicksale der gemeinsam Begrabenen allmählich herauswachsen lassen. Es fehlt Adolf Paul besonders nach dem falschen Auftakt an der Dichtigkeit der Stimmung, die sich mit schweren Schatten um die Katastrophe legen muß, es fehlt ihm, wenn er höchst moderne Gedanken einmischt bis zu einer Auseinandersetzung zwischen sozial gesinnter und Artistenkunst, an der frommen altmeisterlichen Andacht, die eine vergangene Kultur rein aus den seelischen Möglichkeiten ihrer eigenen Zeit aufbaut. Die Notwendigkeit einer solchen Einschränkung fühlt er wohl angesichts der Schlußkatastrophe, aber er besinnt sich zu spät, und um so offenbarer wird die Zerrissenheit des Vortrags, die seinem Talent vielleicht als Mahnung zu einer strengeren stilistischen Erziehung dienen wird.

Wohl das einzige moderne Talent, das mit einer ruhigen und zweckmäßigen Technik zu disponieren versteht, gehört Clara Viebig, die sich mit ihrem letzten Roman „Das schlafende Heer"* von der rheinischen nach ihrer zweiten Heimat, den Ostmarken, gewandt hat. Er gilt dem Kampfe zwischen Deutschtum und Polentum, den schon Gustav Freytag in einer Episode seines „Soll und Haben" geschildert hat, aber der ältere Dichter fand ein leichteres Spiel, da er an das Datum des letzten Aufstandes anknüpfend den Rassenkampf als offenen Kriegszustand darstellen konnte. Die Revolution der Sensenmänner mit der Antwort der preußischen Kugeln war der poetischen Darstellung faßlicher als das erbitterte Ringen von heute im vollen Frieden, das die Reibungsfläche auf das gesamte Gebiet der Konkurrenz verbreitet hat. Gegenüber dieser prosaischen Verzettelung, die ein weniger robustes Talent leicht zu einer Manie der Vollständigkeit mit unendlichem Detail verleiten konnte, hat sich die frische, erdige, herzhaft zugreifende Art der Verfasserin erfolgreich behauptet, die in erster Linie von dem Boden ausgeht, um den diese Kämpfe geführt werden, und die mit großer dichterischer Kraft

* Berlin, Egon Fleischel & Co. 1904.

die weite fruchtbare Landschaft des Ostens zu einem persönlichen Leben aufruft. Die besten Seiten ihres Romans gelten der großen Unparteiischen und Unbekümmerten, der Natur, und mit der ihr eigenen Meisterschaft erweckt sie ein Gesicht der unabsehbaren Ebene, die unter einem gläsernen Himmel dem Auge fast unerbittlich flimmert, bis die Abendröte am Horizont heraufkriecht und ein Farbenspiel der schimmernden Dämmerung beginnt, die diese schmerzende Unendlichkeit mit einer melancholisch süßen Träumerei überspinnt. Die Dichterin hört die Klagen, die aus diesem Boden flüstern, und mit einem stimmungsvollen Symbolismus von nicht übertriebener Zweckmäßigkeit setzt sie in diese Abendlandschaft die legendarische Figur eines alten Hirten, der im poetischen Besitz der Vergangenheit die unbestimmten Klänge der Nacht zu deuten weiß, die ihm wie verhallender Kampfruf und leises Schwerterklirren tönen. In dem sagenumwebten Berge Lysa Góra ist eine alte Verheißung verborgen, dort ruhen hunderttausend Ritter und noch viel mehr, ein ganzes gepanzertes Heer, das nach dem dritten Zeichen erwachen wird, um zu Polens Befreiung aufzustehen. Die Dichterin hat mit starker und glücklicher Hand das polnische Volk als ein Ganzes genommen, sie hat den verschiedenen Typen der Aristokratie, des Klerus, des Volkes ein Stück von der einen großen Seele gegeben, und es konnte ihr ohne Gewaltsamkeit gelingen, weil die von dem Ideal ihrer Wiederherstellung gleichmäßig erfüllte Nation auch in der Masse als Individualität erscheint.

Dem, der kämpft, ist der Feind immer ein Ganzes, während die Unterschiede in den eigenen Reihen ihm näher und bewußter bleiben. Das Zeichen des Deutschtums, das hier dem Polentum gegenüber gestellt wird, ist die Zersplitterung, und die Mißerfolge, die die einzelnen im Kampfe um den Boden wie um deutsche Sprache und Gesittung davontragen, dürften den tatsächlichen Verhältnissen leider entsprechen. Gustav Freytag konnte noch die Fink und Wohlfahrt vorschicken, um deutsche Unternehmungslust und Tüchtigkeit mit flottem Hurrah zu begleiten, während Clara Viebig in ihrem ehrlich sorgenden Buche keinen Vertreter des Deutschtums findet, den ein patriotischer Elan zu seinem Vorkämpfer wählen möchte. Sein eifrigster Champion ist ein Rittergutsbesitzer, ein ärgerlicher Pedant, überspannt und empfindlich, der mit seiner Taktlosigkeit auch die nächststehenden Volksgenossen abstößt und die Polen, ohne eine Deckung im Rücken zu haben, nur mit aussichtslosen Scharmützeln reizt. Dieser pathologisch reizbare Mensch gibt sich den Tod, weil er eine von der aufgebrachten Bevölkerung zugefügte Mißhandlung nicht überleben kann. Auch ein junger rheinischer Ansiedler wird in den Tod getrieben durch die Untreue seiner polnischen Frau, deren fremde Seele er nicht einfangen kann, und sein Vater, ein kräftiger Bauer gibt den Existenzkampf auf, in dem er Frau und Kinder fast an das Polentum verloren hätte. Es geht da nicht ohne etwas konventionelle Anlage von Romanschicksalen ab, aber eine solide Konstruktion war jedenfalls notwendig, um die Masse des Stoffes ordentlich in seine Fächer zu bringen. Wie in allen Schöpfungen Clara Viebigs haben auch hier die einfachen Menschen die stärkere Lebenskraft

und die gesündere Farbe erhalten, ihrem breiten Pinsel ergibt sich die Physiognomie der Masse leichter als die der differenzierten Individuen, weshalb auch in rein künstlerischer Beziehung die Polen besser weggekommen sind als die näher gesehenen, unterschiedsreichen Deutschen. Ihr Buch schmettert keine chauvinistische Fanfare, aber es bläst auch nicht entmutigt zum Rückzug, es ist ein Buch der Sorge, die sich noch nicht der letzten Hoffnung begibt, und in dieser Empfindung wird es wohl die meisten einigen, die die Notwendigkeit der Abwehr des Polentums begriffen haben, ohne daß sie für die Mittel, die man abwechselnd versucht, eine übermäßige Begeisterung aufzubringen imstande sind.

Unsere Novellisten haben in den letzten Jahren nichts Rechtes vor sich gebracht, und es scheint fast, daß diese Kunstform, die Storm nicht ohne Stolz die Schwester des Dramas nannte, ihre gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland erworbene Souveränität mit etwas voreiliger Entmutigung abgedankt hat, vielleicht weil die poetischen Väter sich aus materiellen Gründen lieber der anderen Tochter widmen, die ihre Mühen reichlicher vergilt. Nur zwei Bände sind mir aufgefallen, der eine von Wilhelm Schmidt-Bonn, einem jungen Schriftsteller, dessen erstes Drama „Mutter Landstraße" teils stürmisch bejubelt, teils heftig zurückgewiesen wurde, und an dem wohl etwas sein muß, da auf beiden Seiten intelligente Leute standen. Jedenfalls ist er ein frischer, eigener Kerl, der nur den Ehrgeiz hat, ein Drama wie eine Ballade behandeln zu wollen, obgleich das Theater sich gegen die lieblichen Umarmungen der Lyrik immer spröde verhält. Auch die erste am breitesten ausgeführte Erzählung seiner „Uferleute"* leidet an einer blumigen Sentimentalität, aber die anderen Geschichten vom Unterrhein werden um so besser, je kürzer und härter sie sich fassen, und es gibt da ein Paar ganz kapitale Stücke, wie von der Bauernfrau, die im Befreiungskriege die Ehre ihrer Tochter an einem jungen französischen Soldaten mit einer Flintenkugel rächt, oder das in kräftiger niederländischer Manier angelegte Bild eines Siechenhauses mit den kindisch gewordenen Greisen, die alle Kleinlichkeit und Mißgunst der Welt noch in dem letzten senilen Zustand konservieren. Am besten ist Schmidt-Bonn, wenn er sich selbst recht kurz und bündig ein seltsames Ereignis zu erzählen scheint und wenn er sich von der sentimentalen Seite seines Wesens zu der derben schlägt, ein Wechsel der Gegensätze, der sich bei ihm mit ziemlicher Geschwindigkeit und ohne vermittelnde Übergänge vollzieht. Eine gewisse Muskelkraft ist bei ihm vorhanden, die keine Stubenhockerei verdorben hat, und er bringt die frische Atmosphäre einer Jugend mit, der ein tüchtiges Stück Sonne ins Blut gegangen ist.

Der andere Band, der mir auffiel, ist „Macht und Mächte" von Gustav Landauer*, ein kühnes Buch, in dem der Verfasser außerordentlich gescheidte Dinge sagt, wie er als Erzähler außerordentliche Dummheiten macht. Im Anfang war hier nicht die unbewußt emp-

* Berlin, Egon Fleischel & Co. 1903.

fangende, langsam austragende Phantasie, sondern der Fackelträger Geist, der allzu geschwinde, der gleich ein Dutzend Probleme auf einmal ins Licht setzen will. Von den beiden Novellen besteht die eine aus fünf bis sechs, die andere wenigstens aus zwei bis drei Romanen, ohne daß der Verfasser, weil er eben mehr ausdenkt als auslebt, von dieser Fülle sich beschwert fühlt. Das Thema von Macht und Mächten, das durch die erste gestellt wird, dürfte wohl folgendermaßen zu verstehen sein: die Macht bin ich, mein Lebenshunger, mein Glücksbedürfnis, meine heraustobende Kraft, die Mächte sind alle Sitten, Gesetze, Gewohnheiten, die mir zwar erlauben, was ich will, zu denken, die aber dem unanständigen Teil meines Ich, dem Leibe eine Beschränkung und Enthaltsamkeit auferlegen, durch die der alte Heide auf den Zustand verstopfter Geilheit herunterkommt. Darum soll man toben, mit List oder Gewalt drauf gehen, jedes skrupellos erraffte Glück dient einer Veredlung der Menschheit, und man weiß, wie weit die Sache gehen kann, wenn ein Intellektueller und noch dazu einer mit reinstem Gewissen Sinnlichkeit zu dozieren anfängt. Da ist ein Bauernjunge, der mit achtzehn Jahren noch nicht schreiben kann und mit fünfundzwanzig Doktor der Medizin ist, also ein Erziehungsroman, der von Landauer mit wenigen Seiten als kleine exponierende Vorbedingung abgemacht wird. Einen anderen Roman der Enttäuschung erlebt seine Jugendgespielin, eine jüdische Dorfschöne, die sich unheimlich schnell zu einem modernen Weibe entwickelt, so daß sie mit dem Arzte eine durch die Zeitung vermittelte sehr geistvolle Korrespondenz führen kann, ohne zu ahnen, daß sie an den vor Jahren geküßten Bauernjungen schreibt. Die Sache vereinfacht sich, indem ihre beiden Romane zu einem zusammenfallen, aber zum Schluß erhebt sich noch ein neuer mit zwei allerschwersten Problemen, da der Lehrer des Arztes im Interesse der Veredelung der Menschheit den scheußlichen Gemahl der Jüdin durch eine reichliche Dosis Chloroform umbringt und außerdem, da es zu einem allgemeinen Bekenntnis kommt, ein Verhältnis zu seiner Tochter ganz ohne falsche Scham eingesteht. Die Begeisterung an der eigenen freien Menschlichkeit wird zum Schluß so groß, daß alle vier verzückt die Kleider abwerfen und ihre Gläser auf das Wohl der Schönheit und Nacktheit erheben. Das kann ich nicht sehr appetitlich finden. Ein nacktes Paar ist sehr schön, wie auch im Paradiese nur eines war, aber zwei sind unanständig und würden sich überhaupt wegen der Möglichkeit plötzlich umspringender Neigungen nicht vertragen können. Weil der Verfasser ein so reiner, überzeugter Mensch ist, kommen ihm solche Gedanken nicht, wie in ihm überhaupt ein Träumer und Romantiker steckt, der keine Spur von Frivolität hat. Komisch wirkt er nur hinterher, wenn man seine Situationen nachprüft, aber so lange man ihn liest, und er führt einen innerlich bewegten, dabei reinlichen und geistreichen Stil, hat man eine aufrichtige Freude an dem ehrlichen Wesen dieser Persönlichkeit, die nicht in künstlerischer wohl aber in menschlicher Beziehung immer bedeutend wirkt.

Ein Brief von Otto Nicolai

Wir geben den folgenden ausführlichen Brief Nicolais, den uns Otto Leßmann freundlichst aus seinem Autographenbesitze zur Verfügung gestellt hat, teils wegen der Person des Schreibers, teils wegen seines kulturhistorischen Interesses. Nicolai war als Organist an die preußische Gesandtschaftskapelle in Rom berufen worden und trat nun zu Bunsen und seinen religiös-musikalischen Bestrebungen in nächste Beziehung. Die Charakteristik des Bunsenschen Hauses, Bemerkungen über die italienische Opern- und Kirchenmusik, eingerahmt in Reiseepisoden und Karnevalsscherze geben dem Brief seinen essaistischen Wert. Einige Abschnitte, von geringerem persönlichen oder sachlichen Interesse, ließen wir aus.

Rom, d. 3 ten Maerz 1834

Mein lieber, guter Vater!!

Es ist nun schon ein Monat, daß ich in Rom lebe und will ich Dir vorneweg nur das sagen, daß ich gesund und munter hier angekommen bin und bis jetzt mich auch immer wohl befunden habe! Alles Uebrige werde ich schreiben, wenn ich wieder von Rom zu sprechen komme; jetzt aber will ich da anfangen, wo ich Dich zuletzt verließ, d. h. wo ich den ersten Brief an Dich zur Post gab. Das war ein paar Meilen hinter München in einer Poststation, denn ich hatte vergessen ihn in München zur Post zu geben und so mußte ich es denn hier thun; ich hoffe aber, daß er in deine Hände gekommen ist.

Das zunächst Wichtige auf meiner Reise war die Passage über die Alpen, nämlich über den Schönberg und Brenner. Da ich immer noch mit der Schnellpost reiste, so konnte ich die Zeit, wenn ich diesen freilich etwas gefährlichen Weg machen wollte, nicht selbst bestimmen, sonst hätte ich ihn gewiß nicht in der Nacht gemacht, was aber nun leider geschehen mußte. Es war die Nacht vom 30 ten zum 31 ten

Dezember v. J.; Abends um 10 Uhr fuhren wir von Inspruck ab, hinter welcher Stadt die Gebirge sogleich beginnen. Die Berge waren sehr beglatteist, so daß die Pferde oder Maulthiere beim Herabfahren von den Bergen, den Wagen kaum halten konnten, welcher immer mehr wie ein Schlitten von der Seite rutschte, als wie ein unbetrunkener Wagen sich anständig gerade aus bewegte; ich saß dabei wie auf Kohlen, überzeugt, daß diese Passage meinen armen Hals kosten würde. Dabei war es schlechtes regnichtes Wetter und kein ander Licht als die Laterne vorn am Wagen und das unbestimmte Schneelicht der Berge. Oft ging die große Maschine im Trabe so nahe bei den tiefsten Abgründen vorbei, daß man vom Wagen heraus nicht den Weg, sondern eben nur die grundlosseste Tiefe sah. Das war kein Spaß! und die Postillone in dieser Gegend, sind durch die Gewohnheit auch übertrieben keck geworden. Genug! Der erste Theil dieser gefahrvollen Nacht ging mir in Angst und Sorgen schlaflos dahin. Hernach aber fing ich an zu schlafen, und als ich am Morgen erwachte, war die Gefahr vorüber; aber welch ein Unterschied des Landes jenseits den Bergen!! Schnee und Kälte verlor sich immer mehr und schon hier, noch in den Bergen selbst, boten sich dem Auge grüne Bäume und Sträucher dar. Von nun ab reisten wir in einem herrlichen Klima und in den schönsten Gegenden durch Tyrol, Italien immer weiter zu. Ich benutzte noch immer die Schnellpost, mit welcher ich bis Verona gefahren bin, wo wir am 1 ten Januar Mittags ankamen. Nun war ich also in Italien!! Merkwürdig war mir übrigens noch besonders, daß plötzlich die deutsche Sprache so ein Ende nimmt und nicht ein allmähliger Uebergang statt findet; in einer Stadt, ich glaube es war Inspruck, sprach man als ich mich in den Wagen setzte noch kein Wort italienisch, und als ich auf der nächsten Station ausstieg und deutsch nach dem Wirthshause fragte, antwortete ein Packknecht non capisco! Aha! dachte ich, nun geht das Radebrechen mit mir los und platzte ohne mich zu besinnen mit einem kecken Dove la botega? heraus. Das war aber nicht richtig, denn unter botega verstand man die Apotheke nach der man mich hinweisen wollte. Doch ich habe mich bald zurecht gefunden und mich wenigstens verständlich zu machen gewußt; jetzt geht es schon ziemlich gut mit der Sprache, obwohl ich hier viel mehr deutsch als italienisch spreche, was mir eigentlich nicht lieb ist. Doch weiter auf der Tour! Im Postwagen hatte ich mich mit einem jungen Kaufmann Bruckner, der nach Triest über Venedig ging, und mit einem jungen Juristen Serdagna, der in Inspruck studirt hatte und nun über Venedig nach Dalmatien ging, zusammengefunden und wir nahmen in Verona zusammen ein Quartier. Da wir nun 3 waren, so thaten wir besser, fortan mit einem Veturin (Lohnkutscher) zu fahren und bestellten also einen solchen, mit dem wir accordirten und unsere Abreise nach Padua schon zum nächsten Tage früh festsetzten. Wir hatten also nur einen halben Tag für Verona, den wir aber nach der Möglichkeit benutzten. Es versteht sich von selbst, daß man in keiner Stadt Italiens etwas ohne einen Lohnbedienten, der einen herum führt, zu sehen bekommen kann, welchen ich also stets habe nehmen müssen, und welche Ausgabe hier in Verona begann.

Abends sah ich die erste italienische Oper im Teatro filarmonico. Man gab

Anna Bolena von Donizzetti. Empörend, niederträchtig! finde ich die Art wie das italienische Publikum seine Opern anhört! Sie unterhalten sich dabei; die Logen werden immer von einer Gesellschaft zusammen genommen, so daß man nie einzelne Billets zu Logen bekommt, und die Familie, die nun eine Loge für den Abend genommen hat, betrachtet diese wie ein Zimmer, nimmt Visiten darin an u. s. w. und hört nur dann und wann en passant ein bischen Musik an. Nun kann ich begreifen, warum der Rossini es über sich gewinnen kann, diesen Säuen etwas anderes als nur Perlen vor zu werfen! Es ist ein Spektakel in der Oper, daß man nur mit Mühe die Musik hören kann. Das ist Styl in ganz Italien! Hier in Rom aber etwas weniger! An diesem Abend nun also hörte ich eine Signora Manzochi als Anna Bolena, welche ganz vortrefflich sang! überhaupt italienische Gesangsschule, ist etwas göttliches! und dies der einzige Zweig in der Musik, worin dies faule Volk etwas leistet! Was soll ich von der Oper sagen?? es ist so etwas durchaus ganz Anderes als bei uns, daß man es selbst sehen und hören muß!

Das Orchester spielt ohne Director, nur der Vorgeiger giebt zu weilen den Takt an; das geschieht aber in den meisten Theatern auf eine wahrhaft empörende Weise; denn so ein Tölpel von Vorgeiger stampft alsdann mit den Füßen aufs Lauteste den Boden, so daß man den Taktschlag desselben wie bei uns die große Pauke vernimmt! Es ist gewöhnlich lauter als die ganze übrige Musik. Ich möchte wohl wissen, was unser Publikum mit dem Musikdirector anfinge, wenn er sich einmal einfallen ließe, auf so ungebührliche Weise bei der Aufführung herum zu stampfen? Der Soufleur sitzt in der Regel ohne Kasten mit der Mütze auf dem Kopfe in seinem Loche und schreit lauter als die Sänger, wobei auch er den Takt schlägt, sich aus seinem Loche so weit als möglich heraushebt und den Sängern auf so auffallende Weise als möglich die Worte zu ruft. Am liebsten würde er gleich aus seinem Loche herausspringen und die Hauptrolle selbst agiren, da das aber nun doch nicht geht, so sucht er sich wenigstens so laut, wichtig und bemerkbar zu machen, als nur irgend möglich ist. Kurz Alles ist empörend! was äußere Einrichtung anbetrifft. Die Sänger aber singen herrlich! Welche Stimmen! welche Fertigkeit! welche Schule! Die Italiener werden schon als Sänger geboren! in den Kaffeehäusern hört man von herumvagabondirenden Meauvaisſujets rossinische Arien viel geläufiger singen, als unsere Sänger es möglich machen können. Eine und dieselbe Oper wird gewöhnlich, wenn sie nur einigermaßen gefällt, den ganzen Carneval über gegeben, oder wechselt höchstens nach 2 Wochen mit einer andern. Was ist nun das wieder für eine faule und nachtheilige Einrichtung?! Dabei ist die Oper immer aus 2 Akten zusammengesetzt und zwischen diesen beiden wird ein Ballet, was einen ganz andern Charakter vielleicht hat und 2 Stunden dauert, aufgeführt; so daß man nach dem Ballet den ersten Akt längst vergessen hat. Das Theater dauert daher 4 bis 5 Stunden, fängt um 8 Uhr an und schließt nach Mitternacht. Oft führt man einen Akt aus der Oper auf, und einen aus einer andern, und macht so ein mischimaschi aus allem zu sammen; denn dem Italiener liegt ja nicht daran einen Eindruck mit nach Hause zu nehmen; er will nur Töne hören, Menschen sich

bewegen und Koliſſen ſehen; die Zeit todt ſchlagen und ſich unterhalten. Das iſt der Zuſtand des Theaters! Schade für das wirklich gute, was zwar wenig iſt und ſich faſt nur auf gute Sänger reduziren läßt, denn es wird doch nicht anerkannt.

In der Kirche iſt es eben ſo! ſelten hört man, (mit Ausnahme hier in Rom der Sixtiniſchen Kapelle) gute Kirchenmuſik und das Aeußere dabei iſt eben ſo nachtheilig. Auch hier wird die Muſik geſchlagen (battere la musica) d. h. der Takt derſelben, mit einem von Papp gemachten 3 oder 4 Zoll breiten Schläger, der nur 1/2 Zoll dick iſt, alſo die Geſtalt eines ſchmalen Brettchens hat; natürlich klatſchen ſie mit der breiten Seite auf das Geländer des Chors und jeder Schlag des Dirigenten iſt für den Zuhörer, der an vernünftige Art und Weiſe gewöhnt iſt, ein Dolchſtich. Klatſch! klatſch! geht es immer; noch viel ärger als wenn man bei uns eine Fliegenklatſchmaſchine erfinden wollte! Dabei ſpielen ſie in der Regel ziemlich Luſtiges Zeug in den Kirchen.

Die Muſik ſteht demnach in Deutſchland auf einer viel höhern Stufe und es wäre gut daß die Italiener zu uns reiſten, um zu ſtudiren. Dennoch iſt es gewiß gut für einen Deutſchen die Reiſe hieher zu machen, denn nichts iſt ſo ſchlecht, daß es nicht noch zu etwas gut wäre! Allein die Sixtina iſt werth nach Rom zu reiſen! Welche göttliche Kompoſitionen executirt man hier, und wie!!! Wenn ich einmal nach Deutſchland zurückkomme, ſo hoffe ich unſern Chören etwas nützlich werden zu können, wenn ich ſie zu der Art, wie die Sixtina Chöre ſingt, ein bischen anleiten könnte. Und ſonderbar! gerade ein gewiſſes Etwas, worüber ich mich hier nicht ſo weitläufig ausſprechen kann, welches ich immer in unſern Chören vermißte, habe ich hier in der Sixtina gefunden und glaube, daß durch dieſes die Chöre ſo ſehr gewinnen.

Doch das iſt ja ein Ueberbleibſel aus alter goldener Zeit! und darum gut, und ich muß immer wieder ſagen: In Italien iſt nur der alte Gott und die alten Erzeugniſſe gut! Welches Land! Welche Gegend! welche Luft! welche Welt der intereſſanteſten Ruinen! welche ſchöne alte Muſik! welche ſchönen alten Gemälde! welche ſchönen alten Gebäude. Welche neue niederträchtige Generation! Betrug und Mord an allen Ecken und Kanten! Nein, nein! ich kann nicht Worte finden, um nur einigermaßen meine Empörung über die niederträchtige Gemeinheit, Betrügerei, Faulheit und Schmutz der niederen Klaſſe Italiener zu ſchildern! In Italien, ſagt Göthe, wirſt du betrogen, ſtell dich auf wie du nur willſt! und er hat ſehr Recht. Und wieder, wenn das Volk noch niederträchtiger wäre als es iſt, die Schönheit des Landes macht wieder alles gut! Noch nie hat etwas ſo verſchiedenartige Empfindungen in mir erregt, als Italien! Man möchte vor Entzücken und vor Galle in einem Moment weinen! Das Land kommt mir wie eine ſehr ſchöne, gefallene Jungfrau vor! Man muß es lieben und doch hat es ſo viele Niederträchtigkeiten! Genug hiervon! ich bin zu ſchwach, um ſchreiben zu können, was ich hierüber fühle.

Beim Eintritt der Finſterniß kamen wir in Fuſina an, welches der letzte Ort iſt, bis wohin man zu Wagen gelangen kann. Hier wurden wir von den Marinaris,

die sich unterwegens abquälten mit ihren scheußlichen Stimmen das Venetianische Volkslied: La biondina in Gondoletta anzustimmen, eingeschifft und sahen Venedig nach und nach aus dem Meere hervortauchen, wobei die angezündeten Laternen dieser im Meere schwimmenden Stadt, viel dazu beitrugen uns einen großen Begriff von ihr zu machen. Die ziemliche Strecke, welche man hier auf dem Meerbusen von Venedig zurücklegt, wird in einer kleinen, aber geschmackvoll eingerichteten Gondel in $^3/_4$ Stunden gefahren. Wir stiegen in dem Gasthaus de la grande Bretagne ab und nachdem wir uns mit den Marinaris herumgezankt hatten, (was hier durchaus nicht für unanständig gehalten werden darf, da man mit jedem Arbeiter bei der Bezahlung sich herumzanken muß, weil er mehr haben will, als ausgemacht und wenn man ihm das Doppelte gäbe, doch niemals zufrieden wäre, diese Bestien!) aßen wir zu Abend und machten dann noch spät einen Spatziergang auf dem herrlichen, herrlichen Markusplatz! Es ist der schönste Platz den ich jemals gesehen habe! Napoleon hat zu seiner jetzigen schönen Gestalt viel beigetragen und überhaupt scheint dieser große Mann ein bischen von meinem guten Geschmack wegbekommen zu haben, da er so viel für die Verschönerung Venedigs gethan hat und diese Stadt vorzugsweise liebte; so geht es mir gerade! Napoleon hat einen neuen Hafen und einen großen öffentlichen Garten angeleget und vieles, vieles andere! Venedig ist eine Zauberstadt! ich konnte garnicht wegkommen und bin also vom 3 ten Januar Abends bis zum 13 ten Morgens dagewesen. In diesen 10 Tagen habe ich natürlich Vieles in Venedig gesehen, wovon ich nur das Merkwürdigste: den alten Palast der Dogen Venedigs, und die Markuskirche vorzugsweise erwähnen will!

In der Kirche di Pieta wird die Musik nur von Mädchen gemacht, die auf Contrabaß und Blasinstrumenten spielen. Man sieht sie aber nicht, da sie hinter einem Gitter stehen und das ist auch recht gut, so kann man wenigstens glauben, daß sie hübsch sind und sich dadurch für die abscheuliche Musik, die sie machen, entschädigen. Vorzüglich der Weibliche Musikdirecter hat mich mit seinem Taktklatschen fast außer mir gebracht.

Daß mir der Aufenthalt in Venedig so angenehm wurde, dazu trug besonders die Bekanntschaft mit dem Kapellmeister der Markus-Kirche Perotti bei, in dessen Hause ich täglich war. Er hat einen Sohn, der selbst schon Meister ist und 3 erwachsene Töchter, von denen die zweite mir sehr wohlgefiel. Für sie habe ich in Venedig das erste Italienische, eine Anacreontica von Veturelli, componirt. Der alte Perotti ist ein ehrwürdiger Veteran in der Tonkunst und ein stattlich großer alter Mann von vielen Kenntnissen. Wenn er und der alte Baini in Rom sterben, so hat die wahre Tonkunst in Italien eigentlich ihr Ende erreicht, wenigstens die Kirchenmusik. Perotti hat viel für die Kirche geschrieben und mir 2 seiner Kompositionen geschenkt. In einer von mir machte er mich auf ein Paar Quinten aufmerksam, und dies erwarb ihm meine musikalische Achtung gleich so sehr. Du weißt, lieber Vater, wie ich Quinten hasse und wie ich sie in den Arbeiten Anderer gewiß nicht übersehe. Um so mehr war es mir befremdend hier so ein paar recht derbe

in einer Arbeit vor mir stehen zu sehen; ich muß gestehen, das hätte ich mir nicht zugetraut gehabt. Anfangs ärgerte ich mich, dann aber tröstete ich mich mit der Hoffnung, daß dies wohl die einzigen sein möchten, die ich gemacht habe und daß ja auch Mozart, und Haendel Quinten haben stehen lassen. Perottis Bekanntschaft machte ich durch einen Brief, den mir ein Venetianer Peruchini an ihn gab, und dessen wieder durch den Grafen Cicognara, Director der Academie, der schönen Künste, an den ich vom alten Schadow empfohlen war, und der mich selbst nicht aufnehmen konnte da er schon seit einem Monat das Bett hütete. Die Musik unter Perotti in der Markuskirche ist zwar auch zuweilen ziemlich italienisch, aber doch bei weitem die beste in Venedig.

Das Betragen aller italienischen Mädchen ist sehr natürlich und frei; eine Händedruck hat bei ihnen nichts zu sagen, deshalb sind sie aber um so unverdorbener und ihre Sittlichkeit gewiß um kein Jota schlechter, als die unserer Mädchen. Die Perottischen Mädels umsprangen mich mit ihrem „Signor Ottone" wie ein Wunderthier und wollten platzen vor Lachen, wenn ich italienisch zu radebrechen anfing; dennoch — verstanden wir uns sehr gut.

In Venedig waren die beiden größern Theater, Fenice und St. Benedetto in diesem Carneval mit Opern beschäftigt, während die übrigen kleinern Schauspiele gaben, die ich nicht gesehen habe. Das Teatro di Fenice ist berühmt und eins der größten in Italien; in diesem Carneval sang hier die berühmte Pasta in der Rolle der Fausta, von Donizzetti und neben ihr der Tenor Donzelli, der eine ausgezeichnete Stimme hat, und fast mehr Furor als die Pasta machte! Das Theater St. Benedetto ist kleiner und nicht so gut. In der Fausta habe ich recht oft an Dich, lieber Vater, gedacht; es ist ganz dasselbe Sujet, von dem guten Sohn, den seine Stiefmutter liebt und ihn hernach dieses Verbrechens beschuldigt, wie Du es Dir ausgedacht hast! les beaux esprits se rencontrent. Das Ballett, welches die beiden Akte der großen Oper in Fenice trennte, wurde mit großer Pracht gegeben. In den Ballets ist die äußere Einrichtung auch nicht so störend, als in der Oper, und in diesem Fache kommen sie uns schon näher; obwohl die übertriebene Heftigkeit der Bewegungen einer italienischen Tänzerin, einem Deutschen stets utrirt erscheinen muß.

Nachdem ich mich in Venedig noch lange nicht lange genug amusirt hatte, meine Louisdors aber immer weniger wurden, sehe ich denn doch ein, daß ich fort müsse, wenn ich nicht zu viel Zeit und Geld verlieren wolle, und so entschloß ich mich denn, und sagte Venedig mit thränendem Auge am 13 t. Jan. Morgens früh, oder vielmehr schon am 12 t. Abends, wo ich Perottis aus dem Theater Benedetto, wo wir zusammen gewesen waren, nach Hause begleitete und dann verließ, Lebewohl! Denn das ist doch gewiß, daß es doch eigentlich immer die Menschen sind, welche einen Ort angenehm machen! Ein Paradies, wenn ich es immer allein oder in schlechter Gesellschaft bewohnen müßte, würde mir bald zum Ekel; und eine elende Hütte in geliebter Gesellschaft mir mit der Zeit erträglich werden!

Also ich verließ Venedig am 13 t. Morgens früh und wurde von den Marinaris

wieder nach Fusina geschifft. Ich hatte mich mit einem Lübeker Kaufmann zusammen gefunden und wir hatten einen Veturin bis Florenz gedungen. Wir mußten wieder über Padova, denn über Ferrara und Bologna wo wir am 15 t. des Abends ankamen. In Bologna blieben wir 1/2 Tag, den wir dazu benutzten, den langen hohen Thurm Asinelli und den kurzen schiefen hängenden Thurm Garisendi zu sehen. In Bologna ist eine Musikschule, Liceo filarmonico, welches 1753 erbaut ist, und auf Kosten der Stadt erhalten wird. Für die verschiedenen Instrumente sind Professoren angestellt, auch für den Gesang und Contrapunkt. In einem großen Saal hängen lauter Bildnisse von Künstlern, doch sind die mit meister Pracht und Auszeichnung behandelten die von neuern italienischen Sängern, und von uns Deutschen sind kaum miserable Kupferstiche vorhanden. Ich fragte den Kustos ob auch ein Bild von Seb. Bach da wäre; ja sagte er, zeigte mir aber eines, was Seb. Bach so wenig vorstellte, wie ein Dudelsack eine Theemaschine repräsentiren kann. Die Italiener sind faul, dumm und arrogant! Sonst würden sie sich um das Ausland auch ein bischen bekümmern; werden bei uns doch ihre Sachen gespielt und gesungen, warum nehmen sie sich nicht die Mühe auch das Gute von uns, welches 1000 mal besser ist, als ihre Machwerke, kennen zu lernen? Aber nicht das allein; viele Leute haben nur von den Ländern jenseits der Berge so gehört, wie wir etwa träumen; schon häufig bin ich gefragt worden, ob Berlin in Rußland läge?, oder ob die Preußen auch christliche Religion und ihre eignen Könige hätten? u. s. w. Es ist ein stinkend dummes und faules Volk, das sich in seinem göttlichen Lande, das ihm der liebe Herrgott so unverdienterweise bescheert hat, so wohl befindet, daß es nicht für nöthig findet, irgend etwas vom Auslande anzunehmen; noch viel weniger aber, Reisen dahin zu machen.

Also ich blieb beim Liceum stehen. Wann werden denn auch wir endlich einmal in Preußen eine Musikschule haben? Nun! vielleicht, ist es mir vorbehalten, einmal eine zu stiften! Wer weiß, wozu diese Reise noch Alles gut ist! Wer nur den lieben Gott läßt walten! —?

Wir setzten unsere Reise am 16 t. Mittags weiter fort und kamen nun durch wunderschöne Gegenden in die Apeninen und in den Garten von Italien Toscana. Merkwürdig ist der Unterschied zwischen dem Staat des Pabstes und dem des Großherzogs von Toscana. Im Priesterstaat herrscht überall Betrügerei, oft Mord, wenigstens Unsicherheit, Armuth und Schmutzerei. In Toscana aber Wohlstand und Sicherheit. Ueberhaupt ist Toscana der Flor Italiens. Eine der größten Plagen für den Reisenden sind die Paßgeschichten; in jedem kleinen Neste wird der Paß gefordert und visirt; aber nicht der Sicherheit des Landes wegen sondern um Geld zu verdienen, denn jedes Visum wird von dem Reisenden theuer bezahlt, oft nach unserm Gelde ein Thaler und mehr für die bloße Unterschrift eines Beamten, die man bei uns doch überall umsonst hat; namentlich der Pabst quält durch seine Einrichtungen die Reisenden fürchterlich und läßt sie eigentlich offiziel ausziehen durch die vielen Bezahlungen; es ist unglaublich was man hiervon zu leiden hat. Anfangs ärgert man sich schrecklich; zuletzt wird man aber an das unverschämteste

Bezahlen so gewohnt, daß man nur immer zu hingiebt! Wenn ich in Italien nicht so viele Dinge, deren Besorgung bei uns die Offizianten umsonst thun müssen, denn dafür haben sie ja Gehalt, hätte so sehr theuer bezahlen müssen, so wäre ich auch mit meinem Reisegeld besser ausgekommen; aber von italienischer Gierigkeit und Prellerei hat nur der Deutsche einen Begriff, der sie schon erfahren hat.

Also wir kamen in die Apeninen. Hier waren schon die schönsten Blumen, und in der Mitte Januars! Am 18t. Abends kamen wir in Florenz an, und nahmen Quartier in der Porta russa, dem elegantesten Gasthause. Wie wohl thut uns hier die Reinlichkeit nach dem langen Schmutz, den wir im Päbstlichen überall erdulden mußten.

Das größte Theater in Florenz ist das alla Pergola, es ist außerordentlich schön und elegant, 5 Ränge Logen. Man gab hier in diesem Karneval die Oper il Forioso a Domingo von Donizzetti, welches eine der elendesten italienischen Erzeugnisse ist; vieles der Musik ist gut, aber das Sujet so unvernünftig, daß das Gute der Musik schon darum keine Anerkennung verdient, weil es an ein so dummes Sujet gewandt ist. Das bemerkt aber der Italiener nicht; er will nur Musik! Töne! hübsche Melodie! ob Sinn und Verstand darin ist oder nicht, danach hat er nicht Zeit hinzuhören. Der Großherzog kam den Abend ins Theater und wird jedesmal mit Applaus empfangen, wogegen er eine Verbeugung macht; er ist sehr geizig; wenn er aus seiner Loge geht und das Theater ist noch nicht aus, so werden die Lichte darin ausgelöscht! Nach der Vorstellung ist im Carneval festo di ballo in Masken; das ist ganz etwas eigenthümliches, aber eigentlich nur ein Vergnügen der untern Klasse. Nicht so in Rom, wo ich später sehr noble Festi di ballo in maschere erlebt habe. In Florenz aber sind diese Maskeraden nicht weit her, wie denn überhaupt der Carneval nirgends so brillant als in Rom ist. In Florenz hatte ich von dem Preuß. Gesandten Graf Schafgotsch einen Brief mit, dessen Familie in Warmbrunn residirt, und die ich in diesem Sommer hatte kennen gelernt; ich wurde bei ihm zum Mittag geladen und machte die Bekanntschaft eines sehr humanen liebenswürdigen Mannes in ihm; ebenso ist seine Frau. In Florenz sah ich das erste italienische Schauspiel, wovon ich natürlich nichts verstand, aber doch den Sinn errathen konnte. Das Publikum war hier, (im Theater Alibert) etwas ruhiger, weil sie sonst auch gar nichts von den Worten verstehen könnten. Sie sind wie die Kanarienvögel, je mehr Musik sie hören, je toller schreien sie! Da die Reise von Florenz nach Rom sehr gefährlich zu Lande zu machen ist, wegen der vielen Räubereien in den Apeninen, welche besonders im Kirchenstaat vorkommen, so entschlossen wir uns, (der Kaufmann Lange war noch immer mein Reisegefährte, auch bin ich bis Rom mit ihm gereist, obwohl ich meinen Aerger mit ihm hatte, da er wie ein Meklenburger grob und dumm zu gleicher Zeit war) die Reise mit dem Dampfschiff zu machen, welches auf seiner Tour von Marseille nach Neapel auch Livorno und Civitavecchia berührt.

In Livorno ist nichts merkwürdig als das ungeheuer lebendige Treiben, welches in diesem Freihafen stattfindet; es erinnert mich an Memel. Nur ist natürlich

alles bedeutender und lebhafter. In Livorno wird von den Schiffern viel gestohlen und umgebracht und es ist rathsam bewaffnet auszugehen, welches ich auch immer gethan habe, obgleich es verboten ist. Meinen in Leipzig gekauften Dolch habe ich glücklicher Weise nicht zu brauchen Noth gehabt.

Am 24 t. Abends um 6 Uhr ging das Dampfschiff von Livorno ab; der erste Platz, den ich nehmen mußte, weil der 2 t. zu schlecht ist oder doch weil es der Anstand erforderte, kostet bis Civita vecchia 80 Franc! Wie theuer für eine Person! Dafür ist dieses Schiff aber wirklich herrlich eingerichtet. Der große Saal in der Mitte für die Passagiere der ersten Klasse, ist ein wahres Prunkzimmer. Wir hatten schönes Reisewetter und die Wellen des Thyrhenischen Meeres waren auch so vernünftig, sich nicht zu sehr zu wälzen. Auf diese Weise habe ich von der Seekrankheit nur wenig gelitten, obgleich mich doch sehr unwohl befand, im Verhältniß zum Befinden auf dem festen Lande. Am 25 t. Vormittags 10 Uhr legte das Schiff schon in Civita vecchia an, und wir hatten also diese bedeutende Strecke fast nur in einer Nacht zurückgelegt. Civita vecchia ist ein Hafen im Kirchenstaat, der ganz das Gepräge des Elends dieses ganzen Priesterlandes trägt; es ist wirklich ein Jammer! Ueberhaupt hat ein Preuße sein Vaterland noch nicht recht geliebt und seinen König, so gehe er in's Ausland und er wird erst erkennen lernen, was er seinem Staate schuldig ist! Bei mir war das nicht nöthig; ich habe immer mein Vaterland und meinen König geehrt und die herrliche Einrichtung Preußens verehrt; jetzt aber ist es bei mir so weit gekommen, daß ich den Hut vor dem Wappen unseres Königs jedesmal abnehme, wenn ich bei dem Hause des hiesigen Preußischen Konsuls Valentini vorbeigehe, an welchem es angeheftet ist! Gott erhalte Preußen und seine Könige!

Am 26 t. Morgens früh fuhren wir von Civita vecchia nach Rom mit Extrapost ab, die wir ihre 4 zusammen genommen hatten und kamen an diesem Tage, es war ein Sonntag, Nachmittags um $^1/_2$4 Uhr in Rom an!! Da wir durch ein Thor in der Nähe der St. Peterskirche hineinfuhren, so sahen wir schon im Vorbeifahren etwas von diesem Gebäude aller Gebäude! von diesem Kaiser aller Kirchen! dessen Kuppel uns schon meilenweit entgegengestrahlt hatte. Wir stiegen im Hotel d'Allemagne ab und nachdem ich Toilette gemacht hatte, ging ich noch denselben Abend sogleich zum Geheimrath Bunsen.

Ich wurde freundlich aufgenommen und fand in Bunsen einen jüngern und freundlichern Mann, als ich mir vorgestellt hatte. Man kam gerade aus dem Speisezimmer und Mad. Bunsen wurde von dem Komponisten Neukomm geführt, in dem ich also zu meiner Freude hier gleich einen Bekannten traf. Da man in Italien nur einmal ißt und zwar um 5 Uhr, welches man das Pranzo nennt, so steht man bei Licht vom Tisch auf, ungefähr um 7 Uhr. Ebenso war es jetzt an der Zeit, als ich zum erstenmal zu Bunsen kam. Ich lernte gleich an diesem Abend einige Eigenthümlichkeiten dieser Familie kennen. Wir sangen z. B. gemeinschaftlich einen Choral, den Mad. Bunsen auf einem eigenthümlichen Instrument begleitete, welches aus Paris von Neukomm verschrieben worden ist und 3000 Francs gekostet hat. Es

hat den Ton von schwachen Oboen und der Ton kann mittelst der Blasebälge, die der Spieler tritt, anschwellen und abnehmen. Bei all diesen vortrefflichen Eigenschaften dieses sogenannten Organo expressivo gefällt es mir doch nicht sehr. Nach dem Choral wurde ich ersucht ein wenig zu singen und zu spielen, was ich auch that und zwar sang ich a vista eine Composition v. Neukomm, welche, wie die meisten Erzeugnisse dieses Componisten, verständig und richtig aber nicht genial und gefühlvoll war. Man geht von Bunsens immer zu guter Zeit nach Hause, so auch heute. Um 10 kam ich wieder im Gasthause an und somit war denn heute die Bekanntschaft meines neuen Vorgesetzten gemacht. Den Tag darauf am 27t. war ich zum Pranzo bei Bunsen eingeladen; ich hatte gehofft im Gesandschaftshause, welches auf dem ehemaligen Capitol im Palazzo Caffarelli existirt, eine Amtswohnung vorzufinden und wurde heute bitter enttäuscht, da ich hörte, daß dies nicht der Fall sei; ich mußte also für mein weniges Gehalt eine Wohnung auch noch bezahlen! Schöne Aussichten! Dabei war es fast ganz unmöglich in diesen Tagen eine zu finden, da der Carneval von Rom vor der Thüre war, und Alles von Fremden wimmelte. Nach 2 Tagen aber fand ich eine Wohnung, in der ich aber nur 3 Tage blieb, weil es mir nicht gefiel und nun wohne ich in einer für mich passenderen, die mir aber auch nicht sehr gefällt, da sie zu abgelegen ist. Meine ökonomische Einrichtung ist nicht die brillanteste und es ist gut, daß ich mir so viele gute neue Sachen nach Rom mitgenommen habe, denn von meinem hiesigen Gehalte kann ich mir nicht einmal ein Paar Schuhe kaufen. Bei alledem spiele ich in Rom eine elegante Rolle, bin in den vornehmsten Zirkeln eingeführt und amusire mich außerordentlich gut. Auch wird mein bischen Talent mehr anerkannt, als es vielleicht verdient. Besonders angenehme Stunden verlebe ich im Hause eines sächsischen Gutsbesitzers Major Serre aus Maxen, welcher mit seiner Frau nun schon 2 Jahre sich in Italien amusirt. Die Leute sind reich und haben keine Kinder; ihr einziger Zweck ist sich zu amusiren, daher treiben sie zum Vergnügen schöne Künste, zeichnen, malen und musiziren. Er nimmt jetzt täglich eine Generalbaßstunde bei mir und da er ein Freund hübscher Damen ist, so sind in seinem Hause zuweilen Gesellschaften, die ihres Gleichen suchen. Einmal waren 7 wirklich hübsche Mädchen da, und die Gesellschaft hatte vielleicht nur 10 Damen überhaupt, und unter diesen 7 war die berühmte hübsche Fortunata, welche wir vor einem Jahr im Bilde auf der Berliner Kunstausstellung sahen. Ich habe mit ihr Galopp getanzt, was aber ziemlich schlecht ging; sie war in ihrem National-Anzug, im echt römischen Kostüm der Landleute, da sie eigentlich in der Nähe Roms wohnt.

Die in Rom lebenden Fremden sind natürlich fast alle reich und machen angenehme Häuser und da ich fast bei allen schon bekannt bin, so bewege ich mich viel in Gesellschaften. Alle Fremde werden übrigens von den Römern als Engländer angesehen, da von dieser Nation die meisten hier sind. Ich muß in allen Gesellschaften spielen, so wie ich in Berlin singen mußte und ich bin auf einmal zum großen Klaviervirtuosen avanzirt ohne selbst zu wissen wie. Dabei thue ich gewöhnlich nichts als fantasiren und benutze italienische Themas zu

contrapunktischen Ideen, wodurch ich immer besondere Aufmerksamkeit errege; denn hier, wo die Musik fast immer nur eine Melodie mit ein bischen harmonischer Begleitung ist, erregt ein fugato mehr Aufmerksamkeit und Bewunderung als bei uns der ganze Sebastian Bach.

Von der Abgötterei der katholischen Religion bekommt man erst hier einen Begriff; dennoch bleibe ich dabei, daß die äußere Form des Gottesdienstes, schon der zum Cultus gehörenden Musik wegen, eine bessere als in unserer Kirche ist. Namentlich in der Sixtina wird man das inne, wo man förmlich von heiligen Tönen umgeben zu sein wähnt und wo die heiligen Schauer der Tonkunst jeden gottlosen Gedanken verjagen. Die Absicht, die Manier, mit welcher die Sixtina ihre Chöre singt, recht genau zu studiren und ebenso die alten herrlichen Palestrinaschen Werke recht kennen zu lernen, ist das einzige, was mich hier in Rom wohl festhalten wird, da es auch wohl das Einzige sein möchte, weshalb ein deutscher Musiker nach Italien reisen muß. Die genauere Bekanntschaft mit dem Kapellmeister der Sixtina Baini, bei dem ich neulich mit den Geheimrath Bunsen (der hier überall Minister heißt, welchen Titel er als Minister-President auch führen kann und darf) zusammen eine Visite machte, soll mir zur Erreichung dieser Zwecke hoffentlich von großem Nutzen sein.

Unter der zahlreichen Künstler-Kolonie, welche sich hier in Rom aufhält, sind die bedeutendsten Torwaldsen und Catel, die ich beide ziemlich genau schon kennen gelernt habe; Musiker leben fast garnicht hier; außer mir kenne ich nur noch den Franzosen Thomas, welcher in der Academie de France den großen Preis gewonnen hat und auch zu seiner Ausbildung hierher geschickt worden ist. Er findet aber, wie ich, daß, mit Ausnahme der Sixtina, hier nichts zu holen ist.

Die Franzosen besitzen hier ein großes eigenes Gebäude, die Academie de France, deren Director Vernet ist, bei dem ich mich noch nicht habe einführen lassen. In diesem Gebäude wohnen die französischen Künstler, welche zu ihrer Ausbildung hierher gesandt werden.

Ich kam gerade zu rechter Zeit nach Rom, um den Carneval mitzumachen, welcher das Interessanteste im ganzen Jahr ist und dessen Freuden ich auch nach der Möglichkeit genossen habe. Er begann am 3ten Februar; der Ort wo sich der Carneval bewegt ist der Corso, die längste Straße Roms, welche aber nicht breiter, als etwa unsere Leipziger Straße ist, o wo will ich hin, noch lange nicht so breit und auch lange nicht so lang! In dieser Straße wogt der Carneval. Alle Fenster und Balkone sind mit seidenen farbigen Decken geschmückt und mit Zuschauern gefüllt, welche die in 2 Reihen Wagen Vorüberfahrenden, (von denen die eine Reihe abwärts die andere aufwärts fährt), und die zahlreiche Menge maskirter und unmaskirter Fußgänger mit kleinen Kugelchen, die mit Gips überzogen sind, und Confetti heißen, werfen und von denselben wieder geworfen werden. Auf diese Weise liefert man mit den hübschen Mädchen in den Wagen und in den Fenstern förmliche Schlachten, die nach Umständen in Galanterieen endigen können. Doch wird man auch häufig so arg geworfen, daß man Schmerzen davon hat, besonders wenn die Confetti in die Augen oder Ohren fliegen. Doch im Carnaval

nimmt Niemand etwas übel, alles geht drunter und drüber, der Teufel ist völlig los und die rosenfarbne Laune geht nicht unter. Dabei ist die Ordnung, die der römische Plebs bei diesem Karnaval beobachtet wirklich bewunderungswerth und das Einzige, was mir von den gemeinen untern Italienern gefallen hat. In dieser engen Straße also fahren 2 Reihen Wagen und zwischen diesen beiden wogt noch eine dichte Masse Fußgänger und dennoch wird niemand übergefahren. Die Ordnung ist bewundernswerth ohne daß dabei Personen sich so lästig machten, wie unsere HErrn Gensdarmen bei ähnlichen Gelegenheiten thun. Die päbstlichen Soldaten, welche dabei sind, um die Ordnung zu erhalten, sind nur pro forma da, werden vom Volk ausgelacht, wenn sie sich mausig machen wollen, und sind sämmtlich furchtsame Haasen und Invaliden, die umfallen, wenn man sie anbläst. Ueberhaupt eine lächerlichere Erscheinung als dieses Priester-Militär kann es garnicht geben; ich glaube daß eine Rotte heidelberger oder hallenser Studenten den ganzen Kirchenstaat mit ihren Hiebern erobern könnten, wenn er nur von seinem eignem Militär vertheidigt würde. Daß ich gleich am ersten Tage unter den Fußgängern auf dem Karneval tüchtig umhersprang und mit Confetti warf, kannst Du Dir denken. Im ersten Augenblick zwar dachte ich, Gott was ist das für ein närrsches Volk, sich so zu werfen! Aber nach einer Viertelstunde schon war ich mitten im Trubel und in den letzten Tagen einer der ärgsten von allen Künstlern! Man wird von der Manie des Karnavals ordentlich angesteckt und geberdet sich wie närrisch. Der Spektakel fängt immer so um 1 oder 2 des Mittags an und erreicht so gegen 3 und 4 seinen höchsten Gipfel; dann werden auf einmal mehrere Kanonenschüsse gehört und das ist das Zeichen, daß alle Wagen den Corso verlassen und in den Nebenstraßen Platz nehmen müssen um dem Pferderennen Platz zu machen. Das Volk stellt sich an den Seiten des Corso auf und die Pferde machen den Lauf von einem Ende desselben, vom Piazza del popolo ab, bis zum andern. Dies sind aber ganz elende, arme, verhungerte Bestien, die kaum im gewöhnlichen Trapp laufen können, Du kannst Dir also vorstellen, welch ein elendes Wettrennen dieses ist; dabei sind die armen Bestien aufs äußerste maltraitirt und ihnen Silberpapier und brennender Feuerschwamm angeklebt, wodurch sie bald zur Verzweiflung gebracht werden und ihren Lauf wüthend beginnen. Ein guter Engländer aber, oder ein gutes Pferd aus unsern Ländern müßte jedesmal gewinnen. Beim Ende des Pferderennens ist es dunkel geworden und die Masse verliert sich, um sich in den verschiedenen Theatern, welche nun alle spielen, zu ergötzen. Ich für mein Theil habe nur die beiden Theater besucht, wo Opern gegeben wurden, nämlich das große Tordinone, wo Norma von Bellini gegeben wurde. Es ist das größte Theater was ich bis jetzt gesehen; es hat 6 Ränge Logen; hier sang die Ronzi-Debegnis, eine höchst ausgezeichnete Sängerin, aber mit zu übertriebenem Spiel, die Hauptparthie; und das kleinere Valle, wo die Somnambule v. Bellini gegeben wurde. Das Publikum ist in Rom etwas anständiger und ruhiger und auch die Einrichtungen des Orchesters ein wenig vernünftiger, so daß man wenigstens mehr Musik als Taktklopfen und Sprechen hört. Bei uns aber, wäre es auch noch in dieser Form etwas Unerhörtes.

Ganz in derselben Art wiederholt sich dies tolle Treiben täglich, nur wird es täglich noch ärger und lustiger. Zu gleicher Zeit mit den übrigen Theatern, zuweilen aber auch erst nach Mitternacht, fangen die Maskeraden im Theater Alibert an, von denen ich 3 mitgemacht habe, und zwar 2 unmaskirt und eine maskirt. Sich zu maskiren ist hier nicht schwer und man bedarf wenig dazu. Ich hatte weiße Sommerhosen an und ein feines weißes Hemd; eine rothe Schärpe um, eine rothe Mütze auf und eine Maske vor; in dieser Art sind sehr viele Leute maskirt; ich hatte aber noch 2 Paar Hosen und 2 Hemden untergezogen um mich nicht zu erkälten. Freitags und Sonntags findet kein Karneval statt, da dies die beiden heiligen Tage der Woche sind. Am 11t. Februar war der letzte Tag des Carnevals. An diesem Tage findet außer den gewöhnlichen Festlichkeiten noch die des Durchzugs des Senators von Rom durch den Corso statt, welche auch am ersten Tag des Carnevals geschieht, und welcher Zug mit besonderem Pomp gemacht wird. Außerdem findet an diesem letzten Tage noch hinter dem Pferderennen die Festlichkeit der Moccoli statt, nämlich alle Personen tragen Moccoli, das sind brennende Wachslichter und suchen sich dieselben auszublasen und wegzunehmen. Dabei ist der ganze Corso und alle Wagen auf demselben illuminirt; das immerwährende Ausblasen eines Lichtes, was man sich so eben mit der größten Mühe angezündet hat, setzt einen in eine Art von Wuth und manches Schimpfwort und mancher Stoß wird hierbei ausgetheilt. Doch verliert man unter diesem Aerger seine rosenfarbne Laune nicht; denn der Carneval reißt zu unwiderstehlicher Lustigkeit hin. Mit der Maskerade, welche um Mitternacht schließt, ist dieser Tag und mit ihm der Karnaval geendigt und die Italiener verlassen die Maskerade schon um 11 etwa, um noch eine Stunde Zeit zum Essen zu gewinnen. Denn nach Mitternacht fangen schon die Fasten an, wo sie keine Fleischspeisen mehr essen dürfen. Darum stopfen sie nun noch in aller Eile alles mögliche hinein und essen für 40 Tage Vorrath. Dieses letzte Festo di ballo war das eleganteste im ganzen Carnaval und sehr besucht; es war das, was ich in maschere mitmachte; fast alle Fremden waren da und der Jubel groß! Dabei ist diese Vermischung aller Stände, des Vornehmsten und des Niedrigsten, welche trotz dem eine Art vom Anstand behält, etwas höchst Eigenthümliches. Schade! dachte ich um Mitternacht, daß der Carnaval schon beendigt ist! ich wollte er finge noch einmal von vorne an! So dachte ich, obgleich der Aufwand desselben meiner Kasse ein tüchtiges Loch geschlagen hatte! — und wenigstens die Hälfte meines vierteljährlichen Gehalts schon ausgegeben war!

Sonntags pflege ich in der Regel beim Geheim.R. Bunsen zu Tische gebeten zu werden und bleibe dann auch gewöhnlich zu Abend da; da er es möglich zu machen gewußt hat, daß 5 Sänger aus der Sixtina, so lange er noch hier ist, Sonntags Abend immer zu ihm kommen und Palestrinasche Sachen vortragen. Das ist immer, wenn auch nicht stets ein großer Genuß, da diese 5 Sänger nicht die besten sind und auch die Sixtina nur in der Kirche ihre eigenthümliche Schönheiten behauptet, oder wenn sie im Chor singt, dennoch für mich höchst lehrreich und angenehm. Hr. Neukomm, welcher noch immer hier ist, und ein Hausfreund und täglicher Tisch-

genoße des Geh. R. Bunsen ist, pflegt dann Sonntags Abends sich gewöhnlich auf dem bereits erwähnten Organo expressivo hören zu lassen, welches er mit vieler Kenntniß spielt, aber ohne einen großen Eindruck hervorzubringen. Ueberhaupt ist dieser Hr. Neukomm ein gescheuter, guter, aber höchst langweiliger und trockner Mann, der gewiß ein ebenso guter Astronom geworden wäre, als er zufällig ein Musikus geworden ist. Er hat alles gelernt, was dazu gehört, und was sich lernen läßt, — was sich aber nicht lernen läßt, das hat er nicht! —

Meinen Dienst in der Gesandschaftskapelle versehe ich zu großer Zufriedenheit des Geheimraths, dessen größter Wunsch es ist, eine vernünftige Musik in unserer evangelischen Kirche einzuführen, und damit möchte er gerne in seiner Kapelle den Anfang machen. Doch ist das zu erreichen nicht möglich, wenn man nicht angestellte Sänger hat; und da ich allein doch keinen Chor machen kann, so bleibt es bei den piis desideriis. Er hat eine Choralbuch herausgegeben, welches ich kürzlich durchgesehen und zu unsern jetzigen Zwecken ein wenig accommodirt habe; ich kann mich über diese Arbeit hier nicht weitläuftiger aussprechen, nur beweißt Dir beiliegendes Billet des Ministers, daß er mit mir zufrieden ist, und daß ich in einem angenehmen Verhältniß zu ihm lebe. Der Ruf als Frommer, den Bunsen besitzt, ist, soweit mein schwaches Auge reicht, ein wenig zu übertrieben. Die gute Sitte, vor und nach Tische zu beten, die in seinem Hause statt findet, kann ich nicht lächerlich finden. Das einzige was in dieser Art zu viel geschieht, ist, daß man bei gewissen Stellen des Gottesdienstes in unserer Kapelle knieen muß, was ja aber auch jeder, wenn er will, unterlassen kann. Bunsen hat die größte Vorliebe für alte Musik, aber eigentlich doch keinen Geschmack! ich glaube es wäre möglich ihm neue Musik vorzutragen und für alt auszugeben; auch hat er so seine Autoritäten, dahin gehört z. B. Baini. Was der sagt, das ist für Bunsen ein Heiligthum. Doch ist es ein höchst schätzenswerther Mann und ich bin mit meiner neuen Stellung recht sehr zufrieden.

Gestern sagte mir Bunsen, daß er schon übermorgen, als Mittwoch, seine Reise nach Berlin antreten will, deshalb müssen meine Briefe morgen alle fertig sein, und ich sehe mich genöthigt, diesen zu schließen, obgleich ich noch vieles, vieles zu schreiben hätte.

Mein lieber, guter Vater! ich rechne darauf, recht bald nun auch einen Brief von Dir zu erhalten, denn hier, wo ich so ganz allein stehe, habe ich ein doppeltes Bedürfniß danach. Ich bitte Dich daher recht herzlich, schreibe mir recht bald und schreibe mir doch oft, da es uns beiden doch kein Porto kostet, wenn Du den Brief im Gesandschafts-Bureau in der Wilhelmstraße abgiebst.

Nun, mein lieber Vater, lebe wohl und gedenke in Liebe Deines fernen Sohnes! Schreibe mir recht bald!! Schreibe mir doch Berliner Neuigkeiten auch, und musikalische Geschichten! und wie es Dir geht, hauptsächlich! Lebe wohl!!!

Dein Otto.

Kaukasusreise/ von Knut Hamsun

Erste Fortsetzung

Am andern Morgen erkundigen wir uns nach Fahrgelegenheit über die Berge; wir führen die Unterhandlungen durch einen deutsch und französisch sprechenden Herrn, den wir glücklicherweise im Hotel treffen. Kein einziges öffentliches Gefährt aufzutreiben, eine Reisegesellschaft von 64 Franzosen hat telegraphisch sämtliche Fahrgelegenheiten mit Beschlag belegt. Eine nette Geschichte! Wir werden nach der Poststation hinübergewiesen, um die Sache zu ordnen; hier treffen wir einen Beamten, der deutsch kann. Dieser erklärt uns, daß sämtliche Pferde des Staates für sechs Tage versagt sind. Sechs Tage in Wladikawkas! In den Bergen hätten wir uns zur Not ja ein wenig Zeit lassen können, aber hier in der Ebene, in der Steppenstadt. Und wenn wir hier sechs Tage lang blieben, würde uns sicher der Offizier aus Pjatigorsk einholen, und dann kaum mehr zu umgehen sein.

Der Postbeamte schlägt uns vor, eine private Equipage mit vier Pferden zu mieten. Freilich würde das ein bißchen mehr kosten, aber na ... Weiter rät er uns, als Kutscher einen Molokaner, einen Milchtrinker, zu nehmen. Diese Leute sind religiöse Sektierer und genießen niemals Alkohol in irgend welcher Form.

Die beiden Vorschläge des Postbeamten klangen ganz verständig, mit Ausnahme des einen. Der Vorschlag mit den vier Pferden klang nicht verständig. Was die Frage anlangte, ob wir gräfliche Persönlichkeiten seien, so leugnete ich das ja keineswegs, da er mich nicht ausdrücklich danach fragte; aber sei es nun aus Kaprize oder aus Notwendigkeit, gerade *jetzt* wünschten wir als schlichte, bürgerliche Leute zu reisen, und das gab ich ihm zu verstehen. Nun erklärt er mir, daß, wenn wir zu zweien wären und Gepäck hätten, für den steilen Weg vier Pferde notwendig seien, er selbst sei auch mit vieren über die Berge gefahren. Das war etwas andres; also waren seine beiden Vorschläge verständig. Der Mann schien keineswegs unsinnig verschwenderisch zu sein, er sah eher aus, als ob die Reise mit den vier Pferden ihm seinerzeit den letzten Pfennig gekostet hätte, so sah er aus. Ein magrer, überarbeiteter Beamter mit zottigem Haar und langer, dünner Nase. Ich danke ihm herzlich für seine Liebenswürdigkeit und will gehen. Mein Reisekamerad schlägt vor, dem Mann ein paar Rubel zu geben. Ich handle herunter bis auf einen und reiche dem Mann das silberne Geldstück in diskreter Weise. Nein, er wolle keinen Dank haben, das koste nichts. Schon gut, schon gut, aber wir möchten ihm doch gern unsre Erkenntlichkeit zeigen. Da nahm der Mann das Geldstück und legte es neben sich auf das Pult, worauf er wieder mit seinen Papieren zu arbeiten begann. Mein Reisekamerad aber sagte: siehst du wohl, über zwei Rubel hätte er sich viel mehr gefreut.

Vom Hotel aus schicken wir nach einem Molokaner mit Equipage und vier Pferden; der französisch und deutsch sprechende Herr ist uns wieder behilflich. Der

hilfsbereite Mann geht in Zivil, in gewöhnlicher europäischer Kleidung, modern, elegant, aber er macht einen militärischen Eindruck, wir taxieren ihn auf einen Oberst. Er ist schon etwas ergraut. Der Molokaner kommt.

Sind Sie Molokaner, ließ ich ihn fragen. Das war übrigens das erste Mal in meinem Leben, daß ich mich nach dem religiösen Standpunkt eines Kutschers erkundigte, ehe ich ihn mietete. Ja, er sei Molokaner.

Der Kutscher verlangt 57 Rubel, um uns über die Berge nach Tiflis zu fahren. Aber eine Kosakeneskorte könne er uns natürlich für dasselbe Geld nicht auch noch verschaffen. Kosakeneskorte? Was wir denn damit sollten? Ob er denn nicht ohne Kosakeneskorte zu fahren wagte? Der Kutscher frägt seinerseits, ob wir ohne Kosakeneskorte zu fahren wagten.

Wir sehen uns an.

Da entscheidet unser Dolmetscher, der Oberst, die Frage und sagt, daß wir keine Eskorte brauchten; wir gehörten zu denen, sagt er, die ihre Sache in Gottes Hand legten. Was sollten Räuber und Mörder wohl von uns wollen? Wir besäßen kein Geld auf dieser Erde, wir seien Missionare, wir wollten nach Persien und China, und in unsern Koffern seien nur Bibeln. Wir hätten also keine Eskorte nötig.

Und der Molokaner kann nun auch nicht kleiner sein. Was sollten wir wohl mit sieben Mann Kosakeneskorte vorn und hinten? Kurz und gut, es habe gar keine Gefahr, er habe den Weg schon öfter gemacht und kenne ihn.

Wir sind also einig. Wir geben dem Kutscher zehn Rubel als Vorschuß und bekommen als Pfand sein Iswoschtschikschild mit der Nummer. Unterwegs soll er fünf Rubel für sich und die Pferde haben, und wenn wir in Tiflis ankommen, bezahlen wir ihm den Rest von 42 Rubeln. Die Reise soll drei Tage dauern. Morgen früh um fünf Uhr gehts los.

An der Tür dreht der Molokaner sich nochmal um und will ausdrücklich abgemacht haben, daß er, wenn wir oben in den Bergen abschweifen und Ausflüge nach Aulen und Völkerschaften in den Nachbarbergen unternehmen wollten, pro Tag fünfzehn Rubel Wartgeld haben wolle. Wir handeln es herunter bis auf zwölf und sind einig.

Nun ist alles in Ordnung.

Eine halbwegs schlaflose Nacht mit kaukasischem Fieber und kaukasischen Wanzen. Um halb vier wache ich auf und stehe auf. Es ist dunkel, aber die Obst- und Tabakbuden drüben auf der andern Seite sind wie gewöhnlich erleuchtet. Ich höre, daß es irgendwo im Hause klingelt. Es ist also nicht zu früh zum klingeln, denke ich und ziehe an der Schnur. Niemand kommt. Ich klingle wieder und lege mich ins offene Fenster und sehe hinaus und warte. Niemand kommt. Ich klingle also nochmal.

Sechsmal mußten wir klingeln, um unsere Schuhe und ein wenig Frühstück zu bekommen.

Ganz richtig, vor unseren Fenstern hält unser Molokaner um halb fünf Uhr. Er spricht einen Augenblick mit dem Portier und fährt wieder fort. Wir gehen hinunter und erwischen den Portier, aber wir können uns in keiner Sprache verständlich machen und verstehen kein Wort von dem, was er erklärt. Es ist jetzt fünf Uhr.

Der Molokaner rollt wieder am Hotel vor; aber als ich so ganz gemächlich anfange, unser Gepäck auf den Wagen zu heben, wird das in freundlichster Weise wieder heruntergenommen und ins Hotel zurückgebracht. Wir können dieses merkwürdige Gebahren nicht begreifen, und ebensowenig verstehen wir, was der Portier und der Kutscher da schwatzen. Schließlich kommen wir zu der Überzeugung, daß das Hotel unser Gepäck zurückhält, weil wir unsere Rechnung noch nicht bezahlt haben. Da aber recke ich mich und bin ganz der große Herr und deklamiere auf norwegisch eine dicke Rede, eine fette Rede, lauter wohlhabende Worte. Ich vergesse, daß wir Missionare sind und nehme mein Taschenbuch heraus und schlage darauf und brauche das Wort Millionen, was auf russisch beinahe ebenso heißt, damit sie eine schwache Ahnung von uns bekommen. Als auch das nichts hilft, spreche ich noch viel lauter und schreie nach der Rechnung — nur her mit dem bißchen Rechnung!

Aber als die Hotelleute einsehen, daß es unmöglich ist, uns etwas auseinanderzusetzen, gehen sie in ihrer Not hinein und wecken unsern Dolmetscher von gestern, den Oberst. Er kommt herunter, ziemlich leicht gekleidet, grüßend und seiner Toilette wegen um Entschuldigung bittend. Und nun kommt es an den Tag, daß es die Polizei ist, die unsere Abreise verhindert. In der Umgegend ist eine Pferdeepidemie ausgebrochen und unsere vier Pferde sollen erst untersucht werden. Die Polizei hatte unserm Kutscher noch gestern abend spät die Einberufung geschickt.

Wieder mal 'ne nette Geschichte.

Wann wir denn reisen könnten?

Im Laufe des Vormittags.

Aber dann können wir ja bis zur Nacht nicht zu der bestimmten Gebirgsstation kommen.

Unser Oberst zerbricht sich den Kopf, und nachdem er eine gute Weile mit dem Portier und Kutscher verhandelt hat, wird bestimmt, daß wir nach der Wohnung des Polizeidirektors fahren und uns privat an ihn wenden sollen. Ich soll meinen Paß und meine Karte hineinschicken und ein Kellner vom Hotel soll mitkommen und ihn durch Garantie für die Pferde zu erweichen suchen.

Nun heißt es, meine Visitenkarten zu finden. Wir durchsuchen unsere Koffer, und dabei wird leider allen Umstehenden offenbar, daß sie nicht gerade nur Bibeln enthalten. Aber meine Visitenkarten können wir nicht finden. Wo mochten die nur sein? Ich hatte doch eine ganze Schachtel voll, ich habe immer eine ganze Schachtel voll, da ich nie welche gebrauche. Sie müssen mit unter die Sachen gekommen sein, die wir in Helsingfors zurückgelassen haben. Statt meiner eigenen finden wir zufällig Musiker Sibelius Karte, Albert Edelfelts Karte, Wenzel

Hagelstams Karte und Frau Mascha Hagelstams Karte; der Oberst wählt Wenzel Hagelstams Karte und meint, das ginge ganz gut. Wir befürchten, daß der Name auf der Karte zu schlecht mit dem im Passe stimme, aber der Oberst erwidert, daß man so früh morgens noch nicht vergleichen würde.

Also fahren wir.

Aber der Polizeidirektor ist noch nicht auf.

Wir fahren wieder ins Hotel zurück. Der Oberst muß wieder herbei. Er telephoniert nun an den im Bett liegenden Polizeidirektor und erreicht wirklich eine schriftliche Reiseerlaubnis, die wir auf der Poststation abholen können.

Nun ist also alles in Ordnung.

Wir laden unser Gepäck auf den Wagen und bezahlen im Hotel. Das Zimmer war an und für sich billig, fünf Rubel, aber auf der Rechnung standen zwei Kopfkissen ein Rubel, zwei Handtücher fünfzig Kopeken, und noch andere wunderliche Dinge. Wir bezahlen jedoch, ohne Einspruch zu erheben, bedanken uns zum letztenmal bei unserm unvergleichlichen Oberst und rollen fort vom Gasthof. Es war halb sieben geworden.

Auf der Poststation gebe ich Hagelstams Karte ab. Der freundliche Beamte von gestern nimmt sie, liest den Namen und sucht die schriftliche Erlaubnis des Polizeidirektors hervor. Nun sind wir mit Wladikawkas fertig. Glückliche Reise! winkt uns der Postmann zu.

Ein kühler Morgen, Wolken über den Bergen und noch keine Sonne. Wir fahren durch eine Allee von Pyramidenpappeln, eine Menge von Obstwagen, die nach der Stadt fahren, kommen uns entgegen, und wir kaufen einige Tüten mit Trauben beinah umsonst. Dann fahren wir am Ufer des Terek entlang und kommen an eine Pferdetränke; es fällt uns auf, daß dieses Plätzchen in seinem Charakter vollständig norwegisch ist, und wir steigen aus dem Wagen und verweilen hier ein wenig länger als nötig. Die Wolken lichten sich, die Berge kommen mehr und mehr zum Vorschein, doch die Gipfel sind noch umwölkt. Wir kommen an einen Schlagbaum, wo Weggeld verlangt wird, und da wir lange auf die Quittung für die zwei Rubel warten müssen, steigen wir wieder aus und fangen ein Gespräch mit den Pferden und dem Kutscher an. Unser Molokaner heißt Karné Gregorowitsch, ist Russe, ein halb hundert Jahre, hat lange dunkle Haare und Bart und einen hellblauen Kutscherkaftan. Er fragt uns, ob wir Franzosen wären, aber als wir ihm auseinandersetzen, woher wir sind, versteht er gar nichts und sieht uns hoffnungslos an. Wären wir Franzosen gewesen, hätte er sofort gewußt, daß wir aus Frankreich wären; der Name Frankreich ist eben jetzt seit der Alliance des Zaren mit Felix Faure in Kronstadt bis nach Kaukasien vorgedrungen. Karné Gregorowitsch erwähnt sogar die Alliance und schmunzelt stolz ob seines Wissens.

Die Quittung kommt, der Schlagbaum geht auf, und wir rollen drunter durch.

Der Weg geht in kaum nennenswerter Steigung aufwärts. Wir fahren durch ein tiefes Tal, das undurchdringlich eng erscheint, mit gewaltigen Bergen auf beiden Seiten, wir hören nur noch soeben das ferne Rauschen des Terek unten in der Tiefe. Der Terek ist um diese Jahreszeit nicht tief, aber er ist sehr reißend, da er ganz oben vom Berge Kasbek kommt und ein starkes Gefälle hat. Wir kommen durch Kalkberge, der Weg ist in die Bergwand hineingeschnitten, er ist überdacht, und es fehlt ihm bloß die eine Wand nach dem Terek zu, um ein Tunnel zu sein. Die Luft ist voll von fürchterlichem Kalkstaub, der Staub steht ganz still und trübt die Luft und legt sich auf Brillengläser und Operngucker. Die Bergwand, auf die wir Aussicht haben, ist fast bis oben hinauf mit Gebüsch, — Wacholdergestrüpp und niedrigem Nadelholz, bewachsen.

Nach einigen Stunden verzieht sich der Nebel von den Berggipfeln; die Sonne scheint. Es wird wärmer und wärmer, Karné schnallt seinen Ledergürtel ab, zieht seinen Kaftan aus; legt ihn, als ein Mann der Ordnung genau in seine Falten zusammen und setzt sich darauf. Wir spannen die Regenschirme gegen die Sonne auf.

Wir kommen nach der ersten Bergstation Balta, wo wir vorbeifahren. Aus den Beschreibungen, die ich gelesen habe, wußte ich, daß hier bei Balta die Berge anfangen sollen. Als ob wir bis jetzt keine Berge gehabt hätten! Die Landschaft verändert sich, wir sehen durch eine gewaltige Kluft, deren Seiten in den Himmel hineinragen, Schneeberge in der Ferne, aber sowohl zur rechten wie zur linken sind die Berge grün; keine Bäume, keine Büsche, nur Grasnarbe. Und über den Gipfeln kreisen Adler. Wir haben heute schon viele Adler gesehen.

Jedesmal, wenn wir solche nackten Berge passiert haben, kommen wir an andere, die bis oben hinauf struppig sind von Buschgewächsen. Das ist eine Eigentümlichkeit Kaukasiens. Während der eine Berg bis zum Gipfel hinauf grün ist, ohne einen einzigen Busch, ist der Nachbarberg von üppigster Vegetation bekleidet. Kein Wald, nur Gebüsch, teilweise recht hohes Gebüsch von Laubbäumen. Hier finden wir je nach der Höhe Eichen, Buchen, etwas Tannen, meist Birken. Unsere liebe nordische Birke ist unermüdlich, sie steigt bis zum Gipfel hinauf, während alle andern Bäume frierend innehalten.

Von jetzt an steigt der Weg stark, wir fahren mit kleinen Zwischenräumen immer im Schritt. Wir kommen an die kleine Station Lars, die von über tausend Meter hohen Bergen umgeben ist. Der Weg geht jetzt im Zickzack, jegliche Aussicht ist versperrt, wir sehen nichts mehr vor uns, nichts mehr hinter uns, wir sehen nur Karnés Rücken und Kopf. Hier und da liegen am Wegrande Männer und schlafen; es sind wohl Arbeiter, die den Weg chaussieren und reparieren, aber sie machen sich gute Tage. Sie sind auf tscherkessische Art gekleidet, aber die Waffen haben sie vom Gürtel abgehakt. Wie wir sehen, sind alle, die uns auf dem Weg über die Berge begegnen, in tscherkessische Tracht gekleidet, ohne jedoch Tscherkessen zu sein, auch Tataren, ja selbst Russen kleiden sich so. Tscherkessen gibt's hier gar nicht; die meisten sind nach der Türkei ausgewandert, nachdem die

Russen sie besiegt hatten, die, die zurückgeblieben sind, wohnen oben in Cirkaukasien, im Flußtale des Kuban, und ein Stamm, die Kabarden, wohnt nördlich von Wladikawkas. Dieses Volk, einst das unversöhnlichste Volk der Erde, das sich sogar weigerte, in Schamyls Heer einzutreten, nur um Rußland auf eigne Faust um so kräftiger bekämpfen zu können, wohnt jetzt Rußland näher als irgend ein anderes kaukasisches Volk, das früher in den Bergen lebte. Der Slave überwand es, und es wurde sein Nachbar.

Der Weg ist so eng, daß er uns gleichsam nur Schritt für Schritt vorwärts kommen läßt. Dann öffnet er sich ein wenig, und wir fahren auf einer eisernen Brücke über den Terek. Das Flußbett ist hier sehr eng. Der Fluß braust mächtig, das Wasser ist gelbgrau von Kalk, wie Suppe. An der Brücke steht hier und da ein versengter Löwenzahn. Wir steigen aus und wischen von einigen den Kalkstaub ab und versuchen, ihnen wieder Luft zu schaffen, wir holen ihnen auch in Karnés Zinkeimer Wasser aus dem Terek. Karné selbst steht da und sieht uns zu und fängt an ungeduldig zu werden. Derartige Kindereien treiben wir ja nicht gerade immer, aber diesmal war im Wagen Streit ausgebrochen, ob diese traurigen Löwenzahnpflänzchen noch lebendig oder schon tot wären, und diese Frage war's, die wir ins Reine bringen wollten. Karné faßt sich schließlich in Geduld und gibt uns auf, er steigt auch ab, und setzt sich an den Wegrand und guckt uns zu. Vielleicht denkt er sich, daß das eine Art Religionsübung sei, die wir da vor dem Löwenzahn treiben, da wir ja doch Missionare sind.

Aber tot waren die Pflanzen nicht. Als wir auf die gute Idee kamen, eine abzuschneiden, zeigte es sich, daß noch viel Saft drin war.

Und Karné fährt uns weiter.

Wir klappen die Regenschirme zu, denn jetzt ist alle Sonne abgesperrt. Wir passieren eine Schar Frachtträger, die zu beiden Seiten des Weges liegen und schlafen. Es sind sechs Mann, und alle haben Waffen auf dem Bauch. Wahrscheinlich haben sie diesen Ruheplatz gewählt, weil er im Schatten liegt. Die Pferde haben sie ausgespannt und angebunden und mit Mais versorgt; das eine Pferd hat nichts bekommen oder schon leer gefressen und wir halten an und geben ihm ein wenig von den andern Pferden. Davon wachen die Männer auf und gucken uns, auf den Ellbogen liegend, zu und sprechen untereinander. Als sie sehen, was wir da treiben, nicken sie und lachen. Und sie stehen auf und kommen auf uns zu und geben dem übervorteilten Pferd noch mehr Mais. Als wir unseres Weges fahren, legen sie sich wieder hin.

Nun kommen wir nach Fort Darjal mit seinen runden Flügeln und Kanonen und Schildwachen. Ich habe gelesen, schon Plinius habe den Darjalpaß und die starke Festung Cumania, die hier lag und zahllose Völkerscharen am Durchzug verhinderte, beschrieben. Einige wenige Soldaten konnten an diesem engen Loch ein ganzes Heer aufhalten.

Die Steigung wird stärker, die Berge schließen sich dichter und dichter um uns, es ist, als ob alle Hoffnung aus wäre, nur gerade über unsern Köpfen ist ein

Stückchen Himmel sichtbar. Das wirkt beklemmend auf uns, und wir schweigen überwältigt. Plötzlich bei einer starken Wegbiegung öffnet sich zur Rechten eine mächtige Schlucht, und wir sehen ganz nahe vor uns den Eisgipfel des Kasbek mit seinen Gletschern, die in der Sonne weiße Funken sprühen. Da steht er, uns dicht auf den Leib gerückt, still und hoch und stumm. Ein seltsames Gefühl durchzuckt uns, der Berg steht da, wie von den andern Bergen heraufbeschworen, und sieht uns an, wie ein Wesen aus einer andern Welt.

Ich taumle aus dem Wagen heraus, halte mich am Verdeck fest und schaue. In diesem Augenblick umfängt mich ein Wirbelgefühl, ich fühle mich vom Wege erhoben, aus den Fugen gerückt, es ist, als stände ich Aug' in Auge mit einer Gottheit. Es ist klingend still, ich höre nur das Sausen der Winde dort oben um den Gipfel, die Wolken treiben über die Mitte des Berges, aber kommen nicht bis hinauf zur obersten Spitze. Ich bin doch auch früher schon in den Bergen gewesen, ich bin auf den Hardangergefilden gewesen und in Jotunheim und ein wenig in den bayrischen Alpen und in Kolorado und an vielen andern Orten, doch nie habe ich mich so ohne Halt auf der Erde gefühlt; hier stehe ich und halte mich fest. Dann hüllt sich der Gipfel in eine Wolke, die ihn verbirgt. Die Erscheinung ist verschwunden. Nur das Säuseln um den Berg in den Wolken dort oben ist noch da.

Nun ruft es aus dem Wagen, und ich raffe mich wieder auf.

Ich erinnere mich aus meiner Kindheit in Nordland einer seltsamen Nacht, einer stillen Sommernacht im Sonnenschein. Ich kam in einem Boot gerudert, aber ich ruderte nicht, ich strich die Ruder und saß also mit dem Gesicht nach vorwärts im Boot. Alle Seevögel schwiegen, und nichts lebendes regte sich auf dem Lande. Da tauchte aus dem blanken Wasser ein Kopf empor, das Wasser tropfte an ihm herunter. Es war wohl nur eine Robbe, aber es sah aus wie ein Wesen aus einer andern Welt, es lag da und sah mich mit offnen Augen an und gründete. Sein Blick war wie der eines Menschen . . .

Wir passieren wieder den Terek auf einer eisernen Brücke. Hier öffnet der Weg sich bedeutend und wir sehen eine halbe Werst vorwärts. Wir steigen rasch, der Weg liegt jetzt ungefähr in der Mitte der Bergwand, und den ganzen Weg entlang herrscht reges Treiben von Menschen, Pferden, Ochsen, Eseln, Reitern mit dem Gewehr über der Schulter. Von menschlichen Behausungen ist nichts zu sehen.

Eine große Schafherde weidet dicht am Wege, vier Hirten mit langen Stäben sind dabei. Die Hirten haben ungeheuerliche Pelzmützen auf dem Kopf, sind aber sonst leicht gekleidet und ziemlich zerlumpt. Die Schafe sind alle miteinander weiß, die ganze Herde steht totenstill mitten in den Bergen, die Tiere scheinen Steine unter andern Steinen zu sein. Vielleicht stehen sie so unbeweglich der Adler wegen und spielen Felsstücke.

Geraume Zeit nachher sehen wir die Station Kasbek vor uns, eine ganz kleine Stadt von Häusern. Zerklüftete Berge erheben sich gewaltig ringsum, aber an

den Hängen herauf ist es grün, und bis oben an die Gipfel sehen wir Haufen frischgemähten Heus. Schafe grasen in den Bergen bis oben hinauf, wir sehen sie oben auf dem höchsten gegen den Himmel als weiße Pünktchen, die sich bewegen. Auf dem Gipfel eines der Berge steht ein Kloster mit hohen Türmen im Schnee. Unten um die Station herum sind eine Menge kleine Ackerstückchen; im Terek baden ein paar Männer ihre Pferde.

Wir fahren in die Station ein.

Bei unserer Ankunft umringen uns Kinder, die uns geschäftig Bergkristalle und Steine in vielen Farben anbieten. Wir sind ohne Unterbrechung 43 Werst gefahren und sollen hier drei Stunden rasten. Karné spannt die Pferde aus. Als ich ihn frage, ob unsere Sachen solange im Wagen liegen bleiben können, kommt es mir vor, als mache er einen unsicheren Gestus; ich halte es also für das sicherste, die kleinsten Sachen mit hinein zu nehmen.

Wir bekommen Mittagessen, ausgezeichnetes gebratenes Hammelfleisch und ausgezeichnete Suppe, hinterher bekommen wir sogar delikate Piroggen. Aber die Reinlichkeit läßt zu wünschen übrig. Der Diener geht in einem braunen Kaftan und ist herrlich bewaffnet; er gibt sich Mühe, dem Fürstenpaar alles zu Dank zu machen. Er kann uns sogar einen plattierten Tischaufsatz vorsetzen. Aber die Glaspfropfen aus den Essig- und Ölflaschen sind fort, und der gute Diener hat sie mit Pfropfen von Zeitungspapier versehen. Doch seine pompöse Haltung, als er die Herrlichkeit vor uns auf den Tisch setzt, dämpft alle Kritik.

Er deutet aus dem Fenster hinaus und zeigt uns den Gletscher, der übrigens jetzt etwas umnebelt ist. Kasbek, sagt er. Dazu nicken wir, da wir es bereits wissen, aber als wir ihn nach dem Kloster fragen, das wir dort oben im Schnee sehen, antwortet er etwas, wovon wir nur verstehen, daß es ein russisches Kloster ist. Keins der kaukasischen Völker rechnet sich als russisch. Und noch jetzt, solange Zeit nach der Eroberung, gibt es naiv streitbare Kaukasier, die sagen, daß der Russe nur, wenn er sich artig aufführt, in ihrem Lande auftreten darf, sonst nicht.

Karné hat gesagt, wir sollen bis vier Uhr rasten. Wir verstehen einige von seinen Worten, und er ist auch ganz geschickt, sie anschaulich zu machen. Wenn wir ihm unsere Uhren vorhalten, begreift er das Zifferblatt, als wäre das ein Kinderspiel, er pflegt dann einen Zweig oder einen Halm vom Felde aufzunehmen und genau auf die Stunde zu zeigen, die er uns einprägen will, indem er die Zahl wieder und wieder nennt.

Plötzlich fängt es an zu donnern. Kurz darauf fallen große Regentropfen, dabei scheint die Sonne. Ich laufe hinaus und will den Rest unsers Gepäcks bergen; aber ein Mann in einem blauleinenen Hemd, das ihm bis auf die Knie reicht, sieht zum Himmel hinauf und erklärt mir, der Regen würde gleich wieder aufhören; er zeigt auch auf sich selbst und gibt mir zu verstehen, daß er für das Gepäck sorgen will. Er geht in den Stall und kommt zurück mit seinem Kaftan, den er über den am meisten exponierten Koffer breitet.

Der Regen wird heftiger und geht in ein Hagelwetter über. Die Hagelkörner sind sehr groß und hüpfen, wenn sie niederschlagen, hoch vom Boden auf. Es erinnert mich an die wütenden Hagelschauer mitten im heißen Sommer in den amerikanischen Prärien. Da mußten wir oft unsere Jacken, oder was wir gerade fanden, über die Pferde werfen und selbst unter die Wagen kriechen, um nicht von den Hagelkörnern verletzt zu werden. Und die Pferde, die das Phänomen instinktmäßig fühlten, neigten bloß die Köpfe, um die Augen zu schützen, und hielten die Schläge aus.

Ich verkriech mich in den Stall. Dort stehen eine Kuh und ein Kalb, ein Kamelfüllen und andere Tiere, alle scheinen es gut zu haben, mit Ausnahme eines fettschwänzigen Schafs, das in einem der Stände liegt. Das Schaf ist krank und aufgeplustert, es stöhnt dumpf und schließt die Augen. Vermutlich liegt es da und soll geschlachtet werden. Ich krame in meinem Koffer nach Kognak und gieße ihn in ein Bierglas, ich spähe rings umher, und da ich mich allein sehe, flöße ich dem Schaf mehrere tüchtige Schlucke ein. Ich muß mich tüchtig mit dem Vieh abmühen, da es störrisch ist, aber als ich schließlich die Zunge erwische, schluckt es gut. Die Zunge war ganz blau.

Nach dem Trinken prustet das Schaf und schüttelt den Kopf und liegt ganz still. Ich hoffte, daß es in Schweiß geraten würde.

Der Hagelschauer geht vorüber, und die Sonne brät wieder ungestört weiter. Ich gehe aus dem Stall und stöbere umher; es dampft warm aus der Erde. Wir befinden uns jetzt 1727 Meter über dem Meer und sind seit heute Morgen auf 43 Werst fast tausend Meter gestiegen. Hier in der Nähe von Kasbek sollen die Osseten wohnen, ein Volk, dessen Abstammung und Namen niemand ausklügeln kann, das Volk selbst nennt sich Iron. Ich möchte auf dieser Reise gern etwas für die Wissenschaft ausrichten, es läge also nahe, unter den Osseten einige Untersuchungen vorzunehmen. Ich brauchte nur einige Stunden weit in die Berge hineinzuklettern und unter die Osseten zu gehen und diese auszuforschen. Einigermaßen gute Vorbedingungen dazu hätte ich ja, denn ich habe im Laufe der Zeit viele Bücher über Kaukasien gelesen. Hier ist die Wiege der Menschheit, hier war Prometheus an den Felsen geschmiedet, dort draußen bei Baku ist das ewige Feuer, hierher kamen eine Menge Juden aus der babylonischen Gefangenschaft und siedelten sich hier an, und hier in der Nähe ist auch der Berg Ararat, der freilich in Armenien liegt, aber von hier aus zu sehen ist. Ich hätte nur ordentlich Zeit haben müssen und nicht nur diese paar elenden Stunden. Ich habe gelesen, daß die Osseten eine ganze Menge Gerätschaften haben sollen, die unter den andern Stämmen in Kaukasien nicht bekannt sind, Feuerzangen und Teigtröge, Buttergefäße und Bierkrüge und Heugabeln und vieles andere; das hat viele frühere Forscher verwundert und matt gesetzt. Aber ich, wenn ich nur mal eben zu ihnen hinüberschlüpfen könnte, ich würde sie geradeswegs ausfragen, wo zum Teufel sie alle die Instrumente her hätten, ob sie sie gekauft hätten, oder ob sie ihnen angeboren wären. Möglicherweise würden da ungeahnte Dinge ans Tageslicht kommen, ja, vielleicht

würde ich mich sogar genötigt sehen, eine ganz neue Lehre über die Völkerwanderungen zu erfinden, würde alle meine Vorgänger im Fach widerlegen, Erckert und Brosset und Opfert und Nestor und Bodenstedt und Reclus, und zu selbständigen Resultaten kommen. Vielleicht würde das auch nicht ganz ohne Bedeutung für mich selbst sein, man würde bei meiner Heimkehr flaggen, ich würde eine Aufforderung bekommen, in der geographischen Gesellschaft Vortrag zu halten, ich würde den großen St. Olafsorden bekommen. Ich sah es schon im Geiste.

Plötzlich kommt Karné mir an mein Plätzchen weit fort unter einem Felsen nachgelaufen und meldet, daß wir fort müssen.

Fort? So war's doch nicht verabredet? Und ich ziehe die Uhr heraus und zeige Karné die Stelle, auf die er mit dem Grashalm getippt hatte, und beweise ihm, daß es eine ganze Stunde zu früh ist. Doch Karné läßt sich nicht beirren, er sucht sich auch einen Grashalm und tippt auf den kleinen Zeiger und bestimmt, daß wir genau da, wo der kleine Zeiger jetzt steht, abfahren werden. Da stehen wir nun unter dem Felsen mit unserm Grashalm, zwischen uns die Uhr, und verhandeln; zuletzt muß ich nachgeben und ihm folgen.

Mein erster Gedanke galt dem Schaf im Stalle, und ich ziehe dem Schaf zuliebe die Abreise noch hinaus. Leider hatte es, wie's schien, seinen Rest bekommen; als wir abfuhren, hatte es sich auf die Seite gewälzt und schien's nicht lange mehr machen zu wollen.

Als wir die Station verlassen wollten, geraten wir in eine riesige Schafherde, die mitten im Wege steht. Diese hält unsere Pferde auf, packt sich dicht um uns zusammen und hält uns fest. Die vier Hirten haben lange Stäbe, Dolche auf dem Bauch und Gewehre über der Schulter, außerdem haben sie Hunde. Die Hunde sind gelbgrau und wenig hundemäßig, sie sehen mehr aus wie Eisbären.

Endlich machen wir uns frei und rollen fort.

Der Weg geht über eine Ebene, die jetzt sogar anfängt, sich zu senken; so geht es viele Werst, und wir kommen schnell vorwärts. Dann steigt der Weg wieder, steiler als je zuvor, und wir fahren von jetzt an oft und lange im Schritt. Wir kommen durch eine grusische Muschikstadt mit einer Kirche; im ganzen ist es hier viel mehr bebaut, und die nächsten Berge sind nicht so steil. Das Tal ist offener und grüner, und um die Ackerfelder und Städte hat Gott selbst die feinsten Mauern errichtet. Auch Kühe und Ochsen sind hier, sie sind klein aber feist und prall, und Schafherden von mehreren tausend Stück. Ein paar Frauen stehen in einem Acker und schneiden Gerste.

Andere grusische Dörfer. Solch ein Dorf ist meist ein einziger zusammenhängender Komplex von Wohnungen, die eine schräg über der andern den Berghang hinauf. Sie sind nicht durch Straßen oder Wege, sondern durch Treppenstufen voneinander getrennt, sie liegen über und neben einander wie Regale, die aus der Bergwand herausgehöhlt sind. Die Häuser haben keine Fenster und keine andern Öffnungen als die Tür und ein Loch im Dach über der Feuerstätte. Das Dach ist flach, entweder mit Torf oder Steinfliesen gedeckt. Auf den Dächern liegen

die Weiber herum auf ihren Kissen, hier oben wird getanzt und auch gespielt, und wenn das Wetter es irgend erlaubt, verläßt die Familie das Dach weder Tag nach Nacht. Diese grusischen Dörfer sehen alle miteinander aus, als ob sie einem Sturm ausgesetzt gewesen wären, der von den Häusern die obere Hälfte fortgeblasen hätte.

Dorf auf Dorf. Bei jedem Dorf werden wir von bettelnden Kindern umringt. Die kleinen Geschöpfe betteln mit einer Aufdringlichkeit, wie wir sie ähnlich nur noch erlebten, als wir auf dem Rückweg in die Türkei kamen. In einem andern Acker stehen wieder Frauen und schneiden Korn. Die älteren bücken sich scheu zur Erde und fahren in ihrer Arbeit fort, aber ein junges Mädchen richtet sich gerade auf und sieht uns an und lacht. Sie hat einen blauen Sarafan an und ein rotes Tuch hinten um die Haare geknüpft, ihre weißen Zähne leuchten, sie hat dunkle Augen. Als sie uns nicht länger nachsehen mag, hört sie auf zu lachen, wirft den Kopf gleichgültig zurück und wendet sich ab. Uns im Wagen entschlüpft ein kleiner Ausruf. Diese Kopfbewegung war unbezahlbar.

Dorf auf Dorf. Der Weg geht der Steigung wegen im Zickzack, und Karné will seine Pferde schonen, fährt langsam und tränkt sie oft. Bei einer Schwemme holt uns eine fremde Equipage ein, die Karné ganz gemütsruhig vorbei läßt, so daß uns, die wir hinterherkommen, der Staub unerträglich wird. Wir beordern ihn, eine Weile zu halten, um dem Staub Zeit zu lassen, sich zu verziehen und wissen ihm überhaupt wenig Dank für seine schläfrige Fahrmanier. Karné scheint dagegen zu finden, daß alles sehr gut geht, und summt zufrieden vor sich hin.

Der Tag neigt sich. Es dämmert und wird merklich kühler. Wir werfen die wollenen Decken über unsere Schultern. Ich entdecke, daß der Stearinfleck auf meiner Jacke wieder erstarrt und weiß wird; der ist hier auf der Höhe wie ein Thermometer; wir sind zweitausend Meter hoch. Wir schlängeln uns immer noch durch die Berge. Karné tränkt die Pferde noch einmal, trotzdem es so kalt ist. Alle Felder hören auf, wir sind sogar fast an der Baumgrenze.

Nun donnern wir wieder über eine eiserne Brücke und kommen zur Station Kobi, unserem Nachtquartier. Kurz ehe wir ankommen, springt Karné plötzlich vom Bock und zerrt das eine Pferd am Schwanz. Wir begreifen anfangs dieses merkwürdige Gebahren nicht, gleich darauf aber sehen wir, daß der Bauch des Pferdes stark aufgeblasen ist und das Tier kaum gehen kann.

Ein netter amüsanter Ort. Wir bitten um Logis, aber alle Sonderzimmer sind besetzt. Heimatlos werden wir darum aber doch nicht. Meine Reisegefährtin wird in ein großes Massenzimmer für Frauen, ich in ein ebensolches für Männer gewiesen. An den Wänden entlang stehen lederbezogene Bänke, auf einer davon soll ich schlafen. Das ist fein. Wir bitten um Essen und bekommen ohne irgend welches Warten ein ausgezeichnetes Filet, Schtschi und Obst. Mein Fieber hat wieder zugenommen, man ermahnt mich also, mich gewisser Speisen und Getränke zu erhalten; aber die Freude, diesen Ort in den Bergen, der so gemütlich ist, gefunden zu haben, macht, daß

ich des Fiebers nicht achte, sondern folgende Diätfehler bestelle: Filet, Schtschi, Obst und hinterher Kaffee.

Während wir essen, kommt Karné in den Hausflur und verlangt mit uns zu sprechen. Wir hören ihn draußen sprechen und sehen ihn außerdem jedesmal, wenn die Tür geht; aber der Diener hält's mit uns und will uns nicht beim Essen stören und uns nicht hinausrufen. Da paßt Karné einen günstigen Moment ab und schlüpft zu uns hinein in den Speisesaal.

Was mag er denn eigentlich wollen?

Karné setzt uns auseinander, daß wir morgen früh erst um sechs Uhr von hier fahren können. Wozu denn das? Das ist ja wider die Verabredung, wir hatten uns doch schon auf fünf Uhr geeinigt, um Ananur vor morgen abend zu erreichen. Er antwortet etwas höchst Verwickeltes, aber wir merken, daß er uns bittet, mit ihm hinauszukommen.

Und wir folgen ihm.

Wir nehmen weder Hüte noch Mäntel mit, weil wir annehmen, daß es nur eben vor der Tür ist; aber Karné führt uns ein ganzes Stück den Weg hinauf. Der Mond ist nur wenig über halb, aber er leuchtet gut, und außerdem sind eine Menge Sterne am Himmel. Wir sehen ein dunkles Etwas oben am Wegrand; Karné geht uns voran auf das dunkle Etwas los. Ein totes Pferd! Eins von Karnejs Pferden ist tot. Er hat es kaput getränkt. Da liegt das Tier mit einem Bauch, der aufgeblasen ist wie ein Ballon. Das bedeutet hundert Rubel, sagt Karné. Er ist untröstlich, er folgt uns zurück zu unserer unterbrochenen Mahlzeit und schwatzt in einem fort von den hundert Rubeln. Na ja, die hundert Rubel sind verloren, denn keiner gibt Karné die wieder, also ist es überflüssig, noch mehr darüber zu reden. Und um ihn zu verabschieden, sage ich zu Karné so etwas Ähnliches wie: Gute Nacht! Also morgen früh um fünf fahren wir.

Nein um sechs, sagt Karnej.

Wir können uns nicht einigen. Karné setzt uns etwas auseinander, wovon wir nur verstehen, daß die hundert Rubel verloren sind und daß er morgen nur noch drei Pferde hat.

Die Logik darin ist uns nicht ganz klar. Mit nur drei Pferden haben wir doch noch mehr Grund, die Reise um fünf Uhr zu beginnen, wenn wir bis Ananur kommen wollen. Und nach vielen Verhandlungen mit Strohhalmen und Uhren und kräftig ausgesprochener russischer Zeitangabe fügt sich Karné endlich und nickt uns gute Nacht zu.

Nach dem Essen gehen wir wieder hinaus, um nach dem toten Pferde zu sehen. Warum sie es nur soweit von der Station weggeschleppt haben? Dahinter sollte doch wohl nicht gar ein bißchen kaukasisches Christentum stecken? Hier wie in vielen andern Ländern, war es gewiß etwas von dem ersten, was die Christen lernten, sich des Pferdefleisches zu enthalten. Da lag nun der dicke heidnische Kadaver abseits an der Landstraße, weit fort von allen Menschen, nicht einmal die Haut schien man retten zu wollen. Und darin taten die Kaukasier recht. Wenn

es nur nicht mit ihrem Christentum sonst nur so gewesen wäre. Freilich stehen hier überall in Kaukasien Ruinen von Kirchen aus der Zeit der Königin Tamaras (1184—1212), und auch jüngere Kirchen sind hier; aber trotzdem sind noch heutigentages eine große Menge Kaukasier mehr oder weniger Mohammedaner. Draußen bei Baku gab es sogar vor kaum einem Menschenalter noch Feueranbeter, ja in Südkaukasien, nach Armenien zu, soll es sogar Teufelanbeter geben. Als die Kisten in Mittelkaukasien von Rußland besiegt wurden und dem russischen Zaren den Treueid schwören sollten, taten sie das unter der ausdrücklichen Bedingung, bei ihrem eigenen Gotte Galgerd schwören zu dürfen . . .

Mond und Sterne leuchten. Das Pferd liegt immer noch da, dick und heidnisch und ekelhaft, zwei Hunde sitzen dabei und bewachen es. Nun kommt ein Mann mit einer Hufzange in der Hand. Es ist ein junger Mann. Er rollt den Ballon herum und treibt Ulk mit der Leiche und macht Prrr, um das tote Tier zum Stillliegen zu bringen. Das hätte er vielleicht mit einer christlichen Leiche nicht getan. Nun rettet er die Hufe des gefallenen Pferdes; kurz darauf kommt Karné, und die beiden machen sich daran, auch die Haut zu retten. Warum auch nicht?

Die beiden Männer trennen die Haut an Bauch und Beinen entlang auf und fangen an, das Tier zu schinden. Karné ist still und sagt nichts, aber der junge Mann beklagt sich, daß er nicht gut sehen kann, er guckt zum Himmel hinauf und brummt, als ob er sagen wollte: der da oben scheint mir seine Lampe heute abend nicht ordentlich geputzt zu haben! Dann geht der junge Mann, um eine Laterne zu holen, und kommt wieder. Mehrere Leute kommen mit ihm, junge und alte, es ist als hätten sie ihm den Schlachtgeruch angerochen und seien nun ganz drauf versessen, mitzugehen.

Wir stehen alle dabei und gucken zu.

Plötzlich ziehen mehrere Männer ihre Messer aus der Scheide und fangen auch mit an, zu schinden. Dabei scheinen sie eine wahre Wollust zu empfinden, sie tasten mit den Händen auf dem nackten Fleisch herum und wärmen sich daran und lachen hitzig und gedämpft. Erwacht der Heide in ihnen?

Eins, zwei, drei, ist dem Tier die Haut über den Kopf gezogen, und ein anderes Pferd mit einer Karre kommt, um den Kadaver wegzuziehen. Da sticht plötzlich ein lüsterner Mann die Spitze seines Messers in den Bauch des Tieres und öffnet diesen. Alle stoßen einen gedämpften Ausruf aus als kleinen Ausdruck ihres Wohlbehagens und bald wühlen viele mit ihren Händen in den Eingeweiden herum und sprechen laut, als gälte es, einander zu übertäuben. Karné selbst beteiligt sich nicht, er ist doch ein besserer Christ, als die da, er hat sogar die heidnische Haut von sich auf die Erde geschleudert und will nichts damit gemein haben. Aber er sieht doch dem Gemetzel zu und sogar in seinen Augen scheint ein kleines Feuer aufzuklimmen.

Von der Station her kommt ein Mann, wir trauen kaum unsern eigenen Augen, es ist der Wirt. Will der am Ende auch mit dabei sein? Er befiehlt, der Verstümmelung der Leiche Einhalt zu tun und bittet Karné um Erlaubnis, einzelne Teile des Körpers und der Glieder abschneiden zu dürfen. Karné wendet sich fort

und schlägt es ab. Der Wirt steckt ihm Geld zu, und Karné wendet sich wieder ab, nimmt aber doch das Geld an. Dann bezeichnet der Wirt die Stücke, die er haben will, und mehrere Leute machen sich ein Vergnügen daraus, den Rumpf zu zerfleischen. Der Wirt nimmt zwei Mann zu Hilfe und trägt die Keulen und das Lendenstück weg. Filet denke ich, Filet und Schtschi für kommende Reisende! Ist der Wirt und sein Hausstand von der rechten Sorte, so kosten sie heute abend noch selbst von dem Fleisch. Denn es ist Pferdefleisch.

Karné dringt nun darauf, den Rest des Pferdes auf der Karre fortzubringen; doch die Schlächter hantieren noch immer mit dem Überbleibseln herum, es sind noch delikate Stückchen da, und jeder nimmt sich sein Teil von den Blättern der Lunge und der Leber und zieht damit ab. Und Karné wendet sich ab und läßt es geschehen. Der Rest, der endlich auf der Karre weggefahren wurde, war immer noch groß genug, es waren die aufgeblasenen Gedärme.

Ich mußte an Haakon Adalsteinsfostre bei dem Blutfest auf Lande denken. Der König kämpfte, um dem Pferdefleisch zu entgehen, aber das Volk bestürmte ihn, es zu fressen. Aber der König war in England zum Christentum erzogen und wollte kein Pferdefleisch essen. Da baten ihn die Bauern, doch wenigstens die Suppe zu trinken; das wollte er aber auch nicht und wandte sich ab. Zuletzt verlangten sie nur, daß er wenigstens das Fett fressen möge; doch nein, der König wich nicht von seiner Überzeugung. Da wollten die Bauern auf ihn losgehen. Und Sigurd Yarl mußte kommen und vermitteln. Sperr nur 's Maul überm Topfhenkel auf, sagte er zum König. Aber der Henkel war fett von dem Dampf aus dem Topfe, und der König legte erst ein leinenes Tuch über den Henkel, ehe er das Maul darüber aufsperrte. Dann aber tat er es. Doch keiner der Parteien war befriedigt, meldet die Sage.

Beim Weihnachtsfest auf Mären den Winter darauf gabs daher auch neuen Zank. Die Bauern waren in großen Mengen dorthin gekommen und verlangten wie früher, der König solle opfern. Aber der König wollte nicht. Als er die Gedächtnisbecher trinken sollte, schlug er ein Kreuz darüber. Was macht er denn da, fragte Kaar von Gryting. Er macht das Zeichen des Torshammers, antwortete Sigurd Yarl, der Schelm. Aber die Bauern waren mißtrauisch, sie verlangten, der König solle den Gedächtnisbecher ohne das Zeichen des Torshammers trinken. Und der König wandte sich lange ab, dann aber gab er nach und trank den Becher, ohne das Kreuz darüber zu machen. Dann kam das Pferdefleisch wieder dran, und der König wurde aufgefordert, es zu essen. Er aber wandte sich ab. Da drohten die Bauern ihm mit Gewalt und Sigurd Yarl bat ihn, doch nachzugeben. Aber der König war ein englischer Christ, er war nicht dazu zu bewegen. Er aß nur ein paar Stückchen Pferdeleber.

Ach, Karné Grcgorowitsch, du hast viele Vorgänger und wirst viele Nachfolger haben. So wird es wohl gehen ...

Wir kehren nach der Station zurück und schicken uns an, zur Ruhe zu gehen. Gutenacht. Aber ich habe als einzige Lektüre nur eine alte Nummer von „Nya

Präſſen", und dieſe Nummer habe ich nun ſo oft geleſen, daß ich mich außer Stande fühle, ihr noch Intereſſe abzugewinnen. Da war zu leſen vom „Krigsrätten i Rennes", von der „Sammansvärjningen mot republiken", von den „Krigsryktena från Transvaal", von den „Oroligheterna i Böhmen", von der „Pest in Oporto", — ich hatte wirklich keine Luſt, mich hinzulegen und noch einmal all' dieſe Sachen zu leſen. Ach, und ich ſollte doch noch manch liebes Mal mit dieſer Lektüre zu Bett gehen und mir Troſt darin ſuchen, ſogar in den „niedrigſten Marktpreiſen". Erſt auf der Rückreiſe, in den Ebenen von Serbien, konnte ich das alte Papier zum Coupéfenſter hinausſegeln laſſen . . .

Ich gehe wieder in die Nacht hinaus und wandere auf der Station umher. Ich komme in den Hinterhof. Ein großer offener Platz mit Häuſern rings herum. In dem milden Licht von Mond und Sternen ſehe ich kaftangekleidete Männer kommen und gehen, mit Pferden, die in den Stall geführt oder zur Abreiſe herausgeholt werden. Hier und da werden Türen zum Hauptgebäude geöffnet, und ein unverſtändliches Wort in den Hof hinausgerufen, dann wird aus einem der Ställe mit einem anderen unverſtändlichen Wort geantwortet. Mitten im Hof liegt ein Kamel und käut wieder; ein Mann neckt es im Vorbeigehen und ſtichelt mit einem Stock nach ihm, da ſchreit es und erhebt den Kopf in Mannesḧöhe, ſo wie es daliegt. In den Ställen höre ich die Pferde ſchnauben und Mais kauen.

Ich fühle mich ſo ſeltſam wohl in dieſer Sternennacht unter dieſen Menſchen und Tieren. Mir iſt, als hätte ich auch hier in der Ferne eine gute Stätte gefunden. Ab und zu halte ich einen der Männer an und biete ihm eine Zigarette an, bloß um mich gut Freund mit ihm zu machen und nicht von meinem Plätzchen verwieſen zu werden, und wenn ich ihm Feuer gebe, leuchte ich ihm mit dem Streichholz ins Geſicht und gucke mir ihn an. Es ſind lauter ſchöne, magere Geſtalten, braun und arabiſch und einander ziemlich ähnlich. Dabei ſind ſie wie Stahlfedern, und es iſt eine Luſt, ihren Gang und ihre Haltung zu beobachten.

Alles wäre nun gut und ſchön, wenn nur nicht Karné ſein Pferd verloren hätte, die hundert Rubel.

Während ich ſo von Stall zu Stall wandere und ſehe und höre, taucht auch mein Karné wieder auf. Hundert Rubel! ſagt er und ſchüttelt betrübt den Kopf. Nun hör aber auf, Karnej, denke ich. Aber Karné hört nicht auf, er geht mir nach. Dann nennt er wieder ſechs Uhr als Abfahrtszeit morgen. Ich ſinne darüber nach, warum in aller Welt Karné mich mit dieſer ſpäten Stunde ärgern will, und komme zu dem Reſultat, daß er Geld aus mir herauspreſſen will, mich zwingen, ihn zu beſtechen, damit wir um fünf Uhr fahren. Da wir keine echten Miſſionare ſind, ſind wir vielleicht vermögende Leute, für die hundert Rubel keine Rolle ſpielen. Gar nicht unmöglich, daß ſeine Schlußfolgerung ſo iſt, denke ich.

Ich packe Karné ganz hübſch energiſch am Arm, ziehe ihn mit zu einem Mann, der mit einer Stallaterne in der Hand daſteht, und zeige ihm die Fünf auf meiner Uhr. Dann ſage ich mit lauter Stimme: Pjätj Tſchaßaa, fünf Uhr, obs nun richtig oder falſch war. Gleichzeitig lege ich meinen Zeigefinger an Karnés Stirn.

Und Karné nickt schlaff und hat mich verstanden. Aber er scheint sich absolut nicht bei meiner Entscheidung beruhigen zu wollen. Ich muß, um ihn los zu werden, schließlich selbst vom Hofe weggehen.

Natürlich wird Karné morgen trotz meines Kontraktes und meines bestimmten Auftretens doch erst um sechs Uhr kommen. Darauf müssen wir gefaßt sein. Dann kommts also darauf an, ob wir mit drei Pferden Ananur erreichen können.

Na, nun muß ich wohl endlich mal hinein und zu Bett gehen.

In meiner großen Massenstube liegt schon einer und schläft. An der andern Wand steht ein Offizier in Uniform und macht sich ein Bett zurecht; er hat selbst Laken und weiße Kissenbezüge bei sich. Er sieht hochmütig aus, und ich mag ihn nicht anreden. An der Tür liegt ein Soldat auf dem nackten Fußboden. Er schläft noch nicht. Vermutlich ist es der Bursche des Offiziers.

Ich gehe wieder hinaus und schlendre den Weg hinauf, wo das Pferd lag. In einiger Entfernung höre ich lustige Stimmen von mehreren Menschen und gehe dem Klange nach. Da sehe ich unter einem Felsen ein Feuer und gehe darauf zu.

Ich finde sieben Männer, die rings um das Feuer versammelt sind. Es sieht großartig aus. Sie haben das Pferdefleisch gekocht und verschlingen es nun, Hände und Gesichter sind fettglänzend, und alle kauen und schmatzen. Als ich näher trete, bieten sie auch mir etwas zum kosten an, ein Mann hält mir mit den Fingern ein Fleischstück unter die Nase und sagt etwas und lacht, und die andern lachen auch und nicken mir aufmunternd zu. Ich nehme das Fleisch an, schüttle aber den Kopf und sage: U menja lichoradka, ich habe Fieber. Das habe ich in meinem russischen „Dolmetscher" gefunden. Aber sie verstehen nicht ordentlich russisch und beraten untereinander, was ich wohl gesagt haben mag, und als sie es heraus haben, schwatzen sie alle lebhaft durcheinander. Soweit ich verstehen kann, erklären sie mir, daß Pferdefleisch das beste Mittel der Welt gegen Fieber sei, und mehrere reichen mir Fleischstücke. Da fange ich zu essen an und es schmeckt gut. Ssoll? frage ich. Einer der Männer versteht mich und reicht mir Salz auf einem Läppchen, aber es ist nicht rein, und ich muß die Augen zumachen, als ich davon nehme. Die Männer selbst essen ohne Salz, sie schlingen hastig und unmäßig, und ihre Augen sind dabei geradezu verrückt. Ich denke bei mir selbst: die Kerle sind ja wie betrunken, das Pferdefleisch kann sie doch unmöglich so berauschen. Ich setze mich zu ihnen, um sie zu beobachten, und bald habe ichs heraus.

Sie trinken von dem Sud. Dazu brauchen sie eine Schöpfkelle, die Reihe um geht; die Schöpfkelle trieft von Fett den ganzen Stil hinauf. Wenn sie von dem Sud getrunken und sich erquickt haben, fressen sie wieder Fleisch, und das geht so fort. Meine Mahlzeit, die mir übrigens wohl getan und mein Fieber gemildert hat, ist jetzt beendet, und ich sage danke, nein, als sie mir wiederholt mehr anbieten.

Sie benehmen sich immer wunderlicher und behandeln das Fleisch mit ganz unnötigen Faxen. Sie legen die Fleischstücke an die Backen und ziehen sie in den Mund hinein, als ob sie sie im voraus heftig liebkosen wollten, dabei machen sie

die Augen zu und lachen. Andere drücken das Fleisch unter die Nase und halten es da, um den starken Geruch zu genießen. Sie sind alle miteinander bis unter die Augen blank von Fett und fühlen sich äußerst wohl und lecker, trotzdem ein Fremder ihnen zusieht. Dickgegessen wälzen sie sich auf der Erde, stoßen Laute aus und kümmern sich um niemand als um sich selbst . . .

Da sehe ich Karné kommen, und nun stehe ich auf, sage gute Nacht und gehe. Der gute Karné fängt an, mir recht beschwerlich zu werden.

Ich gehe wieder den Weg hinunter, aber als ich an die Station komme, habe ich noch immer keine Lust, zu Bett zu gehen, so wohl und fieberfrei fühlte ich mich. Ich mache einen kleinen Bummel an den Häusern vorbei und biege in die Berge hinein. Am Fuße des Berges sehe ich ein paar Pferde und ein paar Karren stehen. Die Sterne liegen in Wehen über den Himmel dahin, der Terek rauscht leise zu mir herauf, und ringsum stehen die Berge, finster und schweigend. Ihre gewaltige Majestät wirkt auf mich, ich lege den Kopf hintenüber und sehe die Gipfel gegen den Himmel. Und auch die Sterne schaue ich an, einige erkenne ich wieder, aber, sie sind auf einen falschen Platz gerutscht, der große Bär steht gerade über meinem Kopf.

Nun ist es daheim in Norwegen wohl Abend, denke ich, und die Sonne taucht vielerorten ins Meer hinein. Dort ist die Sonne rot, wenn sie untergeht, ja daheim in Nordland ist sie manchmal noch röter als anderwärts. Na, laß gut sein . . .

Nirgends habe ich so hellen Sternenschein gesehen, wie hier in den kaukasischen Bergen, und der Mond, trotzdem er nur etwas über das erste Viertel hinaus ist, leuchtet wie der Vollmond. Das ist etwas neues für mich, dieses starke Leuchten von einem Nachthimmel ohne Sonne, es beschäftigt mich und verhindert, daß ich Heimweh bekomme. Ich setze mich auf die Erde und sehe zum Himmel hinauf, und da ich zu denen gehöre, die, im Unterschied zu vielen anderen, noch nicht mit Gott ins Reine gekommen sind, sitze ich eine Weile in Gedanken an Gott und seine Schöpfung versunken. Eine unergründliche und verhexte Welt, in die ich da geraten bin; diese alte Verbannungsstätte ist doch das wunderbarste Land, das ich je gesehen. Ich gebe mich mehr und mehr meinen Träumereien hin und denke nicht mehr an Schlaf. Die Berge kommen mir so unglaubhaft vor; sie sehen aus, als ob sie von irgendwo anders herkämen und nun gerade dicht vor mir Halt gemacht hätten. Wie alle Leute, die viel allein gewesen sind, pflege ich zuviel mit mir selber zu reden; ich krieche in mich zusammen und erschauere vor Wonne und spreche laut. Hier möchte ich mich zum Schlafen niederlegen. Und ich lege mich hintenüber und strample und freue mich an allen Gliedern, weil alles so schön ist. Aber die Kälte ist jetzt gar nicht so ohne, bald friert die Körperseite, die nach oben gekehrt ist, und ich stehe auf und gehe zu den Pferden hinauf.

Da stehen die zwei Pferde abgesattelt und ausgespannt, und jedes an seiner Karre festgebunden. Sie haben beide leere Maisbeutel vorm Maul. Ich löse die Beutel ab, lockre auch die Riemen, damit sie ein wenig an dem grünen Gras knabbern können. Dann streichle ich sie und gehe.

Die Pferde hören zu knabbern auf, heben die Köpfe und sehen mir nach. Als ich sie noch einmal streichle, und dann gehen will, wollen sie mit. Da merke ich, daß sie sich einsam fühlen und gern mit Menschen zusammen sein wollen.

Darauf nehme ich nun freilich keine Rücksicht, aber wie ich da so die Wiese entlang gehe, lockt es mich mit einemmal, einen Ritt zu machen und ich kehre wieder um. Ich nehme das Pferd, das am besten aussieht, obwohl auch das mager und wenig elegant ist, löse es und setze mich drauf. Dann reite ich schräg hinauf und in die Berge hinein.

Es ist still um mich, ich höre nur das Stampfen der Hufe. Die Station ist längst meinem Blick entschwunden, Berge und Täler verdecken sie, aber ich weiß die Richtung zurück. Ein Weg ist nicht da, trotzdem aber gehts schnell vorwärts über die harten Knubbel; wenn das Pferd trabt, schneidet mich der scharfe Rücken, da ich keinen Sattel habe; aber es galoppiert auch gern, und dann gehts fein.

Das Gebirge ist hier nicht mehr so nackt, ein wenig Laubgebüsch und hier und da hohe Farrenbüschel. Nachdem ich ein Weilchen da hindurch geritten bin, stoßen wir auf einen Weg, der unsern Weg schneidet. Ich mache Halt, sehe aufwärts und abwärts und weiß nicht recht, welchen Weg ich reiten soll. Wie ich da noch stehe und überlege, sehe ich von der Höhe her einen Mann den Weg hinabkommen. Das Pferd sieht ihn auch und spitzt die Ohren. Ich steige ab und werde ängstlich, ich sehe den Mann an und sehe das Pferd an und lausche, ich höre die Uhr in meiner Tasche ticken.

Als der Mann nahe genug gekommen ist, nicke ich ihm einen guten Tag zu, was soviel heißen soll, wie: ich bin dein Freund. Er antwortet nichts, sondern kommt nur näher. Er hat einen grauen Burnus an und eine ungeheure Pelzmütze auf, wie ich sie früher bei Hirten gesehen habe. Wahrscheinlich ist es also ein Hirt, wozu sein zerlumpter Burnus schon passen könnte; aber er hat einen grünen Gürtel um und Dolch und Pistole an der Seite. Er geht gleichgültig an mir vorbei. Ich sehe ihm nach und als er ein paar Schritte weiter ist, rufe ich ihn an. Ich biete ihm eine Zigarette an. Er dreht sich um und nimmt erstaunt die Zigarrette an, und als er sie angesteckt hat, sagt er ein paar rasche Worte. Ich gebe ihm durch Kopfschütteln zu verstehen, daß ich ihn nicht verstehen kann. Er sagt wieder etwas; aber da ich nicht mit ihm reden kann, geht er bald seines Wegs.

Ich fühle die größte Befriedigung, daß diese Begegnung so gut abgelaufen ist, und werde wieder ruhig. Ich streichle das Pferd, binde es an eine Farrenstaude ein Stückchen vom Wege und lasse es grasen, ich selbst setze mich daneben. Der Hirt hatte natürlich gar nichts Böses im Sinne gehabt, das fehlte auch gerade! Er war wohl obendrein gar bange vor mir. Er dankte mir so herzlich für die Zigarette. Gesetzt nun, daß dieser Mann mich hier in meiner großen Einsamkeit und Verlassenheit hätte ermorden wollen. Ja, was dann? Ich wäre auf ihn zugesprungen und hätte ihm meine Tatzen um die Gurgel gelegt. Und wenn ich ihn

beinahe totgewürgt hätte, hätte ich einen Augenblick innegehalten und ihm Gelegenheit gegeben, seine Sünden zu bereuen; worauf ich ihm dann den Garaus gemacht hätte.

Ich hätte nicht viel dagegen gehabt, daß jemand von zu Hause mich in diesem fürchterlichen Kampf mit einem Wilden gesehen hätte . . .

Mich friert ein bißchen, aber das hindert doch nicht, daß ich mich äußerst wohl fühle. All die Menschen, die da in ihren Betten schlafen und die Nachtstunden zu nichts anderem gebrauchen, als ihre Verderbnis zu pflegen, sind die nicht unausstehlich? Ich selbst habe über ein Menschenalter in europäischen Betten mit Kissen gelegen, ein Glück nur, daß ich es ausgehalten habe. Ich habe eben immer eine Riesennatur gehabt.

Der Ort, auf dem ich liege, ist wie ein Morast von Bergen, hier möchte ich wohl hausen, unter Mond und Sternen, und vielleicht unter äthergeborenen Wesen, die mich besuchen würden. Ich weiß nicht, wo ich Wasser finden sollte, aber ich würde den Ort die Quelle nennen, weil es hier so tief nach oben ist, obwohl ja Quelle nicht gerade Wassermangel bedeutet.

Ich setze mich wieder aufs Pferd und beschließe, den Weg bergab zu verfolgen. Das Pferd ist ausgeruht und will gern wieder traben, aber da ich nahe dran bin, vorn über seinen Hals zu rutschen, halte ich es zurück. Plötzlich bei einer Wegbiegung sehe ich in ein Tal, das bebaut ist. Hier steige ich ab und überlege. Es sind grusische Wohnstätten, die da vor mir liegen, ein paar kleine Hütten, aus der Bergwand herausgehöhlt. Ich weiß nicht recht, was ich tun soll, ich fürchte mich, dahin zu reiten. Man könnte mir da unten mein Pferd wegnehmen.

Ich führe das Pferd schnell zurück, um es zu verstecken und binde es abseits vom Wege fest. Dann gehe ich selbst ein Stückchen hinunter, um zu spähen; ich war der Anführer des Pferdes, ich mußte untersuchen, ob alles sicher war. Zuerst hatte ich vor, das Pferd zu lassen, wo es war, und mich allein ins Tal hinabzubegeben, dann aber dachte ich: passiert etwas, ist es immer gut, sich auf ein Pferd schwingen zu können. Ich saß also auf und ritt hinunter.

Aber als ich mich den Hütten zu nähern begann, machte ich halt und erwog den Fall noch einmal. Vielleicht sollte ich in meinem Vorhaben doch nicht weiter gehen. Nun ist es aber zu spät. Die Hunde haben mich gesehen und stimmen ein Mordsgebell an, kurz darauf sehe ich einen Mann hoch aufgerichtet auf seinem Dach stehen und mich ansehen. Mir blieb also nichts anderes übrig, als zu ihm hinunterzureiten. Aber ich wäre doch lieber auf der Station gewesen.

Schon die Hunde sahen unbehaglich aus, sie waren groß und gelb und eisbärenhaft, beim Bellen legten sie den Kopf hintenüber, wobei sich die Rückenhaare sträubten. Ich hege eine schwache Hoffnung, daß der Mann auf dem Dach dort derselbe Hirte wäre, dem ich vorhin die Zigarette gab und mit dem ich so gut Freund wurde, aber als er vom Dach heruntersteigt, sehe ich gleich, daß es ein anderer ist. Um die Füße hat er, statt Strümpfen und Schuhen, jämmerliche Lappen gewickelt; auch er hat eine mächtige Schaffellmütze auf, ist aber sonst dünn angezogen.

Dobry vetscher! grüße ich von weitem. Er versteht mein russisch nicht und schweigt. Er schweigt bös und heimtückisch. Da erinnere ich mich des mohammedanischen Grußes, den, wie ich gelesen habe, die kaukasischen Stämme brauchen, und ich sage das arabische: Salem aleikum! her. Das wird augenblicklich verstanden, sei es nun, daß ich an ein Sprachgenie geraten war, oder daß arabisch seine Muttersprache war. Er antwortet: Va aleikum sala-am und verbeugt sich. Nun beliebt es ihm, in derselben Tonart weiter zu sprechen, aber ich verstehe natürlich kein Wort und kann nicht unterscheiden, welche von den halbhundert kaukasischen Sprachen er spricht. Um nicht ganz stumm dazustehen, brauche ich ein halbes Dutzend russische Worte, die ich kann; doch die machen keinen Eindruck auf ihn.

Ein paar halbnackte Kinder kommen auch vom Dach herunter und sehen mich an, als ob ich vom Himmel gefallen wäre. Sie wohnen so fern von allen Menschen, die kleinen Geschöpfe, sie haben noch nicht die Kunst des Bettelns gelernt und sind erschrocken und still. Sie sind dunkelhäutig und häßlich, mit runden braunen Augen und breitem Mund.

Ich reiche dem Mann eine Zigarette, um ihn sanft zu stimmen, und da er sie annimmt und auch Feuer dazu annimmt, gewinne ich Mut und Mannestum zurück. Mir kommt die Idee, daß ich auf dieser Reise vielleicht doch etwas für die Wissenschaft ausrichten könnte, ich könnte ja die Wohnstätte dieses tatarischen Hirten erforschen. Ich fange an, das Gebäude von außen zu untersuchen und da russisch mir nichts hilft, schlage ich ebenso gut gleich ins norwegische über, was ich besser kann, und bitte den Mann, sein Haus besehen zu dürfen. Er scheint mir das nicht zu verweigern, er wendet sich nur ein wenig zur Seite und nimmt eine einsame Handlung vor. Um den Ton zwischen uns nicht noch mehr herabzustimmen, verbeuge ich mich jedesmal da, wo ich mich verbeugen soll, und führe andauernd eine höfliche Sprache, ganz als ob er mich verstände; ab und zu lächle ich auch mal, wenn er etwas gesagt hat, was meiner Vermutung nach ein Späßchen ist. Ich überlasse den Kindern das Pferd und stecke ihnen dafür ein paar Kupfermünzen zu.

Das Haus ist in den Berg hineingegraben, aber vorn, zu beiden Seiten des Türlochs, ist es von Stein aufgemauert und mit Kalk gedichtet. Das Dach ragt weit über und ruht vorn auf steinernen Pfosten; diese Pfosten sind sogar ein wenig behauen. Im Türloch ist keine Tür.

Fertig damit.

Als ich aufstehe, um das Dach zu untersuchen, merke ich, daß dort oben zwei menschliche Wesen liegen und mich angucken, sie ziehen sich scheu zurück und verhüllen ihre Gesichter mit Tüchern. Der Harem, denke ich, der Harem des Schafhirten! Zu toll mit diesen Orientalen, daß sie das nicht bleiben lassen können! Ich hätte gern das Dach und seine Bewohner erforscht, aber der Mann scheint mich nicht dazu auffordern zu wollen, sondern tut im Gegenteil, als ob mein Besuch nun erledigt sei. Ich nehme mein Tagebuch heraus und notiere, was ich gesehen habe, um ihm zu zeigen, daß ich nur wissenschaftliche Absichten habe, und da es

meine Pflicht ist, seine Wohnung auch von innen zu besehen, stelle ich mich ins Türloch und locke den Mann mit einer neuen Zigarette, mir zu folgen. Er nimmt die Zigarette an und läßt mich hineinsteigen.

Drinnen ist es dunkel, aber der Mann steckt eine Lampe an. Daß es eine dumme europäische Petroleumlampe ist, was er da anzündet, verletzt mich, aber da fällt mir ein, daß das „ewige Feuer" der Alten ja gerade Petroleum war, und wenn man irgendwo in der Welt Petroleum brennen müßte, so wäre es natürlich hier in Kaukasien. Die Feuerstätte ist nicht mitten im Zimmer, sondern ein gutes Stück nach der Seite gerückt, sie ist aus großen Steinen aufgemauert. Hier und da liegen Tassen und Töpfe von Holz und Ton und Eisen auf der Erde umher, so viel ich sehen kann, habe ich's hier weder mit Rokoko noch mit Ludwig XVI. zu tun, ich vermisse einen strengen Stil, und mit einemmale steigt das Feuerwehrgebäude daheim in Christiania in all seiner vielumstrittenen Herrlichkeit vor meinen Augen auf. An den Wänden hängen Teppiche. Aha, der Einfluß des Harems, denke ich, die zarte weibliche Hand. Ich nehme die Lampe und leuchte auf die Teppiche: entzückende kaukasische Teppiche, alte und neue, aus hart gesponnener Wolle mit mehrfarbigen Figuren darin. Das Muster ist persisch.

Fertig damit.

Ich möchte mich gern ein bißchen setzen, aber es ist kein Stuhl da; ein paar Haufen trockner Farrenstengel liegen auf der Erde, und ich setze mich auf den einen, so daß es knackt. Plötzlich sehe ich, daß sich in einer Ecke etwas bewegt und höre eine menschliche Stimme. Ich nehme wieder die Lampe und leuchte in die Ecke: da liegt ein altes verschrumpeltes Weib, sie tastet vor sich hin, sie ist blind. Der Hirt, der bisher nicht die geringste Spur von Sentimentalität gezeigt hat, wird nun plötzlich zärtlich und aufopfernd, er beeilt sich, die Alte zu beruhigen und deckt sie sorgfältig wieder zu. Das ist seine Mutter, denke ich. Und es fällt mir ein, daß ich gelesen habe, die Kaukasier kümmerten sich nicht im geringsten um die Wünsche ihrer Frauen, richteten sich dagegen gehorsam nach ihren Müttern. Das ist so üblich. Die Alte läßt sich nicht beruhigen, sie will Bescheid wissen, was um sie her vorgeht, und der Sohn setzt es ihr wieder und wieder auseinander. Sie ist alt und spitznäsig und eingefallen um den Mund, ihre Augen sind nur Schaum, nur weiße Häute, und kennen niemanden. Wenn man Pferde und Kühe zu nah an die Wand bindet, dann werden sie kurzsichtig, — die kaukasische Frau hat ein ähnliches Los, kommt mir in den Sinn: sie wird zu nah an die Wand gebunden. Und darum wird sie blind.

Die Alte scheint eine Ordre, einen Befehl zu geben, dem der Sohn nachkommt, indem er auf dem Herd ein Feuer mit Farrenstöcken anmacht. Dann macht er sich daran, in einer eisernen Pfanne Hammelrippchen zu braten, er wirft nach alter heidnischer Sitte auch ein Stückchen Fleisch ins Feuer, um auch das Feuer zu bedenken. Das Fleisch ist gut und fett, es brät sich in seiner eigenen Butter, freilich verbreitet es einen etwas ranzigen Geruch, doch als der Mann mir etwas von dem Fleisch anbietet, nehme ich es an und esse. Es schmeckt fremdartig, aber als ich

noch mehr bekomme, esse ich auch das. Diese Gastfreiheit habe ich gewiß der Alten dort in der Ecke zu verdanken, und auf meine ausdrücklichen Mienen und Zeichen wird auch ihr etwas von dem Fleisch angeboten.

Nach der guten Mahlzeit muß ich wieder an meine Untersuchungen denken, und ich sehne mich danach, mit dem Dach anfangen zu dürfen. Da oben lagen gewiß die beiden Frauen vor Frost erstarrt, während wir andern es uns gut schmecken ließen, und es verletzte mich, daß der Mann Herz für seine Mutter zeigte und seine Frauen so ganz vergaß. Ich wollte ihnen Genugtuung verschaffen und ihnen Kupfergeld schenken, soviel sie wollten, wenn ich nur an sie herankommen könnte. Ich stellte mir vor, daß die eine die Lieblingsfrau des Hirten und auch in Wahrheit ein bezauberndes Menschenkind sei. So ein Mann wie der Hirt verdiente sie gar nicht, und das wollte ich ihm zu verstehen geben. Wenn ich mir Mühe gab, konnte ich ihn vielleicht ausstechen. Neben der rein persönlichen Befriedigung, die ich davon haben würde, könnte es auch nichts schaden, wenn ich ein kleines galantes Abenteuer für mein Tagebuch bekäme.

Übrigens würde das auch für die Lieblingsfrau selbst von lebenslänglicher Bedeutung werden. Es würde sie wecken. Es könnte den Anstoß zu einer förmlichen kleinen Frauenbewegung in Kaukasien geben. Ich wollte nicht zu heftig vorgehen, um sie nicht einzuschüchtern, denn ein Weib ist nun einmal Weib; ich dachte mir, daß es für den Anfang das beste wäre, ihr zu schreiben. Ein Mann, der so komische Häkchen auf dem Papier machen kann, würde ihr gewiß Estime abgewinnen. Obendrein noch der Inhalt meines Schreibens, und eben darin würde meine Überlegenheit mächtig siegen. Hätte sie ein Autographenbuch, würde ich da hinein schreiben, dann könnte sie, so oft sie Lust hätte, darin nachschlagen. Ich würde eine Anspielung machen auf das traurige Leben, das sie führt; gleichzeitig aber würde ich sie trösten mit — ihren Kindern. Das war's, worin meine Überlegenheit so mächtig siegen sollte. Ich würde folgendes schreiben:

Die Liebe ist des Lebens Sehnen, Kind,
Kommt erst mit Segen, dann mit Tränen, Kind,
Doch sprießet aus den Tränen neuer Segen,
— Schenkst du Gehör nur meinen Plänen, Kind.

Das war's etwa, was ich schreiben würde. Recht gut ineinander verschlungen ein Ghasel. Mit den beiden ersten Zeilen würde sie wohl vollständig einverstanden sein, aber die dritte würde sie nicht verstehen. Kinder ein Segen? Für eine junge Frau? Und dann wird sie seufzen, bis ihr Leibchen zerspringt über den armseligen Trost, den ich ihr spende. Aber diesen Trost habe ich nur aus Schlauheit hinzugefügt. Sie soll die Trostlosigkeit ihres Daseins an der Seite dieses Schafhüters voll begreifen. Und ganz richtig, ihr geht ein Licht auf.

Das ist heute abend.

Morgen abend treffen wir uns auf Verabredung drüben am Ufer des Terek, wo es gewiß hübsche Plätzchen gibt. Mond und Sterne leuchten zart, und das macht uns stimmungsvoll.

Die zwei ersten Zeilen hast du von Allah selbst gelernt, sagt sie, so wahr sind sie.

Und die dritte? frage ich, um sie zu prüfen.

Die dritte ist nichts für ein junges Weib, antwortet sie.

Und das habe ich im voraus gewußt, daß es so kommen würde. Alles verläuft programmgemäß.

Nun habe ich also deinen Mann ausgestochen, nicht wahr? sage ich und will davon profitieren.

Aber damit ist sie nicht einverstanden, und auch damit nicht, daß ich von irgend etwas profitieren will. Ich bin nicht ganz nach ihrem Geschmack, ich habe keinen Gürtel um den Leib und keine glänzenden Waffen im Gürtel, auch sind meine Augen nicht dunkel und herrlich.

Da fange ich an, den Schafhirten herunter zu machen und mich über seine Mütze zu moquieren. Glaubst du, ich habe jemals irgendwo in der Welt auf allen meinen Reisen ein so unglaubliches Monstrum gesehen, frage ich. Nie! So viel von der Mütze. Aber was ist das eigentlich für eine Sorte von Stiefeln, die er an hat? Lumpen, meine Gnädigste, Lumpen! Wohingegen ich ihr zeigen könnte, was zivilisierte Menschen an äußeren und inneren Kleidungsstücken gebrauchen, wenn nicht mein Zartgefühl mir geböte, zugeknöpft zu sein.

Ich zeige ihr aber trotzdem meine Westenschnalle, die sie für einen Hutschmuck hält. Während wir uns mit der Schnalle beschäftigen, drücke ich mein Taschenbuch mit dem Arm fest an mich, um das Naturkind nicht in Versuchung zu führen. Über meine Perlmutterknöpfe weiß sie sich vor Verwunderung gar nicht zu lassen. Und Zeugknöpfe hat sie auch noch nie gesehen. Aber als sie nun gar den Beschlag an meinen Hosenträgern entdeckt, erklärt sie sich für überwunden und behauptet mit einer kleinen Übertreibung, das sei doch noch viel sinnreicher als der Gürtel ihres Mannes. Ich verspreche ihr ein paar Hosenträger. Plötzlich sagt das Teufelsweibchen: die dritte Zeile ist doch was für eine junge Frau! Jetzt verstehe ich sie!

Da muß ich nicken vor Befriedigung, daß mein ganzer Plan sich als so strahlend richtig erwiesen hat. Und ich nehme auf der Stelle meine Hosenträger ab und schenke sie ihr.

Kurz, sie wird geweckt.

Am Morgen verspricht sie, eine Frauenbewegung in Kaukasien zu beginnen. Und die letzte Zeile habe ich nur des Reimes wegen hinzugefügt, sage ich dann zuletzt, es klingt so besser, wenn du es vielleicht singen willst.

Ich denke mir, daß mein Vers in diesen Gegenden zum Nationallied werden könnte ...

Das war mein Plan. Wie aber würde sich der Hirt dazu stellen? In Kaukasien herrscht noch die Blutrache, der alte Schamyl hat sie zwar in Daghestan und Tschetnaen abgeschafft, aber sonst ist sie noch nicht überwunden. Tückisch genug sah er mir auch aus, der Hirt, und mir scheint es bereits in diesem Stadium das vorsichtigste, ihm eine neue Zigarette anzubieten. Bitte sehr! sage ich und verbeuge mich. Er nimmt die Zigarette und steckt sie an. Diese Ruhe macht mich mißtrauisch;

wenn Tiberius höflich war, war er am gefährlichsten. Du bist vielleicht einer von denen, die auf der Lauer liegen, denke ich, tust, als wäre gar nichts los, paßt aber nur einen günstigen Moment ab, akkurat so siehst du aus!

Es war doch immerhin das klügste, sich in der Nähe des Pferdes zu halten."

Ich grüße und steige aus der Höhle hinaus aufs freie Feld. Der Hirt mir nach Da wurde ich ängstlich und warf nicht mal so viel wie einen Blick auf das Dach hinauf, ich sah nur mit halbgeschlossenen Augen, daß die Lieblingsfrau dort oben auf den Ellenbogen lag und mich flehend ansah. Als ich mich dem Pferde näherte, um es zu besteigen, rief der Hirt mich zurück und zeigte nach der Nachbarhöhle, wo er mich hinein haben wollte. Eine Falle, denke ich, muß aber ganz gleichgültig tun, um seine Ruchlosigkeit und seinen Blutdurst im Zaume zu halten. Er gab nicht nach, sondern trottete auf das Haus zu und winkte mir. Ich war also gezwungen, nachzugeben.

Das Haus sieht genau wie das vorige aus. Hier läßt der Hirt mich ohne Einwendung das Dach erforschen. Es ist flach und besteht aus Steinfliesen, die auf hölzernen Sparren ruhen; dicht war es keineswegs. Das Türloch hier ist bedeutend dunkler als das andere Türloch; es führt gewiß tief in den Berg hinein, so tief, daß nicht ein Seufzer und nicht ein Schrei von dort an die Außenwelt dringen könnte. Und in dieses Türloch geht der Mörder hinein und winkt mir nachzukommen.

Nun fange ich zu überlegen an. Das ist vielleicht ein wissenschaftliches Türloch allerersten Ranges, und eine innere Stimme gebietet mir, meine Pflicht zu tun und es zu untersuchen. Aber ich mache doch geltend, daß mein gewisser Tod der Wissenschaft von wenig Nutzen sein würde. Pflicht — was ist das? Diensteifer. Jawohl, aber Diensteifer hat auch ein Hund: er mag so müde sein wie er will, apportieren tut er doch. Und ein Mensch sollte doch wohl etwas höher stehen als ein Tier.

Ich erwog das Für und Wider, und sogar diesen Zustand von Unentschlossenheit mußte ich mir unter so schwierigen Verhältnissen verzeihen. Übrigens hat mich die häßliche, viereckige Bestimmtheit oft abgestoßen; ein bißchen Schwäche, ein bißchen Wankelmut, die nichts anderes als Zartgefühl sind, würden den Menschen das Zusammenleben wahrlich angenehmer machen.

Da lacht der Hirt und dringt noch mehr in mich, mit hinein zu kommen, und die Lieblingsfrau da drüben auf dem Dache scheint auf den Ellenbogen zu liegen und mich zu verhöhnen. So, so, sie steckt also mit dem Schurken unter einer Decke! Das entschied. Der wollte ich's schon zeigen! Ich biß die Zähne zusammen und trat in die Höhle hinein. Mein wissenschaftliches Interesse hatte gesiegt.

Drinnen ist es dunkel, aber der Hirt zündet auch hier eine Art Lampe an, sie ist von Eisen und hat einen Wollfaden als Docht, das Licht ist spärlich, aber immerhin gut genug für einen Dolchstich.

Ich stehe auf dem Sprunge, mich auf den Mann zu werfen, um ihm zuvor zu kommen, da deckt der Hirt ein Farrennest an der Erde auf, in dem zwei kleine

Tiere sind. Es sind zwei junge Bären. Ich starre die Tiere und den Mann an, und mein Mut erwacht wieder. Er sagt etwas, wovon ich das Wort Rublj verstehe, er nimmt das eine der beiden Bärenjungen in die Hände, hält es vor mich hin und will es mir verkaufen.

Nun bin ich mit einemmale obenauf. Der arme verkrüppelte Tatar hat nur friedliche Handelsabsichten mit mir. Ich werde übermütig, ich rümpfe ein wenig die Nase, weil es eigentlich ein Stall ist, in den er mich eingeladen hat; dort stehen ja sogar ein paar feiste Ziegen an der Wand. Der Mann fängt die Ziegen zu melken an und gibt den Bären die Milch.

Wie viele Rublj frage ich und recke fünf Finger in die Luft.

Der Mann schüttelt den Kopf.

Ich recke zehn Finger in die Luft, aber er schüttelt auch dazu den Kopf. Aus Neugier über kaukasische Bärenpreise hätte ich gern die Forderung des Mannes wissen mögen, und ich bedauerte, daß ich nicht mehr arabisch als Salem aleikum konnte. Der Mann zieht seinen Dolch aus der Scheide und ritzt Striche auf die Erde. Er hört nicht auf, ehe er zwanzig Striche geritzt hat. Daraus kann kein Handel werden. Er streicht fünf Striche wieder aus. Da platze ich heraus: fünfzehn Striche für ein Bärenfücken, nimmermehr!

Worauf ich aus dem Stall schritt.

Meine Mission war vollendet. Ich konnte die Mitteilung nach Hause senden, daß ich reiche, wissenschaftliche Resultate mitbrächte, sowie daß ich mindestens vier Jahre gebrauchen würde, um sie zu verarbeiten. Mit einer Ruhe und einer Sicherheit, wie ich sie auf dieser ganzen Expedition noch nicht gefühlt hatte, ging ich auf mein Pferd zu, streichelte es und war ganz sein Herr. Da streckte der jämmerliche Krummbuckel von Hirt die Hand aus. Ich duldete ihn und gab ihm eine letzte Zigarette. Er streckte die Hand abermals aus, und ich nickte ihm zu und war ihm fortgesetzt huldreich gesinnt und streute ihm ein paar Kupfermünzen in die Hand. Dann schwang ich mich auf mein Roß.

Vom Pferderücken aus warf ich den Weibern auf dem Dache einen seltsam stärkenden Blick zu; sie sollten nur erwachen hier in Kaukasien, erwachen und meinen Vers singen und aus ihrer traurigen Lage herauskommen.

Dann ritt ich . . .

Ich ritt geradeswegs den Berg hinunter, um zuletzt den Hauptweg zu finden, der nach der Station führte. Es ging schon stark auf Morgen zu, aber es wurde noch dunkler, da es gerade die Übergangszeit war, wenn die Sterne verschwinden und der Tag noch nicht angebrochen ist. Ich komme auf die Chaussee und reite darauf vorwärts, hastig vorwärts, um die Station zu erreichen, ehe es Tag würde. Es fuhr mir plötzlich durch den Sinn, daß in diesem Lande Pferdediebstahl die chrloseste Tat ist, und mir wurde auf einmal ängstlich zu Mute: wie würde es mir jetzt ergehen?

Aber es erging mir gut. Ich paßte auf, das Pferd mit Maßen zu reiten, so daß es nicht naß wurde; diese merkwürdigen kaukasischen Pferde sind übrigens von

Eisen, nicht tot zu kriegen, nichts kann ihnen etwas anhaben — mit Ausnahme von zu kaltem Wasser.

Es fing an zu tagen. Als die Station in Sicht war, stieg ich ab und führte das Pferd direkt hinauf nach der Karre, anstatt den Weg weiter zu verfolgen. Und das war meine Rettung. Ich wäre nämlich sonst zwei burnusgekleideten Männern begegnet, die plaudernd den Weg herabkamen. Sie guckten zu mir herauf, als ich das Pferd in der alten Weise an der Karre festband, aber sie dachten wohl, der Fremde stehe nur da oben und streichle das Tier! Was ich auch tat.

Ich gehe nach der Station hinab. Hier und dort an den Häusern gehen hohe Gestalten umher, rufen irgend ein Wort oder einen Namen und bekommen Antwort von näher oder ferner her. An einer Steinmauer, weit fort von allen Häusern finde ich einen Mann, der da sitzt und auf einem Instrument spielt. Unbegreifliche Menschen, diese Kaukasier, daß sie sich nie schlafen legen! Der Mann ist allein, er sitzt auf der Wiese, den Rücken gegen die Mauer gelehnt, und spielt, so gut er eben kann. Und dabei ist es doch noch dunkel, erst halb fünf, und obendrein recht kalt. Der Mann ist vielleicht verrückt, denke ich. Aber es ist Sinn in seiner Musik, obwohl sie arm und eintönig ist. Es ist eine Art Schalmeigeflöte, was er ausstößt.

Ich finde, es dauert recht lange, ehe Karné kommt. Und ich gehe in den Hof und rufe auf gut Glück seinen Namen. Und wirklich, Karné antwortet, er war nicht weit. Totschaß, gleich! antwortet er und kommt. Ich zeige ihm die Fünf auf meiner Uhr und sehe ihn an. Und Karné nickt und erklärt, daß er sich fertig mache.

Aber Karné kommt nicht einmal um sechs. Mein Reisekamerad und ich frühstücken und machen uns in aller Gemütsruhe fertig, aber wer nicht kommt, ist mein Karné. Da fühlte ich einen kleinen Groll gegen Karné in mir erwachen.

Erst um halb sieben hielt er vor der Tür.

Es ist ein kühler Morgen, Reif auf den Feldern, und es staubt nicht so auf dem Wege wie gestern. Karné ist auch nicht so wie gestern, er sitzt stumm auf dem Bock und summt nicht. Die drei Pferde traben gemächlich vorwärts, als aber die Steigung wieder stärker wird, gehen sie stundenlang im Schritt.

Das Terektal ist zu Ende! Der Fluß biegt vom Wege ab und in die Berge hinein. Hier ist keine Vegetation mehr. Als der Weg einen nackten Bergkegel hinaufgeht, wo wir ihn im Zickzack bis zum Gipfel hinauf verfolgen können, steigen wir ab und schlagen den Richtweg ein, während der Wagen sich uns nachschlängelt, bis er uns erreicht hat. Hier oben bekommen wir wieder einen flüchtigen Blick auf den Eisgletscher Kasbek, der gegen den Himmel im Morgensonnenschein liegt.

Wir fahren wieder an der Bergwand entlang. Hier und da ist der Weg der Schnee- und Erdlawinen wegen überdacht. Es ist, als ob wir durch Tunnels mit eisernen Decken führen. An vielen Orten ist der Weg abgerutscht und in Reparatur, Aufseher und Ingenieure kommandieren über Scharen von Arbeitern. Sonst sehen wir auch hier wieder viele Hirten mit gewaltigen Herden von Schafen.

Bei einem nackten Bergkegel hält Karné an und führt uns zu einem Kreuz an einer Quelle. Er nimmt Wasser in die Hand und zeigt es uns; das Wasser kocht. Wir trinken, wie er, aus der Quelle. Das Wasser ist eiskalt, aber es brodelt mit hüpfenden Schaumperlen, unsere Hände werden weiß darin, es schmeckt wie Selters.

Wir kommen höher und höher hinauf; es hat gereift, und wir müssen uns der Kälte wegen wieder in unsere Decken hüllen. Wir kommen nun zum höchsten Punkt unserer Reise, mein Höhenmesser zeigt fast 3000 Meter. Eine steinerne Säule mit Inschrift gibt die Höhe in Fuß an. Hier spannt Karné eines der Pferde aus und bindet es hinten an den Wagen. Denn von jetzt an gilt es für die Pferde nicht mehr zu ziehen, sondern nur sich schwer zu machen und zurück zu halten.

Und sofort geht es wieder abwärts. Hier oben ist keine Ebene. Der Weg ist über die Bergschneide als einzig fahrbare Stelle gelegt. Die hohen Berge ringsum sind grün und kahl, auch hier stehen kleine Heuhaufen bis oben hinauf.

Die Pferde traben sacht abwärts. Zuweilen gleiten sie einen oder zwei Schritte vorwärts, aber sie fallen nicht. Aus russischen Romanen erhält man den Eindruck, daß in Rußland mit unerhörter Geschwindigkeit gefahren wird. Auch auf Bildern von russischen Kurieren sieht man die Pferde gern in einer fabelhaften Jagd und die Peitsche des Kutschers bis in die Wolken erhoben. Wir hatten uns also gedacht, daß wir wohl kaum vermeiden könnten, mit Vieren vor über den Kaukasus zu rasen und auf der andern Seite einigermaßen verrückt wieder herunterzukommen. Aber wir waren überrascht, zu sehen, wie vernünftig die Leute fahren. Entweder ist Karné Gregorowitsch besonders vorsichtig mit seinen Pferden, was gewiß der Fall ist, oder die russischen Dichter und Maler haben übertrieben, was gewiß auch der Fall ist. Unter allen Fahrenden, die wir auf unserer Eisenbahnfahrt durch Rußland sahen, war auch nicht einer, der auffallend schnell fuhr. Will man dagegen eine fliegende Wagenfahrt haben, weiß ich kein besseres Land als Finnland. In finnischen Städten habe ich das tollste in dieser Beziehung erlebt. Die kleinen finnischen Pferde, die unseren Fjordpferden ähnlich sind, eilen wie der Wind durch die Straßen, und um die Straßenecken herum habe ich mehr als einmal auf einem Rade geschwebt. Der Finne füttert gut, aber fährt hart; wenn ich bisweilen für ein Pferd bat, wurde ich lächelnd Hästgråtare — Pferdebeheuler — genannt. Ich habe nur ein einziges Mal in meinem Leben einen Mann der Polizei gemeldet, und dieser Mann war ein finnischer Droschenkutscher ...

Das Fieber, die durchwachte Nacht und die Kälte hier oben machen mich dösig, ich mache ab und zu einen kleinen Nick und fühle mich ungemein wohl. In langen Zwischenräumen begegnen wir Karren, mit zwei oder vier Büffeln bespannt; wir fahren behutsam an ihnen vorüber, der regelmäßige Rhythmus wird unterbrochen, und ich wache auf. Ab und zu passieren wir hier oben auf der Höhe ein Feuersteinhaus oder eine Hirtenwohnung, wo Frauen in hübschen blauen und roten Sarafans auf dem Dach sitzen und Garn zu Teppichen oder Kleidern sortieren. Wenn wir vorüberkommen, sehen sie uns ein wenig an und stecken die

Köpfe zusammen, aber wenn wir uns eine Weile nachher umsehen, sind sie wieder mit ihrer Arbeit beschäftigt. Halbnackte Kinder laufen uns lange Strecken nach und können nur vermittels einer Kupfermünze zurückgetrieben werden.

Der Weg wird nun wilder als je zuvor, und die eisernen Dächer mehren sich; im Frühling, zur Zeit der Schneeschmelze, rasen gewiß ganz nette Lawinchen über diese Dächer hinweg. Zur linken sehen wir nichts anderes als das bißchen Mauer und draußen den Abgrund. Ich habe nie in meinem Leben solche Abgründe gesehen, ich muß ab und zu mal aussteigen und zu Fuß gehen und halte mich dann dicht an der Seite des Berges. Aber die Tiefe zieht und zieht. Ich sehe dann und wann hinunter und entdecke durch den Opergucker drunten in der Tiefe winzige Ackerflächen. Wenn ich im Wagen sitze, halte ich mich gut fest.

Die Sonne brennt auf uns hernieder, der Stearinfleck auf meiner Jacke ist wie weggeblasen, wir nehmen unsere Decken ab. Abwärts geht es, immer abwärts, die Abgründe werden noch furchtbarer, wir winden uns im Zickzack durch die Bergklüfte. Der Weg ist oft abgerutscht, und burnusbekleidete Männer reparieren ihn. Karné ist nicht besonders aufmerksam, er läßt die Pferde ein wenig öfter als nötig straucheln, weil er selbst auf seinem hohen Sitze sich damit vergnügt, in die Tiefe hinunterzuglotzen. So passieren wir die Station Gudaur.

Hier sind viele ordentlich gemauerte Steinhäuser, eins ist sogar zweistöckig. Die Umgebung ist kahl und rauh, aber es sieht reinlich und gedeihlich aus; in den Türen stehen Menschen und sehen uns vorüberfahren. Ich habe eine Sonntagsempfindung, trotzdem heute erst Freitag ist; die Menschen, die da in den Türen stehen, sehen so frei und zufrieden aus. Vielleicht haben sie auch nach mohammedanischer Weise ihren Feiertag heute.

So geht es immer weiter in langen Zickzacklinien zwischen den Bergwänden abwärts. Die Telegraphendrähte, die uns folgen, sind bisweilen an der Bergwand selbst befestigt, bisweilen gehen sie der Lawinen wegen unter der Erde. Ich kann zu Fuß nicht mehr mitkommen, es geht zu langsam, ich halte auf diese Weise die ganze Expedition auf; aber ich wäre viel lieber zu Fuß gegangen, allen meinen Nerven zuliebe. Wir begegnen der Post, eine Kosakeneskorte von sieben scharfbewaffneten Männern, der Postführer stößt in sein Horn, und wir weichen nach der Seite aus und halten, während sie vorüberzieht. Dann gehts wieder abwärts.

Karné sitzt mit schlaffen Zügeln und schaut stumpfsinnig in die unendliche Tiefe hinab; wenn das eine Pferd gleitet, muß das andere es aufrecht halten. Ich wage nicht, Karné mit der Faust aufzurütteln, dadurch würde seine Aufmerksamkeit noch mehr von den Pferden abgelenkt werden. Ich muß der Sache ihren Lauf lassen. Hier ist der Weg an der glatten Bergwand aufgemauert, er ruht auf eisernen Balken, er hängt in der Luft. Das sahen wir jedoch nicht, bevor wir uns mehrere Kurven den Berg hinabgeschlängelt hatten, da legten wir den Kopf hintenüber und sahen hinauf zu dem Wege, den wir gefahren waren. Und dieser Anblick machte uns erbeben.

An einer der allerschlimmsten Stellen, wo die kleine elende Mauer an der Außenkante des Weges obendrein noch abgeruscht ist, tauchen plötzlich zwei Jungens im Alter von sechs bis acht Jahren auf und fangen an, uns was vorzutanzen und Purzelbäume zu schlagen. Die kleinen demoralisierten Geschöpfe hatten gewiß konstante Bettlerstation hier in den Zeiten des Verkehrs. Es ärgerte mich furchtbar, wie die Bengels da so plötzlich auftauchten und uns die Pferde scheu machten, ich wollte sie daher mit meinem vortrefflichen Stock aus Wladikawkas wegjagen; aber vergebens. Sie tanzten lustig weiter und hatten sogar die unverschämte Dummdreistigkeit, draußen an der Wegkante, wo die Mauer in der Tiefe verschwunden war, einen kleinen Purzelbaum zu schlagen. Es blieb nichts anderes übrig, als mit ein paar Schillingen herauszurücken und sie abzulohnen. Sie sahen uns mit den frechen offenen Augen an und taten, als hätten sie keine Ahnung, weshalb Se. Exzellenz solch wütendes Gesicht mache. Als sie das Geld aufgelesen hatten, krochen sie wieder zurück an den Rand des Abgrundes außerhalb der Mauer, wo sie wohl einen kleinen Fußhalt zum draufstehen haben mochten. Und wenn dann im Laufe des Tages ein anderer Wagen vorbeifährt, schnellen die Kerlchen wohl wieder mit ihren Körpern mitten in den Weg hinein und tanzen ihren gefährlichen Tanz.

An der inneren Wegkante entlang, wo die Sonne scheint, wachsen Sauerampfer und struppige Disteln; späterhin treffen wir auf Löwenzahn und eine blaue Nelke, die außerordentlich zierlich und hübsch ist; weiter unten finden wir roten Klee. Stundenlang dauert diese Hinunterfahrt, obwohl die Pferde die ganze Zeit traben. Nach fast drei Stunden kommen wir endlich auf etwas flacheren Weg, wir sind bei der Station Mleti, wo gerastet werden soll. Mleti liegt 1500 Meter überm Meeresspiegel, wir sind also in diesen 3 Stunden 1500 Meter herabgekommen! Die Sonne ist hier heiß, wir werfen außer den Decken noch so viel wie möglich von unseren Sachen ab.

Karné will vier Stunden ruhen. Ich stoße einen Verwunderungsschrei aus und schüttele andauernd den Kopf. Karné zeigt nach der Sonne hinauf und gibt uns zu verstehen, daß die Hitze erst noch viel schlimmer werden, dann aber im Laufe von vier Stunden etwas abnehmen wird; er meint trotzdem, die Station Ananur vor Abend mit uns erreichen zu können. Wir überlegen und nehmen unsere Profilkarte vor: bis Ananur haben wir noch vierzig Werst, aber fünfunddreißig Werst geht der Weg steil abwärts, und da wird es rasch, — wir gestehen Karné die vier Stunden zu und winken ihm, daß wir einverstanden sind.

Schluß folgt.

Werkstatt-Gedanken / von J. J. David

Die Scheu vor dem, was man Fachsimpeln nennt, gehörte für mich immer zu den merkwürdigsten Erscheinungen. Sie ist nur erklärlich aus dem Wunsch, mindestens gesellschaftlich alle Menschen tunlichst gleich zu hobeln; aus der Besorgnis, es könnte im Schwatz, der so sacht und so alles verwässernd dahin plätschert, ein tieferer Gedanke auftauchen. Derlei erschreckt. Man will nicht zum Nachdenken und jener Sammlung, die es bedingt, gezwungen sein, nachdem man sich im Grunde nur gesellt, um sich, wie man so niedlich und sinnreich sagt, zu „zerstreuen". Es sieht sich besser in verbindlich lächelnde Gesichter, als in ein mahnendes Antlitz, geprägt von der Strenge des Nachsinnens.

Renommierschmisse, die wohl ins Blut, niemals aber ans Leben gingen, die trägt man im Gesicht. Der sie sieht, der erfreut sich ihrer: denn sie zeugen von einem wohlgefälligen und einem nicht gar gefährlichen Mut; sind unwiderlegliche Beweise, daß ihr Inhaber mindestens einmal der Satisfaktion fähig war. Tiefere Narben aber entziehen sich dem Blick; aber nur dahin deuten gilt für anstößig.

Innerhalb seines Faches, wenn er nur sonst tüchtig darin ist, mag ich jedem für Belehrung dankbar sein. Drängt es ihn da zu Betrachtungen, so mögen sie fruchtbar, reich und eigen schon in der Art sein, in der er sein Gewerbe mit den übrigen Dingen dieser Welt zu verknoten strebt. Denn im letzten Grunde ist ihm denn doch nichts so wichtig, wie dieses. Der ist selbst ein schlechter Handwerker, der an die Arbeit nicht mehr denkt, sowie er die Türe der Werkstatt zu- und die des gastlichen Lokales aufgetan hat, darin er seine Erholung sucht. Etwas vom Jäger und seiner Freude am Berichten merkwürdiger Weidmanns-Geschichten steckt in jedem, soweit sein eigen Fach in Betracht kommt. Derlei dem Menschen ausstreiten wollen, zeugt von Unvernunft und Hang zur Unnatur.

Ich möchte von Büchern und ihren Urhebern sprechen: von dem Verhältnis, das der Schaffende zu ihnen gewinnt und das natürlich ganz anders ist, als das-

jenige, dem die Literatur nichts bedeutet, als gelegene Zerstreuung, das Füllsel für müßige Stunden oder gar nur Gelegenheit auf Kosten eines anderen den eigenen Witz leuchten zu lassen.

Darin mag es denn die Kritik oft genug versehen. Statt die Intentionen des Verfassers zu erwägen und abzuschätzen, wie weit er ihnen gerecht geworden ist, zu betrachten, ob Absicht und Können im Ebenmaß zueinander stehen und an sich zu billigen sind, zieht man es vor, das Ganze schwarz zu machen, um so eine wirksame Folie für sich und seine Gaben zu gewinnen. Voraussetzungslosigkeit, die Gabe, die Dinge zu sehen, wie sie sind und erst daraus abzuleiten, wie sie sein sollten, ist wie in der Kunst so in ihrer Betrachtung bisher gar zu selten geworden.

Am ehesten wird man jene Gabe reiner Empfänglichkeit und Dankbarkeit noch beim naiven Leser finden. Nur zu gerne fehlt es da freilich am Urteil, obzwar ein unverbildeter Geschmack oftmals erstaunlich sicher unterscheidet, ohne sich oder gar anderen über seine Eindrücke Rechnung geben zu können. Hier belehren wollen, hat sein Bedenkliches. Es zerstört nur die Reinheit des Gefühls ohne die Möglichkeit der Unterscheidung zu erhöhen, die eingeboren ist. Gefährlich ist nur jene Lesewut, die das Beste und das Mindeste gleicher Maßen begierig hinunterschlingt, der in der Freude am Stoff der Sinn an Form und Gestaltung verloren geht. Sie wirkt für die Dauer wie ein schärfstes Opiat: immer bösere Reizungen werden erwünscht und die Sintflut neuer und weder auf Richtigkeit noch auf ihren Wert hin geprüfter Eindrücke verschwemmt jede Fähigkeit der Betrachtung und des Beschauens.

Wer zu lang ins Schieben und Wallen der Wolken gesehen hat, der wird schwindelig und verliert jeden Maßstab für die Dinge dieser Erde und für die Gesetzmäßigkeit, mit der sich auf ihr alle Bewegung vollzieht. Dem werden Phantasmen allzu wichtig, und es ist höchst schwierig, ihn an gesunden und festen Mutterboden zurückzugewöhnen. Immer hofft er dabei, die Himmel und ihre reine Helle zu erblicken; denn die Vergänglichkeit dessen, was ihn davon scheidet, empfindet er. Ein gut Teil der Wirksamkeit der leidigen Hintertreppenliteratur ist darin begründet. Ein Kampf dagegen hat wenig Aussicht, insolang er nicht mit gleichen, nur ins Gute gewendeten Mitteln aufgenommen wird. Künstlerische Naturen, die ihn allein führen könnten, werden sich dazu freilich nur schwer entschließen.

Ist die Kunst, wie ich glaube, ein Organisches, nicht nur ein Schnörkel, der je nach Laune so und wieder einmal anders zu ziehen ist, dann hat sie es wohl in erster Linie mit der Darstellung des Gegliederten, des Erwachsenen, das in sich selber seine Notwendigkeit trägt, zu tun. Ohnedies ist da dem Zufall immer noch sein gutes Recht eingeräumt und man muß nicht besorgen, in die leidige, mechanische Auffassung zu kommen. Wie der Windanfall einen Baum trifft, diese Seite sich mit Moos begrünen und anderwärts die Rinde blank und schimmernd bleiben läßt, dies ist in einem Sinn Zufall, obzwar die ganze Art davon bedingt ist, in der dieser Stamm aufwächst, sogar die Form, welche er gewinnt, ist im höheren Sinn notwendig, haben wir erst einmal die Gesetze ergründet, die den

Wind just also streichen lassen. Eine ahnende Einsicht darein zu vermitteln scheint mir die hohe und sehr würdige Aufgabe des Schaffenden; wer sie redlich übt, der mag seinen beschränkten, aber seinen gültigen Platz immerdar behaupten.

Ausgeschlossen sind natürlich, die ihr behendes Schimmelchen in immer gleichen und erprobten Gängen einem staunenden und leicht vergnügten Publiko vorreiten, um dafür mit starkem Zulauf und reichlichem Gewinnst gelohnt zu werden; die nicht wissen oder vergaßen, daß der Kampf zwischen dem Roß und seinem Bändiger die Gewähr der Kunst und den Hauptreiz für den sicheren Reiter ausmacht. Geölte Türen führen zu wohnlichen Gemächern; Pförtchen, die knarren und mühsam zu öffnen sind, in verwilderte Gärten voll grüner Schauer und schönen Vogeljubels, wohl gar in Schatzhäuser, da vergessene Kleinodien zu Hauf liegen. Den es lüstet, nach ihnen zu greifen oder jenen weltfremden Lauten zu horchen, der darf freilich Spinnweben und Rostflecken nicht fürchten und wird also den Augen Gesitteter nicht immer wohlgefällig erscheinen.

Sonst aber — in welcher Art der Darstellung er sich zu bewähren hoffe, welche Wege ihn seine Veranlagung führe, dies muß ich wohl dem Schaffenden überlassen. Ob er Licht von oben auf seine Darstellung fallen lasse, ob er sie von Innen heraus durchhelle, auch darüber kann und werde ich mit ihm nicht rechten. Eine lichtlose Kunst hat es noch nie gegeben, weil sie gestaltlos wäre. An der großen, sonnigen Liebesfackel entzündet sich im letzten Sinne jedes Kerzchen, mit dem man in die Heimlichkeiten von armer Leute Wohnung, in die Schämigkeiten ihrer Seele leuchtet, wie jene Lohe, bestimmt, die Welthistorie und die Gemüter ihrer Lenker zu erhellen. Je weitere und freiere Aussicht mir einer zu gewähren scheint, desto höher oben werde ich ihn vermuten; vermuten — denn einiges Steigen gibt mir oftmals die Einsicht, daß mich mein Auge, daß mich die Entfernung und ihre Gebärde betrogen hat. Der mit den Armen um sich schlägt, mag mir bedeutsamer erschienen sein als einer, der gelassen und in gleichmäßigen Würfen sein Saatgut der Erde anvertraut, die er segnet, wenn er sie befruchtet.

Anders wird einer lesen, der nur seine Anregung, nur eine gewisse, allgemeine Bildung sucht, anders einer, in dessen Seele es keimt und ihm selber vielleicht noch unbewußt, nach künftiger Gestaltung drängt.

Für diesen scheint es zunächst keine Grenzen des Faches und der Interessen zu geben. Alles ist gleich wichtig, will betrachtet und zur Kenntnis genommen sein, damit die Seele mit einem reichen Inhalt erfüllt werde.

Es gibt keinen dankbareren, empfänglicheren Menschen, als so ein Werdender in diesem Stadium ist. Er genießt wirklich mit allen Sinnen. Wie sollte auch der eine Welt entdecken können, dem sie nicht einmal ganz neu und ganz jungfräulich vor der Seele gelegen ist? Er überschätzt gerne, fordert heftig zum Mitgenuß auf. Hat er einen unentrinnlichen Eindruck empfangen, so schließt er zunächst die Augen und mag alsdann in wunderlicher Weise blind oder verstört gegen anderes Vortrefflichere erscheinen, auf das man ihn hinleiten und aufmerksam machen möchte. Er muß das hüten, was in ihn kam; es sich weiterentwickeln und wachsen

lassen. Einem jeden eignet die Gabe Goethes, mit den Augen jenes Malers, überhaupt jenes Künstlers die Welt anzusehen, dessen Bilder er in sich gesogen hat.

Alle diese Eindrücke aber sinken unter. Da führen sie ihr verborgenes und wirksames Leben. Sie verwirren einander nicht, noch beschweren sie das Gedächtnis, in das Wilhelm Scherer zu begrenzt und wieder nicht ohne guten Grund das dichterische Vermögen setzt. Es trägt zu und es warnt wiederum vor dem, was schon dagewesen ist. Und so schichtet sich in wundersamer Weise jener Humus nun seicht, nun tiefgründiger, auf dem einmal die eigenen Saaten üppig oder kümmerlich, je nach Anlagen und wohl auch nach der Gunst der Umstände aufschießen sollen. Wie sich aber Humus bildet, weiß man: Gestein muß verwittern, Organisches verwesen, damit es fruchtbar werde.

Eine höchst heftige Abneigung geschieht. Sie wühlt unter Umständen den eigensten Urgrund auf. Ein Buch kann mit aller Macht eines schrecklichen Erlebnisses wirken, bis zum Wahnsinn aufregen und verstören, die ersten Extasen jenes Schaffensdranges auslösen, der dem Pubertätsfieber so verwandt und so voll schmerzlicher Wollust ist wie dieses. Man will sich der Fülle eigener und übermittelter Eindrücke entledigen. Erlebnisse, die man in sich herumgetragen ohne sie vergessen und ohne sie abstoßen zu können, die man als Tod und verhängnisvolle Beschwer betrachtet, gewinnen mit eins ihre rechte Bedeutung, rücken in das Licht, dessen sie bedürfen. Brücken spannen sich mit einer unfaßbaren Schnelligkeit und verbinden das Entfernteste, als hätten sie von Anbeginn da stehen müssen. Mit einer lüsternen Freudigkeit, mit einer schaudernden Neubegier betritt man sie; denn man fühlt: sie schwingen sich über Abgründe, die man in sich geahnt, in die man nun endlich das Auge senken kann. Das ist eine hohe Freudigkeit und dennoch ein Grauen. Das Eigenfeuer hat sich am fremden entzündet und alles kommt zu einer Zeit ins Glühen. Schlacken gehen mit; das Eigenfeuer war noch nicht heftig und nicht gleich verteilt genug, alles in schönen und harmonischen Fluß zu bringen. Immerhin — die erste Befreiung ist geschehen.

Und sicherlich — der Gewaltsamkeit, mit der sie sich vollzieht, läßt sich nichts mehr im Leben des Schaffenden vergleichen. Hier, wenn er ursprünglich veranlagt ist, schweigen alle Rücksichten. Alle Erwägungen des Verstandes verstummen, denen bald ordnend und überprüfend, eine nur zu große Rolle zugewiesen wird. Da wird nicht ökonomisiert, nichts ausgespart und für künftige Zwecke zur Seite geschoben. Die Überschätzung des Erstlingswerkes bei manchen Literar-Historikern, so beim klugen und nun zu Unrecht mißachteten Gervinus, hat darin ihren keineswegs zu unterschätzenden Grund. Es müßte mindestens im Keim vordeuten, was sich aus diesen Anlagen entwickeln wird und kann. Berichtigungen wird ein solches Urteil immer leiden müssen. Ein Anflug von Übergüldung drängt sich jedem Auge auf und mag jeden Sinn täuschen. Eingesprengtes, edles Metall aber offenbart sich erst den Künsten der Analyse und nach seinem Werte erst der Wage, die nicht jeder handhaben kann. Barren aber, nur von der Gußhaut getrübt, kommen immer selten, selbst da aber sind schon falsche Schätzungen geschehen.

So ungestüm aber die Besitznahme sich begeben hatte, ebenso unwiderruflich erfolgt die Ausscheidung. Nur ein langsamerer Prozeß ist sie. Auch er beginnt im Unbewußten. Das Gewohnte erscheint nur als ein Nebensächliches, das Vertraute belanglos, ja selbstverständlich; so denken wir im Gewimmel der Großstadt bei der nächsten Straßenecke dessen kaum mehr, der uns Bescheid und Weg gewiesen, meinen wohl gar, kommt uns der freundliche Mann nochmal in Sinn, wir hätten uns ohne ihn ganz gut zurecht gefunden. Das hat seinen psychologischen Grund. Denn im Grunde lernt man von niemandem und nichts, wozu man nicht ohnedies Anlagen in sich trug, die nur des Aufrufes harrten, um zu erwachen. Die Form muß in uns sein; wie sie füllen, lehrt uns ein anderer. Was uns gemäß ist, dieses allein verwächst mit uns, daß wir es ganz sicher und ganz als unser eigen empfinden. Hernach beginnt die Ungerechtigkeit und der Undank, über den sich empfindsame Naturen so inniglich kränken, dem gegenüber, der uns das übermittelte, dessen wir zum Wachstum bedurften. Noch während wir scheinbar in vollkommen gleicher Richte wandeln, beginnt die Entfremdung — wir haben nichts mit einander mehr zu reden — und sie trennt uns, je länger der Weg währt, desto sicherer von dem, der neben uns gewandelt ist, uns wohl gar den Pfad offenbarte. So erklärt es sich dann, daß es keine unheilbareren Zerwürfnisse gibt, als die zwischen Schaffenden. Überwindung, es wuchs einer über den anderen hinaus, an dem er sich genährt, nach der immer ein Gefühl bedauernder Verachtung bleibt, mag sie erzeugen. Im allgemeinen aber gilt es: den man verloren hat, so oder so, den wird man nicht leicht mehr, sicherlich nicht mit jener Gesinnung mehr wiederfinden, mit der man ihn verloren.

Dem Abend eines künstlerischen Lebens mögen dieselben Sterne wieder leuchten, die seinen Morgen überglänzten. Nur freilich — mit anderen Augen sehen wir zu ihnen auf — denn ach! das Alter macht weitsichtig, und anders flimmern sie durch die Luft, die noch erfüllt ist von allen bösen Dünsten und aller Schwüle des durchkämpften Tages, als da sie uns zuerst aufgingen, kündend, das Dunkel sei vorüber und jene Helle breche an, die uns wach und rüstig und bereit finden muß, zu der uns, auffrischend, der Morgenwind beruft.

Nun ist das Innere eines Schaffenden so reich und mannigfaltig wie verborgen besaitet. Nicht eben für jeden Ton, aber für die verschiedensten muß es empfänglich und zum Mitschwingen zu bringen sein. So mag ein Werk Tausende entzücken, an dem eben der Schaffende vielleicht nicht einmal aus seinen höheren und reineren Kunstbegriffen, kopfschüttelnd und mißbilligend vorüber geht — in ihm löst es eben nichts aus, weder an Vorstellungen noch an Gefühlen. Ein Anderes, das sonst zu den Wenigsten spricht, mag ihm vieles geben; er wittert das darin, das ihm vielleicht selber noch fehlt und dessen er bedürfte. Mit Achtung müssen solche Urteile in Zustimmung wie in Ablehnung immer vernommen werden, so wenig sie eigentlich Urteile sind. Denn nicht der Sphäre des Verstandes, der niemals um eine Begründung verlegen ist, so schielend sie hernach erscheine, nur der des Gefühles sind sie entsprossen, das in gewissem Sinne untrüglich, nur viel-

leicht nicht allgemein gültig ist. Es kann ein solches Urteil den Geschmack der Menge ablehnen — kann ihm aber auch vorausgeeilt sein.

Im allgemeinen: Eines ist immer widerwärtig und wird stets herausgeschmeckt, so spielerisch und gewandt es sich unter Umständen verberge: der Dilettantismus, der es eben heute zu einer erstaunlichen Fertigkeit gebracht hat. Man weiß, wohin Goethe seine Jünger gewünscht hat und, wer immer von ihrem Mückenschwarm behelligt wird, der wünscht's ihm nach. Sonst beschäftigen unausgesprochen drei Fragen den Geist des Schaffenden, wenn er an eine neue Erscheinung herantritt. War es, wenn auch nur einem Einzigen, überhaupt notwendig, daß diese Frage behandelt wurde? Erfolgt hier ein Nein, alsdann fällt das Buch in die schlimmste Kategorie — es ist überflüssig bei allen Feinheiten, die es sonst vielleicht enthalte. Oder diese Frage werde schon bejaht, kräftig sogar, so knüpft sich eine andere: wie war dieser Stoff zu behandeln? Hier setzt gerne jene produktive Kritik ein, die einem Werk in einem Anderen entgegnet, die einen Stoff durch die Weltliteratur führt und endlich zu jener Vollkommenheit gestaltet, die ihm nach seiner Natur und nach den Anlagen derer, die sich ihm zugewendet haben, erreichbar geworden ist. Viele Hände wälzen denselben Stein. Endlich die dritte Frage: Kann man sich das gefallen lassen? Das gibt dann die große Kategorie der Gleichgültigen.

Ganz besonders der Beginnende, der Lernende ist leicht zu beeinflussen und zu verblüffen. Es ist die Regel, daß er den Rahmen nicht zu finden, nicht zu schnitzen weiß, der seine Gestaltungen umgrenze. Im Grunde ist jedes Erstlingswerk monologisch, für Einen und von Einem hingeflüstert oder gejauchzt. Erst später lernt man, selbst wider besseren Willen, auf die erwidernden Stimmen horchen und sie beachten; denn es gibt nichts Trostloseres, als den eigenen Ruf ohne alle Entgegnung verhallen zu hören.

Man spart zu Beginn und man verschwendet am unrechten Orte. Da gewinnt es Einem denn der erste Techniker nur zu leicht ab, der vollkommen sicher vor Einen tritt. Man versucht seine Künste und man erlernt sie, so wenig dem Kundigen verborgen bleiben kann, daß sich da wer stattlich in einer Rüstung bewegt, die für jemanden von ganz anderem Wuchs und anderen Kräften gefertigt wurde. Ist man darin erstarkt genug, so wird man sie von sich tun. Das ist desto peinlicher, je sicherer man sich in ihr schon gefühlt. Notwendig aber ist es auch. Und so beginnt dann wieder jene Undankbarkeit des Schaffenden, deren ich schon gedacht. Diejenigen, die ihr Leben lang in fremdem Gewaffen einherschreiten oder die gar, dem Einsiedlerkrebs gleich, immer wieder eine fremde Hülle nehmen, ihre Blöße zu decken, die mannigfaltig erscheinen, nur weil sie kein eigen Wesen und keine eigene Art haben, die kann man nicht gut mitzählen, so sehr sie naiven Gemütern Eindruck machen können. Bestimmbar ist der Schaffende immer, sogar in höherem Grade als der Mensch des Alltags. Er muß angespannt den Lauten lauschen, in denen seine Zeit sich und das offenbart, was sie bedrängt, muß sie zu erfassen, in sich überzuführen, sie zu deuten suchen. Selbst an ein Schlag-

wort darf er sich verlieren, wenn er sicher ist, sich hernach wiederfinden zu können. Je stärker er erwachsen ist, desto sicherer wird er hernach stehen und sich behaupten.

Bildlich: er gleicht etwa der Eller, die manchmal mitten im Bach aufwächst. Und zu Beginn erzittert das ganze, zarte Stämmchen vor dem Andrang der Wasser und ist in ewiger Schwingung. Verreißt es kein Hochwasser, so bewurzelt es sich dennoch immer tiefer und mächtiger, widersteht jeglicher Flut, überschattet sie und nur in den Enden des Gezweiges und im schwanken Laubwerk merkt man noch, daß es inmitten des rastlos Bewegten und Herandrängenden einen Standort hat.

Im allgemeinen kommt bei jedem Autor der Augenblick, in dem man mit ihm fertig ist. Das heißt — er wird einem nichts mehr zu sagen haben. Er hat entwickelt, was von Anlagen und Möglichkeiten in seiner Natur lag, hat es mir mitgeteilt. Eine Weiterentfaltung scheint nicht mehr gut denkbar.

Wir aber, in gelassener Unbarmherzigkeit, fällen alsdann das schlimme Verdikt über ihn: er sei fertig, in dem der Drang nach Betätigung und Wirksamkeit noch so lebendig ist, wie nur je.

Geschwätzig schelten wir alsdann gerne den, dem wir in seinen guten Zeiten aufmerksam genug gehorcht. Nur weil wir nichts von Belang von ihm mehr zu vernehmen hoffen. Zunächst und für immer entläßt uns allerdings, der uns zu Beginn am meisten imponiert, am gewissesten beeinflußt hat: der Techniker, der Virtuose. Was er an Kunst und an Künsten besitzt, dies hat man ihm abgeguckt und achtet es desto geringer, je höher man es in der Lernzeit eingeschätzt und je mühsamer man es sich zugeeignet hatte, soweit es zur eigenen Entwicklung und Befreiung erforderlich schien, soweit wir's mit unserem Eigensten in Einklang bringen konnten.

So spickt ein Handwerker dem Nachbarn auf der gleichen Werkbank seine Vorteile und Griffe ab, denkt nicht gerne dessen, dem er es schuldet, daß seine Arbeit besser fleckt und rascher gedeiht, und meint wohl gar noch mit gutem Fug wegen Unmanier den schelten zu dürfen, dem er verpflichtet sein müßte. Wir beginnen zu empfinden, wenn wir brechen wollen. Alsdann setzt eine Analyse von erbarmungsloser Helläugigkeit und Schärfe ein. Freilich führt unbedingte Sicherheit der Technik am frühesten zur Erstarrung, die anfröstelt. Der alles vermag, der meint, er dürfe alles machen und vergißt, daß auch das Material, in dem man arbeitet, Wert und Adel eines Kunstwerkes bedingt. „Doch im Erstarren such' ich nicht mein Heil!" Niemals ist ein tieferes und ein warnenderes Wort den Künstlern in die Seele gerufen worden.

Den sichersten Blick für die Entwicklungs-Fähigkeiten und -Möglichkeiten, die im Neuling schlummern, hat aber immer der vom Bau. Eine gewisse Unruhe ist ihm nicht einmal zu verargen, überprüft er das, woran sich so Einer im Wagemut der Jugend herantraut. Viel von dem, was man schlechtweg Künstlerneid nennt und was doch ein sehr kompliziertes Gefühl ist, das man nur auf diesen einen Namen tauft, gehört in die Erwartung, die dennoch eine Besorgnis in sich schließt:

nimmt dieser vielleicht nicht jede Flüge, die man selber einmal für sich geträumt, der Ungunst der Luftströmungen oder auch vorzeitiger Schwingenschwäche halber aber nicht antreten gekonnt? In gewissem noch so beschränktem Sinne, möchte jeder lieber der Eröffner einer neuen Reihe sein, als Abschluß der stolzesten. Beides bedeuten nur die Allergrößten. In ihnen gipfelt die Kette und andere Berge schließen sich an sie an.

Wir haben zweierlei Bild, den Geist des Schaffenden darin zu begreifen. Jedes stellt vielleicht sogar einen verschiedenen Grad dieser eigentümlichen Veranlagung dar, die oftmals allzu nüchtern, dann wieder gar zu übersinnlich und geheimnisvoll darzustellen versucht wird. Sein Geist kann ein Spiegel sein, der die Eindrücke der Umwelt in der bestimmtesten Weise zurückwirft, wie auffängt. Oder aber — er ist das Medium, darin sie gelöst und aus dem sie zu ihrer Zeit nach den dunkeln Gesetzen der Kristallisation wieder ausgeschieden werden, um eine bestimmte Bildung zu gewinnen. In jenem Augenblick, in dem das lösende Medium gesättigt ist, beginnt beim leisesten Anstoß jene Neuformung. Sie hört auf, wenn nichts mehr vorhanden ist, sich die Aufnahmefähigkeit des Geistes erschöpft hat. Aber, wir wissen doch, daß auch die Lebensdauer des klarsten Spiegels eine beschränkte ist. Wenn er schon nicht erblindet, so machen sich Störungen merklich und er verzerrt, was er vordem so rein gewiesen.

Es sind nur Halbtalente, die unter der Fülle der fremden Anregungen so sehr leiden, daß sie zu nichts Rechtem mehr fähig sind, die immer Neues aufsuchen, ohne sich's zueignen zu können. Ihre Produktivität ist übergroß; sie hasten, sich dessen zu entledigen, das sie empfingen, ehe es ihr Eigentum ward, oder aber sie kauen endlos und unerquicklich an einem Brocken, an einem Erlebnis herum. Man erkennt an ihnen immer wieder den großen Reichtum an Empfänglichkeit und sie sind doch besten Falles der Schwamm, der, wenn man ihn drückt, in Tropfen von sich gibt, was im Schwall auf ihn übergeströmt war oder sie haben gar, nach einem sehr glücklichen Volkswort, die Augen größer als den Mund. Auch der Stärkste empfängt gelegentlich einmal, wenn eine wirklich neue, eine gebietende Erscheinung vor ihn hintritt, einen mächtigen Puffer, daß er zunächst an sich und aller Produktion verzagen möchte; desto gewisser, weil eben er dem Vortrefflichen gegenüber wehrlos ist. Er besinnt sich aber. Nacheifernd oder ausbiegend, denn im Meiden liegt unter Umständen die offenste Huldigung, nimmt er seinen Pfad wieder auf, um dahin zu gelangen, wohin ihn seine Veranlagung wies. Die Wenigsten aber erleben ihr Leben, worauf es endlich doch fast allein ankommen sollte.

Ich kann einen Autor als vollendet empfinden, der in jungen Jahren uns genommen worden ist; der Meinung sein, es sei in einem Schuß aufgewachsen, was dieses Erdreich aus sich erzeugen konnte, also daß ihm nur noch eine kümmerliche Nachlese beschieden gewesen wäre. Das mindert meine Trauer an manchem frühen Grabe, so an Byrons und Shelleys. Wieder andere empfinde ich in hohem Alter als unvollendet, als fähig jeder Überraschung. Gewiß sind weite Strecken des zweiten Faust vergletschert, aus dem Gedanken herausgesponnen und voll

bewußter Priesterlichkeit, statt der Sprüche und Worte voll beklemmender Weisheit, die uns sonst bei Goethe anwehen. Wenn aber ganz zum Schlusse noch jene grandiose Lohe von Fausts Tod und Verklärung sich dem Eise entringen und vom Höllenschlund durch die Welt zu den seligen Gefilden aufzüngeln kann, alsdann, im Tiefsten angeglüht, erkenn' ich, wie ungebändigt das Eigenfeuer dieser übermächtigen Natur immer noch gewesen sein muß, wie unzulänglich Begriffe, anderen gegenüber gewonnen und gültig, vor diesem einzigen sind.

In welcher Art und mit welchen Gesinnungen wir von einem Schaffenden scheiden, dies ist wiederum mannigfaltig.

Wir können ihn uns völlig zugeeignet, ihn ausgesogen haben, wie eine Auster, deren Schale man als nutzlos wegwirft, so weit er uns zugänglich war, also daß eine weitere Beschäftigung mit ihm keinerlei Gewinnst mehr verheißt. Auch übergegessen kann man sich an Einem haben. Der bloße Gedanke an ihn weckt alsdann eine gewisse Unlust. Dies wird vornehmlich bei süßelnden Manieristen gelten, die ja in gewisser Zeit jedem Gaum behagen. Oder: es hat Einen gemachte Kraft verblendet. Derlei hat jeder an sich erfahren, daß er sich von Zirkus-Künstlern blenden ließ, die mit dem ernsthaftesten Gesicht und gespannten Muskeln hohle Kugeln feierlich zur Höhe stießen. Dafür hat man späterhin ein mitleidiges Lächeln und vergißt, daß man der Täuschung verfallen mußte, um den Sinn fürs Echte zu gewinnen. Roheit, einmal erkannt, erfüllt mit Ekel, die Freude an der Stärke aber bleibt und wird immer größer. Ein gleiches gilt für die sich tiefsinnig und versunken gehaben, im Gegensatz zu denen, aus denen es wirklich raunt.

Endlich — man ist für den Augenblick eines müde und schiebt ihn zur Seite, damit man mit geruhten Sinnen zu ihm zurückkehren könne. Denn man wittert eine Fülle, auf die man für die Dauer nicht verzichten möchte.

Ganz selten sind, die uns durch ein Leben geleiten, mit denen wir, nach unseren Kräften immer gleichen Schritt halten möchten, die uns immer gleich freigebig aus der Fülle ihres Reichtumes beschenken, Antwort auf unsere Fragen, Erquickung für unsere trüben und verlorenen Stunden bereit halten.

Das ergibt dann freilich ein wundersames und sehr persönliches Verhältnis. Wie eine hohe und geheime Liebe ist es, die in uns wirkt und uns bestimmt, von der wir auch dem Vertrautesten nur in sehr gehobener Stimmung sprechen, zu der wir uns, abgetan den Schmutz des Alltags, in Feierstunden kehren.

Immer erneuerte Aufnahme so gut wie beständige Ausscheidung sind jedem Organismus, also auch dem künstlerischen, dem des Schaffenden Bedürfnis.

Je höher die eigene Entwicklung gesteigert und verfestigt ist, je reicher die eigene Gedankenwelt und die eigene Beobachtung das Material zur Verarbeitung darbieten, desto geringer ist natürlich die Freude an dem, was von Außen, von fremden Händen zubereitet, dargeboten wird und das Verlangen darnach.

Man fühlt sich endlich in sich gefestet und seiner selbst gewiß; gesättigt, wohl gar übersatt. Die Erinnerung bleibt aber, wie heftig fremder Einfluß einmal über einen geboten und wie lange man damit zu tun gehabt, die Invasion aus dem

eigenen Lande zu schlagen und die Eroberer, die man anders durchaus nicht los werden konnte, sich innerlich zu assimilieren und eigen zu machen.

Ein schmerzlicher und in der Regel ein sehr langwieriger Befreiungsprozeß, dem man sich ungern öfter als nötig unterzieht! Was aber einmal möglich gewesen ist, das kann sich immer wiederholen. Und so beginnt, besonders in Perioden des Keimens, wie sie dem Schaffen selber und seiner Mühsal vorausgehen, eine Zeit bewußter Ablehnung. Man will nicht gestört sein, nicht unversehens vielleicht ein Licht dahin gelenkt haben, wo im segnenden und mütterlich brütenden Verborgenen sich allerhand bereitet und aufschießt.

Nun hat das Bedeutende eine große und eine aufrührende Gewalt an sich. Es reißt den Werdenden an sich und zwingt ihn zur Nachahmung.

Vom Gefestigten aber fordert es mindestens in herrischeren Lauten, als die er annoch gerne vernimmt, Gehör, ja Partei, die zu ergreifen man nur in den allerseltensten Fällen mehr geneigt ist. Denn wer die Aufregungen des Schaffens in sich gewohnt ist und fühlt, der muß notwendig quietistisch werden.

Also aus einer gewissen und nur zu verständlichen Notwehr entstehen jene Verkennungen und jene schiefen Urteile, über die man sich hernach nicht wenig verwundert. Denn an der Fähigkeit zur richtigen Auffassung wie Darstellung desjenigen ist kein Zweifel, der sie gefällt hat. Und so vermutet man böses Wollen, wohl gar jenen schlimmen Neid dahinter, dessen man Künstler so gerne beschuldigt, um ihren Priestermantel mit dem niedrigsten Anwurf zu beschmutzen.

Und sicherlich: es gibt einen Künstlerneid und seine Rolle ist groß. Er stachelt zu unerhörten Anstrengungen, damit man nicht dahinten bleibe, nicht überholt werde von den Nachdrängenden; ermöglicht Leistungen, die anders nicht denkbar, nicht zu vollbringen wären; steigert mindere Begabungen, hat, man weiß die Belege, mindestens der Legende nach, zu herostratischen, ja zu meuchlerischen Taten hingerissen. Alles künstlerische Schaffen fließt doch nicht zuletzt aus gesteigertem Persönlichkeits-Gefühl, das nach Anerkennung schreit. Er ist ein Gefühl, so schmerzlich wie keines, vor den Unbegreiflichkeiten des Erfolges, die Minderen bescheren, sich den Tüchtigsten und ganz an ihre Kunst Hingegebenen weigern. Er kann für immer lähmen; eine ganze Natur, die sich nicht in die Bewunderung des Überlegenen zur rechten Zeit zu flüchten vermag, von Innen heraus vergiften. Gerade in Sachen des Geschmackes aber spielt er selten eine Rolle; und, der sich Urteile anlügt, mit dessen Ehrlichkeit, also mit jener Gabe, die man zunächst vom Künstler fordern muß, wird es auch sonst übel und verdächtig bestellt sein.

Auch Irrungen begeben sich da. Denn das Lob des Mannes vom Handwerk klingt natürlich anders, wortkarger, als das des Laien oder gar des stümpernden Dilettanten, der sich heranloben möchte, um seinen Kunstverstand zu zeigen. Ein: „Der kann etwas" besagt unter allen Umständen mehr, als ellenlanges Gewäsche ohne allen Sinn, wenn nicht die Melodie unbedingter Bewunderung angestimmt würde, die eine kurze Zeit ergötzt, um dann höchst gleichgültig, ja angewidert vernommen zu werden. Der Dritte aber hält für kalt, worein die höchste Wärme

eingeschlossen ist. Denn der Pfuscher und der Könner sind so ein für allemal und unstreitig geschieden.

Ein wirklich reger Geist nun kennt die Ruhe kaum. Selbst im Gespräch, und hab' es noch so harmlos begonnen, spinnt er Fäden zu den Gegenständen seines eigensten Interesses: ein Werk tieferer Bedeutung kann ihn zu uferlosen Betrachtungen verlocken; ein Spaziergang wiegt eine kurze, ganz kurze Zeit, um dann desto heftiger alles wachzurütteln, das wir mit uns von Hause trugen.

Und dennoch ist eine Rast unabweisliche Notwendigkeit. Da flüchten nun die Reichsten in eine fremde Wissenschaft. Anderen bietet sich das Spiel dar mit seiner müßigen Geschäftigkeit, die für eigene Gedanken schon durch die zwingende und wieder willkürlich ersonnene Beschaffenheit seiner Regeln keinerlei Raum überläßt. Und endlich — es gibt eine gewisse Art von Lektüre, die ihre Wirkung niemals versagt.

Ist der Geist noch empfänglich, dann wendet man sich ans Bedeutende; man ruft sich etwa die Schatten der Vergangenheit auf, die Seele auszuweiten und zu verdrängen, was sie augenblicklich bedrückt. Man spielt, man dilettiert in fremden Gebieten. Anfangs bewußt, späterhin, je mehr einem die Ablenkung Bedürfnis ward, höchst gekränkt, nehmen andere unseren Zeitvertreib und seine Ergebnisse nicht ernst genug. Trat aber vollkommene Übermüdung ein, dann versagt dieses Mittel völlig. Dann beginnt der Segen des Unbedeutenden, des Mittelmäßigen, zu dem sich selbst Goethe nicht gar selten geflüchtet und dem er Worte von einer Wärme gespendet hat, die man anders nicht begreifen könnte. Das Auge gleitet über die Zeilen. Geschmacklosigkeiten, die einen verärgern könnten, sind glücklich vermieden. Wo immer man beginnt oder schließt, dies ist ziemlich gleich. Das holde Opiat einer süßen, ehrbaren Langeweile wirkt. Ganz besonders beschreibende Schriften mit ihren unvermeidlichen Wiederholungen, die man, wie den Kehrreim eines Wiegenliedes, bald gewöhnt ja erwartet, sind da nicht genug zu empfehlen.

Sie bleiben immer neu. Denn ihr Relief ist allzuflacher Prägung, als daß sich ein einziger Zug daraus fest und unverlierbar unserem Gedächtnis eindrücken könnte. So gibt es Menschen, mit denen wir Jahr um Jahr verkehren. Sie schwören darauf, sie stünden in unserer nächsten Freundschaft. Aber sie stören uns nur nicht, wann sie kommen, und wir vermissen sie durchaus nicht, wenn sie gehen. Wir verlieren sie und merken das nicht einmal. Nicht von ihrem Äußeren, nicht von ihrem Inneren könnten wir uns jemals Rechenschaft geben, selbst wenn wir wollten, wenn uns nicht jeder Gedanke verschwendet erschiene, den wir ihnen widmen ohne die drängendste Nötigung.

Dilettantismus wie Mittelmäßigkeit sind übrigens symptomatisch nicht unwichtig und schon darum nicht aus dem Auge zu lassen. Denn nicht an Liebe zur Sache, um die er doch den Fluch verlorener Arbeit und der Lächerlichkeit auf sich nimmt, nicht einmal an Begabung, nur am formenden Talent und der Möglichkeit, sich mit den Kunstregeln zu stellen, fehlt es dem Dilettanten. Er zeigt den herrschenden Geist in seiner Verzerrung und wirkt darum so peinlich und fratzenhaft. Was

ihm aber bei aller ursprünglichen Begabung unzugänglich ist, eben das eignet sich die Mittelmäßigkeit mühelos an und übt es mit der glücklichen Gedankenlosigkeit der in sich und in ihrem Gott Befriedigten. Sie verwässert das vorhandene Gedankenmaterial; ein Schauspiel, das demjenigen unter Umständen sogar ein Ergötzen sein kann, der in sich seine eigenen Verdienste um Findung und Aufschürfung weiß; sie trägt's aber auch dahin, wo es in seiner ursprünglichen Härte und Herbheit niemals aufgenommen oder verdaut hätte werden können.

Ein anderes bedeutet es, mit einem Autor fertig sein, ein anderes, ihn für fertig erklären. Darin wird ganz besonders in Deutschland gerne gesündigt und gerade den Künstlern zum Frommen der Handwerker, die immer den gleichen Artikel in immer ähnlicher Beschaffenheit nach Marktlage und Nachfrage erzeugen, geschieht damit gerne schweres Unrecht. Ein subjektives Urteil wird so zu einem von allgemeiner Gültigkeit umgefälscht. Der mir nichts mehr zu sagen hat, den ich darum ausgestrichen habe aus der Reihe derer, die mich beschäftigen — der mag darum immer noch Ungezählten höchst willkommen und gedeihlicher sein als jene breiten Bettelsuppen, mit denen man sie in der Regel bewirtet. Auch ist ein Stillstand im Wachstum darum noch lange nicht sein Endpunkt: freilich folgt dem freudigen Schuß zur Höhe nur gar zu gewöhnlich in höheren Jahren die minder erquickliche Ausdehnung — zur Breite. Nichts aber betrügt so, als aus der Wiederholung desselben Motivs deuteln zu wollen. Ein Motiv, lebendig erfaßt und im Tiefsten ergriffen, kann durch ein ganzes Leben schreiten, zu immer erneuter Betrachtung und Gestaltung zwingen. Jegliches Geschick kehrt immer wieder; was dem Ahnherrn verhängt war, dies bleibt dem Enkel nicht erspart und bestimmt die Lose der Geschlechter. Nur immer anders, je nach den Anlagen des einzelnen und der Zeit, in die sein Leben fällt, wird es empfangen und erlebt. Die Zahl der Grundmotive ist fast nicht minder beschränkt, wie die der Grundfarben. Unendlich ist der Reichtum der Nuancen, der Tönungen; in der Anlage, sie zu empfinden und darzustellen, ist alle künstlerische Begabung beschlossen. Unbegrenzt ist niemand: es genügt, wenn wir nicht in fataler Weise der Grenzen eines Könnens gemahnt werden, nicht verlorene Mühen, sie zu erweitern, gewahren. Der Vogel im Bauer kann höchst gefällig wirken; der verzweifelnd gegen die Gitterstäbe drängt, die über seine Kraft gefügt sind, ist ein kläglicher Anblick. Diese gewisse Beschränkung bleibt keinem erspart. Bedenklicher, als ein Zeichen schwindender Aufnahmefähigkeit ist immer die Wiederholung derselben Figuren. Da mag das Rechnerische, der Kalkul, der Tod der freien Gestaltung das Oberwasser gewonnen haben. Man bestittert die bewährten Marionetten immer ein weniges anders; alsdann, mit einem ungeübten Augen genügenden Schein von Bewegungsfreiheit, lenkt man sie an den erprobten und in einer sicheren Hand vereinigten Drähten zum vorbestimmten und wenn irgend möglich den Beschauern erwünschten Ziel. Übrigens — nicht gar selten und ganz ebenso bestimmt aus Spekulation kann das Gegenteil geschehen. Wer die Gaben nicht in sich fühlt, der plumpen Menge zu schmeicheln und sie so hinter sich her zu locken, der mag es versuchen, sie zu reizen, zum Widerspruch und

also doch zu einer Art von Parteinahme zu stacheln. Denn alles verträgt der Schaffende, selbst den Hohn, wenn er nur nicht völlig unbeachtet bleibt. Also endigt mancher als Clown, der als redlicher Künstler zu beginnen geglaubt.

Man ahnt nämlich nicht, welche Entsagungsfähigkeit im allgemeinen zum Schaffen gehört. Welche Zähigkeit zu immer erneuten Versuchen, welche Freudigkeit bei jedem Zeichen, als rege sich endlich ein Anteil an dem, das einen so innerlich und so ausschließend beschäftigt.

Im Innersten ist jeder Schaffende einsam und er muß es bleiben, so furchtbar und als eine schwere Verurteilung er das manchmal empfinde. Der Bann ist über ihn geworfen, den nichts mehr aufheben kann. An seine eigene Welt hat er sich verloren und den Zugang in sie kann er niemandem auftun, auch wenn er möchte. Was ihn umgibt, dies steht ihm notwendig fremd gegenüber: denn es ist nichts an sich, alles als Gegenstand der Beobachtung, die immer erkältet. So kann im gewissen Sinne bei aller Warmherzigkeit und Hilfsbereitschaft, bei aller Güte der Denkungsart ein erschreckender Egoismus groß werden, den andere wohl merken und als eine Scheidemauer fühlen, die, so unkörperlich sie sei, nimmer zu durchbrechen ist. Etwas bleibt in ihm, dahin niemand dringen kann, ja darf; hier sind Geheimnisse, die keinem offenbar zu machen sind, Schwingungen, die er selber kaum verspürt, so zart sind sie und dennoch wieder so gewaltsam, daß sie sein ganzes Wesen erschüttern, anwehen nun mit Ahnungen des Ewigen, es erbeben lassen in schaudernden und nicht zu begründenden Beklommenheiten. „Wir leiden alle am Leben" — und man preist Goethe immer noch als einen Glücklichen! Nur der Stärkste war er, den seine Schwingen immer wieder über jene Verzagtheit heben.

Glücklich schon diejenigen, denen ein früher Erfolg ins noch volle Haar gefallen ist, denen so der Glaube an sich bestätigt ward. Er mag ihnen über jene schlimme Zeit hinweghelfen, wenn dem Glückswurf der Fehlschlag folgt, wenn die Stimmen, die ihm einmal so hell und so aufmunternd entgegengejauchzt, zu zweifeln und wohl gar hämisch zu kritteln beginnen. Den ein Erfolg lähmt, also daß er sich zu nichts Neuem und Würdigem aufzuschwingen vermag, der war ein armseliger Geselle, an dem nichts verloren ging. Der Sieg, verdient oder nicht, muß mindestens schon durch den Glauben an das eigene Glück beflügeln und zum Einsatz der letzten Kraft spornen, das mit Erobererrecht zu behaupten, was die Gunst des Geschickes einem zugetragen. Im allgemeinen: der was vermag, dem wird die Anerkennung jenes Bewußtsein geben, ohne das nichts Tüchtiges zu denken ist. Wer nicht glaubt, er sei was Besonderes, wie soll der's vollbringen? Größenwahnsinnig aber wird nur der, der aber bestimmt, dem kein rechter Erfolg beschieden war.

Und einen Zufluchtsort darf der Schaffende niemals verlieren: den in sich selbst. Hat ihn was immer also weit von seiner eigenen Art und Wesenheit weggelockt, daß er sich in sie nicht mehr zurückfinden kann, dann findet ihn der erste Unstern, wie er keinem, auch dem Glücklichsten nicht, erspart bleibt, vollkommen fassungs-

los, beraubt der sichersten Rückzugslinie und jener Freistatt, da er sich sammeln und besinnen kann.

Denn es ist viel und mancherlei Raum in der Seele eines Schaffenden, der an sich und dem Leben noch nicht völlig verarmt ist. Hier sind springende Quellen voll Heilkraft, rieselnde Bronnen, reich an jeder Erquickung; Verborgenheit und Schatten, der vor allzu grellem Licht behütet und überreizten Nerven so sehr wohl tut.

Hier wölbt sich jener Dom, darin man seine Andacht sucht. Da sind reich geschmückte Altäre mit den Bildnissen derer, denen allgemeine Verehrung gilt und große Lichter sind davor entzündet und sie flackern aufwärts, bis zu den Gurten der hohen und feierlichen Wölbung wirkend.

An ihnen entzündet man sein eigen Kerzchen, um in jene Kapellchen einzutreten, darin man seine Sonderheiligen verehrt. Ihrer hat jeder Schaffende und sie werden fast niemals diejenigen sein, die man nach seiner eigenen Richtung vermuten möchte. Denn so stark die Anziehungskraft des Verwandten sei, so früh erschöpft sie sich. Ewig wirksam und lockend bleibt aber der Gegensatz.

Es ist ein Wechsel unter jenen Kapellenheiligen; fast möcht' ich sagen: ein Turnus. Denn etwas von jenem Fetischismus, der sich Götter schafft, bekleidet, um sie wieder zu entthronen, steckt in uns allen. Und nur zu oft sehen wir dann Wallfahrt von Andächtigen, allgemeine Verehrung an Stätten, da wir vordem ganz allein und ganz verloren unser andächtiges Tun vollbracht. Uns haben sie ihre Wunder schon getan und wir lächeln mit der leisen Überlegenheit und dem lauten Undank der Wissenden, die vergaßen, daß auch ihnen ihre Erkenntnis nicht mit Eins gekommen ist . . . . .

Ich habe Korbflechter-Arbeit getan. Ich habe abbiegen müssen, um zurücklenken zu können, im Bestreben, etwas zu runden, das einem Ganzen gleichsehe, darein ich Gedanken haschen könnte, die mich lange und hartnäckig genug umschwirrten, wie ein Volk schwarmlustiger Bienen, dem man endlich sein Heim bereiten möchte.

Ob es mir geglückt ist, weiß ich nicht: noch minder, ob es die Arbeit lohnte, die hart genug war und mir oftmals in die Finger stach. Mir war sie ein Bedürfnis und eine Befreiung, zu der ich endlich greifen mußte. Oftmals hab' ich nur Andeutungen geben können. Denn in allen diesen Dingen gilt der Sang der Vala: „Gezwungen sprach ich. Nun laß' mich schweigen" . . . !

Was wir reden,
ist nicht für jeden.
Es will nur zeigen,
was wir beschweigen.
Das wirkt, das ist uns allen eigen.

Weß Wesen ist so wohlgeglückt,
daß sich's allzeit ins Gleiche rückt?
Deß Handschlag warm, deß Auge kalt,
deß Herz blutjung, deß Haupt steinalt.

Glück? in dieser ungesunden
Welt voll Zweifel, Gier und Gift?
O, wir achten nicht der Wunden,
wenn ein Liebespfeil uns trifft!

Verdammte Liebe! schimpft Hans Aff,
dem seine Liebschaft schlecht bekam.
Verfluchte Lust! stöhnt Christian Pfaff,
der sich in Wollust übernahm.
Herr, schenke diesen beiden Armen
mit Lust und Liebe dein Erbarmen!

Ein Spaß für Götter:
Affen als Menschheitsretter.

Æ schreit: der Mensch ward ungesund!
U will den Uebermenschen züchten.
V will's mit Unzucht, W mit Züchten.
Z schreit: ihr bringt ihn auf den Hund!
Sie greifen schließlich noch zum Messer,
die — idealen Menschenfresser.

Ihr eifert gegen Frauenrechte?
Ihr feigſten aller Weiberknechte!
Komm nur, du neue Eva du:
der alte Adam weiß, wozu.

Du beſter Menſch, den's giebt,
willſt von der Menſchheit laſſen?
„Ach, wer die Menſchheit liebt,
der lernt die Menſchen haſſen."

Er hat als Gott ſich hingeſtellt,
das ſei mit Freuden ihm verziehn;
doch daß er euch für Götter hält,
dafür, ihr Menſchen, kreuzigt ihn!

Was iſt ein Ideal?
Dem Weiſen eine Not,
dem Helden eine Qual,
dem Schwätzer Himmelsbrot.

Die miſera plebs begreift es nie:
wer für ſie kämpft, iſt wider ſie.

Hebt nur die Staatsgewalt, ihr Memmen oben!
ihr hebt ſo lange, bis ſie aufgehoben.

Dein Recht iſt deine Kraft — drum bläh dich nicht,
du ſtehſt mit deinem Recht vorm Weltgericht.
„Was? Weltgericht? ein längſt entkräftet Wort!"
Doch ſetzt die Welt das Richten kräftig fort.
„Und wenn mein Recht mit Macht dagegenrennt?"
Kein Recht wird Macht, das ſeine Pflicht verkennt.
„Und was iſt meine Pflicht, o Weltgewalt?"
Da ſiehe Du zu — lacht das Scheuſal kalt.

Allen soll's gelten.
Mancher mag's schelten.
Wir leben in der Welt der Welten.

Jeder will möglichst viel vom Leben
und möglichst wenig dafür geben.
Als bloßer Anblick scheint's abscheulich,
doch handle, Mensch, dann weicht der Schein;
du wirst dir wert, das ist erfreulich,
nun muß das Ganze wertvoll sein.
Vergieb dir nichts, tu nichts vergebens,
das ist das Lohngesetz des Lebens.

Macht spornt den Wicht, Kraft den Braven;
Kraft schuf den Herrn, Macht den Sklaven.

Wohin du blickst, ist Kampf auf Erden.
Wohin du blickst, kann Friede werden.

Was in unser Leben fiel,
schwer wird leichter, fremd wird eigen,
rüstig will es wieder steigen,
will zurück zum Lebensreigen,
und so wird's ein Fest, ein Spiel.

Natur trieb oft ihr Spiel mit dir;
nun, Künstler, treib dein Spiel mit ihr!

Was will da Beifall, was Geschelt!
Ob Manneswerk, ob Jünglingsbuch:
der Künstler ist so alt wie die Welt,
das ist sein Segen, das ist sein Fluch.
Wo er geirrt als junger Fant,
irrt noch der greiseste Verstand.

Sie möchten Kunst genießen, ach,
und kauen Schönheitsregeln nach.
Es ist das alte Leid, daß Gott erbarm:
stark ist der Hunger, schwach ist der Darm.

Wie man würdig Kunst empfängt?
Wenn man würdigt, was sie schenkt!

Nimm, vernimm, und frag nicht viel,
tiefster Ernst wird höchstes Spiel;
sieh nur, mit dem Schmerz der Zeit
spielt die ewige Seligkeit.

Warum dich in die Tiefe begeben?
Nur um zu steigen;
nur um zu zeigen,
wie hoch wir schließlich drüberschweben.

Man steigt auf Berge nicht mit einem Schritt
und nimmt stets Staub von unten mit.

Steh fest, mein Haus,
im Weltgebraus!

Du sahst eine Sternschnuppe fallen;
was hebst du scheu die Hand?
Sieh, kein Stern verschwand,
alle leuchten noch allen.

Was ist dein Los? Das Menschenlos.
Das Menschenlos ist immer groß.
Es ist, o Mensch, der Weltenschoß.

Rundschau

Um den Kernpunkt der Marxschen Lehre

Seit die Menschheit besteht, wird sie von zwei Mächten regiert, die als oberste Gesetzgeber solange, als sie miteinander Hand in Hand gehen, jeder Opposition spotten: Überlieferung und Interesse. Das gilt für ganze Gesellschaften wie für Gesellschaftsteile. Gegen eine Überlieferung Sturm laufen, die noch als der kräftigste Ausdruck eines lebensvollen Interesses empfunden wird, ist in den meisten Fällen Donquichotterie. Für eine Wahrheit, die mit dem in Widerspruch steht, was sie für ihr Lebensinteresse halten, werden sich immer nur wenige Menschen erwärmen; die große Mehrheit wird sie nicht einmal verstehen. Denn die Masse der Menschen halten eben nur das für wahr, was sich mit ihren wirklichen oder vorgestellten Interessen verträgt. Daher brechen sich, außer auf dem Gebiet der exakten Wissenschaften, neue Wahrheiten nur in dem Maße Bahn, als die Interessen hinfällig werden, die durch sie gefährdet erscheinen, oder neue Interessen aufkommen, deren Ausdruck sie sind, oder endlich wie sie als geeigneter zur Verteidigung von Interessen erkannt werden, als die von ihnen bekämpften und bisher von jenen Interessen angerufenen Überlieferungen.

Jede widerstandsfähige Überlieferung birgt demgemäß einen Kern von Wahrheit, selbst wenn dieser nur darin bestehen sollte, daß sie einer noch vorhandenen, Menschen miteinander oder mit Einrichtungen verbindenden Empfindung den treffendsten Ausdruck gibt. Je stärker dies Empfinden, um so widerstandsfähiger die ihm entsprechende Überlieferung.

Wenn die Marxsche Gesellschaftslehre, die in ihren wesentlichen Sätzen heute schon für Tausende und Abertausende Überlieferung ist, weiter nichts für sich hätte, als daß sie dem Empfinden dieser den intensivsten Ausdruck gibt, so wäre sie um dieses einen Umstandes willen im geschichtlichen Sinne wahr — der Hegelianer würde sagen, wirklich — und jeder Versuch ihrer Widerlegung würde an dem bloßen Empfinden jener Tausende scheitern. Trotz der geistreichsten Zerpflückung würde sie munter fortleben und die Öffentlichkeit nötigen, sich immer wieder mit ihr zu beschäftigen. Die Marxsche Gesellschaftslehre ist die akzeptierte Zusammenfassung der Emanzipationsbestrebungen der modernen Arbeiterschaft, die man bekämpfen, aber nicht widerlegen kann. Daher kann sie im letzten Grunde auch nur unter dem Gesichtspunkt der Frage kritisiert werden, ob und wie weit sie wirklich die beste, eindruckvollste und vollständigste Zusammenfassung dieser Bestrebungen ist oder noch ist. Eine Kritik des Marxschen Lehrgebäudes, das in diesem den Emanzipationskampf der Arbeiterklasse treffen will, ist rein literarisches Kriegsspiel, bei dem nichts herauskommt. Lassalle ist heute als Sozialtheoretiker bei vielen über Gebühr in Mißkredit geraten; immerhin muß zugegeben werden, daß er als solcher der Kritik viel Angriffspunkte darbietet. Aber obwohl manches davon schon in der ersten Zeit der Lassalleschen Agitation von Gegnern des Sozialismus richtig hervorgehoben wurde, konnte deren Kritik ihr doch keinen ernsthaften Abbruch tun. Unter dem Zeichen Lassalles erfocht die deutsche Sozialdemokratie längere Zeit die größten Siege. Nur eine sozialistische Kritik konnte die Mängel der Lassalleschen Theorie endgültig überwinden. So hat auch die von Gegnern des Sozialismus an Marx geübte Kritik praktisch nur insoweit Bedeutung, als sie Sozialisten das Material dazu bietet, die sozialistische Lehre über Marx hinaus weiter zu bilden.

Das ist nun bis zu einem gewissen Grade der Ehrgeiz der Marxkritik, die Dr. Franz Oppenheimer soeben unter dem Titel „das Grundgesetz der Marxschen Gesellschaftslehre, Darstellung und Kritik" hat erscheinen lassen. (Berlin, Georg Reimer.) Allerdings ist Oppenheimer kein Sozialist im Sinne der heutigen Sozialdemokratie. Er nennt sich einen Sozialliberalen und verwirft den, als System einer marktlosen, zentralistisch wirtschaftenden Gesellschaft verstandenen Kollektivismus, will aber, wie die Sozialdemokratie, den kapitalistischen Mehrwert aus der Welt

schaffen. Die Ausbeutung des Arbeiters durch den kapitalistischen Inhaber der Produktions- und Austauschmittel soll fallen. Nach der sozialdemokratischen Lehre, wie Marx sie begründet hat, ist dies ohne Vergesellschaftung der Produktionsmittel nicht möglich. Nach Oppenheimer ist es aber ohne dieses, in den obigen Kollektivismus mündende Mittel zu ermöglichen. Denn, argumentiert Oppenheimer, das kapitalistische Unternehmertum kommt nur dann in die Lage, die Arbeiter ausbeuten zu können, wenn das Angebot von Arbeitern die Nachfrage in der Regel übersteigt. Ist das Umgekehrte die Regel, so ist solche Ausbeutung ausgeschlossen. Es werde aber die Regel sein, wenn das Großgrundeigentum, das einen Fremdkörper im Organismus der auf dem freien Austausch beruhenden Gesellschaft darstelle, beseitigt sei. Dieses, das zuletzt auf politischer Gewalt beruhe, nicht aber das industrielle Kapital sei die Ursache, daß seit Ausgang des Mittelalters das Arbeitsangebot die Nachfrage immer wieder übersteige. Die Marxsche These, daß das industrielle Kapital es sei, welches durch immer neue Freisetzung von Arbeitern das Überangebot von Arbeitskräften beständig wiederherstelle und auf diese Weise sich eine stets disponible „Reservearmee" schaffe, mit deren Hilfe es den Lohn auf einen, ihren kapitalistischen Mehrwert lastenden Stand zu drücken vermöge, sei falsch, die Beweisführung, auf die Marx sie stütze, sowohl deduktiv wie induktiv fehlerhaft. Mit dieser These, dem „Gesetz der kapitalistischen Akkumulation", wie Marx es nenne, und das den Grundpfeiler der ganzen Marxschen Gesellschaftslehre bilde, fielen aber auch sämtliche wichtigen Folgerungen dieser Lehre dahin.

Alles das sucht Oppenheimer in dem vorliegenden Buche zu beweisen.

Er legt dabei das Hauptgewicht auf die Untersuchung der Marxschen deduktiven Entwicklung des bezeichneten Gesetzes und kann in der Tat feststellen, daß diese an einer sehr wesentlichen Stelle der zwingenden Schlüssigkeit entbehrt. Da nun die induktive Beweisführung bei Marx anerkanntermaßen hier sehr mangelhaft ist, Marx das empirische Material meist nur illustrativ vorführt, und selbst dabei von den Tatsachen oft verlassen wird, so wird es Oppenheimer leicht, den Beweis als nicht erbracht zu bezeichnen. Mehr noch, die Statistik des Landes, das Marx als typisches Beispiel für die kapitalistische Wirtschaft vorführt, England, zeigt im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine den gesamten Bevölkerungszuwachs bei weitem übersteigende Zunahme der industriellen Arbeiterbevölkerung bei Abnahme des Pauperismus und der Arbeitslosenziffern. Das beweist nach Oppenheimer, daß die Industrie als Ganzes nicht nur nicht Arbeiter „freisetzt", sondern im Gegenteil wachsende Arbeitsgelegenheit schafft. Die Freisetzung von Arbeitern rühre vielmehr aus der Landwirtschaft her, speziell aus dem feudal oder sonst gebundenen Großgrundeigentum.

Empirisch scheint das alles zu stimmen, tatsächlich aber leidet diese Darstellung unseres Erachtens an erheblich größeren Fehlern, als die Marxsche Deduktion. Der größte Fehler ist offenbar der, daß Oppenheimer Englands Arbeiterstatistik lediglich mit Englands Bevölkerungsstatistik in Vergleich stellt, dabei aber die Ausdehnung des Wirtschaftskreises, den Englands Industriearbeiter mit Industrieprodukten versorgen, ganz außer Betracht läßt. Weiter wird die ungeheure, mehr als sechs Millionen Köpfe umfassende Auswanderung Englands in der behandelten Periode, eine Auswanderung, die keineswegs nur aus Landarbeitern, sondern mindestens zu einem viertel aus gewerblichen Arbeitern bestand, ganz außer Betracht gelassen. Es gab eine Zeit, wo Englands Industriearbeiter selbst die Auswanderung ihrer überschüssigen Arbeitskameraden systematisch betrieben. Über diese und andere, hier in Betracht zu ziehende Tatsachen geht Oppenheimer viel zu leicht hinweg. Andrerseits ist der Nachweis, daß die Marxsche Deduktion an der Stelle der zwingenden Beweiskraft entbehrt, wohl formell gelungen, der Sache nach aber nicht so bedeutungsvoll, wie es den Anschein hat. Es handelt sich darum, ob der Lohn auf Kosten der Profitrate unbegrenzt steigen kann, ohne den Stachel zur Fortführung der Produktion behufs Akkumulation so abzustumpfen, daß Geschäftsstockung mit Arbeiterentlassungen usw. eintritt und Überfüllung des Arbeitsmarkts erneute Lohn-

senkung erlaubt, bezw. wo hier die Grenze für das Steigen der Lohnrate auf Kosten der Profitrate liegt; denn das Verschwinden jeden Profits würde natürlich auch das Verschwinden jeder Neigung zur Fortführung der Produktion bedeuten. Marx nimmt nun an, daß der Profitsatz nicht so tief sinken könne, als nötig wäre, um den Lohn wesentlich über eine Höhe zu bringen, bei der der Arbeiter gerade eine leidlich auskömmliche Existenz fristet. Das läßt sich nun theoretisch nicht beweisen, hat aber doch praktisch bisher immer noch die Erfahrung für sich, während Oppenheimers Annahme, der Profit könne womöglich bis auf gegen 0,01 % fallen, ohne den Reiz zur Akkumulation erschlaffen zu lassen, nicht nur alle Erfahrung, sondern auch alle Überlegung gegen sich hat. In der Wirtschaft handelt es sich nicht nur um Fortführung gerade bestehender Unternehmungen auf gegebener Stufenleiter, sondern um Erweiterung, Erneuerung und Vermehrung der Anlagen. Um dafür sein Geld zu riskieren, bedarf der Geldbesitzer aber eines erheblich höheren Reizes, als ihn die Aussicht auf 0,01 % Profit gewähren kann. Namentlich solange ihm wie heute, und wohl noch auf einige Zeit hinaus, die Alternative der Anlage seines Kapitals in ausländischen Werten offen steht. Spekulativ sich die Zeit auszumalen, wo „Trillionäre" die Produktion eigneten und wo also 0,01 % „ungeheure Einkommen" ergäben, die „immer noch starke Akkumulation gestatteten" paßt für einen heiteren Bierabend, aber nicht in eine wissenschaftliche Untersuchung. Marx hat die Grenze der möglichen Lohnsteigerung wohl zu eng gezogen, aber die Zunahme der Trusts und Kartelle zeigt uns, daß schon bei mäßiger Erhöhung des Arbeitseinkommens die Kapitalistenklasse gehörige Vorkehrungen dafür trifft, die Bestimmung der Profitrate nicht dem freien Walten der Konkurrenz zu überlassen. Auf diese Entwicklung nimmt Oppenheimer keinen Bezug, seine Deduktion unterstellt einen Markt mit völlig freier Konkurrenz. Einen solchen vorausgesetzt, ist ein quasi automatisches Steigen der Löhne als notwendige Folge der mit dem Anwachsen des Kapitals verbundenen wachsenden Nachfrage nach Arbeit wenigstens theoretisch denkbar. Aber die Wirklichkeit sieht eben anders aus. Die Konkurrenz war immer nur bedingt frei und erfährt durch die Feudalisierung des großen Industriekapitals in Syndikaten, Kartellen usw. zunehmende Einschränkungen. Die Wirkung dieser und anderer Hemmungen der freien Konkurrenz ist, daß selbst unter der günstigsten Gestaltung der Produktionstechnik das Endergebnis für die Arbeiter weit mehr der Marxschen als der Oppenheimerschen Theorie entspricht.

So kann die Oppenheimersche Kritik des Marxismus nicht zu dessen Überwindung führen. Der Arbeiterbewegung, die der Kapitalmacht in ihren wesentlichen Zügen so gegenübersteht, wie sie bei Marx erscheint, bietet sie keinen vollgültigen Ersatz für das, was Marx ihr gibt. Was Oppenheimer über die volkswirtschaftlich schädigenden Wirkungen des Großgrundeigentums sagt, fällt, wie er selbst betont, zum Teil mit Sätzen zusammen, die man auch bei Marx findet, deren volle Konsequenzen aber weder von Marx noch von dessen Schülern bisher gezogen wurden. Hier wäre also die Marxsche Lehre zu ergänzen. Aber aus dieser Ergänzung würde keinenfalls eine grundsätzliche Änderung der Haltung der Arbeiterklasse abzuleiten sein. Erstens weil in Ländern des vorgeschrittenen Industriekapitalismus das Großgrundeigentum schon nicht mehr eine so verhängnisvolle störende Rolle spielt, wie Oppenheimer sie ihm zuschreibt, und zweitens weil es dort so eng mit dem industriellen und kommerziellen Großkapital verbunden ist, daß es gar nicht gestürzt werden kann, solange das Erstere Herrscher bleibt. Am Fundament der Arbeiterpolitik ändert die Oppenheimersche Kritik des Marxismus nichts, dagegen kann sie in bezug auf manche Zwischenlagen befruchtend auf sie einwirken. Der Sozialist, der Oppenheimers Buch gelesen, wird das Agrarproblem erheblich anderen Blickes ansehen, als vorher. Manche werden außerdem auch ihren Marx besser kennen gelernt haben. Denn nicht das geringste der Verdienste dieser Schrift ist es, tiefer in die Kerngedanken der Marxschen Lehre einzuführen, als die große Masse der Marx-Kommentare. Mit glänzender Kraft und Durchsichtigkeit des Stils geschrieben, gewährt sie in einzelnen Teilen durch

die meisterhafte Geschlossenheit im Aufbau der Folgesätze schon vom rein ästhetischen Standpunkt aus großen Genuß. An anderen Stellen freilich, und ganz besonders da, wo Oppenheimer seine Lieblingsideen vorführt, macht sich dann wieder ein Hang zum rabulistischen Wegdisputieren von Schwierigkeiten störend bemerkbar. Oppenheimer ist etwas schnell im Aufstellen von „Gesetzen", die bei näherer Betrachtung nur Anwendungen von allgemein bekannten Regeln darstellen. Aber er ist immer anregend. Er lehrt ökonomisch denken. Die Kontroverse steht namentlich auf dem Gebiet der sozialen Ökonomie in Deutschland im allgemeinen auf keiner sehr hohen Stufe. Um so angenehmer berührt daher ein Buch, das in der Absicht verfaßt ist, Polemik im besten Sinne des Wortes zu führen, und auf vielen Seiten von der Fähigkeit Zeugnis ablegt, dies Programm in Wirklichkeit umzusetzen.

Ed. B

Das Buch einer Zeitströmung

Wohl stets hat die allmähliche Verschiebung des kulturellen Lebens den Unterschied zwischen der älteren und jüngeren Generation zugleich als einen Unterschied der Lebensanschauungen hervortreten lassen. Selten aber ist dieser Unterschied so scharf und gegensätzlich geworden, wie gegen das Ende der achtziger und zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Was diese Verschärfung unmittelbar veranlaßte, das war die skrupellose Agressivität der Jugend gegen alles, was den Älteren durch Brauch und Sitte geheiligt schien: es war eine Zeit lang, als sollte die ganze Organisation des menschlichen Lebens aus dem Stegreif renoviert werden.

Wohl hatten sich auch die älteren Generationen für die Freiheit von Tat und Wort engagiert, und an Kühnheit des antikonventionellen Gedankens stehen zumal die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts kaum hinter seinem Ende zurück. Aber nur in wenigen Naturen führte der Elan des Gedankens dahin, ganz den Bann des Konventionellen zu durchbrechen, nichts was nur in ihm seine Wurzel hatte, als notwendig und berechtigt anzuerkennen. Man pries das Recht des freien Gedankens, man übertrieb ihn theoretisch bis zum äußersten, aber in jeder praktischen Stellungnahme hielt man sich doch an das Schema der konventionellen Begriffe und Forderungen; allenfalls mit der Begründung, es sei nicht lebensklug, sich ihnen zu widersetzen. Es war ein Waffenstillstand der praktischen Vernunft, der von dem jungen Geschlecht nun plötzlich als fauler Friede empfunden wurde. Die Wirkung Ibsens — etwas später und vielleicht in etwas anders gearteten Naturen die Verehrung Nietzsches — waren Ausdruck und Widerhall dieser Stimmung.

In der älteren Generation galt jede Art von Emanzipation als Zeichen eines mißlichen Charakters und war es wohl auch in der Mehrzahl der Fälle. Von der jüngeren Generation kann man getrost behaupten, daß nicht viel taugen kann, wer nicht wenigstens ein paar Jahre seiner Jugend an jenen revolutionären Empfindungen Teil gehabt und sich nicht wenigstens einige Wünschbarkeiten, um nicht zu sagen Ideale, aus jener Epoche erhalten hat. Es war keine politische Revolution, von welcher man träumte. Das Politische erschien fast als eine Angelegenheit zweiten Ranges. Alles Trachten und alle Sehnsucht galt der Reinigung des Lebens von den einschränkenden Formalitäten, den sanktionierten Fälschungen und Feigheiten der Konvention in jedem Sinne; und der Angriff auf die Berechtigung der Ehe, der gegenüber der Wert der freien Liebe gefeiert wurde, war nur ein Symptom unter vielen. Mochte im allgemeinen das Ziel der Bewegung nicht eben klar vorgestellt und scharf formuliert sein, in ihren Motiven lag ein inneres Recht, das ihr auch da noch Schwung und Pathos verlieh, wo sie dem äußeren Scheine nach realistische Auffassungen und Handlungsweisen in übertreibender Jugendlichkeit allzusehr begünstigte.

Der damalige Eifer ist allerdings rasch verflogen. Wenige nur sind dem eigentlichen Wesen der Bewegung treu geblieben. Wenn diese ursprünglich eine bewußte Souveränitätserklärung der Vernunft war, und ihre

Anhänger die Forderung nach Objektivität und Klarheit um jeden Preis — auch über sich selbst — auf ihre Fahne schrieben, so lag gerade hierin ein verhängnisvoller Umschlag vorbereitet. Man hatte in der erwünschten Neugestaltung des allgemeinen Lebens doch eben mit diesem Leben, wie es nun einmal war, zu rechnen, ein völliges Improvisieren war unmöglich; und gar in der Gestaltung des eigenen Lebens mußte man schließlich die eigene Anlage und Verwertbarkeit in Anschlag bringen. So kam man schnellen Schrittes von schrankenlosem Rationalismus zur Betonung der Triebe und Individualitäten. In der persönlichen Entwicklung der literarischen Führer, Ibsens und Nietzsches an der Spitze, tritt an entscheidenden Wendepunkten ihres Lebens der gleiche Umschlag deutlich hervor. Vielleicht war man triebhafter und individueller gewesen, als man diesen Akt der Selbstanalyse noch nicht begonnen, sich noch nicht den Selbsttäuschungen einer reflexiven Intellektualität mit ihren etikettierten Ehrenwertigkeiten ausgesetzt hatte — dessen ungeachtet begann man nun höchst irrational den Instinkt zu verehren; behandelte die Eigentümlichkeiten der Rasse als Fatum (Chamberlain), statt als allerdings gegebenes Material der Selbstbestimmung; und statt einer Vertiefung der Erkenntnis in menschlichen Dingen weiter nachzustreben, verdächtigte man den Wert der Vernunft überhaupt nach Möglichkeit, indem man ihm die Mißgriffe einer übertriebenen Intellektualität als notwendige Folge imputierte. So revolutionierte man gewissermaßen gegen die Revolution und ergab sich einem skeptischen Relativismus, der schließlich wieder das Recht des Bestehenden als solchen verfündete.

Von dem alten revolutionären Pathos blieb nicht viel mehr zurück, als kleine Aversionen gegen bestimmte Arten der Konvention; während man im übrigen, irre geworden an dem Leitstern der eigenen Vernunft, von instinktiven Sympathien gegenüber anderen Kulturen und Konventionen Fingerzeige für die Gestaltung der eigenen kulturellen Zukunft erhoffte. Unfähig, die Kompetenzen der Vernunft dem individuellen Leben gegenüber abzugrenzen, gab man sie preis und verfiel damit einer unkritisch-romantischen Verehrung gewesener, in ihrer Weise erfüllter Ideale: Renaissance, germanische Vorzeit, Römertum, indische Weisheit oder dergleichen. Und hiermit bezeichne ich noch die Entwicklung solcher Naturen, in denen die erste Bewegung wenigstens weiterwirkte, statt, wie in den meisten anderen, mit Resignation oder völliger Kapitulation vor dem Althergebrachten zu enden. —

Vor mir liegt ein Buch, das den Reiz und Zauber jener ersten anti-konventionellen Schilderhebung mir ganz zurückgerufen hat. „Ellen Olestjerne, eine Lebensgeschichte" von F. Gräfin Reventlow. Nicht so sehr in die Ideen, als in die Grundstimmung jener Tage führt uns die Verfasserin zurück. Sie ist zu frauenhaft, um im Intellektuellen ihre Stärke zu haben; Theoretisieren liegt ihr fern: sie erzählt uns ein Schicksal. Ellen Olestjerne ist in allen Lebensäußerungen eine typische Vertreterin jener stürmischen Zeit. Sie scheint von Kindheit auf für dieselbe prädistiniert. Aber das Buch gibt und zeichnet unendlich viel mehr als einen typischen Fall; es läßt sich keine Konstellation ersinnen, wo jener Gegensatz der Generationen zu stürmischeren Wendungen des Lebens, zu härteren Konflikten hätte führen können: hervorgegangen aus einem Lebenskreise, der in allem Traditionellen zugleich das Primat seiner Stellung zu schützen hat, durch Phantasie und Temperament schon als Kind jeder Einschränkung feind, als Mädchen in offenem Kampf gegen die nivellierenden Anforderungen der Schulen und Pensionate; dabei doch nicht geleitet von blindem Trotz, sondern in dem aufreizenden Gefühl, gegen Mißdeutung und Ungerechtigkeit wehrlos zu sein, so durchlebt Ellen Olestjerne eine Jugend, die manche andere gebrochen oder verbittert hätte. Es liegt etwas Rührendes darin, wie ihre Natur in diesem aufgezwungenen Kampfe nach Möglichkeiten der Liebe und inneren Erfülltheit verlangt, und doch auf allen Seiten nur ein hartes „Du sollst" oder ein abweisendes „Das geht nicht" zur Antwort erhält. In solcher Kindheit mußte sich eine besonders starke Empfänglichkeit für die revolutionären Tendenzen entwickeln, die in jener Zeit bis in die obersten Schichten der Bevölkerung hinein sich fühlbar machten. Bald genug finden wir Ellen als Mitglied eines Ibsenklubs, der Ein-

druck, den Nietzsches Zarathustra auf sie macht, ist für sie überwältigend, und die Tendenz der Zeit, Befreiung von dem Zwang aller bloß konventionellen Forderungen wird ihr zur persönlichsten Angelegenheit und Sehnsucht. Aber Ellen Olesjerne ist nicht der Mensch, bei Drang und Sehnsucht stehen zu bleiben; sie macht Ernst mit all dem, was die anderen nur wünschen und träumen. Vielleicht ist dies der tiefste Zug ihres Schicksals. Sie ist kühn genug, die Konsequenzen auf sich zu nehmen, stark genug, den Gefahren, die mit solcher Emanzipation verbunden sind, als Mensch und Charakter nicht zu erliegen. Wie die Tochter der Olesjernes in nachtwandlerischer Unbedenklichkeit Heimat und Familie den Rücken kehrt, um in München ihre jugendlichen Träume von einem freien in der Kunst erhobenen Dasein zu erfüllen; wie sie mittellos und noch unfähig sich selbst zu erhalten, neben dem Rausch freien Künstlerlebens alle Kehrseiten der Bohème, Hunger und Entbehrung, Krankheit und Verlassenheit durchzukosten hat, und doch in den Wirrnissen eines solchen Lebens sich behauptet, wiederum ohne zu zerbrechen oder zu verbittern — das ist mit ergreifend schlichter Wärme und Wahrhaftigkeit in dieser Lebensgeschichte beschrieben worden.

Dabei erheischt die Art der Darstellung in ihrer Sachlichkeit und Prägnanz wohl eine besondere Beleuchtung. Der realistischen Epoche unserer Literatur ist oft genug ihr Mangel an Form, unnötige Breite, Mattigkeit in Betonung und Auswahl, Unselbständigkeit gegenüber dem ewig gleichen Strome des Wirklichen zum Vorwurf gemacht worden. Wo aber unsere Jüngeren mehr auf Ton und Auswahl, auf Form und Symbolik dringen, da beginnt wiederum der Blick für das Wirkliche, innerlich Notwendige in seiner Schärfe zu erlahmen. Es gibt nicht viele Bücher, die beiden Forderungen gerecht werden. Ich rechne zu ihnen Ellen Olesjerne. Hier ist überzeugende Kraft der Wirklichkeit; und zugleich überzeugende Kraft des Stiles, die den Ton überlegenen Humors ebenso leicht und sicher trifft, wie die schweren Akzente, welche den starken und tiefen Erschütterungen des Lebens ihr Gepräge geben. Vielleicht sieben allerdings in dieser Beziehung die mittleren Teile des Buches hinter den Anfangs- und Schlußpartien etwas zurück; eins aber geht der Verfasserin nie verloren, das ist eine in ihrer Vornehmheit Bewunderung erregende Distanz gegenüber dem Stoffe: auch das Verurteilenswerte weiß sie mit künstlerischer Liebe zu gestalten; will der Leser Partei ergreifen, so wird er es schon von selber tun. Und er wird es tun.

Man möchte annehmen dürfen, daß dieses Werk nicht auf tatsächlichem Erleben, sondern auf freier Erfindung beruhe, nur um mehr solche Bücher von der Verfasserin gewärtigen zu können. Denn noch einmal eine solche Fülle aufreibenden Erlebens in greller Wirklichkeit durchzukosten, wäre für die Kraft eines einzelnen Menschendaseins wohl zu viel. Sr.

Wie ich es sah

Vielleicht wäre es heute im Zwischenakte der Kunsterziehungstage — interessant und nützlich, wenn jedermann sich die ersten Kunstbegegnungen seiner Kindheit klarmachen und sie schildern wollte. Es mag sich dabei häufig ein beinruhigender Zusammenhang mit der Lebensauffassung seiner späteren Jahre ergeben, der zur Vorsicht mahnt.

Aus diesem Gesichtspunkte heraus teile ich die folgende Kindheitserinnerung hier mit:

In meinem dritten Lebensjahre wurde ich bei einem Besuche mitgenommen, den meine Mutter ihrer Heimat abstattete. Meine Großeltern, bei denen wir wohnten, besaßen eine alte Bilderbibel, in der besonders einer der, von Stockflecken halb zerstörten Holzschnitte mir einen unauslöschlichen, sowohl majestätischen als fürchterlichen Eindruck machte. Wie ich glaube war darauf der siebente Schöpfungstag dargestellt. Genau kann ich das nicht sagen, da ich später die alte Bilderbibel nicht wieder zu Gesicht bekam. Desto deutlicher erinnere ich mich, daß das Bild in zwei Teile geteilt war. Oben der Himmel, in dem auf einer Wolkenbank der liebe Gott saß, seine dicke Strahlenglorie wie einen Matrosenhut auf dem Hinterkopfe befestigt. Unten auf der Erde mühten sich hier und da verstreute winzige

Menschen, die das Land gruben, hinter Jagdtieren herrannten, miteinander kämpften, oder, zu irgend einem Zwecke, schwere Steinlasten schleppten. Manche standen mit gesenktem Haupte vor Altären und beteten. Die Erde war in verschiedene Felder eingeteilt, die in einer sonderbaren Weise mit Linien begrenzt waren, von deren brauner Farbe ich heute nicht zu entscheiden wage, ob sie der Künstler beabsichtigte, oder ob die Zeit sie hinzugab. Jedenfalls machten sie mir damals den Eindruck von Mauern. Die Linien liefen die Kreuz und Quer, und die Menschen, die dazwischen standen, hatten, meiner Anschauung nach, alle etwas hilf- und ratloses in ihrer Haltung.

In meinem nachdenklichen kleinen Kinderherzen hatte ich denn auch sogleich die Lösung hierfür gefunden. Ich dachte mir, daß die Leute dort traurig wären, weil sie einander nicht sehen konnten, denn natürlich waren die Mauern ja viel zu hoch für die kleinen Menschen, so daß jeder sich einsam wähnen mußte, während doch sein Mitmensch und Gehilfe nur wenige Schritte von ihm sich gleichfalls ganz allein abmühte.

Dies schien mir manchmal so kläglich, daß ich weinen mußte. Das Absonderlichste und Furchtbarste aber lag für mich in dem Benehmen des lieben Gottes. Mag sein, daß an meinem Befremden die etwas gewaltsame und dem Kinde unbegreifliche zeichnerische Verkürzung schuld war; mag sein, dem Holzschneider ist das beabsichtigte gütige Gottes-lächeln in eine Grimasse vergeraten, jedenfalls unterlag es für mich keinem Zweifel, daß Gott, trotz Strahlenkrone und pompös gebauschtem Mantel sich auf seinem Wolkenthrone hell auflachend hintenüber geworfen hatte.

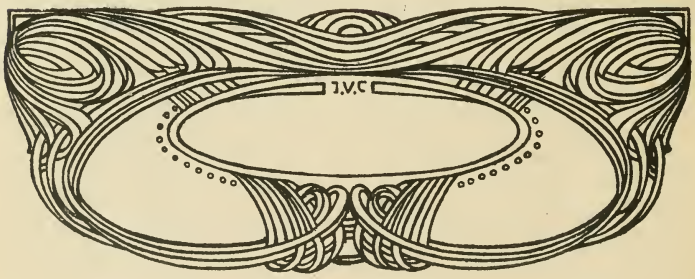
Und nun lag er da, das eine Bein hoch in die Luft gestreckt, blickte zu den armen Menschlein herab, die sich da unten quälten und lachte.

Ich hörte ihn förmlich.

Es hatte lange gedauert, bis ich diese naive und heidnische Vorstellnug losgeworden bin. Und noch heute, wenn ich die große Mühe, Einsamkeit und Sehnsucht der Menschen betrachte, blicke ich manchmal unwillkürlich empor und droben, im blauen Grau des Himmels glaube ich dann eine dunkle mächtige Gestalt zu gewahren, die sich auf ihrem Wolkensessel hintenüberwirft und lacht und lacht.

Ich höre es förmlich.

Anselm Heine.



Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

AP
30
N5
1904
Bd.1

Neue Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY